Deutsche Revue

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dreizehnter Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1888.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

L 4
1,13; -

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIII.

(Januar bis März 1888.)

Seite

Erinnerungen an Botho von Hülsen gesammelt von Helene von Hülsen. VII. VIII. IX. 1. 155. 300

Wilhelm Berger: Vom Stamm der Asra. Novelle 17

Albert Schäffle: Die finanziell-wirtschaftliche Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten. I. II. (Schluß.) 35. 172

Julius Budge: Die Haut des Menschen. I. II. III. (Schluß.) 53. 195. 323

Siegmund Münz: Francesco Crispi. I. II. III. (Schluß.) . 65. 203. 336

Eduard Graf Lamezan: Das Recht und die Gesellschaft 75

Curt von Zelau: Wiener Meisterateliers 84

Bernhard Langkavel: Die Zeitalter des Glaubens und Wissens 94

Ludwig Habicht: Wanda Wild. Novelle. I. II. (Schluß.) . . 129. 257

Rußlands Schwächen. Von einem preußischen General 211

Georg Weber: Vor zweihundert Jahren. I. II. (Schluß.) . . . 215. 350

K. Bruchmann: Die klassische Bildung 226

Zur Genesis der Weltstellung Rußlands 316

Die Wissenschaften und der Frieden. Ein Brief von Professor Jules Zeller in Paris an den Herausgeber der Deutschen Revue . . . 346

Berichte aus allen Wissenschaften:

Astronomie.

J. Scheiner: Über das Alter der Fixsterne 104

Staats- und Rechtswissenschaft.

L. Geßner: Fortschritte im Völkerrecht 108

48230

Digitized by Google

Seite

Philologie.

A. F. Hyrtegger: Die Übertragung der antiken Klassiker . . . 111

Forstwissenschaft.

Schwappach: Zusammensetzung und Bewirtschaftung des Waldes 236

Sprachwissenschaft.

A. Kirchhoff: Die Bedeutung der Schleyer'schen Weltsprache . . 240

Zeitbeschwerden.

Das Übermaß der Schriftlichkeit in Rechtspflege und Verwaltung . 120

Kleine Revuen:

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie 114. 245. 364

Litterarische Revue 374

Litterarische Berichte 123. 254. 378

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Digitized by Google

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Das zweite Benefiz der Frau Crelinger 3. Mai 1862.

Der Beginn der sechziger Jahre hatte große Veränderungen in bezug auf das Künstlerpersonal der königlichen Theater hervorgebracht. Im Schauspiel war die liebliche Lina Fuhr, die sich mit dem Geheimrat Waldau verheiratet, ausgeschieden, und Frau Formes, eine immerhin in ihrem Fach, als „Deborah", „Grille" ꝛc. sehr hervorragende Schauspielerin, hatte sich pensionieren lassen. Fräulein Johanna Wagner, jetzt Frau Jachmann, deren wundervolle Stimme indessen wesentlich gelitten, war von der Oper zum Schauspiel übergegangen und hatte daselbst, anstatt in der Gluck'schen, in der Goethe'schen Iphigenie ihr erstes Debüt gemacht. Botho von Hülsen hatte demnach die äußersten Anstrengungen zu machen, um die großen Lücken bestmöglichst auszufüllen und dem königlichen Institute neu auftauchende Talente zuzuführen. Im Schauspiele war es die bildschöne Ida Pellet, Schülerin von Devrient, welche den nächsten Ersatz für Lina Fuhr, in der Oper Fräulein Lory de-Ahna, welche denselben für das Fach der Jachmann bildete. Auch war daselbst, gleich nach dem Ausscheiden der Frau Herrenburg-Tuczeck, die jugendlich geniale Pauline Lucca aufgetaucht und mit dieser eine neue Glanzepoche der königlichen Oper eröffnet worden. So waren die rastlosen Bemühungen des Generalintendanten denn nach verschiedenen Seiten von glänzendem Erfolge gekrönt, und der König wie das Publikum höchlich befriedigt worden. — — Es war denn auch der erstere besonders geneigt, den Vorschlägen und Wünschen seines von ihm auf das freudigste anerkannten Intendanten nach Möglichkeit zu entsprechen, und dieses zeigte sich namentlich auch in bezug auf Frau Crelinger. — Fünfzig Jahre waren verflossen, seit diese unter Iffland 1812 die Bühne betreten und ihren Platz daselbst ruhmreich behauptet hatte. Mein Mann machte sich also eine

Digitized by Google

Freude [illegible] diese hervorragende Künstlerin als solche zu ehren, und erbat sich vom Könige Wilhelm das Opernhaus für die Feier ihres 50jährigen Benefizes. — Noch einmal trat also die fast 70jährige Matrone nunmehr in der Rolle der Iphigenie von Goethe im königlichen Opernhause auf, und man kann nur sagen, daß Organ, Erscheinung und Verständnis des Gegebenen bewunderungswürdig waren. Natürlich war der Zuschauerraum bis auf den letzten Platz besetzt, das Publikum sehr warm, und Seine Majestät der König so huldreich, der Vorstellung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Ich saß, meinen geliebten Gatten neben mir, in der Intendantenloge des Opernhauses und schaute bewundernd auf die hehre Priesterin, der die unsterblich schönen Strophen wie Musik von den Lippen flossen. Zehn Jahre früher hatte ich Frau Crelinger den grünen Kranz aus unserer Schauspielloge geworfen und damals ihr Herz damit gerührt. Heute nun flog der goldene Lorbeerkranz, von meiner Hand geworfen, zu der Gefeierten Füßen nieder. Hendrichs hob denselben auf und krönte, sich tief gegen die Intendantenloge verneigend, damit die Künstlerin. Das Publikum jubelte und ergoß sich in einem Beifallssturm. Den folgenden Mittag fand ein großartiges Festessen, zu Ehren der Frau Crelinger, im Saale des königlichen Schauspielhauses statt, an dem sich natürlich fast die Gesamtheit der Künstler und der Gefeierten Freunde ꝛc. beteiligten. Mein Mann benutzte diese Gelegenheit, um der Jubilarin folgende Ansprache zu halten, die mit einem Toaste endete und als ein schlagender Beweis von seiner Auffassung der Kunst und Künstlerschaft hier gebieterisch eine Stelle fordert. Sie lautet:

„Die Feier fünfzigjährigen künstlerischen Wirkens unserer Auguste Crelinger findet heute, mit dieser Vereinigung, ihren Abschluß. Ihre Bühnenthätigkeit aber endet nicht, — und dessen freuen wir uns alle! — Es kann als ein seltenes Glück bezeichnet werden, wenn eine dramatische Künstlerin, über ein halbes Säkulum hinaus, noch rüstig und frisch für ihren Beruf, sich denselben hingeben darf, — zumal wenn der Rückblick auf diese Zeit ein so schöner und genugthuender ist! — Der Jubilarin war es vergönnt, mit dem herrlichen Talente, welches ihr verliehen worden, Schillers, Goethes, Lessings und Shakespeares Frauengestalten mit zuerst zu beleben. — Wie sie das gethan und was sie sonst noch gestaltet, davon zeugen tausend und abertausende. Auguste Crelingers Leistungen gehören der Kunstgeschichte an und bedürfen hier nicht des Lobes! — Aber nicht genug kann es anerkannt und muß es an geeigneter Stelle und bei passender Gelegenheit, wie der heutigen, ausgesprochen werden, daß Auguste Crelinger stets und immer mit heiligem Ernste an ihre Aufgaben heran getreten ist! — Es muß dieses ausgesprochen werden in einer Zeit, in welcher die modernen Virtuosen der dramatischen Kunst diesen Weg mit industrieller Virtuosität vermeiden, edlem und wahrem Streben entgegen nur sich und nicht der Sache dienen, ja selbst die unkünstlerischsten Mittel oft nicht verschmähen, um von der großen Masse angeschrieen zu werden, und — den Säckel zu füllen! Dieser verderblichen, leider immer mehr um sich greifenden Richtung gegenüber steht Auguste Crelinger, eine Priesterin der wahren Kunst, unbeirrt und festen Sinnes voran! Möge sie noch lange in Gesundheit

Digitized by Google

und künstlerischer Kraft den Kunstjüngern ein Vorbild, dem Institute eine Zierde, dem Publikum eine Freude bleiben!" —

Diese Rede verfehlte nicht, einen großen Eindruck zu machen. Mehrere Mitglieder sprachen sich wahrhaft enthusiastisch darüber aus, und Frau Crelinger bethätigte ihren Dank so warm, als es ihr überhaupt nur möglich war. Auch für mich bildete dieses ihr zweites Künstlerbenefiz eine der zahllosen, schönen und großen Erinnerungen, die ich, als Frau des Intendanten und begeisterte Kunstenthusiastin, zu verzeichnen habe. Das Jahr 1862 brachte meinem Manne übrigens noch eine Wunscherfüllung, die mich sehr für ihn erfreute. Es war dieses eine Reise nach England, die für ihn ein um so größeres Interesse gewann, als daselbst die erste große Weltausstellung im Kristallpalaste zu London stattfand. Natürlich hätte ich ihn mit Vergnügen begleitet, zumal ich ziemlich fertig Englisch sprach und von jeher ein besonderes Interesse an dem stolzen Inselande, seiner Litteratur und historischen Entwickelung genommen hatte. Aber unsere vier, sich zu unserer gesteigerten Freude entwickelnden Kinder konnten die Mutter nicht wohl so lange entbehren, und so begnügte ich mich denn, dem Innigeliebten so viel als irgend möglich in Gedanken zu folgen, was mir dessen voluminöse, oft noch in tiefster Nacht geschriebenen Briefe auch sehr wohl ermöglichten. — Die Themsestadt ist seit diesen verflossenen fünfundzwanzig Jahren so viel besucht und auch den Deutschen so viel vertrauter geworden, daß sich umfassendere Mitteilungen der damals von meinem Manne empfangenen Eindrücke schwerlich besonderer Neuheit rühmen dürften. Aber einige Auszüge aus seinen damaligen Briefen will ich doch hier gleichfalls ihren Platz finden lassen, da sie einerseits eine kulturhistorisch interessante Episode in der Eröffnung der ersten großen Weltausstellung, und andererseits auch einen tieferen Einblick in das London von 1862 gaben. — Mein Mann schreibt also an mich unter dem Datum des 20. Juli 1862.

London, Norfolkstraße 21.

„Von Brüssel über Calais ging es also nach Dover! Schon hier bekam ich einen Begriff englischer Großartigkeit und Fürsorge. Als unser Dampfschiff nämlich an das Ufer legte, mußten wir eine Treppe von ca. 20 Stufen hinaufsteigen. Hierselbst aber fanden wir (wo fände man sonst wohl ähnliche Rücksichten für die Bequemlichkeit der Fremden!) ein Koupee, welches uns aufnahm und mehrere hundert Schritte bis zum eigentlichen Bahnhofe heranführte. — Um 6 Uhr in der Weltstadt, deren Anblick schon meine größten Erwartungen übertraf, und deren Ordnung und Reinlichkeit, bei diesem unglaublichen Getriebe, unbeschreiblich sind. —

Zugleich auch entfaltet London, in dem vernünftigen Bestreben Luft und Licht möglichst zu schaffen, eine eigene Originalität in den Squares, kleinen, grünen Plätzen, welche die endlosen Straßen oft auf das wohlthuendste unterbrechen. Wahrhaft frappiert aber wurde ich durch den ersten Anblick des St. James-Parks, der mir mitten in der Stadt eine weidende Schafherde zeigte. Ein originaler Kontrast, wie denn überhaupt das ungenierte Sichgehenlassenkönnen des Einzelnen hierselbst sehr behaglich auf mich wirkt. Das Prinzip des

Digitized by Google

Engländers ist: „Es wird niemand bevormundet, und die unbeschränkte, persönliche Freiheit nur behindert, wenn dadurch eine Störung der Ruhe und Ordnung entsteht."

Der Konstabler ist eine geheiligte Person, der beste Freund des Publikums, der sicherste Schutz und Führer der Hülfsbedürftigen und Unwissenden. Wo er geht, pflegen sich die Massen wie von selbst zu teilen, und die anscheinend unlösbarsten Konflikte der Wagen, Kabs, Omnibusse und Fußgänger sind gehemmt, sobald er den Arm erhebt, neu bewegt, sobald er ihn wieder sinken läßt. — Weil jedes Auge an dem Konstabler hängt und die Autorität des in ihm repräsentierten Gesetzes eine so unantastbare ist, — darum kann diese auf die strikteste Ordnung basierte Freiheit hier zur Geltung kommen. Sobald ich, hier in Norfolkstreet ein behagliches Unterkommen gefunden, begab ich mich in die Ausstellung. — Dir diese in ihrer Pracht, Fülle und Großartigkeit, mit ihren aus allen Enden der Welt hergebrachten Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten zu beschreiben, gebe ich auf, denn, wer sie nicht gesehen, hat doch keinen Begriff davon. Die Größe des Raumes aber kannst du ungefähr daran ermessen, daß man eine mächtige Orgel, an einem Ende desselben aufgestellt, kaum bis über die Hälfte hört, von dort ab aber nicht mehr einen Ton vernimmt. Die Fontaine im Eintrittsraume ist so hoch, wie sie wohl nicht häufig, selbst auch ein Herrscher in einem seiner Parks oder Gärten aufzuweisen hat, und die Abteilung mit den verschiedenen Maschinen ꝛc. macht den Kopf schwindeln. — Das Menschengedränge ist immer enorm, besonders bei dem herabgesetzten Eintrittspreise, der nur einen Schilling betragen darf, damit die Zahl der Münzen auch zugleich eine Kontrolle über die Anzahl der Besucher liefert. — Es ist mit einem Worte ein unbeschreiblicher, durch keinerlei mir mögliche Schilderungen zu beschreibender Eindruck. — Mündlich hoffentlich mehr davon. —

London, d. 22. Juli.

Gestern Abend begab ich mich denn, da Coventgarden momentan geschlossen ist, in das Lyceum-Theater, in dem ein seltsames Stück gegeben wurde. In demselben kommt eine Mondscheinszene vor, in der ein Mann ein Mädchen ermorden will. Dieses wird aber durch ihren dazwischen stürzenden Liebhaber verhindert, der sich mittels eines biegsamen Baumes plötzlich herunterläßt und wütend dazwischen fährt. Es war dieses überraschende Vorkommnis sehr geschickt gemacht, das Interessanteste aber doch ein auf diese Vorstellung folgendes Wandelbild. Es wurde in diesem z. B. auch die gesamte königliche Familie, in tiefer Trauer um die Herzogin von Kent, Mutter der Königin Viktoria, in Gruppe gezeigt, und dazu „God save the Queen" gespielt. Bei dem Anblick der hohen Herrschaften und dem ersten Tone der Nationalhymne aber erhob sich das ganze Publikum, was wahrhaft ergreifend war. Ein schöner Beweis der tief eingewurzelten Pietät des Engländers gegen den Nimbus seines Königtums! — Der Blick von der Waterloo-Brücke, die St. Pauls Kathedrale im Hintergrunde, die ich gestern auch überschritten, ist übrigens genau derselbe, den Gropius für „Flick und Flock" aufgenommen und gemalt hat, so daß du ihn,

Digitized by Google

geliebte Frau, daselbst gesehen hast. — Ein gewisser Herr Alberto, der mich hier ein wenig orientiert, führte mich danach auch nach Withehall, und man zeigte mir daselbst die Stätte, wo König Karl I. hingerichtet wurde. Auch besahen wir natürlich die schöne Westminster-Abtei, die ein prächtiger Bau und mit vielen Denkmälern von Englands Königen, großen Männern und Berühmtheiten geschmückt ist. Hier schlummern auch die beiden großen königlichen Nebenbuhlerinnen, Maria Stuart und Elisabeth von England, beide in weißer Marmorgestalt auf ihren Särgen ruhend, nicht weit von einander den irdischen Todesschlaf! Weniger befriedigt als diese, wirklich in ihrer Art einzige Westminster-Abtei, hat mich indessen der später besichtigte, so vielfach beschriebene, oft mit Grausen besprochene Tower. — Es ist über denselben so viel gesagt und geschrieben worden, daß dessen Merkwürdigkeiten, wenigstens für meine Person, doch hinter meinen dieserhalbigen Erwartungen zurückgeblieben sind. Interessant ist der alte Turm, auch Blutturm genannt, in welchem König Richard III. seinen Bruder, den Herzog von Clarence, in einem Faß mit Malvasier ertränken ließ. Auch zeigte man mir die Fensterscheibe, in der die arme, jugendschöne Johanna Grey während ihrer traurigen Gefangenschaft hierselbst, die viel beredten Worte: „Wie Gott will" (As God will) gezeichnet, und den Platz, auf dem sie sowohl als auch Anna Boleyn und Katharina Howard hingerichtet worden sind. Jedenfalls haben die Mauern des Towers viel Erschreckliches gesehen; er enthält augenblicklich eine sehr schöne Waffensammlung und viele Kostbarkeiten, Kronen und Kronjuwelen. — Ich war aber doch nicht so befriedigt und imponiert davon, als ich mir dieses vorgestellt hatte. Lebe wohl für heute, und bald noch ein weiteres. Mit Gruß und Kuß

dein alter Mann.

Ich füge diesem Brief meines lieben Mannes nur noch einige Zeilen hinzu, die den Schluß seines damaligen Londoner Aufenthaltes, und Her Majesty's Theater behandeln. Er sagt darüber so wie über die in demselben gesehene Vorstellung: „Her Majesty's Theater ist ein wundervoller Bau. Vier bis fünf Seitenbogen gehen völlig in die Bühne hinein, und das ganze ist jedenfalls, für die Verwaltung sowohl als auch für das Publikum, höchst bequem und zweckentsprechend. Die Dekorationen der von mir daselbst gesehenen Aufführung fand ich gleichfalls brillant, die Vorstellung selbst aber zusammen gewürfelt. Die hervorragenden Kräfte stehen auch hier wie in Paris vereinzelt da und finden sich oft in dem schroffsten Gegensatze zu ihrer Umgebung, so daß an kein von mir so hoch geschätztes und so unablässig erstrebtes Zusammenspiel „Ensemble" zu denken ist. — Auch fand ich eigentlich nur eine Tänzerin, auf welche ich mit einiger Hoffnung auf Erfolg für Berlin unterhandeln möchte, — wenn sie nämlich für unseren Kassenzuschnitt bezahlbar sein sollte. Überhaupt werde ich mir der Schätze erst recht bewußt, welche wir momentan in Marie Taglioni, Fräulein Casati in Berlin bezüglich des Ballets besitzen." Über die letzten Eindrücke in und bei London fährt dann mein Mann noch in seinem Schlußbriefe fort:

Digitized by Google

„Bei der mir nur für London und seine Umgebungen vergönnten Zeit blieb mir nach Besichtigung der Katharinen-Docks und des Buckingham-Palastes, der von Karl II. erbaut ist, ꝛc., hauptsächlich aber auch der Besuch von Schloß Windsor, der Lieblingsresidenz der Königin Viktoria. Es ist indessen auch nötig, sich diesen möglichst bis zuletzt zu versparen, denn Windsor-Castle ist nach meinem Geschmack doch das Schönste und Großartigste. Wie vermöchte ich den Komfort, die Pracht und den Geschmack zu schildern, den dieses echt königliche Residenzschloß in sich zusammenfaßt! Und dann der Blick von der Terasse auf den Park, — und die Fernsicht bis nach Eton hinüber. Es ist wundervoll! — Auf einer sich bald an diese Ausflucht knüpfenden Fahrt von Portsmouth nach der Insel Wight traf ich übrigens zu meiner Freude mehrere Landsleute. Auch Graf Waldersee und unser Kronprinz befanden sich darunter, und war der letztere wie gewöhnlich höchst eingehend und liebenswürdig. — In Portsmouth besuchte ich das Matrosentheater mit seinem Seiltanz und mitsingenden Publikum, was einen höchst originellen Eindruck machte. Die Insel Wight aber mit ihrer brausenden See und ihrem köstlichen Grün wirkte förmlich poetisch auf mich. Auch hatte ich noch den Treffer, Prinzessin Alice mit ihrem jungen Gemahl auf zwei Schritte an mir vorübergehen zu sehen, was mir natürlich interessant war. — Und somit genug denn für heute, mein Lieb, und ein inniges „Gottbefohlen"

dein Botho.

Vierundzwanzigster Abschnitt. 1863.

Der Herbst des Jahres 1862 hatte durch den Tod der Frau Hoppé eine neue, immerhin sehr empfindliche Lücke für das Königl. Schauspiel hervorgerufen. Botho von Hülsen hatte also nach dieser Seite hin wieder mit mancherlei Repertoireschwierigkeiten und Störungen zu ringen, indessen die Königliche Oper, gerade zu jener Zeit, eine besondere Glanzperiode feierte. Richard Wagners „Lohengrin", mit der wunderbar stimmlich begabten Harriers-Wippern, und Gounods „Margarete", mit Pauline Lucca in der Titelrolle, machten unfehlbar stets volle und ausverkaufte Häuser, und die Herren Betz, Formes, Woworsky und Fricke leisteten, jeder in seiner Art, das Vorzüglichste. Zudem hatte Pauline Lucca, die schon seit dem Abende des Ausscheidens der Frau Herrenberg-Tuczeck und seit ihrer dazumal hinreißend vorgetragenen Arie des Pagen Cherubin ein Liebling des Publikums geworden war, in Opern wie, „die Regimentstochter", „der schwarze Domino", „die lustigen Weiber von Windsor", u. s. w. immer steigende Triumphe gefeiert, und auch meinen Mann wie mich selbst künstlerisch und persönlich sehr für sich eingenommen. Selten sah und hörte man wohl eine so eigenartige, mit oft elementarer Leidenschaft wirkende Sängerin, der noch ihre drastische Originalität und reizende Persönlichkeit dafür zu Hilfe kam. — Aber, — nicht minder selten auch wird es geschehen, daß ein Theaterleiter einer Künstlerin so durchaus das richtige Feld für ihre Befähigung und Persönlichkeit anzuweisen und zu ebnen vermag, daß dem Genie auch der Schauplatz für dessen höchste Entfaltung so gänzlich zu Gebote

Digitized by Google

steht. Der Chef überzeugte sich bald, daß Pauline Lucca ein solches für alle Spitzen der Tragik und Komik war, daß sie in Rollen wie „Valentine“ in den Hugenotten“, oder Frau Fluth in den lustigen Weibern von Windsor, ein „Unikum“, aber für lyrische Partien, wie in Donizettis „Favorite“ oder „Julie“ in Romeo und Julie, durchaus nicht an ihrem Platze war. Alle „Theewasserpartien habe ich nicht.“ — „Ich kann nur ausgelassen heiter, oder „mein eigenes Elend“ spielen und singen!“ — sagte die Lucca einmal, als wir ihr bei dem damaligen Minister, Grafen X. begegneten. Und sie hatte Recht gehabt, was zehn Jahre ihrer Berliner Bühnenthätigkeit zur Genüge bewiesen haben. Aber, — was immer dieselbe auch für das Institut in jener Zeit gewesen, dem Intendanten hat sie das Leben oft verbittert und durch ihre stimmlichen, und sonstigen Unberechenbarkeiten auch das Publikum oft in Mißstimmung gebracht! — Später mehr davon! Das Frühjahr 1863 brachte Botho von Hülsen ein neues vierzigjähriges Jubiläum. Es war Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, die dasselbe feierte, und der mein Mann sowohl, als auch die königlichen Majestäten, Kollegen, Freunde und Bekannte diesen schönen Festtag verdientermaßen ehrenvoll gestalteten. Ich gehe aber leicht über diese in ihrer Art auch wohl einzig dastehende Jubelfeier fort, da ich alles Nähere darüber in meinem, vor einigen Jahren im „Bär,“ (Verlag der Gebrüder Paetel) erschienenen „Erinnerungen an Charlotte Birch“ eingehend erzählt habe. Nur eines riesigen Bildes sei hier Erwähnung gethan, das der Intendant und die Kollegen ihr widmeten, und auf dem die Gefeierte selbst den Mittelpunkt, ersterer und letztere aber in 37 kleineren Bildern die Umrahmung bildeten. Unter Kollegen und Künstlern hebe ich dabei nur Namen wie die unseres späteren „Unikums“ der Frau Frieb-Blumauer, unserer in vielen Rollen vortrefflichen damaligen tragischen Liebhaberin, Therese Döllinger, Friederike Goßmann, Auguste Taglioni und Herren, wie Hendrichs, Berndal, Liedke, Karlowa, Dehnicke u. s. w. hervor, weil sie zugleich einen Einblick in die derzeitige Zusammensetzung unsers königlichen Schauspiels gestatten. Wie sehr mein Mann die Jubilarin geschätzt, was sie dem Königlichen Institute durch ihre schriftstellerische und Bühnenthätigkeit gewesen, und je länger je mehr geworden, und in welcher treuen Verehrung Frau Birch auch ihrerseits ihrem Chef und meiner Wenigkeit ergeben war, ich habe es, wie schon gesagt, in jenen Erinnerungen bestmöglichst dargethan. Ehre sei ihrem Andenken! —

Bald nach dieser schönen Jubiläumsfeier aber schloß die Saison von 1862 zu 1863, und mein sehr erholungsbedürftiger Gatte trat seine ärztlich verordnete Reise und Kur in Marienbad an, wohin ich und unsere älteste Tochter Marie ihn begleiteten. Es war eine wunderschöne Tour, die wir gemeinsam über Dresden, die sächsische Schweiz und Prag zurücklegten, und an die ich noch jetzt mit heller Freude zurückdenke. In Dresden erschien gleich früh in unserem Hotel der damalige Intendant des Königlich Sächsischen Hoftheaters, Herr von Könneritz, der meines Mannes ihm in Berlin erwiesene Gastfreundschaft auf das beste zu erwidern wünschte. Wir waren indessen zu flüchtig in der sächsischen Residenz, um dieselbe anders als durch den Besuch des Theaters nutzen zu können. Dieses aber

Digitized by Google

geschah auch meinerseits mit Vergnügen, und wir hatten das Glück, Dawison als Narziß und die Beyer-Birk als Pompadour zu sehen und zu bewundern. Auch Fräulein Pauline Ulrich, welche die Quinault spielte, gefiel mir sehr, und sie ist jedenfalls eine begabte Künstlerin und schöne Erscheinung! — Daß mein Mann und ich hier in der schönen Elbestadt übrigens auch noch reiche, wenn auch im Rückblick auf 1849 sehr ernste Erinnerungen feierten, läßt sich begreifen, sowie auch, welche Erfrischung und Freude der Besuch der sächsischen Schweiz für uns und unser Töchterchen war. — Von dort ging es nach Prag, dessen herrliche Lage und stolzer Hradschin eine der ersten Anregungen zu einem poetischen Versuche für mich ward. Es sollte diese Stadt sich aber auch noch durch eine andere Veranlassung, die letzte unerwartete Begegnung mit Fräulein Ida Pellet, unserer bildschönen, Berliner Liebhaberin, ganz besonders in mein Gedächtnis prägen. Mein Mann war nämlich mit uns nach Baumgarten, einem reizenden Garten bei Prag, gefahren, wo man den Kaffee zu nehmen und Musik zu hören pflegte. Die schönen Alleen, das saftige Grün, die bunt um uns wogende und an kleinen Tischen etablierte Menschenmenge, — alles dieses amüsirte und unterhielt uns sehr, und wir gaben uns dem Genusse traulichen Beisammenseins und kritischer Beobachtung hin. Plötzlich kam ein eleganter, mit Schimmeln bespannter Wagen gefahren, in dem zwei Damen, Fräulein Friedberg, die damals auch in Berlin gefeierte Tänzerin, und Fräulein Ida Pellet saßen. Der graue, mit Rosen garnierte Atlashut kleidete die letztere reizend, und ich vermochte einen Ruf des Entzückens über deren blendende Schönheit nicht zurückzuhalten. „Sie wird nun auch das Gretchen im Faust spielen!" — sagte mein Mann, nachdem die Damen vorübergefahren waren. „Du weißt, daß ich nicht so übermäßig von dem Talente Fräulein Pellets eingenommen bin, und sie weiß das wohl. „Es ist das erste Außerordentliche, was Sie für mich thun, Herr Generalintendant!" — hat sie mir neulich bei ihrem Abschiedsbesuche gesagt, und war sie offenbar glücklich darüber! — Ich freute mich sehr, da ich für die schöne Pellet eine große Vorliebe hatte, sah ihr bewundernd nach und, — die flüchtige Begegnung schien vergessen. — Etwa eine Woche später, — wir hatten soeben die Marienbader Kur begonnen, trat mein Gatte, unverkennbar erregt, in mein Zimmer. „Denke dir, die Pellet soll vor wenigen Tagen in Leipzig, wohin sie aus Prag direkt zum Gastspiel ging, an den schwarzen Blattern gestorben und sofort begraben worden sein," rief er, schmerzlich bewegt. Ich konnte einen Aufschrei des Entsetzens nicht unterdrücken. — „Es ist ein neuer, harter Verlust für unser Schauspiel," fuhr derselbe lebhaft fort, und bei dem großen, augenblicklichen Mangel an schönen, talentvollen tragischen Liebhaberinnen wird ein Ersatz schwer zu finden sein. Jedenfalls muß ich mir sofort eine Liste aller, die überhaupt an deutschen Bühnen in Betracht kommen können, zu verschaffen und gleich nach beendeter Marienbader Kur jene Theater persönlich zu bereisen suchen. — Du darfst aber deine Kur deshalb hier nicht abbrechen, und mußt mit unsrer Marie schon die Heimreise allein antreten!" — Es war mir dieses natürlich sehr unlieb, aber dennoch geboten,

Digitized by Google

und so sah ich denn meinen geliebten Gatten seine Rekognoszierungsreise schon Mitte Juli antreten. Er richtete dieselbe zuerst nach Köln und Koblenz und wandte sich dann über Frankfurt am Main Wiesbaden zu, woselbst Fräulein Luise Ehrhardt (jetzt Gräfin Goltz) bereits ein ausgesprochener Liebling des dortigen Publikums geworden war. — Da ein möglichst schneller Ersatz für die Pellet dringende Notwendigkeit und rasches Handeln dem Intendanten gebieterisch geboten war, reiste mein Mann so schnell als möglich, und zwar inkognito, und hatte sogleich mit Köln und Koblenz, aber leider erfolglos begonnen. In letzterem aber, wo er mehrere Tage blieb, wurde ihm eine so unvermutet huldvolle Auszeichnung, daß ich ihn selbst darüber berichten und seine brieflichen und sonstigen Mitteilungen über diese Episode folgen lasse. Er schrieb:

Koblenz, 17. Juli 63.

„Hier ist es herrlich schönes, nicht zu warmes Wetter und sind nur einige wenige Bekannte hier, welche mein strenges Inkognito bewahren. Die Königin ist hier. Ich steige Berge nach Möglichkeit und war gestern auf einer Höhe bei der Festung Konstantin und heute auf Stolzenfels. Da hierselbst Sommertheater, und eine Schauspielerin meiner Liste dort spielt, werde ich noch einige Tage hier verweilen, — kann mich aber bei der Königin nicht melden, da ich mit Frack und Toilette für ein Erscheinen bei Hofe nicht eingerichtet bin. — Recht gespannt bin ich, geliebte Frau, über die letzten Tage eures Marienbader Aufenthalts und die Heimreise zu hören, und leider noch immer ohne Nachricht. Offizielles über den Tod der Pellet müßte auch schon eingetroffen sein, doch ist derselbe wenige Tage nach deren letztem Auftreten in der Jungfrau von Orleans erfolgt und die Ärmste durch die wirklichen schwarzen Blattern bis zur Unkenntlichkeit entstellt gewesen. — Sie hat sich nämlich unvorsichtigerweise niemals impfen lassen und ist also dieser erschrecklichen Krankheit in vollster Ursprünglichkeit der Erscheinung verfallen. Allzubedauerlich! —

Den 20. Juli 1863.

Mein Koblenzer Stillleben wurde durch einen Brief mit eingegangenen Dienstsachen, Berichten aus Wiesbaden über Fräulein Ehrhardt ꝛc. — und eine auch für dich höchst interessante Episode unterbrochen. — Ich befand mich nämlich gestern Nachmittag gegen 4 Uhr auf der schönen Promenade am Rhein und hatte dort etwa 10 Minuten auf einer Bank gesessen. — Als ich mich nun erhebe und links wende, um nach der Stadt zurück zu gehen, sehe ich etwa zwanzig Schritte vor mir zwei Damen, gefolgt von königlichen Lakaien, direkt auf mich zuschreiten. Umzukehren wäre für mich unmöglich, — jedenfalls unstatthaft gewesen. Ich gehe also nach flüchtigem Stutzen fürbaß und erkenne nun sofort Ihre Majestät die Königin Augusta. — Natürlich biege ich aus, mache Front und grüße. Gräfin Hacke erkannte mich sogleich, aber die Königin erst, als sie schon gedankt hatte. „Mein Gott, Herr von Hülsen, wo kommen Sie denn her, — völlig wie aus der Erde gewachsen!“ — rief sie überrascht. — Ich erklärte mein Vorhandensein, sowie mein Inkognito, in Rücksicht auf den Tod der Pellet, u. s. w. — „Aber, mein Gott können Sie denn nicht bei

Digitized by Google

mir essen?" — Ich erklärte bedauernd, — ich sei „fracklos", — und hätte mich also auch deshalb bei Ihrer Majestät nicht melden können. „Das begreife ich," — sagte die Königin gnädig. „Ich muß Sie aber sehen und Ihnen meine Zimmer zeigen. Wenn man so schön wohnt wie ich hier auf dem Schlosse, will man auch, daß Bekannte es sehen und kennen lernen. Kommen Sie nur vorläufig mit mir!" — Die Königin machte Kehrt und schritt ungefähr fünf Minuten neben mir her, indem sie lebhaft sprach und auf das liebenswürdigste Unterhaltung machte. Dann bestellte sie mich ganz in meinem gegenwärtigen Anzuge um 6 ½ Uhr Nachmittags auf das Schloß und entließ mich auf das huldvollste. Um 6 ½ Uhr war ich denn auch pünktlich auf dem Schloß und äußerst gnädig empfangen. Ihre Majestät die Königin zeigte mir alle von ihr bewohnten Zimmer und Säle; erklärte mir die hervorragendsten Bilder und gab dann Befehl, mich auch in die Kapelle zu führen. — Dich, meine Helene grüßt sie herzlich, und entließ mich schließlich mit den Worten: „Ich habe mich aufrichtig gefreut, Sie wohl zu sehen. Ich habe Sie gern, und da freut man sich immer einer solchen Begegnung!" — Ich war und bin wahrhaft gerührt davon. — Gott mit euch, Geliebte und tausend Grüße.

Dein Botho.

Daß ich die Huld und Gnade Ihrer Majestät, unsrer jetzigen, hochverehrten Kaiserin, für meinen Mann schon damals tief und dankbar mit ihm empfand, bedarf keiner Worte. Wenig aber ahnte ich noch in jener Zeit, in welchem reichen Maße auch mir dieselbe in späteren Jahren werden und welche Erinnerungen ich im Jahre 1880 mit ihm gemeinsam an Koblenz und unsere allergnädigste Kaiserin zu verzeichnen haben würde. Hoffentlich später einmal darüber ein weiteres. — Bezüglich des Jahres 1863 aber und diese soeben erwähnte Kunstreise meines Gatten will ich nur noch hinzufügen, daß er schließlich so glücklich war, den einzigen momentan denkbaren Ersatz für Ida Pellet in Luise Ehrhardt zu finden und sich mit dem derzeitigen Intendanten von Wiesbaden über deren Engagement für Berlin zu einigen. — Welchen Schatz und Stern erster Größe die Berliner Hofbühne an dieser bildhübschen, wahrhaft vornehmen und liebenswürdigen Künstlerin durch mehr als ein Dezennium besessen und welcher Beliebtheit sich Luise Ehrhardt bei Hof und Publikum zu erfreuen hatte, — es ist hier nicht der Ort näher darauf einzugehen. Aber es war ein Glück für Botho von Hülsen, daß es seinen Bemühungen gelang, die durch den jähen und unerbittlichen Tod entstandene Lücke so schleunig wieder auszufüllen. Nach Berlin zurückgekehrt, erwartete übrigens den Intendanten wiederum eine besonders schwere Zeit der Theatersorgen und angestrengtester Arbeit. Wie eine entfesselte Flut stürzten sich Künstler, Beamte und Schriftsteller, Bittgesuche, Unannehmlichkeiten und Repertoireschwierigkeiten auf den kaum von längerer Abwesenheit Heimgekehrten, und er sagt in einem seiner an mich nach Blankenfelde gerichteten Briefe vom 30. August 1863, daß nur 17 nicht dem Theater angehörende Personen ihn in seiner Sprechstunde heimgesucht hätten. Und dabei das meinem Gatten in meistens so ungeahnter Weise erregende und ihn oft gemütlich so sehr affizierende Ablehnen

Digitized by Google

und Zurückweisen von Wünschen und Petitionen, die den Bittstellern sosehr am Herzen lagen und deren Erfüllung ihnen oft nur an dem guten Willen des General-Intendanten zu scheitern schien. Und wie unrecht that man ihm damit! Welche inneren Kämpfe hatte derselbe ungezählte Male zu bestehen, wo er aus Neigung so gern bewilligt hätte und aus Pflichtgefühl doch abschlägig bescheiden mußte. Durch die Hand eines seiner treuesten Beamten geht mir ganz überraschend ein an sich völlig unbedeutendes, aber doch für meinen Mann sehr charakteristisches Verschen zu, das der erstere unter seinen Papieren gefunden hat. Botho von Hülsen hat es bei einer Gesuchsveranlassung schleunigst auf das Papier geworfen und dem Bittsteller zugehen lassen, durch den es dann an den Beamten und schließlich nun nach langen Jahren zu meiner Kenntnis gekommen ist. Mein Mann schrieb eiligst: An Herrn X.

„Mitten in der Arbeit jetzt!
Alle Stellen sind besetzt.
Aushülfsleute überall,
Für den eventuellen Fall! —
So ist's auch mit Rollenschreiben!"
Helf' ich Ihnen, wo soll bleiben,
Der schon schwach gestellte Mann,
Für den Posten? Darum kann
Ich nicht helfen, muß verneinen,
Leider täglich hart erscheinen. —

Hülsen.

Ja, leider mußte er oft hart erscheinen, wo er doch so gern hätte die Güte seines Herzens walten, Bittgesuchen, Beförderungen u. dergl. mehr gegenüber völlig freien Lauf gelassen. Doch, — es ist einmal eine Schattenseite bevorzugter und einflußreicher Stellungen, oft verneinen zu müssen, und ein gewissenhafter Intendant wird diese Erfahrung vor der Mehrzahl anderer hoher Beamten zu machen haben.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Aus der Mitte der sechziger Jahre.

Meines Mannes Stellung zum Hofe, zu seinen Kollegen und zu der gesamten Theaterwelt hatte sich, nach Ablauf des ersten Dezenniums seiner Intendantenlaufbahn, noch wesentlich verändert und gehoben. Das königliche Institut war mehr und mehr, wie es einstmals der Prinz von Preußen in seinem gnädigen Gratulationsschreiben an den Premierleutnant von Hülsen gewünscht, durch dessen Intendanz in seine alten Beziehungen und Vorrechte getreten, und dieses gewährte meinem Manne natürlich eine große Genugthuung. — Besonders beglückte es ihn, daß er nun schon seit mehreren Jahren, allwöchentlich einmal, mündlichen Vortrag bei Sr. Majestät dem Könige hatte oder haben konnte, was ja viele Angelegenheiten, welche die allerhöchste Bestätigung verlangten, wesentlich vereinfachte und zu deren schnellerem, direktem Abschluß führte. Auch bezüglich der nunmehr von Ihrer Majestät der Königin an jedem Donnerstage befohlenen Hofkonzerte, deren Mitwirkung bevorzugter oder hervorragender Künstler nur zu häufig mit dem

Digitized by Google

Repertoire der königlichen Oper kollidierte, war solche persönliche Besprechung sehr angenehm, wenn sich auch leider nicht immer die erstrebte Vereinbarung so verschiedener Wünsche und Pflichten erzielen ließ. Denn Frau Lucca zum Beispiel konnte oder wollte natürlich fast niemals Mittwoch oder Freitag in der Oper singen, wenn sie am Donnerstag zum Hofkonzert befohlen war, was dann natürlich bei ihrer damaligen Anziehungskraft für das Publikum immer einen sich um ca. 1000 Thaler drohenden Kassenausfall nach sich zog. Denn eine Oper wie „die lustigen Weiber" oder „der Troubadour", — die ohne dieselbe — höchstens 6 bis 800 Thaler brachte, — war mit der Lucca fast regelmäßig ausverkauft, und Botho von Hülsen doch für die Innehaltung des Etats in ganz anderer Weise, als dieses jetzt der Fall, verantwortlich. So war er also häufig mißgestimmt, wenn ihm diese an und für sich ganz deliziösen Hofkonzerte sein Repertoire durchkreuzten, und glücklich, als Ihre Majestät die Königin in Fräulein Artôt, die schon als Stern erster Größe in der Italienischen Oper zu Berlin geglänzt, eine ihr sympathische und brillante Sängerin für diese Hofsoiréen gefunden hatte. — Es hatte unfraglich schon zu Anfang der sechziger Jahre auch in gesellschaftlicher Beziehung mit dem neuen Königspaare auch eine neue, glanzvolle Ära begonnen, der nun auch der Generalintendant vielfach Rechnung zu tragen hatte. Unter Friedrich Wilhelm IV. waren Hofkonzerte nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, Theatervorstellungen in den königlichen Gemächern, außer von Mitgliedern der Hofgesellschaft, niemals Sitte gewesen. Höchstens war mein Mann, hin und wieder auch ich, einmal zu einem Konzerte des königlichen Domchores nach Potsdam oder Charlottenburg befohlen worden; denn die Königin Elisabeth zog einen stillen Theeabend, an dem Louis Schneider vorlas, meistens allen anderen Zerstreuungen vor und hatte die Gesellschaftsabende auf ein Minimum zu reduzieren gestrebt. Die Königin Augusta hingegen, in so vielem ihr Gegensatz, liebte zu repräsentieren und suchte ihren dieserartigen Obliegenheiten mit der größten Liebenswürdigkeit und energischsten Aufopferung nachzukommen. Sie besaß eine ungewöhnliche Begabung für gesellige Arrangements und war unermüdlich in der Entdeckung und immer neuen Zusammenstellung in Betracht der Kunstgenüsse ihrer Donnerstagsoireen, für welche Botho von Hülsen ihr mit Rat und That beizustehen hatte. — Wie viele unruhige Nächte und überbürdete Tage haben ihm oft nicht diese kollidierenden Pflichten, diese Dilemmas des Repertoires und der Hofkonzerte bereitet! — Aber die sich niemals verleugnende Gnade der Königin und seine dankbare Anhänglichkeit haben ihm immer wieder darüber fortgeholfen. — Es liegt mir nun bezüglich meines Mannes ꝛc. ein Memorandum von einem solchen, sich allwöchentlich in ähnlicher Weise wiederholenden Theaterabende bei den Majestäten. vor, dem ich hier, da es sicherlich das Interesse der Leser erregen wird, einen Platz geben möchte. Dasselbe lautet unter dem Datum des 3. März 1864, wie folgt: „Selten bin ich so müde und angegriffen aus einer Soiree heimgekehrt als aus der des gestrigen Donnerstages bei Ihren Majestäten. Der lange Cercle und das Herumstehen, bis man endlich die betreffenden Plätze an den kleinen, mit Blumenbehältern be-

Digitized by Google

setzten Tischen, oder in den sonstigen, allerdings feenhaft arrangierten Räumlichkeiten gefunden, — es war nach den aufreibenden Tagesgeschäften und Verpflichtungen, sehr ermüdend. — Aber der heutige Abend war wiederum, trotzdem, sehr gelungen, was mir die Königin nicht genugsam auszusprechen wußte. — Die Soiree begann mit einer Aufführung des kleinen, hübschen Lustspieles „Mein Glücksstern", nach Scribe, in dem Liedke, die Bergmann und Fräulein Auguste Taglioni vortrefflich, und die gemachten kleinen Gesangseinlagen sehr entsprechend waren. Dann folgte eine Szene aus „Sappho" von Gounod, mit Fräulein Artôt und Herrn Wowosky, welche erstere ganz brillant zur Geltung und gesanglich zu außerordentlicher Wirkung brachte. Hieran schloß sich eine gleiche aus: Figaros Hochzeit, gesungen von den Damen Harriers und De-Ahna. Leider blieb die Pagen-Arie fort, da die Lucca wieder heiser geworden und sich also entschuldigen lassen mußte." Den Schluß bildete eine Szene und das Quartett aus: „Rigoletto" von Verdi, einst berühmt durch die Trebelli und Herrn Sorrini, und heute meisterhaft von der Artôt und Harriers ausgeführt. — Genug, es war sehr gelungen, und so ist wohl etwas Anstrengung und Ermüdung willig in den Kauf zu nehmen." So und in ähnlicher Art, oft auch nur durch Liedervortrag, Violin- und Pianospiel verschönt, verliefen diese Donnerstagsoireen bei Ihrer Majestät der Königin, zu denen allmählich auch ich, — und mehr denn durch fünfzehn Jahre hindurch, — die Ehre hatte, befohlen zu werden. — Im Frühjahr von 1864 aber erlitten dieselben eine zeitweilige Unterbrechung durch den zweiten Feldzug von Schleswig, an dem sich allerdings nunmehr mein Gatte nicht mehr beteiligen konnte. Aber mit welchem, — ich möchte sagen, — nur einem einstigen Soldaten verständlichen Interesse er unserer glorreichen Armee in jenen Tagen folgte, — es ist unbeschreiblich. In oben erwähntem Memorandum finden sich gerade aus diesen Tagen folgende Notizen:

Den 18. April 1864.

„Heute Morgen sind die Düppeler Schanzen nach hartem Kampfe und schweren Verlusten mit Sturm genommen worden. Seine Majestät der König hat es selbst den soeben besichtigten Regimentern mitgeteilt. Er hat auch einen besonderen Dankeserlaß an seine herrliche Armee und den dieselbe in Schleswig befehligenden Prinzen Friedrich Karl erlassen. Abends ist der König dann, begleitet von Ihrer Majestät der Königin, — vom Theater aus, — auf den Balkon des königlichen Palais getreten und hat der glorreichen preußischen Armee, umwogt vom Jubel zahlloser Menschenmassen, ein Hoch gebracht. Die Begeisterung war groß! — Man jubelte dem Könige unter Anstimmung von: „Heil dir im Siegerkranz" — und „Schleswig-Holstein Meerumschlungen", — zu, und erst spät tremnten sich die Volksmassen. Man hatte einen großen Teil der Stadt, den Pariser Platz, die Wilhelmsstraße, einen Teil der Linden ꝛc. festlich erleuchtet, und aus vielen der hervorragenden Häuser wehten weiß- und schwarze Fahnen. — Ich war tief bewegt und zugleich von stolzer Genugthuung und von wehmütigem Gedenken derer erfüllt, die in der Trauer um teure Ge-

Digitized by Google

fallene diese Fahnen wehen, diese Lichter blitzen sahen. Man braucht jetzt wieder ein besonders starkes Herz, wie Majestät die Königin mir neulich sagte, — ein besonders festes „Gottvertrauen." —

Den 1. Mai 1864.

„Es wurde heute der Geburtstag des Kaisers Alexander im russischen Gesandtschaftshotel festlich begangen, und fand daselbst wie gewöhnlich ein größeres offizielles Festessen statt. Seltsam kontrastierte dazu der uns werdende Anblick der verschiedenen Deputationen der Regimenter, welche dem tapferen, in Folge der Düppeler Verwundung gestorbenen General von Raven die letzte kriegerische Ehre erwiesen hatten. Man hatte ihm den Fuß abnehmen müssen, und wurde ihm seitens der Majestäten und im allgemeinen lebhafte Teilnahme. — Der König hatte Ravens Sohn mit nach Düppel genommen und ihn zum Adjutanten gemacht, was jedenfalls für den General noch sterbend eine Freude und für den jungen Raven eine ehrende Auszeichnung war. — Der Kronprinz, der sich auch ganz hervorragend benommen, weilt noch in Schleswig, und die Königin, die schon in den nächsten Tagen Berlin verläßt und sehr leidend aussieht, empfindet die Unmöglichkeit des jetzigen Wiedersehens sehr schmerzlich. „Ich bin so elend," — sagte sie auf der neulichen Soiree, — „ich nähre mich fast nur noch von Hoffnung!" — Es ist eine schwere Zeit für sie und viele mehr oder minder Beteiligte! — Am heutigen Abend fand übrigens die Aufführung des Händel'schen Oratoriums: „Israel in Ägypten" unter unseres Hofkapellmeisters Taubert vorzüglicher Leitung in der Garnisonkirche zum besten der im Kriege Verwundeten statt. — Der ganze momentan hier anwesende Hof war zugegen, und es wimmelte von Freunden und Bekannten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen. Die Frau Kronprinzessin hatte sich besonders lebhaft für dieses immerhin imposante Werk interessiert und sogar mehreren Proben beigewohnt. — Mir ging es dabei wie bei der lange Zeit nicht gehörten Sprache Shakespeare'scher Dramen, d. h. ich finde, man muß sich erst an diese Art der Musik, — an diese anhaltenden schweren Fugen ꝛc. gewöhnen. — Was die Arien und Recitative betrifft, so klangen die Stimmen der Frau Harriers und Woworskys ganz wunderbar schön, wie denn überhaupt das ganze Oratorium einen wahrhaft großartigen und erhebenden Eindruck machte. Möchte der sicher sehr reiche Ertrag den Verwundeten im umfassendsten Maße zu Hilfe kommen!" —

So stand es um die meinen Mann nach verschiedenen Seiten hin lebhaft berührenden Ereignisse des Frühjahrs von 1864, als ein ganz unerwarteter Konflikt mit unserem als Künstler und Menschen hochgeschätzten Hermann Hendrichs demselben neue Kämpfe und Aufregungen brachte. Der Kontrakt des ersteren war nämlich abgelaufen, und es handelte sich also um die Abschließung eines neuen, über dessen Bedingungen Intendant und Schauspieler sich zu einigen hatten. — Hendrichs war ein leidenschaftlicher, aber edler Mensch und ein in dem Fache romantischer, nur ritterlicher Helden-Liebhaber ausgezeichneter Künstler. Aber er bedachte nicht, daß für viele dieser Rollen eine ge-

Digitized by Google

wisse Jugendlichkeit der Erscheinung ein Haupterfordernis und selbst bei einem so schönen Manne, wie er es war, für die Illusion des Publikums unentbehrlich ist. — Durchdrungen davon, daß er diese Jugendlichkeit nicht nur für jetzt noch besitze, sondern sich diese auch noch mindestens ein Jahrzehnt bewahren werde, und gestützt auf das Bewußtsein, momentan noch unersetzt zu sein, beging der arme Hendrichs eine Unvorsichtigkeit, die ihn leider für die Berliner Bühne unmöglich machte. Er gab nämlich, — fest auf seines Chefs persönliches Wohlwollen und seine künstlerische Unentbehrlichkeit bauend, — in Beisein vieler Beamten und Kollegen sein Ehrenwort, daß er seinen neuen Kontrakt nur mit Garantie der noch das nächste Dezennium umfassenden Beibehaltung aller ersten Liebhaberrollen, welche er jetzt vertrat, abschließen und sonst der Berliner Hofbühne für immer Valet sagen werde. „Das bewilligt Ihnen der Chef niemals, — das kann er Ihnen garnicht bewilligen!" ertönten wohlmeinende, Hülsens dieserartige Ansichten und Prinzipien kennende Warnungsstimmen. — „Und thut es der Chef nicht, so bleibe ich nicht!" entgegnete Hendrichs bestimmt und siegesgewiß. — Damit hatte er sich denn leider unmöglich gemacht. Denn: „niemals werde und kann ich auf diesen Anspruch eingehen," — erklärte natürlich mein Mann sofort, als diese ihm unglaublich erscheinende Meldung zu ihm drang, und so war das Dilemma fertig, das die königliche Bühne eines seiner hervorragendsten Mitglieder beraubte. Denn Hendrichs hatte sein Ehrenwort gegeben, und mein Mann hätte sich niemals auf eine Bedingung solcher Garantieen, wie sie der erstere forderte, eingelassen. So wurde dieser Konflikt denn unlösbar. Die Sache war für meinen Gatten Prinzipienfrage geworden, und so hätte er weit eher seinen Abschied genommen als nachgegeben, im Falle man Allerhöchsten Ortes zu Gunsten von Hendrichs entschieden hätte. „Eine solche Ausnahmestellung kann und darf ich der Gerechtigkeit halber niemand einräumen!" — sagte er höchlich erregt und doch etwas zweifelhaft, ob eine solche nicht, um sich einen Hendrichs zu erhalten, von oben her dekretiert werden würde. — Aber es kam glücklicherweise nicht dahin, und so verzogen sich die Wetterwolken, die dieser traurige Konflikt an dem intendantlichen Horizonte gehäuft hatten. Denn, — so völlig mein geliebter Mann sich bereits mit seiner Stellung verwachsen, und wie er sich auch alltäglich inniger mit den Aufgaben derselben verschmolzen fühlte, — eine Schädigung seiner Autorität oder der mit seiner Bühnenleitung ihm übertragenen Rechte hätte er sich niemals bieten lassen. — So atmete auch ich freier auf, als diese ganze unliebsame Geschichte ihren Abschluß gefunden, wenn ich auch, — vereint mit meinem Manne, lebhaft bedauerte, daß sie uns ein Mitglied der königlichen Bühne, wie es Hendrichs war, gekostet hatte. In jene Zeit fiel auch die Nachricht des Todes vom Generalmusikdirektor Meyerbeer, der für die musikalische Welt ein großer Verlust und uns persönlich ein uns schmerzlich berührendes Ereignis war. Obgleich der große Meister, dessen Glanzschöpfungen in meine erste Jugend gefallen, in Paris gestorben war, wurde doch seine Hülle selbstverständlich nach Berlin gebracht, um auch hier noch feierlich und unter außerordentlicher Teilnahme

Digitized by Google

bestattet zu werden. Wir begaben uns, um den, mir unvergeßlichen, Trauerzug zu sehen, nach dem Saale des königlichen Opernhauses, von wo derselbe auf das genaueste beobachtet werden konnte. Das Haus war mit einer Trauerfahne geziert, die bei Annäherung des Sarges gesenkt wurde. Die Sänger des Theaterchors empfingen denselben zugleich mit einigen schön gesetzten Strophen, was einen ergreifenden Eindruck machte. Dann setzte sich der Zug nach dem israelitischen Kirchhofe in Bewegung, da Meyerbeer, — für seine Person — noch Jude geblieben war. Unzählige, ganz abgesehen von näheren Freunden und Verwandten, beklagten den Heimgang des großen Meisters der Töne, dessen Schöpfungen wie „die Hugenotten", „der Prophet", — „die Afrikanerin", sein eigentlicher Schwanengesang, u. s. w. sicher noch Tausende enthusiasmieren und durch die fernsten Zeiten klingen werden! — Einige Wochen nach Meyerbeers feierlichem Begräbnis gastierte der schon damals in Hannover zu einer Berühmtheit ersten Ranges gewordene Albert Niemann am königlichen Opernhause als „Prophet", und Botho von Hülsens Zartgefühl und Kunstsinn gestaltete auch noch diese damalige Glanzvorstellung zu einer Art von Trauerfeier für den einstigen königlichen Generalmusikdirektor. Es war die erste Meyerbeer'sche Oper, welche nach dem Tode des Komponisten in Berlin zur Aufführung gelangte, und somit eine würdige Veranlassung zu solcher Glorifikation des Erblichenen. So hatte sich denn mein Mann eine Ovation erdacht, welche dem Publikum, den Verehrern des Meisters und auch mir selber eine schöne Genugthuung bereitete. Am Schlusse des vierten Aktes entrollte sich nämlich der Vorhang vor einem ganz wundervoll gestellten: „Lebenden Bilde", welches die Hauptfiguren der Meyerbeer'schen Opern wie die Selika, Alice, Valentine, Bertha im Propheten, u. s. w. zeigte. Über denselben aber war die Büste Meyebeers aufgestellt, welche die schöne De-Ahna mit einem Lorbeerkranze krönte. — Es war eine glückliche Idee, und der schon durch Niemanns wunderbaren Gesang und dessen vollendete Darstellung der Titelrolle aufs höchste gesteigerte Enthusiasmus der Zuschauer wußte sich nicht genugsam zu bethätigen. Seit Rogers Auftreten erlebte ich nichts Ähnliches, und mein Mann überzeugte sich und hat es später öfter geäußert, daß sein Nicht-Engagement Niemanns, der bei seinem ersten Debüt im königlichen Opernhause seinen gehegten Erwartungen durchaus nicht entsprach, zu den größten Fehlern, die er in seiner Intendantenlaufbahn begangen habe, zu zählen sei. Nun, er fand glücklicherweise Gelegenheit diesen allerdings großen wieder gut zu machen, indem er nach dem Feldzuge 1866 den berühmten Tenoristen anfänglich dauernd und später durch alljährliche Gastspiele an Berlin fesselte. Eine auch künstlerisch große Errungenschaft! —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vom Stamm der Asra.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

Es war uns schlechterdings unbegreiflich, daß unser Freund Gerhard eine solche Wahl hatte treffen können. Nicht etwa, daß Emma Winkelmann alt und häßlich gewesen wäre. Im Gegenteil: die dunkeläugige Emma stand in der Jugend bester Blüte und war in ihrer Art eine Schönheit. Nicht zu groß, nicht zu klein, trug sie auf wohlgebildetem Körper ein niedliches Köpfchen, dessen fast schwarzer Haarschmuck sich jeder Frisur auf das gefälligste fügte. Auf ihren runden Wangen glomm unverwüstlich ein feines Rot, wie die durchschimmernde Glut eines rastlos brennenden Lebens, und ihr kleiner, rosiger Mund lächelte freundlich auf jedermann, der ihrer Person Beachtung schenkte.

Aber die schöne Emma war erstlich notorisch dumm. Nicht einmal so klug war sie, ihre Dummheit einzusehen und ihre natürliche Redseligkeit vorsichtig einzudämmen. Überall sprach sie mit hinein, stets mit derselben Selbstgefälligkeit, einerlei ob es sich um ein Kochrezept handelte oder um ein neues Buch. Sicher war indessen, daß sie weder dort noch hier den Kern der Sache erfaßt hatte.

Und zweitens war sie ungeschickt. Keine Arbeit, auch die leichteste nicht, gelang ihr bis zur wirklichen Vollendung. Sie konnte keine Lampe anzünden, ohne ein Unglück anzurichten. Befand sich ein kleines Hindernis auf ihrem Wege, so war es fast unausbleiblich, daß sie darüber stolperte.

Drittens hatte sie kein Gefühl für Diskretion. Was sie wußte oder zu wissen glaubte, plauderte sie unbedenklich aus. Mit ihrer Meinung hielt sie niemals hintern Berge. „Ein schreckliches Kind!“ sagte oft seufzend ihre Mutter, wenn Emma einmal wieder mit einer Heimlichkeit herausgeplatzt war, oder einer guten Freundin, die sich in ihrem neuesten Putz vorstellte, mit aller Seelenruhe versichert hatte, sie verstehe nicht, sich vorteilhaft zu kleiden.

Mit einem Worte: wer Emma zu seiner Lebensgefährtin machte, ging wissentlich in sein Unglück. Wissentlich sage ich. Denn so blind macht die Liebe keinen Mann, daß ihm solch schreiende Mängel verborgen bleiben könnten, wie Emma sie besaß. Und soviel Besinnung hat auch der Verliebteste, daß er, ehe er den Schritt zur Verlobung thut, zuvor über die Tauglichkeit der Geliebten zur Ehe nachdenkt.

Dennoch war das Unglaubliche geschehen: Gerhard, unser hochgebildeter, zartfühlender Freund Gerhard hatte um Emma angehalten und ihr Jawort empfangen.

Auch ich hatte nur eine gedruckte Verlobungsanzeige erhalten. Und doch stand ich ihm am nächsten. Wir hatten in Heidelberg zwei Semester zusammen gewohnt, waren hernach in Briefwechsel geblieben und endlich in die nämliche Stadt geraten, er als Gymnasiallehrer, ich als Assistenzarzt in einer großen

Digitized by Google

Krankenanstalt. Dort schlossen wir uns sofort wieder eng aneinander. Auch in denselben Familien gewannen wir Zutritt; man respektierte unsere Freundschaft und lud keinen ohne den anderen ein. Bei der Geheimrätin, der Mutter Emmas, hatte ich Gerhard eingeführt. Es war ein angenehmes Haus, worin wohl feine Sitte herrschte, nicht aber jener Zwang der Etikette, der jungen Leuten so häufig das gesellschaftliche Leben verleidet. Und die verwittwete Geheimrätin war eine liebenswürdige Frau, die an unserem Wohl und Wehe mütterlichen Anteil nahm.

Ich machte pflichtschuldig meinen Besuch im Hause der Braut. Gerhard war anwesend. Er nahm mit einiger Verlegenheit meinen Glückwunsch entgegen, und nachdem er in meinen Mienen zu lesen versucht hatte, vermied er, mich wieder anzusehen. Auch die Geheimrätin, so wohl sie sich in ihre neue Rolle zu schicken wußte, vermochte nicht, eine leichte Wolke stiller Sorge von ihrer Stirne zu bannen. Zuweilen ruhten ihre Augen wie fragend auf dem Paare, als ob sie an die Wirklichkeit des Geschehenen noch nicht recht glauben könnte.

Vollständig unbefangen gab sich nur Emma. Nach ihrer Meinung hatte sich nichts Erstaunliches ereignet. Daß aus den meisten Mädchen einmal Bräute werden, war ihr eine alte Erfahrung. Jetzt war auch an sie die Reihe gekommen, wie recht und billig. O, sie sah allerliebst aus in dem perlgrauen Seidenkleide, das sich eng an ihre jugendlich vollen Formen schmiegte! Ihre Wangen glühten; reizender als je war ihr Lächeln. Welch' ein Prunkstück der Natur war sie doch! Wie durchrieselte es mich bei dem Druck ihrer weichen, warmen Hand!

„Das hätten Sie nicht gedacht, Herr Doktor, nicht wahr?" begrüßte sie mich. „Oder hat Ihnen Gerhard anvertraut, daß er sich für mich interessierte? — Ich hab' es nicht bemerkt; ich hätte eher für möglich gehalten, daß er Mama heiratete als mich. Hat er nicht etwas sehr Gemessenes an sich? An ihm würde ich einen recht kühlen Liebhaber bekommen, dachte ich. Aber ich versichere Ihnen: das ist er gar nicht. Ich muß ihm wehren, so stürmisch ist er. O diese stillen Wasser!" — Sie wandte sich zu Gerhard. „Gesteh' es nur, daß du fürchterlich verliebt bist; die Leute glauben es sonst nicht!"

Gerhard war rot geworden. „Wie sehr ich dich liebe, geht niemanden etwas an als dich allein," erwiderte er mit leisem Tadel.

Sie lachte übermütig. „O nein: alle Welt soll es wissen! Das ist mein Stolz und meine Ehre. Mama behauptet immer, ich sagte zu viel. Aber was wäre ein Glück wert, das ich verbergen müßte?" —

An einem der nächsten Abende traf ich mit Gerhard zusammen. Wir begegneten uns zufällig auf der Straße; er bemerkte mich zu spät, um mir ausweichen zu können, wie er andernfalls, nach seiner betroffenen Miene zu schließen, gethan haben würde. Auf Befragen gestand er, daß er für den Abend frei sei, da sich bei der Geheimrätin ein Damenkränzchen versammle.

„Dann bleiben wir zusammen," entschied ich.

Er fügte sich widerwillig, und wir gingen miteinander in das Lokal, wo sich unser Kreis gewöhnlich zu treffen pflegte. Ehe wir eintraten, sagte er: „Es ist mir unangenehm, den Freunden unter den veränderten Verhältnissen gegen-

Digitized by Google

über zu treten. Doch muß es einmal sein, und deshalb geschieht es besser heute als morgen."

Dabei seufzte er vernehmlich.

Ich sah ihn erstaunt an. „Wie seltsam du bist! Als wenn du etwas gethan hättest, dessen du dich schämen mußt! — Und du bist doch reich geworden inzwischen, reicher als wir alle! Über uns hinaus hast du dich erhoben in deiner Bräutigamswürde. Und bereite dich nur vor: eine Bowle wird dir nicht geschenkt werden!"

„Du lieber Gott! darauf eine Bowle!" rief er aus und trat ein.

Er wurde lärmend umringt. Die Glückwünsche, die ihm dargebracht wurden, empfing er mit der Miene eines Menschen, dem man kondoliert. Aber die Bowle bestellte er. Auch den Trinkspruch beantwortete er, den der Senior unserer Gesellschaft auf das Brautpaar ausbrachte. Nicht eben glücklich. Er pries die Freundschaft auf Kosten der Liebe. Jene sei die höhere, wenn auch nicht die stärkere Empfindung — eine Liebe ohne die irdische Beimengung der Leidenschaft. Auf die Dauer unserer Feundschaft leerte er sein Glas.

Danach verstummte er. Zwar gab er sich den Anschein, als ob er der Unterhaltung folgte, die sich laut genug um ihn her erhob; doch verriet mir der Ausdruck seiner Augen, daß seine Gedanken sich mit ganz anderen Dingen beschäftigten. Er wurde mir immer rätselhafter, namentlich auch, weil er, ganz gegen seine Gewohnheit, viel und hastig trank. Auch anderen fiel dies allgemach auf. Wie doch die Liebe verändere! neckte man ihn. Er gab einsilbige, verdrießliche Antworten. Da ließ man ihn kopfschüttelnd in Ruhe.

Bei derartigen Gelagen pflegte sonst Gerhard der erste zu sein, der aufbrach. Heute saß er wie angenagelt. Ich wolle ihn als Wirt vertreten, wenn er zu gehen wünsche, bot ich ihm an.

„Nein, nein!" fuhr er auf. „Hier ist's gut sein. Was soll ich zuhause? Schlafen kann ich doch nicht."

Nach einer kleinen Weile, als die dritte Bowle beinahe geleert war, gab ich den anderen einen Wink, daß es Zeit sei, die Sitzung zu schließen. Wir erhoben uns; nur Gerhard blieb sitzen. Mechanisch reichte er den Scheidenden die Hand. Zuletzt blieb ich allein mit ihm zurück, entschlossen, seinem Brüten ein Ende zu machen. Ich ließ das Trinkgeschirr abtragen und holte seinen Überrock und Hut herbei.

„Du bist krank, Gerhard," redete ich auf ihn ein. „Deine Nerven sind in Unordnung geraten durch die Gemütsbewegungen der letzten Tage. Begleite mich zur nächsten Apotheke; ich will dir ein beruhigendes Mittel bereiten lassen."

Er stand langsam auf. „Kennst du auch ein Mittel," erwiderte er, „das mit wahnsinnigen Wünschen aufräumt, die das Innere gebiert? Kannst du jemandem die Liebe austreiben? — Dann komm! Her mit der Mixtur! Du bist mein Mann."

Digitized by Google

Ich erschrak und zog ihn mit mir fort, in das Freie hinaus. Die Luft ging rauh und blies uns heftig an. Gerhard nahm den Hut ab und blieb im Winde stehen.

„Das labt!“ sagte er.

„Du wirst dich zu Grunde richten mit dieser Abkühlungsmethode,“ rief ich unwillig und zwang ihn, die Kopfbedeckung wieder aufzusetzen.

Wir gingen miteinander in der Richtung auf seine Wohnung.

„Du denkst, ich sei auf dem besten Wege, verrückt zu werden,“ begann er auf einmal. „So ganz Unrecht hast du nicht, glaub' ich.“

„Ich denke nichts derart. Wohl aber befremdet mich dein Betragen sehr. Es sieht dir nicht ähnlich, daß du heute schon einen Schritt bereust, den du gestern gethan hast.“

„Wer sagt das?“ versetzte er heftig. „Ich bereuen, daß ich von Emma Winkelmann die Zusage habe? — Nimmermehr! — Wenn ich mir jetzt vorstelle, daß sie in vier, in fünf Monaten mein sein wird — Albert, ich sage dir, mich überläuft's vor Wonne.“

Immer weniger verstand ich ihn.

„Und dennoch leide ich Höllenqualen,“ fuhr er fort, wie zu sich selbst redend. „Sie zieht mich an, sie stößt mich ab. Abwesend von ihr glühe ich; bei ihr schäme ich mich ihrer. Auch nicht immer. Wenn ich nur ihren kleinen Finger halte, werde ich durch nichts verletzt, was sie sagt oder thut. Ich bin besessen, und ich weiß es. Man sagt, es sei des Menschen Vorzug, mit Überlegung zu handeln; man rühmt und preist die Freiheit unseres Willens. Es ist eitel Prahlerei damit. So lange der Dämon in uns schlummert, tappen wir bei dem Lichte des Verstandes weiter: ist er aber wach und rege, dann tritt er alle Kräfte des Geistes unter seine Füße.“

Gerhards Zustand begann mir klar zu werden. Am bedenklichsten war, daß er selbst ihn erkannte. Ein sinnlicher Freier, der den Gegenstand seiner unbezwinglichen Neigung geringschätzt! Fürwahr ein verzweifeltes Dilemma, worin mein armer Freund sich befand!

„Du hast deine Entscheidung getroffen,“ erinnerte ich. „Wider bessere Einsicht, wirst du entgegnen. Das mag sein; ich glaub' es dir. Aber die Welt kümmert sich um dergleichen nicht und thut recht daran. Sie verlangt, daß du in der Position, die du dir selbst geschaffen, dich als ein Mann bewährst. Das Weib, das du dir erkoren, muß dir über jeden Tadel erhaben sein. Indem du dich mit Emma Winkelmann verlobtest, erklärtest du, daß du ihr, gerade wie sie ist, zugethan seiest, — daß ihre Fehler in deinen Augen nicht als Fehler gälten. Dabei muß es verbleiben. Versuche, dich auf diesen Standpunkt emporzuschwingen; es ist deine einzige Rettung vor einem Zwiespalt, der dich aufreiben würde.“

„Du hast gut reden,“ versetze er kurz auflachend. „Es scheint so leicht, in einem gegebenen Falle zu handeln, wenn man selbst sich nicht in diesem Falle befindet. Vor der Welt — nun ja, da hoffe ich leidlich zu bestehen. Doch was

Digitized by Google

ist daran gelegen, so lange ich zwischen Liebe und Abscheu hin und her schwanke? Man gewöhnt sich nicht an alles. Wermut schmeckt in jeder Form bitter. Und eine niedere Seele in dem Körper eines Engels — meinst du, die ließe sich übersehen in dem engen Nebeneinander der Ehe? — Emma zu besitzen: der Gedanke ist Seligkeit. Lieber würde ich sterben als ihr entsagen. Aber mit ihr leben zu müssen — es ist eine schreckliche Vorstellung! Und doch muß ich; nur um diesen Preis ist sie zu haben."

„Du malst dir die Zukunft zu schwarz," versuchte ich ihn zu trösten. „Emma wird sich in der Ehe, unter deinem Einflusse, verändern."

„Der Charakter verändert sich nicht; man lernt nur, ihn zu verstecken."

„Liebe vermag viel. In der Frau ist das Mädchen oft kaum wiederzuerkennen."

„Schein, nichts als Schein! — Was in der Knospe vorbereitet liegt, muß die Blume erfüllen."

Wahrlich: mit einer unheimlichen Klarheit des Geistes beurteilte er seine Lage! Weder von seiner Leidenschaft ließ er sich bethören, noch von jenem natürlichen Optimismus etwas vorgaukeln, der uns Menschen, wenn wir in eine schlimme Lage geraten sind, glaubhaft zu machen sucht, es werde schließlich alles noch einmal gut gehen!

„Und was soll daraus werden?" fragte ich verzweifelnd.

„Eine Heirat — was sonst? — O, es ist nicht die erste dieser Art. Nur wird gewöhnlich beschönigt, was ich mich nicht entblöde zu bekennen."

„Und nach der Heirat?"

Gerhard antwortete nicht gleich. Das verführerische Bild der Geliebten mußte ihm plötzlich wieder vor die Sinne gekommen sein; denn nach einer Weile rief er aus: „Glaubst du, daß ein Mann die ewige Seligkeit hingeben könnte um eines Weibes willen? Äonen von Jahren für Minuten trunkener Lust? — Du nicht; ich aber glaube es. Mehr noch: ich weiß es. Du hast an dir noch nicht den Durst nach Vernichtung erfahren, der allen lebenden Kreaturen innewohnt. Wir alle sind vom Stamme der Asra."

Wir hatten Gerhards Wohnung erreicht. Ich wußte ihm nichts mehr zu sagen; schweigend drückte ich seine Hand und sah zu, wie er in das Haus ging. Während ich langsam heimging und mich allmählich von dem verblüffenden Eindruck befreite, den des Freundes Äußerungen auf mich gemacht hatten, wurde doch die Hoffnung in mir lebendig, daß der wilde Sturm, der in ihm tobte, unter dem beschwichtigenden Einflusse der Zeit und neuer Erfahrungen sich legen werde. War ich doch Arzt und wußte, daß die Natur mitten im heftigsten Fieber den Prozeß der Heilung vorbereitet!

* * *

In den nächsten Wochen war ich sehr beschäftigt. Einer meiner Kollegen lag am Typhus danieder, den er sich durch Ansteckung zugezogen, und wir übrigen mußten seine Vertretung übernehmen. Da blieb dann keine Zeit, mich um die Dinge zu bekümmern, welche außerhalb der Anstalt vorgehen mochten.

Digitized by Google

Dann empfing ich eines Tages ein Billet von der Geheimrätin. Sie bat um meinen Besuch und überließ mir, die Zeit desselben zu bestimmen. Nur möge ich sie vorher davon unterrichten, damit sie es einrichten könne, ungestört mit mir zu sprechen.

Wenig Gutes in der That verhieß diese Einladung!

Ich machte es möglich, am nächsten Nachmittage eine Stunde Urlaub zu erhalten. Es dauerte eine kleine Zeit, ehe die Geheimrätin sich entschließen konnte, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen, deren Erörterung ihr am Herzen lag.

Endlich legte sie mir die Frage vor, ob ich Einfluß auf Gerhard besäße und geneigt sei, denselben zu seinem Besten auszuüben.

„Nicht allein zu seinem Besten," fuhr sie lebhaft fort, nachdem ich ihre Frage bedingungsweise bejaht hatte. „Auch um meiner Tochter, um meinetwillen. Ich schätze gewiß Ihren Freund sehr hoch; ich habe ihn mit großer Freude als Schwiegersohn willkommen geheißen. Ja, aufrichtig gestanden: ich hatte kaum zu hoffen gewagt, daß Emma eine mir so angenehme Partie machen würde. Denn obgleich Mutter, bin ich keineswegs blind gegen ihre Schwächen. Ich weiß recht wohl, daß der Zauber ihrer Persönlichkeit — ich darf mich wohl dieses Ausdrucks bedienen — beeinträchtigt wird durch eine gewisse geistige Unreife, die sie häufig unvorteilhaft erscheinen läßt, namentlich bei Männern, welche höhere Ansprüche zu machen berechtigt sind."

Die Geheimrätin hielt inne und schien eine Antwort von mir zu erwarten. Ich war artig genug, zu erwidern: „Fräulein Emma entbehrt gewiß keine derjenigen Tugenden, die bei dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise schätzenswert sind."

Sie dankte mir mit einem verbindlichen Neigen des Kopfes. „Meine Hauptsorge war," fuhr sie fort, „ob es Gerhard kraft seiner Liebe über sich gewinnen werde, Emmas kleine Unvollkommenheiten zu übersehen, die ihm ja bei vertrauterem Umgange mit ihr noch auffälliger als bisher entgegentreten mußten. Nun habe ich mich allerdings von der Stärke, um nicht zu sagen Überschwenglichkeit seiner Neigung überzeugt. Dennoch muß ich zu meinem Befremden gewahren, daß er sich trotzdem nicht überwinden kann, Emma zu nehmen, wie sie nun einmal ist, und wie er sie doch von jeher gekannt hat. Sein Betragen ist höchst wunderlich. In der einen Viertelstunde überschüttet er Emma mit Zärtlichkeiten und preist sie in poetischer Sprache; in der nächsten sitzt er ihr wie fremd gegenüber und tadelt in gereiztem Tone jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen. Wenn dann endlich Emma die Geduld verliert — und das Kind läßt sich wirklich sehr viel gefallen! — und entweder gekränkt auffährt oder in Thränen ausbricht, dann zeigt Gerhard eine ausschweifende Reue und fleht zerknirscht um Verzeihung. Und in dieser Weise geht das aufregende Spiel weiter. Ich fühle mich jedesmal erleichtert, wenn er glücklich wieder aus dem Hause ist. So lange das Brautpaar neben mir sein wildes Wesen treibt, habe ich keine ruhige Minute."

Digitized by Google

„Sie sind sehr zu bedauern, gnädige Frau," erwiderte ich. „Aber jede wirkliche Leidenschaft äußert sich in unbegreiflichen Widersprüchen. Die Liebe macht weich und hingebend, und wiederum macht sie zornig und tyrannisch. Es ist dies ein Rätsel der Natur."

Die Geheimrätin machte ein erstauntes Gesicht; sie hatte ohne Zweifel die Liebe nicht von ihrer dunklen Seite kennen gelernt.

„Sie wünschen, daß ich meinen Freund zu einem gleichmäßigeren Verhalten ermahne," nahm ich wieder das Wort. „Gerne will ich dies thun, doch fürchte ich, daß es wenig helfen wird. In allen Verstandessachen hat die Stimme der Vernunft eine große Gewalt; in Sachen des Gefühls jedoch ist sie machtlos. Ich bemerke dies, damit Sie den wahrscheinlichen Mangel an Erfolg nicht etwa meiner Ungeschicklichkeit zuschreiben."

„Nein, nein, gewiß nicht. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein, wie auch das Resultat Ihrer Bemühungen sein möge."

Und nun machte ihr geängstetes Mutterherz sich Luft.

„Ich habe ja keinen anderen Wunsch, als mein einziges Kind glücklich zu sehen!" rief sie. „Wenn ich aber dies überspannte Treiben der beiden beobachte, so kann ich mich der Furcht nicht erwehren, daß ihre Zukunft keine heitere sein wird. In der Neigung Gerhards ist etwas Gewaltsames, das mich erschreckt, das mich als Frau — ich gestehe es — zuweilen in Verlegenheit setzt. Wo will das hinaus? denke ich oft mit Bangen. Das Leben ist lang, und nur eine mittlere Höhe der Empfindung vermag, es freundlich zu gestalten."

„Beschleunigen Sie die Hochzeit!" riet ich.

„Allzugroße Hast wäre unschicklich," wandte die Geheimrätin ein.

„Eine Arznei verabreicht man, wann dieselbe erforderlich ist."

„Eine Arznei — freilich! — Aber hier liegt keine Krankheit vor!"

„Nicht im gewöhnlichen Sinne vielleicht. Doch giebt es Zustände der Spannung, die den Lebensprozeß stören.

„Ich will es bedenken," versetzte die Geheimrätin sinnend. „Noch ist von dem Termin der Hochzeit nicht die Rede gewesen."

Als ich aufstand, um mich zu empfehlen, stürmte Emma herein, einige Pakete tragend, die ihr entfielen, als sie mich erblickte. Ich begann, dieselben aufzusammeln; sie ließ mich gewähren. Als ich fertig war, sagte sie: „Danke schön. Ich konnte mich nicht bücken, mein Kleid ist zu eng, es wäre mir geplatzt. — Hier, Mama, sind die Korsettstangen für dich; diese werden länger halten als vier Wochen, denk' ich." — Und sich wieder zu mir wendend: „Nein, daß Sie sich wirklich einmal sehen lassen! Sie machen sich furchtbar rar, Herr Doktor!"

„Verliebte soll man sich selbst überlassen," antwortete ich.

„So scheint alle Welt zu denken! Zuerst eine Sturmflut von Besuchen, dann keine Seele mehr. Ich muß schon ausgehen, wenn ich etwas Neues erfahren will. Mit Gerhard ist kein vernünftiges Wort zu sprechen. Entweder treibt er Narrenspossen oder er schulmeistert mich. Er war viel netter, ehe er mein Bräutigam war."

Digitized by Google

„An die Aussteuer magst du wohl noch nicht denken?“ fragte die Geheimrätin mit einer gewissen Ängstlichkeit.

„Ich denke Tag und Nacht daran!“ versetzte Emma lebhaft. „Und von meinem Brautkleide habe ich schon dreimal geträumt; ich kann dir ganz genau beschreiben, Mama, wie es aussehen wird. Ja — wollen wir noch nicht bald anfangen, einzukaufen? Das ist der Hauptspaß bei der ganzen Verlobungsgeschichte.“

„Hat das solche Eile? — Ihr werdet doch ein Jahr warten wollen, ehe Ihr heiratet?“

Emma lachte laut auf. „O die gute alte Zeit! — Nicht wahr: als du dich mit Papa versprochen hattest, wurde eine Näherin ins Haus genommen und ein Stück Leinen gekauft. Und dann ging es: immer langsam voran! Mittlerweile hatte der Tischler das Holz zu den Möbeln gekauft und fing bedächtig an, zu arbeiten. Darüber konnte dann wohl ein Jahr vergehen! — Und ein Bräutigam dazumal war ein artiger, höflicher Herr, immer devot und galant, und nicht eine solche Mischung von tollem Brausekopf und verdrießlichem Großvater wie der meinige! — Wir ein Jahr warten, Mama? O nein! So bald als möglich möcht' ich mein Hausregiment etablieren. Die richtige Verträglichkeit zwischen Gerhard und mir kommt erst, wenn ich den Pantoffel über ihn schwinge. Ihr sollt sehen, wie bald ich ihm seine Mucken abgewöhne! — Ostern muß die Hochzeit sein; das haben wir bereits untereinander ausgemacht. Vier Monate sind es noch. Lange genug, wahrhaftig! — Kommen Sie doch zuweilen abends ein bischen her, Herr Doktor! Wir wollen schwarzen Peter spielen wie früher. Sie brauchen nicht bange zu sein: die Schnurrbärte bekomme ich alle!“

Während sie dies hervorsprudelte, hatte sie ihre Handschuhe abgerissen, eins der Pakete geöffnet, den Inhalt, aus Konfekt bestehend, auf den Tisch geschüttet und, nach sorfältiger Auswahl, einige Stücke in ihren kleinen Mund befördert. Wie würde Gehard gescholten haben, wenn er dies gesehen hätte; er, der es nicht ausstehen konnte, wenn jemand gleichzeitig aß und sprach!

Als Emma Ostern als den Termin der Hochzeit nannte, warf mir die Geheimrätin einen Blick des Einverständnisses zu. Ich war stehen geblieben; nachdem Emma mich zum schwarzen Peter geladen, beeilte ich mich, meinen Besuch zu beenden.

Also Ostern! erst Ostern! — Noch viel zu spät, dachte ich. Denn ich war in der That der Ansicht, daß im Joche der Ehe mein Freund sich bald zu einem gleichmäßigen Schritt bequemen und sich an die weniger angenehmen Eigenschaften Emmas gewöhnen werde. Warum auch sollte er nicht thun, was hunderttausende vor ihm gethan haben und wobei sie zu einem zufriedenen Alter gediehen sind?

* * *

Gerhard versprach mir, sich Gewalt anzuthun. Und in der That: als ich nach einiger Zeit mich zum schwarzen Peter einfand, mußte ich seine Selbstüberwindung bewundern. Die schöne Emma sprach nicht ein einziges gescheites Wort

Digitized by Google

den ganzen Abend; selbst ich, den sie doch nichts weiter anging, saß bisweilen wie auf Kohlen bei ihren Äußerungen. Dennoch hatte mein Freund nur ein melancholisches Lächeln für alle Dummheiten, die sie vorbrachte. In der Aufregung des kindischen Spiels, der sie sich rückhaltlos hingab, sah sie entzückend aus. Etwas Sinnberückendes hatte ihre Schönheit, dem Fleisch und Blut nur schwer widerstehen konnte. Ich sah, wie es auf Gerhard wirkte; ich sah den flimmernden Glanz in seinen Augen, wenn er sie betrachtete. Doch jener heftigen Liebkosungen, die das Mißfallen der Geheimrätin erregt hatten, enthielt er sich gänzlich. „Wie lieb und gut ist er jetzt!" flüsterte mir die alte Dame einmal zu und drückte mir verstohlen die Hand.

Allerdings, Gerhards Betragen war musterhaft. Aber es war etwas in seinem Aussehen, das mir nicht gefiel. Der Stärkste war er nie gewesen; als vollständig dienstuntauglich hatte ihn die Militärbehörde abgewiesen. Von Jugend an den Büchern zugethan, konnte er nie die Zeit finden, seinem Körper die notwendige Pflege zuzuwenden. Schmächtig und zart war er geblieben, seine Brust flach, seine Muskulatur unentwickelt. Indessen hatte ihm, so viel ich wußte, niemals etwas gefehlt. Leute von seiner Konstitution können ein hohes Alter erreichen, falls sie in aller Gemächlichkeit bequeme Lebenspfade wandeln; intensive Erregungen ihrer Psyche aber wirken immer verstimmend, zuweilen sogar zerstörend auf ihr Leibliches.

Gerhard war schmaler geworden, und seine Haut hatte etwas Wächsernes. Als ich ihn nachhause begleitete, fragte ich ihn aus. Er gestand mir zögernd, daß seine Brust ihn zuweilen schmerze. „Doch das hat nichts zu bedeuten, soll nichts zu bedeuten haben," setzte er hinzu. „Ich muß, ich will gesund sein. Der Zeitpunkt meiner Vereinigung mit Emma darf nicht hinausgeschoben werden. Keinesfalls; ich würde es nicht ertragen."

Es kostete mir Mühe, ihn zu überreden, daß er zu mir kam und sich untersuchen ließ. Da mußte ich ihm dann leider sagen, er täusche sich, wenn er glaube, auf die Dauer den Gesunden weiterspielen zu können; vielmehr werde er bald genug zusammenbrechen, falls er nicht in seinen gesamten Lebensverhältnissen eine Änderung eintreten lasse.

Was ich damit meine? fuhr er mich an. Ob ich ihm etwa Unmögliches zumuten wolle?

„Keineswegs," entgegnete ich. „Nur ist es klar, daß du dich hier nicht erholen kannst. Täglich schürst du aufs neue das Feuer, das heimlich an dir zehrt. Der Winter steht bevor. Für dich bedeutet er überheizte Schulstuben, Aufenthalt in schlechter Luft. Bei der Kürze der Tage, der Ungewißheit der Witterung ist regelmäßige, ausreichende Bewegung im Freien für dich ausgeschlossen, selbst abgesehen von der Rauhheit unseres winterlichen Klimas. Nun male dir selbst aus, was bis Ostern aus dir geworden sein wird!"

Kleinlaut fragte er, was ich ihm zu thun rate.

„Nimm Urlaub und geh' auf einige Monate in den Süden, ohne Bücher und — ohne die Photographie deiner Braut. Du wirst mich verstehen. —

Digitized by Google

Wenn du dort lebst, wie du sollst, so glaube ich dir versprechen zu können, daß du kräftiger heimkehren wirst, als du jemals warst."

„Von Emma mich trennen? — alles andere verlange, nur das nicht."

„Sei vernünftig, Gerhard! — Du sollst nur eine kurze Weile entbehren, um dereinst vollauf genießen zu können. Vor allen Dingen: es ist notwendig. Denn laß es mich dir sagen: in deinen Atmungsorganen ist nicht alles, wie es sein soll. Und außerdem zeigt dein Gesamtzustand eine Depression, die den natürlichen Heilungsprozeß erschwert. Es ist schlechterdings deine Pflicht gegen dich selbst und deine Nachkommen, jetzt alle kleinlichen Erwägungen beiseite zu lassen und nur auf eins alle Energie zu richten: auf die Wiedererlangung einer vollkommenen Gesundheit!"

Gerhard widerstand nicht länger. Mir aber bürdete er die Aufgabe auf, Emma und ihre Muttter von seiner bevorstehenden Reise und längeren Abwesenheit zu unterrichten.

Emma nahm meine Mitteilung mit erstaunlicher Gemütsruhe entgegen. Einzuwenden hatte sie gar nichts.

„Es wird ihm recht gut thun," meinte sie. Jetzt, da ich sie darauf aufmerksam gemacht habe, finde sie auch, daß Gerhard spitz aussehe und etwas Abgespanntes in seinem Wesen habe. Aber das komme von der dummen Schulmeisterei. Ein Gardeleutnant als Mann wäre ihr lieber gewesen; doch habe die Mama ihr immer gepredigt, eine Geheimratstochter mit sehr mäßigem Vermögen dürfe keine zu hohen Ansprüche machen. Und das habe sie dann auch nicht gethan.

Weniger philosophisch gelassen zeigte sich Frau Winkelmann; indessen gelang es mir, sie zu beruhigen. Sie versprach mir, über die immerhin mögliche Notwendigkeit eines Aufschubs der Hochzeit kein Wort verlauten zu lassen, damit Gerhard nicht beunruhigt werde. Und sie that noch mehr, als sie mir zugesagt hatte. Dem Brautpaare zeigte sie die heiterste Miene, als ob sie der Ansicht sei, Gerhard begebe sich lediglich zu seinem Vergnügen auf einige Monate an den Genfer See.

Denn dorthin, nach Montreux, hatte ich mich entschieden, meinen Freund ziehen zu lassen. Und nach Montreux reiste er noch vor Weihnachten, als eben der Winter in unsere Gegend mit einem scharfen, trocknen Froste einzog.

Wie ihm damals zu Mute war — ich weiß es nicht. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich mit Mühe und Not in ein Unabänderliches gefunden hat und dennoch im stillen immer wieder die Frage aufwirft: muß es denn wirklich sein? — Emma hatte sich nicht davon abbringen lassen, ihn zum Bahnhofe zu begleiten. Ich fürchtete, Gerhards niedergekämpfte Erregung werde noch in den letzten Minuten zu einem leidenschaftlichen Ausbruch kommen; indessen sorgte glücklicherweise Emma dafür, daß der Abschied nicht tragisch ausfiel. In ihrem Köpfchen waren die Gedanken an die Einrichtung der künftigen Wohnung obenauf, und die letzte Frage, die sie, schon in das Koupee hinein, an den kranken, scheidenden Bräutigam richtete, betraf die Farbe der Möbelüberzüge im besten

Digitized by Google

Zimmer. „Pfaublau oder Portweinrot? Was meinst du? Wir müssen uns darüber schlüssig werden! Sage nicht wieder, daß es dir einerlei ist. Diese Angelegenheiten dürfen dir nicht gleichgültig sein. Wir können nicht alle paar Jahre wechseln. Soll es Rot sein?“

Darüber fuhr der Zug davon, ohne daß die arme Emma eine Antwort auf ihre Frage erhalten hätte. Ich glaube, Gerhard hat sie gar nicht gehört; er war ganz Auge. Nur zu einem Gruße mit der Hand raffte er sich auf; dann nahm er die Brille ab und putzte an den Gläsern. So sahen wir ihn noch, ehe wir ihn ganz aus dem Gesichte verloren.

Nach vierzehn Tagen empfing ich einen Brief von ihm. „Dir bin ich einen Bericht schuldig,“ hieß es darin. „Zunächst dem Arzte. Du hast mir gut geraten, Albert. Ich fühle eine aufsteigende Frische in mir, die mir gänzlich neu ist. Seit Jahren habe ich ohne eigentlichen Hunger gegessen; ich setzte mich zu Tisch, weil der Akt der Speisung einmal in die Tagesordnung aufgenommen war, so gut wie die tägliche lateinische Stunde in Quarta. Jetzt erinnert mich mein Magen zu den verschiedensten Tageszeiten an sein Vorhandensein. Und mit welcher Energie! Gestern Morgen auf den Höhen sah ich einen Hirten ein Stück Speck verzehren; ich hätte mich auf ihn stürzen können, um es ihm zu entreißen. Und es kommt mir so vor, als wenn meine Lungen gelernt hätten, die Luft zu schmecken, die sie atmen. Ich genieße sie wie ein Nahrungsmittel und bilde mich darin zum Gourmand aus. — Mit dem Bergsteigen hapert's noch; ich muß öfters anhalten und ausruhen. Aber mit jedem Tage geht es besser; schon wage ich zu hoffen, daß jene schöngezackten Spitzen, die mir täglich winken, mir nicht unerreichbar bleiben werden.“

„Soviel für den Arzt,“ fuhr er fort. „Dem Freunde habe ich zu berichten, daß ich in den ersten Tagen eine wahrhaft quälende Langeweile ausgestanden habe. Meine Hände zuckten nach jedem Buche, das ich sah. O, es ist eine Kunst, auf eine schöne Art müßig zu sein! Und ich hatte immer geglaubt, es sei das Leichteste von der Welt. Nun habe ich Gesellschaft gefunden. Die Pension Villeneuve beherbergt allerlei Volk, das der Gesundheit mit ebenso fanatischem Eifer nachjagt wie ich. Ich habe sie alle kennen gelernt, die flügellahmen Vögel aus dem Norden, die mit mir in dasselbe Nest gefallen sind. Da ist ein armes kleines Mädchen aus dem englischen Nebellande darunter, ein ätherisches Geschöpf mit langen Marmorhänden. Sie hat sich an mich angeschlossen. Und warum? Als sie noch gesund war, hat sie sich einreden lassen, es gebe keinen Gott. Jetzt könnte sie ihn so gut brauchen. Und nun soll ich, den sie für sehr gelehrt hält, ihr zum Besitze der Wahrheit verhelfen. Denke dir: ich! Zur Wahrheit! Kenne ich sie denn? — Ich habe meine Weltanschauung geprüft; sie paßt nicht für schwache Seelen. Und da ich sah, daß meine bleiche Freundin nach dem Himmel dürstete, nahm ich meine Zuflucht zur Poesie. Wenn die Sonne auf und niedergeht über diesem himmlischen Lande, schwärmen wir von Ewigkeit und den Gefilden der Seligen. Es thut auch mir gut, die festen Schranken einmal zu überfliegen,

Digitized by Google

in die ich mich so lange gebannt gefühlt habe. Andererseits liegt es mir nahe das Leben auf seinen Wert hin zu untersuchen."

Gerhard schloß: „In deinen Mienen lese ich die Frage, ob ich viel an Emma denke. Wohlan: auch darüber sollst du Aufschluß erhalten. Ja und nein. An die Emma, die ich liebe, höre ich kaum jemals auf zu denken; sie schwebt beständig um mich; ich spüre sie wie etwas Sinnliches, das ich zu mir ziehen, an dem ich vergehen möchte. Die andere Emma dagegen, die ich mit jener in den Kauf nehmen muß, ist mir nur gegenwärtig, wenn ich an sie schreibe. O, ich finde mich ganz erträglich mit ihr ab; ich beschreibe ihr Land und Leute im Sekundanerstil und erwähne von mir nur das Notwendigste. Frage nur einmal nach: sie wird von meinen Briefen entzückt sein. Auch sie schreibt an mich; alle paar Tage kommt ein unordentlich beschriebenes Blättchen von ihr, nie ohne Tintenflecke. Was sie der Mühe wert hält mir mitzuteilen — es ist unglaublich! Wenn ich nicht wüßte, ihr süßes Händchen hätte auf dem Papiere geruht, ihr Hauch wäre darüberhin gestreift . . . Nun, ich brauche die Briefe ja nicht zu lesen."

Ich besuchte die Geheimrätin. Sie war ganz glücklich über den muntern Ton in Gerhards notgedrungenen Episteln an Emma.

„Es geht nichts darüber, wenn ein Brautpaar sich eine Zeitlang trennt," meinte sie. „Die Verschiedenheit der Charaktere, welche in der Nähe so leicht zu Reibungen führt, macht in der Ferne, bei schriftlicher Mitteilung, nur einen neuen Reiz des Verkehrs aus. Und Entbehrung lehrt Milde. Ich sehe jetzt mit ruhigem Gemüt in die Zukunft."

Emma traf ich nicht an. Sie schwimme in Glück, berichtete ihre Mutter. Wie sie ihren Bräutigam nach allen Seiten hin preise und verherrliche, das sei wahrhaft erquickend. Sogar verleihe sie Gerhards Briefe, was gewiß nicht in der Ordnung sei; aber man könne es ihr als eine harmlose Prahlerei hingehen lassen. Und wie sie dabei noch aufblühe! Eine Frische sei in ihr, über die sie täglich sich aufs neue freue. —

Die nächsten Briefe, die ich von Montreux erhielt, berichteten nur Günstiges über Gerhards Befinden. Etwas befremdlich waren mir nur eingestreute Bemerkungen über ernste Dinge. Offenbar beschäftigte er sich viel mit den Rätseln von Leben und Tod. Ich bat ihn, diese nutzlosen Grübeleien zu unterlassen. „Du weißt nicht, was du verlangst," schrieb er zurück. „Jetzt muß ich mir über meinen Weg klar werden. Wohin er führt, wenn ich ihn weiterschlendre, ist mir schaudernd gegenwärtig. Sehnsucht und Furcht schütteln mich. Ein unseliges Leben — welch' eine Aussicht! Ist es des Aufwandes an Atem wert? Vor mir steht Emma; mit der einen Hand winkt sie mich zu Wonnen des Paradieses, mit der andern weist sie mich hinab in eine Hölle von Martern und Qualen. Soll ich da nicht nachdenken, wie ich den Teufel betrüge?" — Der Arme! Noch immer war er nicht zur Ruhe gekommen!

Um Mitte Februar kam dann eine böse Post.

Digitized by Google

„Ich habe einen dummen Streich gemacht, mein lieber ärztlicher Berater," schrieb Gerhard. „Der Übermut, der in mir herangewachsen war, hat mich dazu verführt, eine Besteigung der Rochers de Naye mitzumachen. Ach, du weißt wahrscheinlich gar nicht, wie sehr eine solche Bergspitze, die man täglich in allen Glorien wechselnder Beleuchtung sieht, einen unternehmungslustigen Müßiggänger zum Erklimmen reizt. Und das Wetter war so schön — ein Frühlingstag, vom Süden heraufgeweht! Blauer Himmel, und in der Luft ein Arom wie von Orangenblüten und Veilchen. Wunderbar! Der kränkste arme Mensch lächelte und hoffte. — Dann aber, als wir dreiviertel des Weges hinter uns hatten, wechselte der Wind und blies uns eisig an. Ein Unwetter stieg herauf. Wir ehrgeizigen Touristen indessen wollten nicht zurückkehren, ohne die Spitze erreicht zu haben, die dicht über uns zu liegen schien. Und nun begann ein überhastetes Steigen. Wir gelangten hinauf, doch nur, um erschrocken den Rückweg anzutreten. Denn da oben, in den treibenden Wolken war's fürchterlich. Ein Grauen vor dem ungeheuren Aufwand von Kräften, den die Natur aufgeboten, ergriff mich, ergriff uns alle. Wir rannten abwärts. Nicht lange dauerte es, da ergoß es sich über uns: Hagel, Schnee, Regen. Dichter Nebel hüllte uns ein; wir verloren uns von einander; der Wind riß mir den Ruf von den Lippen. Im Nu war ich bis auf die Haut durchnäßt. Ich tappte weiter, vom Sturme umheult, mich wundernd, daß mich meine Beine noch trugen, daß ich noch einen Pfad zu finden vermochte. Dann verlor ich die Wärme, die mich bis dahin noch durchströmt hatte; es war mir, als würde mein Rückgrat mit kaltem Eisen gestrichen.

„Es war die schlimmste halbe Stunde, die ich erlebt habe. Denn länger dauerte es nicht, bis ich das Sturmgebiet hinter mir gelassen. Doch rauh genug blieb das Wetter immer noch. Ich flüchtete in die erste Hütte, die ich entdeckte. Die Leute versahen mich mit trockenen Kleidern und entfachten ein loderndes Feuer auf dem Herde, woran ich eine Weile weiter fror, bis eine jähe Hitze mir hämmernd in die Schläfen stieg. Man holte mir ein Maultier, da mir Stiche im Rücken das Gehen unmöglich machten. Daß ich mich im Sattel habe halten können, kommt mir jetzt wie ein Wunder vor.

„Zwei Tage lang wand ich mich in meinem Bette, dann schwand das Fieber. Doch genesen bin ich noch nicht; völlig genesen werde ich vielleicht niemals. Das ist mein Vorgefühl. Mein hiesiger Arzt freilich spricht sich dahin aus, in spätestens vier Wochen würde ich den Montblanc ersteigen können, wenn es sein müßte. Er thut gar zuversichtlich, der gute Doktor. Aber ich traue ihm nicht. Er denkt, Hoffnung sei auch Arznei. O ihr Ärzte! Das Schlimmste verschweigt ihr. Und mir kommt doch soviel darauf an, zu wissen, wie es mit mir steht!

„In vier Wochen muß ich zuhause sein. Und auf den 31. März ist die Hochzeit festgesetzt. Ein Aufschub ist außer Frage, und wenn ich mich im Rollstuhle zum Altare fahren lassen müßte! Dies Ziel muß ich noch erreichen; hernach — o du wirst sehen, wie wohl mir dann sein wird!

„Heute las ich im Seneka; ich habe das Buch hier zufällig erwischt. Nimm's nicht übel, daß ich meinen Geist etwas speise. Ich war gar zu fromm geworden

Digitized by Google

in der letzten Zeit; es verlangte mich nach einem Geschmack des alten, kräftigen Heidentums. Ich bin an den richtigen Born geraten. Gleichgültig über dem Leben stehen — sagen zu können: du gefällst mir nicht mehr, ich scheide mich von dir — welche Größe! — Wer satt ist und nichts mehr für sich erwartet, der gehe davon, stolz und gelassen, ein Sieger und ein Held!

„Auch an Emma habe ich heute geschrieben — einen lustigen Brief. Von meiner Krankheit kein Wort. Gefallen will ich ihr bis zum letzten Augenblick. Ein löbliches Vornehmen, nicht wahr? — Wenn das Ende nur nach deinem Sinne ist!

„Muß ich dir noch ausdrücklich sagen, daß dieser Brief nur für dich ist? — Ob du den Entschluß erraten hast, der sich in mir emporgewühlt hat? — Einerlei: fragt man dich nach mir, so versichere, du habest die besten Nachrichten. Denn die Hochzeit muß an dem festgesetzten Tage stattfinden — muß!"

Ich hatte nichts erraten. Indessen entsprach ich Gerhards Wunsch: niemand erfuhr etwas von mir über seine Krankheit. Mein ärztliches Veto gegen den Hochzeitstermin einzulegen, den er mit solch befremdlicher Hartnäckigkeit festhielt, dazu war immer noch Zeit, nachdem ich ihn gesehen hatte.

Einstweilen also blieb es bei dem 31. März.

* * *

Gerhard verschob seine Rückreise, unter verschiedenen Vorwänden, von einem Tage zum anderen. Emma war außer sich über den saumseligen Bräutigam. Ob sie nach ihm verlangte — ich weiß es nicht. Wahrscheinlich ist mir, daß ihr Brautstaat obenauf in ihren Gedanken war. Und freilich: ehe sie denselben anlegen konnte, mußte Gerhard zur Stelle sein!

Endlich, am 28. März, kam er an. Da er sich am folgenden Tage nicht bei mir blicken ließ, suchte ich ihn am 30. auf.

„Ich habe mich eigentlich vor dir verstecken wollen," empfing er mich. „Daß du zu mir kommen würdest, hab' ich nicht erwartet. Nun: ich muß es mir gefallen lassen. Sieh mich nur an: viele Freude von meinem Anblick wirst du nicht haben."

Gerhard irrte sich. Ich fand ihn wenig verändert, und nicht zu seinem Nachteil. Eine ruhige Heiterkeit, die über seine Züge gebreitet war, fiel mir angenehm auf. Sie war mir neu bei ihm, der sonst den Augenblick so wenig zu genießen verstand, vielmehr beständig über die Gegenwart hinweg zu spähen pflegte, als ob erst die nächste Arbeit, das nächste Vergnügen der vollen Hingabe wert sei.

Ich sagte ihm, daß sein Aussehen meine Befürchtungen Lügen strafe.

„Das freut mich aufrichtig," sagte er, mit einem ungläubigen Lächeln. „Emma ist weniger mit mir zufrieden. Sie hat erwartet, ich würde zurückkommen wie ein wohlgemästeter Ochse, und wundert sich jedesmal, wenn ich ins Haus komme, daß ich so winzig sei."

Hier loderte er auf, und seine Unterlippe zitterte.

Digitized by Google

„Himmel, Albert! was ist das Mädchen schön!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Sofort beherrschte er sich wieder. „Mama Winkelmann hat mich ins Gebet genommen,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort. „Es käme ihr so vor, als sei mit mir nicht alles in der Ordnung. Ich habe sie ausgelacht. Wenn sie ihre Bedenken wiederholen sollte, so werde ich sie an dich verweisen.“

Ich richtete einige Fragen an Gerhard, die seinen körperlichen Zustand betrafen; er versetzte lachend: „Bezähme deine Neugierde, liebwerter Freund, sie ist unzeitgemäß. Wie es in meinem Brustkasten und in den übrigen Provinzen meines Zellenstaates aussieht, braucht dich nicht zu beunruhigen. Zwei Tage dauert das Spiel der Kräfte wohl noch; das genügt.“

„Du bist leichtsinnig geworden am Genfer See,“ rügte ich.

Er wurde ernst und sah mich mit einem eigentümlichen Blick an.

„Du irrst,“ sagte er. „Vielmehr habe ich mich dort mit den Grenzen des Daseins vertraut gemacht. Gelernt habe ich, was für mich an guten Dingen noch diesseits liegen kann, und meine Wahl getroffen. Ich bin zu beneiden: um meine Ausgangspforte blühen Rosen und Myrthen.“

„Du redest in Hieroglyphen,“ entgegnete ich kopfschüttelnd.

„Eher als du denkst, wirst du sie enträtseln.“

Er sah vor sich nieder; dann fragte er in munterem Tone: „Du kommst doch zur Hochzeit? Du hast nicht etwa Dienst?“

O nein; ich hatte mich frei gemacht, natürlich. — „Und eure Reise geht nach Berlin? Ist es dabei geblieben?“

„Es ist Emmas Plan, nicht der meinige.“ — Er zögerte. „Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen,“ fuhr er fort. „Wir übernachten hier in unserer Wohnung.“

„Das ist sehr vernünftig,“ erklärte ich mich.

Und jetzt konnte ich mich nicht enthalten, indem ich unseres früheren Gesprächs und mancher Äußerungen in seinen Briefen gedachte, die wunde Stelle in dieser ehelichen Verbindung zu berühren.

„Ich darf wohl annehmen, daß du dich mit denjenigen Eigenschaften deiner Braut ausgesöhnt hast, die dir bisher unsympathisch waren?“ sagte ich. Und herzlich fügte ich hinzu: „Es sollte mich sehr freuen, wenn du mir die Versicherung geben könntest, daß du einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen hoffst.“

„Der glücklichsten, die ich mir denken kann,“ war Gerhards Antwort, und seine Augen nahmen einen verzückt starren Ausdruck an.

Nachdem ich ihn verlassen, gestand ich mir, daß doch, alles in allem, sein Betragen recht seltsam gewesen sei. Und ich kam zu der Überzeugung, daß bei Gerhard etwas nicht „in der Ordnung“ sei, wie es der Geheimrätin beliebt hatte sich auszudrücken. Indessen dämmerte mir keine Ahnung von der summarischen Weise auf, in welcher mein zerrütteter Freund die Bilanz seines Lebens gezogen hatte.

Digitized by Google

Erst in der Kirche, bei der Trauung, sah ich ihn wieder. Während der Ansprache des Predigers stand ich am äußersten Ende des Halbkreises der Gäste, so daß ich das junge Paar betrachten konnte. Was Emma betraf: wahrlich, wenn ihr Inneres der äußeren körperlichen Hülle entsprochen hätte, jeder Mann, dem sie sich hingab, wäre glücklich zu preisen gewesen! Fast unbeweglich verharrte sie, ein Bild des blühendsten Lebens — Schönheit in allen Reizen der Jugend.

Gerhard neben ihr war unruhig. Ich sah seine Blicke an ihrer Gestalt niedergleiten. Nervös zuckte es um seine Mundwinkel. Aber er sah recht wohl aus; er hatte Farbe und hielt sich straff und selbstbewußt.

Nach Beendigung der heiligen Handlung drängte auch ich mich zu dem Paare, um meinen Glückwunsch abzustatten. Gerhard neigte sich zu meinem Ohre und flüsterte: „Die vorletzte Station!“

Fragend sah ich ihn an; mit einem rätselhaften Lächeln nickte er mir zu und wandte sich zu anderen Gratulanten.

Im Hotel fand sich die Gesellschaft wieder zusammen. Ich bemerkte, daß Gerhard gleich nach seiner Ankunft in ein Seitenkabinet trat und sich dort eine Flasche Champagner öffnen ließ. Ein Wasserglas voll trank er in einem Zuge herunter. Es that ihm gut; er war bei Tische wunderbar aufgeräumt und weit beredter als die junge, sonst so schwatzhafte Frau an seiner Seite, die von den Ehren des Tages überwältigt zu sein schien.

Als man beim Nachtisch begann, sich einander Besuche abzustatten, fand sich die Geheimrätin zu mir. Es sei ihr recht besorgt zu Mute gewesen in den letzten Tagen, gestand sie. Nicht, daß etwa zwischen den Brautleuten die früheren Mißhelligkeiten sich erneuert hätten, o nein! Sie müsse gestehen, daß Gerhard eine himmlische Geduld gezeigt habe. Überhaupt sei er als ein Reiferer zurückgekehrt; von allen kleinen Sorgen, die sich noch zuletzt, vor Gründung der eigenen Häuslichkeit, an ein junges Paar zu drängen pflegten, habe ihn keine einzige angefochten. Stets auf die große Hauptsache sei sein Sinn gerichtet gewesen: auf den Besitz des geliebten Mädchens. Aber ein fast überirdischer Ausdruck, der zuweilen auf seinem Gesichte erschienen, habe sie beunruhigt. Mehr Geist als Körper sei er ihr vorgekommen.

„Jetzt aber,“ fuhr sie fort, zu ihrem Schwiegersohne hinüberblickend, der eben, Emmas Hand in der seinen, eine lustige Geschichte zu erzählen schien, — „jetzt aber ist mir ganz leicht. In der Ehe Sicherheit und fester Regel wird Gerhard die volle Freude am Leben gewinnen, im Glück völlig gesundend. Mit gutem Vertrauen sehe ich der Zukunft entgegen.“

Ich beneidete sie um ihre frohe Stimmung, die ich keineswegs teilen konnte. Mich hatte ein unbestimmtes Gefühl beschlichen, als ob Gerhard mit dem Aufwande aller seiner Kräfte eine Rolle spielte. Nur konnte ich mir nicht vorstellen, wo er hinaus wollte.

Natürlich hütete ich mich wohl, die Geheimrätin irre zu machen. Ich pflichtete ihr bei, Mißtrauen im Herzen. Eine glückliche Mutter ging sie von mir.

Digitized by Google

Es wurde getanzt nach Tisch. Ich wollte Gerhard warnen, ihn bitten, an diesem Vergnügen sich nicht zu beteiligen, da bemerkte ich zu meiner Genugthuung, daß Emmas nächster Verwandter, ein Vetter vom Lande, sich anschickte, den Reigen mit ihr zu eröffnen. Nachdem ich meiner Pflicht genügt und beide Brautjungfern nacheinander zum Tanz geführt hatte, sah ich mich nach meinem Freunde um. Ich hatte Mühe, ihn zu finden. Endlich entdeckte ich ihn in einem entfernten kleinen Gemach, ganz allein. Er lehnte in einer Sofaecke und hielt den Kopf in die Hand gestützt.

„Du bist es, Albert?" sagte er müde. „Ich dachte mir's, daß ich noch ein ruhiges Viertelstündchen mit dir haben würde. Setze dich zu mir. Laß uns von alten Zeiten sprechen. Von den schönen Tagen am Neckar, meine ich. Weißt du noch? Als wir miteinander im Philosophenweg lustwandelten und der Aussicht nicht satt werden konnten, bis mich, den allzufleißigen Studenten, eine von dir oft bespöttelte Unruhe zu meinen Büchern zurücktrieb? Gönnte ich gewissenhafter Thor mir doch nur ängstlich abgemessene Stunden der Erholung! — Und gedenkst du noch unseres Ausfluges in den Odenwald, den du mich zwangst, mitzumachen? Wie mir langsam das Herz aufging, und ich euch schließlich alle überbot in schönen Reden und nicht minder in gutem Appetit? — O Albert! das Leben war doch schön!"

Er blickte vor sich nieder und bewegte sinnend das Haupt.

„Welch' ein seltsamer Kauz bist du doch!" erwiderte ich. „Jetzt in Erinnerungen zu schwelgen, wo dir die Zukunft wonnevoll winkt!"

Gerhard lächelte melancholisch. „Du weißt nicht, was du sprichst," sagte er mit leisem Vorwurf. „Ich glaubte, du sähest tiefer als jene, die mit dir ihre Gläser erhoben haben, diese Verbindung bejubelnd. — Die Zukunft! Mancher, der die seinige kennte, würde vorziehen, keine zu haben. Sage nur: giebt es nicht unheilbare Übel, so unerträglich, daß der Sprung in das Nichts ein Labsal ist?"

„Wohin verirrst du dich?" rief ich erschrocken.

Er sah mich groß an. „Weil ich die Myrthe im Knopfloch trage, soll ich des Palmenzweiges nicht gedenken, der symbolisch die entseelte Hülle schmückt?" antwortete er. „Nichts liegt dichter nebeneinander als Gegensätze. Du gehst vom Schmause an den Seziertisch; ich thue dasselbe, nur in Gedanken."

Leichte Schritte näherten sich.

Es war Emma; auf der Schwelle hielt sie verlegen an.

„Du rufst mich schon, schönste der Parzen?" empfing Gerhard sie, aufspringend, und ich sah, daß ihn ein Schauer durchrieselte.

Purpurrot wandte die junge Frau sich ab. Schon aber war er an ihrer Seite, legte den Arm um sie und zog sie, eifrig flüsternd, mit sich hinweg.

Ich wartete eine Minute, ehe ich ihnen folgte; doch sah ich sie nicht wieder. Das junge Paar habe sich fortgestohlen, hieß es bald darauf. Und die Musik begann wieder; die hellen Kleider wehten, und die Luft schwoll höher und höher im lichtfunkelnden Saale.

Digitized by Google

Mir wurde seltsam beklommen zu Mut; ein Flor spann sich vor meinen Augen über die umherwirbelnde Menge. Es kam mir gerade recht, daß ein Bekannter mich aufforderte, mit ihm davonzugehen. Draußen ließ ich mich bereden, ihn noch in ein Bierlokal zu begleiten. Wie lange wir daselbst noch gesessen, worüber wir uns unterhalten haben, weiß ich nicht mehr. Auch nicht, wann ich in die Anstalt zurückkam. Dumpf war mein Kopf; nur die einzige Idee behauptete sich in dem wüsten Chaos, daß ich noch in der Nacht gerufen werden würde. Derartig beherrschte mich diese Idee, daß ich mich in den Kleidern zu Bett legte, obwohl mir bewußt war, daß mein Dienst erst um zehn Uhr morgens begann.

Es war schon hell, als heftig an meine Thüre gepocht wurde. Schlaftrunken öffnete ich. Mein Kollege trat ein. „Sie werden augenblicklich verlangt. Ihrem Freunde, dem jungen Ehemann, ist etwas zugestoßen."

In wenigen Minuten war ich unterwegs. Die Person, welche die Botschaft ausgerichtet, hatte sich bereits entfernt; der Pförtner glaubte sie dahin verstanden zu haben, daß sie beauftragt sei, auch die Geheimrätin Winkelmann herbeizurufen.

Emma öffnete mir selbst. Zum Erbarmen sah sie aus, bleich und hohläugig, mit aufgelöstem, wirr herabhängendem Haar. Über das bräutliche Nachtgewand hatte sie einen Morgenrock gezogen. In Strümpfen stand sie auf den blanken Dielen.

„Wo ist er?" war mein erstes Wort.

Sie führte mich zum Schlafzimmer und stieß die Thüre auf. Mein Blick fiel auf ein wüstes Durcheinander von Koffern und Kleidungsstücken. Als ich eintrat, bemerkte ich einen schwachen Geruch von bittern Mandeln.

Emma blieb zurück; zitternd lehnte sie an der Thüre.

„Ich fürchte mich so sehr," klagte sie, ein armes, fassungsloses Kind.

Was geschehen war, wußte ich, ehe ich zu dem Bette des Freundes trat. Wie Schuppen war es mir plötzlich von den Augen gefallen. Das also hatte er im Sinne gehabt — lange schon! Und an Andeutungen hatte er es wahrlich nicht fehlen lassen! — Hinausgewandelt war er, wie er vorhergesagt, durch eine Ausgangspforte, von Rosen und Myrthen überwuchert. Des Bechers Süße hatte er geleert und dann das Gefäß mit dem trüben, bittern Bodensatz von sich geschleudert. O, ich verstand ihn auf einmal so gut, so gut! — Und doch: welch' eine That! — In einen Abgrund der menschlichen Seele sah ich, vor dem mir graute.

Draußen klingelte es, schreckhaft fuhr Emma zusammen. Es war die Geheimrätin, die ich einließ. Verstört begehrte sie zu wissen, was geschehen sei, zum Schlafzimmer eilend. Ich war schneller als sie und vertrat ihr den Weg auf der Schwelle.

„Hier hat der Tod Einzug gehalten," sagte ich. „Nehmen Sie Ihr Kind zurück!"

Mit einem Schrei stürzte die junge Wittwe in die Arme ihrer Mutter.

Ich schloß die Thüre hinter den Jammernden und untersuchte den Leichnam. In der rechten, krampfhaft zusammengeballten Hand fand ich eine kleine, geschliffene

Digitized by Google

Phiole, von einer in Deutschland ungebräuchlichen Form. Sie hatte Blausäure enthalten. Ich steckte sie zu mir, auch den Stöpsel, den ich im Bette entdeckte. Das schreckliche Geheimnis dieser Nacht sollte vor jedermann verborgen bleiben. Schon in Montreux mußte sich der Vorausdenkende auf irgend eine Weise das Gift verschafft haben, vielleicht sogar schon vor seiner Krankheit, in deren Verlauf sich zu dem Motiv des Widerwillens gegen Emmas innere Persönlichkeit noch die Mutmaßung gesellte, daß ihm ohnehin die Grenze seines Lebens nahe gesteckt sei. Einerlei — darüber zu grübeln war nutzlos. Wie ein solcher Entschluß aus einem ersten, kleinen Keim allmählich hervorwächst, bis er alle entgegenwirkenden Einflüsse der vernichtungsscheuen Natur, des sittlichen Gewissens, des bürgerlichen Pflichtgefühls überwältigt hat und den ganzen Menschen souverän beherrscht — das zu verstehen ist wohl schwerlich demjenigen möglich, der immer im Lichte der Vernunft gewandelt hat!

Ein Herzschlag habe dem Leben Gerhards ein jähes Ende bereitet, gab ich an, und nie hat sich der Verdacht erhoben, so viel auch die Katastrophe erörtert wurde, daß der Tote freiwillig aus dem Leben geschieden sei.

Noch am Tage der Beerdigung reisten Emma und ihre Mutter ab. Ich habe keine von beiden wiedergesehen; sie haben sich in einem Landstädtchen angesiedelt und leben dort zurückgezogen. Emma soll sehr still und gefügig geworden sein; die Erinnerung an ihre Brautnacht ist der Witwenschleier, der über ihrem Leben hängt.

Die finanziell-wirtschaftliche Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten.

Von

Albert Schäffle.

I.

Mein Artikel im Oktoberheft dieser Blätter über „die volkswirtschaftliche Mitleidenschaft des Rentenkapitals“ scheint Ihnen, wenn nicht Schrecken, so doch ziemliches Bangen für den Fall des nächsten großen Krieges, welchen Sie für nicht zu ferne Zeit als wahrscheinlich ansehen, eingeflößt zu haben. Die Bemerkungen über die Folgen starker Wiedererhöhung des Zinsfußes durch einen Krieg von der beispiellosen Größe und Heftigkeit, wie ein solcher jetzt überall erwartet wird, scheint es gewesen zu sein, was diese Wirkung bei Ihnen hervorgebracht hat. Sie stellen daher das Ansinnen an mich, in Ihrer Zeitschrift „rechtzeitig die Frage zu behandeln: wie kann das Reich und der Privatmann sich finanziell für den Fall des Ausbruches eines Krieges schützen und rüsten?“

Wollen Sie mir nicht verübeln, wenn ich offen gestehe, daß ich anfangs überhaupt Bedenken trug, den sehr schwierigen und fast noch mehr weitschichtigen

Digitized by Google

Versuch der Beantwortung Ihrer Frage innerhalb der engen räumlichen Grenzen, welche einer Monatsschrift gesteckt sind, zu wagen; die Beantwortung wäre in einem ganzen Buche und vor einem in alle fachwissenschaftlichen Gedankenkreise der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft eingelebten Publikum keineswegs eine leichte Aufgabe. Auch jetzt noch fällt es mir schwer, Ihrem Wunsche gerecht zu werden. Schon aus dem Grunde, weil mir die Besprechung einer Eventualität, deren Nichteintreten der heißeste Wunsch der ganzen zivilisierten Welt sein muß und meine Hoffnung noch heute ist, meinem Gefühle etwas widerstrebt. Andererseits habe ich nach einigem Bedenken gefunden, daß die Frage eine für Tausende praktische Beantwortung zuläßt, daß sie ungeheuere Interessen des Staates und der Privaten umschließt. Dieselbe kann in der That auch jeden Augenblick aktuell werden; denn schon der Pariser Mob, welcher nach dem Blute einer Bartolomäusnacht der Deutschen zu dürsten scheint — vollends zusammen mit den Einflüssen, welche in Rußland einen Zar zu der Kopenhagener Demonstration gegen Deutschland zu bestimmen im stande waren — hätte es in der Macht, gegen die zentraleuropäische Tripelallianz des Friedens, wie sie in Friedrichsruh ernent und verstärkt worden zu sein scheint, über Nacht den Krieg zu entzünden und dessen Schrecken und Gefahren in vielleicht nie dagewesenem Umfang und Grade herbeizuführen. Ich will daher, falls Sie der Geduld Ihrer Leser für den mir angesonnenen Versuch sicher sind, nicht länger säumen, den letzteren zu unternehmen.

Den Inhalt Ihrer Frage will ich dabei kurzweg als gleichbedeutend mit der „finanziell-wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten" auffassen. Was die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft der Privaten betrifft, will ich solche nicht bloß im Sinne der Deckung gegen Kurs- und Zinsverluste an Staats- und an anderen Wertpapieren beim nächsten Krieg, sondern im weiteren Sinn der Deckung des ganzen Geschäfts- und Familienhaushaltes gegen die Gefahren des Krieges in Betracht nehmen; denn der Verlust an in- und namentlich ausländischen Wertpapieren ist zwar eine sehr ernste Sache für den Fall des Kriegsausbruches, aber er ist gegen die Summe aller übrigen privatwirtschaftlichen Verluste, welche schon ein kurzer, geschweige ein längerer Krieg über eine unvorbereitete und sorgenlos dem Kriegsverhängnis entgegentaumelnde Volkswirtschaft verhängen würde, doch ziemlich untergeordnet, keinesfalls wäre er die Hauptsache und ist daher auch nicht allein ins Auge zu fassen. Das Thema, in welches ich Ihre Frage umgestalte, ist daher die „finanziell-wirtschaftliche" oder „finanziell-staats-wirtschaftlich-privatwirtschaftliche Kriegsbereitschaft" überhaupt. Wollen Sie mir gestatten, mir die Aufgabe wirklich so zu stellen!

Dieser Feststellung des Themas muß ich eine andere allgemeine Begrenzung meiner Aufgabe hinzufügen, wenn die Lösung der letzteren einen praktischen Wert gewinnen soll. Man kann auch durch zu große Ängstlichkeit in der finanziellen Kriegsbereitschaft, nicht bloß durch Mangel an solcher Bereitschaft Schaden nehmen. Giebt es Leute, welche unter einen Baum sich stellen, wenn schon die Blitze zucken, so giebt es auch, wie einmal J. Stahl bemerkt hat, solche, welche am

Digitized by Google

liebsten mit einem Blitzableiter auf dem Regenschirm ausgingen, noch bevor ein Gewitter am Himmel steht. Eine übertriebene, pessimistische Auffassung der Gefahren des nächsten Krieges könnte ebenso schädlich wirken wie allzugroße Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit in der Schätzung der möglichen Verwüstungen, welche der Krieg staats- und privatwirtschaftlich bringen kann und bis zu einem gewissen Grade bringen muß. Daher ist es geboten, bei der Erörterung, auf die wir uns einlassen, einen mittleren Weg zu gehen, d. h. die in Frage stehenden Zufälle weder durch zu schwarze noch durch zu helle Gläser zu betrachten, vielmehr von mittleren Annahmen auszugehen.

Nun kann man hauptsächlich in dreierlei Hinsicht sowohl zu pessimistisch als zu optimistisch in eine kriegsschwangere Zukunft blicken: einmal hinsichtlich der Zahl der Feinde, mit deren Waffen, Finanzen und Schulden wir zu thun bekämen, sodann hinsichtlich der Dauer des Krieges, endlich im Hinblick auf den Erfolg des Krieges, d. h. auf die Siege und die Niederlagen in dem letzteren.

Wir gehen nun wohl in der richtigen Mitte durch, wenn wir zuerst hinsichtlich der Zahl unserer Feinde Frankreich und Rußland — vielleicht noch mit Dänemark — in Waffen gegen uns, Österreich und Italien als verbündet, die russischen Freunde auf der Balkanhalbinsel durch Bulgarien und die Türkei beschäftigt, die Schweiz, Belgien und Holland, Schweden und Norwegen sowie Großbritannien in Neutralität verharrend annehmen, Großbritannien wenigstens insolange, als Rußland nicht in Asien und in der Türkei entschieden siegreich wäre. Jeder Angriff auf die Neutralität der kleinen Staaten würde die letzteren in unsere und unserer Verbündeten Arme treiben, jeder Erfolg der Frankorussen, welcher im Orient Rußland zum entscheidenden Sieg verhelfen würde, müßte England gegen unsere Feinde in die Aktion bringen.

Stünde etwa England von Anfang uns bei? Freilich wäre es von ungeheurem Werte, wenn England gegen Rußland sogleich in den Kampf mit eintreten würde. Denn wie schlecht viele Panzerschiffe Englands sein mögen, so wäre England im Bunde mit der Flotte Deutschlands, Österreichs und Italiens zur See übermächtig, die Meere blieben für unseren Handel während des Krieges ungefährdet. Viele Mannschaft für den Schutz langgedehnter Küsten bliebe für uns und namentlich für unsere Verbündeten, die Italiener, erspart und für die Festlandschlachten verwendbar, Frankreich und Rußland würden zur See angreifbar und dadurch für den Kampf an unseren Grenzen geschwächt. Allein man kann gerade deshalb, weil England auf Handel und Industrie Deutschlands eifersüchtiger ist als je seit dem Niedergang der Hansa, auf seine kriegerische Mitwirkung von Anfang an selbst unter einem Tory-, geschweige unter einem unberechenbar möglichen Gladstone-Kabinet nicht rechnen. Wenn die Russen in Afghanistan und wenn die Franzosen in der Frage der Neutralisierung des Suezkanals gegen England geschmeidig zu werden beginnen, so kann das schon Speck sein, womit man englische Mäuse fangen und gegen uns abrichten will. Wir haben daher wirklich mit der Eventualität zu rechnen, daß England gegen Rußland nicht losbricht, solange dieses nicht Konstantinopel bedroht und an den

Digitized by Google

Dardanellen festen Fuß faßt. Die einzig sichere Deckung unseres Welthandels wird daher vielmehr in der Unterstützung der Neutralität Belgiens und der Niederlande liegen; denn, wenn diese Neutralität behauptet wird, so können wir von Antwerpen und Holland aus unter neutraler Flagge Waren verschiffen und beziehen. Die gemachte Annahme wird sonach wohl diejenige sein, welche weder zu schwarz noch zu rosig sieht.

Ist sie richtig, so können wir uns jedes Kleinmutes entschlagen; denn Deutschland, Österreich und Italien sind militärisch und finanziell den Franko-Russen mindestens gewachsen, soweit ein Laie darüber urteilen kann und wenn man das Kriegsglück nicht unseren Feinden blind ergeben voraussetzt. Caffarels haben wir wenigstens in Deutschland hoffentlich — ich möchte sagen gewiß! — nicht.

Italien hat zwar, sofern England dessen Küsten nicht decken hilft, eine äußerst schwierige Küstenverteidigung, aber diese und die Rückendeckung Österreichs und Deutschlands von Italien her und im Falle des Neutralitätsbruches gegen die Schweiz hin wird es kräftig und erfolgreich besorgen und mitbesorgen können. Der französische Kriegsminister mag noch so viel für die Verteidigung der französischen Alpen vorkehren, ein nicht kleiner Teil der französischen Armee wird dennoch durch die Italiener nordischen Kriegsschauplätzen entzogen werden. Auch Italiens ausgesetzte Lage macht das Dreistaatenbündnis nicht so schwach, um eine übertriebene Ängstlichkeit, was Zahl und Stärke des Feindes im nächsten Kriege betrifft, für die Bemessung der finanziellen Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten passend erscheinen zu lassen. Nur Unterschätzung wäre ebensowenig am Platze; denn mit nie gesehenen Heeresmassen würden wir ebenfalls nie dagewesenen Feindesmassen gegenüberstehen.

Eine mittlere Annahme wird auch, was den zweiten Punkt — die wahrscheinliche Dauer des Krieges — betrifft, das Richtige sein. Wir dürfen uns zwar die Hoffnung nicht ganz versagen, daß wir mit den Heeren, welche bei Metz und Sedan unterlagen und bei Plewna vor den Türken zitterten, binnen nicht zu langer Zeit, mit Österreich und Italien im Bunde, fertig werden würden. Eine unerwartet kurze Dauer eines Krieges gegen Franzosen und Russen ist wenigstens nicht ausgeschlossen; denn seit Metz und Plewna sind auch Deutsche, Österreicher, Ungarn und Italiener, sowohl was die Quantität als was die Qualität der Streitmacht betrifft, verhältnismäßig stärker geworden. Doch ist nichts gefährlicher als die Unterschätzung des Feindes, die Überschätzung der eigenen Kraft sowie der Gunst, welche vom Kriegsglück der Zukunft in den Schoß geworfen werden mag. Allem Anschein nach hat Frankreich an seinen neuen Festungen und an dem Gürtel von Sperrforts im Osten seines Gebietes eine gewaltige Verteidigungskraft erlangt, und auch Rußland scheint in Polen gewaltige Bollwerke gegen erste rasche Überrennung zu besitzen. Man wird daher mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß auch eine „affenartige Geschwindigkeit“ deutscher Mobilisierung diesmal das „Kam, sah, siegte“ weder im Osten noch im Westen der Grenzen unbedingt verbürgt. Man muß darauf ge-

Digitized by Google

faßt sein, daß der Krieg und seine Entscheidung länger als 1866 und so lange wie in den Jahren 1870/71 sich hinausziehe.

Ist es aber wahrscheinlich, daß er unbegrenzt langwierig werden wird? Ist es wahr, daß wie die russischen Deutschenhasser zu glauben scheinen, Rußland es in der Hand habe, den Krieg ins Endlose zu verlängern? Beides wird zu verneinen sein.

Rußlands Verbündete, die Franzosen, sind nach der Höhe ihrer Kultur und nach dem Friedensinteresse ihrer Volkswirtschaft ebenso wenig, wie nach ihrer finanziellen und militärischen Lage, befähigt, einen unentschiedenen Ausgang länger auszuhalten, als die Deutschen und Austroungarn ihn aushalten könnten. Deutschland namentlich hat, wie wir im Mai-Heft dieses Jahres bereits eingehend gezeigt haben, eher stärkere Mannschafts- und Finanzreserven als Frankreich und Österreich-Ungarn, wenigstens keine geringeren als Rußland. Entweder siegt Frankreich rasch und entscheidend, eine Eventualität, vor welcher wir uns übrigens in und hinter unseren westlichen Festungen nicht zu fürchten brauchen, soweit menschliche Zuversicht annehmen darf; oder wird Frankreich eine lange Dauer des Krieges mindestens ebensowenig ertragen als Deutschland, Österreich und Ungarn.

Wenn das aber von Frankreich gilt, so gilt es auch und noch mehr von Rußland. Es wird unsere östlichen, wir werden wahrscheinlich seine westlichen Festungen und Grenzen nicht weithin überrennen. Rußland wird länger als Frankreich den Krieg an der Grenze auch nicht aushalten. Gesetzt, es habe die Mittel, im Laufe von Monaten große Heeresmassen nach Polen zu bringen, so sind gerade für große Massen der Transport, die Überwinterung und die lange Ernährung äußerst schwierig. Die Rechnung, daß wir im Winter nach Moskau marschieren und durch die Kälte uns die Niederlagen Napoleons I. beibringen lassen, ist wohl ohne den Wirt, d. h. ohne die Rücksicht auf die Klugheit deutscher und österreichischer Strategie gemacht; sind die deutschen und österreichischen Waffen siegreich, so braucht man mehr als das Gebiet bis zum Meridian der Rockitnosümpfe nicht ins Pfand zu nehmen und auch dieses vielleicht nur im Notfall: als das natürlichste Gebiet deutscher Grenzkolonisation!? — Man wird ohne Massenaufreibung nahe der eigenen Grenze den Winter zu überdauern verstehen. Die Russen werden immer östlicher stehen und für gleich große Massen den unwirtlicheren Standort der Überwinterung haben.

Sodann sind die Russen finanziell ganz und gar unfähig, einen Krieg, welchen sie angeblich mit Millionen Soldaten führen können, auszuhalten. Die weitere Erörterung führt auf die finanzielle Lage Rußlands zurück. Hier genügen wenige Worte und Ziffern, die Schwäche seiner finanziellen Wehrkraft darzuthun. Nimmt man den russischen Staatsvoranschlag, welcher freilich in den Ausgaben gerne überschritten, in den Einnahmen aber gern zu hoch gehalten wird, zur Hand, so findet man für 1886 das Folgende:

Die Ausgaben betrugen: ordentliche 809,7 Millionen Rubel Papier (à 1,80 deutsche Reichsw.), außerordentliche 52,6, zusammen 862,3 Millionen Rubel. Die Einnahmen sind veranschlagt zu 865,4 Millionen Rubel, und zwar ordentliche zu

Digitized by Google

787,4, außerordentliche zu 77,9 Millionen Rubel. Die Einnahmen sind keineswegs einer besonderen Steigerung fähig; die direkten Steuern, gegenwärtig mit dem Ertrag von 126 Millionen Rubel, sind in Rußland wie in allen Ländern auf der Stufe „extensiver" Volkswirtschaft sehr wenig elastisch (die neue fünfprozentige Kapitalrentensteuer findet sich mit nur 9 Millionen Rubel veranschlagt!). In der Elastizität der direkten Steuerkraft wird Rußland hinter Deutschland wohl ziemlich beträchtlich zurückstehen und Italien sowie Österreich-Ungarn mindestens nicht übertreffen. Die indirekten Steuern aber sind schon gewaltig angespannt, mit 434,7 Millionen Verzehrungssteuern und 49,4 Millionen Rubel an Gebühren und Stempeln. Die Getränkesteuern, welche 1885 244 Millionen Rubel rechnungsmäßig ergeben haben, hauptsächlich vom Schnaps, sind wohl keiner wesentlichen Steigerung fähig. Zölle mit ca. 100 Millionen Rubel ebensowenig, da ihre Höhe prohibitiv, also antifinanziell zu wirken beginnt. Beim Tabak wird auch durch den anscheinend beabsichtigten Übergang von der Fabrikat-Bandwollenbesteuerung zum Tabakmonopol das Erträgnis gewiß nicht sehr gesteigert werden, wenn dieses nicht vielmehr abnimmt, da bei dünner Bevölkerung die Kontrollen des Monopols überaus schwer durchführbar sind. Daher kann ein Krieg nur geführt werden: entweder durch Anlehen, oder durch Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes, sowie durch Einstellung der Zinszahlungen überhaupt oder wenigstens der metallischen Zinszahlungen. Dies führt zu einer Zwischenfrage.

Was würde der Krieg jeden kriegführenden Staat kosten? Frankreich — den Staat Frankreich — kostete der letzte Krieg nach mittlerer Schätzung 12 Milliarden Mark. Zieht man hiervon die erst nach dem Krieg, obwohl durch den Krieg entstandenen Ausgaben ab — für Kriegsentschädigung an Deutschland, für Entschädigung der Unterthanen, für Wiederherstellung der Festungen und des Materials ab, so wird man die Kosten eines Krieges für eine Großmacht bei mittlerem Erfolg auf mindestens vier, vielleicht richtiger, — da nun noch größere Massen in Bewegung kommen werden — auf 5—6 Milliarden Mark veranschlagen dürfen. Der letzte Türkenkrieg war im Verhältnis zu einem Angriffskrieg, welchen Rußland gegen ganz Mitteleuropa führen wollte, ein kleiner Krieg. Dennoch hat er Rußland eine dauernde Schuldenlast von nahezu einer Milliarde Rubel oder fast 2 Milliarden Mark, wo nicht mehr, hinterlassen.

Könnte nun Rußland die obige Summe durch Kredit, d. h. durch freiwillige Anlehen oder durch außerordentliche Vermögenssteuern, sogenannte „Zwangsanlehen", aufbringen?

Was die freiwilligen Anlehen betrifft, so wollen wir weder die Opferwilligkeit der russischen Nation für einen volkstümlichen Krieg, der für das heilige Rußland geführt wird, unterschätzen noch die Thatsache gering anschlagen, daß der russische Finanzminister jüngst ein Anlehen von 500 Mill. R. im Inlande selbst aufgebracht hat. Allein die an Aufbringung von mehr als einem Viertel der genannten Summe im Wege des freien Kredits ist doch wohl nicht zu denken. Durch Anlehen im Auslande erlangt Rußland nennenswerte Beträge für den Krieg auch nicht; denn selbst Frankreich kann sie ihm kaum geben, da es seinen

Digitized by Google

Kredit im Kriegsfalle für sich selbst braucht, und England wird sie nicht geben, da Rußland keine erheblichen Sicherheiten geben kann. Unmittelbare Zwangsanlehen aber im Inland sind ein äußerstes Mittel. Wenn ein Krieg einmal dazu nötigt, ist es mit demselben ohnehin schon zu Ende.

Das einzige starke finanzielle Kriegsmittel Rußlands ist daher jene mittelbare Zwangsanleihe, welche in der Ausgabe uneinlösbaren Papiergeldes mit Zwangskurs liegt und ein Notstandsborgen beim ganzen Geldverkehr der Nation darstellt. Nun hatte aber Rußland laut Gothaer Kalender vom Jahre 1887 schon 716 Millionen Rubel Papiergeld mit bereits 44 Prozent Entwertung im Umlauf. Die Metalldeckung dafür betrug nur 180 Mill. Rubel. Die Ausgabe von weiteren 2—3 Milliarden Rubel zum jetzigen Rubelkurse von etwas unter 1,80 deutsche Mark oder von noch weit weniger bei weiterem Sinken des Rubelwertes ist unmöglich, ohne die russische Volkswirtschaft unter Sturz der Valuta ins Bodenlose der Entwertung (bald vielleicht auf 1,20 oder 1,00 Mark oder noch weniger per Rubel) auf das tiefste zu erschüttern. Auch durch Ausgabe von Zwangspapiergeld ist ein so großer Krieg keinesfalls lange zu führen.

Die Einstellung der Tilgung und die teilweise Herabsetzung der Verzinsung der Staatsschuld, woran, wie wir zeigen werden, eventuell kaum zu zweifeln wäre, würde für einen längeren Krieg ebenfalls entfernt nicht ausreichen; denn selbst bei völligem Staatsbankrott kämen immerhin nur ca. 260 Millionen Rubel im Ausgabebudget in Wegfall, nämlich 110 Millionen Rubel Metall- und 150 Millionen Rubel Papier-Verzinsung; damit führt man einen so großen Krieg keinen Monat, geschweige ein Jahr der Kriegsdauer. Wo bleibt da die Möglichkeit der unbegrenzten Hinausziehung des Krieges, worin die Moskauer Hetzer die eventuelle Stärke Rußlands erblicken wollen?

Oder will man einfach mit Naturaleintreibungen einen langen Krieg führen, gar so, daß gleichzeitig die Masse der bäuerlichen und industriellen Arbeitskräfte unter Waffen steht? Diese Frage braucht nur ausgesprochen zu werden, um sich selbst zu verneinen.

Der Zar hat große Macht, aber wenn er auch den Willen hätte, seinem in der Geduld allerdings sehr geübten Volke zur Ader zu lassen, bis kein Blut mehr läuft, so reicht alles doch nicht zu einem längeren Kriege. Man wird daher ziemlich sicher annehmen können, daß nicht bloß den Franzosen, sondern auch und vornehmlich den Russen der Atem früher ausgehen wird als den Deutschen und ihren Verbündeten. Sogar ein unerwartet früher Friedensschluß ist daher denkbar, vielleicht wahrscheinlich, wenn der Krieg einige Zeit unentschieden oder mit wechselndem Glücke oder halbem Erfolge geführt sein wird, geschweige dann, wenn schon in den ersten Monaten die entscheidenden Schlachten sollten geschlagen werden.

Dies führt zu dem dritten und letzten Punkte hinüber, über welchen wir eine verständige Grundlage unserer Ausführung gewinnen wollten, d. h. zu der Frage: haben sich das Reich, die Staaten, die Privaten auf entschiedenen Erfolg oder auf entschiedene Niederlagen oder auf mäßigen Erfolg, bezw. Mißer-

Digitized by Google

folg bei hin- und herwogendem Kriegsglück, kurz auf halben und nicht sehr entscheidenden Erfolg bei ihrer finanziellen Kriegsbereitschaft gefaßt zu machen?

Die Qualität unseres Heeres und der Heere unserer Verbündeten wird wohl der großen Mehrzahl der Deutschen Siegesgewißheit, Hoffnung auf ebenso entschiedene wie rasche Erfolge auch gegenüber einer „Ebertaktik" der Franzosen einflößen. Dennoch wird nicht bloß der sorgfältige „Vater" des Vaterlandes auf staatlichem Gebiete, sondern ebenso jeder gewissenhafte Hausvater und Geschäftsmann darauf bedacht sein, unbeschadet der Verhütung unnötiger Opfer im Falle fortdauernden Friedens — die finanzielle Kriegsbereitschaft — so einzurichten, als ob der Kriegslorbeer diesmal schwer und nicht so voll wie in den Kriegen von 1866 und von 1870 zu pflücken wäre. Die Frage ist also, ob auch für diesen Fall Staaten und Private in genügende finanzielle Kriegsbereitschaft treten können und wie dies zu geschehen hätte?

Nur den Fall entschiedener, gar schimpflicher Niederlagen, den Fall eines Mißerfolges, wie er die Franzosen in ihrem „schrecklichen Jahr" heimgesucht hat, lassen wir füglich außer acht. Und zwar aus zwei Gründen. Nämlich einmal deshalb, weil Umfang und Güte unserer Wehrkräfte diesen Fall selbst dann als kaum möglich erscheinen läßt, wenn äußere Zufälle unseren Feinden sehr viel günstiger sein sollten als unsern eigenen Waffen. Sodann aus einem zweiten Grunde: für den Fall einer entschiedenen Niederlage ließe sich überhaupt eine ausreichende finanzielle Deckung des Reiches, des Staates und der Privaten nicht sicherstellen, wenigstens nicht in höherem Maße als für den Fall eines schwachen Erfolges oder halben Mißerfolges. Fürst Bismarck hat es gesagt, was uns bevorstände, das saigner au blanc, der Aderlaß, bis kein Blut mehr läuft, ein Sengen und Brennen und Rauben, ein Wüten gegen Leben und Eigentum des ganzen Volkes. Die Brennus- und Melac-Gelüste kochen unseren Nachbarn im ganzen Blute, jucken ihnen in allen Gliedern, wenn diejenigen Recht haben, welche jetzt schon Paris verlassen, weil sie, wie bereits erwähnt, fürchten, bei einem Kriegsausbruch eine Bartolomänsmacht in Paris zu erleben.

Alles dies in Betracht gezogen, werden wir daher richtig von der dreifachen Eventualität auszugehen haben, daß wir an militärischer Stärke dem verbündeten Gegner mindestens gewachsen sind, daß der Krieg eine mäßige Dauer nicht überschreiten, endlich, daß er schlimmstenfalls zwar keinen entschiedenen Sieg, aber auch keine entschiedene Niederlage bringen wird. Und Ihre Frage lautet nun dreifach, wie folgt:

Ob Deutschland mit seinen natürlichen Verbündeten im stande sein wird, einer solchen Eventualität in finanzieller und überhaupt wirtschaftlicher Bereitschaft, d. h. im Zustand möglichster ökonomischer Sicherheit und Leistungsfähigkeit entgegen zu gehen; namentlich aber

wie dies wirklich zu geschehen habe, endlich

wie das erreicht werden könne, ohne für den immerhin möglichen, nicht bloß höchst wünschenswerten Fall der Forterhaltung des europäischen Friedens unnütze Opfer der Vorbeugung und finanziellen Kriegsbereitschaft zu bringen.

Digitized by Google

Neue Opfer, welche unbedingt geboten, welche erträglich und erschwinglich sind, welche selbst für den Fall der Erhaltung des Friedens wohl angebracht sein würden, dürfen in Frage kommen.

Diese Fragen sind zunächst in Abschnitt II. hinsichtlich der staatswirtschaftlich-finanziellen Kriegsbereitschaft Deutschlands und seiner Verbündeten, dann in Abschnitt III. mit bezug auf die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft der Privaten zu beantworten. Wir hoffen zu zeigen, daß sie wenigstens für Deutschland insgesamt bejaht werden können.

II.

Die beste Kriegsbereitschaft des Reiches liegt nun auch finanziell — dies kann nicht entschieden genug gesagt und muß obenan gestellt werden — in der militärischen Bereitschaft, in der Stärke und Tüchtigkeit der Angriffs- und der Verteidigungsmittel, in der Zuverlässigkeit und in der Macht der Allianzen.

Wie schwer auch die finanziellen Opfer sind, welche der Krieg schon im Frieden verzehrt, so sind sie doch federleicht gegenüber den Kosten welche ein verlorener Krieg den Finanzen des Staats und dem Privathaushalt des einzelnen auferlegt. Die zwei großen Republiken, Frankreich und die Vereinigten Staaten, haben dies in leidigem Grade erfahren. Frankreich hat infolge der Kosten des letzten Krieges und der Materialwiederherstellung mindestens 600 Millionen Franks jährlich mehr für seine Staatsschuld aufzubringen, während die Kriegsverwaltung nach dem Frieden nicht bloß ungeschwächt, sondern erhöht ihren Bedarf fordert. Die Vereinigten Staaten haben, weil der Bund den Rebellen gegenüber unvorbereitet war, eine solche Masse Geld gebraucht, daß der jährliche Staatsschuldenaufwand hierfür und für die Pensionen größer wurde als das Friedensbudget der deutschen Armee. Daneben brachten Krieg und Bürgerkrieg ganz enorme Verwüstungen und Verluste am Privatvermögen; ein siegreiches Heer hätte dieselben von seinem Land abgewendet. Man soll im Frieden den Militäraufwand gewiß nicht übertreiben, aber andererseits ist kein Sparen so teuer wie jenes, welches gegen außen schwach macht und Niederlagen herbeiführt. Die finanzielle Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten wird unendlich erschwert und wird völlig unzureichend, wenn es an der militärischen Kriegsbereitschaft gebricht. Das Vorbeugungsopfer der letzteren, welches sich überdies gleichmäßig über die ganze Friedenszeit verteilt, ist winzig gegenüber dem finanziellen und privatwirtschaftlichen Verlust, welchen ein verlorener Krieg auferlegt; Frankreich hat der letzte Krieg mindestens 15 000 Mill. Franks gekostet!

Indem die militärische Kriegsbereitschaft den Feind vom Angriff abhält und diese Kriegsbereitschaft den Frieden sichert, erspart sie dem Staate und der Volkswirtschaft überhaupt jede Störung und jeden Verlust des Krieges. Indem sie rasche und ganze Siege ermöglicht, vermindert sie die materiellen wie die persönlichen Lasten des Krieges. Indem sie gestattet, den Krieg möglichst früh und ganz in Feindesland zu führen und dem Gegner die Kriegskostenentschädigung aufzuerlegen, wälzt sie den ganzen Kriegsaufwand und die Kosten des Militäretablissements dem Feinde zu. Gaben uns, wie anzunehmen ist, die letzten Er-

Digitized by Google

höhungen des Militärbudgets die Siegesgewißheit, welche menschlicher Fürsorge überhaupt möglich ist, so sind die neuerlichen 40 Millionen Mehrausgabe für unser Heer — vielleicht nur ein Drittel der Mehreinnahmen aus dem Branntwein — auch finanziell und privatwirtschaftlich eine höchst fruchtbare Ausgabe, eine Ausgabe, welche zehnfach größerem Aufwand für verlorenen Krieg vorbeugt, ganz abgesehen von der tröstlichen Thatsache, daß der Militäraufwand des Friedens uns so tüchtige Soldaten, wie sie irgend ein Land der Welt besitzt, weitaus am wohlfeilsten verschafft. Aus demselben Grunde ist die bessere Bereitstellung des Landsturmes durch die bekannten neusten Gesetze und Gesetzvorschläge Österreich-Ungarns und Deutschlands nur zu billigen.

Die militärische Kriegsbereitschaft selbst legt mindere Opfer auf, als wir sie im übrigen bringen müßten und, wie im Mai-Heft gezeigt ist, zur Not auch bringen könnten, dann auf, wenn sie von einer auswärtigen Politik begleitet ist, welche durch ihren unleugbar friedlichen Charakter uns stets Verbündete schaffen und erhalten wird. Die Vertretung des Friedens sowie eines gesunden internationalen Rechtszustandes ist die zweite große Grundlage möglichster Ersparung selbst an den finanziellen Opfern für den Krieg und eine Hauptursache, weshalb die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten ohne erschöpfende Opfer sich erreichen läßt. Auch in dieser Hinsicht ist es buchstäblich wahr: Der Friede — in dieser Hinsicht die Friedlichkeit — ernährt, der Unfrieden verzehrt.

Die finanzielle Kriegsbereitschaft des Staates ist durch die sieghafte Stärke der Heere in einer weiteren Hinsicht ganz besonders erleichtert: die Kriegskosten können ganz oder teilweise dem Feinde auferlegt werden; aus dem letzten Kriege ist Deutschland sogar bereichert hervorgegangen.

Ist denn aber wirklich auch Aussicht vorhanden, daß eine volle Entschädigung bei dem gedachten Zukunftskriege wieder stattfinden *könne*? Wir sagen absichtlich: könne, nicht auch: werde, um Gott nicht zu versuchen.

Von den zwei markierten Gegnern wäre der eine, Rußland nämlich, entschieden unfähig, eine Geldentschädigung zu geben; denn die Steuerkraft desselben ist schon jetzt überspannt, und der Kredit dieses Reiches würde, wenn es, was es müßte, gerade vorher bankerottiert hätte, so viel wie Null sein. Die Russen selbst werden es, wenn sie sich selbst erkennen wollen, nicht in Abrede ziehen, daß sie nach größeren Niederlagen, auch wenn man alle Russen auf den Kopf stellte und ihnen die Taschen ausklopfte, doch nicht die Summe aufbringen würden, welche hinreichte, die Hälfte der Kosten zusammenzubringen, welche ein Krieg dem verbündeten Zentraleuropa auferlegen würde. Rußland könnte nur durch Landabtretung westlich der Rokitnosümpfe und an der Ostsee gebüßt werden; und auch die Landentschädigung hat, so verlockend der Gedanke ist, dort vor allem die deutsche Kolonisation weiter zu treiben, schwere Bedenken gegen sich, weil schließlich dem Polonismus die Früchte davon in den Schoß fallen möchten und das deutsch-österreichische Bündnis dabei leiden könnte; wenigstens einen Angriffskrieg gegen Rußland, um ihm Land abzunehmen, wird kaum jemand in Deutschland wünschen, so sehr unsere Ostgrenze der Verbesserung zu bedürfen scheint.

Digitized by Google

Entschädigungsfähig bleibt dagegen Frankreich. Zwar hat es mehr als 30000 Millionen Franks Schulden auf dem Rücken, aber es kann deren noch mehr tragen, beziehungsweise durch Kürzung seiner rein inländischen Gläubigerschaft sich für weitere Milliarden zahlungsfähig machen. Grausamkeit wird hoffentlich Deutschlands Waffen nie beflecken, auch Land kann man — etwa durch Austreibung aller Franzosen aus dem Sperrfortgürtel — doch kaum abnehmen. Desto mehr wäre für den Fall entscheidenden Sieges die rücksichtslose Beitreibung der Kosten, die ein Revanchekrieg Deutschland und seinen Verbündeten verursachen würde, eine gerechte Strafe, beziehungsweise Entschädigung. Mit Beziehung auf Österreich und auf Italien wäre der Kostenansatz sogar die unerläßliche Bedingung der Aufrechterhaltung des Finanzgleichgewichtes und ein Akt schuldiger Rücksicht auf die dermaligen Gläubiger dieser Staaten. Die Summe, um welche es sich dabei handeln würde, kann wohl kaum unter 10000 bis 15000 Millionen Franks gegriffen werden; sie kann der französische Staat seinen besitzenden Klassen, die allesamt der Revanche nicht zu steuern wußten, ganz gewiß auferlegen.

Wohl manchem Leser werden die letzten Sätze den Gedanken auf die Lippen gelegt haben, daß man des Bären Fell nicht verteilen soll, bevor der Bär erlegt ist. In der That haben wir im Abschnitt I. selbst daran erinnert, daß man die finanzielle Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten auch für den Fall eines unvollständigen Erfolges vorsehen müsse.

In diesem Falle hätten das Reich und die ihm verbündeten Staaten teils für die Kriegsausgabe selbst, teils für das Retablissement, teils für Entschädigung verwüsteter Gegenden — die Elsaß-Lothringer dürften und würden wir trotz ihrer Wahl vom 21. Februar 1887 nicht hilflos lassen! — mindestens 10000 Millionen Mark außerordentlichen Aufwandes zu bestreiten, wenn man die Erfahrung des letzten Krieges in Rechnung nimmt, wahrscheinlich aber erheblich mehr.

Dieser Aufwand — sagen wir nur 3000 Millionen Mark für jeden der drei verbündeten Staaten — könnte natürlich nicht durch Steuern, sondern nur durch Anlehen oder durch Ausgabe von Zwangspapiergeld oder durch Überwälzung auf die Gläubiger mittelst Staatsbankerottes oder durch Vereinigung mehrerer dieser Maßregeln aufgebracht werden. Die fragliche Eventualität trägt also nicht bloß für das Reich und die Staaten Deutschlands, sondern auch für deutsche Private, soweit sie Besitzer italienischer, österreichischer und ungarischer Wertpapiere sind, einen sehr ernsten Charakter an sich.

Das Deutsche Reich wäre der Ausgabe auch ohne dauernden Rückgriff auf das Notmittel des Zwangspapiergeldes wahrscheinlich gewachsen; Reich und Einzelnstaaten haben abgesehen von der Eisenbahnschuld nur eine sehr geringe öffentliche Schuld; in den Eisenbahnen und an den Domänen besitzen sie gewaltige Objekte, durch deren Verpfändung sie selbst im Ausland reichlich Geld zu auf die Dauer mäßigen Bedingungen erhalten würden; vor allem ist die Steuerkraft, welche die Zinsen der neuen Kriegsschuld zu liefern hätte, nicht entfernt schon erschöpft, wie im Mai-Heft dieser Zeitschrift nachgewiesen ist. Man

Digitized by Google

wird also ruhig sagen können: Deutschland befindet sich bereits in finanzieller Kriegsbereitschaft, nicht bloß für die erste Mobilmachung durch die Kassenvorräte und durch die 120 Millionen Mark des Julinsturmes in Spandau, sondern auch für die Übernahme der ganzen Kosten eines Krieges, wofern nur unsere Heere nicht so geschlagen, unsere Städte und Dörfer und Fluren nicht weithin so verwüstet werden, daß die Nation zertrümmert und zahlungsunfähig aus dem Kriege hervorginge, was wir wenigstens nicht jetzt schon zu fürchten haben.

Die Gewißheit der auch finanziell vollständigen Kriegsbereitschaft, womit wir dem schweren und unseligen Verhängnis entgegensehen dürfen, darf uns gleichwohl nur mit Selbstgefühl, keineswegs aber mit Übermut und Frohsinn erfüllen. Die Last, die wir wahrscheinlich noch tragen könnten, wäre sehr schwer, die Rüstung, die uns jetzt nicht übermäßig beschwert, würde äußerst drückend werden. Auch fehlt es am Himmel unserer Finanz-, Steuer- und Wirtschaftspolitik nicht ganz an Flecken, welche sich zu schwarzen Stellen auswachsen könnten und dann die finanzielle Kriegsbereitschaft sogar schwächen, wenn nicht gefährden würden.

Die Summe für Verzinsung und Tilgung der eventuellen Kriegsschuld darf auf 150 bis 250 Millionen Mark jährlich veranschlagt werden. Das würde den Betrag der Steuerlast pro Kopf um etwa 3 bis 5 Mark, also um etwa 20 bis 50 Prozent des jetzigen Betrages steigern. Diese Mehrbelastung würde wirklich Druck erzeugen.

Wohl würden die weitere Entwickelung der Zuckersteuer, die Erhöhung des Tabakerträgnisses, selbst jene der Eingänge aus Branntwein und aus den Getränken, ferner die kräftigere Ausbeutung der Erbschaftssteuern, endlich die volle Anspannung der allgemeinen Einkommenssteuern sicherlich ausreichen, den genannten und selbst einen noch höheren Betrag aufzubringen. Allein doch nur unter der Voraussetzung, daß der noch nicht ausgeschöpfte Teil dieser Steuerquellen nicht schon vorher im Frieden angebrochen oder gar durch ungeschickte Steuerpolitik und durch Begehrlichkeit der die Gesetzgebung beherrschenden Klassen unheilbar verschüttet wäre. Ich weiß wohl, daß man an mehr als einer Stelle sehr Anstoß erregt, wenn man die Meinung auszusprechen wagt, daß der bisherige Gang der Wirtschaftspolitik keineswegs jede Befürchtung vor Gefährdung der großen, für Kriegsnot aufzubewahrenden Steuerreserven ganz ausschließt; man hat sich auf Grobheit von mehr als einer Seite gefaßt zu machen. Allein patriotischer Weise muß dennoch gesagt werden, daß der Ertrag der großen Steuerreserven nicht weiter im Boden der Partikularstaatsbedarfe und in der Fabriksrente der Zuckerfabrikanten und Branntweinbrenner versickern darf; über etwaige Grobheiten trösten wir uns voraus, indem wir von ihren Urhebern denken werden: „Du hast unrecht, Zeus; denn du wirst grob!“ Unsere Zuckersteuer ist in einem mehr und mehr heillos zu nennenden Exportprämiensystem fast ganz darauf gegangen. Ein Teil des möglichen Branntweinsteuererträgnisses verschwindet anderswo und anderswie. Die Finanzen der Partikularstaaten suchen mehr, als wünschenswert und für die finanzielle Sicherung unserer Zukunft wünschenswert ist, von den Eingängen der neuen Reichssteuern an sich zu ziehen. Die Partikularsteuersysteme

Digitized by Google

sind für die Partikularbedürfnisse noch lange nicht allgemein in dem Maße zur Entwickelung gebracht, wie es naturgemäß wäre. Es sind das die nicht hellen Stellen am Himmel der deutschen Finanz- und Wirtschaftspolitik, von welchen oben die Rede war und welche, wenn nicht entschieden Halt gemacht, möglichst sogar umgekehrt wird, auch wohl zu schwarzen Wolken bis zu der Zeit der Not anwachsen könnten und die für diese Zeit aufzubewahrenden großen Reserven unserer nationalen Steuerkraft mehr oder weniger in sich aufgesogen haben würden. Nicht einmal für Zwecke der Altersversorgung der Arbeiter dürfen diese Reserven erschöpft werden; denn über jedem noch so großen sozialpolitischen Einzelzweck steht doch das Interesse der finanziellen Wehrkraft der Nation, der Leistungsfähigkeit auch bei nationalem Unglück, der Redlichkeit des Reiches und der Staaten gegen die alten und die neuen Gläubiger, die Sicherung vor der Notwendigkeit, in die Papiergeldwirtschaft hineinzutreiben.

Selbst wenn alle gedachten Flecke sich aufhellen, statt sich zu verdunkeln, bliebe die wirkliche Ausübung der finanziellen Kriegsbereitschaft Deutschlands immer noch eine harte Last, wofern der Erfolg unserer Heere kein vollkommener wäre; die Friedenspolitik Deutschlands weiß wohl, weshalb ihr der Geduldfaden nicht reißen darf.

Noch viel bedenklicher ist dieselbe Eventualität freilich für unsere wahrscheinlichen Verbündeten, Italien und Österreich-Ungarn, beziehungsweise für deren auswärtige und inländische Gläubiger.

Österreich-Ungarn ist aus der Papiergeldwirtschaft überhaupt noch nicht herausgekommen, obwohl die Staatsnoten das Silberpari seit Jahren wieder erreicht haben. Das habsburgische Reich würde im Kriegsfalle bei längerer Dauer des Kampfes wohl ziemlich tief wieder in die Papiergeldausgabe hineingeraten und auf ein nicht unbeträchtliches Disagio seines Papiergeldes kommen.

Auch Italien würde vielleicht die kaum wiederhergestellten Metallvaluten wieder verlieren und aufs neue zur Banknotenpresse unter Aufhebung der Bareinlösung greifen müssen. Es kann niemand so ferne liegen, wie dem Verfasser dieser Zeilen, Österreich-Ungarn oder Italien in finanzieller Hinsicht zu unterschätzen und herabzusetzen; muß doch vielmehr und darf es gesagt werden, daß die Bevölkerungen und Volksvertretungen beider Reiche in heroischer Weise sich belastet haben, um ihren Staatshaushalt wieder ins Gleichgewicht zu bringen und ihre Gläubiger nicht weiter zu verkürzen. Dennoch wird gesagt werden dürfen — und hat es für Ungarn kein anderer als der Ministerpräsident selbst dargelegt, daß die Sehne der Steuerkraft genannter Staaten bereits äußerst straff gespannt ist. Eine eingehende Begründung dieser Thatsache ist zwar hier nicht möglich, noch angebracht, sie ist aber auch gar nicht nötig und wenige Ziffern aus dem Staatsvoranschlage beider Reiche genügen, sie zu kennzeichnen. Die Reichsratsländer Österreichs geben jetzt schon 121 Millionen Gulden für die öffentliche Schuld aus, Ungarn steuert dafür 106 Millionen. In Österreich sind, etwa mit Ausnahme der Gewerbesteuer („Erwerbssteuer") und der Einkommenssteuer, die direkten Steuern, ebenso die indirekten wohl fast durchaus auf den Höhepunkt gebracht; in Ungarn

Digitized by Google

ist es auch die Erwerbs- und die Einkommensteuer. Italien verausgabt für die Schulden mehr als 500 Millionen Lire (Franks), und zwar weitaus für Schulden aus Krieg und Revolution. Italien hat im Staatsvoranschlag von 1886/1887 391 Millionen Lire direkte Steuern — darunter 208 Millionen aus dem Mobiliarbesitz! — und 595 Millionen Lire indirekte Steuern; seine Rente besteuert es mit mehr als 13%.

Im Kriegsfalle würde es sonach beiden Verbündeten nicht leicht werden, die „Münzverluste" für die beträchtlichen Summen alter Gold- und Silberschulden aufzubringen. Milliarden durch Anlehen und die Zinsen für Milliarden weiterer Schulden werden kaum zu erschwingen und die Papiergeldausgabe würde für sie kaum zu umgehen sein. Wenn schon Deutschland allen Grund hat seine finanzielle Kriegsbereitschaft nicht auf die Probe zu stellen, sondern bis zum äußersten die Politik des Friedens zu betreiben, so haben Italien und Österreich-Ungarn, da sie finanzielle Kriegsbereitschaft für einen nicht in glänzendem Siege endigenden europäischen Zusammenstoß überhaupt nicht besitzen, noch weit mehr Grund, den Frieden in Frieden erzwingen zu helfen und in Friedensallianz mit Deutschland zu verharren. Gerieten sie gleichwohl in Krieg, weil die bösen Nachbarn solchen wollen, so wird im Falle des Sieges die Kriegskostenentschädigung durch Frankreich gerade für sie eine Lebensfrage sein. Es könnte eigentlich nicht Wunder nehmen, wenn darüber die Staatsmänner beider Reiche schon bestimmte Pläne hätten, wovon allerdings noch gar nichts bekannt ist.

An diesem Stand der Dinge ändert sich nichts zum Besseren, wenn man die nicht unrichtige Behauptung ausspricht, daß Frankreich mindestens nicht mehr finanzielle Kriegsbereitschaft besitze als Italien und Rußland, mindestens nicht mehr als Österreich-Ungarn.

Nach dem Bisherigen ist immerhin wenigstens für Deutschland die finanzielle Kriegsbereitschaft des Staatswesens gegeben. Sie ruht in seiner Steuerkraft, in der Geringfügigkeit seiner „unproduktiven" Schuld, in der Größe und Fülle seines Aktivvermögens an rentablen Domänen und an ebensolchen Verkehrsanstalten als den Grundlagen umfassenden Kredits. Diese Kriegsbereitschaft verursacht gar keine Opfer und heischt nur Enthaltsamkeit gegenüber den großen Steuerkraftreserven der Nation, nur Sparsamkeit auch für die Zukunft, nur Bewahrung der Reichssteuerkraft vor Verschüttung durch unberechtigte Ansprüche der Klassen und Kommunalfinanzen.

Damit ist aber die Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft noch nicht erledigt. Es genügt nicht, daß die Steuerkraft geschont wird, es ist auch nicht gleichgültig, ob für den Kriegsfall die Anwendung der finanziellen Wehrkraft auch vorbereitet ist, noch wie diese Anwendung vor sich zu gehen hätte. Die amerikanische Union war schon anfangs der sechziger Jahre reich genug, um die Kosten des Bürgerkrieges ohne jeglichen Bankerott zu tragen, aber sie war dabei finanziell so wenig vorbereitet und tastete anfangs so unsicher und so ungeschickt mit den Maßregeln zur Aufbringung des Geldes, daß heute noch Millionen auf die Folgen der finanztechnischen Unbeholfenheit ihrer Kriegspolitik daraufgehen.

Digitized by Google

Da kommt es nun in erster Linie darauf an, daß der Geldbedarf für die Mobilisierung bar vorhanden sei. Dies ist in Deutschland wenigstens dann der Fall, wenn neben den 120 Millionen im Julisturm sonst starke Kassenvorräte vorhanden sind, wenn ferner die militärischen Vorräte so reichlich daliegen, um beim Kriegsausbruch nicht auch dafür große Ausgaben zu gestiegenen Preisen nötig zu machen. Zu den Kriegsvorräten gehören in diesem Falle auch die Betriebsvorräte der Staatseisenbahnen für die Mobilisierung und für die Nachschübe von Militär, Material und Proviant. Angesichts der Thatsache, daß das nächste Mal viel größere Streitkräfte ins Feld rücken und daß vielleicht Wochen und Monate an der Grenze vor den feindlichen Festungen zugebracht werden müssen, so daß der Krieg nicht selbst den Krieg ernähren und nicht das Feindesland unsere Heere unterhalten würde, wäre es vielleicht wünschenswert, daß der Kriegsschatz des Reiches erhöht würde. Doch läßt sich darüber nur von den Strategen und von der Intendantur im Bunde mit den der Staats- und Reichskassenbestände kundigen Geschäftsmännern die richtige Antwort in Ziffern feststellen. Videant consules! Der Branntwein könnte im Notfall wohl einige Auffüllungsraten beitragen.

Gelingt es nicht, den Krieg bald und ganz in Feindesland zu spielen, so wären größere Summen durch Kredit oder durch Papiergeldausgabe mit Zwangskurs oder durch beides flüssig zu machen.

In Zeiten, wo alles ängstlich ist, wo alle Welt nach einem Notschatz in Bargeld hascht, wo eine Masse klingender Münzen aus dem Umlauf in die Truhen sich zurückzieht, wo die Unterbrechung zahlloser Geschäfte tausendfach außerordentliche Geldbedarfe zu Deckungen herbeiführt, wo eine harte Zwangslage der Finanzminister dem Geldkapital gegenüber besteht, — in solchen Zeiten ist es nicht leicht, große Summen durch Anlehen aufzubringen. Immerhin ist es wünschenswert, daß man nicht ohne zwingende Not auf die schiefe Ebene der Ausgabe von Papiergeld mit Zwangskurs sich begebe. Anlehen sind, solange sie unter erschwinglichen Opfern aufgebracht werden können, zunächst gewiß vorzuziehen.

Erschwinglich werden aber die Opfer für dieselben, wenn die Anlehen finanztechnisch bezüglich des Nominalzinsfußes so ausgegeben werden, daß sie nach Beendigung des Krieges bei wieder sinkendem Zinsfuß und bei wieder steigendem Kredit sehr rasch das Pari erreichen und dann baldigst und ohne Verlust konvertiert werden können; schon diese Vorsicht kann nicht genug empfohlen werden.

Erschwinglicher werden die Anlehen auch dann, wenn man Pfänder dafür geben kann, und zwar möglichst Pfänder nicht in Steuerquellen, sondern in rentablem Aktivvermögen. Solches besitzen nun die deutschen Staaten in großem Umfang, in einem Maße, daß sie für die größten Finanzoperationen die erleichternde Grundlage abgeben können. Aber das Reich besitzt sie nicht. Die Eisenbahnen, die Forsten, die Staatspachthöfe, die Bergwerke ꝛc. sind Eigentum der Gliedstaaten des Deutschen Reiches. Ich will die Frage hier nicht untersuchen, geschweige entscheiden, ob durch einfache Verfügung der Reichsgesetzgebung

Digitized by Google

eine Verpfändung von Partikularvermögen oder Gewährleistung von Reichsanlehen durch die Staatsaktiven der Einzelnstaaten staatsrechtlich zulässig wäre. Ist sie es nicht, so wäre es wünschenswert, schon im Frieden das öffentliche Recht so einzurichten, daß ohne viele Umschweife eine Garantie eben genannter Art — Pfandhaftung pro rata der Bevölkerungsmatrikel — zu Anlehensnegotiationen für den äußersten Notfall rasch geschaffen werden könnte. Es kann so kommen, daß davon die Möglichkeit abhängt, selbst bei nicht besonders günstigem Kriegsglück ohne schädliche Zwangspapiergeldwirtschaft davonzukommen.

Immerhin muß man darauf gefaßt sein, daß der freie Kredit den Dienst entweder überhaupt versagt oder nur unter ruinösen Bedingungen zur Verfügung steht. In diesem Falle wird selbst die Ausgabe von Zwangspapiergeld das minder schädliche Mittel und die Sperrung des Reichsbankschatzes gegen Leerung, durch vorübergehende Einstellung der Barzahlungen, das bessere oder allein hülfreiche Notmittel werden können.

Selbst in diesem Falle ist es nun nicht gleichgültig, ob man den Gebrauch der Notenpresse von Anfang auf das schlechthin notwendige Maß einzuschränken und mit den nötigen Gewährleistungen und Sicherheiten baldiger Bareinlösung zu umgeben versteht und ob man technisch vorbereitet ist, von einem Tag zum andern von diesem äußersten finanziellen Kriegsmittel Gebrauch zu machen.

In erster Linie kommt es darauf an, den großen Geldmangel, welcher bei Ausbruch und namentlich bei nicht ganz glücklichem Fortgang eines Krieges entsteht, durch außerordentliche Wertzeichen zu ersetzen. Da ist es nicht bloß zulässig, sondern sogar rätlich, den Privatgeschäften durch das Mittel der Darlehnskassenscheine, welches sich in Preußen wiederholt erprobt hat, aber auch dem Reiche durch Mehrausgabe von Reichspapiergeld in Neubeträgen von 5, von 10 und von mehr als 50 Mark beizuspringen. Unter gewissen Voraussetzungen verschlingt der Verkehr große Massen solcher Wertzeichen, ohne zu einem nennenswerten Disagio gegen Gold und einlösbare Banknoten zu führen, also ohne zur Verhängung des Zwangskurses zu nötigen; wird doch der Bedarf wegen Verlangsamung des Umlaufes von Gold und einlösbaren Noten und wegen umfassenden Verschwindens von klingender Münze in den Privatvorräten ein sehr gesteigerter.

Jedoch nur unter Einhaltung gewisser Vorsichten kann von dem Mittel des Zwangspapiergeldes ein unschädlicher Gebrauch gemacht werden, und müßten u. a. selbstverständlich auch die Platten für den Druck solcher Wertzeichen, wofür die englische Bankgeschichte ein schlagendes Exempel aufweist, schon möglichst bereit liegen.

Zu den Vorsichten, die anzuwenden sind, würde nun gehören, daß das Reich und die Gliedstaaten die rascheste Wiedereinziehung solcher Wertzeichen nach Wiederherstellung des Friedens nicht bloß zusichern, sondern besondere Pfänder und Sicherheiten für die Wiedereinziehung vorans einräumen würden. Die Entwertung des Papiergeldes würde dabei vielleicht nicht ganz vermieden werden können, wenn erhebliche Summen — denken wir etwa an 800 bis 1200 Millionen Mark — ausgegeben werden und länger im Umlaufe bleiben; alsdann müßte eben vorübergehend auch die Bareinlösung der Banknoten suspendiert werden.

Digitized by Google

Aber sicherlich wird bei solchen Vorsichten die Entwertung weit weniger stark werden und nicht Zeit haben, jene furchtbar demoralisierende und zerstörende Wirkung auf die Volkswirtschaft (s. Abschnitt III.) auszuüben, welche eine maßlose Papiergeldwirtschaft notwendig und stets im Gefolge hat. Die alsbaldige Wiederbeseitigung des Zwangspapiergeldes nach dem Kriege wird ermöglicht durch fundierte Tilgungsanlehen, und dafür wären die nötigen Steuerquellen und Staatsaktiven als Sicherheiten und Pfänder vorzubehalten und voraus zu bestellen, wobei wieder die schon erörterte finanzstaatsrechtliche Frage über Benutzung des Partikularstaatsvermögens zur Garantierung der Tilgung von Reichspapiergeld in betracht käme. Ich bin überzeugt, daß bei solcher „Konsolidation" des Tilgungsbedarfes einer größeren Reichspapiergeldschuld oder von Anlehen bei der Reichsbank die Entwertung in geringen Grenzen bleiben würde und daß dann wohl die Papiergeldausgabe der Aufnahme großer Kriegsanlehen noch im Kriege selbst sowohl volkswirtschaftlich als finanziell vorzuziehen wäre. Die Ausgabe von Papiergeld mit Zwangskurs ohne Bareinlösung ist furchtbar gefährlich, nur wenn sie maßlos und ohne Tilgungsgarantien stattfindet. Anderenfalls kann sie das gewaltigste finanzielle Kriegsmittel werden, welches es überhaupt noch giebt, wenn der Krieg nicht bald und ganz in Feindesland geführt werden kann. Die Vereinigten Staaten hatten im Anfange des Bürgerkrieges eine höchst unbeholfene Finanzpolitik. Sie mußten sich während desselben und nach Wiederherstellung des Friedens ein System ergiebiger Steuern erst schaffen. Sie hatten unvorbereitet und ohne Vorsicht in die Zwangspapiergeldwirtschaft hineingetrieben. Nur darum brauchten sie später etliche fünf Jahre, um aus derselben wieder herauszukommen, und weitere fünf Jahre, um die Nachwirkung der „Inflation" in den Preisen der Lebensmittel und der Arbeit zu überwinden, wie ein Blick in das klassische Material zeigt, welches der Band des zehnten Census (1886) über die Bewegung der Löhne und der Lebensmittelpreise in den Vereinigten Staaten zwischen 1850 bis 1880 an die Hand giebt. Bei seinen großen Steuerkraftreserven und Staatsaktiven würde Deutschland für den Notfall, aber nur für diesen, die Notenpresse zu einem allen Gegnern überlegenen und diesen furchtbaren, für Deutschland selbst aber wenig gefährlichen finanziellen Kriegsmittel machen können.

Noch ist einer Reihe negativer Vorsichten für die finanzielle Kriegsbereitschaft des Reiches und der Einzelstaaten zu gedenken. Dieselben fassen sich alle in einen Satz zusammen: Der Staat lasse sich nie und nirgends in erheblichem Maße in schwebende, kurzfällige Verbindlichkeiten ein, mit welchen ihn der Krieg wie der Dieb in der Nacht überraschen kann. Vielmehr halte er eher zu reichliche als zu knappe Kassenbestände und Barvorräte.

Des Kriegsschatzes und der vollen Betriebsvorräte in den Zweigen der Militär- und der Finanzverwaltung haben wir diesfalls schon gedacht. Wir haben weiter besonders hervorzuheben, daß Vorräte und Reserven und reichliche Kassenvorräte um so notwendiger sind, je mehr der Staat selbst große Dienstzweige der Volkswirtschaft und der sozialen Versorgung mittelbar und unmittelbar auf sich nimmt.

Digitized by Google

Da sind die großen Eisenbahnnetze; hat sie der Staat im Besitz und im Betrieb, so kann im Kriegsfall, wo der Staat selbst sein größter Eisenbahnkunde ist, vorübergehend ein starkes Transportdefizit entstehen, welches zum Defizit der sonstigen Kriegsführung hinzukommend schwierig zu decken wäre, es sei denn, daß starke Kassenbestände und Naturalbetriebsvorräte oder in den Reserve- und Erneuerungsfonds gute Pfänder für billig zu erlangende vorübergehende Anlehen vorhanden sind.

Da sind in anderen Ländern Postsparkassen und in Deutschland selbst Landes- und Kommunalsparkassen, auf welche im Kriegsfall ein Rückzahlungssturm ausgeführt wird und für welche im Falle der Insolvenz der Staat rechtlich oder doch moralisch und politisch genötigt sein kann, in der Not helfend beizuspringen. Es wird sich mit Rücksicht auf die Konkurrenz des Geldbedarfes solcher Institute sehr empfehlen, in der Zentralisation des Sparkassenwesens nur so weit zu gehen, als es einem wirklichen Bedürfnis der das Reich durchflutenden Bevölkerung entspricht. Es wird weiter darauf zu sehen sein, daß bei allen öffentlichen Sparkassen ohne Ausnahme die sofort fälligen und die kurzfälligen Beträge möglichst eingeschränkt und daß die Einlagen über das Notwendige, d. h. über den laufenden Bedarf des Einlegers hinaus nur niedrig verzinst, also mittelbar erschwert werden. Endlich wird für die kurzfälligen Beträge auch die nötige Deckung teils in Bar, teils und namentlich in leicht realisierbaren, schnell flüssig zu machenden Forderungen seitens der Sparkassen geschaffen werden müssen und stets bereit zu halten sein. Auch wo nur Landes- und Kreis-Kommunalsparkassen bestehen, haben im Kriegsfall die Länder, Kreise und Gemeinden so viele außerordentliche Leistungen für das Reich, für sich und für die Familien der Streiter zu machen, daß es auch für das Reich gefährlich wäre, wenn im Kriegsfalle entweder eine Zahlungsunfähigkeit dieser Kassen oder ein Wettlauf derselben um Bargeld und um Anlehen zur Deckung der Sparkassenverbindlichkeiten gegen die öffentlichen Korporationen eintreten und die finanzielle Wehrkraft der Gesamtheit schwächen würde.

Da sind endlich die Institute der neuen sozialen Gesetzgebung, wobei die Altersversorgungsverbände, deren Einführung nahe bevorzustehen scheint, besonders in betracht kommen würde. Vom Standpunkt der finanziellen Kriegsbereitschaft des Reiches und der Staaten kann nur gewünscht werden, daß die Institute möglichst auf eigene Füße zu stehen kommen und daß das Reich wenigstens keine Eventualverpflichtungen übernehme, welche im Kriegsfall außerordentlichen Zivilbedarf zu dem außerordentlichen Kriegsbedarf hinzu erzeugen helfen. Denkt man an die Altersversorgungskassen, so ist es immerhin möglich, daß im Kriege, wo viele Geschäfte stille und hunderttausende von Arbeitern unter den Fahnen stehen, die Arbeitgeber und die Arbeiter den laufenden Bedarf aufzubringen mehr oder weniger außer stande sein werden. Die alten Leute kann man nicht darben lassen. Da würde zu ungelegenster Zeit der Staat helfen müssen, wenn die Versorgungsverbände nicht über ausreichende Reserven verfügen. Auf diesen Punkt kann bei der bevorstehenden Gesetzgebung nicht sorglich genug Rücksicht genommen werden. Der Kriegs- wie der Krisen-Fall gebietet es. Nur ist darum nicht sogleich das Deckungs-

Digitized by Google

kapitalverfahren erforderlich, es genügt schon an kräftigen Verbands-Reservefonds und an deren Anlegung in leicht realisierbaren, sicheren Werten.

Damit dürfte Ihre Frage, was die finanzielle Kriegsbereitschaft des Reiches und der Staaten betrifft, nunmehr beantwortet sein.

Wir haben bejahen können, daß eine solche, wenigstens in Deutschland, möglich sei.

Wir haben ferner angeben können, wie sie ausführbar ist, nämlich vorbeugend durch gute und volle Rüstung schon im Frieden, sodann durch Geld und Naturalvorräte, ferner durch Vorbehalt gewisser großer Steuerquellen für die finanzielle Wehrkraft und für den Kriegsfall, weiter durch die Erhaltung der Sicherheiten, welche in rentablen Staatsvermögensbeständen und in deren staatsrechtlicher Verflüssigung zu notfälligen Garantien des Reichskredites gegeben sind, namentlich aber durch vorsichtige Ausgestaltung der Papiergeldausgabe zu einem volkswirtschaftlich unschädlichen, aber finanziell ganz gewaltigen Kriegsmittel, endlich durch Beseitigung aller Verwaltungsschulden, aus welchen gerade im Kriegsfalle außerordentliche Geldbedarfe konkurrierend mit dem Bedarf des Kriegsministers hervorgehen.

Das Das und das Wie der Möglichkeit finanzieller Kriegsbereitschaft der Staaten hat nachgewiesen werden können, ohne daß dafür dem Staat oder den Privaten irgendwie bedenkliche oder lästige, geschweige überflüssige und unerschwingliche, für den Frieden unnütze Geldopfer auferlegt werden müßten. Der nächste Abschnitt wird ganz Ähnliches in Hinsicht auf die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft der Privaten ergeben. (Schluß folgt.)

Die Haut des Menschen.

Von

Julius Budge.

Es ist keine leichte Aufgabe, welche die Natur an die Haut des Menschen gestellt hat. Schon allein, daß sie die Grenze des übrigen Körpers ausmacht und Leid und Freud tragen muß, was ihr einesteils die Außenwelt zumutet und entgegenbringt, und anderenteils der eigene Körper, den sie wie ein Mantel umschließt, von ihr fordert, macht Hilfsmittel verschiedener Art notwendig, durch die sie allzeit so gerüstet ist, daß sie sich erhalten und erwehren kann. Wie dies bei allen Grenzbezirken der Fall ist, hat sie mithin einen doppelten Verkehr, um sowohl mit der Luft sich abzufinden als auch mit dem eigenen Körper, dem sie giebt und von dem sie wieder fordert, den sie verteidigt, aber auch angreift, dem sie Gefallen und Mißfallen von seiten der Nebenmenschen verleihen kann. Die Natur hat sie daher widerstandsfähig und doch feinfühlig gebildet, um von den mannigfachen Einwirkungen, welche nicht nur das Luftmeer, das sie umgiebt, mit seinem wechselnden Druck und seinen wechselnden Wärmegraden, mit seinem

Digitized by Google

unsichtbaren und sichtbaren Inhalte, sondern auch Menschen und Menschenwerke auf sie ausüben, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze nicht zerstört zu werden. Sie muß Lust und Unlust zu erkennen vermögen, um die Hülfe des anderen mit ihr verwachsenen Körpers anzurufen, der leistungsfähig genug ist, um, wenn auch nicht alle, doch viele Unbilden unschädlich zu machen. Ohne diesen Halt könnte sie sich schon gegen den beständigen Wechsel der Wärme nicht schützen, die in den meisten Gegenden der Erde ihr die Atmosphäre bald entnimmt, bald zuviel bietet. Darum ist sie auch mit Fühlwerkzeugen gegen außen hin und mit zahllosen Schleifen, Bändern, Kanälen von innen versehen, welche sie mit dem Innenkörper verbindet. Sie findet daher auf ihren beiden Flächen ein großes Arbeitsfeld, von wo sie zu holen und fortzuschaffen hat, eine Werkstätte, zu der erst die Wissenschaft den Eingang gestattet. Die Außenwand der Haut ist (abgesehen von den Haaren) glatt oder scheint wenigstens so, obwohl sie es nicht sein würde, wenn unser Auge so scharfsichtig wäre, wie die Kunst es durch Vergrößerungsgläser machen kann.

Neben mancherlei anderen Funktionen der Haut sind es aber doch drei, zu denen ihr Bau sie wesentlich befähigt, nämlich erstens das feine Gefühl, zweitens ihr zum Schutz geeignetes Gewebe und drittens die Einrichtungen, die Wärme des Körpers zu regulieren. Was die dritte Aufgabe betrifft, so teilen sich zu ihrer Erfüllung die natürlichen Apparate mit der geistigen Kraft des Menschen, jene durch Hülle der Haut, die Oberhaut und ihre Fortsetzungen, sowie durch den wechselnden Blutzufluß; diese durch die Erfindung von Kleidern und Benutzung von Erwärmungsmitteln. Diese dritte Funktion ist eine der strengsten Forderungen der Natur bei allen warmblütigen Geschöpfen.

Die Haut hilft durch ihre Außenwand einem Naturwillen mitzudienen, den schon das Kind in der Wiege zu kennen scheint, daß nämlich jeder Mensch gefallen will und gefallen soll. Dieser angeborene Trieb des Menschen gehört zu den geheimen Kunstgriffen, deren die Natur zu der Vervollkommnung des Menschen sich bedient, und der nicht zu den letzten seiner Genüsse gehört. Bald ist es der Geist, bald das Gemüt, der Charakter, der Verstand, bald unter den vielen Gemütsaffekten der eine oder andere, welcher zu demselben Zweck hervorgekehrt wird. Aber auch äußerlich macht sich derselbe Trieb kenntlich, und zu den äußeren Hilfsmitteln muß auch die Haut das ihre beitragen. Sie wird dadurch ein Körperorgan, welches der Mode, die doch der Mensch erfunden hat, zinspflichtig wird. Das ist eine alte Erfahrung, daß wilde und gebildete Völker ihre Hautmode haben, und diese keinem Zeitalter fehlt. Darum sollte man eigentlich sagen, die Mode ist nicht von dem Willen des Menschen ausgegangen, sondern hinter deren Willen steht auch hier, wie überall, der Zwang einer höheren Kraft; der Wille modelt nur im kleinen.

Das Bemalen der Haut, das Durchstechen der Mund-, Nasen und Ohrenhaut,[1]) die sogenannte Kultur der Hautanhänge, nämlich der Haare und Nägel,

[1]) Vergl. u. a. die Reisemitteilungen von Steinen über die Sijuindianer und nackten Toumai in Brasilien.

Digitized by Google

kurz alle kosmetischen Mittel verraten mehr oder weniger die Absicht, anderen Menschen zu gefallen, und wurden zu allen Zeiten geübt. Und das wollen wir nicht vergessen, daß die Mode, so oft auch an ihr herumgemustert und genörgelt wird, veredelnd wirkt. Die vier Bienentugenden: Fleiß, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Ordnung, sie gehorchen bewußt oder unbewußt der Modeherrschaft, wenn diese auch still und stolz ihr Zepter verbirgt.

Auch von der Eigenschaft, die man mit einem Kollektivnamen: Persönlichkeit eines Menschen nennt, hat die Haut einen, wenn auch nicht großen Anteil, und zwar wesentlich durch die mit ihr verbundenen Muskeln.

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Größtes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Diese angeborne Persönlichkeit liegt freilich oft genug im Charakter und der Gemütsart des Menschen; ebenso oft aber auch an den Zügen. Es giebt Menschen, denen man ein bedeutendes Aussehen und was sich daran zu knüpfen pflegt, zuschreibt und welche dadurch von andern bevorzugt werden, ohne daß sie es verdienen. Hierzu wirken verschiedene Faktoren der Körperbildung mit, zu denen auch die Haut gerechnet werden kann. Der Unbedeutende hat oft durch ein Spiel der Natur das Aussehen, was wir bei Bedeutenden finden und zieht aus der Urne des Schicksals den Gewinn.

Alle diese Geschicklichkeiten der Haut hat sich die Sprache, diese Pythia des Geistes, zu nutze gemacht um das Wort „Haut" bildlich so zu gebrauchen, als wäre sie der gesamte Körper, der ganze Mensch, das ganze Leben mit seinen guten und schlechten Eigenschaften. Selbst gewissen Gemütsaffekten Ausdruck zu geben, wählt man in den meisten Sprachen auch die Haut. Hier einige Beispiele: Es läuft einem kalt über die Haut „anstatt" er erschrickt, „er kennt sich nicht in seiner eigenen Haut" anstatt: er kennt sich nicht vor Zorn; „jemanden die Haut über die Ohren ziehen" anstatt: rücksichtslos übervorteilen; „die Haut vollügen" anstatt: lügen à la Karl von Münchhausen; „aus der Haut fahren, aus der Haut springen" um Zorn, Wut, Verzweiflung, Freude ꝛc. auszudrücken; „er ist ein Schelm in der Haut" anstatt von Natur ein Schalk; „das Trinken, das Kartenspiel ist ihm in die Haut gefahren" d. h. er kann es nicht lassen, ist seines Willens nicht mächtig;, „etwas in eigner Haut erfahren" (Goethe) anstatt: zu eignem Schaden „seine Haut für das allgemeine Wohl darbieten"; seine Haut verkaufen, eine wunderliche, unglückliche, gesellige Haut" u. s. w."

To leap out of his skin" — Je ne voudrais pas être dans sa peau". Auch im Lateinischen und Griechischen werden corium und χρως in ähnlicher Weise bildlich gebraucht[1])."

Diese Metaphern erklären sich, wie mir scheint, teils dadurch, daß man es liebt, die Hülle eines Körpers für das Bild desselben anzusehen, teils dadurch,

[1]) vergl. Ersch u. Gruber Encyklopädie: Haut, u. Grimms Wörterbuch: Haut.

Digitized by Google

daß der Anblick der Haut so manchen Aufschluß über den Charakter giebt, teils endlich, weil das körperliche Gefühl, welches so wesentlich in der Haut seine Stätte findet, so ungemein auf das Thun und Wirken des Menschen eingreift und so bestimmend für seine Handlungen wird.

I.

Die Eigenschaft des Körpers, welche wir Empfindung oder Gefühl nennen, hat eine zweifache Erkenntnis zur Folge, nämlich einmal, daß der Mensch die Außenwelt, und zweitens, daß er seinen eigenen Körper kennen lernt. Man hat auch beide Vorrichtungen mit zwei Namen bezeichnet. Insofern nämlich die Haut Außenkörper, wie z. B. die Abstufungen der Wärme und Kälte, das Gewicht, den Druck derselben erkennt und mit dieser Kenntnis noch mancherlei Seeleneigenschaften verbindet, nämlich durch Vergleichung, Urteil und Bewußtsein, ist sie Sinnesorgan, gerade so gut wie das Auge, wenn auch nicht mit so vielen Vorzügen wie dieses. — Das Vermögen der Haut hingegen, ihren eignen Zustand zu fühlen, nennt man Gemeingefühl der Haut; dazu gehört der Schmerz, das Behagen, das Gefühl von Kälte und Hitze u. s. w.

Das Tasten kommt bloß der äußeren Haut, der Zunge und einigen wenigen andern Teilen zu, Gemeingefühl hingegen fast allen Körperorganen.

Die Haut als Sinnesorgan ist hauptsächlich (nicht gerade allein) auf zwei Orte des Körpers beschränkt, nämlich auf die Oberfläche der Hand und der Finger und die Sohlenfläche des Fußes und der Zehen. Hier besitzt sie auch eigentümliche Vorrichtungen, welche das sogenannte Tastvermögen beherrschen.

Man kann diese Vorrichtungen an den Fingern und der Hohlhand, besonders gut an den Nagelgliedern, zumal des Zeigefingers mit bloßem Auge erkennen, deutlicher durch Anwendung einer Lupe. Betrachtet man sich nämlich die Innenfläche des Nagelgliedes eines Fingers, so sieht man eine Menge bogenförmiger Linien, Riffe genannt, welche etwas tiefer liegende Furchen zwischen sich haben. Die Riffe zeichnen sich durch zahllose, kleine Erhabenheiten, die sogenannten Papillen aus, die meisten dieser sind nicht höher als ein oder zwei Zehntel eines Millimeters, erreichen gerade unter dem Nagelrande eine Höhe von $^1/_2$ Millimeter. Sie stehen in zwei Reihen, wie die Bäume in einer Allee, und haben eine schmale Straße, die noch zu andern Zwecken benutzt wird (s. u.) zwischen sich. Die ganze Innenfläche des Nagelgliedes zwar ist zum Tasten bestimmt, besonders aber der mittlere Teil, welcher auch mehr hervor gewölbt ist und Tastballen genannt wird. Gerade dieser Tastballen wird bei dem Versuche, einen Gegenstand genauer zu fühlen, an denselben angedrückt.

Die Riffe stellen eine äußerst zierliche Zeichnung dar, besonders bei jüngeren Personen; sie bilden häufig konzentrische, in einander geschachtelte Kreise oder Ellipsen, in deren innersten der Tastballen sich befindet. So regelmäßig sie bei nicht genauer Betrachtung zu sein scheinen, so ist in Wirklichkeit die vollständige Symmetrie hier so wenig gewahrt, als überhaupt in der organischen Natur dies der Fall ist.

Digitized by Google

Die Riffe sind wie die übrige Haut mit Oberhaut (Epidermis) überzogen. In die Zwischenräume zwischen zwei nebeneinander stehenden Papillen senkt sich jene eine, wie sie sich über die Papille selbst erhebt. Da die Oberhaut ohne Blut ist, so hebt sie wie ein Schleier die Zierlichkeit der zart geröteten Riffe schöner Hände.

Am Rücken der Hand fehlen die Riffe und sind die Papillen selten. — Durch die Papillen wird schon ein mechanischer Vorteil für das Tasten erreicht, indem die dadurch uneben gewordene Hautfläche die Reibung fördert, wodurch die kleine, zum Tasten notwendige Bewegung (s. u.) verlangsamt wird. Die wesentlichste Bedeutung derselben liegt aber in ihrem Inhalt. Durch die mikroskopische Untersuchung feiner Schnitte an den Fingern von Leichen hat man die interessante Thatsache entdeckt, daß es zweierlei Arten von Papillen giebt, von denen jedoch nur die eine Art fähig zum Tasten ist, die andere hingegen den Papillen das nötige Blut zuführt. Die erstere enthält nämlich eine oder zwei Nervenfasern, welche in eigentümlichen kleinen, etwa $^1/_{25}$ mm (ungefähr so lang, wie der Durchmesser eines feinen Kopfhaares) großen, elliptischen Körperchen, den sogenannten „Tastkörperchen" auslaufen, während sich in jeder der zweiten Art von Papillen, welche ein wenig höher hervorstehen als die andern, eine Schlinge eines blutführenden Gefäßes befindet. Die Gefäßpapillen sind zahlreicher als die Nerven- oder Tastpapillen, im Verhältnis von ungefähr wie 4:1.[1])

Man kann das Tasten mit dem Zeigefinger allein vornehmen oder zugleich mit dem Daumen. Im letzteren Falle wechselt das Zeigefingerglied zwischen Beugen und Strecken, während der Daumen gestreckt bleibt. Der Zeigefinger ist mit zwei Streckmuskeln versehen, während die drei daneben liegenden Finger nur einen haben. Der Daumen ist in der Regel besonders gut bedacht, indem ihm zwei Strecker zu Gebote stehen, von denen der eine sich an den Knochen des Nagelgliedes, der andere, kürzere an den Knochen des ersten Fingergliedes ansetzt. Der Daumen hat nur zwei Glieder, das erste und das dritte, das mittlere der übrigen Finger fehlt ihm. Man hat zuweilen in Leichen gefunden, daß der Strecker des Zeigefingers oder der kurze Strecker des Daumens fehlt. Ob dabei das Tasten Abbruch leidet, kann ich nicht sagen. — Es möge hier erwähnt werden, wie vorteilhaft die verschiedene Länge der drei ersten Finger ist (der Daumen der kürzeste, der Mittelfinger der längste), indem dadurch das Festhalten eines Objekts z. B. einer Schreibfeder an drei verschiedenen Stellen wesentlich erleichtert wird.

Zum vollständigen Tasten genügt aber nicht, wie schon erwähnt, die bloße Berührung, es sind vielmehr noch zwei andere Bedingungen notwendig, nämlich Bewegung und Wärme.

Wird mit einem Finger getastet, so führt man gleichzeitig in wiederholten kleinen Streck- und Beuge-Bewegungen das Nagelglied an den Gegenstand. Man wird dabei bemerken, daß die rotierende Bewegung, welche dazu angewandt wird, in der Regel leichter von statten geht, wenn man gegen den kleinen Finger zu

[1]) Vergl. Wagner und Meißner in Göttinger Nachrichten 1852. — Meißner, Beiträge zur Anatomie der Haut. Leipzig 1853.

Digitized by Google

rotiert, als gegen den Daumen. Dies scheint damit zusammenzuhängen, daß der Tastballen, von dem oben die Rede war, nicht genau in der Mitte des Fingergliedes liegt, sondern etwas mehr nach der Kleinfingerseite hin. Bei Anwendung beider Finger, nämlich des Daumens und des Zeigefingers, drückt man beide auf dem Gegenstande auf und ab. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie beim Sehen, Schmecken und Riechen. Durch kleine Bewegungen der Muskeln des Augapfels bringt man die beleuchteten Strahlen eines Objekts dem Zentrum der Netzhaut, wo das Sehen am vollständigsten ist, entgegen.

Vom Auge läßt es sich thatsächlich nachweisen, daß ein Bild des Gegenstandes, den man sieht, auf der Netzhaut sich abbildet. Man kann hingegen bis jetzt nicht nachweisen, was in den Tastkörperchen vor sich geht beim Tasten; gewiß ist nur, daß dieselben affiziert werden, und weil jede Erscheinung, welche der menschliche Sinn und der menschliche Geist zu erfassen vermag, ihm nur in Form einer Bewegung nahegebracht werden kann [1]), so darf man auch annehmen, daß durch das Tasten eine freilich unsichtbare und bis jetzt unnachweisbare Bewegung in den Molekülen der zahlreichen Tastkörperchen eine sogenannte molekulare Bewegung entsteht.

Ist nun damit das Tasten vollständig, wenn der Eindruck von außen bis zu den Tastkörperchen gelangt ist? Keineswegs. Wenn die Nerven, welche zu den Tastkörperchen gehen, auf irgend eine Weise verletzt sind, ist ein Tasten unmöglich. Wird z. B. der nervus medianus, welcher am Oberarm herabläuft und die Fasern in sich enthält, die zu den Tastkörperchen der meisten Finger hingehen, durch eine äußere Verletzung zerschnitten, so hört an diesen Fingern, in welche der genannte Nerv sich verbreitet, das Tastvermögen auf. Der Betroffene kann nicht mehr die Härte des Holzes von der Weichheit eines Papierstückes unterscheiden.

Zum Tasten gehören also nicht allein die Tastkörperchen, sondern auch die Nerven. Diesen letzteren selbst teilt sich jedoch der äußere Eindruck nicht mit; sondern nur die molekularen Bewegungen, welche in den Tastkörperchen durch das Tasten entstanden sind, gehen auf die Nervenfasern desselben über und verbreiten sich in diesen. Die Nerven hängen aber mit Rückenmark und Gehirn zusammen, und dieser Zusammenhang macht sie erst zu den Verrichtungen geschickt, die sie auszuführen haben. Nerven sind Leitungsröhren für die Kräfte, welche in den Zellen des Gehirns und des Rückenmarks erzeugt werden, sowie auch für die molekularen Bewegungen, welche in den Nerven durch äußere Eindrücke veranlaßt sind. Durch die Thätigkeit der Zentralteile des Nervensystems, d. i. des Gehirns und Rückenmarks werden gewisse Seelenkräfte geweckt, Gedächtnis und Vorstellungen, Vergleichung und Urteil. Dann erst ist der ganze Prozeß vollständig. Denn jedesmal, wenn wir einen Körper antasten, erinnern wir uns, daß wir einen ähn-

[1]) Schon Heraklit, ein alter Philosoph um 500 v. Chr. G., bemerkt: Der Inhalt des Allgemeinen und Gemeinsamen, mit welchem wir uns in Zusammenhang und Gemeinschaft bringen müssen, um zu erkennen, ist nur die unaufhaltsame Bewegung. S. Ferd. Lassalle: Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos. Berlin 1808, I, S. 60 und an vielen Stellen.

Digitized by Google

lichen schon einmal angetastet haben, und so erkennen wir ihn, oder wenn er uns fremd ist, suchen wir ihn zu vergleichen mit andern, die ihm ähnlich sind. Somit sind also die Tastkörperchen die Vermittler zwischen Gehirn und Rückenmark einerseits und mit dem fühlenden Finger andererseits. Beides gehört eben zusammen. — Gerade so ist es beim Sehen. Die Netzhaut des Auges ist die Vermittlerin zwischen den Lichtstrahlen und den Zentralteilen des Nervensystems. Und nicht anders verhält es sich mit den andern Sinnesorganen.

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!

Die Tastnerven, die Geschmacks-, die Geruchs-, die Gesichts- und Gehörsnerven kommen nicht direkt mit den Eindrücken, welche die Sinnes-Empfindungen hervorrufen, zusammen, sondern nur mit den überall vorhandenen Zwischenteilen, Tastkörperchen, Schmeckbecher, Geruchzellen, Netzhaut, Schnecke. Sie vermitteln und übertragen molekulare Bewegungen in das Sensorium.

Es ist eine bekannte Sache, daß, wenn die Finger sehr kalt sind, das Tastvermögen unzuverlässig wird und selbst kaum mehr Stich hält. Man tastet nur gut, wenn die Finger warm sind. Einigermaßen ist dafür gesorgt, daß die Tastfläche gut warm gehalten wird, indem nämlich, wie oben erwähnt, außer den Nervenpapillen eine zweite Art Gefäßpapillen besteht. Es teilen sich die vielen Papillen in die Arbeit; ein Teil wärmt, der andere tastet. Wenn der ganze Tastapparat unversehrt vorhanden ist, dann erkennt man nicht nur Wärme und nicht nur Kälte und den Druck von Körpern, sondern man kann auch ein Maß wahrnehmen, man kann beides schätzen. Was Thermometer und Wage dem Auge aussprechen, gewährt wenigstens annähernd das Gehirn dem Tastgefühle. Wenn man in zwei Schüsseln mit warmem Wasser durch genau gleichmäßig gehende Thermometer den Grad der Wärme so modifiziert, daß in der einen Schüssel das Wasser nur um $^1/_4{}^0$ C. von dem andern verschieden ist, so wird man nicht nur den Unterschied merken, sondern auch bei mehrfacher Wiederholung ähnlicher Experimente den Grad zu bestimmen wissen. Man weiß ferner auch aus der alltäglichen Erfahrung, daß es Leute genug giebt, welche das Gewicht eines Körpers ziemlich genau durch die Hand schätzen, ohne Wage. Und was thut da nicht Übung und Aufmerksamkeit! Man nennt das Vermögen, die Wärme durch die Haut zu schätzen: Temperatursinn, das Vermögen, das Gewicht eines Körpers zu schätzen: Drucksinn. Um zu erfahren, wo der letztere am feinsten ist, hat E. H. Weber[1]) ein sinnreiches Mittel angegeben. Er brachte an verschiedene Körperstellen einen Zirkel, dessen Spitzen abgestumpft waren, etwa durch angeklebte kleine Siegellackstückchen, und fand, daß an vielen Stellen die zwei aufgesetzte Spitzen nur wie eine tariert wurden, an anderen hingegen selbst bei großer Annäherung wie zwei. Das ist eine sehr auffallende Erscheinung und dabei ein sehr leichter Versuch. Auch hier ist die Handfläche mit den Fingern allen übrigen Hautteilen voraus. Sie übertrifft in dem Unter-

[1]) E. H. Weber, Tastsinn und Gemeingefühl in Wagners Wörterb. Bd. III, S. 481.

Digitized by Google

scheidungsvermögen z. B. die Haut des Oberarmes um das 30fache, d. h. man muß die beiden Spitzen eines abgestumpften Zirkels ungefähr 30 Linien von einander entfernen, ehe man deutlich fühlt, daß der Arm von zwei Punkten berührt wird.

Gemeingefühl. Die zwei Worte: Schmerz und Behagen oder Unlust und Lust drücken zwei wesentliche Erscheinungen des Gemeingefühls der Haut aus. Sie sagen, daß wir etwas an unserem eigenen Körper fühlen, was nicht von außen kommt. Ist der Schmerz gering, so ist man unter Umständen zweifelhaft, ob nicht die Veranlassung noch zur Tastempfindung gerechnet werden könne. So z. B. ist dies der Fall, wenn wir das Gefühl von Brennen, von Stechen, von Druck u. s. w. haben, sodaß wir uns oft nach dem Körper umsehen, von dem dies entstanden sein kann. Solche Irrungen zeigen auch die anderen Sinne. So nahe liegen Wahrheit und Wahn nebeneinander, und darin giebt sich auch im Kleinen das Bestreben des Menschen zu erkennen, mit der reinen Empfindung eine ursächliche Vorstellung gerne zu verbinden. Freilich nur, wenn die Schmerzempfindung gering ist; steigt sie und wird sie heftig, dann frißt sie wie ein Raubtier am Leben, dann tritt die Macht des Intellekts bei den meisten Menschen in den Hintergrund.

Im Körper des Menschen (auch der Tiere) bestehen zwei Reihen von Systemen, beide aneinander gewiesen und von einander abhängig, aber doch verschieden. Sie machen gewissermaßen wie im sozialen Leben zwei Stände aus, der eine ist der gebietende, der andere der dienende. Beide haben aber auch wieder ihre Rangstufen. Den ersten Stand behauptet das Nervensystem, und seine größte Kraft übt dasselbe durch zwei wuchtige Massen aus, von denen die eine im Schädel gefahrlos gewahrt liegt, das Gehirn, die andere von viel geringerem Durchmesser in der Wirbelsäule verborgen wird, das Rückenmark. Aus zahlreichen Öffnungen dieser Knochenkapseln dringen die Nerven und durch sie die Kräfte von außen nach innen und von innen nach außen und verbreiten sich mit wenigen Ausnahmen über alle die kleinsten Orte des Körpers. Das sind die sogenannten peripherischen Nerven, welche zwar stets und hauptsächlich von den Zentralteilen, d. i. Gehirn und Rückenmark ihre Bestimmung erhalten und an dieselbe ihre Aufträge abgeben, aber immerhin noch eine gewisse Selbständigkeit besitzen und noch hier und dort mit peripherischen Zellen als Kraftspendern in Verbindung treten.

Den dienenden Stand vergegenwärtigen die übrigen Körperorgane allesamt außer dem Nervensystem. Sie verhalten sich daher in gewisser Beziehung ähnlich der Außenwelt, sie bekommen von jenen direkt oder indirekt die Aufträge zu ihren Verrichtungen. Wie z. B. die Haut im ganzen die Vermittelung übernehmen muß zwischen der Außenwelt und dem Gesamtkörper, so sind die Stellen, an welchen Nerventeile und Hautteile sich berühren, auch dazu angethan, ihren zahlreichen Aufgaben gerecht zu werden. Hier wie überall fühlen nämlich die Nerven, ob der Zusammenhang verletzt ist oder ob Störungen irgend einer Art das Leben beeinträchtigen, — und dieses Gefühl heißt Schmerz. Die Nerven fühlen aber

Digitized by Google

auch, wenn im ganzen Bereiche des Körpers so vollkommen alle Elemente frisch und einträchtig zur Erhaltung des Ganzen beitragen, und das nennen wir Behagen.

Die übrigen Körperorgane außer dem Nervensystem geben diesem wiederum Nahrung und Wohnung. So kommt denn auch hier die alte Fabel des Botschafters der römischen Patrizier, Menenius Agrippa, zur Geltung, welche er der plebs misera contribuens auf dem heiligen Berge ungefähr 500 Jahre vor Chr. G. erzählte.

Man verbannt den Schmerz teils dadurch, daß man die peripherischen Nerven leitungsunfähig macht z. B. durch starke Kälte,[1]) oder daß man zu den Nervenzentralteilen Stoffe bringt, welche erfahrungsmäßig das Gefühl einschläfern, und zwar indem man dieselben dem überall, also auch nach den Zentralteilen des Nervensystems hin strömenden Blute einverleibt. So z. B. wird durch Einatmen Chloroform in die Lungen, Morphium unter die Haut gebracht u. a. m., immer mit dem Gedanken, daß die Gehirn- und Rückenmarkszellen ihren glücklichen Rausch auf die Nervenfasern übertragen.

Ein anderes Gemeingefühl der Haut ist das Behagen, welches durch Berühren, Streichen, Reiben u. s. w. schon bei kleinen Kindern entsteht. In vielen Fällen jedoch ist die Ursache dieses Gefühls sehr dunkel; ob überhaupt die Hautnerven dabei eine Rolle spielen, muß wenigstens als unerwiesen gelten, wenn auch nicht als unwahrscheinlich. Jedenfalls kann man keine besondere Stelle bezeichnen, an welcher dieses Gefühl seinen Platz hat, wie es wohl beim Schmerz der Fall ist.

Es giebt noch ein Hautgefühl, welches hier Erwähnung verdient, nämlich die sogenannte Lokalisation. Ich meine nämlich das Vermögen, einzelne Gegenden unserer Körperoberfläche zu erkennen. Es ist dies kein reines Gefühl, wir bedürfen vielmehr allerlei Vorbereitungen, ehe wir unseren Außenkörper kennen lernen. Da hilft oft das Auge, mit dem man einzelne Teile des Körpers erblicken kann. Da helfen die Begriffe von oben und unten, rechts und links, vorn und hinten, welche man auf seinen eigenen Körper überträgt, da helfen die Bewegungen mit, um endlich die körperliche Selbsterkenntnis zu erlangen. Dies alles trägt zum Bewußtsein seiner selbst bei, es ist ein peripherisches Bewußtsein. Mit dem Gesichts- und Tastsinn allein kommt man nicht aus, man braucht dazu das Gedächtnis und Urteil. — Und der wichtige Gedankenspruch γνῶθι σεαυτόν (erkenne dich selbst) bezieht sich sowohl auf den Körper als auf die Seele.

II.

Bestandteile der Haut.

Zwei übereinander gelagerte Schichten machen die menschliche Haut, cutis, aus, man nennt sie Oberhaut oder Epidermis und eigentliche Haut oder Lederhaut oder corium. Unter diesen beiden Schichten findet sich stets eine Bindegewebshaut, fascia, genannt, welche außer den ihr von tiefer liegenden Teilen zuge-

[1]) Vergl. Nußbaum in dieser Revue 1884, S. 40.

Digitized by Google

tragenen Nerven und Adern eine größere oder geringere Menge von Fett in besondere Zellen eingelagert führt, man nennt sie die Fettschicht, tunica adiposa.

Das größte Interesse fällt, wie mir scheint, der **Oberhaut (Epidermis)** zu. Sie entsteht außerordentlich früh bei dem Embryo im Mutterleibe; und der Leser muß mir schon erlauben, mit wenigen Worten eine Kenntnis von der ersten Bildung zu geben, ehe ich von den mächtigen Eingriffen der Epidermis auf Gesundheit und Wohlfahrt reden kann. Schon daß sie so früh entsteht und, wie wir gleich hören werden, ihre Lage neben den ersten Bildungen des Zentralnervensystems hat, muß auf den Wert aufmerksam machen, den die Natur ihr beilegt. Freilich dürfen wir nicht daran denken, wie man beim Waschen, Kämmen und Bürsten einen Teil der Epidermis aus dem Körper entfernt, wie Nägel und Haare, die man zu ihr gehörend rechnet, als unnütz weggeschnitten werden. Das soll uns vielmehr dazu dienen, ihren Lebenslauf anschaulich zu machen.

Man studiert die Entwickelung des Menschen aus dem Keime an Tieren, bei denen man die Erfahrung gemacht hat, daß alle warmblütigen Tiere, Säugetiere und Vögel, in dem ersten Entstehen sich genau in derselben Weise entwickeln. Die Erscheinungen, welche man an einem reifen Hühnerei macht, aus dem nach drei Wochen ein Hühnchen auskriecht, sind in den ersten Tagen genau so wie die an einem Säugetiere, deren kleine Eichen sich nur von den großen Vogeleiern dadurch unterscheiden, daß in letzteren Nahrung enthalten ist, nämlich der Dotter, welcher das kleine Thier bis zum Auskriechen am Leben erhält, während dem Ei der Säugetiere und des Menschen das Blut der Mutter zufließt und den Embryo im Leibe ernährt. Aber das Gehirn, das Herz, der Darm, kurz alle Körperteile entstehen nicht nur in jedem Vogel auf dieselbe Weise, sondern auch in jedem Säugetiere, soviel man bis jetzt weiß, wie bei dem Vogel. Wenigstens sieht das menschliche Auge trotz aller Vergrößerung keine Verschiedenheit.

Der runde Keim, aus welchem ein Mensch entsteht, ist nicht größer als ungefähr $^1/_5$ mm im Durchmesser; ein ausgewachsener Mensch von mittlerer Größe zeigt eine Körperlänge von mehr als 160 cm, ist also 16000 mal länger geworden.

In diesem kleinen Körperchen liegen dem menschlichen Verstande unfaßbare, unendliche Kräfte vergraben, fähig das scheinbar Gleichartige in differente Massen zu scheiden, different in ihrem Aussehen, ihren Verrichtungen, ihrem Wachstum: Affekte, Leidenschaften bester und schlimmster Art, Anlagen, Talente, wie sie erst nach vielen Jahren nach der einen oder anderen Seite zum Vorschein kommen, Widerstandskraft oder Stumpfheit, Gesichtszüge und Charaktereigenschaften, welche den Eltern und Großeltern ähnlich sehen, kurz alle Zeichen der großen Erbschaft, die der Mensch seit lange her übernehmen mußte. Ja! die Nacht der späten Zukunft schläft in diesem $^1/_5$ mm. So ist es die Bestimmung einer unerforschlichen göttlichen Weisheit.

The childhood shows the man,
As morning shows the day.

Digitized by Google

Nach verschiedenen Veränderungen, die der Keim erfährt, entstehen aus demselben zwei, später drei Schichten, welche in feinen Schnitten frühester Embryonen fast wie Linien unter dem Mikroskope hinter einander sich zeigen, und die man Keimblätter nennt. Sie sind erst noch flächenhaft ausgebreitet und suchen sich zu einem Cylinder zusammenzulegen, und dieser Cylinder ist der Rumpf mit seinem dickeren Ende, dem Gehirn tragenden Schädel! — Das äußerste dieser Blätter wird das Ektoderma genannt. Aus ihm entstehen die Zentralteile des Nervensystems d. h. Gehirn und Rückenmark gleichfalls in Form eines Cylinders. Mit demselben seitlich verbunden ist das sogenannte Hornblatt, aus welchem die Epidermis sich bildet und über den ganzen Körper sich ausbreitet.

Neben den vorherrschenden Nervenorganen (Gehirn und Rückenmark) liegt also an dessen Außenseite das dienstbarste Organ des Körpers schon ganz frühe im ersten Abschnitt der Entwickelung des Menschen. Dort die Zellen, welche einst zu Gefühlen, Vorstellungen und Willen die materielle Unterlage geben, hier die Zellen, welche nur eine Schutzwache des Gesamtorganismus gewähren sollen.

Kaum jedoch giebt es ein anderes Organ, welches gleich so sehr wie die Epidermis das Leben und in seinem Werden und Vergehen, Geburt und Tod so neben einander gestellt erblicken läßt, wie die Epidermis. Sie besteht dem entsprechend wesentlich aus zwei neben einander gelagerten Schichten, welche man sehr deutlich an jedem Stück Haut einer Leiche erkennt, nachdem man dasselbe in absolutem Alkohol oder einer verdünnten (2 %) Lösung von doppeltchromsaurem Ammoniak hinlänglich erhärtet und daraus sehr feine Schnitte bereitet hat, um sie für die mikroskopische Beobachtung durchsichtig genug zu machen. Die lebensvolle tiefere und weichere Schicht, welche dicht auf der cutis festgewachsen ist, heißt Malpighische Schleimschicht,[1]) die im Absterben begriffene und meistens stärkere, obere Schicht, Hornschicht. Beide Schichten bestehen aus mosaikartig neben einander liegenden Zellen, welche auch bei beiden ungefähr gleiche Größe von einem 0,02 bis 0,03 mm haben. Die Zellen der Schleimschicht sind zierlich, enthalten einen Kern und liegen dichter an einander; in der Hornschicht werden die Zellen, je näher der Oberfläche, desto loser und verlieren ihre Kerne. Es sind die Schüppchen, welche sich von der Oberhaut lösen oder durch Waschen entfernt werden. Sie sind die tote Epidermis, das Schleimnetz die lebendige Epidermis: diese ist in stetem Gebären, jene in stetem Sterben begriffen.

Die Epidermis hat kein Blut und fühlt keinen Schmerz. Ersteres sieht man daraus, wenn man die Arterien eines Körperteils einer Leiche, etwa den Arm, mit einer feinen gefärbten Masse z. B. mit rotem Leim einspritzt, dann wird derselbe blutrot, nur mit Ausnahme der weißen Epidermis, die man ganz abschaben kann. Es fließt nichts von der eingespritzten Masse aus. Die Blutflüssigkeit der unter ihr liegenden cutis tränkt sie und reicht ihr die Nahrung; das zarte, schöne Rot der Wangen junger Menschen erhält durch den überdeckenden Schleier der Epidermis seinen besonderen Reiz.

[1]) Zur Erinnerung an den berühmten italienischen Anatomen Marcello Malpighi († 1694).

Digitized by Google

Feine Nerven scheinen bis an das Malpighische Schleimnetz zu dringen, worüber jedoch noch nicht volle Klarheit herrscht. Wir werden weiter unten eines Nerveneinflusses auf diese Stelle zu gedenken haben. Jedenfalls sind es keine Gefühlsnervenfasern. Soviel ist sicher, daß unaufhörlich von dieser Schicht aus Zellen neu entstehen und nach der Hornschicht hin weiterschreiten.

In neuerer Zeit hat man auch den Hergang dieser Fortpflanzung kennen gelernt. Die letzten Kräfte, welche dabei wirken, sind freilich noch unbekannt. Jedoch scheint die Elektrizität und der Magnetismus,[1]) welche auf der Erde und im Himmel ihren mächtigen Einfluß ausüben, auch diesem Prozesse nicht ferne zu stehen. Wenigstens kann man unter dieser Voraussetzung den Vorstellungen sehr zuhilfe kommen.

Wie gesagt, ist jede Zelle mit einem Bläschen zu vergleichen oder doch mit einem rundabgegrenzten Körperchen oder Kügelchen. Wir können an demselben uns Peripherie und Zentrum und zwei Pole denken, sowie einen Äquator inmitten beider Pole. In der Zelle liegt ein Kern, von ihm scheint die Bewegung der ihn zusammensetzenden Teile auszugehen. Diese Bewegung sieht man aber nicht, wie wir überhaupt niemals eine Bewegung *sehen*, sondern nur auf eine stattgefundene Bewegung schließen, sobald das eben gesehene Bild eines Körpers, welches auf der Netzhaut des Auges sich erzeugt, wieder verschwunden ist. Wenn wir dann das Auge oder den ganzen Kopf drehen und wir sehen dasselbe Bild wieder, so ziehen wir den Schluß, daß der Körper nicht mehr an demselben Orte ist, wo er vorher gesehen wurde. — An großen Gegenständen können wir der Fortbewegung leichter nachkommen, weil dieselben aus vielen Teilen bestehen und daher einen größeren Platz auf der Netzhaut einnehmen. Wenn man z. B. einen Wagen vorbeifahren sieht, so zeigt sich auf der Netzhaut ein Bildchen von den Rädern, dem Sitze, den Pferden; ohne daß irgend eine Bewegung mit den Augen und dem Kopfe gemacht wird, beim Fortfahren des Wagens verschwinden Pferde und Wagen auf dem Bildchen. — Wir glauben dann, wir sähen das Fahren, während wir einen Teil nach dem anderen *nicht* mehr sehen und daraus auf eine Bewegung schließen. — Bei kleinen und kleinsten Körpern ist die Sache anders, weil im Netzhautbilde die einzelnen Teile derselben sich mit einander vermischen und wir nur ein zusammenhängendes, gleichmäßiges Bild gewahren.

Die Entwickelung und Fortpflanzung *einer* Zelle des Malpighischen Schleimnetzes besteht darin, daß sie sich in zwei Zellen teilt. Diese Teilung scheint auf einer Anziehung und Abstoßung des Kernes gegen die Hülle oder Peripherie der Zelle und dieser gegen den Kern zu beruhen. Wie dem aber auch sei, der Kern muß, wenn auch noch so klein, doch wieder als ein zusammengesetzter Körper angesehen werden. Nicht nur, daß er wiederum kleinere Kerne enthält, die so-

[1]) In neuester Zeit wurde durch Herrn Professor *Kohlrausch* in Würzburg nachgewiesen, daß auf viele Organe des Körpers ein Magnet eine abstoßende Wirkung zeigt, welche Eigenschaft man mit dem Namen Diamagnetismus belegt. Wenn man Körperteile zwischen den Polen eines starken Elektromagnets aufhängt, so stellen sich dieselben mit ihrer Längsachse quer gegen die Magnetpole.

Digitized by Google

genannten Kernkörperchen, sondern er zeigt auch bei starker Vergrößerung ein ganzes Netz, ein Gerüste von mit einander verbundenen Fäden, und eine halbweiche Flüssigkeit, den Kernsaft. Beginnt nun in dem Kerne die Zeit seiner Entwickelung, um sich zu vermehren und fortzupflanzen, so muß er manche Stadien durchlaufen, ehe der Zweck erreicht ist. Zuerst scheidet sich in diesem kleinen Staate ein Zentrum und eine Peripherie. Was dem Auge vorher ein unentwirrbarer Knoten erschien, wird geregelt. Es bilden sich Schlingen in der Peripherie, die mit ihren Rundungen gegen diejenigen gerichtet sind, welche im Zentrum liegen. Im Zentrum entsteht eine spindelartige Figur, d. h. eine Figur, welche nach den zwei Enden hin in eine Spitze ausgeht. Man nennt diese Enden Pole und kann vermuten, daß die eine Hälfte des Kerns von dem einen und die andere Hälfte des Kerns von dem anderen Pole angezogen und dadurch eine Scheidung in zwei Teile hervorgerufen wird. Nach dem Kerne hin neigt sich indessen die Peripherie der Zelle und zwar am meisten im Äquator der Zelle. Man könnte die Bewegung, welche zu dieser Attraktion führt, sich so vorstellen, als wenn man eine O in eine 8 verwandelt. Nur muß man sich dabei in der O noch einen Inhalt (Kern) denken. Wie nun die Einschnürung fortschreitet, entstehen aus einem Körper zwei, so aus einer Zelle mit einem Kern zwei Zellen mit zwei Kernen. — Die tiefsten, also der cutis am nächsten gelegenen Zellen sind die kleinsten, tränken sich mit Flüssigkeit, werden größer und drängen die vorliegenden immer weiter nach außen. Die letzten gehen nach einem allgemeinen Naturgesetz immer mehr und mehr ihrem Ende entgegen, sie verhornen, sterben und fallen ab als kleine Schüppchen. — Reinhalten der Haut durch Waschen und Baden fördern diesen Prozeß, erleichtern die Neubildung von Zellen in den tieferen Schichten und verjüngen den Stoffwechsel des Körpers; — wie das abfallende Pflanzenblatt neues Leben wachruft, wenn auch in anderer Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Francesco Crispi.

Von

Siegmund Münz.

I. (1819—1859.)

Der Tag, an dem der Sizilianer, dessen Namen wir an die Spitze dieser Zeilen gesetzt, vom König zum Ministerpräsidenten ernannt worden, ist für Italien von historischer Bedeutung. Am 7. August sah dieses zum erstenmal seit Bestand des Königreichs einen Südländer an die Spitze der Regierungsschäfte gestellt. In das 27. Jahr seines Daseins eingetreten, hat sich das einige Italien, nachdem es lange geschienen, als ob es ein erweitertes Königreich beider Sardinien

Digitized by Google

und dann ein Reich werden sollte, das seinen Schwerpunkt in Oberitalien habe, nunmehr auch in seiner persönlichen Repräsentanz zum universellen Italien entwickelt. Es mag manche gute und tüchtige Volkselemente des Königreichs verbittert haben, wenn dies so spät gekommen; uns, den Beobachtern, erscheint es heute nur zu natürlich. Niemand wird leugnen, daß jegliche italienische Landschaft, die glänzenden Kontinentalstädte bis zu den entferntesten Inseln hin, die in den tyrrhenischen und den adriatischen Fluten schwimmen, ihre Blutsteuer auf den Altar des Vaterlandes hingelegt, als es galt, dem Verderbnis des politischen Chaos und der Nationalitätslosigkeit zu steuern und die entsetzliche Wahrheit von Italien als nur einem „geographischen Begriff" zu Schanden zu machen. Allein, etwas Anderes ist die negative Arbeit der revolutionären, aus patriotischer Entrüstung hervorgehenden Agitation, die die alten Ordnungen mit vulkanischer Gewalt zerstört, und etwas Anderes, historische Kräfte, die früher ein Leben für sich geführt, in die Bahnen eines neuen Nationalstaats bedächtig einzuleiten und sie zu jener Resignation zu zwingen, zufolge deren sich der kühne Agitator und Schlachtenritter zum ruhigen Arbeiter, Bürger und Soldaten wandelt, der Empörte zum Freund der Disziplin, der Herr zum Diener und die politische Seele in einem gewissen Sinne zum bürgerlichen Mechanismus. Dieser Prozeß hat, wie natürlich, in Italien einige Zeit in Anspruch genommen.

Lange schien es, als ob sich die Lava, die das Land vom Norden bis zum Süden in jenen Tagen durchrauschte, als ein neues nationales Leben aus dem politischen Chaos nur durch die Verschwörerarbeit aller Freunde der Ordnung hervorgehen konnte, in ihrem reißenden Flusse auch dann nicht mehr aufhalten lassen sollte, als dem Genius des Volkes, der fast mehr erreicht hatte, als er gewollt, kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb. So mußten denn im Interesse des neuen Vaterlandes diejenigen das Ruder der Regierung in die Hand nehmen, die auch mitten in ihrem Verschwörerberufe die leitenden Motive eines positiven Staatslebens nicht aus dem Auge verloren hatten. Die revolutionär gewesenen, nunmehr konservativen staatsbildenden Kernkräfte Piemonts, um die sich allmählich auch andere Volkselemente Oberitaliens in organischer Entwickelung ansetzten, verloren auch dann noch nicht die Herrschaft, als sich die Regierung des Königreichs nach kurzer Zwischenstation in Florenz für die Dauer in Rom niederließ. Denn wachsamer als in Turin oder Florenz mußte man in Rom sein.

Piemont war vermöge der bürgerlichen Tüchtigkeit seiner Bevölkerung, Toscana vermöge der trotz der Fremdherrschaft immerhin glücklichen Traditionen entwickelter Arbeit und ästhetischen Geschmacks ein Boden, in dem eine nationale Herrschaft feste Wurzel fand; Rom dagegen, das hierarchische Byzanz des Abendlandes, die Stätte einer unpolitischen, unbürgerlichen, untüchtigen Bevölkerung — diese ein Chor von theatralischen Statisten für den apostolischen Thron — mußte gerade von den nördlichen konservativeren Elementen des Staates schärfer ins Auge gefaßt werden, die, wie sehr es auch manchem paradox erscheinen mag, um so viel modernere und darum politischere Naturen waren denn die Radikalen, als Cavour und Viktor Emanuel, sozusagen die Patrone jener, modernere Geister

Digitized by Google

waren denn Garibaldi und Mazzini, die Patrone dieser — als ein Staatsmann und ein Schlachtenorganisator modernere Geister sind denn ein Apostel und ein Schlachtengott. Es fehlte allerdings auch dem Süden nicht an konservativeren Elementen, wie der Norden andererseits jederzeit von den Stiftern des italienischen Radikalismus an bis auf unsere Tage, reich an Revolutionären war; aber wie sehr sich auch mancher Südländer vermöge der Selbständigkeit seines Denkens zum staatsmännischeren Niveau des Nordens zu erheben wußte, so war doch gleichwohl in der Entstehungsgeschichte Italiens das Übergewicht des Nordens über den Süden begründet.

So kam es, daß ein Mann wie Francesco Crispi, der Sizilianer, in dem die öffentliche Meinung Italiens seit geraumer Zeit den prädestinierten Regierenden sah, relativ lange im Hintergrunde blieb. Da waren aber nicht nur parlamentarische Verhältnisse maßgebend, sondern auch ein persönliches Moment: daß Viktor Emanuel so ganz mit den Traditionen und Persönlichkeiten Piemonts verwachsen, und daß sein Sohn, der spätere Humbert I., als die Dynastie nach Rom übersiedelte, bereits ein zu gereifter Mann war, um sich dann so leicht von den früheren persönlichen und örtlichen Neigungen lossagen zu können. Andererseits allerdings war schon jener im römischen Pantheon nunmehr ruhende Herrscher von dem Gedanken tief durchdrungen, daß man den Schein vernichten, als ob die südlichen Provinzen im Verhältnisse der eroberten zur erobernden zum alten Königreich Sardinien stünden, und vielmehr den Glauben lebendig erhalten müsse, daß sich die durch eine grausame historische Fügung verstoßenen Töchter Italias mit den glücklicheren Schwestern des Nordens (zunächst Nordwestens) wiederum zu edler Vereinigung zusammengefunden hätten. Gerade Crispi war es auch, der, wie sehr ihn auch die ihm etwas büreaukratisch erschienene Annexion Siziliens, für das er eine gewisse Autonomie innerhalb des Staatsverbandes beanspruchte hatte, verbitterte, gleichwohl im fernsten Süden den Glauben an ein einiges Italien seinen Landsleuten predigte und in ihnen die dem Staatsganzen verderblichen regionalen Sonderneigungen zu ersticken suchte.

Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes, der noch in der letzten Zeit nicht nur viel mißverstanden, sondern auch verleumdet ward, erschöpft sich nicht in einer politischen Parteienformel wie der Charakter jener Mittelmäßigen, die ihren Beruf darin sehen, einem Heerdenführer zu folgen. Selbständige, hervorragende Geister vertrauen sich keinem Meister und keiner Schule an, und es ist nur natürlich, daß sie ihr Wesen so definieren, wie dies Crispi gethan hat. Petruccelli della Gattina, der radikale piemontesische Deputierte und überproduktive Skribent, erzählt uns in seinem Buche „I moribondi del Palazzo Carignano", er habe den sizilianischen Parteigenossen, der damals als Deputierter von Castelvetrano seinen Sitz in den Reihen der Linken in der Kammer zu Turin hatte, einmal gefragt: „Herr Crispi, sind Sie Mazzinist?" „Nein!" „Herr Crispi, sind Sie Garibaldiner?" „Nein!" „Was sind Sie also?" „Ich bin Crispi!" Ein anderer piemontesischer Skribent, Giovanni Faldella, spricht in seinem mehr pamphletistisch als sachlich gehaltenen Buche „Salita a Montecitorio" von der „Crispità" (Crispität!) des Herrn Crispi. Ein Mann, der er selbst, ein Crispi, der mit einer

Digitized by Google

bedeutenden „Crispität“ ausgestattet ist, fordert uns zum eingehenderen Studium seiner Persönlichkeit in einem Augenblicke heraus, wo seine Landsleute zu ihm, nachdem man die alte Vorsehung Italiens in die Erde von Stradella gebettet, wie zu einer neuen politischen Vorsehung emporschauen. Scheint es ja wirklich nach dem Hosianna, mit dem ihn die Anhänger der verschiedensten Parteibekenntnisse in patriotischer Übereinstimmung begrüßt, als ob nach langem, parlamentarischem Hordenkriege wiederum einmal Friede werden und die sich ihres persönlichen Ehrgeizes für einen Augenblick begebenden Häuptlinge zu Gunsten einer staatsmännischen Kraft, deren Namen auf so vielen Blättern der modernen Geschichte Italiens verzeichnet ist, die Waffen strecken sollten.

Die Geschichte Crispis schöpfen wir zunächst aus der Geschichte Siziliens im fünften und sechsten, dann aus den Annalen des italienischen Parlaments im siebenten, achten und neunten Dezennium unseres Jahrhunderts. Seine soeben veröffentlichten Reden, die er seit der Einverleibung des heimatlichen Eilands in das Königreich beider Sardinien bis auf den heutigen Tag gehalten (Discorsi elettorali Roma. Stabilimento tipografico italiano Perelli. 1887) sind ein Denkmal seiner schweigsamen Beredsamkeit und seines beredten Schweigens während eines Vierteljahrhunderts parlamentarischer Thätigkeit. Er besitzt die Eloquenz eines Mannes, der nicht nur die Dinge statt der Worte für sich sprechen läßt, sondern geradezu Dinge redet und Worte flieht. Der Reichtum an Worten ist noch kein Zeugnis des Ideenreichtums, die Armut an Worten ist es aber ebensowenig. Fast fürchten wir ein gewisses Mißverständnis zu erwecken zu ungunsten unseres in seiner beredten Wortkargheit sympathischen Helden, der uns das Gold des schweigenden Denkers in silberner Schale mitten in einer parlamentarischen Gesellschaft spendet, die uns durch rhetorische Mimik bisweilen unlieb wird, wenn wir ihn einer gewissen Ideenarmut zeihen. Er ist ein tüchtiger, denkender Politiker — und doch ideenarm. Er operiert mit Thatsachen wie mit Ziffern und kommt zu positiven Resultaten; aber jene feine künstlerische Spekulation, zufolge deren wir uns die Außenwelt psychisch assimilieren, uns in den Dingen denken und schauen, in selig beranschendem Spiele des Geistes ein Ding in ein passendes Wort, das umfassender und zugleich feiner ist als das Ding, die Abstraktion desselben und doch die Konzentration, umzuwandeln vermögen — dieses edle Spiel, ohne das es keinen wahrhaft guten Redner giebt, ist Crispi fremd. Schreiber dieser Zeilen hat den Sizilianer öfter in den letzten Jahren in der Kammer sprechen gehört und einmal in einer und derselben Debatte wie Marco Minghetti. Norden und Süden standen sich anläßlich des Problems der Grundsteuerausgleichung wie zwei feindliche Lager gegenüber; der berühmte Bologneſe, der größte Redner der italienischen Kammer, „die Sirene Italiens“ genannt, sprach mit einem nach außen ausstrahlenden Feuer, daß die Flamme der begeisterten Empfänglichkeit für seine Worte aus dem Antlitz des Hörers schlug; es klang wie die liebenswürdige Lyrik einer Nachtigall; der klassische Redner bezauberte uns durch die ideenreiche Musik seiner Sprache; er riß die Seelen mit sich fort, da er auf der Tribüne zum Herold der nationalen Größe ward. Wenn auch kein fundamentaler Poli-

Digitized by Google

tiker, wußte er doch den edlen Honigseim des italienischen Volkstums zu schlürfen; die Wärme der Worte machte den sympathischen Greis jung — und man hätte ihm zufolge des heiter klaren Schmelzes seiner Beredsamkeit einen Platz in der festlichen Farbenwelt eines Raffael anweisen mögen — dort, wo der junge Gott am Parnaß, im Schatten des Lorbeers am Dichterquell hingelagert, begeisterte Reden hält. Anders Crispi: Indem er sich nach außen mitteilt, zeigt er, wie wenig er es vermag. Die Worte strömen nicht in glatter Leichtigkeit, sondern reihen sich in bedächtiger Gliederung eines an das andere. Sein mit energischem Trotz nach innen gekehrter Geist findet zuweilen einen guten, willenskräftigen Ausdruck aber er ist kalt und streng und ehern, er erstarrt ihm auf der Zunge. Glaube niemand, daß dieser Sizilianer ohne Feuer ist, er ist vielmehr ein Krater, in dem der heilige Ätnafunke des heimatlichen Eilands brennt. Er gestikuliert heftig, und die eilende Hand spricht statt der ungelösten Zunge. Er steht mit seiner aufrechten Haltung und mit dem Antlitz von marmornem Relief wie ein lebendiges Quos ego vor uns. Er erschien uns erst recht so, als wir ihn vor Monaten auf der Ministerbank an der Seite des sterbenskranken Depretis sahen — ein Quos ego neben einem Ecce homo. Neben Minghetti zeigte er sich an jenem Tage, als Norden und Süden nach einviertelhundertjährigem Zusammenleben ob eminent materieller Interessen — es handelte sich darum, der Kataster-Anarchie ein Ende zu machen und die in Oberitalien ungleich höher belasteten, unbeweglichen Güter zu ungunsten des an nominell unproduktivem und darum unbesteuertem Grund bisher so reich gewesenen Südens zu entlasten — wie das anklagende Gewissen der parlamentarischen Opposition neben einem Musensohn, der das Vaterland mit rein menschlichen, patriotischen Worten feierte. Sprach er als Redner der Opposition, sei es, daß er in der Kammer auftrat oder vor den sizilianischen Wählern, dann äußerte er sich stets in epigrammatischer Kürze und nie argumentiert er eigentlich — es geht ein gewisses „Sic volo, sic iubeo“ durch alle seine Reden, und das ist die Gewohnheit des Menschenverächters, der es nicht liebt, die Dinge zu diskutieren, sondern sie diktatorisch zur Formel versteinert, das ist vielleicht das eigentlichste Merkmal des einstigen Revolutionärs, der ein solcher allerdings nicht durch Nachempfindung, sondern durch schöpferisch empfindende Kraft geworden. Schon in seiner Jugend atmete er Revolution.

In Ribera, einem Städtchen der Provinz Girgenti, ist er am 4. Oktob. 1819 geboren. Thoren haben den Stammbaum seines Hauses bis auf die römische Familie Crispa zurückgeführt, in Wirklichkeit aber stammt er von einer albanesischen Familie her. Es war eine für Sizilien traurige Epoche, in der er geboren. Er war ein Säugling, als Ferdinand I. sein despotisches Regiment von Neapel aus über seine Heimatsinsel führte und die Kongresse von Troppau und Laibach ihr unberufenes Votum über das ferne Königreich beider Sizilien fällten. Die Personen wechselten, die Prinzipien blieben dieselben: Ferdinand I. war nach einer Herrschaft von geradezu legendärer Dauer im Jahre 1825 gestorben, Franz I., der ihm folgte, regierte nur fünf Jahre. Eine zu kurze Frist, um Unterdrückung im großen Stil zu üben. Ferdinand II. bestieg im Jahre 1830 den wackelnden

Digitized by Google

Bourbonenthron. Der Knabe aus Ribera hörte bereits in der Schule von einem königlichen Despoten und von erleuchteten Revolutionären sprechen. General Delcaretto, der militärische Torquemada der bourbonischen Jesuitenkreatur Ferdinand II., schlachtete Hekatomben von Revolutionären hin, die es wagten, der verhaßten Freundherrschaft Opposition zu machen. Der 12jährige Knabe Francesco war Zeuge des Aufstandes von Palermo, der einem Dutzend Patrioten das Leben und 22 die Freiheit kostete. Ein sizilianischer Geheimbund hatte eine neue Verschwörung gegen die Dynastie verabredet, da trat im Jahre 1837 die Cholera dazwischen, Tausende von Menschen fielen wie Fliegen dahin. Die Menge beschuldigte die Bourbonen des Massenmordes, indem sie in ihrem bis zum Fanatismus gesteigerten Hasse in der Epidemie die Folge einer von Regierungs wegen angeordneten Vergiftung des Volkes sah. In Catania, Syracus und anderen Städten pflanzte man die Tricolore Savoyens auf. Delcaretto-Torquemada eilte nach der Insel, um die Aufständischen zu foltern und totzuschießen. Ganz besonders wüteten die bourbonischen Häscher in Catania, wo auf der Piazza della Statua, heute nach jenen Opfern Piazza dei Martiri genannt, eine Menge Hinrichtungen stattfand. Die Seele des an der Universität von Palermo studierenden Jünglings Crispi wallte auf vor Entrüstung. Der Student ward zum revolutionären Politiker. Bald darauf gab er ein kleines Journal heraus, in dem er seine Gesinnungen nach Möglichkeit zum Ausdrucke brachte.

Das Delatorentum aber war in Blüte, man verfolgte die Worte, man verfolgte die Gedanken. Crispis junger Gesinnungsgenosse Francesco Aceto hatte sich vergiftet, um dem Gefängnisse oder gar dem Henkerbeile zu entgehen. Der patriotische Schmerz diktierte dem nichts weniger als dichterischen Juristen Crispi eine Elegie in die Hand, die er in seinem Journal veröffentlichte; sie schloß mit den Worten:

Oh mia Sicilia tra l'orror de' mali
I figli tuoi ti lasciano frementi!
Sembra che non ci resti speme alcuna,
E sia notte funesta a noi isolani — —
Perduti i forti o spenti da tiranni,
Solo il pianto trasceglie Oreto e aduna!
Ma non temere non fian lunghi i danni
Rincorati, regina del Tirreno,
Che nuove fasi svolgerà il destino,
E la grandezza e l'onor prisco avrai.

(O mein Sizilien, inmitten dieser Gräuel geben sich deine Söhne wutschnaubend der Verzweiflung hin. Es scheint, als ob uns keine Hoffnung mehr bleiben und unheilvolle Nacht über die Insel hereinbrechen soll. Ins Verderben getrieben oder von Tyrannen gemeuchelt werden die Starken unseres Volkes. Palermo (Oreto nach dem Flusse genannt) kann nur Thränen vergießen. Aber fürchtet nicht, bald werden diese Übel ein Ende haben. Fasse Mut, tyrrhenische Königin, neue Entwickelungen wird das Schicksal reifen, und Größe und Ruhm sind dir wiederum beschieden).

Digitized by Google

Während die bourbonische Regierung ein Interesse daran hatte, Zwietracht zwischen den Neapolitanern und den sizilianischen Inselbewohnern zu säen, reichten sich die Revolutionäre da und dort über das Meer hinweg, das sie trennte, die Hand zur Freundschaft. In dem Namen des Geheimbundes „Comitato segreto Siculo-napoletano" kam die Gemeinschaft ihrer Interessen zum Ausdrucke, Francesco Crispi bekleidete die Würde eines Bundessekretärs. In stiller Agitation predigten die Verschworenen Haß gegen die Bourbonen und Liebe zum idealen Vaterland der Zukunft.

Crispi hatte die Advokaturprüfung glücklich abgelegt und übte nun den Beruf des Rechtsanwalts zuerst in Sizilien und dann in Neapel, woselbst er die Interessen der griechischen Kirche verteidigte und Ribotti, dem unermüdlichen Agitator, nahe kam. Er widmete sich ganz dem sizilianisch-neapolitanischen Revolutionskomitee, in dem auch Poerio, D'Ayala, und Del Re ihren Sitz hatten und an dessen Spitze Bozzelli stand, der dann später in der neapolitanischen Revolution von 1848 mit wenig Glück hervortrat.

Crispi schürte nun in Sizilien. Er hatte zu dem neapolitanischen Revolutionär Rosolino Pilo intime Beziehungen angeknüpft. Dieser befestigte durch mehrfache Reisen nach der Insel den Bund zwischen den neapolitanischen und sizilianischen Patrioten. Im Dezember 1847 begleitete ihn Crispi nach Palermo, um dortselbst einer Versammlung von Verschwörern beizuwohnen.

Es kam das Jahr 1848. Sizilien erhob sich früher als irgend ein anderes Land. Am 12. Januar 1848 schlugen die Empörten die Scharen des Bourbonen in die Flucht. Niemand hatte den Haß gegen die Fremdherrschaft so ausdauernd genährt wie Francesco Crispi. Durch den Aufstand von Palermo, dem eine ähnliche bürgerliche Bewegung in Neapel folgte, sah sich König Ferdinand II. genötigt, seinen Unterthanen eine Verfassung mit zwei legislativen Körperschaften, einer Kammer und einem Senat, zu geben. Am 25. März trat aber in Palermo ein Generalparlament zusammen; Crispi verfocht als Mitglied desselben mit Leidenschaft die Absetzung der regierenden Dynastie. Am 14. April erfolgte die feierliche Entthronung Ferdinands II und seines Hauses; die dem Herzog von Genua angebotene Krone lehnte dieser jedoch ab. Es war ein kurzer, stürmischer Frühling der Freiheit. Nach dem im Wonnemonat Mai stattgehabten Blutbade von Neapel, bei dem Schweizer und Lazzaroni bourbonischen Henkerdienst verrichteten, rechnete der königliche Wüterich mit Sizilien ab. Im September 1848 erfolgte die Eroberung Messinas — wegen der heldenmütigen Verteidigung der Einwohner das sizilianische Missolunghi genannt; nachdem sich Catania im April 1849 nach nicht minder tapferer Gegenwehr der Bewohner ergeben, kapitulierte dann auch Palermo. Mit 42 Patrioten mußte Francesco Crispi ins Exil wandern, da er in seiner neuen Zeitung „L'Apostolato" die Bourbonen heftig angegriffen und die Vermittelung des französischen Admirals Baudin zu gunsten einer Aussöhnung zwischen den Inselbewohnern und der herrschenden Dynastie lebhaft bekämpft hatte. Er war damals ein junger Mann von 30 Jahren, als seine leidensreiche Lehrzeit beschlossen war. Er hatte seinem Insel-Vaterland nicht

Digitized by Google

nur als Agitator, sondern auch in mancherlei amtlichen Würden, wie z. B. der eines Staatssekretärs beim Ressort der Verteidigung und Divisionschefs im Kriegsministerium der auswärtigen Regierung genützt.

Nun beginnen seine Wanderjahre, eine zehnjährige Odyssee. Er flüchtete zunächst nach Marseille, hierauf ging er nach Turin. Die Hauptstadt Piemonts war damals das Stelldichein aller Revolutionäre Italiens; im Schatten der Tricolore Savoyens lebten diejenigen frei, die der österreichischen, bourbonischen, päpstlichen oder irgend einer duodez-fürstlichen Polizei entronnen waren. Man atmete hier eine frische, von den Ideen Balbos und Giobertis durchwürzte Atmosphäre. Ein ritterlicher König hatte das national-italienische Einheitsbanner in die Hand genommen; Massimo d'Azeglio, der liebenswürdige Staatsmann von künstlerischem Schwung des Geistes, regierte, und schon saß auch Cavour als liberaler Parteiführer und Ministerkandidat im Palazzo Carignano. Neben dem von Cavour, der seine politische Laufbahn als Journalist begonnen, begründeten „Il Risorgimento“ war „La Concordia“ damals das gelesenste Journal.

Crispi war mittellos und sah sich genötigt, sein Leben durch die Feder zu fristen. Die demokratische „La Concordia“, an deren Spitze Lorenzo Valerio stand, als Deputierter und Journalist ein Gegner Cavours, und zu deren Redakteuren Männer wie Berti, Carutti und Revere gehörten, nahm den jungen Sizilianer unter ihre Mitarbeiter auf. Dieser führte bei den Bettelhonoraren, die er bekam, ein genug kümmerliches Dasein. Schon damals trat er nicht nur für die politische Erhebung des gefesselten Bürgertums, sondern auch für die Emanzipation des Arbeiterstandes ein. Er schrieb bald darauf auch für Cesanas Blatt „La Gazzetta di Torino“, für Cattaneos „L'Archivio Storico“, für den von Depretis begründeten und von Correnti redigierten „Progresso“. Im „Panteon dei martiri della Libertà italiana“ schilderte er das Leben Francesco Paolo De Blasi's, des sizilianischen Märtyrers, der am 20. Mai 1795 auf der Piazza di Santa Teresa in Palermo dem Henkerbeil erlag. Mit patriotischem Schmerz malte der Verfasser die traurigen Zustände seines Insel-Vaterlandes in Vergangenheit und Gegenwart aus. Der Publizist Crispi hatte ein so ärmliches Einkommen, daß er, als die Stelle eines Gemeindesekretärs zu Verolengo, einem kleinen Flecken von etwas über 5000 Einwohnern, im Bezirke Chivasso in der Provinz Turin gelegen, frei ward, sich um dieselbe bewarb. Der Posten, verbunden mit einem Jahresgehalt von 1750 Lire, allerlei Nebeneinkommen und freiem Holz, erschien ihm verlockend genug. In dieser Angelegenheit richtete er an den Sindaco folgendes stolze Schreiben:

„Geehrtester Herr Sindaco!

Gewisse Umstände, die ich nicht näher auseinander setzen möchte, machen es mir unmöglich, zu Ihnen zu kommen, um mich Ihnen und den ehrenwerten Mitgliedern des Gemeinderates von Verolengo persönlich vorzustellen. Nichtsdestoweniger werden Sie und der verehrliche Gemeinderat sich aus meiner Denkschrift und den beigeschlossenen Dokumenten hinlänglich über die Voraussetzungen belehren, auf die ich meine Ansprüche gründe. Ich glaube kaum, daß unter meinen

Digitized by Google

Mitbewerbern irgend jemand jene Titel aufweist, die ich Ihnen zu präsentieren in der Lage bin. Es ist eigentümlich und auf die Ausnahmsstellung, in die wir durch die 1848er politischen Vorgänge versetzt sind, zurückzuführen, daß ein Mann, der hohe Ämter bekleidete und Advokat beim Apellhofe der bevölkertesten Stadt Italiens war, sich als Kandidat um ein Gemeindesekretariat bewerben muß. Diese Thatsache dient mir an sich als Verdienst. Mein Gesuch bezeugt Ihnen, wie sehr ich die durch die politischen Wechselfälle mir bereitete Muße Ihnen zu widmen gedenke, indem ich mich mit meinen Studien und meiner Arbeit in den Dienst der von Ihnen würdig verwalteten Kommune begeben und auf diese Weise mein Leben ehrenvoll fristen will.

Ich stelle mich Ihnen nicht vor mit Empfehlungsschreiben. Das wäre gleich sehr beleidigend für mich wie für die ausgezeichneten Bürger, die mich mit ihrer Wahl ehren möchten. Meine Ansprüche können auch ohne die Autorität hoher Namen hinlänglich abgeschätzt werden, der gesunde Sinn des Gemeinderats hat keinen Sporn nötig, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Ich bitte Sie diesen Brief im Gemeinderate zu verlesen.

Ihr ganz ergebener

Turin, 16. Dezember 1852. Advokat F. Crispi Genova."

Crispi Genova unterschrieb er sich, mit Beibehaltung des Familiennamens seiner Mutter, um nicht mit einem von drei anderen damals lebenden Francesco Crispi verwechselt zu werden. Der Bittsteller mußte einem Herrn Federico Osasco, Vizesekretär von Brà, weichen, den der hochlöbliche Gemeinderat mit Verolengo dem etwas zu stolzen Sizilianer vorzog.

Crispi hatte sich an dem Mailänder Mazzinisten-Putsch von 1853 beteiligt, und darum gab Ministerpräsident Cavour Befehl, ihn, nachdem er ihn in den Kerker des Palazzo Madama hatte sperren lassen, aus Piemont auszuweisen! Crispi ging nach Malta, wo bereits mancher Revolutionär, wie Fabrizi, und auch revolutionäre Sizilianer, wie z. B. Michele Amari, der berühmte, gegenwärtig in hohem Alter zu Pisa lebende Historiker und Staatsmann, ein Asyl gefunden. Er gründete ein Journal „La Staffetta", in welchem er sich der nationalen Unabhängigkeit Griechenlands annahm, und das trotz Verbotes Eingang nach Neapel und Sizilien fand. Es war ihm nicht gegönnt hier lange zu bleiben, das Argusauge Cavours verfolgte den jungen Revolutionär bis nach dem fernen Eiland, und neuerdings verbannt, wanderte er nach England aus, wo er sich durch mehrere Monate in London aufhielt. Dann übersiedelte er im Jahre 1856 nach Paris, wo er als Administrator des „Corriere Franco-Italiano" kümmerlich lebte und bis zum Ende des Jahres 1858 blieb. Die napoleonische Polizei, die infolge des Orsini-Attentates ein scharfes Auge auf die italienischen Revolutionäre hatte, wies ihn im August 1858 aus Frankreich aus, nachdem er früher bereits zweimal verhaftet worden. Nach London zurückgekehrt, schloß er sich an Mazzini, Fabrizi und andere in der englischen Verbannung lebende Italiener an. Mazzini entsendete damals seine Bannstrahlen gegen den Korsen, mit dem sich der Sabaude verbündet hatte; er schrieb Encykliken gegen die hektische Ehe der sardinischen Monarchie

Digitized by Google

mit dem Bonaparte'schen Despotismus. Er hatte keinen Sinn für die diplomatischen Notwendigkeiten des Tages, er behandelte die Politik rein prinzipiengemäß und vermochte es schwer, sich gegebenen Verhältnissen empirisch anzubequemen. Groß auch in seinen Irrtümern, zog er den schon seit lange für ihn begeisterten Sizilianer in den magischen Bannkreis seiner Ideen. Crispi, der Revolutionär, wich allerdings schon damals einigermaßen in seinen Anschauungen ab von dem romanischen Propheten und einstigen Triumvir der römischen Republik, der in der mystischen Formel „Roma — Amor" (die Umkehrung des Wortes Roma) das Losungswort der Zukunft und im Geiste auf den Trümmern des Vatikans eine national-italienische Republik (Roma) sah, die der Menschheit die universelle Liebe (Amor) vermitteln werde; gleichwohl zog ihn der große Genuese mächtig zu sich hin, und mit Ehrfurcht schaute er zu demjenigen empor, vor dem so manche Krone und Mitra erzitterte und dem so manche schöne Frau Narden auf sein Haupt streute.

Von Paris und dann von London aus führte Crispi einen Federkrieg gegen Daniele Manin, den letzten Dogen von Venedig. Dieser hatte nämlich, schon in den Daily-News i. J. 1856 und dann auch später, den Unterthanen des Königs beider Sizilien, trotzdem er die Bourbonenherrschaft heftig tadelte, gleichwohl widerraten, allzuviele Reformen zu verlangen. Seiner Ansicht nach sollten die Neapolitaner und Sizilianer vielmehr einfach darauf bestehen, daß der König die im Jahre 1848 gegebene Konstitution zur Ausführung bringe, widrigenfalls man ihm die Steuern versagen. Darauf erwiderte Crispi in einem „Ein Deputierter des letzten sizilianischen Parlaments" unterfertigten offenen Schreiben, in dem er die Revolution als das einzige Rettungsmittel hinstellte. Da heißt es: „In diesem unglücklichen Lande giebt es nur zwei Mittel, sich zu retten: entweder die Kanonen der Westmächte oder die Revolution. Von den Kanonen der Westmächte haben wir nichts zu hoffen. Aber die Revolution wird kommen und diesmal von denselben Gefühlen wie im Jahre 1848 eingegeben sein, und es wird keinen munizipalen Haß zwischen den Bewohnern der beiden Sizilien geben. Diese werden dann so wenig wie die Bewohner der andern Provinzen der Halbinsel — ich bin dessen gewiß — an ihre Fürsten denken." Noch revolutionärer und noch republikanischer äußerte er sich in einem Schreiben an den Chefredakteur der Pariser „Presse", das folgendermaßen schloß: „Ich bin nicht und war nie Separatist. Ich wünsche etwas mehr, als dieses von diplomatischen Verträgen konstituierte Königreich beider Sizilien. Es ist ein impotenter Staat, der sich nie von ausländischer Invasion zu befreien verstanden hat. Mein Ideal faßt alle Provinzen der Halbinsel in sich, ich will die Konstitution eines starken, unabhängigen Nationalstaats im Sinne des französischen oder großbritannischen. Damit aber unser großes Vaterland dieses Ziel erreiche, bedarf es nicht der von Herrn Manin vorgeschlagenen Mittel, der Drohungen oder der Bitten an die Könige. Nie werden diese Könige etwas für die Völker thun; im Gegenteil, die Könige werden stets Feinde der Völker bleiben."

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Das Recht und die Gesellschaft.

Von

Eduard Graf Lamezan.

„Vom Rechte, das mit uns geboren ward — — —"
Goethes Faust I. Teil.

Man kennt die bösen Sarkasmen, welche Mephisto, der Geist, der stets verneint, in dem köstlichen Dialog mit dem lernbegierigen Schüler der Juristerei als Wissenschaft entgegenschleudert, und mancher kleinere verneinde Geist hat sich diese Worte schon als Waffe gegen Recht und bestehendes Gesetz angeeignet und sie mit hinreichender Grobheit gegen uns Juristen um unsere Köpfe geschwungen! Nun, an dem von mir zitierten Orte und von einem Manne wie Goethe und selbst durch den Mund seines Geschöpfes, des humorvollen Teufels, können wir die dahin ausgesprochenen Vorwürfe immerhin entgegennehmen, ja sie sogar, wie es sich ziemt, zu unserer Belehrung verwerten. Denn wenn ich genau zusehe, so enthält die Klage Mephistos nicht nur ein Korn, sondern eine ganze Ähre goldener Wahrheiten. Der Gedanke, der ihr zu Grunde liegt, birgt eigentlich in meisterhaftester Kürze ein ganzes System von Rechtsanschauung und eine schneidende Kritik der Gegner in sich; man muß es nur heraus zu lesen wissen.

Man möge mir gestatten, diese Behauptung hier im Eingange meiner Betrachtungen ein wenig zu begründen, da mich dies in natürlichster Weise zu dem weiters Beabsichtigten führen dürfte.

Auf dem Gebiete der geschichtlichen Entwickelung der Rechtswissenschaft — nicht des Rechtes selbst, sondern der Lehre — wechseln in regelmäßiger Konsequenz zweierlei Strömungen in Zwischenräumen ganzer Generationen miteinander ab, je nach der Richtung des „Zeitgeistes" oder vielleicht je nach dem Maße der Erkenntnis der Fehler und Mängel der einen oder der andern Strömung. Es spiegelt sich hierin der Kampf der historischen mit der philosophischen Schule ab. Ich werde mich hier sicherlich gewissenhaft enthalten, für die eine oder andere Partei zu ergreifen, und möchte sie nur für den dem Fache ferner stehenden Leser möglichst annähernd charakterisieren. Der Zweck beider Schulen ist der, das richtige Prinzip für die Rechtsbildung und für deren Bethätigung, nämlich die Gesetzgebung, zu finden und unanfechtbar zu erweisen; doch sucht die eine dieses Prinzip aus den Gestaltungen der Vergangenheit eines jeden Volkes, der Geschichte seines Rechtes, seinen sonstigen Lebensbedingungen und seinem Charakter bis auf die Gegenwart herab konsequent zu entwickeln und das Recht, das ihm heute notthut, als ein stetig werdendes und dadurch bedingtes darzuthun — während die philosophische Schule mit der Konstruktion abstrakter Grundsätze beginnt, absolute Ideale aufstellt, dann ihre Anpassung an die realen Bedingungen des Lebens versucht, aber, sobald sich da eine Disharmonie ergäbe, gewiß nicht ihre Grundsätze, sondern viel eher das reale Leben als das schuldtragende zu verurteilen geneigt ist. Das ist ja so die Art der „Philosophen", wie sie einstens waren.

Digitized by Google

So wenige Zeilen nun auch Mephisto spricht, so ist doch klar, wie mich deucht, daß er da den Rechtshistorikern einen Stich versetzen will, indem er klagt: „es erben sich Gesetz —“ u. s. w. und: „Vernunft wird Unsinn —“ u. s. w., womit wohl gesagt wird, daß, was einstens vordem angemessen und wohlthätig war, durch allzulangen Bestand zur Plage wird, weil es auf den Wechsel der Zeit und die Wandelbarkeit der Bedürfnisse keinen Bedacht nimmt. In der letzten Zeile aber wird die Forderung aufgestellt, es habe die Gesetzgebung auf das Recht, das mit uns geboren wird, Rücksicht zu nehmen und ihre Schöpfungen danach zu gestalten. Und die Erwägung dieser Zeile ist es, die mich auf einen Punkt führt, in welchem die beiden oben bezeichneten Schulen vollkommen übereinstimmen, wodurch aber zugleich ein Ausblick auf ein weiterliegendes Gebiet gegeben wird.

Es scheint mir ganz unbestreitbar, daß, aus welchem Gesichtspunkte man auch immer die Beziehung des Menschen zum Rechte an sich prüfen möge, man zu dem Ergebnisse gelangen wird, daß beide Begriffe miteinander unzertrennlich verknüpft sind, daß man sich somit ebensowenig einen Menschen ohne Recht als ein Recht ohne Menschen vorstellen kann. Die Fiktion, daß es ja doch einen absolut einsamen Inselbewohner geben könne, der ohne Recht dahin lebt, beirrt mich hierbei durchaus nicht, denn zum Teil steht er zu den Gegenständen seines kärglichen Besitztums und zu den Produkten seiner Arbeit in allerlei rechtlichen Beziehungen und andernteils würde er schließlich, wenn er gar nie zu andern Menschen in rechtlichen Verkehr treten würde, schon nach dem natürlichen Verlaufe der Dinge mit Tod abgehen müssen und so den klarsten Beweis liefern, daß der Mensch als Einzelwesen eben infolge des Mangels an mehrseitigen, d. i. nicht bloß auf den Sachbesitz eingeschränkten Rechtsbeziehungen gar nicht bestehen könne.

In der That ist das Recht nur allein im Menschen verkörpert; er ist sein Schöpfer und zugleich sein Träger und sein Genießer; das Recht begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe, ja noch über diese beiden Grenzen seines eigenen Daseins hinaus, da er sowohl vor seiner Geburt als auch nach seinem Tode Rechte besitzt und auszuüben vermag. Im Leben selbst aber vermag er sich der Bande, mit denen ihn das Recht umstrickt, in gar keinem Augenblicke irgendwie zu entledigen, weil das Recht zu den Grundbedingungen seines Seins gehört, wie die Luft, die uns als Medium unserer körperlichen Existenz unentbehrlich ist.

Doch besteht ein Unterschied, der auch diesen Vergleich zum Hinken bringt. Die Luft nämlich mögen wir wohl als eine seit dem Bestande der Atmosphäre auf unserem Erdballe unveränderliche Mischung ansehen; das Recht jedoch erfreut sich einer solchen Stabilität nicht und soll es auch nicht. Seine innersten oder höchsten Prinzipien sind wohl fest und unwandelbar, allein sobald man bis auf diese allerersten Elemente der Rechtsbildung zurückgeht, erweisen sie sich als derartig abstrakte und allgemein gehaltene Formeln, daß man mit ihnen für die höchst realen Gestaltungen des Lebens auszulangen nicht vermag und den Vorwurf vernehmen muß, solche Prinzipien seien lediglich leere Schemen, die man, da die Rechtslehre nicht zu den abstrakten Wissenschaften gehört, nicht unbedingt zur Herrschaft er-

Digitized by Google

heben dürfe. In der Art der Verwertung dieser ersten Grundsätze und ihrer Anwendung auf das praktische Leben nun ergiebt sich eine neue Differenz zwischen den oben bezeichneten beiden Schulen je nach dem Maße an Konzessionen, welche man, vom idealen Standpunkte abweichend, den jeweiligen Anforderungen der Zeit zu machen geneigt ist.

Man darf wohl annehmen, daß auch hier wie in jedem Kampfe zweier Extreme das richtige in der goldnen Mitte liegen wird. Ein allzu starres Festhalten an den körperlos idealen Grundsätzen würde wahrscheinlich die Gesetzgebung schließlich unfruchtbar und leblos machen oder sie in unversöhnlichen Gegensatz mit dem wirklichen Leben des Volkes setzen; allzu weit gehende Zugeständnisse an die schwankende Meinung des Tages würden andererseits die Rechtsgrundlagen selbst zerstören und zur „Korruption" führen. Es bedarf keiner Schilderung, welche empfindlichen Nachteile in dem einen oder in dem anderen Falle für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen aus dem Ueberschreiten der richtigen Grenzen erwachsen würden. Im ersteren erscheint das faktisch bestehende Gesetz als ein dem Volksbewußtsein entfremdetes, das man nur beachtet, soweit es mit den Machtmitteln der Exekutive sich Beachtung zu erzwingen weiß; im letzteren Falle aber wird im geeigneten Momente ein Rückschlag der allgemeinen Empfindung unausweichlich erfolgen, der zur Abänderung oder Verbesserung der Gesetze führen wird.

Die schwierige Aufgabe des Staatsmannes, der nicht für die Studierstube und die „graue Theorie", sondern für das vielgestaltige Leben wirken und vorsorgen soll, liegt nun eben in der aufmerksamen Beobachtung aller hier maßgebenden Faktoren, in ihrer richtigen Interpretation und so in der entsprechenden formalen Verwirklichung dessen, was sich ihm als Ergebnis seines Wissens, Denkens und Beobachtens darstellt.

Es kann jedoch hier nicht meine Absicht sein, den mannigfach verschlungenen Wegen zu folgen, auf denen sich das Recht an sich zum konkreten Gesetze, somit zum jeweilig geltenden Rechte im Staate entwickelt; entsprechend der Stellung, die ich als Mitglied der staatlichen Gemeinschaft selbst in der Mitte aller anderen einnehme, möchte ich nur einige Betrachtungen jenen Beziehungen widmen, welche zwischen dem Rechte, der Gesetzgebung und ihrer Handhabung einerseits und der tausendköpfigen Menge derjenigen, die dieser Gesetzgebung unterworfen sind, also der heutigen „Gesellschaft" andererseits zu Tage treten. Sie zu erkennen und zutreffend darzustellen, möchte, wenn es gelänge, vielleicht nicht ganz ohne belehrende Wirkung sein.

Bei der Forschung, deren Ziel mir da vorschwebt, gerate ich zunächst zu zwei einander gegenüber stehenden Objekten, die ich beide ins Auge fassen muß.

Gesetz und geltendes Recht sind das Ergebnis und zugleich der Inhalt jener Rechtsanschauungen, von denen die Schöpfer des Gesetzes, seien dies einzelne Legislatoren, parlamentarische Körperschaften oder sonstige hierzu berufene Organe — bei ihrer geistigen Thätigkeit ausgingen. Allein es giebt auch eine Rechtsanschauung im Volke oder, wenn wir die vielseitigen Verzweigungen des Rechts-

Digitized by Google

lebens, in denen sich diese Rechtsanschauung des Volkes kundgeben kann, berücksichtigen, eine Mehrheit von Rechtsanschauungen, die man als vorwiegend herrschende wird ansehen können. Allerdings giebt es kein Organ, kein Sprachrohr, durch welches das Volk im ganzen seine Rechtsanschauungen wortdeutlich zum Ausdrucke zu bringen vermöchte; um diese zu vernehmen, muß man das Volk eben im Leben, bei seiner Arbeit, in seinen Leiden und Freuden belauschen, allein an dem Bestande derselben zweifelt kaum jemand. Ich sehe einstweilen von der sittlichen Höhe und dem Werte dieser Anschauungen noch ab, da diese ganz und gar von der Stufe abhängen, auf welcher sich die Kultur des einzelnen Volkes im übrigen befindet.

Da drängt sich nun die Frage auf, woher diese Anschauungen im Volke entstehen, wie denn das Volk und sogar der mindest gebildete und zutiefst stehende Mann im Volke zu einer Rechtsanschauung überhaupt gelangt, die sich allerdings recht häufig mehr als eine dunkle Rechts*empfindung* denn als eine klare Anschauung darstellt. Aber auch als Empfindung erhält sie erst auf ihrem Durchgange durch den Intellekt, also durch eine, wenn auch noch so primitive Gedankenarbeit ihre verständliche Auslegung und Ausprägung, und man wird sonach geneigt sein, den Ursprung dieses Denkprozesses in dem Bestande und dem Erkennen einer allgemeinen Rechtsidee zu suchen. Dies würde weiter zu der Untersuchung führen, wie und wodurch die Idee des Rechts, der Begriff „Recht" selbst zuerst im Menschen entstanden ist. Ich will hiervon nur einen, wie ich glaube, ganz neuen und vielleicht auch noch wenig verbreiteten Gesichtspunkt hervorkehren. Einer unserer jüngsten Rechtsgelehrten hat in seinem sehr beachtenswerten Werke, über das „Privatrecht" die Macht, d. h. das physische und reelle Können als den ersten und hauptsächlichsten Faktor in der Rechtsbildung dargestellt und dies in dem Satze ausgedrückt: Recht ist kondensierte Macht oder kristallisierte (ich zitiere nur aus dem Gedächtnis). Dieser Schriftsteller erklärt schon in der Vorrede seines Buches, er folge in seiner Arbeit den Grundsätzen der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode, und es ist angesichts dieser Hinneigung der juristischen Forschung zur Naturwissenschaft ungemein interessant, daß ungefähr zu gleicher Zeit (1883—84), ein Naturforscher von Fach eine „Physiologie des Rechts" veröffentlicht hat, in welcher er die Entstehung der Rechtsidee im Menschen aus dessen persönlichem Machtgefühle, also dem Bewußtsein seines physischen Könnens ableitet. Man sieht, daß diese beiden Aufstellungen viel Berührungspunkte haben. Ohne in eine Kritik derselben einzugehen, entnehme ich ihnen doch das eine, daß in beiden Richtungen die Entstehung und die Entwickelung der Rechtsidee Sache der historischen Erforschung, also der Erfahrung ist und daß ich, hierauf gestützt, sagen darf, die Rechtsanschauungen des Volkes entstehen allmählich auf dem Wege der Erfahrung und durch dieselbe. Denn zuerst wird der einzelne, sei es als Kind oder in dem Augenblicke, wo er auf andere Weise in eine rechtliche und soziale Gemeinschaft einzutreten beginnt, geneigt sein, zu thun, was er seinen persönlichen Gelüsten angemessen findet und mit seinen Kräften auszurichten vermag; treten ihm hierbei Hindernisse und Schranken entgegen, so wird er diese untersuchen, um

Digitized by Google

sich klar zu werden, ob er sich ihnen unterordnen soll oder nicht. Erkennt er, daß sie sich lediglich als eine ihm überlegene physische Macht darstellen, so wird er sie entweder allein durch Vermehrung seiner eigenen Machtmittel oder durch Bundesgenossen, das heißt durch einen Appell an die Rechtsgemeinschaft, in der er sich befindet, zu überwinden suchen. Versagt ihm diese ihren Beistand, weil sie seine Wünsche mit ihren eigenen Interessen im Widerstreite findet, so wird er alsbald die Grenzen seines Rechtes erkennen und die Punkte wahrnehmen, in denen die Bethätigung seiner individuellen Lebenssphäre mit jener der anderen Rechtsgenossen kollidiert. Wiederholt sich nun aber diese Wahrnehmung in vielfachen Richtungen und mannigfachen Vorkommnissen des täglichen Lebens, so ergiebt sich schließlich als Ergebnis all' dieser Erfahrungen ein zusammenhängendes Netz von Rechtserkenntnissen, welche man als die im Individuum zeitlich wachsende Rechtsanschauung bezeichnen kann.

Nachdem nun, wie ich oben vorgebracht habe, das Leben des Menschen in sozialer Gemeinschaft vom Beginn bis zum Ende von den vielfältigsten rechtlichen Beziehungen durchsetzt ist, und in jeder Manifestation desselben nahezu ausnahmslos irgend ein rechtlich bedeutsamer Berührungspunkt vorfindlich sein dürfte, so erhellt hieraus, daß der Anlaß zu den eben bezeichneten Erfahrungen sich sehr häufig darbietet und daher jedermann reichlich Gelegenheit hat, sie in sich aufzuspeichern und ihr Resultat als Richtschnur für sein ferneres Thun und Lassen zu verwahren. Dazu kommt aber des weiteren auch Lehre und Tradition seitens jener, die vor ihm die gleichen Erfahrungen gesammelt haben und nun im Wege der Erziehung seine Erkenntnisse vermehren. Es ist gerade auf diesem Gebiete besonders ersprießlich, sich die Weisheit der Vorfahren zu eigen zu machen und danach zu handeln, statt erst durch eigene Erfahrung gewitzigt zu werden, denn im Rechtsleben der sozialen Gemeinschaft sind Konflikte des einzelnen mit der Allgemeinheit zumeist sehr nachteilig für den ersteren, und partikuläre Ansichten werden wenig respektiert, auch wenn sie noch so viel Logik für sich in Anspruch nehmen möchten.

Ich möchte gewiß nicht behaupten, daß der Prozeß, den ich hier zu beleuchten versucht habe, sich bei jedem einzelnen Mitgliede der Rechtsgemeinschaft abgesondert mit voller Deutlichkeit und im Lichte selbständiger Reflexion vollzieht. Im großen Ganzen jedoch vollzieht er sich im Volke und umfaßt dabei jeden, der dem Volke angehört, in solcher Weise, daß jeder mit seinem Volke an der allgemeinen Rechtsanschauung teilnimmt und dadurch zu jener anderen Rechtsanschauung Stellung erhält, die in der Gesetzgebung ihren Ausdruck gefunden hat.

Wenn ich nun in der Betrachtung des Verhältnisses beider fortschreite, so muß ich die Unterscheidung betonen, die sich auf dem Gebiete der Gesetzgebung selbst im Laufe der Zeiten ergeben hat. Ich muß mir hierbei die Einschränkung auferlegen, von einer ziemlichen Anzahl von Zweigen der modernen Gesetzgebung, die ja bekanntlich an kodifizierten Produkten ihrer rastlosen Thätigkeit nicht gerade arm ist, vollständig abzusehen. Administrative Vorschriften, Gesetze finanzpolitischen Inhalts, Gesetze, die sich auf ökonomische oder industrielle Unternehmungen, auf Zoll, Steuer und dergl. beziehen, muß ich hier notgedrungener Weise außer acht lassen, obwohl sich gerade auf diesem weiten Gebiete manche wohlfeile Gelegen-

Digitized by Google

heit ergeben würde, tief einschneidende Dissonanzen zwischen dem Gesetze und den diesfälligen Anschauungen des Volkes nachzuweisen. Ein solcher Nachweis schiene mir jedoch jedenfalls ziemlich wertlos, denn alle diese Gesetze sind durch die materiellen Zwecke des Staates gefordert und ihnen angepaßt, und da diese Zwecke seitens der Staatsbürger nur durch materielle Opfer und Zugeständnisse gefördert werden können, so wäre es thöricht, hier eine volle Harmonie der Anschauungen zu suchen, die nur aus einem höhern, unparteiischen Standpunkte gefunden werden kann.

Ich richte demnach mein Augenmerk lediglich auf jenen Teil der Gesetzgebung, welcher die Formulierung der eigentlichen Rechtsverhältnisse der Staatsbürger im engeren Sinne des Wortes zum Gegenstande hat, und dieser Teil ist es nun, der sich in zwei wesentlich verschiedene Zweige spaltet: Zivil- oder Privatrecht und Strafrecht, dem man das Epithet „öffentliches" nicht beizulegen pflegt, obgleich es der Gegensatz zum Privatrecht andeuten und beinahe fordern könnte. Man weiß ja ziemlich allgemein, daß sich der Staat bei seiner strafrechtlichen Gesetzgebung von den öffentlichen, d. h. allgemeinen Interessen leiten läßt, die zugleich seine eigenen sind, weil er ihre Verkörperung ist. Hiermit ist schon gesagt, daß sich das Privatrecht nur mit den Rechtsbeziehungen der einzelnen Staatsbürger unter sich beschäftigt und hierbei auch jedem Einzelnen die Wahrung und Obsorge seines privaten Rechtes vollkommen überläßt. Wohl aber leiht der Staat dem im Streite zweier Rechtsansprüche Obsiegenden die Machtmittel seiner Vollzugsgewalt, weil das obsiegende Recht in Wirklichkeit zum Rechte nicht zu werden vermöchte, wenn ihm nicht die Macht zur Seite schritte, um es in die That umzusetzen. Die neuere Zeit lehrt sogar, daß gerade nur dieser Teil der Beteiligung des Staates an der Verfolgung privater Rechte es ist, den man als den wichtigsten und wesentlichsten ansieht. Wenn der Staat durch seine Organe, die Richter, sich bisher mit der Rechtsfindung und Rechtsprechung befaßte, wie dies seit jeher so üblich war, so haben allerlei Gründe und Wünsche der hieran beteiligten Kreise nach und nach dahin geführt, daß man ihm einen Teil dieses Geschäftes abnimmt und für die legale Konstituierung von Schiedsgerichten Sorge trägt, die aus der Mitte der bezüglichen Körperschaften hervorgehen und nichts weniger als Organe des Staates sind. Doch hat man jedesmal sorgfältig darauf geachtet, den Entscheidungen dieser Schiedsgerichte das „bracchium" des Staates zu sichern, und dieser hat auch gar kein Bedenken gehegt, in diese bescheidenere Rolle des Urteilsvollstreckers zurückzutreten.

So tief aber auch die privatrechtliche Gesetzgebung in alle Lebensverhältnisse des Staatsbürgers eingreift, indem sie Besitz, Eigentum, Vertragsrecht, Erbrecht und hundert andere gleich gewichtige Dinge regelt und entscheidet, so kann man doch nicht behaupten, daß die Gemeinschaft ein sehr lebhaftes Interesse, sei es an der Gesetzgebung, sei es an ihrer Handhabung, zu nehmen scheint; es zeigt sich eben hier am deutlichsten, daß die Interessen, die da im Kampfe liegen und über welche es zu entscheiden gilt, im höchsten Sinne des Wortes private sind. So heftig und zuweilen gar leidenschaftlich sich auch der Rechtsuchende selbst

Digitized by Google

um seinen Prozeß zu kümmern pflegt — der Nebenmensch geht achtlos und und ohne Interesse an ihm und seiner Rechtssache vorüber, sofern ihn nicht andere Beziehungen der Freundschaft, Verwandtschaft u. dergl. an den „Kämpfer ums Recht" knüpfen.

Aus demselben Grunde, weil die Allgemeinheit an dem Schicksale der privatrechtlichen Angelegenheiten nicht ein so intensives Interesse nimmt, sehen wir auch, daß Umwälzungen, Veränderungen und der Drang nach Reformen auf dem Gebiete dieser Gesetzgebung durchaus nicht so häufig und so lebendig auftreten wie auf andern Gebieten des staatlichen Lebens. In Ansehung der wichtigsten und grundlegenden Begriffe des Privatrechtes stehen wir heute noch auf dem Boden, den das römische Recht vor so vielen Jahrhunderten geschaffen hat. Dem entsprechend ist auch der konkrete Ausdruck des alten Rechtssystems, das Gesetz, von auffallender Langlebigkeit. Frankreich schuf nach den stürmischen Umwälzungen der Revolution seinen Code Napoléon, in welchem es auch heute noch lebt; Österreich ließ an der Schwelle des 19. Jahrhunderts sein „allgemeines bürgerliches Gesetzbuch" entstehen, das auch jetzt noch als mustergiltig anzusehen ist, und ebenso wurden in beiden Ländern vor gleich langer Zeit auch die Normen für das Verfahren in privatrechtlichen Angelegenheiten gegeben, wobei ich allerdings nicht vergesse, daß diese letzteren Normen in Österreich, wo sie seit 1781 Gesetzeskraft haben, seit einigen Jahren den Ruf nach einer gründlichen und wesentlichen Umgestaltung hervorgerufen haben.

Ich werde vielleicht noch eine Gelegenheit wahrnehmen, um zu erwähnen, unter welchen Voraussetzungen und aus welchen Motiven die Forderung nach Umgestaltungen auch im Privatrechte aus der Rechtsgenossenschaft heraus zu entstehen pflegt und sich zuerst in der theoretischen Diskussion, dann aber auch der Legislative gegenüber vernehmbar macht.

Wesentlich abweichend von der eben geschilderten Teilnahmslosigkeit stellt sich das Verhalten des Volkes und der Gesellschaft dem Strafrechte, seiner Gesetzgebung und dem Gange der Rechtspflege gegenüber dar. Schon die That des Verbrechers selbst schließt, auch wenn sie zunächst sachlich nur in die Rechtssphäre eines einzelnen Staatsbürgers widerrechtlich einschneidet, wie z. B. bei den sogenannten Eigentumsdelikten, doch auch einen Eingriff in die der Rechtsgenossenschaft aller Staatsbürger zu Grunde liegenden Voraussetzungen in sich, und dieser Eingriff erscheint uns deshalb immer besonders bedrohlich und zur Abwehr herausfordernd, weil wir ihn von einer ganz bestimmten, mit starken Willensimpulsen begabten Persönlichkeit getragen sehen, die wir darum fürchten. In anderen Formen wieder erregt die Wahrnehmung eines Verbrechens, auch bei indirekter Schilderung, sehr lebhaft unser Gefühl, zumal wenn es selbst aus dem Antriebe des Gefühls im Thäter entstanden ist. Wir nehmen sogleich Partei, zuweilen sogar für den Urheber eines zweifellos rechtswidrigen Aktes, und schon ist der Widerspruch unserer Rechtsanschauung mit der des Gesetzes geboren. Dieser Widerspruch kann zuweilen sogar den Charakter einer bedrohlichen Erscheinung im gesellschaftlichen Leben annehmen, indem er sich als eine um sich greifende Verwirrung der Rechtsbegriffe im Volke oder als eine Neigung zur thatsächlichen

Digitized by Google

Opposition gegen das Gesetz darstellt. In beiden Fällen ist es Aufgabe der Verwaltung, in dem Widerstreite jener beiden Faktoren das öffentliche Interesse zu schützen, und das wird meist am besten dadurch geschehen, daß sie zunächst das bestehende Gesetz fest und entschieden aufrecht erhält, damit jedermann erkenne, daß das gegebene Gesetz auch wirklich als positives Recht beachtet werden müsse — dann aber an die Untersuchung etwaiger Mängel des Gesetzes und an die Mittel zur Behebung derselben denkt, wodurch allgemach auch die innere und wirkliche Versöhnung der Gegensätze herbeigeführt wird.

Auf solchem Wege sind im Laufe der kulturgeschichtlichen Entwickelung der Völker alle Reformen und Veränderungen im Strafrecht und in der Art seiner Handhabung zustande gekommen, und es sind, auch wenn man nur ungefähr die Spanne eines Jahrhunderts umfaßt, fürwahr nicht wenige und nicht geringe Reformen, die wir da werden sehen.

Es ist mitunter ganz ergötzlich, einen Blick in die Codices der alten Zeit zu werfen und einen Vergleich mit denen der heutigen Tage anzustellen. Wie streng, ja selbst grausam standen diese ersten Gesetzgeber dem Verbrechen gegenüber, und wie gravitätisch und voll des köstlichsten Humors erscheinen uns heute die Motive, die sie ihren oft drakonischen Bestimmungen hinzufügen! Die Begriffe über manche Art Verbrechen, die Strafen haben sich seither in mannigfachster Weise geändert; wir sind mit der Zeit nachsichtiger, man pflegt zu sagen humaner geworden, und man muß nur hoffen, daß diese Humanität nicht bloß dem Verbrechen gegenüber Bethätigung gefunden hat. Nicht weniger beträchtlich sind aber die Veränderungen, welche in dem Verfahren der Strafrechtspflege, in den äußeren Formen der Rechtsfindung in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben. Auf diesem Gebiete hat mehr als auf irgend einem anderen die öffentliche Meinung, also die Rechtsanschauung des Volkes, auf den Gang der Gesetzgebung Einfluß genommen. Seit Sonnenfels, der erleuchtete Ratgeber der Kaiserin Maria Theresia, mit kühnem Freimute die Abschaffung der Folter als Beweismittel im Strafverfahren forderte und auch erreichte, hat die geistige Arbeit im Sinne des Fortschrittes insbesondere in Deutschland niemals stillgestanden. Die Gesetzgebung folgte vielleicht dieser Bewegung der Geister nur zögernd und mit reiflicher Überlegung, allein in jenen Momenten, wo das öffentliche Leben des Volkes am lebendigsten pulsierte, galt die erste und lauteste Kundgebung immer der Neugestaltung des Strafverfahrens, ein Beweis, daß Volk und Gesellschaft gerade hieran das lebhafteste Interesse zu nehmen geneigt sind.

So gelangten wir in Deutschland und Österreich zur Institution der Schwurgerichte. Aber auch bei dieser Einrichtung hält die Kritik und die Theorie nicht stille. Man kennt ja die Episoden des Kampfes zwischen den unbedingten Anhängern der Jury und den Verfechtern der Schöffengerichte. Ich will hier, wo ich mir nicht den Beruf anmaßen kann, zwischen beiden streitenden Parteien auch nur meine persönliche Meinung auszusprechen, nur eine Seite hervorheben, welche beiden Formen des Verfahrens gemeinsam innewohnt. Dieses gemeinsame Merkmal liegt in dem Prinzipe der Teilnahme des Volkes selbst an der Recht-

Digitized by Google

sprechung. Es fließt in konsequenter Weise aus dem andern Prinzipe der Teilung der Gewalten im modernen Staate. Wie sich dieses auf allen sonstigen Gebieten des Staatslebens in dem Bestande und den Funktionen der gesetzgebenden Körperschaften für alle anderen öffentlichen Interessen bethätigt, so verwirklicht es sich auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, die, wie gezeigt, in jedem Sinne das öffentliche Interesse berührt, dadurch, daß auch bei der Urteilsfindung gegen Mitglieder der Rechtsgenossenschaft, die beschuldigt erscheinen, die rechtlichen Satzungen dieser Genossenschaft verletzt zu haben, Abgeordnete und Mandatare dieser selben Gemeinschaft mitzuwirken berufen werden.

Ich beschränke mich darauf, zwei Momente dieser Institutionen ins Auge zu fassen, eine ethische und eine kulturelle, wenn ich die letztere so bezeichnen darf.

Der im Strafrechte geltende Grundsatz, daß Unkenntnis des Gesetzes niemand zu entschuldigen vermag, scheint beim ersten Anblick hart und nahezu unhaltbar, wenn man sich gegenwärtig hält, daß doch eigentlich die positive Kenntnis des jeweilig geltenden Strafgesetzes im Volke leider nur allzuwenig und am allerwenigsten in jenen breiten Schichten, welche am häufigsten mit demselben in Konflikt geraten, verbreitet ist. Und doch hat man es meines Wissens noch nie unternommen, diesen Satz anzufechten. Man nennt ihn etwa eine juristische Fiktion, allein man muß ihn gleichwohl gelten lassen. Und zwar muß man dies darum, weil man nicht bestreiten kann, daß es einer positiven Kenntnis des Strafgesetzes gar nicht bedarf, um in dem Übelthäter das Bewußtsein, er handle gegen das Gesetz, zu wecken und klar werden zu lassen. Dafür sorgt sein eigenes Gewissen, das aber seinerseits seine eigenen Anhaltspunkte nur aus der allgemein sittlichen Kulturstufe des Individuums und aus der Rechtsanschauung desselben entnehmen kann.

Will man aber mit Beruhigung auf dieser Voraussetzung fußen, so muß man sich der Überzeugung hingeben dürfen, daß das geltende Gesetz von den im Volke herrschenden Rechtsschauungen nicht allzusehr abweicht. Denn wäre dies der Fall, so würde man durch die Bestrafung eines Mitbürgers für eine That, deren Strafbarkeit er nach den allgemeinen moralischen Begriffen nicht zu erkennen vermochte, einen Akt von Ungerechtigkeit setzen. Hierfür aber stellt sich die Teilname des Volkes an der Rechtsprechung als einer der untrüglichsten Prüfsteine dar, weil man aus den so zustandekommenden Rechtssprüchen — wenn sie auch zuweilen aus kasuellen Anlässen manche dem Juristen unfaßbare Irrtümer in sich schließen mögen — doch im ganzen zu entnehmen vermag, ob das geltende Recht im Volke lebendig ist oder nicht; ein für den Gesetzgeber höchst wichtiger und unentbehrlicher Fingerzeig.

Andererseits wirkt aber diese im besten Sinne demokratische Einrichtung auch sehr wohlthätig als Bildungs- oder richtiger als Erziehungsmittel in dem Volk und für dasselbe. Die Öffentlichkeit des Verfahrens leistet zwar hierzu auch ihren unverkennbaren Beitrag, allein noch lebendiger als durch bloßes passives Zuhören wirkt die selbstthätige intellektuelle Beteiligung durch die Person des „Richters aus dem Volke" für ihn und für jene Kreise, denen er angehört. In dieser Beziehung

Digitized by Google

wird wieder das geltende Recht belebend, befruchtend und veredelnd auf die allgemeinen Rechtsanschauungen der Bürgerschaft im Staate Einfluß nehmen, und es gelänge so in ersprießlichster Weise zu einer gegenseitigen, wohlthuenden Wechselwirkung und schließlich zu jener Harmonie zwischen dem Rechte und der ihm unterworfenen Gesellschaft zu gelangen, welche für jeden Staatskörper das höchste Ziel des Strebens bilden muß. —

Leider ist es mir, wenn ich aufrichtig sein will, nicht gegönnt, mit solch' optimistisch wohlklingendem Accord zu schließen. Ich habe mich hier bisher ein wenig mit der Vergangenheit und sehr viel mit der Gegenwart beschäftigt; es drängt sich mir unwillkürlich die Frage nach der Zukunft auf. Wie werden sich das Rechtsleben und die Gesellschaft in dieser Zukunft zu einander verhalten? Gehen beide einer gründlichen und tiefeinschneidenden Veränderung entgegen oder sind die Fundamente beider so festgefügt und unerschütterlich, daß sie solchen Veränderungen nicht unterworfen sind? Wenn es richtig ist, daß die Formen und Gestalten der gesellschaftlichen Organisation zugleich rechtbildend sind, also ihren adäquaten Ausdruck auch in neuen Rechtsformen suchen, so wäre die Frage für die Zukunft des Rechtes in dem Augenblicke mit entschieden, in welchem wir uns über die Zukunft der Gesellschaft im Staate klar geworden wären. Große und erleuchtete Denker beschäftigen sich unermüdlich mit diesem Problem und haben jene jüngste, aber gewichtige Disziplin geschaffen, die man höchst bezeichnend die „Gesellschaftswissenschaft" zu nennen übereingekommen ist. Mancherlei Anzeichen sprechen dafür, daß auch die Gesetzgebung im Staate daran geht, den Postulaten dieser Wissenschaft in einzelnen Richtungen Rechnung zu tragen. Es ist aber hierbei höchst bedeutsam, daß diese Neugestaltungen in der Gesetzgebung sich keineswegs auf dem Gebiete des Strafrechtes verwirklichen, für das ich vorstehend das Prädikat größerer Wandelbarkeit vindiziert habe, sondern auf jenem des Privatrechts, auf welchem man sich in einzelnen Dingen von der Herrschaft des starren römischen Rechtes zu emanzipieren beginnt. Wer der deutschen und der österreichischen Legislatur in der jüngsten Zeit mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird verstehen, was ich hier unausgesprochen lasse.

Möge jeder Schritt der Wissenschaft und der Praxis ein wahrer Fortschritt sein, zum Wohle der Menschheit, auf daß sie ihrer höchsten Güter niemals verlustig werde! —

Wiener Meister-Ateliers.

Von

Curt v. Zelau.

1. Johannes Benk.

Wer sich, mit der Eisenbahn ankommend, der schönen Kaiserstadt an der Donau nähert, und wer das ausgedehnte Häusermeer zu seinen Füßen liegen sieht, dem werden die daraus emporragenden Türme und Kuppeln, die

Digitized by Google

charakteristischen Merkmale jeder großen Stadt, vor allem in die Augen fallen: der spitzige Thurm des St. Stephansdomes, die hochgewölbte Kuppel der Karlskirche, Wahrzeichen des alten Wien, dann inmitten der grünen Prater-Auen die Kuppel und Laterne der Rotunde, ein Denkzeichen der glanzvollen Weltausstellungsepoche, und endlich das schlanke Türmchen des Rathauses und die beiden hinunelanstrebenden Kuppeln der Hofmuseen, von denen das neue Wien dem Fremden seinen Willkommengruß sendet. Letztere zumal fallen uns immer und immer wieder in dem Stadtbilde auf, von welcher Seite wir es auch betrachten mögen; und wenn wir uns den Monumentalbauten von der Ringstraße her nähern, sei es im Sonnenglanze des Mittags, sei es im ruhigen Abendschimmer oder im hellen Mondenscheine, so wird unser Blick unwillkürlich von den beiden Kuppeln gefesselt und von den schlanken Figuren, die, hoch über denselben thronend, die Krönung der Laterne bilden. Der Meister, der diese Wahrzeichen der Stadt geformt, ist ein schlichtes Männlein mit blondem Vollbart und treuherzigen blauen Augen, die mit der dem Wiener angeborenen Gutmütigkeit zwischen den Brillengläsern hervorblicken. Würde man ihn neben die beiden Statuen stellen, er wäre kaum halb so groß als diese. Denn eine jede, sowohl der Helios über dem naturhistorischen, als die Pallas Athene über dem kunsthistorischen Museum, messen ihre vollen 11 Fuß; sie sind in Bronze gegossen, teilweise vergoldet, und es hat keine geringe Mühe gekostet, sie zu ihrem hohen Standpunkt durch die schmalen Laternen emporzuziehen. —

Dem Namen des Künstlers aber, der sie gefertigt, Johannes Benk, begegnen wir bei einer Besichtigung der monumentalen Neubauten Wiens auf Schritt und Tritt. Wenige seiner Kunstgenossen können sich, was Produktivität und auch was Formvollendung anbetrifft, mit ihm messen. Wollten wir seinen Schöpfungen in der Stadt nachgehen, wir hätten viele Wege zu machen, und daher ziehen wir vor, den Meister in der Heimstätte seines Schaffens aufzusuchen, wo uns eine vollständige Sammlung von Entwürfen und Abgüssen seiner Kunstwerke einen besseren Überblick über seine künstlerische Thätigkeit gewährt. Sein Atelier liegt unweit der Mariahilferlinie, in der Kaiserstraße 11, an der Peripherie der Stadt, in einer Gegend, wo sich das echte Urwienertum noch zahlreich genug vertreten findet. Durch einen Hof gelangen wir in einen hellen Raum, in welchem wir die Hilfsarbeiter und Werkleute des Meisters mit dem Punktieren von Statuen und dem Nachmeißeln der Formen beschäftigt finden. Hier wird an der Ausführung seiner jüngsten Kunstwerke, der für das Treppenhaus des neuen Burgtheaters bestimmten Marmorgruppen gearbeitet. Sie sollen in den Bogenöffnungen zwischen jedem der beiden großen Treppenhäuser und der dazu gehörigen Vorhalle aufgestellt werden. Jede der vier Gruppen besteht aus drei Figuren, und sie versinnlichen die für das eine Treppenhaus bestimmten: die Schönheit und Weisheit, die für das andere Treppenhaus: die Dichtung und Wahrheit. Die Schönheit, in einer wunderbaren, jüngst im Künstlerhause ausgestellten Gestalt der Venus Anadyomene verkörpert, erhebt sich über der des Amor, der ihr den goldenen Apfel reicht, und jener der Hebe, die ihr den

Digitized by Google

Göttertrank in einer Schale kredenzt. Die Hauptfigur der Weisheitsgruppe, Pallas Athene, gleichfalls von der letzten Ausstellung im Künstlerhause bekannt und vielbewundert, hat zu ihrer Rechten, etwas tiefer stehend, den Genius des Ruhmes mit den Posaunen, und zu ihrer Linken die Unsterblichkeit, welche die Namen großer Dramatiker mit dem Griffel in eine Tafel einzeichnet. Die Dichtung, eine herrliche Apollo-Gestalt, hat zu beiden Seiten Figuren, welche das ernste und komische Element verkörpern; die Göttin der Wahrheit endlich, in nackter Formenschönheit dargestellt, mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, einen Spiegel in der Hand, stützt sich auf das mit vielen Brüsten, als dem Symbol der Fruchtbarkeit, versehene Bild der Natur; der Dichter und die Schauspielerin, letztere die Züge einer bekannt schönen jungen Tragödin des Hofburgtheaters tragend, blicken begeistert zu ihr empor. — Bewegt sich die Kunst des Meisters bei diesen monumentalen Werken in der Komposition wie in der Gestaltung auf dem hohen Kothurn, so zeigen uns die soeben beendeten fünf Reliefs, die den Fries an der Innenseite der Veranda einer Villa des Architekten Otto Wagner in Hüttelsdorf bei Wien schmücken werden, in wie anmutiger Weise Johannes Benk auch aus dem Leben gegriffene, heitere Szenen zu schildern und poetisch zu verklären weiß. Der Gedanke, der hier zu Grunde liegt, ist das Leben des Architekten von dessen frühester Jugend an bis zu dessen Apotheose und seinem Eingehen in die Unsterblichkeit. Sämtliche Figuren erscheinen in lieblichen Kindergestalten. Wir sehen, wie das Kind erst spielend baut, wie den Knaben der Genius der Vernunft begrüßt, wie es ihn hinaustreibt aus dem engen heimatlichen Kreise auf die Wanderschaft, wie ihn ein kunstsinniges Ehepaar mit einem Bauwerk betraut, wir sehen ihn sich eine Familie, ein eigenes Heim gründen, bekannt und berühmt werden, sich einen Namen in der Kunstgeschichte gründen und verklärt im Nachruhm. Es ist ein echtes, frohes Künstlerleben, das wir hier verkörpert finden, in dem ein gutes Stück eigenen Lebens des Schöpfers dieser Reliefe stecken mag.

Johannes Benk, wie schon früher erwähnt, ein Wiener Kind, ist der Sohn eines aus Ungarn gebürtigen Bildhauers und ward am 27. Juli 1844 geboren. Frühzeitig ist die künstlerische Neigung in ihm erwacht, und mit fünfzehn Jahren schon kam der Knabe, nachdem die Grundlage einer allgemeinen Bildung an der Realschule gelegt worden, an die Akademie der bildenden Künste, wo Professor Bauer seine ersten Versuche leitete. Nachdem er durch fast sieben Jahre fleißig gearbeitet und seine Fortschritte, namentlich in der Komposition, durch Preismedaillen anerkannt worden, ging er im Jahre 1866, mit warmen Empfehlungen des Akademie-Direktors Ruben und seines Lehrers versehen, nach Dresden, wo er bei dem großen Meister der idealistischen Schule der Plastik, Professor Hähnel, sich die höhere Ausbildung in seiner Kunst aneignete. Seine erste dort gefertigte selbständige Arbeit „Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht“ ward preisgekrönt. In Gips gegossen ist sie noch heute im Atelier des Künstlers zu sehen und zeigt wie auch eine weitere lebensgroße Gruppe „Genovefa ihren Sohn beten lehrend“, wie sehr der Einfluß der Dresdener Schule auf den Kunstjünger wirkte, wenngleich letztere

Digitized by Google

Arbeit bereits Benks Individualität, sein Streben nach durchgeistigter Naturwahrheit und Wiedergabe des inneren Seelenlebens deutlich erkennen läßt. Den Preis, um welchen alle Wiener Künstler am eifrigsten ringen, nämlich den in einem Stipendium für eine italienische Reise bestehenden sogenannten Rompreis, erwarb sich Benk durch eine Arbeit, die noch jetzt das Entzücken jedes Kunstfreundes bildet, der sie betrachtet. Es ist eine große Schale, auf welcher im Relief die Freuden des Lebens: Wein, Weib und Gesang dargestellt sind. Das war so recht ein Stoff nach dem frohmütigen Wiener Herzen des jungen Künstlers. Am äußeren Rande ist die Macht des Weines in einem Bacchuszuge voll köstlichen Humors und voll Leben dargestellt; den zweiten Kreis bildet die Darstellung der Macht des Gesanges und der Musik, in einer Reihe von Bildern, die an Anmut und Grazie der Figuren, vielleicht nur von denen, welche das Weib in seiner Schönheit verherrlichen, übertroffen wird. Unwillkürlich mußten wir uns dabei erinnern, daß auch Johann Strauß einen seiner schönsten Walzer „Wein, Weib und Gesang" benannt, wie auch einer der Wiener Maler diesen Stoff einem Gemälde zu Grunde gelegt. Benk ging, als er zweieinhalb Jahre bei Hähnel gearbeitet, nach dieser Preisarbeit nach Rom, wo sich seine künstlerische Individualität nun in voller Freiheit zur Reife gestaltete. Seinem Dresdener Meister hat er stets eine dankbare Erinnerung bewahrt und steht noch heute in freundschaftlichem Verkehr mit ihm.

Mit dem Jahre 1870 beginnt seine Thätigkeit für die plastische Ausschmückung der Wiener Monumentalbauten. Zunächst betraut ihn Ferstel mit dem Auftrage, für das Hauptportal der Votivkirche acht Statuen (biblische Gestalten) in Istrianer Stein auszuführen, eine Arbeit, die er (1870—71) noch in Italien vollendete, wie er auch von Florenz aus einen Entwurf für das Wiener Schillerdenkmal einsendet, der bei der Preiskonkurrenz als einer der drei besten anerkannt und prämiiert ward. Bald darauf erhielt er den Auftrag, für das Treppenhaus des Waffen-Museums im Wiener Arsenal die große Austria-Gruppe: „Austria, als Beschützerin der geistigen und materiellen Kultur" herzustellen. Dies war die erste Arbeit nach seinen Wanderjahren. In die Heimat zurückgekehrt, errichtete er sich im Hause seines Vaters ein Atelier und widmete sich mit vollem Fleiße der Ausführung dieser in karrarischem Marmor zu gestaltenden Gruppe, deren Hauptfigur etwa 7 1/2 Fuß mißt. Während der Arbeit wurde er wiederholt durch längere Besuche Sr. Majestät des Kaisers ausgezeichnet und 1872 mit dem goldenen Verdienstkreuz mit der Krone dekoriert. Inzwischen waren: die Kolossalgruppe der drei Künste für die Kunsthalle der Wiener Weltausstellung, eine überlebensgroße Statue der Kassandra, eine in Wachs modellierte Bacchusschale, ein Entwurf zum Maria-Theresia-Denkmal und die Eingangs erwähnten, über den Museen-Kuppeln angebrachten bronzenen Kolossalstatuen „Helios" und „Pallas Athene" entstanden. Auch zwei der von dem genialen Erbauer der Museen, Freiherrn von Hasenauer, als wesentliche Bestandteile zur Hauptfaçade gedachte Figurengruppen sind von Benks Meisterhand in Stein geformt; sie stehen

Digitized by Google

vor dem kunsthistorischen Museum und stellen die „Plastik", dann „Amor die Psyche das Leierspiel lehrend" dar; beide von feiner Empfindung und treffender Charakteristik. Endlich schmücken die Attika dieses Monumentalbaues vier Viktorien, die aus dem Atelier desselben Bildners hervorgegangen sind. —

Seit 1879 ist Benk hauptsächlich mit der figuralen Ausschmückung des Parlamentsgebäudes und des neuen Hofburgtheaters beschäftigt. Für ersteres arbeitete er vier Gruppen von Doppel-Karyatiden in Karstmarmor; dann modellierte er für den rechtsseitigen Giebel des Palastes die allegorische Gruppe „Innere Verwaltung", die nun in neun lebensgroßen Figuren in Marmor ausgeführt werden soll; die hervorragendsten derselben stellen dar: das Kunstgewerbe, die Kunst, Wissenschaft, Regierung, Handel, Industrie, Gewerbe und Ackerbau. Für das Burgtheater hat Benk außer den bereits erwähnten Gruppen für den inneren Schmuck der Treppenhäuser noch zwei vier Meter hohe Genien-Gruppen als Bekrönung des großen Bühnendaches, dann für die Stirnfaçaden der beiden Treppenhäuser vier jugendliche Centauren geschaffen; und ebendaselbst befinden sich von seinem Meißel in den Nischen des ersten Stockwerkes sechs Gruppen: Die Liebe, der Haß, Heroismus und Egoismus, Demut und Herrschsucht darstellend.

Wir fürchten unsere Leser zu ermüden, wenn wir den Schöpfungen dieses rastlos schaffenden Künstlers noch weiter folgen. Nur das möchten wir hervorheben, daß die große Produktivität, die er entwickelt, weder seiner Schaffenskraft noch der seinen Durchführung seiner Arbeiten Eintrag thut. Seine Gestalten zeichnen sich alle durch einen sie verklärenden poetischen Hauch aus; bei allen schwebt ihm die Schönheit in der Form, in der Bewegung, in der Gewandung wie im Faltenwurf als unverrückbares Ziel vor Augen, und trotzdem entbehren sie nicht der treuen Anlehnung an die Natur. Dabei weiß sich seine künstlerische Individualität jeder Aufgabe so zu akkomodieren, daß jeder seiner Figuren der Charakter des Darzustellenden scharf aufgeprägt ist. Wenn man die prächtige, in Bronze und Marmor ausgeführte Austria-Statue im Vestibül der Länderbank und daneben die blinde „Nydia" (aus Bulwers Roman „die letzten Tage von Pompeji") sieht, die er für Herrn Krupp in Berndorf gefertigt, oder den schönen Schild, der den Frühling im Leben und in der Natur verkörpert, ein lyrisches Gedicht der Plastik, so möchte man kaum glauben, daß Werke so verschiedenartigen Stoffes von demselben Künstler erdacht und geformt werden. Und wie vieles Andere hat er überdies geschaffen, ganz abgesehen von den Büsten- und Bronze-Arbeiten, die aus seinem Atelier hervorgegangen. Der kunstsinnige Kaiser Franz Josef I., der seinen Arbeiten ein besonderes Interesse zuwendet und sich über dieselben auch in diesem Jahre im Künstlerhause mit anerkennendem Lobe geäußert, hat Benk vor kurzem durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens ausgezeichnet. Der angesehene Name, den sich der Künstler unter den Meistern der Plastik errungen, die in ihrem Schaffen eine Blütezeit dieser Kunst in Österreich verkörpern, hat sein bescheidenes Wesen nicht berührt. Inmitten einer schönen Häuslichkeit,

Digitized by Google

an der Seite einer jugendlich anmutigen, an seinem Streben teilnehmenden Frau, umringt von reizenden Kindern, lebt er dem friedlich stillen Familienglück und der Welt seiner Ideale. —

---

2. Remi van Haanen.

Der Laie, der zum erstenmal den Maler Van Haanen nennen hört, dürfte bei dem Klange dieses Namens unwillkürlich an einen jener alten niederländischen Meister denken, deren Gemälde die größten Zierden unserer Kunstgalerien bilden. Dem Kunstfreund und Kenner freilich ist der Name Van Haanen so geläufig wie der eines Calame, Achenbach, Morten-Müller und mancher anderer, die zu den hervorragendsten Landschaftsmalern des 19. Jahrhunderts zählen. Trotzdem erscheint die Reminiszenz an die alten Niederländer nicht so ganz unbegründet. Remi van Haanen ist nämlich nicht nur ihr Landsmann, sondern mag auch, da er seinen Stammbaum über 200 Jahre weit zurückführen kann (die Familie stammt aus der Gegend von Maastricht), mit manchem der Meister des 17. Jahrhunderts verwandt sein — vielleicht ohne es selbst zu wissen; und wie es sich zu jener Zeit häufig zeigte, daß die Kunst in ganzen Familien heimisch war, so ist es in der Familie Van Haanen der Fall, bei welcher, den künstlerisch angelegten Vater Remis eingerechnet, nicht weniger als sieben Mitglieder sich der Malerei gewidmet haben. Aber auch sein Leben, seine künstlerische Entwickelung, ja selbst seine äußere Erscheinung erinnern in gewissem Sinne an Rubens, Ruysdael, Backhuysen und andere typische Gestalten jener Kunstepoche. Wem der mittelgroße, schöne, alte Mann mit den hellen, leuchtenden blauen Augen, dem üppigen weißen Haar, Schnurrbart und Knebelbart in voller Rüstigkeit im Atelier entgegentritt, der wird trotz des bescheidenen Auftretens des Meisters sofort erkennen, daß er einen bedeutenden Menschen vor sich hat; sein charakteristischer Künstlerkopf trägt einen entschieden historischen Typus und könnte ganz wohl einem der Künstlerporträts des 17. Jahrhunderts entnommen sein. Wiewohl er nun volle fünfzig Jahre in Wien lebt und wir vollständig berechtigt und stolz darauf sind, ihn zu den Unseren zu zählen, hat er die nationale Eigenart in seinem Wesen ebensowenig aufgegeben als die Eigenart in seiner Kunst, die seinen Bildern ein so bestimmtes Gepräge verleiht, daß man sie unter hunderten als Werke Van Haanens erkennt.

Remi van Haanen wurde am 5. Januar 1812 zu Oosterhout bei Breda in der Provinz Nordbrabant geboren und kam in seiner ersten Jugend nach Utrecht, wo er von seinem Vater, Casparus van Haanen, in den Anfangsgründen der Malerei unterrichtet ward. Herr Casparus hatte ursprünglich ein großes Tabakgeschäft betrieben, das ihm reichlichen Gewinn abwarf, war aber durch die Kriegsereignisse unter Napoleon I. fast um sein ganzes Vermögen gebracht worden. Dieser Schicksalsschlag erweckte in ihm die künstlerische Natur; er warf sich nun auf den Bilderhandel, nebenbei selbst eifrig malend und vorzügliche Silhouetten machend, wodurch er sich und seine Familie zu ernähren vermochte. Remi fühlte anfangs keine rechte Neigung zur Malerei und nur auf fortgesetztes Drängen

Digitized by Google

des Vaters entschloß er sich, die Akademie der bildenden Künste in Utrecht zu besuchen, wo ihm das Aktzeichnen nach Modellen über alle Maßen langweilig erschien. Erst als ihn sein Vater nach Helfersom, einem kleinen Dorfe im Goviland, zwischen Utrecht und Amsterdam, gesendet hatte, wo sich eine Anzahl hervorragender Maler niedergelassen, um ihren Studien zu leben und Schüler auszubilden, entwickelte sich in dem 16jährigen Jüngling der Sinn und das Talent für das Landschaftsfach. Bei seinen Arbeiten leitete ihn der berühmte Tiermaler Jan van Ravenszwaay, außer diesem gehörten der kleinen Malerkolonie noch die Tiermaler James de Ryk, van Os, ein Bruder des bekannten Pariser van Os, und der Landschaftsmaler B. C. Kukuk an. Van Haanen betrieb nun hier seine Studien durch volle fünf Jahre mit unermüdlichem Eifer; die Bilder, welche er in dieser Zeit geschaffen, befinden sich fast sämtlich in Holland. Nachdem er seine Lehrjahre durchgemacht, brachte er noch eine zeitlang bei seinen Eltern zu, die inzwischen ihren Aufenthalt in Amsterdam genommen, worauf seine Wanderjahre begannen. Zunächst trieb ihn der Drang, fremde Länder zu sehen, an den Rhein; hier verlebte er sechs Monate in angenehmster Weise und gewann deutsche Sitten und deutsches Wesen so lieb, daß er seinen Aufenthalt in Deutschland zu verlängern beschloß. So ließ er sich für zwei Jahre in Frankfurt a. Main nieder, unternahm von dort eine Studienreise nach der Schweiz, bei der ihn sein ehemaliger Lehrer begleitete und von wo er viele ausgeführte Arbeiten zurückbrachte. Die Bilder jener Epoche, zumeist Motiven aus der Schweiz und vom Rhein entlehnt, befinden sich in Privat-Galerien zu Frankfurt, Kassel, Berlin und Karlsruhe. Hierauf ging er für ein halbes Jahr nach München und für eben solange nach Stuttgart, wo seine Bilder in vielen ausgezeichneten Sammlungen aufgenommen wurden. Im Herbste 1837 kam Remi van Haanen nach Wien, wo er seither seinen ständigen Aufenthalt genommen hat. Die Landschaftsbilder, die in den ersten Jahren seinem regen Schaffenstriebe entsprangen, wurden zumeist von öffentlichen und Privatgalerien in Österreich angekauft; spätere Arbeiten fanden ihren Weg nach Italien, Deutschland und Holland und wurden von Kunstkennern der höchsten Kreise gesucht. Graf Kolowrat, Fürst Metternich und der Vater des Kaisers Franz Joseph I., Erzherzog Franz Karl, machten Bestellungen bei ihm. An den Fürsten Liechtenstein, der anfangs der vierziger Jahre kommandierender General in Mailand war, verkaufte er die erste jener Winterlandschaften, die eine vielbewunderte Spezialität seines künstlerischen Schaffens bilden und einen so großen Anklang fanden, daß er, als der Fürst das ihm eingeschickte Bild ausgestellt, aus Italien allein in diesem Genre so zahlreiche Bestellungen erhielt, daß er fast durch zwei Jahre nur Winterlandschaften malte. Auch König Karl Albert von Sardinien erwarb ein solches Bild. Im Jahre 1842 vermählte er sich mit einer einem angesehenen Hause angehörenden jungen Wienerin und verließ nunmehr die Kaiserstadt nur, um in den Sommermonaten Studienfahrten nach den österreichischen Gebirgsländern und nach Ungarn oder größere Reisen nach Ober-Italien, Frankreich, England, Holland, sowie nach Dänemark,

Digitized by Google

Schweden, Norwegen und Rußland zu unternehmen. Im Zarenreiche war er zum erstenmal im Jahre 1852; er blieb dort fast zwei Jahre und gewann viele Freunde. Van Haanen, dem in seinem Benehmen der feine Takt eines vollendeten Weltmannes eigen ist, erschlossen sich allenthalben die Kreise der besten Gesellschaft. So lernte er in St. Petersburg den Staatskanzler Grafen Nesselrode kennen, der sehr kunstsinnig war und damals selbst malte; auch mit dem in neuerer Zeit in der Politik vielfach genannten Staatsrat von Jomini ward er bekannt und von russischen Kavalieren häufig auf ihre Landsitze geladen, wo er, wie zu den Familien gehörig angesehen, angenehme Tage zubrachte. In Petersburg wie in London erteilte er auch einigen Damen aus den höchsten Adelskreisen Unterricht. Nachdem er schon im Jahre 1845 zum Mitgliede der königlichen Akademie der bildenden Künste in Amsterdam ernannt worden und ihn der König der Niederlande ein Jahr darauf durch Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens der Eichenkrone ausgezeichnet, ward er 1852 Ehrenmitglied der russischen Kunstakademie mit dem Titel eines Akademikers, dann Ehrenmitglied der Akademieen von Venedig und Utrecht. — Die Geschwister Remi van Haanens haben sich sämtlich der Kunst gewidmet. Sein älterer Bruder Georg berechtigte schon in früher Jugend zu schönen Hoffnungen und hat sich dann besonders als Architekturmaler hervorgethan. Eine seiner Schwestern Elisa, verehelichte Kiers, malte reizende Genrebilder, von denen sich mehrere auch in Wiener Privatgalerien finden; zu früh ward sie 1845 durch den Tod ihrem künstlerischen Berufe entrissen. Die zweite Schwester, Adriane van Haanen, lebt als Stillleben- und Blumenmalerin in Amsterdam. Einen hervorragenden Namen hat sich schon in jungen Jahren Remi's Sohn Cecil zu erringen gewußt, der zu den tüchtigsten und gesuchtesten Genremalern der Gegenwart zählt, in Venedig lebt und mit Ludwig Passini eng befreundet ist. Seine Bilder gehen größtenteils nach England. Auch ein Neffe unseres Landschafters hat das Familientalent ererbt und wußte sich als gewandter und geschmackvoller Illustrateur eine einträgliche Stellung in Paris zu gründen. —

Remi van Haanens Bilder sind der beste Beweis dafür, daß auch ohne realistische Malweise und Auffassung in der Kunst treffliche Wirkungen zu erzielen sind. Seine Malweise ist überraschend einfach, und auch in der Wahl der Motive vermeidet er alles Gesuchte und Effektvolle. Er entnimmt die letzteren weder großartigen Gebirgsszenerien noch der zerklüfteten Meeresküste. Ein schlichtes Motiv aus dem Flachlande oder aus hügeliger Gegend, eine Au, ein Wald (mit Vorliebe Eichen und Buchen) ein Dorfidyll mit wogenden Ährenfeldern, das sind die Stoffe, die der Meister zu wählen pflegt und in die er eine so naturwahre Stimmung zu legen weiß, daß seine Bilder jeden Freund des Naturschönen fesseln. In der Behandlung des bewölkten Himmels namentlich steht van Haanen vielleicht einzig da; vom leichten Fadenwölkchen bis zur wetterschwarzeren Haufenwolke weiß er die Segler der Lüfte so natürlich zu schildern und die Licht- und Schattenwirkungen derselben auf die Landschaft so getreu wiederzugeben, daß seine Gemälde einen lebensvollen Zauber erhalten, den wir bei vielen andern Landschaftern

Digitized by Google

vermissen. Die Tageszeiten, die Ruhe oder Bewegung in der Luft, sind an seinen duftigen Bildern auf den ersten Blick zu erkennen. Wenige Maler beherrschen mit gleicher Meisterschaft die Luftperspektive, worin der Meister geradezu an Claude Lorrain erinnert. Die Winterlandschaften vollends sind sein eigenstes Feld. Betrachtet man die große Waldlandschaft, die er zu der Berliner internationalen Ausstellung eingeschickt hatte, so staunt man über die vielen verschiedenen Abstufungen von Weiß, die er von seiner Palette auf die Leinwand zu zaubern wußte. Das ist die ihm eigene große Kunst, daß er die Natur nicht kopiert, sondern idealisiert, und daß seine Bilder uns trotzdem so überaus naturwahr erscheinen. Ihre mächtige Anziehungskraft aber verdanken sie dem Umstande, daß das Auge des Meisters nur das wirklich Schöne in der Natur sieht und daß er dieses, von verunstaltendem Beiwerk befreit, festzuhalten weiß. Darum unterliegen van Haanens Bilder weder der Mode, noch sind sie an einen bestimmten Boden gebunden; ja es ist ein klassischer, Zug der sie durchweht, und nur Unverständige oder Neider können seine Manier veraltet finden. Ein bekannter Wiener Kunstkritiker that mir gegenüber diesbezüglich die Äußerung: Van Haanens Bilder werden noch nach vielen, vielen Jahren geschätzt und gekauft werden und dann vielleicht in noch weit größerem Ansehen und Werte stehen als jetzt.

Das Merkwürdige an diesem Künstler ist noch, daß er sich mit jedem Jahre vervollkommnet; daß er jetzt, da er 75 Jahre alt ist, vorzüglicheres schafft, als da er in voller Manneskraft stand. Sein Fleiß ist noch heute bewunderungswürdig; von früh 8 Uhr bis nachmittags findet man ihn stets an der Staffelei; dabei arbeitet er sehr rasch. In früherer Zeit gewann er einmal, ich glaube es war in Petersburg, die Wette, binnen einer Stunde vor den Augen seiner Jury eine kleine Landschaft zu malen — und noch einige Minuten vor der festgesetzten Frist war das Bild fertig. Stundenlang könnte man ihm zuhören, wenn er seine Kunstanschauungen entwickelt. Seine großen Landsleute Rubens, Rembrandt, van Dyk u. a. hält er vor allen hoch und erzählt, wie er seinerzeit gegen die Vertreter der romantischen Schule und gegen die Nazarener in München recht behalten, als diese die Gemälde der berühmten Holländer für einen überwundenen Standpunkt erklärten. Hinsichtlich der vielen italienischen Landschaften, die auf unseren Kunstausstellungen alljährlich zu sehen sind, bemerkte er, daß auf manchen dieser Bilder der wahre Charakter der italienischen Landschaft stark übertrieben erscheine, und bezüglich der malerischen Eignung der Jahreszeiten meinte er, der Frühling mit seinen grellen Abstufungen von Grün eigne sich für die künstlerische Darstellung viel weniger als der Herbst mit seinen verschieden farbigen, aber abgedämpften Tönen. Für Calame und Achenbach, namentlich aber für ersteren, hegt er eine große Verehrung; von den älteren Wiener Meistern lobt er Friedrich von Amerling, trotz eines gewissen koketten Zuges im Wesen desselben; ebenso weiß er dem verstorbenen Porträtmaler Schrotzberg nur gutes nachzusagen. Auch mit den jetzt lebenden Wiener Malern steht er in freundlichen Beziehungen und zeigt sich in seinem Urteil über ihre Werke stets wohlwollend, selbst in schwächeren Kunstleistungen das Gute an denselben herausfindend und redliches Streben anerkennend. Sein zurückgezogenes

Digitized by Google

Leben aber, wie seine übergroße Bescheidenheit und vielleicht auch sein jede Reklame abweiser Künstlerstolz mögen daran schuld sein, daß er mitunter nicht so gewürdigt wird, wie er es verdient. Van Haanen, dessen Platz an einer Professur der Akademie der bildenden Künste wäre, hat leider nur wenige Schüler herangebildet und denkt im allgemeinen pessimistisch in betreff der Dankbarkeit derselben. Uns sind als solche gegenwärtig nur die Malerinnen Fräulein Lang-Laris und Fräulein Mélanie von Massaleska, zwei talentvolle junge Damen, die erstere als Genre-, letztere als Landschaftsmalerin bekannt. Bemerkenswert erscheint noch, daß van Haanen sich nur dann zum Unterrichterteilen bereit findet, wenn ihn die künstlerische Individualität von Schülern interessiert; in welchem Falle er denselben in ganz uneigennütziger Weise seine bewährte Anleitung bei ihren Studien angedeihen läßt, wobei sie erstaunlich rasche Fortschritte machen. —

Sowohl das Atelier des Künstlers wie die anstoßenden Räume seiner Wohnung sind mit seinen eigenen wie mit wertvollen alten Bildern geschmückt, die er, ein ebenso eifriger als kunstverständiger Sammler, in Wien und auf seinen Reisen erworben. Zu den größten Perlen seiner Sammlung gehört ein männlicher Kopf von Franz Hals und eine Kreuzigung Christi von Van Dyk. Van Haanen hat diese Gemälde in Rußland, da er sich behufs Ordnung einer Galerie auf einem ländlichen Adelssitze befand, in einem Winkel des Schlosses zusammengerollt und ganz verstaubt, entdeckt. Außerdem weist die Sammlung noch einen trefflichen Jordaens, Ruysdael, Rembrandt und mehrere andere Gemälde der niederländischen, deutschen und italienischen Schulen auf. Van Haanen gilt, beiläufig bemerkt, für einen der größten Kenner alter Bilder und wurde deshalb bei Bilderkäufen wiederholt zu Rate gezogen. Auch Gemälde, von der Hand seiner Geschwister gemalt, zieren die Wohnung, und erst vor wenigen Monaten hat sein Sohn, der ihn zu Weihnachten besuchte, ein sprechend ähnliches Porträt von ihm gemalt und es dem Vater verehrt. Auch einzelne Skizzen zu plastischen Kunstwerken, feine Elfenbeinarbeiten, prächtige Pokale und seltene Antiquitäten aller Art, darunter prachtvolle alte, geschnitzte Holzschränke, die der Meister in Kopenhagen angekauft, schmücken dieses schöne Künstlerheim, das sich der Maler ebenso stilvoll und harmonisch als wohnlich und behaglich einzurichten wußte. Hier arbeitet Remi van Haanen, umgeben von Werken seiner berühmten Vorgänger in der niederländischen Kunst, und schafft selbst Werke, in denen die künstlerischen Traditionen seiner Heimat fortleben; Werke, die seinem Vaterlande ebenso zum Ruhme gereichen und die man dereinst mit gleichem Recht zu den klassischen zählen wird wie die eines Rubens, Jordaens und Ruysdael. —

Digitized by Google

Die Zeitalter des Glaubens und Wissens.

Von

Bernhard Langkavel.

General Kaufmann äußerte einst zu Karl Eugen von Ujfalvy in Turkestan: Es werden zwei Gattungen von Menschen geboren, die einen mit Sporen an den Fersen, die Mehrzahl mit einem Sattel auf dem Rücken, und in ähnlichem Sinne, wenn auch nicht mit so prägnantem Ausdruck, schreibt F. Max Müller in seinem neuesten Werke, daß die wahre Weltgeschichte immer nur die Geschichte einiger weniger sei. Ob hüben oder drüben, jenseits des Ozeans oder im fernsten Osten, nur Minoritäten und zwar verschwindend kleine schaffen sie, niemals aber jene vielen Erdenbewohner, deren Geburt und Tod sich in ihren engen Behausungen abspielt, und die niemals auch nur einen Augenblick aus der schläfrigen Träumerei ihres Lebens aufgerüttelt worden sind. Wie ein Bergriese weit über die Gebäude und die zahlreichen Maulwurfshügel hoch in das Blau der Lüfte hineinragt, wie die Dächer der Häuser und Hütten der gotische Dom tief unter sich läßt, ebenso sehr übertreffen in ihrer geistigen Größe die Heroen der Geschichte die Dii minorum gentium und die misera plebs. Und doch, wie hinkend ist der Vergleich! Je bedeutender die Entfernung ist, in welcher die Bilder großer Gegenstände auf der innern Wand unseres Auges sich abspiegeln, um so kleiner und zwerghafter erscheinen sie; je weiter wir uns aber zeitlich von den seltenen großen Geistern entfernen, schreibt Liebig in seinem Briefe an Wöhler, um so größer und gewaltiger erscheinen sie uns. Unsere sogenannten Geschichtsbücher füllen viele Seiten mit einem Stoffe, der mit der wahren Geschichte durchaus nichts zu thun hat, mit einem bunten, schillernden Etwas, das gar keinen Wert besitzt. Persönliche Anekdoten von Herrschern, lange Berichte von Schlachten und Belagerungen z. B. können doch nur ein Interesse für diejenigen besitzen, die zum Umgange jener gehörten oder an letzteren teilnahmen; für alle andern aber sind sie völlig unnütz, da sie uns weder neue Wahrheiten aufdecken noch die Mittel an die Hand geben, neue zu entdecken.

Daß von den sporentragenden Männern das gesattelte Menschenvolk stets auf ebener oder steiler ansteigender Straße der höheren geistigen und körperlichen Wohlfahrt zu angetrieben worden wäre, nie aber auf abschüssiger Bahn in Versumpfung und Erniedrigung, wer möchte das zu behaupten wagen? Unter dem fünfzigjährigen Despotismus Ludwigs XIV, les Français, accoutumés à l'esclavage, ne sentaient plus la pesanteur de leurs chaines. Sein protektionistischer Geist lähmte deren Energie, statt sie zu stärken. Nicht einen einzigen Mann brachte Frankreich hervor, der auch nur eine von den epochemachenden Entdeckungen in der Mathematik und Astronomie gemacht hätte. Wir suchen vergeblich in der Physiologie, Anatomie, Medizin nach solchen, die denen zu vergleichen wären, welche einst die Zierde Frankreichs bildeten. Das verderbte, frivole Zeitalter ließ vergessen, was Belon, Rondelet, Rey gelehrt. Während des Besuches des Sohnes

Digitized by Google

des berühmten Sir Thomas Browne 1665 in Paris fand er in der großen Stadt nur magere und dürftige Vorlesungen über Botanik. Als die fast ohne Ausnahme unter einer freieren Politik geborenen Dichter und Künstler gestorben waren, vermochte die gerühmte Gönnerschaft des „großen Königs“ nicht neue zu schaffen. Es fand sich kein Staatsmann, der neue Hilfsquellen des Landes hätte entdecken können, noch ein tüchtiger General, um das aller Freiheiten beraubte Volk gegen fremde Armeen zu verteidigen. Der Tod des Königs aber ne produisit chez le peuple qu'une explosion de joie; on établit des guinguettes sur le chemin de Saint-Dénis, on vit le peuple ivre de vin et de joie. Nicht ohne Absichtlichkeit schilderte ich so ausführlich die Folgen jenes L'Etat c'est moi; die einzelnen Sätze werden die Leser gewiß an manche „Häupter“ der Geschichte erinnern.

Das Marien-Gymnasium in Stettin zieren die vergoldeten Buchstaben Juventuti bonis artibus erudiendae, und aus dem Rohen sich empor arbeiten sehen wir die verschiedenen Völkerstämme im Ablauf der Jahrtausende nach den uns überkommenen Denkmälern mannigfachster Art in der alten Welt, in der Gegenwart, welche die großen geographischen Entdeckungen wieder aufgenommen, und in der Wissenschaft jüngsten Datums, der Prähistorie. Das wechselvolle Kolorit verliehen ihnen der Boden, das Klima und die durch beide bedingte Nahrung, welche auch Ansammlung und Verteilung von Wohlstand und Reichtum beeinflußten. Was wir aber „Naturerscheinungen“ nennen, wurde ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Phantasie und den Verstand; im gesunden Gleichgewichte unterstützten sie einander heilsam und fördernd; prävalierte jedoch die mächtigere erste über den Verstand, dann beherrschte ihr Famulus, der proteusähnliche Aberglaube, die Massen und hinderte die Geistesentfaltung so lange, bis im Weltgetriebe ein anderes Rad langsam und unmerklich eingreifend des Aberglaubens schnurrende Räder zeitweise hemmte. Erdbeben, Gewitterstürme, Überschwemmungen, Sonnen- und Mondfinsternisse, verheerende Seuchen und schließlich der Tod üben gewaltigen Eindruck auf das Nervensystem aus, erregen die Phantasie bis zur vollständigen Entmutigung, bis zu fast unerträglicher Furcht, überzeugen das schwache Erdenkind von der gänzlichen Unzulänglichkeit seiner Hilfsmittel und öffnen dem unwiderstehlich sich eindrängenden Aberglauben Thür und Thor. In solchen Zeiten des Schreckens hält die Herrschsucht reichliche Ernte und sorgt durch wohlbedachte Pflege der Furcht dafür, daß auch später die Schwachen in gläubiger Abhängigkeit von ihnen bleiben.

Denke über die Welt, da hast du ein prächtiges Lustspiel;
Willst du ein Trauerspiel? nun, so fühle mit ihr!

Professor Hurley vergleicht die geistigen Entwickelungsprozesse der Menschheit, durch welche diese sich immer mehr der Wahrheit nähert, mit den periodisch oder zeitweise sich wiederholenden Häutungen einer fressenden und wachsenden Raupe. Von Zeit zu Zeit wird die alte Umhüllung für das wachsende und sich ausdehnende Tier zu eng, sie wird daher gesprengt, das Tier fährt aus der Haut und ersetzt sie durch eine größere und weitere. Auch der menschliche Geist, genährt durch

Digitized by Google

fortwährenden Zuwachs von Kenntnissen, wird zeitweise zu groß für seine theoretischen Umhüllungen, welche daher gesprengt und durch neue ersetzt werden müssen. Der Untergang der alten Kultur in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ist ein solcher Vorgang, eine solche Sprengung, deren ernste Rätsel zum großen Teil noch ungelöst sind; die unteren und mittleren Schichten der Weltbevölkerung scheinen jene große Umwälzung hervorgebracht zu haben. Durch Aufklärung und Zunahme des Wissens hatte die geistige Aristokratie sich von den Massen, die ohne durchgreifende Bildung blieben, gelöst, und in diese drangen bei zunehmendem Völkerverkehr deren Religionen zersetzend ein. Indem das Christentum den Armen das Evangelium verkündete, hob es die antike Welt aus ihren Angeln. Dem starren Rechtsbegriff der Römer, nach Heinrich Heine'scher Ansicht Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advokatensinn, welcher die Ordnung auf die Gewalt baut und das Eigentum zur unerschütterlichen Grundlage der menschlichen Verhältnisse macht, trat nun mit unbegreiflicher Übermacht die Forderung entgegen, den Feind zu lieben, die zusammengescharrten Schätze zu opfern und den Verbrecher am Galgen sich selbst gleich zu achten. Für die große Mehrzahl des Altertums war Polytheismus die natürliche Religion; zuletzt kannte die griechische und römische Mythologie einen höchsten Vater und Gott, der aber nicht alleiniger Gott war, die Philosophie hatte einen alleinigen Gott gefunden, der aber kein Vater war, und der Gott des Aristoteles war ein kosmologischer Begriff, so zu sagen ein physikalischer Gott, aber er hatte kein Herz. Der Kunde von der milden Lehre Jesu, seinem Wandel und Tod verschlossen die höheren und eitlen halbgebildeten Stände ihr Ohr; in der von Paulus so glücklich erfaßten Opfer- und Erlösungstheorie aber waren viele der schwebenden Vorstellungen wie zu einem Kristalle zusammengeschossen, dessen Glanz die nach ihrem Heil Ausschauenden traf. Als später Europa von neuen Einwanderungen aus dem Osten überschwemmt wurde, brachten die Eroberer neuen Aberglauben, der für ihren Zustand paßte. Wie konnte auf so wirrem Stoff das wahre Christentum als Ferment wirken? Nachdem die neue Religion alles überwältigt zu haben schien und die Huldigung des geistig besten Teils von Europa empfangen, da fand sich, daß in Wahrheit doch nichts erreicht war, daß die große Masse noch tief im Aberglauben steckte. Nur in einem andern Bette floß das trübe Wasser weiter. Die Anbetung der Götzenbilder, der Dienst der Cybele, die heidnischen Zeremonien erschienen in anderem Gewande wieder, und nach Verlauf weniger Generationen hatte das Christentum eine so abenteuerliche Form angenommen, daß seine ursprüngliche völlig vernichtet war. Es konnte keine Frucht tragen, weil es unter Völker geriet, deren Unwissenheit sie zum Aberglauben zwang.

Im Mittelalter bildete die Klerisei die vorzüglichsten Sporenträger. Das in Dummheit und krassem Aberglauben erhaltene Volk nebst seinen weltlichen großen und kleinen Herren verstand sie vortrefflich an dem Gängelbande ihrer stetig wachsenden Herrschsucht zu leiten, wohin es ihr beliebte. Von der verhältnismäßig überaus geringen Zahl wissenschaftlicher Forscher gehörte die Mehrzahl wohl nicht zum arischen Volksstamme. Wie die Ringe des Lessing'schen

Digitized by Google

Nathan zum verwechseln ähnlich, der echte durch die Thaten des Besitzers seine Kraft erweist, so macht auch nur des Menschen Geist durch Thaten dem Menschengeiste Ehre. Der Glauben an sich reicht nicht bis dort hinan. Die Heiden glauben an die Wunder ihrer Götzen und Fetische, die Juden an die des alten Testaments, die Muhamedaner an die, welche ihr Stifter vollbrachte, und die Schiiten unter ihnen an die, welche Ali verrichtete, die Katholiken glauben an die des Alten und Neuen Testaments und an die der Heiligen, die Protestanten schließlich an die der Bibel, nicht an die der Heiligen. Im Jahre 325 sprach auf dem Konzil von Nicäa der Bischof Hilarius aus Poitiers: Es ist ebenso beklagenswert als gefährlich, daß der Glauben so viele sind als Meinungen unter den Menschen, denn die Glaubensformeln werden ganz willkürlich aufgestellt, und wir erklären sie uns ganz willkürlich. Den sogenannten Dogmen lag nicht wissenschaftliche Forschung bei ihrer Aufstellung zu Grunde, sondern priesterliche Willkür und Herrschsucht rief sie hervor. Deshalb nannte Goethe einst die Kirchengeschichte einen Mischmasch von Irrtum und Gewalt. Wenn einer der berühmtesten Kirchenväter einst den Ausspruch that: Credo, quia absurdum est, dann konnte auch der heilige Ambrosius dem Zeugnisse Verrückter so große Beweiskraft zuschreiben, daß er bei den Disputationen der Arianer eine Anzahl „vom Teufel Besessener" vorführte, die laut verkündeten, die nicäische Lehre von den drei Personen der Gottheit wäre die allein wahre. Es war eine bedeutungsvolle Frage, welche einst der römische Prokurator Pontius Pilatus an Jesus von Nazareth richtete: „Was ist Wahrheit?" Wer vermag durch Glauben den Schleier der Isis zu lüften? Ist deshalb etwas wahr, weil jemand es glaubt? Der deutsche Doktor und Professor der Theologie Alban Stolz schreibt: „Ich glaube, daß der Luftkreis nicht nur mit vernünftigen Geistern belebt ist, sondern auch mit Lufttieren, welche nur einen Luftleib besitzen und für unsere Sinne nicht wahrnehmbar sind. Besondere Zustände der Gesundheit des Menschen sind mehr oder weniger den Einflüssen dieser Luftgeister zugänglich z. B. Fasten, Verblutungen, Lungenkrankheit, Schnaps (!) Opium (!), lange Einsamkeit, Schwangerschaft u. a. m." Hätten die vielen Tausende von Geistlichen aller Grade so gewirkt wie einst jesuitische Missionare in Südamerika, so würde im Mittelalter gewiß nicht das Volk immer tiefer in Verdummung und Aberglauben versunken sein. So oft auch schon nachgebetet und geschrieben worden ist über die wissenschaftliche Mission der Klöster während jener barbarischen Jahrhunderte, so ist doch von dem ganzen Märchen kaum ein einziger Bruchteil ernstlich beglaubigt. Von den Nonnen muß ja selbstverständlich abgesehen werden, natürlich mit Ausnahmen, wie der gelehrten Gandersheimerin Roswitha oder der heiligen Silvania, welche fünf Millionen Zeilen in den Schriften der Kirchenväter gelesen, aber auch sechzig Jahre hindurch nie Hände, Gesicht oder gar andere Körperteile mit Wasser benetzt haben soll (Mongolen und Trampeltiere scheuen auch heute noch das ἄριστον ὕδωρ). Die Mehrzahl der „Himmelsbräute" hatte kurzweiligere Beschäftigung, denn die sechste allgemeine Kirchenversammlung untersagte den Weibern den nächtlichen Aufenthalt in Mönchsklöstern und den Männern nächtliche Rast in Frauenklöstern, die siebente verbot Errichtung

Digitized by Google

gemischter Klöster. Lesen oder gar schreiben können, war vielen Mönchen etwas Unerhörtes. An der Kirchenversammlung von Chalcedon beteiligten sich nicht weniger als vierzig Bischöfe, die Analphabeten waren; Karl der Große klagte über die ungebildete Sprache vieler; zur Zeit Walthers von der Vogelweide setzte ein geistlicher Würdenträger ein zierlich Kreuzlein statt seines Namens unter Verordnungen, und 1291 war im Stift zu St. Gallen keiner des Schreibens kundig. Die Erhaltung etwaiger Handschriften war damals ähnlich wie jetzt noch in den Klöstern auf dem Berge Athos, im Sinai Kloster, in den Natron- und koptischen Klöstern. In Fontevrault besaß man eine vollständige Handschrift des Livius, verkaufte sie als altes Pergament an einen Gewürzkrämer, und der an einen Schneider, welcher sie zu Maßstreifen zerschnitt. Die Gedichte des Properz wurden 1440 in einem Kloster entdeckt, wo die lieblichen Dichtungen des römischen Sängers unter ein umgekipptes Weinfaß gestopft waren. Von einer einzigen Ordensregel zählte man im fünfzehnten Jahrhundert mehr als fünfzehntausend Klöster. Hätte jeder einzelne in einem Jahrhundert nur ein Manuskript zustande gebracht, so wären wir heute in dem Besitze der auserlesensten Reichtümer. Den Zorn über solche mönchische Lüderlichkeit, welche man noch heute mit Glorie überkleiden möchte, soll man nicht durch windige Einreden von klösterlicher Geistesfreiheit und Wissenschaftlichkeit noch empfindlicher machen. Wer kann die verherrlichen, welche die Pandekten des Gajus mit den Briefen des heiligen Hieronymus übermalten und die Reden des Cicero vom Pergamente abschabten, um darauf das Büchlein Tobiä zu schreiben?

Wir lesen in Prschewalsky's Reisen in der Mongolei, daß in den Sagen der Tanguten und Russen stets graue Tiere eine bedeutende Rolle spielen. Auch die römische Kirche kanonisierte ähnliche Sagen, weil sie im Volke zu tiefe Wurzeln gefaßt, so in den Legenden vom heiligen Hubertus und Martinus den weißen Hirsch und das weiße Pferd, und ähnlich in der Genovefasage. Der Genuß des Pferdefleisches wurde überall verboten; doch ließ man auch mit sich handeln. Im Jahre 1000 gingen die Isländer nur dann erst zum Christentum über, nachdem ihnen der fernere Genuß dieser Fleischart und der Brauch des Kinderaussetzens zugestanden war. Was irgend wie mit dem heidnischen Kultus zusammenhing, wurde lächerlich gemacht, als verächtlich hingestellt. Julius Lippert erinnert uns, daß Saxo Grammaticus, aus dessen Erzählungen z. B. Richard Wagner vielfach geschöpft hat, planmäßig darauf ausging, die heidnischen Götter verächtlich zu machen, um so die letzten Reste alten Anhänglichkeitsgefühles aus jeder Germanenseele herauszureißen. Aus dieser schmutzigen Quelle stammt der rauhe Verkleidungsmantel und der eingedrückte Hut, mit dem der arme gehöhnte Greis (Wodan) nun singend über die deutsche Bühne schreiten muß, um die Herzen unserer Jugend schlagen zu machen für das Große deutscher Vergangenheit. Die Anhänglichkeit an die heidnischen Götter wurde schon von den ersten christlichen Kaisern als Verbrechen gegen Kirche und Staat bestraft. In der Bearbeitung von Soldans Geschichte der Hexenprozesse verficht Heinrich Heppe die Ansicht, daß die gegen alte Weiber gerichteten Prozesse, zu sündlichen Zwecken nächtliche

Digitized by Google

Luftfahrten zu unternehmen, dem römisch-christlichen, nicht dem germanischen Altertum entsprossen seien. Die sächsischen Sagen von Hexenritten nach dem Brocken reichen in schriftlichen Zeugnissen nicht über das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Von einer weiteren Ausführung über das Verbrennen tausender von Hexen möchte ich hier absehen; die Andeutung genüge.

In Deutschland gab die ungeheure Aufregung der Kreuzzugszeit das Signal zum massenhaften Judenschlachten. „Da ward ihr Fluch wahr, den sie selbst gethan auf den heiligen Charfreitag, wenn man in der Passion lieset: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder." So die Limburger Chronik an der Stelle, wo sie von den Judenschlächtereien des vierzehnten Jahrhunderts redet. Und durch die ganze mittelalterliche Leidensgeschichte der Juden zieht sich wie ein schwarzer Faden das Bewußtsein dieses Fluches, nicht auf jüdischer, sondern auf christlicher Seite. Religiöses Vorurteil und Beutelust gingen Hand in Hand, und doch hielten Kaiser, Könige, Prälaten in der Regel sich jüdische Leibärzte, mitunter sogar die Päpste. Im fünfzehnten Jahrhundert werden in Frankfurt a. M. auch jüdische Ärztinnen erwähnt, so 1428 die Jüdin Zerline als Vorgängerin Albrecht von Gräfe's, nachdem neun Jahre vorher der Bischof von Würzburg die Jüdin Sarah als Ärztin in seinem Sprengel patentiert hatte. Daß der Jude der Blutegel der mittelalterlichen Gesellschaft war, ist nicht zu leugnen; hatte er sich recht vollgesogen, wurde das tödliche Salz grausamer Verfolgung auf ihn gestreut.

„Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert," schreibt Huxley an der oben angeführten Stelle, „gab es viele und kräftige Nahrung für den menschlichen Geist, dessen Erziehung durch griechische Philosophen begonnen, dann aber durch einen langen geistigen Schlaf unterbrochen worden war. Ich will nicht untersuchen, durch welchen Einfluß dieser Stillstand bewirkt wurde, obgleich derselbe leicht sichtbar für das Auge derer, welche die wirkliche Geschichte kennen, und nicht bloß jene andere, wie sie von Theologen für ihre Zwecke zurecht gemacht worden ist. Daher konnte es seit jenem Wiedererwachen nicht ausbleiben, daß eine öftere Sprengung der alten Hüllen stattfinden, oder daß der geistige Häutungsprozeß sich mehrmals wiederholen mußte. So z. B. im sechzehnten Jahrhundert durch den Umsturz des alten Weltkörpersystems und durch den Einfluß der Reformation, oder am Ende des achtzehnten durch das Zeitalter der Aufklärung und die Folgen der französischen Revolution. Und gerade jetzt wieder ist seit fünfzig Jahren dem menschlichen Geiste durch den außerordentlichen Aufschwung der Naturwissenschaften eine solche Menge kraftvoller Nahrung zugeführt worden, daß ein neuer und zwar großer Durchbruch und eine neue Sprengung der alten Hülle unvermeidlich erscheint." Rechnet man mit Friedr. Albert Lange (Geschichte des Materialismus) den ganzen Verlauf der Regenerationsbewegung von der Mitte des fünfzehnten bis auf die Mitte des zweitfolgenden Jahrhunderts, so lassen sich in diesem Zeitraume vier freilich nicht bestimmt gegeneinander abgegrenzte Epochen unterscheiden, von welchen die erste das Hauptinteresse Europas in der Philologie vereinigt, die zweite durch die Herrschaft der

Digitized by Google

Theologie gekennzeichnet wird. In der dritten treten die erstarkten Naturwissenschaften durch Kepler und Galilei in den Vordergrund, in der vierten die Philosophie durch Baco und Descartes. Wir können uns nur schwer einen Begriff machen von dem ungeheuren Einfluß, den die große Entdeckung des Nikolaus Kopernikus auf die Menschen seines und des folgenden Jahrhunderts ausübte. Zum Dank für seine Entdeckung erklärten seine Zeitgenossen ihn für einen Narren. Sogar ein Luther vermochte die neue Entdeckung so wenig zu begreifen, daß er in seinen Tischreden sich äußert: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren; aber wie die heilige Schrift anzeiget, so hieß Josua die Sonne still stehen und nicht das Erdreich." Physik und Chemie werden in England Mode und hoffähig, weil Karl II. ein eifriger Physiker war und selbst ein Laboratorium besaß. Natürlich mußte seinem Beispiel die ganze Aristokratie folgen. Selbst ein Buckingham ließ sich auf Chemie ein, die damals von dem mystischen Reiz der Alchymie umkleidet war. Wo könnten in Sachen der Mode Damen fehlen? In elegantester Kleidung fuhren sie bei den Laboratorien vor und ließen sich Kunststücke magnetischer und elektrischer Anziehung zeigen. So vereinigte sich planlose Neugier und eitler Dilettantismus der Großen mit dem ernsten und gediegenem Studium der Fachmänner; es geriet England auf eine Bahn des Fortschritts in den Naturwissenschaften, die gleichsam wie eine Erfüllung der Prophezeihung Baco's erscheint. Voltaire war einer der ersten Männer, welche die Verbindung des englischen und französischen Geistes herbeiführten. Er brachte den Franzosen, von denen vielleicht kaum fünf im siebzehnten Jahrhunderte das Englische verstanden, die Philosophie Newtons näher, die hier aber dazu diente, den Atheismus zu vollenden. Ben Akiba hat mit seinem Ausspruche recht. Wie einst in der römischen Kaiserzeit man den Materialismus annahm, um ihn zu verderben und sich von ihm verderben zu lassen, so damals in Frankreich. Voltaire's gewaltige Wirksamkeit wurde erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wieder in helleres Licht gestellt; seine vorübergehende Geringschätzung fand darin ihren Grund, daß nach einem Ausspruche Du Bois-Reymonds „wir alle mehr oder minder Voltairianer sind; was einst aus Voltaires Feder als kühnster Gedanke floß, heute Gemeinplatz ist." Nach den langdauernden, großen Kämpfen der Reformation brachten in Deutschland den allgemeinen Verfall die geistige Erschöpfung des Landes, die arge politische Zerrüttung und die moralische Verwilderung mit sich. Alle andern Nationen zogen vom frischen Hauch beginnender Geistesfreiheit Vorteil, Deutschland schien dem Kampf um dieselbe zum Opfer gefallen zu sein. Bedrängt von vielen Seiten, weil nicht begriffen, hatten hier die Naturwissenschaften einen schweren Stand. Nirgends erschien der verknöcherte Dogmatismus bornierter als bei den damaligen deutschen Protestanten, deren Geistlichkeit z. B. der Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders sich nur deshalb widersetzte, weil die Verbesserung zuerst von der katholischen Kirche ausgegangen war. Den großen Reformator der Sternkunde, Kepler, wagte in größter Geistesbeschränkung das Konsistorium in Stuttgart am 29. September 1611 zu ersuchen, „daß er seine fürwitzige Natur bezähme und sich aller Dinge nach Gottes Wort

Digitized by Google

reguliere und dem Herrn Christus sein Testament und Kirche mit seinen unnötigen Subtilitäten, Skrupel und Glossen unverwirret lassen solle." Gewisse Menschen sind unfähig etwas zuzulernen; noch in den letzten Jahrzehnten haben manche Konsistorien mit gleichen Verfügungen Furore gemacht.

Auch die Roheit des Adels, die schon Erasmus durch den Spottnamen „Kentauren" treffend bezeichnete, ließ in Deutschland eine durchgebildete Philosophie auf Grundlage weltmännischer Bildung, wie sie in England eine so große Rolle spielte, nicht aufkommen. Ein unruhig gährendes Element fehlte zwar nicht, aber die nach Freiheit ringenden Geister klammerten sich nur an eine Lehre, mit welcher damals in Frankreich die Jesuiten sich schon abgefunden hatten. In England schuf die neue Richtung des Geistes eine große industrielle Bewegung, in Deutschland erhielt sie charakteristisch für das „Land der Denker" einen idealen Zug. Arme Prediger und noch ärmere Lehrer versuchten durch Gründung neuer Schulen, durch Aufnahme neuer Lehrfächer die gewerbliche Bildung des schlichten Bürgerstandes und auf dem Lande den Ackerbau zu befördern. In den alten, sicher fundierten Schulen trieb man in jener geistesbaren Periode Latein nur wegen der Theologie und Theologie um des Lateinischen willen; man hatte die klassischen Schriftsteller durch neulateinische christlichen Inhaltes ersetzt. Als aber die Herrlichkeit der altklassischen Litteratur vornehmlich durch Winkelmanns und Lessings Thaten gleichsam wie eine verschollene Kunde des Geistes und Gemütes sich bemächtigte, als man erfuhr, welche Vorteile andere Nationen aus der Pflege ihrer Muttersprache errangen, da erhob sich unter der Ägide der großen Philologen unseres Jahrhunderts diese Wissenschaft zu einer Höhe und auf so breiter Grundlage, von welchen weder Führer noch Geleitete ein klare Vorstellung gehabt hatten. Dem Streben nach dem Ideal hefteten sich Dünkel und Überhebung an die Fersen. Kenntnis des Griechischen und Lateinischen bis in die minutiösesten Grammatikalien hinein sollte die Conditio sine qua non des Gebildeten sein und bleiben. „Wer nicht griechisch und lateinisch versteht", sagte uns Primanern der Lehrer des Griechischen im Hinblick auf die sich hervordrängenden Naturwissenschaften, „der läuft umher wie das liebe Vieh." Dank den letzten vierzig Jahren hat sich der Spieß fast umgekehrt, wenn auch noch so manche kurzsichtige Philologen pro domo, d. h. für Amt und Würden, den Naturwissenschaften hindernd in den Weg treten wollen. Der Sinn für naturwissenschaftliche Betrachtung der Dinge hat im vorigen Jahrhundert nicht gefehlt, aber er wurde in der Blütezeit unserer Nationallitteratur von der ethischen Erhebung und spekulativen Begeisterung in den Schatten gestellt. Kant war der Mann, der beide Richtungen in seinem Geiste vereinigte, Herder war von naturwissenschaftlicher Denkweise durchdrungen, und wie Goethe von ihr gefesselt, wird heutzutage mehr und mehr anerkannt. In Deutschland brachen die Naturwissenschaften sich Bahn, als gegen das Regierungs-Christentum Strauß das Leben Jesu schrieb, zu jener Zeit, da Gewerbevereine und ähnliche Gesellschaften wie Pilze aus dem Boden schossen, von den Bürgern aufblühender Städte polytechnische Anstalten begründet wurden, die Regierungen den Turnunterricht „aus Gesundheitsrücksichten" huldvollst wieder ge-

Digitized by Google

Fortschritten und dem verbesserten Verkehrswesen und dem Bau der Eisenbahnen ihre landesväterliche Fürsorge zuwandten. In dieser kurzen Spanne Zeit, bis auf die Gegenwart, sind alle Felder der gesamten Naturwissenschaft so reich kultiviert, daß auch hier Teilung der Arbeit eintreten mußte. Aber der Spezialforscher, welcher seine ganze Kraft auf die Förderung eines bestimmten Zweiges richtet, empfindet selten die Neigung das ganze Gebiet zu durchwandern, um überall verbürgte Thatsachen aufzulesen und nach Humboldts hohem Muster zu einem Gesamtbilde zusammenzusetzen. Solche Spezialforschung macht vorsichtig, bisweilen aber auch engherzig und arrogant, wie manche Philologen einen Schriftsteller besonders in Pacht nehmen und nur ihr eigenes Urteil über denselben für berechtigt halten.

Die letzte Häutung, um bei dem Bilde Huxley's zu bleiben, war die Entdeckung des natürlichen Ursprungs des Menschen, und der Nachweis seiner wirklichen Stellung in der Gesamtnatur ist den größten wissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten mindestens an die Seite zu setzen. Deshalb konnte auch Professor Schaafhausen sagen: „Den wahren Ursprung des Menschen erkannt zu haben ist für alle menschlichen Anschauungen eine so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dies Ergebnis der Forschung vielleicht für das größte halten wird, welches dem menschlichen Geiste zu finden beschieden war." Nach der früheren Ansicht des Gelehrten, so heißt es an einer Stelle der Anthropological Review, nahm der Mensch eine abgesonderte Stellung in dem großen Gesamtbilde der Schöpfung ein, er bildete eine vereinzelte Stellung in dem ganzen Naturplan, und ihn nach der gewöhnlichen Methode der induktiven Forschung behandeln, oder die Gesetze des sonstigen natürlichen Geschehens auf ihn anwenden zu wollen, war kaum etwas Anderes als eine Handlung offener und skandalöser Gottlosigkeit. Nicht allein die Botanik ist eine scientia amabilis, sondern alle Naturwissenschaften sind es. Wer aber viel geliebt, wird bei dem Zwiespalt der Meinungen auch viel gehaßt aus Egoismus oder Unkenntnis. Nichts ist häufiger zu hören, sagt D. Page, als Anklagen von der Kanzel gegen die Tendenzen der modernen Wissenschaft durch Leute, welchen nicht nur die Anfangsgründe der Wissenschaft unbekannt sind, sondern welche sich auch durch Formeln und Glaubenssätze gebunden haben, ehe ihr Geist reif und ihr Wissen hinreichend genug war, um zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen jener Beschränkungen zu unterscheiden. Kein Mensch, welcher Formeln oder Glaubenssätze anerkennt, einerlei ob in Philosophie oder Theologie, kann ein Forscher nach Wahrheit oder ein unparteiischer Richter über die Meinungen anderer sein. Seine eigene Voreingenommenheit trübt sein Urteil. Überzeugungen sollen und müssen wir haben, aber nur solche, welche sich mit der voranschreitenden Wissenschaft ändern. Sie hindern nicht den Fortschritt, während ein als letzte Wahrheit betrachteter und mit Gewalt verteidigter Glaube nicht allein die weitere Forschung abschneidet, sondern auch Haß gegen jeden Gegner erzeugt.

So wenig als im Mittelater gelesen wurde, so viel wird heute gelesen, und niemals war das Lesen in so weiten Kreisen verbreitet als jetzt. Wird aber

Digitized by Google

mehr gelesen zur „Zerstreuung“ oder zur „Sammlung“? Von unserer „besseren Hälfte“ ist wohl das erste anzunehmen. Wie viel wird gelesen? Max Müller antwortet in betreff Englands folgendes: „Wenn Sie einen Verleger nach der Anzahl von Exemplaren fragen, welche von Büchern abgesetzt sind, die mutmaßlich jedermann gelesen, werden Sie finden, daß von einer Bevölkerung von 32 Millionen nicht eine Million sich in den Besitz jener Werke gesetzt hat. Von gewöhnlichen Büchern, den sogenannten Modebüchern, wird eine Auflage von drei- bis viertausend Exemplaren von den Verlegern und Autoren Englands für ausreichend gehalten. Blicken Sie jedoch auf andere Länder, z. B. auf Rußland, so würde es sehr schwierig sein, Bücher zu nennen, welche als die Vertreter des ganzen Volkes gelten könnten.“ Für Deutschland stellt sich bekanntlich das Verhältnis etwas anders als für England. Wer bei den gesteigerten Ansprüchen an das Leben den größten Teil des Tages im Erwerb oder im Amte beschäftigt ist, dem bleibt nach der Abspannung nur wenig Zeit zu seiner weiteren Fortbildung, welcher Art sie auch sei. Aus der praktischen Anwendung der Naturwissenschaften zieht jeder und gern Nutzen; sie selber aber studieren, um seinen Geist von den Fesseln des Aberglaubens endlich zu befreien, dafür gebricht es wohl ebenso häufig an Lust als an Zeit. Wenn gleich niemand zugestehen will, abergläubisch (man meint dann bei sich „sehr abergläubisch“) zu sein, so stecken doch trotz aller Mittel, welche die Naturwissenschaft gegen denselben beut, die meisten noch tief und fest im Aberglauben. Er tritt nur nicht mehr so kraß zu Tage als früher. Otto Henne Am Rhyn spricht nur zu wahr die folgenden Worte, mit denen ich obige Betrachtungen auch schließen möchte: „Ist es nicht eine Ausgeburt verrückter Einbildungskraft, zu denken, daß Leute, welche mitten in der Kultur unserer Zeit leben, welche deren höchsten Genüsse kennen, deren klassische Meisterwerke lesen, deren vollendetste Kunstgebilde bewundern, in deren aufgeklärtem, großstädtischem Leben sich tummeln — doch solche Leute sich Karten legen lassen, hinter klopfenden Tischbeinen Geister wittern, in den Träumen Vorbedeutungen für die Zukunft suchen, am Freitag kein Geschäft unternehmen, zu dreizehn nicht bei Tische sitzen wollen? Wie schön wäre es, wenn wir auf alle diese Fragen mit ja antworten könnten, wenn wir sagen könnten: es giebt keinen Aberglauben mehr! Aber leider ist das nur ein Traum. Nicht etwa nur den Hirten in den nebligen Hochlanden Schottlands wie in den weiten Pußten Ungarns und auf den grünen Schweizeralpenrücken, nicht nur den Fischer an den melancholisch-tiefen Fjorden Norwegens, wie am lachenden Golf von Neapel, nicht nur den kanadischen Pelzjäger, wie den tiroler Gemsenjäger, nicht nur den Bauer, der an der Theiß Kukuruz, wie den, der an der Oder und Weser Roggen baut, umgiebt der Aberglauben von der Geburt bis zum Hochzeitstage und von diesem bis zum Grabe und fordert auf jedem Schritt und Tritt seinen unerbittlichen Tribut von ihm — nein, dieses entsetzliche Gespenst grinst mit stierem Blick um die Straßenecken, wenn wir die in Intelligenz und Kultur schwimmende Weltstadt durchwandern, es kauert mit höhnischem Lachen hinter den Koulissen

Digitized by Google

der Bretter, welche die Welt bedeuten, es huscht dahin durch die feine Gesellschaft, welche in Seidenroben über die gebohnten Parquetböden schwebt, es sitzt vor dem Prediger auf der Kanzel, welcher die „Wahrheiten" seiner Kirche verkündet."

Berichte aus allen Wissenschaften.

Astronomie.

Über das Alter der Fixsterne.

Wohl jeder, der diese Überschrift liest, wird verwundert fragen, ob denn die Astronomie schon soweit vorgeschritten sei, daß man sogar das Alter der Fixsterne angeben könne, während man noch nicht einmal eine Ahnung vom Alter der Erde hat. Auf diese Frage müssen wir mit nein und ja antworten, mit nein, weil wir vom Alter der Fixsterne, in Jahren ausgedrückt, allerdings gar nichts wissen, mit ja, nachdem es gelungen ist, das relative Alter der Sterne zu ermitteln, in dem Sinne, daß wir angeben können, in welchem Stadium der Entwickelung sie sich befinden, ob sie noch dem Jünglingsalter angehören, oder ob sie sich sogar schon auf dem niedersteigenden Zweige des Lebens bewegen.

Zunächst müssen wir zum weiteren Verständnisse einige Thatsachen aus dem Gebiete der Spektralanalyse rekapitulieren. Die Spektralanalyse giebt bekanntlich durch die im Spektrum auftretenden Linien und Bänder nicht nur Aufschluß über die Elemente, welche in einer Lichtquelle oder vor derselben in Gasform vorhanden sind, sondern auch über die physische Beschaffenheit der Lichtquelle, gleichgültig, ob man das Licht einer im Laboratorium brennenden Lampe untersucht, oder ob man den aus ungeheurer Entfernung herkommenden Strahl eines Sternes analysiert.

Ist das Spektrum kontinuierlich, d. h. zeigt dasselbe die reinen Spektralfarben in ihren Übergängen ohne irgend eine hellere oder dunkle Unterbrechung, so weiß man, daß das Licht ausgesendet wurde von einem glühenden festen oder flüssigen, aber nicht dampfförmigen Körper; woraus dieser Körper besteht, läßt sich dann im allgemeinen nicht ermitteln. Besteht das Spektrum dagegen aus einer Anzahl heller Linien oder Bänder, die sich entweder von einem völlig dunklen Grunde oder einem matteren, kontinuierlichen Spektrum abheben, so lehrt dies, daß die Lichtquelle ein glühendes Gas ist. Aus der Lage der Linien läßt sich erkennen, welches Gas oder welches Gasgemenge vorhanden ist, und aus der Breite und Anzahl der Linien läßt sich sogar auf die Temperatur und den Druck des Gases schließen.

Zeigt sich das Spektrum einer Lichtquelle, wie z. B. das der Sonne, als kontinuierlich, aber mit dunklen Linien und Bändern durchzogen, so folgt daraus,

Digitized by Google

daß in diesem Falle das Licht von einem glühenden, festen oder flüssigen Körper herrührt, der mit einer Schicht von glühenden Gasen umgeben ist. Die Natur der umgebenden Gase ergiebt sich aus der Lage der Linien, wobei der berühmte Satz des leider jüngst verstorbenen Physikers Kirchhoff, des Begründers der Spektralanalyse, maßgebend ist, daß die Gase aus dem weißen Lichte eines glühenden, festen oder flüssigen Körpers genau dieselben Strahlen absorbieren, als sie selbst leuchtend aussenden würden. Stimmen also z. B. eine Anzahl von dunklen Linien im Sonnenspektrum genau überein mit den hellen Linien, welche im Laboratorium der Eisendampf giebt, so folgt hieraus sofort, daß in den die Sonne umgebenden glühenden Gasen Eisendampf vorhanden ist. Auch hier läßt die Breite der Linien einen Schluß auf den Druck oder die Temperatur der Gasschichten zu, ja aus ihrer Anordnung kann man erkennen, ob glühende Metalldämpfe oder schon chemische Verbindungen in Gasform vorhanden sind. Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um das Folgende vollständig verstehen zu können.

Die Spektralanalyse, mit Hilfe deren man im Laboratorium noch die geringsten Spuren von Stoffen nachweisen kann, von denen die chemische Analyse keine Andeutung mehr giebt, leistet in bezug auf Feinheit in der Astronomie das fast Unglaubliche. Erscheint es schon wunderbar, daß mit ihrer Hilfe aus der geringen Menge von Licht, welches ein hellerer Fixstern uns zusendet, mit außerordentlicher Exaktheit Aufschluß über die Zusammensetzung und Konstitution desselben erhalten wird, so wird man noch mehr staunen, wenn man bedenkt, daß man jetzt auch solche Sterne spektralanalytisch untersuchen kann, die dem bloßen Auge überhaupt nicht mehr leuchten, von deren Existenz wir ohne Fernröhre gar keine Ahnung haben würden.

Schon bald nachher, als man begonnen hatte, die Fixsterne spektralanalytisch zu untersuchen, erkannte man, daß die Mannigfaltigkeit der Sternspektra keine sehr große ist, sondern daß sich alle Sternspektra in einige wenige Gruppen teilen lassen. Der erste, der eine Einteilung der Sternspektra einheitlich durchführte, war Secchi, er unterschied 4 Typen derselben mit einigen Unterabteilungen. H. C. Vogel gebührt das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, daß die charakteristischen Unterschiede der Sternspektra sich vollständig auf verschiedene Entwickelungsphasen der Sterne zurückführen lassen, daß man eben bei den verschiedenen Sternen örtlich die Spektra getrennt sieht, wie ein einzelner Stern sie im Laufe außerordentlich großer Zeiträume nach einander zeigen würde. Er teilte demnach die Sternspektra in drei Klassen mit Unterabteilungen ein, und diese Vogel'sche Klassifizierung ist jetzt allgemein eingeführt. Sie entspricht der Einteilung des menschlichen Lebens in die drei Hauptabschnitte, in seine Jugendzeit, sein Mannes- und sein Greisenalter.

Die erste Klasse — mit drei Unterabteilungen — umfaßt diejenigen Sternspektra, in deren kontinuierlichem Teile blau oder violett verhältnismäßig intensiv erscheint, Metalllinien sind meist nur schwer zu erkennen, dagegen zeigen einige dieser Sterne die Wasserstofflinien außerordentlich dunkel und breit. Es gehören

Digitized by Google

hierhin auch einige Sterne, welche die Wasserstofflinien hell zeigen. Diese Klasse wird gebildet von den weißen Sternen; sie befinden sich in einem derartigen Glühzustande, daß die in der Atmosphäre derselben vorhandenen Metalldämpfe nur geringe oder gar keine Absorption ausüben können. Dagegen sind sie zuweilen mit ungeheuren Wasserstoffatmosphären umgeben, wie aus der Breite und Dunkelheit der Wasserstofflinien oder gar aus den hellen Linien zu schließen ist. Aus der verhältnismäßigen Intensität des violetten Endes des Spektrums folgt, daß sie den höchsten Hitzegrad besitzen, sie sind also in ihrem Entwickelungsstadium noch nicht weit vorgeschritten, sei es deshalb, daß die Zeit, zu welcher der ursprüngliche Nebel sich zum Stern verdichtet hat, verhältnismäßig noch nicht lange her ist, sei es durch besondere Größe dieser Gestirne veranlaßt, die eine langsamere Abkühlung bedingt hat.

Die in dem Abkühlungsprozeß weiter vorgeschrittenen Sterne bilden die zweite Klasse. Es sind die sogenannten gelben Sterne, und zu ihnen gehört auch unsere Sonne. In ihrem Spektrum sind die Metalllinien sehr deutlich sichtbar, blau und violett sind bedeutend matter als bei den Spektren der vorigen Sterne, und im roten und gelben treten zuweilen schon schwache Bänder auf. Die Konstitution dieser Sterne ist am besten bekannt, da die Sonne zu ihnen gehört, deren Studium natürlich durch ihre Nähe bedeutend erleichtert wird; wir wollen aus diesem Grunde auch etwas ausführlicher bei dieser Klasse verweilen. Wie das Innere solcher Sterne beschaffen ist, davon kann man sich bei den ungeheuren Druck- und Temperaturverhältnissen kein rechtes Bild machen; unsere Kenntnis beginnt erst mit der Oberfläche. Diese Oberfläche ist die eigentliche Lichtquelle, und aus der Intensität ihrer Strahlung kann man schließen, daß sie fest oder flüssig sein muß, wie ja auch durch das Vorhandensein des kontinuierlichen Spektrums bestätigt wird. Da bei der enormen Hitze von einem festen Zustande keine Rede sein kann, so hat man sich denselben so zu denken, daß die glühenden Gase kondensierte Metalle gleichsam in Nebel- oder Staubform enthalten, so wie das Leuchten unserer Flammen nur durch die in ihnen suspendierten glühenden Kohlenstoffteilchen besorgt wird. Die auf der Oberfläche ruhende, ebenfalls noch sehr heiße Atmosphäre besteht wesentlich aus Wasserstoff und aus einigen bisher auf der Erde unbekannten, noch leichteren Gasen. Sie enthält aber in ihrem unteren Teile noch eine Schicht glühender Metalldämpfe, und diese Schicht ist es, welche durch ihre absorbierende Wirkung die dunklen Linien im Spektrum erzeugt. Auf speziellere Erscheinungen an der Oberfläche dieser Gestirne, wie sie auf der Sonne als Flecken, Fackeln, Protuberanzen ꝛc. beobachtet werden, können wir hier nicht näher eingehen. Die Temperatur der Sonnenoberfläche ist schon mehrfach bestimmt worden, doch ist es bei der großen Schwierigkeit dieses Problems erklärlich, daß die verschiedenen Angaben so außerordentlich von einander abweichen. Es läßt sich aus ihnen nur mit Sicherheit schließen, daß die Temperatur an der Sonnenoberfläche, ähnlich also wohl bei allen Sternen der zweiten Klasse, ganz bedeutend höher ist, als wir sie hier auf der Erde künstlich herstellen können, noch viel höher als im elektrischen Flammbogen. Und doch haben wir gesehen, daß die Sterne der ersten

Digitized by Google

Klasse noch viel heißer sein müssen, daß eben die Sonne als Stern der zweiten Klasse sich eines gesetzteren Alters erfreut und schon viel von ihrem Jugendfeuer eingebüßt hat.

Wir kommen nun zu den Sternen der dritten Klasse, die sich schon beim bloßen Anblicke durch ihre stark rote oder orange Färbung von den andern unterscheiden, und zu denen die meisten veränderlichen gehören. Im Spektrum derselben ist blau und violett auffallend schwach, und in allen Teilen treten außer den dunklen Linien noch zahlreiche dunkle Bänder auf. Diese Bänder sind das Charakteristikum dafür, daß die Elemente sich nicht mehr alle im Zustande der Dissoziation befinden, sondern daß infolge der Temperaturerniedrigung bereits chemische Verbindungen bestehen können. Bei vielen Sternen dieser Klasse hat man eine der vorhandenen Verbindungen bestimmt als Kohlenwasserstoff, jenes so sehr verbreitete Gas, welches auch bei den Kometen eine große Rolle spielt.

Man kann mit großer Sicherheit sagen, daß die Sterne dieser Klasse die „ältesten" sind, daß sie verhältnismäßig ihrem Ende am nächsten sind, wenn wir darunter das Erlöschen ihrer Leuchtkraft verstehen wollen.

Wenn wir uns also die Spektra der drei Klassen an verschiedenen Sternen nacheinander ansehen, so haben wir dasselbe, als wenn wir einen Stern während eines Zeitraumes von vielen Millionen Jahren betrachten könnten, wir sehen die langdauernde Lebensgeschichte eines Sternes in gedrängter Aufeinanderfolge vor uns, die Sternenwelt erzählt in ihrer Mannigfaltigkeit die Geschichte des einzelnen Individuums.

Da die Übergänge von einer Klasse in die andere nicht plötzlich erfolgen können, so müssen wir auch, wenn die Vogel'sche Hypothese richtig ist, viele Sterne haben, deren Spektrum sich im Übergangsstadium befindet, und dies ist auch wirklich der Fall. Es giebt eine sehr große Anzahl von Sternen, bei denen man zweifelhaft ist, zu welcher Klasse man sie schreiben soll, weil sie eben die Merkmale zweier Klassen zeigen. Man weiß daher häufig nicht, ob ein Stern zur Klasse eins oder zwei, oder zu Klasse zwei oder drei gehört, niemals aber ist der Fall vorgekommen, daß man etwa zwischen Klasse eins und drei hätte zweifelhaft sein können, und gerade dieser Umstand ist sehr beweiskräftig für unsere Auseinandersetzung.

Wir haben nun noch etwas über die Häufigkeit des Vorkommens der verschiedenen Klassen hinzuzufügen. Hierzu können wir vorzüglich die große spektroskopische Durchmusterung des Himmels benutzen, welche vor einigen Jahren auf dem Potsdamer astrophysikalischen Observatorium begonnen worden ist. Ein Teil dieser umfangreichen und bahnbrechenden Arbeit ist bereits fertig, den Gürtel des Himmels vom Äquator bis zum 20. Grade nördlicher Deklination umfassend, und können wir aus ihm die nötigen Daten entnehmen. Wir finden hier für alle in dieser Zone vorkommenden Sterne bis zur $7\,^1/_2$ten Größe die Bezeichnung ihres Spektrums, es ergiebt sich daraus folgendes:

Digitized by Google

Unter den 4051 aufgeführten Sternen gehören

2165 zur Klasse 1,
1250 „ „ 2,
297 „ „ 3.

Auffallend ist hierbei die geringe Anzahl der Sterne der dritten Klasse, man kann indessen mehrere Erklärungen hierfür anführen.

Es ist möglich, daß diese Sterne wirklich früher entstanden sind, daß sie gleichsam nicht zur Generation der andern Sterne gehören; viel wahrscheinlicher ist aber die Erklärung, daß der Zustand der Sterne der dritten Klasse verhältnismäßig nicht lange anhält, indem, wenn einmal chemische Verbindungen begonnen haben, dieselben bei geringer weiterer Temperaturabnahme so stark auftreten können, daß die Leuchtkraft des Sternes rasch erlischt.

Es würde sich nun naturgemäß an diese Darstellung die Betrachtung der veränderlichen und neuen Sterne anschließen, vielleicht werden wir dem Leser später einmal einiges aus diesem interessanten, aber noch sehr in Dunkel gehüllten Kapitel mitteilen.

Potsdam. ——— J. Scheiner.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Fortschritte im Völkerrecht.

Das Institut de droit international tagte vom 4. bis 13. September in Heidelberg, der Verein des roten Kreuzes begann zu Karlsruhe seine Sitzungen, welche mehrere Tage dauerten, am 22. September. Das Institut beschäftigte sich mit politischen und völkerrechtlichen Fragen, welche von höchstem Interesse waren. Die Verhandlungen über internationales Seerecht gelangten in Heidelberg endlich zum Abschluß. Zunächst beschäftigte man sich mit dem Beuterechte zur See und beschloß eine wesentliche Beschränkung desselben gegenüber den Schiffen und Ladungen der Neutralen. Neuerdings haben Deutschland und Österreich in dem Kriege von 1866 nicht bloß das Beuterecht neutraler Schiffe, sondern auch dasjenige feindlicher nicht zur Anwendung gebracht, ebenso geschah das von Preußen am Anfang des Krieges von 1870. Da aber Frankreich keinen Anstand nahm, das Beuterecht gegen preußische feindliche und neutrale Schiffe zur Anwendung zu bringen, so behandelte Preußen seinen Feind nach gleichen Grundsätzen. Die Amerikaner sind es, welche bei Gelegenheit der seerechtlichen Deklaration des Pariser Kongresses, welche die Kaperei abschaffte, die Zustimmung davon abhängig machten, daß das Beuterecht zur See abgeschafft werde. Die Note des amerikanischen Staatssekretärs Marcy, welcher diesen Standpunkt vertrat, fand von allen europäischen Mächten mit Ausnahme Englands Entgegenkommen. Seitdem hat diese Neuerung sich thatsächlich bewährt bei den bereits erwähnten Kriegen. Ein zwischen Italien und den vereinigten Staaten von Nordamerika kürzlich abgeschlossener Vertrag bestätigte diese Meinung der Mächte. Auch England ist neuerdings in ein anderes Fahrwasser gekommen. Englische Rechtsge-

Digitized by Google

lehrte, wie Hull und Lorimer, haben diesen Standpunkt vertreten, und ebenso stimmten sämtliche englische Mitglieder des internationalen Instituts zu Heidelberg für die Aufhebung des Beuterechts zur See. Auch Palmerston erklärte einer Deputation aus Manchester, er hoffe, daß die Grundsätze des Landkrieges auf das Seerecht Anwendung finden möchten. In diesem Sinne lautet auch der Heidelberger Beschluß des Institutes. Die Erklärung, welche Palmerston am 7. November 1886 einer Kommission Liverpooler Handelsleute abgab, daß er hoffe, daß die Prinzipien des Landkrieges auch auf den Seekrieg hinsichtlich der Seebeute ausgedehnt werden, ist veranlaßt worden durch eine Versammlung von Handelsleuten, welche am 2. Dezember 1884 zu Bremen zusammentrat und den Beschluß faßte: L'inviolabilité des personnes et des propriétés en temps de guerre maritime, y compris celles des ressortissants belligérants, lorsque le but de la guerre ne s'y oppose pas absolument impérieusement est reclamée par la conscience de l'époque actuelle." Dieser Vorschlag fand in Deutschland Beifall, namentlich traten die Senate von Hamburg und Bremen bei. Er fand in ganz Deutschland Wiederklang, namentlich in Hamburg, Stettin, Breslau und Bielefeld. Im Jahre 1860 wurden dem Landtage in Preußen und in Hannover Anträge in gleichem Sinn gestellt. Diese Äußerung englischer Staatsmänner und Rechtsgelehrten deutet darauf hin, daß man in England weiß, wie die ehemalige Herrschaft dieses Landes zur See nicht mehr besteht, daß, während es früher Hammer war, es zum Amboß geworden ist. In England kann man nicht im Zweifel sein, daß seine Seemacht derjenigen der übrigen Seemächte nicht mehr gewachsen ist. Das Institut beschloß, daß das Beuterecht zur See sich von dem Beuterecht im Landkriege nicht unterscheiden solle. Der Antrag des Staatsrat von Martens, internationale Prisenhöfe erster Instanz einzuführen, wurde einstimmig abgelehnt. Das Institut würde sich dadurch blamiert und das Ansehen bei allen Mächten verloren haben, auch über Kriegskontrebande und Blokaderecht einigte man sich, über die Grundsätze, welche dem heutigen Völkerrecht entsprechen und durch die seerechtliche Deklaration Anerkennung gefunden haben.

Besonderes Interesse bot die Debatte über die Blokade in Friedenszeiten. Frankreich und England haben diese Art der Blokade gegen schwache Völker neuerdings mehrfach zur Anwendung gebracht. Zu den Debatten über diesen Gegenstand gaben dem Institute die bekannten Vorgänge des letzten französisch-chinesischen Krieges Veranlassung. Ein Blokadebruch soll nur in dem Falle vorliegen, wenn ein neutrales Schiff einen blokierten Hafen erreicht und die Blokade mit Gewalt oder List zu durchbrechen sucht, nachdem es von der Fortdauer der Blokade durch Einschreibung in das Schiffbuch seitens des Kapitäns eines Blokadeschiffes unterrichtet ist. Staatsrat von Martens hob bei den Debatten hervor, daß der Begriff der Quasi-Neutralen im Widerspruch mit den festbegründeten Gewohnheiten Europas steht.

Bei den Verhandlungen über das Recht der internationalen Flüsse und über das Auslieferungsrecht hatte Martens ein Réglement organique vorgelegt, auf welches die Verhandlungen sich bezogen. Der frühere französische Gesandte

Digitized by Google

Leonhardt machte Martens den Vorwurf, daß das internationale Flußrecht sich zu langsam entwickelt habe. Es wird bemerkt, daß nur für den Kongo eine internationale Flußschiffahrt bestehe, während diese für die Donau bezweifelt werde. Die Richtigkeit dieser letzten Behauptung ist sehr zweifelhaft. Der Hauptgedanke des von Martens eingebrachten Entwurfes findet in den Worten Ausdruck: Les États riverains d'un même fleuve navigable sont obligés d'un commun d'accord en tout ce qui a d'accord à la navigation de deux fleuves."

Professor Stein erklärt den Entwurf von Martens für den einzigen praktischen. Er fand auch Annahme, der Antrag von Stein über das Recht der Neutralen an den Eisenbahnen in Kriegszeiten wurde zunächst einer Kommission zur Beratung überwiesen.

Die am 22. September in Karlsruhe zusammengetretene Konferenz der Vereine des roten Kreuzes hatte den Zweck, verschiedene Fragen des roten Kreuzes und der Thätigkeit der einzelnen Vereine des roten Kreuzes zu erläutern und besser zu bestimmen. Es gewinnt den Anschein, daß unter allen diesen Fragen die wichtigste war, welche vom deutschen Zentralkomitee des Genfer internationalen Komitees angeregt wurde. In Genf besteht ein internationales Komitee, welches in 20 Jahren sich zu einer Macht emporgeschwungen hat. Dieses Komitee steht in beständiger Korrespondenz mit den verschiedenen Regierungen Europas und Amerikas, versammelt internationale Konferenzen in Genf, delegiert Bevollmächtigte auf die Schlachtfelder, ist die erste Autorität in allen Fragen des Sanitätswesens. Niemand hat diesem internationalen Komitee ein Mandat gegeben, weder die Genfer Konvention von 1864, noch irgend ein anderer Akt erwähnt dieses Komitee. Es besteht aus dem Präsidenten des Komitees Moynier und einer Anzahl Genfer Bürger. Für die Sache des roten Kreuzes liegt eine große Gefahr hierin. Während Präsident Moynier lebt, wird das Genfer Komitee vorsichtig und treu seine Macht gebrauchen. Es können aber während seiner Lebenszeit und später noch mehr in das Komitee Personen aus Genf kommen, welche ihrer Vergangenheit wegen auswärts gefürchtet sind, vielleicht gehen einmal verkappte Sozialisten als Delegierte zu den kriegführenden Mächten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, fehlt es an Garantien, daß das Genfer Komitee nicht einmal kompromittiert wird. Der russische Zentralverein hat deshalb beantragt, das Genfer Komitee zu einem Zentralorgan der Vereine des roten Kreuzes zu machen, welche nicht bloß Genfer Bürger, sondern Angehörige der verschiedenen Zentralvereine sind, während Moynier der lebenslängliche Präsident sein soll; der auf der Genfer Konferenz von 1884 bereits gestellte Antrag ist unter Teilnahme des Staatsrats von Martens der Konferenz zu Karlsruhe jetzt als Projekt vorgelegt worden. Herr von Martens scheint sich als Vertreter der russischen Regierung für verpflichtet angesehen zu haben, den Beschlüssen des Zentralkomitees entgegenzutreten.

Berlin. L. Geffner.

Digitized by Google

Philologie.

Die Übertragung der antiken Klassiker.[1])

Seit der alte ehrliche Voß uns den Homer übersetzte — das sind heute bald 100 Jahre, — haben wir auch auf dem Gebiete der Klassiker-Übertragungen eine recht reiche Geschichte durchgemacht, und es wäre gar nicht ohne Frucht, ihr einmal eine gründliche Monographie zu widmen; sie hat wie wohl alles in der Welt ihre Fortschritte zu notieren und daneben Rückschritte oder Verirrungen. Jedenfalls ist es sehr geraten, wenn wir uns nicht überheben und in jetzigem Augenblicke noch von der etwas knorrigen, aber durch und durch gediegenen Arbeit unseres Altvaters Voß, welche von so durchschlagender Bedeutung geworden, belehren und erbauen lassen. Es geht uns hiermit genau so wie mit einem zweiten, ebenso berühmten Werk ähnlicher Natur, das ist die um zwei Jahrzehnte jüngere Schlegel-Tieck'sche Shakespeare-Übersetzung, auch sie ist von durchgreifender Bedeutung geworden, und mit allem Rechte. Man hat uns seither den gewaltigen Sänger des old merry England ganz und teilweise wiederholt in neuem deutschen Kleide gebracht; ich kann aber nicht umhin immer wieder auf jene klassische Hauptarbeit der beiden bedeutenden Dichter zurückzukommen. Wenn unsere Zeit manchmal eleganter vorging und die Übersetzung des Shakespeare in Glacéhandschuhen schrieb, so hat sie ihn nur verderbt d. i. abgeschwächt.

Die Ausgangsfrage in Beurteilung eines Unternehmens dieser Art ist die: Nach welchen Grundsätzen hat der Bearbeiter zu verfahren, um dem Dichter, den beiden Idiomen und seiner eigenen Zeit und Nation gerecht zu werden? Mähly, entschieden auf diesem Gebiet ein kompetenter Urteiler, der ohnedies früher schon durch Übersetzung der griechisch-römischen Lyriker sich ausgewiesen hat, veröffentlichte seinerzeit einen kleinen Aufsatz über die Gesichtspunkte, die für ihn durchaus maßgebend sind; wir werden einige Sätze dieser Abhandlung kommentierend herausgreifen. „Das Ideal einer Übersetzung — sagt er — ist zweifellos: Durch das Mittel einer anderen Sprache ganz so mit jedem Satz, Satzglied, Wortbild auf die Seele des Zuhörers oder Lesers zu wirken, wie das Original auf sein Publikum wirkte oder wirkt. Dieses Ideal ist unerreichbar, auch für diejenige Kunst, die uns das Bild der Natur vorzuzaubern vermag. Geboten aber bleibt, daß man sich ihm möglichst nähere. Von vornherein sind, nicht etwa bloß aus dem Standpunkte der Kunst oder des Geschmackes, die sogenannten wortgetreuen Übersetzungen zu verwerfen, ein mechanisches Unding, in Wahrheit eine Unmöglichkeit. Gerade sie würden das Ziel nicht erreichen, das einer wirklich treuen Wiedergabe gesetzt ist, daß eben die Kopie mit annähernd gleichen Sprachmitteln eine annähernd gleiche ästhetische Wirkung erreiche wie das Original. Die Gesetze der metrischen Übertragung lauten so:

„Diejenigen antiken Takt- und Versarten, die dem Charakter unsrer Sprache nicht widerstreben und von unseren großen Dichtern gepflegt worden sind, haben

[1]) Bei Anlaß von Jakob Mählys Äschylos-, Aristophanes-, Euripides-Übersetzungen in 4 Bändchen der Spemann'schen Sammlung.

Digitized by Google

ihr Bürgerrecht erworben und müssen auch von den Übersetzern acceptiert werden. Von Jamben oder Trochäen versteht sich dieses von selbst, vom Daktylus oder Anapäst sollte sich's von selbst verstehen. 2. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die ganze antike Verstechnik d. h. ihre sämtlichen Maße auf deutschen Boden übertragbar seien. Im Gegenteil; es muß wohl mit den genannten sein Bewenden haben." Das ist eben so einfach als richtig, aber eben so hundertfach übersehen und vergessen; und jedesmal, wenn das geschieht, leiden Geschmack oder Sprache oder beide zugleich.

Wenden wir diese Sätze auf die vorliegende Übertragung der drei großen szenischen Häupter griechischer Bühne an, so können wir nicht anders, als unsere hohe Befriedigung aussprechen. Zuerst eine Bemerkung, die im Grunde gar nicht gemacht werden sollte, weil sie etwas ganz Selbstverständliches in sich schließt: Die Arbeit ist gut deutsch. Wir sagen: das sollte bei allen ähnlichen Unternehmen als selbstverständlich passieren; aber auch da hängt der kategorische Imperativ wie so oft in den Lüften. Wenn wir in Dutzenden von Fällen die philologischen Seiltänzerkünste anschlagen, die gemacht worden sind, um die unnachahmlichsten griechisch-römischen Rhythmen und Metren mit aller Gewalt im Deutschen nachzuquetschen, so schätzen wir erst recht den gesunden Takt oder das angeborene Sprachgefühl, welches solche Zwangs- und Mißbildungen vermeidet. Wohl soll das Ohr möglichst auch durch das Mittel von Tonschwingungen, die den prachtvollen griechischen mehr oder weniger, sagen wir möglichst analog anklingen, in die vom Dichter angeschlagene Stimmung versetzt werden; aber gar sehr vom Bösen ist, wenn bei diesem in die Zwangsjacke sich steckenden Streben ein Deutsch-Griechisch herausgebracht wird, das eben vermöge seiner Zwitternatur weder deutsch noch griechisch ist. Dieser schwere Fehler ist hier prinzipiell und sehr bewußt vermieden; wir haben ein gutes, ästhetisch geschultes und dabei energisch ausdrucksfähiges Deutsch vor uns und können das angesichts der vielen Erfahrungen vom Gegenteil nicht genug schätzen.

Wenn wir uns von diesen kraftvoll anstürmenden und anmutig abwogenden Rhythmen tragen lassen, so überkommt uns ungesucht jenes Gefühl des ästhetischen Wohlbehagens, das uns im Anschauen der reinen Schönheit ergreift. Sie werden dem, der nicht Anlaß hatte das Griechische zu studieren, einen Ersatz bieten für das, was ihm eben verschlossen ist, aber auch einen wenigstens annähernden Begriff geben von der originellen Kraft und Frische, mit welcher der Genius jener vollendeten Sprache waltete; und dem, der die zwei nach ihren Kultureinwirkungen so gewaltigen Sprachen vergleichen kann, eröffnen sie weite Gesichtspunkte und Parallelen. Kurz, das Lesen dieser in geschlossenen, festen und natürlichen Formen sicher einherschreitenden Verse ist ein Genuß und führt uns treu und wahr in jene vom reichsten Leben strotzende Welt des alten Griechenland zurück. Wir wollen zwei Schwierigkeiten, die nebenbei eben noch zu überwinden waren, nur mit einem Worte streifen: Auch den hier gewählten großen Häuptern gegenüber haben wir's mehrfach mit unvollständigen oder verderbten Texten zu thun; und zweitens gehören in jeder Sprache szenische Dichter, die so oft unmittelbar auf feine

Digitized by Google

Spezialitäten des momentanen Tageslebens, der Mode und Sitte andeuten, zum Schwierigsten, was dem Verständnis entgegentritt, doppelt schwierig, wenn wir einen Komiker vor uns haben wie den in übermütiger Gewalt einherstürmenden Aristophanes.

Von der Gewandtheit und lebensvollen Frische in Behandlung der mannigfachsten reichen Rhythmen kann natürlich ein kurzes Citat keinen Begriff geben; gleichwohl mag es die Art der Sprachführung etwas kennzeichnen. Wir wählen unter Dutzenden von Stellen. Da ist z. B. gerade der Anfang der „Wolken" des Aristophanes:

Strepsiades (sich streckend). A — ah! a — ah!
O Zeus im Himmel, was für ein unendlich Ding
Ist so 'ne Nacht doch! Wird's denn garnicht wieder Tag?
Ich habe doch den Hahnenschrei schon lang gehört. —
Die Knechte schnarchen. Eh' dem wär' das nicht passiert!
O Krieg! verflucht aus tausend Gründen seist du mir,
Und wär's nur, weil ich mein Gesind nicht prügeln darf!
Und auch der saub're Junge neben mir — er wacht
Die ganze Nacht nicht einmal, sondern kanoniert
In seinem Dutzend dicker Decken eingepelzt.
Je nun, ich mach' es gleichfalls so und schnarche mit. —
Umsonst! mich Armen flieht der Schlaf; es beißen mich
Die vielen Kosten, die Pferdesucht, die Schulden, die
Mein Sohn mir aufhalst; er, im wallenden Gelock
Stolziert zu Roß, kutschiert mit seinem Zweigespann,
Träumt gar von Rossen, während ich vor Angst vergeh'
Jeweilen, wenn der Monat sich zum Ende neigt,
Denn es strecken sich die Zinsen.
(Er rüttelt einen Knecht auf)
Heda, Bursch! mach' Licht!
Bring her das Hausbuch, will doch einmal sehn, wie viel
Ich schuldig bin, und was der Zins in Summa macht.
(Der Knecht bringt das Buch).
Laß sehn, was macht die Schuld? „Zwölf Pfund dem Pasias".
Dem Pasias zwölf Pfund? wofür? für welchen Schmerz?
Ach für die Schimmel, die ich kaufte! Wär' ich doch
Zuvor verschimmelt, eh' ich's that, ich armer Tropf!

oder, in ganz andern Formen, aus einem Chorgesang der „Choëphoren" des Äschylos:

Erste Strophe.
Drinnen hat man uns entsendet,
Und wir nahn mit Opferspenden,
Und wir schlagen uns im Schmerze
Brust und Haupt.
Blutigrot durchfurchen Risse
Uns're nagelwunden Wangen.
Ew'ger Jammer ist des Herzens
Einz'ge Speise!
Uns're Linngewebe flogen
Weg, vom wilden Schmerz zerfetzt,
Weg des Busens falt'ge Hüllen,

Digitized by Google

Und des Unglücks Nacht umdüstert
Unser schwergebeugtes Haupt! . . . . .

Erste Gegenstrophe.

Denn die Angst, die Traumprophetin,
Die das Haar sträubt und im Schlafe
Schrecken atmet, stieß in stiller
Mitternacht
Einen Schrei aus, voll Entsetzen
Aus dem Schlafgemach der Fürstin,
Wo sie einbrach, Graun und Zittern
Im Gefolge.
Und der Deuter, gottbegeistert
Zum Erschau'n der Wahrheit, sprach:
In der Erde Tiefen grollen
Tote schwer, und ihren Mördern
Drohen sie mit Rachezorn . . . . .

Dritte Strophe.

Der Blutstrahl, den die Mutter Erde schlürfte,
Gerinnt zum Rächermal; kein Schwamm vertilgt es;
Ein Fluchgericht von Schmerzen schwillt dem Frevler
Zu einem Meer von Qual, das nie versiegt.

Dritte Gegenstrophe.

Wer gegen keusche Brautgemächer frevelt,
Ist sühnlos; und wenn alle Ströme flössen
In einem Bett, das Blut von Mörderhänden
Zu tilgen, mühten sie umsonst sich ab.

Zürich. J. J. Honegger.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und Industrie.

Der Aufschwung, den Handel und Industrie, Hand in Hand mit den erstaunlichen Entdeckungen, Erfindungen und Fortschritten in allen Zweigen der Naturwissenschaften genommen: der Wettkampf aller Kultur-Völker, an der Spitze zu stehen in Vermehrung und Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse, im Absatz und Austausch dieser und ihrer Landesprodukte, und der dadurch bedingten Steigerung ihres Wohlstandes, drückt unserem Jahrhundert den Stempel auf. Wohl und Wehe der Industrie, Streitfragen und wechselnde Bestrebungen in der Handelswelt, erfolgreiche Neuerungen im Kunstgewerbe berühren die Lebensbedingungen der einzelnen, wirken auf die Gesamtentwickelung der Nationen, beschäftigen vielfach die Gesetzgebung und beanspruchen immer mehr die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, die entweder mit Anteilnahme unsere nationale Entwickelung verfolgen oder sich thätig eingreifend an allen das Allgemeinwohl beeinflussenden Fragen und Bestrebungen beteiligen.

Wir glauben daher mit der Einrichtung einer Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und Industrie einem Bedürfnis zu genügen; getreu dem Zweck der deutschen Revue, die Kenntnis und das Interesse an allen wichtigen Begebenheiten zum Wohl der Gesamtheit zu verbreiten und zu wecken. Wenn auch ausgezeichnete Fachblätter fast für alle Zweige des Handels und industriellen Lebens mit voller Berechtigung bestehen

Digitized by Google

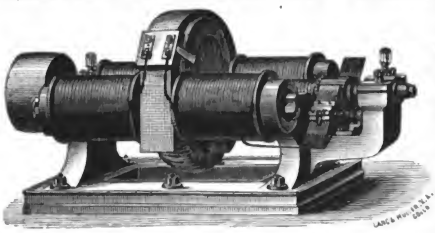
und dem Fachmann auf seinem besonderen Gebiet meist unentbehrlich sind, so werden diese doch nicht allgemein gelesen und sind auch vielfach dem Nichtfachmann, der sich gern über die gesamten Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten unterrichtet, unverständlich. Hier soll unsere neue Revue also eine Lücke füllen, sie soll in gediegener, allgemein verständlicher Form abwechselnd Berichte und Besprechungen aus den verschiedensten Abteilungen des gewerblichen Lebens bringen, zur richtigen Beurteilung des Nutzens und der Wichtigkeit der einzelnen Neuerungen und Fortschritte beitragen und dadurch anregend in immer weiteren Kreisen wirken. Sie soll so dem Fachmann wie dem Nichtfachmann nützlich und belehrend werden, dem allgemeinen Fortschritt zum Wohl unseres Vaterlandes in ihren Endzwecken dienend. — In Anbetracht der Schwierigkeit, ein so großes, neues Gebiet regelmäßig in unsere Betrachtungen zu ziehen, hoffen wir, klein beginnend, unterstützt durch immer größere Kreise von Interessenten, mehr und mehr den Beifall unserer Leser und Freunde zu erzielen, neue Leser und Freunde zu gewinnen und so unserer schwierigen Aufgabe in stetig erweiterter Form und befriedigender Ausführung gerecht werden, wie den in Vorstehendem angedeuteten Zielen näher und näher kommen zu können.

Einen hervorragenden Platz bei Besprechung der industriellen Errungenschaften der Neuzeit kann wohl mit vollem Recht die Nutzbarmachung der Elektrizität, dieser uns teilweise noch rätselhaften Naturkraft beanspruchen. Nach ihrer Verwendung in der Telegraphie trat jahrelang ein scheinbarer Stillstand in ihrer weiteren Verwertung ein, bis plötzlich vielseitige, neue Erfindungen uns Telephone, Phonograph, Mikrophon, elektrisches Glühlicht u. s. w. fast gleichzeitig brachten. Diese epochemachenden Erfindungen wurden schnell mannigfach verbessert und vervollkommnet und in wenigen Jahren hat sich eine große, machtvoll vorwärtsstrebende Industrie entwickelt, welche solche dem Gebrauch in der Technik und im täglichen Leben dienstbar macht. — So beschäftigt heute die Herstellung der Apparate, Leitungen und Lampen für die elektrische Beleuchtung, welche sich in wenigen Jahren immer mehr Anerkennung erworben und deren allgemeine Einführung nur noch eine Frage der Zeit sein kann, viele bedeutende und verzweigte Etablissements und halten wir es für allgemein interessant, aus dem Geschäftsbericht einer speziell in diesem Fach arbeitenden Firma[1]) einige Einzelheiten anzuführen. — Wenn dieselbe in der Einleitung zu diesem Geschäftsbericht gegenüber dem Einwand, daß es ratsam sei, noch einige Zeit mit Anschaffung einer elektrischen Beleuchtungsanlage zu warten, erwidert, daß die elektrische Beleuchtung sich jetzt keineswegs mehr, wie irrigerweise vielfach angenommen werde, im Versuchsstadium befinde und daß wesentliche Vereinfachungen und Verbesserungen an den Maschinen, Leitungen und Lampen wohl auch nicht mehr zu erwarten stünden, so können wir dem allerdings nicht unbedingt zustimmen. Wir glauben vielmehr, daß sehr wahrscheinlich, die nächsten Jahre auf diesem noch jugendlichen Gebiet bei dem Eifer, mit welchem sich viele hervorragende Techniker mit demselben befassen, noch manche, vielleicht überraschende Vereinfachungen und Verbesserungen bringen können. Dagegen geben wir gerne zu, daß die elektrische Beleuchtung thatsächlich schon heute allen Anforderungen an eine gute, zweckmäßige Beleuchtung entspricht und bei rationeller Anlage gefahrloser, reiner, angenehmer, bequemer und billiger wie jede andere Beleuchtungsart ist. — Die Richtigkeit der vier zuerst genannten Eigenschaften wird wohl heute von niemand mehr bestritten werden, während über die Billigkeit des elektrischen Lichtes die Ansichten noch auseinandergehen, weshalb wir der Begründung dieser Behauptung Raum geben zu sollen meinen. Das elektrische Licht ist billiger wie jeder andere Beleuchtungsmodus, denn mehr als zwei Drittel der aufgewandten Kraft wird bei demselben in Licht umgesetzt, während bei allen anderen Beleuchtungsarten ein ungeheurer Kraftverlust durch Wärme-Erzeugung — bei Gas nahezu das dreißigfache der Lichterzeugung — unvermeidlich ist. Diese theoretische Behauptung findet ihre praktische Bestätigung in den Betriebskostenberechnungen aller jener Anlagen, welche nicht unter geradezu ungünstigen Verhältnissen zu leiden haben.

[1]) Kommanditgesellschaft Spiecker & Komp. in Köln.

Digitized by Google

Die Benutzung des elektrischen Lichtes weist nun bereits eine große Mannigfaltigkeit auf. Je nachdem große Terrains, hohe Hallen, Bahnhofperrons, Kais, Lagerplätze ꝛc. oder kleinere Räume als Ersatz der bisherigen Gasbeleuchtung mit Licht versehen werden sollen, empfiehlt sich die Verwendung von Bogenlicht in einer Lichtstärke von 1000—1500 Normalkerzen und sogenannten Differential-Bogenlampen oder Glühlicht, letzteres je nach Bedarf aus Glühlampen von 10, 16, 32, 50 und 100 Normalkerzen Lichtstärke. — Allein das Verzeichnis der verschiedenen Systeme von Bogen- und Glüh-Lampen, der verschiedenen Armaturen je nach Zweck und Örtlichkeit bietet ein interessantes Studium. — Als Lichtquelle oder Stromerzeuger baut und empfiehlt die vorerwähnte Firma die Flachringmaschine mit gleichgerichtetem Strome. Bei dieser Maschine sollen die Mängel, welche an anderen Flachringmaschinen beobachtet wurden, sorgfältig umgangen sein, und erwähnen wir, ohne hier zu sehr in die Details eingehen zu können, folgende hervorgehobene Vorzüge. Die Maschine liefert einen Nutzeffekt, welcher sich auf 92% der aufgewendeten Kraft berechnet, ein selten günstiges Ergebnis; durch ihre breite Basis, ihren niedrigen Aufbau und durch die vorteilhafte Form und Anordnung ihrer Teile als ein festes, abgerundetes Ganzes erscheinend, ist ihr eine große Solidität gesichert. Die Lagerung der Are in lange, gut unterstützte Lager ist eine sehr zweckmäßige, derart, daß dieselbe mit Induktor und Stromsammler ohne Demontage herausgenommen werden kann. Die Befestigung des Induktors, dessen Eisenkern durch die kräftigen Arme einer Nabe gefaßt wird, sodaß die Drähte unberührt bleiben und nicht, wie bei anderen Maschinen eingeklemmt und gepreßt werden, ist eine vorzügliche. Der Stromsammler liegt in freier, zugänglicher Lage, und endlich ist der gleichgerichtete Strom, welchen die Flachringmaschine erzeugt, bei den mäßigen Spannungsverhältnissen absolut gefahrlos. Die Flachringmaschine wird nach Wunsch und Bedürfnis in den drei üblichen Schaltungssystemen, nämlich als Dynamomaschine für Bogenlampen, als Nebenschlußmaschine zur Speisung von Akkumulatoren und als Compoundmaschine für Glühlicht oder für Glüh- und Bogenlicht gebaut. — Um schließlich eine Anschauung über die Verbreitung der elektrischen Beleuchtung und die Bedeutung der dafür beschäftigten Industrie zu geben, sei erwähnt, daß die Kommanditgesellschaft für elektrische Beleuchtung in Köln bis 1887 nach einer Zusammenstellung 318 Betriebsmaschinen, 462 Bogenlampen und 19500 Glühlampen aufstellte. Aus diesem Resultat einer Anlage läßt sich bei den vielen bestehenden, ähnlichen Etablissements wohl ein Rückschluß auf die Wichtigkeit dieses Industriezweiges machen.



Indem wir uns vorbehalten über die Neuerungen und Vervollkommnungen, welche die letzten Jahre in zwei der wichtigsten Industriezweige im Dampfkessel- und Dampfmaschinenbau gebracht haben, bei einer späteren Gelegenheit eingehender zu berichten, halten wir es für weitere Kreise interessant, heute eine neue Erfindung zur Verhütung von Kesselstein hervorzuheben. Gegenüber den vielen Schädigungen, die der Absatz von Kesselstein in den Dampferzeugern mit sich bringt, ist es leicht erklärlich, daß unablässig nach Verhütungsmitteln gesucht wird, daß eine große Zahl teils einfacher, teils komplizierter, teils chemisch, teils mechanisch wirkender Verfahren von verschiedenen Seiten empfohlen werden, die aber meist nur unvollkommen oder nur unter bestimmten Bedingungen helfen, so daß sich vielfach ein berechtigtes Mißtrauen gegen Kesselsteinmittel ausgebildet hat. Wir halten es daher umsomehr für richtig, sich wirklich bewährende Erfindungen auf diesem Gebiet weiter bekannt zu machen und vielleicht Anregung zu

Digitized by Google

deren gesteigerter Vervollkommnung zu geben. Eine solche Erfindung scheint der „Dampfkessel-Speisewasser-Reiniger", Patent Schröter, Guben, patentiert in Deutschland, England und Belgien, zu sein. — Derselbe, ein einfacher Apparat, beseitigt auf mechanische Weise in großer Vollkommenheit allen Kesselstein, Schmutz und Schlamm aus dem Dampfkessel, ohne Rücksicht auf die chemische Beschaffenheit des Wassers und die mechanischen Beimengungen desselben, wie Thon, Sand, Algen und anderes. — Der Apparat besteht aus einem vertikalen Cylinder aus Walzeisen, der auf fünfzehn Atmosphären Wasserdruck geprüft ist, und dessen Wandstärken den Normen über schmiedeeiserne Cylinder mit innerem Druck entsprechen. Derselbe ist mit einem Dampfventil versehen, welches sich automatisch öffnet und schließt und dadurch ein abwechselndes Ansaugen des Wassers aus dem Kessel in den Apparat und darauf folgendes Rücklaufen desselben in den Kessel hervorruft. Durch zwei Rohrleitungen mit dem Kessel verbunden, von welchen eine am tiefsten Punkt des Kessels im Wasser mündet, während die andere nur mit dem Dampfraum des Kessels in Verbindung steht, beginnt der Appart zu wirken, sobald sich Dampf im Kessel entwickelt. Die Kesselsteinbildner sinken im siedenden Wasser zu Boden, der Apparat saugt das Wasser mit rapider Geschwindigkeit auf und reißt dabei sämtliche Schmutzteilchen, welche sich am Kesselboden ablagern, mit aus dem Kessel, gerade so, wie wenn man mit einer kleinen Saugspritze Wasser schnell aus einem Glase aufsaugt, welches Satz enthält. Man bemerkt dann, daß der ganze Schmutz auch von entfernteren Teilen nach der Öffnung des Saugrohrs zieht und aufgenommen wird. — Der Reiniger füllt sich also allmählich mit Wasser, die Schmutzteile sinken, weil schwerer, in demselben zu Boden und können hier nicht wie im Kessel anbrennen, da der Reiniger der Feuerung nicht ausgesetzt ist. Gelangt das Wasser nun zu einer bestimmten Höhe, so öffnet es durch einen Schwimmer das Ventil des mit dem Dampfraum des Kessels in Verbindung stehenden Rohres. Sofort tritt Dampf in den Apparat, drückt das gereinigte Wasser wieder in den Kessel zurück, während der Schmutz am Boden des Reinigers bleibt und ab und zu durch einen Abflußhahn abgelassen werden kann. Beim Sinken des Wassers schließt sich das Ventil am Dampfrohr, der Gegendruck hört auf und der Apparat beginnt von neuem aus dem Kessel zu saugen und so fort, so lange der geringste Druck im Kessel vorhanden ist. Das einfache, wirkende Prinzip dieser Erfindung wird hiernach verständlich sein und es mögen als besondere Vorteile noch erwähnt werden, 1. das häufige Reinigen des Kessels von Kesselstein (Ausklopfen desselben) fällt weg und wird dadurch bedingte Betriebsstörung erspart; 2. durch das Reinbleiben der Kesselwände wird Brennmaterial gespart und die Verdampfungsfähigkeit des Kessels gesteigert; 3. den häufigen Reparaturen der Kessel infolge Überhitzung der vom Kesselstein belegten Kesselwände und Nähte, ebenso den dadurch verursachten Explosionen wird vorgebeugt, 4. der Reiniger beseitigt nicht nur den Kesselstein, sondern auch alle anderen im Kessel sich ansammelnden Unreinlichkeiten, 5. die Aufstellung, des Apparates erfolgt ganz unabhängig von der Speisung und ist auch bei vorhandenen Kessel-Anlagen jederzeit leicht ausführbar, 6. der Apparat arbeitet ohne besondere Betriebsvorrichtung zuverlässig und unabhängig, 7. er bedarf keinerlei besonderer Wartung und Beaufsichtigung, keiner besonderen Konzession und beansprucht nur geringe Anlagekosten. — Mit diesem Apparat scheint uns demnach eine empfehlenswerte Erfindung gemacht zu sein, und hat Schreiber dieses die vorzügliche Wirksamkeit in verschiedenen Etablissements, welche zum Teil mit sehr stark Kesselstein bildendem Wasser arbeiten, bewährt gefunden. Doch glauben wir, daß seine Leistungsfähigkeit in dem Falle, in welchem das Speisewasser weniger durch mechanische Beimischungen und sich leicht niederschlagende Salze als durch erst bei einer bestimmten Konzentration sich absetzenden Gyps Kesselstein bildet, einbüßt. Der Erfinder empfiehlt für diese Eventualität einen Zusatz von kaustischer Soda zum Speisewasser, also eine vereinigte chemische und mechanische Wirkung, und scheint uns hier ein noch der Verbesserung bedürftiger Mangel vorzuliegen.

Wollen wir auch eine eingehendere Besprechung der neuesten Verbesserungen und Leistungen in der Dampfmaschinen-Industrie einem späteren, besonderen Bericht vorbehalten, so möchten wir doch einer Aufsehen erregenden neuen Erscheinung auf diesem Gebiete schon heute Erwähnung thun. In dem großen Etablissement der Gebrüder Howaldt in Neumühlen bei Kiel, Maschinen-

Digitized by Google

fabrik, Eisengießerei und Schiffswerft umfassend, wurde vor kurzem eine nach den neuesten Erfahrungen der Technik konstruierte Betriebsmaschine von 300 Pferdekraft ausgeführt und nach deren Fertigstellung einer Anzahl Industrieller und Ingenieure Gelegenheit zur Besichtigung geboten. Diese Maschine beansprucht ein besonderes Interesse, weil sie nach dem in den Kreisen der Industriellen mit Aufmerksamkeit verfolgten System der dreifachen Expansion bei hohem Kesseldruck konstruiert ist, ein System, das man unter ökonomischester Ausnutzung des Kohlenverbrauchs bereits in ausgedehntem Maße im Schiffsmaschinenbau anwendet, das dagegen unseres Wissens für stationäre Dampfmaschinen noch nicht zur Verwendung gekommen ist. Die äußerst sinnreich konstruierte Maschine beansprucht nur einen Raum von 8 m in der Länge, 2 m in der Breite und 3,5 m in der Höhe. Der Kohlenverbrauch ist ein äußerst niedriger, 0,7 kg pro Stunde und Pferdekraft garantiert. Die für 300 Pferdekräfte und 120 Umdrehungen gebaute Maschine ist so stark und solide gebaut, daß dieselbe eine Steigerung bis zu 550 Pferdekraft und 200 Umdrehungen mit Sicherheit aushalten kann. Als Material für alle sich bewegenden Teile ist Stahl genommen, die Stopfbüchsenpackung ist die patentierte Metallpackung der ausführenden Fabrik, welche ein Schmieren unnötig macht und dicht schließt. Das Gewicht der ganzen Maschine beträgt ungefähr 400 Zentner und ist ihr Gang ein ruhiger, fast keine Erschütterung verursachender. Diese Maschine arbeitet also mit drei Cylindern, die unter einander in Verbindung stehen und in welchen vom ersten bis zum dritten die Expansionskraft des Dampfes steigend ausgenützt wird. Wie wir hören, ist die Maschine für die Firma Gebrüder Stollwerck in Köln bestimmt und wünschen wir sowohl der ausführenden Firma, die zuerst dieses neue Gebiet betreten, als auch der bestellenden Firma, welche den Mut hat, die erste in Verwendung dieser neuen Konstruktion zu sein, daß ihnen diese Initiative vorteilhaft werde. Bei dieser Gelegenheit wird es in weiten Kreisen von Interesse sein, eine wenn auch bei unserem beschränkten Raum nur skizzenhafte Schilderung des Etablissements und der Thätigkeit dieser Firma zu lesen, die mit Erfolg bestrebt ist, im deutschen Lande der ausländischen Fabrikation entgegenzutreten und das deutsche Fabrikat immer mehr und mehr im Ausland zu verbreiten. Wir folgen hierbei verschiedenen uns vorliegenden Schilderungen, welche anläßlich eines Besuchs der Mitglieder des Kölner Gewerbevereins bei genannter Firma erschienen.

Im Dezember vorigen Jahres waren beschäftigt 583 Personen in der Fabrik, sowie ferner 126 Beamte, Kontor-Personal, Ingenieure, Reisende u. s. w., zusammen über 700 Personen. Der Umschlag mit den Kölner Postämtern in Post- und Wechsel-Marken betrug in den letzten 12 Monaten 39500 Mk., wozu die indirekte Beschäftigung der Post durch ankommende Sendungen an die Firma in gleicher Summe geschätzt werden kann. An Zöllen wurden bezahlt für Zucker, Mandeln, Kakao, Thee ꝛc. 345053 Mk., an Frachten an die königlichen Eisenbahnverwaltungen und Dampfschiffahrtsgesellschaften die Summe von 39000 Mk. — Der Hauptbetriebskessel mit 650 direkter und zusammen etwa 700 qm wasserberührter Heizfläche ist der größte Dampfkessel, den es giebt, die Heizröhren dieses Wasserröhrenkessels, 711 an der Zahl, haben eine Gesamtlänge von etwa 3000 m, aneinandergelegt also etwa eine Strecke von $^3/_4$ Stunden Weg füllend. Die Konstruktion auf dem Gebiet der Speisung mit Kesselsteinfreiem Speisewasser rührt von Herrn Heinrich Stollwerck her und ist der Kessel auch in der Maschinenfabrik der Firma gebaut. An Dampfmaschinen ist eine liegende Cylindermaschine von 250 Pferdekraft vorhanden, sowie eine in Reserve stehende Wolf'sche Balanciermaschine von etwa 60 Pferdekraft; ferner sind aufgestellt eine Maschine von 20 und je eine von 8 und 7 Pferdestärken, um Teile des Betriebs übernehmen zu können. Für spätere Erweiterungen ist jetzt eine Chemnitzer Wheelock Zwillingsmaschine von 350 bis 500 Pferdekraft in Betrieb genommen. Im ganzen werden 350 Arbeitsmaschinen von den Motoren in Bewegung gesetzt; fast sämtliche Maschinen zur Bearbeitung von Schokoladen und Zuckerwaren sind nach eigener Konstruktion, zum Teil patentiert, in der Maschinenfabrik der Firma gebaut. Dieselbe hat außerdem eigene Klempnerei und Dosen-Fabrik mit den neuesten Werkzeugmaschinen, Modell-, Bau- und Kisten-Schreinerei mit Hobelbänken, Kreissägen u. s. w. Eine eigene Buchdruckerei beschäftigt eine große Johannisberger Zweifarb-Maschine, zwei Schnellpressen, je eine Tiegel- und Hand-Presse, Stereotypie und Galvanoplastik;

Digitized by Google

ferner sind Buchbinderei und Cartonnagefabrik mit vielen Hülfsmaschinen damit verbunden. Durch unmittelbaren Dampf vom Kessel werden die Kakaobohnen in großen Röstapparaten geröstet, wodurch viele Vorteile, namentlich auch in bezug auf Geschmack und Nährwert des Kakao's erzielt werden. Diese patentierten Apparate sind ebenfalls eine Erfindung des Herrn Heinrich Stollwerck und bereits von vielen der ersten Fabriken in Frankreich, England, Amerika und Spanien eingeführt. Die eigene Ölgas-Anstalt der Fabrik ist für 800 Flammen eingerichtet; außerdem erleuchten 3 Dynamo-Maschinen für 17 Bogen- und 40 Glühlichter die Räume; das ausgedehnte Kontor ist mit Glühlichtern erleuchtet und enthält mit Hilfe der Elektrizität verschiedene Bequemlichkeiten für Signale, sodann Schreibmaschinen, Telephon-Verbindung mit der Stadt und allen Teilen der ausgedehnten Anlage. Das Hauptbücher-Repositorium ist interessant eingerichtet; die 30 Hauptbücher liegen in 6 Etagen, jedes in einer Schublade, die herausgezogen ein Pültchen bildet, an dem gearbeitet werden kann. Abends werden die Bücher in einem Wagen in ein feuersicheres Gewölbe gefahren. Ein eigens eingerichtetes chemisches Laboratorium beschäftigt einen Chemiker mit Untersuchung aller ankommenden Rohmaterialien, welcher auch besonders die Fabrikation von pharmazeutischen Waren überwacht. Die größte im Betrieb befindliche Schokolademaschine fertigt 2000 kg per Tag, jedoch ist eine neue für die eigene Fabrik in der Stollwerck'schen Maschinenfabrik im Bau, welche 5000 kg den Tag in 10 Arbeitsstunden fertigen wird, also bei Tag und Nachtbetrieb 10 bis 12000 kg Schokolade und verlangt diese Maschine, welche sich selbstthätig beschickt und entleert, nur einen Mann zur Bedienung. Der Versand erstreckt sich in der Hauptsache auf Deutschland, doch gehen auch beträchtliche Quantitäten ins Ausland und wird die Firma, durch die vom Reichstag bewilligte Rückzollvergütung hierzu veranlaßt, mit neuen Vergrößerungen und Betriebserweiterungen energisch ihr Absatzgebiet im Ausland ausdehnen. — Das ganze Werk erregt mit Recht die Bewunderung aller Besucher, und glauben wir in der vorstehenden Skizze genügend Material mitgeteilt zu haben, um zu zeigen, wie tüchtige technische Kräfte vereint mit kaufmännischem Geist, energischem Fleiß und Unternehmungsmut Großes zum Nutzen der Unternehmer, aber auch zur Förderung der gesamten Industrie schaffen können.

Nachdem wir hiermit den Beginn der Berichterstattung über wichtige, allgemeine interessierende Neuerungen und industrielle Anlagen gemacht, sei es uns noch gestattet, die Aufmerksamkeit auf einige, den gesamten kunstgewerblichen, Handels- und industriellen Stand angehende Fragen zu lenken. Für die geplante Jubiläums-Ausstellung in Melbourne ist in letzter Stunde ein Reichskommissar ernannt und die Bewilligung einer Summe für die würdige Vertretung des deutschen Reiches beim Reichstag nachgesucht worden. Es liegt nun im Interesse aller hervorragender Vertreter des deutschen Erwerbslebens, bei dem internationalen Wettstreite im fernen, aufblühenden Australien der Bedeutung des Deutschen Reiches würdig und siegreich aufzutreten, dort ist nach den günstigen Resultaten, die der deutsche Gewerbefleiß auf der Ausstellung in Sidney erzielte, noch ein Feld für unsern Export zu erobern und dort sind, wenn es gelingt, auf der demnächstigen Weltausstellung ein geschickt arrangiertes Bild der Leistungsfähigkeit, Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit unserer Industrie und Erzeugnisse zu geben, lohnende Verbindungen in Aussicht und sichere Erfolge zu erwarten. Wir möchten uns daher der Aufforderung des Reichskommissars und vieler hervorragenden, industrieller Körperschaften anschließen und möglichst viele, tüchtige Vertreter im Kunstgewerbe, in Handel und Industrie zur Beteiligung und rechtzeitigen Beschickung dieser Ausstellung bewegen. Die Opfer sind zwar nicht unbedeutend, die Mühen nicht zu unterschätzen, doch wird eine reichhaltige Gesamt-Ausstellung des deutschen Reiches diesem neue Ehren in fernen Zonen bringen und werden sich dann dem einzelnen die entstandenen Mühen und Opfer vielfach lohnen. —

Endlich möge zum Schluß noch unsere Genugthuung darüber Ausdruck finden, daß in der begonnenen Reichstagssession der Aufbau unserer sozialen Reform mit einem verläufigen schönen Schlußstein gekrönt werden soll. Der in seinen Grundzügen bekannt gegebene Gesetzentwurf über die „Alters- und Invaliden-Versicherung der Arbeiter" wird wohl sicher, trotz dem Widerspruch einzelner Gruppen Gesetz werden, und wenn auch in der einen oder an-

Digitized by Google

deren Richtung eine Änderung beliebt wird, zum Segen für unseren Arbeiterstand gereichen. Nur, wo wie bei uns, in verständiger Weise seitens einzelner, seitens ganzer Vereine und schließlich seitens der Gesetzgebung dafür gesorgt wird, daß den berechtigten Ansprüchen unserer Arbeiter nach Möglichkeit Genüge geleistet wird, daß der Arbeiter wenigstens vor den Folgen unverschuldeter Krankheiten, Unfälle und einer durch Alter oder Invalidität bedrängten Erwerbsunfähigkeit nach Möglichkeit geschützt wird, kann sich Handel und Industrie ohne Störungen zum Segen des Gemeinwohles weiter entwickeln. Alle verständigen Interessenten werden daher die nötig werdenden Opfer nicht scheuen, sondern gern nach Kräften zum Gelingen beitragen und einen befriedigenden Abschluß unseres deutschen Sozial-Reformwerkes froh begrüßen; sie werden uns recht geben, wenn wir dem Zustandekommen desselben eine weittragende Wichtigkeit beilegen, und daher unsere heutigen Betrachtungen mit dem Wunsch schließen, möge das Gesetz über die Alters- und Invaliden-Versicherung der Arbeiter besonders in allen gewerblichen Kreisen Unterstützung finden und zum Nutzen der Arbeiter und Arbeitgeber, zum Nutzen unseres aufblühenden Staatswesens bald in befriedigender Form in Kraft treten.

Zeitbeschwerden.

Das Übermaß der Schriftlichkeit in Rechtspflege und Verwaltung.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit des gegenwärtigen Verfahrens in der Verwaltung und Rechtspflege, sowohl in Zivil- wie in Strafsachen, bildet die übermäßige Anwendung und Ausdehnung der Schriftlichkeit. Dank der Herrschaft des büreaukratischen Geistes, welcher in beiden Zweigen staatlicher Thätigkeit mit jedem Tage mehr an Boden gewinnt, dank dem Einfluß und der Macht der omnipotenten Büreaukratie, welche sowohl die Verwaltung wie die Justiz in die Fesseln des Formalismus und in die Schranken der Schablone einzwängt, legt man der Schriftlichkeit eine im höchsten Grade übertriebene Wichtigkeit bei, dank der büreaukratischen Überlieferung leidet und krankt die Erledigung der Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege heute wieder an all' den Übelständen, welche mit der maßlosen Ausdehnung der Schriftlichkeit, mit der übertriebenen Berücksichtigung der Schreibordnung als notwendige Folgen verbunden sind. Während die Wissenschaft die Vereinfachung des Rechtsganges und der Rechtspflege auf ihre Fahne geschrieben hat, während das praktische Leben mit Entschiedenheit die Erfüllung und Verwirklichung dieser Forderungen in ausgedehntestem Umfange verlangt, während die Gesetzgebung sich bemüht, denselben gerecht zu werden und ihnen bereits wenigstens teilweise nachgekommen ist, zeigen sich die Rechtspflege und die Verwaltung absolut unfähig sich gegen die Überwucherung durch die Schriftlichkeit auch nur einigermaßen zu schützen. Die Ausdehnung, welche die Schriftlichkeit wiederum erlangt hat, ist eine außerordentliche, sie wird immer größer und bedeutender, und es wäre durchaus irrig zu behaupten, daß dieser höchst unerfreuliche Entwickelungsprozeß bereits seinen Höhepunkt erreicht habe. Parallel mit der in- und extensiven Erweiterung der Schriftlichkeit wächst die Wichtigkeit, welcher sich die Schreibordnung erfreut. Ein übertriebener, durchaus unbegründeter Wert wird derselben beigelegt, eine verhängnisvolle Überschätzung ihres Nutzens macht sich geltend und das Verfahren in Justiz- und Verwaltungssachen, das unter der Herrschaft des Prinzips der Mündlichkeit steht oder vielmehr stehen soll, dürfte schwerlich besser charakterisiert werden können als durch das giftige Hohnwort Mephistos: „denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nachhause tragen." Die neuere Prozeßgesetzgebung und die neue Regelung der Administrativjustiz hat mit dem Prinzip der Schriftlichkeit, dem Dorado der Juristen alten Schlags, gebrochen und das Verfahren auf dem Boden der Mündlichkeit aufgebaut, allein was hilft das, wenn in Wahr-

Digitized by Google

heit die Schriftlichkeit sich einem roten Faden gleich durch alle Stadien des Verfahrens zieht, was nützt es, daß die Gesetzgebung sich zu einem Grundsatz bekennt, der geeignet ist, jeder Verlangsamung des Rechtsganges und jeder Verteuerung desselben durch unnötige und unzweckmäßige Schreibereien entgegenzuwirken, wenn nach wie vor wegen der unbedeutendsten Bagatellsache umfangreiche Schriftstücke angefertigt werden, bei denen schon der Papierwert der beschriebenen Bogen in einem stattlichen Mißverhältnis zu dem Werte des Gegenstandes steht, um welchen sich die ganze Amtsthätigkeit dreht? Welchen Vorteil gewährt dem Bürger die Umgestaltung der Rechtspflege im Geiste moderner Anschauung, wenn in Wahrheit noch die alte Tradition der Büreaukratie eine geradezu unbeschränkte Herrschaft ausübt, wenn sie nicht nur eine in der That unerhörte Verschwendung an Zeit und Arbeitskraft zur Folge hat, sondern auch die Ursache schwerwiegender und bedeutsamer materieller Nachteile für den einzelnen ist? Höchst thöricht wäre es, verkennen zu wollen, daß weder das Verfahren in Zivil- und Strafsachen noch die Verwaltung ohne ein gewisses Maß schriftlicher Fixierungen bestehen kann: die deutsche Prozeßgesetzgebung hat dies selbstverständlich auch nicht verkannt, ebensowenig die Verwaltungsgesetzgebung; wenn man der ersten irgend einen Vorwurf nicht entgegenhalten kann, so ist es derjenige, die Schriftlichkeit im ungebührlichem und schädlichem Maße beschränkt zu haben, im Gegenteil, gegenüber andern Gesetzgebungen, welche das Verfahren vom Boden der neuzeitlichen Anschauungen aus regelten, hat die Reichsgesetzgebung ohne Zweifel der Schriftlichkeit einen viel zu weiten Spielraum eingeräumt, ganz besonders die Strafprozeßordnung, welche es durch ihre Bestimmungen über die Voruntersuchung möglich macht, das ausgedehnte, in derselben gesammelte schriftliche Material mit in die Hauptverhandlung zu schleppen und dort in einer Weise zu verwerten, daß von einer mündlichen Verhandlung vernünftigerweise nicht mehr die Rede sein kann, man müßte denn auf dem Standpunkte des Hegelianers stehen und Sein mit Nichtsein identifizieren. Wenn nun trotzdem die Rechtspflege sich bemüht, das Gebiet dieser Schriftlichkeit noch weiter auszudehnen, wenn sie dennoch danach strebt, die derselben von dem Gesetze beigemessene Wichtigkeit noch zu erhöhen und zu vermehren, so ist dies als eine überaus unerwünschte und ungerechtfertigte Erscheinung zu bezeichnen, welche für den einzelnen wie für die Gesamtheit von unerfreulichen Konsequenzen begleitet ist, deren Beseitigung mit allen Kräften erstrebt werden muß. Im Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sind die Mängel und Übelstände, welche durch sie hervorgerufen werden, noch lange nicht von der schwerwiegenden Bedeutung und Tragweite wie in dem Verfahren in Strafsachen. Wenn auch dort durch das Übermaß der Schriftlichkeit Arbeits- und Zeitverluste in Menge entstehen, wenn auch in Folge der mit ihm notwendig verbundenen Verlangsamung des Verfahrens nicht selten Nachteile von erheblichster Bedeutung erwachsen, weil die schleppende Schriftlichkeit die schleunige Erledigung einer dringlichen Angelegenheit beeinträchtigt, so handelt es sich doch dabei stets um den Verlust von Geld und geldeswerten Gütern. Anders im Strafverfahren. Hier führt die übertriebene Schreiborduung und das Übermaß der Schriftlichkeit zu empfindlichsten Nachteilen für Ehre, Freiheit und Gesundheit. Man denke an den Fall, daß der in Untersuchungshaft befindliche Verdächtige freigelassen werden soll. Der Ärmste schmachtet nach dem goldnen Lichte der Freiheit wie der durstige Hirsch nach dem lebendigen Wasserquell, eine Sünde muß es geradezu genannt werden, wenn infolge des büreaukratischen Geschäftsganges die Entlassung nicht mit derjenigen Raschheit vollzogen wird, welche der Sachlage entspricht und ohne die maßlos aufgebauschte Schreiberei auch mühelos möglich wäre. Aber die liebe Büreaukratie erheischt es nun einmal, daß ganze Bogen voll beschrieben werden, bevor die Pforte des Kerkers sich öffnet, und von diesem heiligen Gebote darf unter keinen Umständen abgewichen werden, wenn auch die hierdurch entstehende Verzögerung dem Verhafteten die qualvollsten Stunden bereiten sollte.

Noch schlimmer sieht es in der Verwaltung aus. Was hier an Schreibereien geleistet wird, übersteigt alle Begriffe, und wenn der Verwaltungsapparat so furchtbar langweilig funktioniert, wenn das Tempo, in welchem in verschiedenen Bundesstaaten die Verwaltungsgeschäfte im deutschen Reiche erledigt werden, lebhaft an den Marsch des Krähwinkler Landsturmes er-

Digitized by Google

innert, so liegt die Ursache nur in der endlosen Schriftlichkeit, welche hier an der Tagesordnung ist. Es bedarf nicht der Anführung detaillierter Beispiele, um in überzeugender Weise darzuthun, daß durch dieses Unwesen die bedenklichsten Verzögerungen und Verluste verursacht werden, es genügt, an den Chef einer Bezirksverwaltung zu erinnern, welcher einem atemlos zu ihm stürzenden Manne, der ihm die Nachricht brachte, der Damm drohe zu brechen, die klassische Antwort gab, es müsse hierüber vor allem auf ressortmäßigem Wege ein Bericht erstattet werden, um in deutlichster Weise die Mißstände zu charakterisieren, welche die einseitige büreaukratische Ordnung zur Folge hat. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Erledigung der Verwaltungsgeschäfte ganz besonders der Raschheit bedarf; gerade weil es in der Verwaltung in höherem Grade auf Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit ankommt als in einem anderen Zweige der Staatsthätigkeit sollte in ihr jede nicht absolut notwendige Schreiberei unbedingt vermieden werden, um nicht zu einer nachteiligen Verzögerung Anlaß zu geben. Leider wird dieser Gesichtspunkt so gründlich wie nur möglich verkannt. In diesem Punkte zeigt sich so recht, wie wahr das bittere Verdammungswort ist, welches Goethe den Mephisto über gewisse Erscheinungen in der Justiz aussprechen läßt: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“. Der Nutzen, welchen die kurze schriftliche Fixierung dessen, was bei der Verwaltungsbehörde oder vor Gericht geschehen, unzweifelhaft gewährt, hat sich Dank der maßlosen Ausdehnung der Schriftlichkeit in sein Gegenteil verwandelt. Die schriftliche Beurkundung der amtlichen Erlasse und Verfügungen, bestimmt, dem Bürger als Schutz gegen Willkür zu dienen, wird zum Hemmschuh für die ganze Gesetzgebung und Verwaltung, welcher dem Rechtsgang jenen langweiligen, schleppenden Schritt aufdrängt, der so vielen schon bitterste Klagen und herbsten Schmerz verursacht hat und voraussichtlich noch für lange Zeit verursachen wird. Ein schlimmes Zeichen ist es fürwahr, wenn in einem Strafverfahren die Akten eine große Rolle spielen, in höchstem Grade ist es zu beklagen, wenn der Strafprozeß von dem Ballast des schriftlichen Materials geradezu erdrückt wird; noch ist es in Deutschland nicht soweit gekommen, daß wir wieder auf dem Stand des alten Inquisitionsverfahrens stehen, allein auf dem besten Wege zu diesem Ziele sind wir ohne allen Zweifel begriffen, und wenn die Ausdehnung der Schriftlichkeit in demselben Maße Fortschritte macht wie bisher, wenn man fortfährt der Schreibordnung eine immer höhere Wichtigkeit, einen immer größeren Wert beizulegen, so ist die Zeit auch nicht mehr fern, in welcher im neuen Reiche gerade so langweilig, saumselig und schleppend prozessiert wird, wie bei des heiligen römischen Reichs deutscher Nation weiland Reichskammergericht, so sind wir dem Tage nahe, an welchem trotz Selbstverwaltung die Verwaltungsgeschäfte, gerade wieder so schneckenhaft erledigt werden, wie zur Zeit des Westfälischen Friedens oder des Rastatter Kongresses zum Entzücken aller Büreaukraten, die in dem Rechtszustande der guten alten Zeit das Ideal erblicken, zur tiefsten Trauer und zum wahren Schmerze aller wahrhaftigen Freunde des Fortschrittes im Rechte und der Entwickelung des Rechts im Geiste des modernen Rechtsstaates. In der wirklich guten alten Zeit wußte man in deutschen Ländern von übertriebener Schreibordnung und übermäßiger Schreiberei nichts. Nicht nur zu der Zeit, in welcher der Gangraf unter der alten schattigen Linde Recht sprach und die freien Mannen aus der Schaar der Volksgemeinde das Urteil fanden, sondern auch in späteren Perioden der Rechtsentwickelung, waren dem deutschen Recht beide Mißstände durchaus unbekannt. Erst durch den Einfluß des fremden Rechtes hat sich jene unselige und unsinnige Ausdehnung der Schriftlichkeit, unter welcher die früheren Generationen so schwer seufzten, in Deutschland Eingang zu verschaffen verstanden, dem deutschen Rechtsbewußtsein ist die Überwucherung der Schriftlichkeit und die Übertreibung des Wertes der Schreibordnung von jeher verhaßt gewesen, dem deutschen Rechtssinn erschien jene wie diese stets als ein verhängnisvoller Mißstand, welcher die gedeihliche Entwickelung von Rechtspflege und Verwaltung beeinträchtigt und sowohl für die materiellen wie die idealen Güter des Einzelnen und der Gesamtheit von Schäden und Nachteilen begleitet ist. Ist denn unserer Zeit das Verständnis hierfür wieder völlig abhanden gekommen, oder hat sie die Lehre gänzlich vergessen, welche aus der Rechtsgeschichte zu entnehmen ist? Nur auf die eine oder andere Weise läßt es sich erklären, daß man in der Verwaltung und Rechtspflege wieder sich „Einrichtungen

Digitized by Google

und Gewohnheiten zuneigt, über die der Stab schon längst gebrochen ist. Man möchte wahrlich angesichts dieser Thatsachen unwillkürlich ausrufen: „Und abermals nach fünfhundert Jahren, kam ich desselben Wegs gefahren."

Litterarische Berichte.

Luise, Königin von Preußen. Nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia, unter Mitwirkung von W Wagner selbständig bearbeitet von Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Mit einem Porträt der Königin Luise in Lichtdruck. Leipzig. Verlag von Karl Fr. Pfau.

„Das Kind war hold und schön wie eine Lilie, die sich im freundlichen Sonnenschein des ersten Frühlings entfaltet. Als der Sommer ihres Lebens entschwunden war und Herbstwinde ihr zuzuflüstern begannen, daß auf Erden alle Herrlichkeit vergehen muß, um von neuem aufzuerstehen, da wurde die Lilie gepflückt und hinweggenommen, um droben im Paradiese fortzublühen." So äußern sich ungemein zutreffend die Herausgeber vorliegenden Werkes im Hinblick auf das Leben der unvergleichlichen Königin Luise. Das Lebensbild möglichst lichtvoll und doch wahrheitsgetreu zu gestalten, sind die Verfasser unter Benützung reichen Quellenmaterials bestrebt gewesen und wir stehen nicht an, es auszusprechen, daß das Werk im Ganzen wohl gelungen ist. Wenn wir auf Einzelheiten eingehend manche Stellen gar nicht, andere in anderer Form wünschen, so geschieht es deshalb, daß bei der voraussichtlich nötig werdenden Neuauflage des Buches darauf Rücksicht genommen werden möge. Ebensowenig wie es richtig sein dürfte, von Friedrich dem Großen zu behaupten (S. 54), daß er „von schwärmerischer Bewunderung für seine französischen Lieblingsschriftsteller geblendet die Vorteile nicht begriff, die aus der Förderung und Entwickelung der Naturanlage des eigenen Volkes erwachsen konnte," ebenso unrichtig erscheint es uns, daß Mirabeaus Schilderung des preußischen Hofes ein Meisterwerk genannt wird, und „eine unerschöpfliche Quelle, aus welcher viele Geschichtsschreiber mittelbar oder unmittelbar Belehrung geschöpft haben." Wir erinnern nur daran, daß Mirabeaus Histoire secrète de la cour de Berlin in dem Strafantrag Seguiers als eine „elende, ehrlose Veröffentlichung" gebrandmarkt wurde. Ferner haben wir zu unserer nicht geringen Verwunderung S. 213 gelesen, wo von dem Besuch der Königin Luise im August 1800 in Waldenburg und Fürstenstein erzählt wird, daß man auf der „beherrschenden Höhe (der Burg Fürstenstein) einen großen Teil von Ober- und Niederschlesien erblickt" und „von der einen Seite des Schlosses aus den Feustern seiner Säle über die weite Hochebene hin nach Breslau sieht." Wir haben uns in Fürstenstein vergeblich dies zu erblicken bemüht, auch von „tobenden Wasserfällen" dort noch nichts bemerkt, unsonst auch zu entdecken versucht, daß die „Schneekoppe vom Kynast, Sturmhaube, Großen Rad, Heuschener und Reifträger umschlossen" sei. Was die Königin selbst betrifft, so kann ein S. 217 zu lesender Satz leicht falsch verstanden werden, welcher lautet: „Die Königin, welche damals (1801) bei nicht ganz fester Gesundheit war, hatte Bedürfnis nach einiger Ruhezeit und benutzte die ihr so gebotene Muße dazu, der Erziehung ihrer Kinder besondere Aufmerksamkeit zu schenken." Sehr vermißt haben wir ein Schreiben der Königin an ihren Vater vom 28. Februar 1810, das Georg Horn in seinem Buch von der Königin Luise zum Abdruck gebracht hat. Sonst ist mit peinlicher Sorgfalt alles von den Verfassern benutzt worden, was irgendwie von Bedeutung im Leben der „Engelskönigin" gewesen und man verzißt kleinere Mängel über dem Eindruck, den das ganze Werk macht. Wir wünschen, daß es recht weite Verbreitung finde und aller Orten in deutschen Herzen gefühlt werde, was ein schlichter schlesischer Bergmann im Andenken an seine unvergeßliche Königin einst in den Worten ausdrückte: „Mein Gott! was war das für eine Frau! Warum der liebe Gott die wohl hat so frühe sterben lassen?" L.

Kritik der deutschen Parteien. Ein volkswirtschaftlicher und politischer Essay von Dr. Karl Walker, Dozent d. Staatswiss. an der Univ. Leipzig. Leipzig 1887. Verlag der Roßberg'schen Buchhandlung.

Es ist ein ebenso schwieriges, als, wenn es glückt, lohnendes Unternehmen eine Geschichte der deutschen Parteien der Gegenwart zu schreiben. Gelingen kann es freilich nur dann bis zu einem gewissen Grade, wenn der Verfasser mit hoher philosophischer und litterarischer Bildung ein umfassendes historisches, volkswirtschaftliches und politisches Wissen verbindet und endlich auch das Lob

Digitized by Google

unbestochener Wahrheitsliebe verdient. Alle diese Bedingungen treffen bei dem Verfasser des vorliegenden Buches zu. Karl Walcker, der Autor eines geschätzten, fünfbändigen Handbuches der Nationalökonomie und zahlreicher anderer politischer und sozialpolitischer Schriften und Schriftchen, als Politiker den alten Nationalliberalen am nächsten stehend, aber „nullius addictus iurare in verba magistri", erscheint wie geschaffen für die Aufgabe, die er sich in seinem jüngsten Buche gestellt hat. Doch ist eine streng wissenschaftliche Lösung dieser Aufgabe nicht möglich: immer wird die bloße Meinung, die Anschauung aus einem allzu nahen, keinen vollen Ueberblick gestattenden Standpunkte und damit der Irrtum einen bedeutenden Spielraum haben. Wissenschaftlich ist aber unzweifelhaft die Fundamentierung der Untersuchung, eine planvoll zusammengebrachte Fülle von Dokumenten, Zeugnissen, symptomatischen Fakten und endlich klassischen Urteilen jeder Art. Nach einer „allgemeinen Uebersicht der politischen Parteien des Deutschen Reiches" behandelt Kapitel 2 „die Stellung des Fürsten Bismarck zu den wichtigsten volkswirtschaftlichen und politischen Fragen in ebenso scharfer wie sachlicher Weise. Der Verfasser ist ein wissenschaftlicher Gegner der Schutzzölle, findet die bis jetzt getroffenen sozialpolitischen Maßregeln durchaus unzureichend und erkennt die Niederlage des Staates, mit welcher der Kulturkampf geendet hat, in ihrer ganzen Folgenschwere. Kaum begreiflich ist dabei nur der Irrtum, als hätte es in der Gewalt des Staates gelegen, den Altkatholiken zum Siege zu verhelfen (s. auch Kap. 14). Man sieht wieder einmal, wie historische Analogien (Constantin, Friedrich der Weise, Heinrich VIII. u. s. w.) täuschen können. Nun kommen nach einander die deutsch-konservative Partei mit ihren Anhängseln, den Christlich-Sozialen, den Antisemiten, den Agrariern, den Bimetallisten und den Zünftlern, die protestantischen Konservativen der Mittel- und Kleinstaaten, die frei-konservative Partei, die nationalliberale Partei, die Sozialisten und endlich die Fortschrittspartei an die Reihe. Mit den Nationalliberalen stimmt, wie schon gesagt, der Verfasser am meisten zusammen. Ich vermisse nur eine genügende Würdigung des Kompromisses, der vielfach umgestaltend auf das innere Leben der Partei gewirkt haben dürfte. Bei der Fortschrittspartei betont der Verfasser das mangelnde Verständnis für gewisse reale Faktoren, wie es sich z. B. in der Ablehnung des Reichseisenbahnprojektes gezeigt habe. Er weist ferner auf den Einfluß hin, welchen hauptstädtische Verhältnisse z. Tl. in unheilvoller Weise auf die Partei geübt haben, und spricht hier wohl auch Beschuldigungen aus, welche zu weit gehen dürften. Zu den deutschen Gewerkvereinen nimmt W. eine sehr freundliche Stellung ein. Die sozialdemokratische Partei fertigt er etwas zu kurz ab. Im Kapitel 14 beweist er „die theoretische und praktische Unhaltbarkeit des Ultramontanismus." „Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!" Der vortreffliche Verfasser möge es entschuldigen. aber — ernst kann man solche Beweise unmöglich nehmen. Das Kapitel ist fast das schwächste des ganzen Buches. Ihm reiht sich in dieser Beziehung das sechzehnte an. Die Ueberschrift lautet: „Die Judenfrage. Die Verwerflichkeit der Judenschmeichelei und des Antisemitismus. Die Lösung der Judenfrage durch die volle Speise-, Schule- und Friedhofs-Gemeinschaft der Juden und Nichtjuden, durch die vollständige Germanisierung und Christianisierung der Juden" u. s. w. Diese Lösung ist höchst einfach. Aber auch gerecht und möglich? Nur zur Hälfte. Die nationale Sonderstellung der Juden ist unbedingt verwerflich, und die, welche sie verteidigen, sind gefährlichere Feinde der Juden als Stöcker, Henrici und alle anderen Antisemitenführer. Wenn es aber nicht Intoleranz ist, zu fordern, daß die Juden Christen werden sollen, dann hat dies Wort keinen Sinn. Man kann es ferner den Juden so wenig wie den Vegetarianern verwehren, ihre besondere Speisekarte zu haben. Das vorletzte Kapitel behandelt „die volkswirtschaftlichen und politischen Lebensinteressen des Deutschen Reiches," das letzte „die wissenschaftliche und praktisch-politische Ueberlegenheit einer wahrhaft nationalliberalen und wahrhaft konservativen Politik über die spezifisch „fortschrittlich"-demokratische Politik ꝛc Es ist ein eigenes Ding um den Vergleich von etwas, das sein könnte, mit etwas, das ist. „Die Notwendigkeit einer gewissen Versöhnung und Verständigung der deutschen Parteien," welche der Verfasser zuletzt erörtert, wird man gerne zugeben, aber wie dieselbe herbeigeführt werden soll, darüber finden wir in dem Kapitel selbst nichts Brauchbares. Das Buch ist leider sehr ungleich gearbeitet. In einzelnen Kapiteln ist das Verschiedenartigste zusammengerafft, und die Untersuchung bewegt sich in hastigster und abspringendster Weise. Aber dennoch hat die Schrift, der ein reichhaltiger Quellennachweis und sorgfältig, wie es scheint, gearbeitete Register beigefügt sind, entschieden praktischen Wert.

A. B.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Berlin 1887. Verlag von W. Hertz.

Selten sind einem Fürsten so reiche Geistesgaben verliehen, daß er selbst in das nationale Leben nicht nur als Regierender, sondern auch als Feldherr, Gelehrter, Schriftsteller und Künstler tief eingreifen kann. Fürsten, denen mit der Krone auch die Leyer und das Schwert gegeben war, haben immer ihren Staaten und ihren Völkern Segen gebracht, um wie viel mehr ist das bei einem Fürsten der Fall, dessen reiche Begabung, ganzes

Digitized by Google

Streben auf die Einheit, Freiheit und Größe unseres deutschen Vaterlandes gerichtet war. Als Herzog Ernst die Regierung antrat, lag Deutschland in tiefer politischer Zerrissenheit und Schwäche, damals lächelte man noch im Auslande über dieses deutsche Volk, welches fast nichts besaß als eine gemeinsame Sprache, im übrigen aber innerlich getrennt war. Damals konnte ein Deutscher im Auslande noch als Spielzeug irgend eines ausländischen Despoten oder Staatsmannes betrachtet werden, weil das Vaterland seinen Söhnen nur einen geringen oder gar keinen Schutz in der Fremde gewährte. Und im Inneren, wie sah es da aus! Ein Bild des Jammers, der Schwäche und blutiger Kämpfe bot dieses jetzt mächtige deutsche Reich dar. Wer darum für die Größe und Einheit seines Vaterlandes damals mitgekämpft, wer auf dem Schlachtfelde, wie auf dem Throne und im Volke den nationalen Gedanken hoch gehalten und der Zukunft vertrauend Jahrzehnte lang für die engste Verbindung der deutschen Fürsten und deutschen Stämme zu einem großen Staatskörper eifrig gewirkt hat, dem kann heut der Lorbeer gereicht und der Name eines großen Patrioten gegeben werden. Daß Herzog Ernst mitten in der nationalen Bewegung stand, das beweisen die vielen Dokumente in seinem Werke, die einen besonderen historischen Wert für die Entwickelungsgeschichte des Reiches haben, und daß er da, wo es galt, für die deutsche Sache zu kämpfen, selbst die Waffen ergriff und wie in Schleswig-Holstein ein mutiger und siegreicher Führer war. Es ist leider nicht möglich, den großen Reichtum historischer und persönlicher Erlebnisse des Herzogs Ernst wiederzugeben, kurze Auszüge aber würden kein Gesamtbild bieten oder könnten dasselbe verkleinern. Wir müssen deshalb auf das Werk selbst hinweisen und halten die Lektüre desselben für eine der interessantesten und wertvollsten, welche jemals ein Memoiren-Werk geboten hat. Wer über die Bundestagsnöte, über das Drei-Königsbündnis, über das Unionsparlament in Erfurt, über den Fürsten-Kongreß und über vieles andere, was von großer Wichtigkeit für die deutsche Geschichte ist, sich an den Quellen informieren will, der lese dieses Werk! Wir möchten nicht, daß, wie es häufig der Fall ist, man nach der Lektüre eines Referates sagt, man kenne das Werk selbst, oder man brauche es nicht mehr zu lesen. Wir beschränken uns deshalb darauf, den wohlthuenden Eindruck wiederzugeben, den dieser Memoirenband eines deutschen Fürsten auf uns ausgeübt hat, und werden später nochmals auf dieses Werk zurückkommen. Doch bevor wir unsere heutigen Mitteilungen abschließen, möchten wir noch bemerken, daß sich die Hand eines gewandten fürstlichen Schriftstellers auch in dieser Arbeit zeigt, und daß sie überall von dem Geiste beseelt ist, welcher das Wohl, die Macht und die Freiheit des deutschen Vaterlandes stets als sein eigenes Glück betrachtet. R.

Briefwechsel zwischen K. L. Martensen u. J. A. Dorner, herausgegeben aus dem Nachlaß 1839—1881. 2 Bände. H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Der Zweck, welchen die Herausgabe eines Briefwechsels zwischen zwei bedeutenden Männern verfolgt, kann ein sehr verschiedener sein. Erstens dient eine solche Veröffentlichung häufig zum näheren Verständnis ihrer Werke, indem die in den letzteren enthaltenen dunklen Stellen durch die Kenntnis persönlicher Beziehungen und Verhältnisse klargestellt werden, wie wir dies aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe vielfach beweisen können. Oder wir empfangen, ganz unabhängig von der Beziehung auf ihre Schriften, ein für weitere Kreise interessantes und belehrendes Bild von dem Charakter, dem Familien- und Privatleben, den Liebhabereien ꝛc. der betreffenden Männer. Oder wir sehen schließlich, wie verschiedene Fragen des täglichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst, der Politik u. a. in ihnen sich gebildet, entwickelt und gelöst haben, und wir lernen so das innerste Geistesleben berühmter Männer kennen. Es fragt sich nun weiter: Für welche Leser hat ein solcher Briefwechsel Wert und Interesse? Die Briefe unserer Klassiker oder anderer, z. B. eines A. v. Humboldt, eines Bismarck oder Moltke, müßten für jeden gebildeten Menschen ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses und ein reicher Quell der Belehrung sein; die Briefe solcher dagegen, die entweder nur einer bestimmten Richtung angehören oder nur in ihren fachwissenschaftlichen Kreisen bekannt sind, dürften wohl nur einen beschränkteren Anklang und Leserkreis finden. Von diesen Prinzipien aus muß man, um richtig urteilen zu können, den uns vorliegenden Briefwechsel zwischen den Professoren der Theologie Martensen (Kopenhagen) und Dorner (Kiel) betrachten. — Die wissenschaftliche Bedeutung beider ist unbestreitbar eine sehr große, aber über den Kreis der Theologie reicht sie nicht hinaus, und es giebt gewiß viele gebildete und gelehrte Männer verschiedener Berufsarten, die von jenen vielleicht nicht einmal die Namen kennen. Das Interesse kann sich also nur auf den Kreis der Theologen oder derjenigen etwa noch beschränken, die als Studenten oder sonstwie persönliche Beziehungen zu jenen gehabt haben. Dem Laien aber, welcher sich aus irgend einem Grunde ein Interesse und ein Urteil zu verschaffen geneigt wäre, dürfte dies wegen des so ganz theologisch-wissenschaftlich gehaltenen Tons und Inhalts kaum oder nur schwer möglich sein. Welchen Gewinn aber dürfte nun der Theologe aus dem Lesen dieses Briefwechsels ziehen? Hat er die (unleugbar mit Recht berühmten) Werke studiert, auf die sich die Schreibenden in ihren Briefen beziehen, so wird er in diesen letzteren

Digitized by Google

nur wenig Neues, Ergänzendes finden; denn die Punkte, welche Martensen und Dorner hier, einander fragend und anregend, behandeln, sind ja in jenen Werken systematisch durchgeführt, und eine Kenntnis davon, wer dies angeregt, wie jenes ursprünglich behandelt, warum es geändert worden ist u. a., ist doch nur von untergeordneter Bedeutung. Wer freilich dafür Sinn hat, findet hier eine umfassende Belehrung. — Die persönlichen Beziehungen, welche in dem Briefwechsel dargestellt sind, sind allerdings nicht ohne Interesse, beschränken sich aber nur auf unwichtige Sachen, vielleicht mit Ausnahme der Stelle, wo D. die Ablehnung des an ihn ergangenen Rufes nach Tübingen motiviert. Uebrigens will uns diese Motivierung nicht recht gefallen; denn wem Dorners Bedeutung und Charakter nicht sonst bekannt wäre, der könnte hieraus fast auf eine gewisse Scheu vor einem geistigen Kampf mit D. Strauß zu schließen geneigt sein). Und, aufrichtig gesagt, auch die Antworten und Urteile über manche anderen Punkte, die auch allenfalls den Laien interessieren könnten, wollen uns nicht recht behagen. So z. B. erscheinen uns die Erörterungen über die Tolerierung der Baptisten und ihre Propaganda zum mindesten sehr einseitig, die Auskunft über die übernatürliche Geburt, die Erbsünde und das Gebet Jesu bei weitem nicht so klar, wie man froh wäre, sie aus dem Munde so berühmter Theologen zu hören. Es ist dies (das sei ferne!) durchaus kein Vorwurf für diese selbst; warum soll nicht trotz ihrer Bedeutung in diesem Fache einiges ihnen selbst damals, als sie schrieben, noch unklar, warum nicht ihr Urteil über diesen oder jenen Punkt ein ganz eigentümliches, andern nicht passendes gewesen sein? Eben was sie noch nicht als fertig besagten, ließen sie durch diese Briefe gegenseitig in sich reifen; darum ist es aber oft gar kein Gefallen, den man großen Männern thut, wenn man ihre hinterlassenen Briefe herausgiebt, was sich auch bei andern schon gezeigt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus galt es, die uns vorliegenden ersten sechs Bogen des Briefwechsels zu betrachten. Möglicherweise bringen die nächsten Bogen, wie sich aus dem Schlusse hoffen läßt, auch Erörterungen über politische Verhältnisse, die von allgemeinem Interesse sein dürften. Der Theologe möge nicht verfehlen, diese Publizierung zu studieren; denn für ihn sind Martensen und Dorner Männer, deren Wirken und Wesen er nach allen Richtungen hin kennen zu lernen verpflichtet ist. C. S.

Mit Ränzel und Stab. Eine Pensions- und Reise-Geschichte von Frieda Schanz. Mit zwölf großen Buntbildern. Leipzig. Verlag von Ambr. Abel.

Für das beste Werk „über die Mittel, welche anzuwenden und die Maßregeln, welche zu ergreifen sind, um das Studium der Geographie zu popularisieren und den Unterricht in derselben in den Unterrichtsanstalten aller Grade zu fördern“ hatte bekanntlich der König von Belgien 1885 einen Preis von 25,000 Franken ausgesetzt, den der Augsburger Professor Anton Stauder errungen hat. Wir zweifeln nicht, daß derselbe in seinem Werke der Art und Weise Beifall gezollt und zur Nachachtung beim geographischen Unterricht empfohlen hätte, welche Frieda Schanz in der Pensions- und Reisegeschichte „Mit Ränzel und Stab“ zur Anwendung gebracht hat, würde er Einblick in dieselbe haben nehmen können. Ist der Text schon geeignet, einem reiselustigen Sextaner, Quintaner oder Quartaner eine ganz hübsche Vorstellung von Italien, Großbritannien, Schweden und Norwegen, Frankreich, der Niederlande, Belgiens, Rußlands, der europäischen Türkei, der Schweiz, Spaniens und Portugals, Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches zu verschaffen, so wird derselbe noch vortrefflich durch zwölf große Buntbilder unterstützt, welche außer über die Lage des Landes, auch über Tracht, Lebensweise, Bauten, Landesfarben, selbst Briefmarken erwünschte Auskunft geben. „Das Studium der Geographie zu popularisieren,“ empfehlen wir es angelegentlichst, guten Muts sich Frieda Schanz auf ihren Reisen anzuschließen „Mit Ränzel und Stab.“ Die Jungen werden staunen, was sie da zu hören und zu sehen bekommen.

L.

Die Geschichte der Physik in Grundzügen mit synchronistischen Tabellen der Mathematik, der Chemie und beschreibenden Naturwissenschaften sowie der allgemeinen Geschichte von Dr. Ferd. Rosenberger. 3. Teil. Geschichte der Physik in den letzten hundert Jahren. Erste Abteilung. Braunschweig 1887. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Die vorliegende Arbeit reiht sich als Fortsetzung dem 2. Teile des gleichbetitelten Werkes, enthaltend die Geschichte der Physik in der neueren Zeit, würdig an. Den Zeitraum von 1780—1840 zerfällt der Verfasser in 2 Abschnitte: die Periode der Imponderabilien und die Periode der Kraftverwandlungen. In dem ersten Abschnitte, der bis etwa 1815 reicht, ist Newtons System das herrschende. Die feste Ueberzeugung von der reellen Existenz der Imponderabilien, jener hypothetischen, gewichtslosen Materien, denen die Kraft zu leuchten, zu wärmen, magnetische und elektrische Erscheinungen hervorzurufen eigentümlich war, stand bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fest. Zwar fehlte es nicht an Angriffen gegen einzelne Punkte dieses Systems; Rumford, Davy, Young kämpften gegen die Materialität des Wärmestoffes, Young stellte Fragen, die die Emanationstheorie zu beantworten nicht im stande war; aber es gelang ihnen nicht, ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, denn „auch in der geistigen Welt gilt das Gesetz der Trägheit, und wenn durch Auto-

Digitized by Google

rität und Zeit eine Theorie geheiligt ist, dann kann dieselbe auch durch eine Autorität nur mit Hilfe der Zeit gestürzt werden." Fresnel zuerst nötigte durch seinen bekannten Versuch die Emissionstheorie zur Anerkennung des Interferenzprinzips und seine Arbeiten über die Diffraktion des Lichtes zeigten die Bedeutung der Undulationstheorie. So wurde in dem festgefügten Newton'schen Systeme der erste Grundstein gelockert, aber doch suchten einzelne Physiker den „fallenden Tempel, der einst Newtons Werkstätte war", zu stützen. Gewaltig ins Wanken kam jedoch das alte Gebäude der Imponderabilien durch Oersteds Entdeckung des Elektromagnetismus. Ampère, der „Newton der Elektrizität", wies unwiderleglich nach, daß die Vorstellung zweier imponderabler Flüssigkeiten, der elektrischen und der magnetischen nicht mehr zu halten sei; die magnetische Flüssigkeit mußte aufgegeben werden. Der Anfang zum Sturze des alten Systems war somit gemacht. Gleichzeitig tauchte die Idee der Kraftverwandlung auf; die Elektrizität zeigte ja den direkten Uebergang einer Kraftform in eine andere. In der Periode der Kraftverwandlungen wurden nun auch der Licht- und Wärmestoff zu Grabe getragen — die elektrische Flüssigkeit hat man freilich bis heute unter stillschweigender Duldung beibehalten. Sind nun die Naturkräfte ineinander umwandelbar, so muß sich auch feststellen lassen, ob hierbei die Quantität dieser Kräfte immer dieselbe bleibt; diese Untersuchungen führten zum Gesetze von der Erhaltung der Kraft, vor dessen Aufstellung der vorliegende Band abschließt. — Was die Einteilung des Stoffes betrifft, so hat der Verfasser eine Zerteilung desselben in die einzelnen Disziplinen nicht vorgenommen; das Ganze soll als die Geschichte einer Wissenschaft erscheinen. Daß eine solche Zersplitterung sogar unvorteilhaft gewesen wäre, zeigt die Geschichte selbst: Youngs reformatorische Ideen auf dem Gebiete der Optik entsprangen hauptsächlich seinen Untersuchungen über akustische Erscheinungen. — Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle auf alle interessanten Teile des Buches aufmerksam machen; die Bestimmungen und Messungen der Wirkungen des Wärmestoffes, die Einführung der experimentellen Akustik durch Chladni, die Beobachtungen über den Fall der Körper auf der bewegten Erde, die Entdeckungen der „prachtvollsten Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der Optik": der Interferenz und Polarisation des Lichtes, die Untersuchungen über Umwandlung von Wärme in mechanische Kraft, die Entdeckungen der Interferenz des Schalles, der Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum — alles das sind Kapitel, die jeder Physiker mit Interesse lesen wird und zwar um so lieber, als die Abhandlung in gewandter Form geschrieben ist. Vorteilhaft wäre es vielleicht gewesen, das auch weitere Kreise interessierende Kapitel über elektrische Telegraphie etwas eingehender zu behandeln; daß Vorfselman de Heer auch die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes zu einer elektrischen Signalisierungsmethode verwertet hat, hätte angedeutet werden können, um zu zeigen, daß man keine der Wirkungen des elektrischen Stromes zur Telegraphie zu benutzen unversucht gelassen hat. — Einzelne beigedruckte, bisher wenig gekannte Illustrationen aus den Originalwerken von Galvani, Davy, Chladai, Krunner, Weber, Savart, Faraday erhöhen den Wert des Werkes, das aufs wärmste allen den Studierenden der Physik empfohlen sein mag, denen daran liegt, nicht nur die Thatsachen, sondern auch die Wege, auf denen man zu den Resultaten gelangte, kennen zu lernen. S. D.

Der Märchenquell. Eine Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt für die Jugend gesammelt von Viktor Blüthgen. Mit 70 in den Text gedruckten Holzschnitt-Illustrationen, 8 Tonbildern und 8 buntfarbigen Lithographieen nach Originalzeichnungen von Prof. Wold. Friedrich, Paul Thumann, Ludw. Richter, Oskar Pletsch u. a. Leipzig. Verlag von Ambr. Abel.

Wer wie Viktor Blüthgen es versteht, selbst hübsche Märchen zu erfinnen, dem steht es auch zu, aus dem Schatz anderer eine Auswahl zu treffen und zur Freude wie zu Nutz und Frommen der Jugend mit eigenen Schöpfungen zu vereinen. In sinniger Weise läßt der Herausgeber dem „Märchenquell" als ersten Trank Andersens „Tannenbaum" entströmen, dem in bunter Reihe vierzig der schönsten Sagen folgen. Daß die Illustrationen dem vorzüglich ausgestatteten Buche zu großer Zierde gereichen, dafür bürgen zur Genüge die Namen der Künstler. Möchte der „Märchenquell" recht viele jugendliche Herzen mit seinen köstlichen Gaben erquicken und laben! L.

Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte von Schröder und Gotter. Briefe Friedrich Ludwig Schröders an Friedrich Wilhelm Gotter. 1777 und 1778. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Berthold Litzmann, a. o. Prof. in Jena. Hamburg und Leipzig 1887. Verlag von Leop. Voß.

Die Briefe des großen Schauspielers F. L. Schröder an den gewandten Dichter F. W. Gotter sind für die Geschichte des deutschen Theaters und unsrer dramatischen Dichtkunst ein wertvoller Beitrag. Schröder, der 1777—78 auf der Höhe seines Lebens stand, wünschte Gotter seinem Theater als dramatischen Dichter für die Gattungen, die seinem Talente höchst angemessen waren, für das Lustspiel und die Oper, zu gewinnen. Es gelang aber nicht; Gotter blieb in seiner sichern und angesehenen Stellung in Gotha. Aus Schröders Briefen

Digitized by Google

an den von ihm geliebten und geachteten Mann erhalten wir den lebhaftesten Eindruck von dem thätigen, vielgeplagten, aber genußreichen Leben des großen Künstlers und tüchtigen Menschen, der an sich wie an andere die ernstesten Anforderungen stellte und mit scharfem Blick nach allem spürte, was in der deutschen und der ausländischen Litteratur unser Schauspiel fördern und heben konnte. In seiner Einleitung hat Prof. B. Litzmann uns über das Ganze orientiert und in den jedem Briefe beigegebenen Anmerkungen persönliches und litterarisches erläutert. Q.

Die Welt in Waffen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. II. Kriegswesen und Kriegführung vom Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860. Von K. G. v. Berneck, Königl. preuß. Major und Mitglied der Obermilitärstudienkommission. Vierte Auflage des „Illustrierten Soldatenbuches", neu bearbeitet von E. Schnackenburg, Königl. preuß. Oberstleutnant a. D. Mit 188 Text-Abbildungen, vier Buntbildern und einem Titelbilde. Leipzig und Berlin 1888. Verlag von Otto Spamer.

Friedrichs des Großen Worte: „Ist es doch unter dem Schutze der Kriegskunst, daß alle anderen Künste blühen, und in einem Lande, wie das unsrige, gilt der Staat so viel, als ihn die Waffen schützen. Wenn man jemals die Armee versäumte, so würde es um dieses Land geschehen sein", werden wohl kaum auf Widerspruch stoßen. Die Entwickelung der Kriegskunst zu verfolgen, ein richtiges Verständnis bei unserer reiferen Jugend dafür zu erzielen, daß „die Wehrkraft die Vorbedingung für das Dasein eines jeden Staates" ist, wüßten wir kaum etwas Zweckmäßigeres anzugeben als das Studium der „Welt in Waffen", eines in Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Werkes, dessen zweiter Band in neuer Bearbeitung erschienen ist, welche ganz wesentliche Vorzüge vor den früheren Ausgaben aufweist. Derselbe zerfällt in vier Abteilungen, deren erste die Revolutionskriege und die Zeit Napoleons bis zum Jahre 1812 bringt, woran sich als zweite die Zeit Napoleons von 1812—1815 und die Befreiungskriege, als dritte die Zeit vom zweiten Pariser Frieden bis zur Wiederaufrichtung des französischen Kaiserreichs und als vierte die Zeit von 1850 bis zur Reorganisation des preußischen Heeres 1860 anschließen. Die von Künstlern wie A. Beck, L. Burger, W. Heine, F. Waibler u. a. sorgfältigst nach den besten Quellen entworfenen Zeichnungen lassen das Buch, dessen Text durch Reichhaltigkeit und Uebersichtlichkeit wie fesselnde Darstellung ausgezeichnet ist, gleich begehrenswert erscheinen für jung und alt, für Soldaten, für Nicht-Kombattanten und für Historiker. L.

Heinrich Heines Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. Heilbronn 1887. Verlag von Gebr. Henninger. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert.)

Der vorliegende, von Prof. E. Elster in Glasgow mit Sorgfalt bearbeitete Band des Seuffert-Henninger'schen Unternehmens hat nicht einen Abdruck des bekannten Textes des Buchs der Lieder von Heine zum Zweck, sondern will die Gedichte desselben in ihrer ältesten Fassung bieten, welche in Zeitschriften, früheren Sammlungen und Handschriften zu finden ist. Die Nachweise darüber hat der Herausgeber samt andern Registern seiner ausführlichen Einleitung folgen lassen, worin er eine ästhetisch-psychologische Analyse des Inhalts und der Darstellungsmittel in Heines Jugendgedichten giebt. Das ganze Buch ist eine verdienstliche Leistung, welche eine tiefere Kenntnis des Dichters fördern wird. Q.

Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Von Julius Lippert. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke.

Die Kulturgeschichte ist von allen Zweigen der Geschichte die jüngste. Was früher so genannt wurde, war meistens Sittengeschichte als Anhang zur politischen Geschichte. Ja der charaktervolle und geistvolle G. Fr. Kolb bezeichnet seine „Kulturgeschichte der Menschheit" (ein noch immer lesenswertes Buch) in einem Untertitel geradezu als eine „allgemeine Weltgeschichte nach den Bedürfnissen der Jetztzeit." (Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig 1884. Verlag von Arthur Felix.) Auf einem ganz anderen Standpunkte steht Lippert, von dessen Kulturgeschichte mir das erste Heft vorliegt. Ihm ist die Kultur auf ihren so ungleichen Stufen weder ein Erzeugnis der Naturnotwendigkeit noch eine Schöpfung der Freiheit des am höchsten organisierten Wesens, sondern, wie es scheint, eines Zusammenwirkens beider Faktoren, die jedoch auf verschiedenen Kulturhöhen einen sehr verschiedenen Anteil an diesem Werke haben. Der Grundtrieb in der Kulturgeschichte ist ihm „die Lebensfürsorge." A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalte

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Wanda Wild.

Novelle

von

Ludwig Habicht.

Freifrau von Lindenberg sah etwas ungeduldig nach der Uhr, die schon zwanzig Minuten über die gewohnte Eßstunde zeigte, dann wandte sie sich an den jungen Mann, der in der kleidsamen Tracht eines Dragoneroffiziers in dem großen Speisesaal auf und abschlenderte, mit den Worten: „Ewald kommt noch immer nicht. Was mag ihn nur so lange zurückhalten?“

„Du siehst, liebe Schwester, er ist niemals Soldat gewesen und deshalb nicht an militärische Pünktlichkeit gewöhnt,“ entgegnete der Bruder lachend; „aber soll der Unschuldige wirklich mit dem Schuldigen leiden? Ich dächte, du ließest auftragen, Elisabeth — denn ich fühle eine menschliche Regung, die mit der Bezeichnung Hunger große Ähnlichkeit hat,“ und der junge Mann stellte seine rastlose Wanderung ein und nahm an der Seite der Schwester Platz.

„Wir wollen ihm noch eine Gnadenfrist von fünf Minuten schenken,“ sagte die Baronin.

„Ach, du verwöhnst ihn damit nur, er wird dann niemals ein guter Ehemann werden, oder darf es sich dein Gatte, wenn er hier ist, auch erlauben, zum Mittagessen eine halbe Stunde zu spät zu kommen? Das ist ja bei den Frauen immer ein Majestätsverbrechen.“

Da öffnete sich die Thür, und der Gegenstand des Gespräches trat herein. Es war ein starkgebauter, breitschultriger Mann, dessen gebräuntes Gesicht von dem hellblonden Haar und der blendend weißen Stirn seltsam abstach. Die ganze Erscheinung desselben verriet, daß er den größten Teil seines Daseins auf dem Lande und im Freien zugebracht hatte. Alles an ihm strotzte voll Leben und Gesundheit.

„Endlich! Mein ungeduldiger Magen hat dir schon die schönsten Verwünschungen zugeknurrt,“ rief ihm sogleich der Bruder zu.

„Verzeihe, liebe Elisabeth,“ sagte der Ankömmling und reichte der Schwester die Hand, während sich auf seinem gutmütigen, ehrlichen Antlitz ein wirkliches Bedauern über sein spätes Erscheinen ausdrückte, und sich an den Bruder wendend,

Digitized by Google

setzte er hinzu: „Auch du, Bruno, würdest mich entschuldigen, wenn ich dir bekenne, was mich zurückgehalten hat."

„Wo warst du denn so lange?"

„Bei meinem Freunde, dem alten Oberförster, er hatte noch dazu Besuch. Seine Nichte ist gestern gekommen."

„Ah, die kleine, abscheuliche Kokette," rief die Schwester aus.

„Die übrigens jetzt eine große, schöne Dame geworden ist."

„Ist sie wirklich hübsch?" — fragte Bruno, und sein Gesicht erhielt einen lebhafteren Ausdruck.

„Du würdest dich sterblich in sie verlieben, selbst ich —" der Eintritt des Dieners unterbrach die weitere Unterhaltung, denn die Freifrau hatte sogleich nach Ankunft des Bruders die Tischglocke in Bewegung gesetzt.

Der junge Offizier bewies, daß er einen guten Appetit mitgebracht hatte, er sprach den aufgetragenen Speisen sehr eifrig zu; während Ewald, wie die Schwester bemerken konnte, mit etwas zerstreuter Miene aß, obgleich er sonst den Gerichten gern seine vollste Aufmerksamkeit schenkte.

Bei Tische wurden nur die einfachsten Redensarten ausgetauscht, die Anwesenheit des Dieners legte den Geschwistern einigen Zwang auf, und erst als man allein beim Kaffee saß, fragte die Schwester: „Hat es dir heut nicht geschmeckt, Ewald?" Der Angeredete erwachte aus seiner Träumerei, denn er hatte sinnend in seine Tasse geblickt, ohne sie zum Munde zu führen, als wolle er auf ihrem Grunde irgend einem wichtigen Geheimnis nachspüren. „Vortrefflich, wie immer," antwortete er rasch, sich aus seinem Brüten aufraffend.

„Diese Oberförstersnichte scheint auf dich einen tiefen Eindruck gemacht zu haben," bemerkte Bruno und sah mit einem aus Teilnahme und Spott gemischten Blick auf den Bruder.

„Ich muß es bekennen, das Mädchen ist außerordentlich schön," antwortete Ewald mit der Offenherzigkeit, die sein ganzes Wesen atmete.

„Aber ich habe dir schon immer gesagt, Wanda ist eine heillose, gefährliche Kokette," warf die Schwester sogleich dazwischen.

„Deine Abmahnung hat mich auch abgehalten, mich dem Zauber völlig zu überlassen, den dies Mädchen auf jeden ausüben muß, der in ihre Nähe kommt," entgegnete der Bruder und nahm nun seine Tasse zur Hand, um den braunen Trank langsam auszuschlürfen.

„Ach, in solcher Einsamkeit, da werden wir alle ein wenig zu Don Quixotes und sehen in jeder Stallmagd eine Dulcinea," rief Bruno lachend.

Ewald setzte rasch wieder seine Tasse fort und entgegnete ungewöhnlich lebhaft. „Da ich gewöhnt bin, immer auf dem Lande zu leben, trifft es bei mir nicht zu, und ich glaube, wenn du Wanda ein einziges Mal sehen solltest, würdest du sogleich Feuer fangen."

„Du glaubst gar nicht, wie kalt ich seit einem halben Jahre geworden bin, die größten Schönheiten bleiben auf mich ohne Eindruck," erwiderte der junge

Digitized by Google

Offizier, und sein hübsches, blühendes Gesicht nahm einen gleichgültigen Ausdruck an.

„Ja, ich glaube schon, daß dich die zierlichen Salondamen in deinem Garnisonort nicht mehr bezaubern können, aber Wanda ist eben ganz etwas Anderes, eine frische, sonnige Waldnatur, die jeden erfreut."

„Und jeden täuscht, der ihr zu tief in die Augen blickt," bemerkte die Baronin. „Als das kleine, schwarze Dings zum erstenmal bei ihrem Oheim zum Besuch erschien, hat sie es hier schon so arg getrieben, daß ich ganz empört war, und damals war Wanda kaum aus den Kinderschuhen herausgetreten."

„Sie ist seitdem älter und vernünftiger geworden," warf Ewald ein.

„Das glaube ich schwerlich; was ich von ihr gehört habe, läßt mich das Gegenteil annehmen. Soll sich doch erst vor kurzem ein junger Mensch ihretwegen erschossen haben."

„Diese Waldjungfrau ist also wirklich gefährlich?" sagte Bruno, und seine klugen, hellen Augen blitzten fragend zu der Schwester hinüber.

„Gewiß, und mir ist immer unheimlich, wenn ich den wilden Vogel in meiner Nähe weiß."

„Du hast mir auch einen solchen Widerwillen gegen Wanda einzuflößen gewußt, daß ich sie bisher niemals mit allzu freundlichen Augen angesehen habe," bemerkte der älteste Bruder.

„Und du weißt, ich urteile nicht gern hart über die Menschen, aber dies Geschöpf halte ich für eine der herzlosesten Koketten, die mir je im Leben vorgekommen sind."

„Vielleicht thust du dem Mädchen doch unrecht, ich versichere dir, heut hat sie auf mich —"

„Nein, nein," unterbrach ihn die Schwester ungewöhnlich lebhaft, „es ist ein leeres, eitles Frauenzimmer, das mit seinem hübschen Gesicht allen jungen Männern die Köpfe zu verdrehen sucht. Mir ist es immer widerwärtig, wenn sie hierher kommt, weil sie nur Unheil anstiftet, ich vermeide jede Gelegenheit sie zu sehen, so verhaßt ist sie mir," und das feine, blasse Antlitz der Baronin, auf dem sich sonst wahre Herzensgüte und echtes Wohlwollen abspiegelte, erhielt einen fast harten Ausdruck.

Ewald schwieg; wenn er auch nicht überzeugt war, wollte er doch seiner Schwester nicht widersprechen, für die er die größte und zärtlichste Verehrung empfand, und die Unterhaltung nahm bald eine andere Richtung, Wanda wurde nicht mehr erwähnt. —

Graf Ewald Cainsdorf hatte bald nach seiner erlangten Volljährigkeit die Verwaltung seiner Besitzungen übernehmen müssen, da der Vater frühzeitig gestorben war; vor zwei Jahren hatte man auch die Mutter in der Gruft ihrer Ahnen beigesetzt; aber es war ihr noch der höchste Wunsch ihres Lebens erfüllt worden, ihre einzige Tochter hatte einen vortrefflichen Gatten gefunden. Freiherr von Lindenberg war zwar nicht mehr ganz jung; er hatte die dreißig weit überschritten, als er um die Hand von Komtesse Elisabeth warb; aber er galt

Digitized by Google

allgemein als ein höchst ehrenwerter, liebenswürdiger Charakter, und da noch dazu seine Besitzungen an die von Cainsdorf grenzten, so war der Gräfin diese Wahl noch besonders willkommen gewesen, blieb doch die geliebte Tochter ganz in ihrer Nähe. Leider sollte sich die zärtliche Mutter nicht lange an dem Glücke sonnen, das ihrem Töchterchen zu teil geworden, nach weniger als Jahresfrist lag die alte Gräfin auf der Bahre. Noch mit ihrem letzten Atemzuge hatte sie den beiden Geschwistern, die allein ihr Krankenbett umstanden, zugeflüstert: „Bleibt innig verbunden, verlaßt euch nicht —“ und selbst wenn sie nicht von je sehr zärtlich zusammengehalten hätten, würde dies letzte Wort der Sterbenden für sie ein heiliges Vermächtnis gewesen sein, das sie erfüllen genußt.

Selbst die Heirat Elisabeths hatte das innige Verhältnis nicht abzuschwächen vermocht. Wohl war die Baronin in ihrer Ehe Mutter von zwei lieblichen Kindern geworden und sie nahm ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau sehr ernst, dennoch fand sie Zeit, sich um das Wohl und Wehe ihrer Brüder zu kümmern, und besonders war es Ewald, der sich ihrer zärtlichen Obsorge noch immer zu erfreuen hatte. Die Baronin erschien wenigstens einmal in der Woche in Cainsdorf, und Ewald kam, so oft es ihm nur seine Zeit erlaubte, herüber, zuweilen nur auf eine Stunde; aber selbst dies kurze Zusammensein genügte den Geschwistern, um sich auszuplaudern und gegenseitig mit Rat und That zu unterstützen. Der Bruder unternahm nichts Wichtiges, ohne vorher die Ansicht seiner Schwester gehört zu haben.

Freiherr von Lindenberg war als Mitglied des Reichstages und Herrenhauses sehr oft genötigt, längere Zeit in der Hauptstadt zu weilen, und da seine Gemahlin, der Kinder halber, ihn nicht immer dahin begleiten mochte, so war der Baron sehr glücklich, daß Elisabeth an seinem Schwager einen solchen Anhalt besaß. Diesmal war auch Bruno erschienen, um seiner Schwester, während der Abwesenheit des Gatten, Gesellschaft zu leisten, und wenn auch zwischen der Freifrau und ihrem jüngsten Bruder nicht das zärtliche, innige Verhältnis bestand, wie zwischen ihr und Ewald, so war doch Elisabeth sehr erfreut, Bruno einmal längere Zeit bei sich zu sehen, der mit seiner muntern, kecken Soldatenlaune sie zu erheitern wußte. Der junge Offizier blickte noch mit der ganzen Illusionsfähigkeit eines Dreiundzwanzigjährigen in das Leben und die Langeweile seines Landaufenthaltes suchte er sich so viel wie möglich mit gutem Humor zu vertreiben, obwohl er sich schon nach Verlauf der ersten drei Tage heimlich fragte, ob er wirklich im stande sein werde, seinen ganzen Urlaub in dieser tiefen Einsamkeit zu verbringen. — Da winkte ihm ja endlich eine kleine Unterhaltung. Er mußte sich aus eigener Anschauung überzeugen, ob der weibliche Gast des Oberförsters wirklich so schön sei, wie Ewalds Begeisterung vermuten ließ. Mochte sie immerhin eine Kokette sein, das erschien dem jungen Dragoneroffizier nicht weiter bedenklich, so leicht war er von einer solchen Dorf-Kalypso nicht einzufangen.

Schon am anderen Morgen schlenderte Bruno dem Hause des Oberförsters zu; — es war ein weiter Weg; er glaubte ihn noch von seiner ersten Anwesen-

Digitized by Google

heit her zu kennen; aber bald gewahrte er doch, daß er sich verirrt hatte, das alte, mit einem großen Hirschgeweih geschmückte Forsthaus wollte sich noch immer nicht seinen Blicken zeigen. Da tauchte aus der Ferne ein grüner Hut auf; — es mußte ein Jägerbursche sein, der mit der Flinte auf dem Rücken ihm gerade entgegen kam; die Sonne, die durch die schon halb kahlen Bäume glitzerte, warf gerade ihre Strahlen auf die Spitze des Gewehrlaufs. Ein mächtiger Jagdhund trottete vor dem Burschen her. „Lieber Herr, führt dieser Weg zur Oberförsterei?“ rief er ihm von weitem zu und zeigte dabei auf einen Seitenpfad, der sich so eben wieder vor ihm öffnete.

Ein helles, übermütiges Gelächter war die einzige Antwort, und der junge Graf, der ein wenig kurzsichtig war, klemmte rasch sein Glas in das Auge und machte nun ein etwas betroffenes, verdrießliches Gesicht, daß er sich so stark irren gekonnt, denn der Ankömmling war nicht, wie er sich jetzt überzeugte, ein Jägerbursche, sondern eine weibliche Person, die freilich eine Flinte auf dem Rücken trug und mit ihrem hellgrünen Kleide und dem runden Jägerhut auf dem Kopfe den Irrtum leicht erzeugen konnte, noch dazu, da durch den voranschreitenden Hund der untere Teil ihres Körpers verdeckt worden war. Trotzdem verschwand seine verdrießliche Stimmung rasch, denn das Lachen des Mädchens klang zu lustig, und er hätte beinahe ohne weiteres einstimmen mögen. War das vielleicht die Nichte des Oberförsters, die den Bruder so begeistert hatte und gegen die die Schwester einen solchen Widerwillen hegte? —

Je mehr sich der junge Graf der Fremden näherte, desto mehr schwanden seine letzten Zweifel; es mußte Wanda sein. — Sie hatte jetzt ihr lustiges Lachen eingestellt und sagte mit einer angenehm klingenden Stimmme: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber es machte mir ein zu großes Vergnügen, daß Sie mich so verkannt haben.“

„Die Sonne hat mich zu sehr geblendet,“ entgegnete Bruno, der rasch seine Verlegenheit überwunden hatte und nun ganz unbefangen seine Blicke über das Mädchen hinweggleiten ließ. — Ah, das war wirklich eine prächtige Erscheinung, diese hohe, schlanke Gestalt, die bei aller Grazie so viel Kraft und Frische zeigte. Man sah es ihr auf der Stelle an, daß sie ein echtes Jägerkind und der Wald ihre Heimat sein mußte. Das gebräunte Antlitz war wie aus feinem, gelblichem Marmor geformt, nur der zu große Mund mit seinen vollen, kühn geschwungenen Lippen nahm diesen Zügen den vollendet klassischen Ausdruck; aber die großen, dunklen Augen würden eine noch größere Unregelmäßigkeit vergessen gemacht haben. Bruno hatte noch niemals in Sterne von solcher Pracht und Tiefe geblickt und trotz der Keckheit, die er sonst als Gardeoffizier gegen Damen stets entfaltete, wurde er von dem Glanz ein wenig verwirrt, den diese wunderbaren Augen ausstrahlten; er sagte nichts weiter und senkte seine Blicke zu Boden, als könne er den Glanz dieser Brillanten nicht ertragen. Ein triumphierendes Lächeln glitt über das Antlitz der Schönen. „Sie wollen zur Oberförsterei? Da müssen Sie den nächsten Seitenweg rechts einschlagen, dann mitten durch die Schonung, und wenn Sie herauskommen —“

Digitized by Google

Jetzt brach seinerseits der junge Graf in ein lustiges Lachen aus, und als sie ihn etwas verwundert ansah, sagte er artig: „Ich muß nun auch um Verzeihung bitten, aber ich fürchte, Ihre Beschreibung wird mir wenig helfen, und wenn Sie —"

„So liebenswürdig wären, mich dahin zu begleiten, würde ich Ihnen sehr dankbar sein," ergänzte das Mädchen. „Wollten Sie das nicht sagen?" und sie sah ihn dabei wieder mit den sinnverwirrenden Augen fragend an.

„Buchstäblich. Sie haben meine Gedanken erraten," entgegnete Bruno, sich verbeugend.

„Und wenn ich wirklich so liebenswürdig sein wollte?"

„Dann würden Sie mich sehr glücklich machen, Fräulein Wanda."

„Wie, Sie kennen meinen Namen? Wer hat Ihnen den verraten?" und jetzt senkten sich ihre Blicke unruhig-forschend in sein Antlitz.

„Eine gütige Waldfee hat mir ihn zugeraunt."

„Ah jetzt weiß ich, Sie haben ihn von Ihrem Herrn Bruder gehört. Sie sind der Schwager des Baron von Lindenberg."

„Und wer hat Ihnen dies Geheimnis enthüllt?"

„Ein gehorsames Erdmännchen," antwortete sie, den Scherz erwidernd, mit einem leichten Knix. „Aber wir dürfen hier nicht länger stehen bleiben, wenn Sie zur Oberförsterei wollen. —"

„O, ich habe gar keine Eile. Und Sie bringen mir wirklich kein zu großes Opfer, wenn Sie mit mir zurückgehen —?"

„Ich bringe niemals ein Opfer," sagte sie lachend und zeigte dabei ihre blendend weißen, scharfen Zähne, die ihr plötzlich ein ganz anderes, fast wildes Aussehen gaben. „Wenn es mir nicht Vergnügen machte, würde ich Sie nicht begleiten."

Gerade diese rückhaltlose Offenheit erhöhte noch den Zauber, den dies merkwürdige Mädchen auf den jungen Grafen auszuüben begann. „Also Sie kommen gern mit?" fragte er rasch.

„Gewiß," antwortete sie und nickte mit dem Kopfe. „Ich wollte eigentlich ein Stück Wild nachhause bringen, aber dazu finde ich immer noch Zeit."

„Vielleicht stöbern wir unterwegs ein Häschen auf."

„Nein, das macht mir kein Vergnügen, so einen armen Lampe zu überraschen, nein, ich schieße nur Hochwild und das will ich waidgerecht beschleichen können, dann habe ich meine Freude dran."

„Sie sind also eine so eifrige Jägerin?"

„Ich bin ein Försterskind und im Walde aufgewachsen."

„Thut es Ihnen nicht ein wenig leid, einen Edelhirsch oder ein liebliches Reh zu töten?"

„Leid?! Nein!" antwortete sie kurz und entschieden. „Wäre ich als Wild geboren, anstatt nur Wild zu heißen, möchte ich auch lieber durch eine rasche Kugel sterben, als sonst elend verenden."

„Ob das Wild wirklich so denken mag?"

Digitized by Google

„Gewiß, dafür ist es ja im Walde geboren," versicherte Wanda sogleich.

Bruno mußte lachen; er fand einen immer höheren Reiz darin, mit dem jungen Mädchen zu schwatzen, während er an ihrer Seite dahin schritt. „Wollen wir nicht etwas langsamer gehen?" fragte er, „es läßt sich gemütlicher plaudern."

„Wie Sie wünschen. Bin ich Ihnen zu rasch gegangen?"

„Ja, schon im Geschwindemarsch, und wir kommen dann zu rasch in die Oberförsterei."

„Wollten Sie nicht dorthin?"

„Gewiß," nickte er, „aber darf ich auch so offenherzig sein, wie Sie, Fräulein Wanda?" und er sah ihr dabei fragend in die Augen.

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich offenherzig bin?" fragte sie zurück.

„Man braucht Sie ja nur zu sehen und einige Worte mit Ihnen zu sprechen, um dies zu wissen."

Sie stieß ein übermütiges Lachen aus, zeigte wieder dabei ihre scharfen, weißen Zähne; sie erhielt dann, trotz ihrer blendenden Schönheit, einen Ausdruck, der an ein prächtiges Raubtier erinnerte. „Ich bin so versteckt, so heimlich! Eine echte Jägerin, die nicht einmal ihrem Kopfkissen anvertraut, wo das Wild wechselt, das sie beschleichen will."

Der Graf mußte unwillkürlich in ihr lustiges Gelächter einstimmen: „Ja, wenn Sie auf die Jagd gehen, mögen Sie sehr zugeknöpft sein; aber sonst sind Sie gewiß die Offenheit selbst."

„Ich gehe immer auf die Jagd," sagte sie ruhig und ihn mit ihren großen, dunklen Augen anblitzend, fuhr sie lächelnd fort: „Wenn ich gerade kein Wild auftreiben kann, suche ich Menschen, die ich einfange."

„Das scheint mir ein noch gefährlicheres Jagdvergnügen. Und was machen Sie mit Ihren Opfern?"

„Ich lasse sie etwas zappeln und dann wieder frei," antwortete sie ohne Zögern.

Ein solches Mädchen war Bruno noch nicht vorgekommen. Sie bekannte also selbst sich zu dem Spiel, das sie mit Männerherzen bisher getrieben hatte und das ihr seine Schwester so zum Vorwurf machte? Das war wenigstens neu und originell. — Bisher waren ihm nur immer Koketten begegnet, die entweder naiv genug, um ihr eigenes Wesen nicht zu kennen, oder zu vorsichtig und berechnend, um selbst ihre unverbesserliche Gefallsucht einzugestehen. „Macht Ihnen das wirklich Vergnügen?" fragte der Graf, nachdem er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte.

„Ein außerordentliches," war ihre Antwort. „Wenn ich will, daß sich jemand in mich verlieben soll, dann habe ich eher keine Ruhe, als bis es geschehen."

„Wollen Sie mich dann nicht auch zu Ihren Opfern auserlesen?" fragte Bruno keck und sah ihr dabei herausfordernd in die Augen.

Sie wiegte den schönen Kopf nachdenklich hin und her. „Ich weiß noch nicht, ob mich die Laune anwandeln wird, —" sie blickte ihn dabei nicht an,

Digitized by Google

sondern in die Höhe und riß plötzlich die Flinte von ihrer Schulter, ein Raubvogel wiegte sich gerade über ihnen und schien sich eben bereit zu machen, auf irgend eine Beute zu stoßen. Im Nu hatte Wanda angelegt, ein Schuß krachte durch die Stille des Waldes, und wenige Minuten später flatterte der Falk herunter, nachdem er sich noch einmal in der Luft umgewirbelt.

Ohne einen Wink oder Anruf abzuwarten, stürzte der Hund in das Gebüsch und brachte bald den Vogel angeschleppt.

„Gut getroffen!" sagte der junge Graf bewundernd, denn das Tier war gerade in die Brust geschossen. „Sie sind ja eine ausgezeichnete Schützin."

Auf Wanda schien dies Lob weiter keinen Eindruck zu machen, sie nahm dem Hund die Beute ab, warf sie gleichmütig in die Jagdtasche und setzte nun die unterbrochene Wanderung fort: „Wir werden bald an Ort und Stelle sein," fügte sie nach einer Weile hinzu, als wolle sie dem Gespräch eine andere Wendung geben.

„Soll ich Ihnen ehrlich die Wahrheit bekennen?" fragte Bruno und sah sie von der Seite lächelnd an.

Sie nickte nur, ohne ein Wort der Entgegnung, mit dem Kopfe.

„Ich habe gar keine Sehnsucht, Ihren alten Oheim zu besuchen, es war nur ein Wild, das ich dort entdecken wollte und noch dazu das prächtigste, das ich je im Leben gesehen." Er senkte jetzt voll feuriger Bewunderung seine Blicke in ihr Antlitz. Sie schlug die Augen nicht nieder, sondern sah ihn ruhig an, als habe sie dieses Bekenntnis erwartet und sei an solche Huldigungen gewöhnt. „So hat Ihr Bruder von mir erzählt?" fragte sie, und ein triumphierendes Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ja, und er hat mich durch seine begeisterte Schilderung so neugierig gemacht, daß ich die Stunde nicht erwarten konnte, wo ich die schöne Nichte des alten Herrn zu sehen bekam."

„Und Ihre Erwartungen sind nicht ganz getäuscht worden?" fragte sie unbefangen und wandte ihm jetzt voll ihr Antlitz zu, während ihre dunklen Augen in neuem und noch höherem Feuer strahlten als je zuvor.

„Nein, ich bin nicht getäuscht worden," antwortete Bruno rückhaltlos: „So viel Schönheiten mir auch schon in meinem jungen Leben begegnet sind, so habe ich doch niemals ein so herrliches Mädchen gesehen, wie Sie," der Ton in dem er sprach, die Blicke, die seine Worte begleiteten, schlossen jeden Verdacht einer leeren Schmeichelei aus.

Wanda sog auch dies Lob ohne weiteres wie den Duft einer Blume ein, an den sie längst gewöhnt und der für sie nichts Berauschendes mehr hatte. So fand sie auch an dem offenen Aussprechen seiner Bewunderung nichts Anstößiges, sie schien es vielmehr erwartet zu haben und fragte mit einem selbstbewußten Lächeln: „Denken Sie, daß Sie der erste sind, der mir das gesagt hat?"

Bei jeder anderen würde dieses siegesgewisse Auftreten den jungen Offizier gestört und auf der Stelle den Zauber zerrissen haben, den sie eben noch auf

Digitized by Google

ihn ausgeübt. Hier vergaß er alles, ja, ihr keckes, selbstbewußtes Wesen wirkte auf ihn förmlich unterjochend. Sie war eben so ganz anders wie Alle, die er je im Leben kennen gelernt hatte und anstatt, wie ihre übrigen Mitschwestern ihre Eitelkeit und ihre Koketterie zu verdecken, legte sie dieselben offen zur Schau. Sie wollte mit ihrer außerordentlichen Schönheit unterjochen, jeden an ihren Siegeswagen spannen und bekannte dies ehrlich, während die anderen Schönen dasselbe Ziel verfolgten und nur heimlicher zu Werke gingen . . . Das war neu, originell und übte auf ihn die überraschendste Wirkung aus. Er wurde von diesem eigentümlichen, prächtigen Mädchen nur mehr gefesselt und deshalb antwortete er mit einem heiteren Auflachen: „Nein, denn man hat mir schon zu viel von Ihren glänzenden Erfolgen erzählt."

„Und daß ich die herzloseste Kokette sei, die je die Welt gesehen?" fügte sie, in sein Lachen lustig einstimmend, hinzu, und in ihren Augen blitzte es übermütig auf.

Der junge Graf zögerte mit der Antwort. Wenn er die Wahrheit bekannte, mußte sie ja sogleich ahnen, von wem er diese Mitteilungen erhalten, und er wollte seine Schwester nicht in den häßlichen Verdacht bringen, daß sie von dem schönen Mädchen schlecht gesprochen habe.

„Gestehen Sie es nur, man hat Ihnen von mir sehr schlimme Dinge erzählt, und denken Sie, was das Merkwürdigste ist, sie sind alle wahr . . ." Sie war stehen geblieben und sah ihm forschend ins Antlitz, als wolle sie die Wirkung ihres Bekenntnisses genau beobachten.

„O, verleumden Sie sich nicht selbst," entgegnete Bruno ablehnend.

„Nein, nein, ich bin wirklich kokett, aber ehrlich genug, es aller Welt zu sagen, darin unterscheide ich mich von den andern. Man kann sich also vor mir hübsch in acht nehmen."

„Und wer dazu keine Neigung hat?" . . .

„Der muß an meinem Triumphwagen so lange ziehen, bis ich ihn freilasse," lachte sie übermütig.

„Aber wenn er niemals mehr die Freiheit wiedergewinnen will?"

„O, das Sklavenjoch, das ich ihm auflege, ist sehr hart." Wanda zeigte jetzt wieder die weißen, scharfen Zähne, die ihr einen Zug von Grausamkeit gaben.

„Es ist süß für denjenigen, der wahrhaft liebt."

Sie sah ihn prüfend an, als wolle sie erfahren, ob er noch im allgemeinen, oder schon von sich selber spreche, und er ließ sie nicht lange über seine Empfindungen in Zweifel, denn er fuhr lebhaft fort: „Ja, Fräulein Wanda, ich wäre auf der Stelle bereit, das härteste Joch zu tragen, das Sie mir auflegen wollten."

„Das geht schnell. Man sieht, Sie können den Leutnant nicht verleugnen, die denken alle, wenn sie ein junges Mädchen sehen, wie jener alte römische Kaiser, der gesagt haben soll. Ja, wie heißt es denn schnell auf Lateinisch? —" sie richtete ihre großen, dunklen Augen fragend auf den jungen Grafen.

Digitized by Google

„Veni, vidi, vici, das heißt auf gut deutsch —"

„Weiß schon, ich kam, ich sah, ich siegte," unterbrach ihn Wanda; „aber ich bin gar nicht so leicht zu erobern, mein Herr," und sie machte dem jungen Manne eine leichte, ironische Verbeugung.

„Ich denke auch nicht daran, Ihr Herz im Sturme zu nehmen; aber vielleicht gewinne ich es durch eine regelrechte Belagerung."

„Versuchen Sie es, Herr Graf," antwortete sie lachend. „Wir wollen ja sehen, wer Sieger bleibt. Und nun leben Sie wohl, dort schimmert schon durch die dunklen Fichten das Haus meines Oheims, und da Sie gar nicht die Absicht hatten, ihm einen Besuch zu machen, so können wir uns hier wohl trennen? —" Sie reichte ihm die Hand hin, während auf ihrem Antlitz sich jene Gefallsucht und jener Übermut malten, die beide ihr eigentümlich waren.

„Ich darf also morgen wiederkommen?"

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, gern."

„Und wo habe ich denn das Glück, Sie zu treffen?"

„Hier, wo wir Abschied von einander nehmen; aber werden Sie den Weg zurück finden?"

„Ich werde wie die Kinder im Märchen kleine Steinchen zurückwerfen."

„Sie dürfen nur jetzt den kleinen Weg hier einschlagen" und sie wies zur rechten; „dann können Sie gar nicht fehlen."

„Also ich sehe Sie morgen sicher und zu derselben Stunde?"

„Ich werde pünktlich zur Stelle sein."

„Sie machen mich glücklich durch Ihr Versprechen."

Wanda stieß wieder ihr helles, übermütiges Lachen aus: „Wer weiß? Hat man Sie nicht genug gewarnt vor mir?"

„Ich fürchte Sie nicht."

„Nehmen Sie sich in acht," rief sie mit dem Finger drohend: „Ich bin gefährlich und habe kein Herz."

„Vielleicht haben Sie bisher diesen Schatz aller Welt verborgen, und ich bin der Erste, der ihn entdeckt."

„Sie werden sich täuschen."

„Selbst auf diese Gefahr hin, komme ich wieder . . ."

„Nun gut, ich haben Ihnen alles gesagt und wasche meine Hände in Unschuld. Also auf Wiedersehen, Herr Graf!" sie schenkte ihm noch ein Lächeln, winkte ihrem Hunde, der geduldig sich an ihrer Seite gehalten hatte und schritt dann, ohne sich noch einmal nach Bruno umzublicken, rasch der Försterei zu. Der junge Dragoneroffizier schaute ihr noch so lange nach, bis nicht mehr ein Schimmer von ihr zu sehen war . . . und schlenderte dann in einer so seltsamen, unruhigen Stimmung, wie er sie noch nie gekannt hatte, langsam und wie traumverloren zurück . . .

Digitized by Google

Wieder war Ewald zum Besuch seiner Schwester auf Lindenberg erschienen, denn der Schwager weilte noch immer in der Hauptstadt; aber diesmal ließ nicht der Älteste, sondern Bruno auf sich warten. Die Stunde des Mittagsessens hatte längst geschlagen, und der junge Offizier kam noch immer nicht. Die Baronin zeigte sich weniger ungeduldig als ihr Bruder: „Ich bin bereits daran gewöhnt," sagte sie: „Bruno hat sich schon seit mehreren Tagen verspätet, und wie ich vermute, schleicht er zur Oberförsterei, um Wanda ein wenig den Hof zu machen."

„Wirklich? das wollen wir nicht hoffen," rief Ewald mit Bestürzung aus.

Die Baronin blickte verwundert auf ihren Bruder: „Ich sehe da keine große Gefahr, Bruno ist —"

„Die höchste," unterbrach sie Ewald erregt: „Du hast Wanda seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, sie ist eine ungewöhnliche Schönheit geworden und muß jedem noch weit gefährlicher werden als früher, und ich will dir nur bekennen, —"

„Daß du nahe daran warst, dich auch ein wenig in sie zu verlieben, wenn du dich nicht zur rechten Zeit noch meiner Warnungen erinnert hättest," ergänzte Elisabeth lächelnd.

„Du hast es erraten; aber du kannst kaum ahnen, wie schwer es mir gefallen ist, ich mußte all' meine Vernunft zu Hülfe nehmen und noch jetzt —" er vollendete nicht, und sein gebräuntes Antlitz färbte sich vor Verlegenheit dunkler.

„Ach, du willst doch nicht sagen, daß du alles Ernstes für dies Geschöpf eine Leidenschaft empfinden könntest?" rief die Baronin lebhaft aus. Jetzt war sie es, die sich erschrocken zeigte.

Der Bruder nickte nur mit dem Kopfe.

„Nicht möglich! du mit deinem ruhigen, klaren Verstande solltest dein Herz an eine elende Kokette verlieren?! Nein, nein, das würde ich niemals glauben."

„Das Herz geht nur zu oft mit dem Verstande durch."

„Ich würde es bei allen andern glauben, bei dir niemals. Du hast es doch stets bewiesen, daß bloße Schönheit auf dich keinen Eindruck macht. Oder findest du Johanna nur deshalb anziehend, weil sie nicht gerade häßlich ist?" setzte die Schwester neckend hinzu.

In den blauen, ehrlichen Augen des Grafen zeigte sich ein freudiger Schimmer. Die Erinnerung an diejenige, für die in seiner Brust bereits eine aufrichtige Neigung zu keimen begann, schien das verlockende Bild der andern bei ihm zu verdrängen. Schon sah die Baronin einen Lieblingswunsch, den sie längst im Stillen gehegt, in Erfüllung gehen. Ewald, der so lange mit der Wahl einer Lebensgefährtin gezögert, begann sich jetzt für die jüngste Schwester ihres Gatten sehr lebhaft zu interessieren, und sie durfte hoffen, die beiden bald als Paar zu sehen. Ihren guten Bruder gönnte sie niemand auf der Welt so sehr als ihrer kleinen Schwägerin, wußte sie doch, daß Johanna alle Eigenschaften des Herzens und des Geistes besaß, um einen Mann glücklich zu machen, und Ewald verdiente eine solche Frau, sie konnte für seinen ehrenwerten, trefflichen Charakter ebenfalls bürgen. Wenn ihr Bruder zuweilen früher irgend einem jungen Mädchen eine

Digitized by Google

größere Aufmerksamkeit geschenkt, so hatte sie stets ihr Bedenken gehabt, denn sie konnte die Frau, die Ewald einmal als Gattin heimführte, nicht vollkommen genug wissen, und ihre leisen Abmahnungen hatten dann auch wirklich genügt, in ihm eine etwa entstehende Neigung schon im Keime zu ersticken, nur an ihrer Schwägerin hatte sie nichts auszusetzen, als daß sie noch zu jung war, ein Fehler, den sie bald ablegen konnte; aber jetzt schon, mit ihren 16 Jahren, erschien sie ihr wie das Ideal einer Lebensgefährtin ihres Bruders.

„Nein, man vergißt bei Johanna völlig, daß sie auch schön ist," stimmte der Graf seiner Schwester zu.

„Weil sie es kaum selbst weiß und gelernt hat, auf ihre Körpervorzüge den wenigsten Wert zu legen," entgegnete Elisabeth eifrig.

„Und weil meine liebe, kluge Schwester auf ihre Schwägerinnen diesen erziehenden Einfluß ausgeübt und alle Anwandlungen von Eitelkeit und Gefallsucht bei Zeiten unterdrückt hat," setzte Ewald mit Überzeugung hinzu.

„Du überschätzest meinen Einfluß," entgegnete die Baronin: „aber Bruno kommt noch immer nicht —" und sie sah wieder nach der Uhr, deren Zeiger ruhelos weiterrückte, ohne daß der Bruder erscheinen wollte.

„Die Zauberin läßt ihn nicht eher fort, daran kannst du am besten erkennen, wie schlimm es mit ihm steht."

„Für Bruno fürchte ich weniger," meinte die Baronin lächelnd: „das Herz eines jungen Offiziers ist wohl leicht zu entflammen; doch erlischt das Feuer ebenso schnell. Wir wollen auf den Saumseligen nicht länger warten, vielleicht heilen wir ihn von seiner Leidenschaft am leichtesten, wenn wir ihn zwingen, sein Mittagsmahl allein einzunehmen." Sie zog sogleich die Klingel.

„Willst du ihm nicht noch eine Frist von zehn Minuten schenken?"

„Nein, er hat mich in den letzten Tagen länger als eine Stunde warten lassen; ich finde sein Benehmen geradezu unartig," und sie befahl dem eintretenden Diener, das Essen aufzutragen.

Dem Grafen wollte heut das Mahl gar nicht munden; er versank von Zeit zu Zeit in Nachdenken, sah immer nach der Thüre und gab der Schwester zerstreute Antworten. Man war schon beim Nachtisch angelangt, da erschien endlich der junge Mann. Sein blühendes Gesicht war dunkelrot gefärbt, sein ganzes Wesen verriet die größte Aufregung; er grüßte nur flüchtig die Geschwister; ohne sich wegen seiner Verspätung zu entschuldigen und anstatt der Einladung seiner Schwester zu folgen und sich an die Tafel zu setzen, wanderte er mit langen Schritten im Saale auf und ab.

„Wir sind freilich schon mit unserem Mittagsessen zu Ende, aber ich werde sogleich für dich auftragen lassen," meinte die Baronin und erhob sich.

„Nein, warte! Ich habe noch keinen Hunger," stieß der junge Offizier heftig hervor. „Ich hab' euch ohnehin etwas zu sagen;" er hielt plötzlich in seiner Wanderung inne und vor seinem Bruder stehen bleibend, sagte er mit einem kurzen, nervösen Auflachen: „Warum hast du mir erst von Wanda erzählt? Nun ist das Unglück geschehen! Ich bin bis über die Ohren in sie verliebt!"

Digitized by Google

„Das ist bei einem Leutnant niemals gefährlich," bemerkte die Baronin ruhig, noch ehe Ewald etwas erwidern konnte.

„Du irrst dich, Elisabeth," entgegnete Bruno rasch. „Diesmal steht es schlimm. Ich habe mir schon selbst gesagt: Bruno, du begehst eine Dummheit, und doch kann ich nicht anders, ich muß sie heiraten."

„Bruno, treibe nicht deine Späße!" ermahnte die Baronin, und über ihr feines, aristokratisches Gesicht flog eine Unmutswolke.

„Es ist kein Spaß, es ist die volle Wahrheit, ich heirate das Mädchen, denn ich liebe es bis zur Raserei, und Wanda verdient es auch, so geliebt zu werden, mußt du das nicht selber sagen?" wandte er sich an seinen Bruder, der betroffen nicht sogleich eine Antwort fand. Die Schwester trat dafür an seine Stelle: „Ich kann noch immer nicht glauben, daß du im vollen Ernst sprichst. Es ist ja ganz unmöglich!"

„Unmöglich?! das sehe ich doch nicht ein. Was sollte mich hindern, diesem herrlichen Mädchen meine Hand zu reichen?"

„Ein Graf Cainsdorf und Wanda Wild! Ich denke, damit ist alles gesagt! . . ."

„Nichts!" entgegnete Bruno und machte mit seiner feinen, zierlichen Hand eine abweisende Bewegung. „Was frage ich nach Wandas Stammbaum? Ihre Schönheit ist für mich der älteste Adelsbrief."

„Ich hoffe, du wirst noch Vernunft annehmen und die Dinge ruhiger betrachten lernen," sagte die Baronin und gab sich den Anschein, als ob sie die Sache sehr leicht nähme; aber ihre Rechte zitterte doch ein wenig, als sie jetzt nach einer der Knackmandeln griff und sie öffnen wollte.

„Ich bin schon ganz vernünftig und habe Wanda heut in aller Ruhe Herz und Hand angetragen," entgegnete Bruno, der allmählich seine innere Aufregung verlor, je mehr er sich mitteilen konnte.

„Das hast du wirklich gethan?" fragte Ewald mit allen Zeichen der Überraschung.

„Warum sollte ich nicht? Es ist das herrlichste Geschöpf, das mir je im Leben begegnet ist, und wenn sie einwilligt, die Meinige zu werden, bin ich der glücklichste Sterbliche! —"

„Sie hat dir nicht gleich ihr Jawort gegeben?"

„Nein, sie wollte einige Tage Bedenkzeit haben," antwortete der junge Offizier: „da seht ihr, wie wenig sie sich durch meinen Grafentitel blenden läßt."

„Ach, da erkennt man wieder die ganze Schlauheit und Berechnung dieser Person," rief die Baronin voller Empörung aus, und als sie Bruno nur ganz verwundert und entrüstet ansah, fuhr sie eifrig fort: „Merkst du denn nicht, daß sie nur deshalb zögert, um dich desto sicherer ins Netz zu bekommen? Aber du bist zu jung, um das zu durchschauen."

Durch diese Bemerkung fühlte sich doch die Eitelkeit des Gardeoffiziers verletzt. „Nein, Elisabeth," sagte er nicht ohne Empfindlichkeit: „Die Frauen braucht mich niemand mehr kennen zu lehren, ich habe mir da eine Universitäts-

Digitized by Google

bildung erworben, das kann ich kühn behaupten," und er strich sich lachend über sein zierliches Schnurrbärtchen.

„Du magst da nicht ohne Erfahrung sein; aber ein Mädchen wie Wanda kennst du nicht," behauptete die Schwester.

„Gerade bei ihr braucht man kein mühseelig Studium; sie giebt sich ja völlig, wie sie ist, und legt ihre Vorzüge wie Schwächen mit einer Offenheit zur Schau, die wahrhaft bewunderungswürdig." —

„Und hinter der sie ihren wahren Charakter verbirgt. Sie ist eine herzlose, abscheuliche Kokette."

Der junge Graf stieß ein lustiges Lachen aus: „Das sagt sie ja selbst alle Tage."

„Und das reicht nicht hin, dich für immer von ihr abzuschrecken?"

„Im Gegenteil, es hat am meisten dazu beigetragen, mich in sie sterblich zu verlieben."

„Ich kann deine Verblendung nicht begreifen," sagte die Schwester und schüttelte das Haupt. „Oder hast du ein Verständnis dafür?" so wandte sie sich an ihren ältesten Bruder. Noch eh' dieser eine Antwort erteilen konnte, entgegnete Bruno mit einem triumphierenden Lächeln: „Ich will es dir erklären: Alle andern Mädchen sind leichtsinnig und flatterhaft; aber klug und vorsichtig genug, es nicht zu sagen. Wanda plaudert das in alle Welt hinaus und sie hat sich auch keinem treu erweisen können, weil bisher derjenige nicht gekommen ist, an den sie ihr ganzes Herz verloren."

„Und du glaubst derjenige zu sein?" fragte die Baronin und blickte voll Mitleid und Erstaunen auf ihren Bruder; sie hätte ihm eine solche Eitelkeit nicht zugetraut.

Der junge Offizier richtete seine schlanke Gestalt mit einem Anflug von Koketterie in die Höhe: „Ich glaube es nicht nur, ich bin davon überzeugt."

„Du irrst dich dennoch, Bruno, wenn morgen Ewald sich um Wandas Gunst bewerben wollte, würde sie ihm den Vorzug geben."

Anstatt aller Antwort stieß der junge Graf ein so tolles, übermütiges Lachen aus, daß der Saal davon widerhallte, und als die Schwester schwieg, wandte er sich an seinen Bruder: „Versuch' es Ewald, versuch' es, ich gebe dir carte blanche. Ach, das ist zu drollig!" . . . und er brach von neuem in ein schallendes Gelächter aus.

Die Baronin fühlte sich durch das Benehmen des jüngsten in der Seele ihres ältesten, geliebten Bruders verletzt. Auf ihn war sie stolz, von je stolz gewesen, sie hielt ihn für den edelsten und besten Menschen und war auch der festen Überzeugung, daß er in seiner persönlichen Erscheinung es mit jedem, sogar mit seinem jungen Bruder aufnehmen könne, und als auf dessen herausfordernder Rede Ewald nur ruhig entgegnet hatte: „Ich habe nicht die mindeste Lust zu diesem Versuch," und Bruno keck und siegesgewiß antwortete: „Weil du selbst überzeugt bist, daß du die empfindlichste Niederlage erleiden würdest," konnte die Baronin nicht länger an sich halten und sie sagte mit einem sarkastischen Lächeln,

Digitized by Google

das nur selten auf ihrem feinen Antlitz erschien, „solche siegesgewisse Leute wie du werden am ehesten geschlagen."

„Das mag man mir beweisen."

„Ewald wird sich freilich nicht zu einem solchen Spiel hergeben und doch bin ich der festen Überzeugung."

„Ach, er soll es doch versuchen!" rief Bruno, sich vergnügt die Hände reibend.

„Nein, Ewald, du bist es mir jetzt schuldig," fuhr er mit ironischem Auflachen fort: „Ich kann nicht an Wandas Treue glauben, als bis sie diese schwere Probe bestanden hat. Bewirb dich um ihre Gunst, ich lasse dir vierzehn Tage Zeit und reise schon morgen in die Residenz zurück. Kannst du mir dann nach meiner Rückkehr sagen, daß sie dir mehr als ein gleichgültiges Lächeln geschenkt hat, daß sie dir nur das kleinste Zeichen von Zärtlichkeit gestattete, dann ist sie die heillose Kokette, wie ihr immer behauptet; wenn nicht, dann ist alles Gerede über ihre Herzlosigkeit elende Verleumdung, und sie wird meine Frau, so wahr ich Bruno Cainsdorf heiße!" und ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte er hinweg.

Der Bruder des Oberförsters Wild bekleidete in einer zehn Meilen entfernten Gegend die Stelle eines Forstmeisters; der Mann hatte ein adliges Fräulein geheiratet und war mit sehr zahlreicher Familie gesegnet worden. Nach fünf Söhnen war endlich eine Tochter gefolgt, — Wanda — und da sie die einzige blieb, die folgenden Sprößlinge wieder Knaben waren, so wurde sie der erkorene Liebling des Vaters und gründlich verzogen. Der Forstmeister gestattete ihr jeden Willen und er sah es gern, wenn sie ihrer früh sich entwickelnden Laune den Zügel schießen ließ. Je wilder und übermütiger sich das Mädchen zeigte, je lieber war sie ihm; sie war kaum zehn Jahre alt, da ging sie mit ihm auf die Jagd und mit ihren scharfen Augen lernte sie bald ein Wild erspähen. Der Vater bedauerte immer, daß sie nicht ein Junge geworden, in keinem seiner Söhne rollte so echtes Jägerblut wie in ihr; sie waren alle stille Menschen und ergriffen andere Berufszweige, keiner wollte das herrliche Leben des Waidmanns führen.

Die Gattin des Forstmeisters hatte nicht Zeit gehabt, sich viel um ihre Tochter zu kümmern, und der Einfluß, den sie auf Wanda überhaupt ausübte, war nicht gerade der beste, sie weckte schon früh in ihr die grenzenloseste Eitelkeit und Gefallsucht, denn sie war stolz auf die seltene Schönheit des heranblühenden Mädchens und träumte für dasselbe eine glänzende Zukunft. Wenn in Wandas Herz irgend eine Neigung aufkeimen wollte, dann wußte die Mutter sie rasch zu zerstören, indem sie ihr vorstellte, daß sie höher streben müsse; denn sie sei nicht dafür geschaffen, in Dürftigkeit zu leben. „Du siehst ja, welches Elend ich durchmachen muß, daß ich unter meinem Stande geheiratet habe. Hätte ich damals den reichen Baron, der so eifrig um mich warb, erhört, ich lebte heut in den glänzendsten Verhältnissen —" und diese nur zu oft wiederkehrenden Worte der mit ihrem Lose unzufriedenen Frau blieben auf die Tochter nicht ohne Eindruck. Sie sah, wie ihre Mutter unter der Last der Wirtschaftssorgen litt, und seufzte;

Digitized by Google

sie wollte nicht später ein ähnliches Schicksal haben, deshalb mochte ihr immerhin ein junger Mensch gefallen, sie dachte gar nicht daran, an ihn ihr Herz zu verlieren, und behielt es trotz ihrer großen Jugend in festem Verwahrsam; dennoch machte ihr die Huldigung der Männer ein außerordentliches Vergnügen, und sie ruhte nicht eher, als bis jeder, der in ihre Nähe kam, an ihrem Siegeswagen zog. Ein junger Förster, der für sie in Leidenschaft entbrannt war und den sie lachend zurückgewiesen, als er stürmisch um ihre Hand geworben, hatte sich bald darauf eine Kugel durch den Kopf gejagt. Der tragische Vorfall hatte in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregt, und der Forstmeister fand es deshalb für besser, die Tochter zu seinem Bruder zu schicken und so lange dort zu lassen, bis die Geschichte ein wenig in Vergessenheit geraten sei. Wanda war gern damit einverstanden; sie sehnte sich so, den Schauplatz ihrer Erfolge wieder einmal zu wechseln; denn die alten Bewerber waren ihr langweilig geworden.

Dem Oheim war die Nichte stets willkommen, der alte Oberförster des Baron Lindenberg war unverheiratet, eine weitläufige Verwandte führte ihm die Wirtschaft, und das junge Mädchen brachte in die tiefe Waldeinsamkeit frisches Leben. Hier konnte es Wanda beinah noch toller und unbeschränkter treiben als zuhause; der alte Waidmann war ganz vernarrt in den Kobold, und die gutmütige Muhme that alles, was sie nur ihrem Liebling an den Augen absehen konnte. Wanda hatte nun einmal eine Art und Weise, jeden für sich zu gewinnen — wenn sie nur wollte — und wodurch das junge Mädchen noch ganz besonders die Gunst der alten Leute für sich eroberte, war ihre musikalische Begabung. Sie hatte alles nur wie im Fluge gelernt, weil sie zu gründlichen Studien weder Zeit noch Ruhe gefunden, und doch wußte sie ein Schubert'sches oder Mendelssohn'sches Lied mit feinem Verständnis und viel Gefühl vorzutragen; ihre hübsche, volle Altstimme kam ihr dabei sehr zu Statten. Wenn der alte, gutmütige Mann über ihre Gefallsucht seinem Unwillen wirklich einmal Luft machte, so brauchte sich Wanda nur an den Flügel zu setzen, und der grollende Löwe schwieg, wie sie dann lachend selbst bemerkte; er hatte ein neues Instrument gekauft, weil sie erklärt, daß sie auf dem alten Klimperkasten nicht länger spielen gewollt.

Der alte Oberförster hielt soeben sein Mittagschläfchen, da wurde er plötzlich aus sanften Träumen geweckt. Aus dem Nebenzimmer schallte ein lustiger, wilder Marsch. Wer mochte da auf dem Instrument so furchtbar herumhämmern? Wanda konnte es nicht sein; bei all' ihrem wilden, leidenschaftlichen Temperament liebte sie gerade mehr schwermütige als lustige Musik. Der alte Herr sprang verdrießlich auf und öffnete die Thür des Nebenzimmers, um sich nach dem unbefugten Spieler umzusehen und ihm Ruhe zu gebieten. Von der anderen Seite war auch die Muhme herbeigeeilt, und die beiden Alten blickten neugierig auf den musikalischen Störenfried, der zu ihrer Verwunderung kein anderer war als wirklich die Nichte.

„Aber Mädchen, was fällt dir ein? Du könntest ja mit deinem Getrommel Tote aus dem ewigen Schlafe wecken!" rief der Oheim in eine kurze Pause dazwischen. Wanda gab keine Antwort, sie spielte mit großer Bravour das Stück zu Ende, dann erst wandte sie sich um. Ihre Augen strahlten in wildem Feuer

Digitized by Google

und sie rief lachend: „Hab ich euch erschreckt? Ich mußte mir den Tannhäusermarsch spielen, denn ich bin dafür gerade in der rechten Stimmung."

„Wanda, was hast du wieder für Raupen im Kopfe?"

Sie sprang auf, und sich vor ihren Oheim hinstellend und in ihrer ganzen Schlankheit aufrichtend, fragte sie zurück: „Würde ich nicht eine Gräfin ganz gut spielen können?"

„Du bist heut wieder vom Bändchen los!"

„Ich frage dich, Muhme, könnte ich nicht als Gräfin all' die feinen und hohen Damen verdunkeln? Ich weiß es, daß ich weit hübscher bin als sie alle, und du mußt das auch bekennen."

„Aber Kind, das darf man doch nicht selbst sagen."

„Warum nicht, wenn es wahr ist?" und Wanda warf einen triumphierenden Blick in den nächsten Spiegel. „Ach, wie sie sich ärgern würden, wenn ich plötzlich als Gräfin in ihren Salons erschiene . . . und besonders die Frau Baronin Lindenberg; die dann weniger ist als ich! . . ihr Gesicht möchte ich dann sehen!" sie stieß ein übermütiges Gelächter aus.

„Ja, was schwatzest du denn heut zusammen?" fragte der Oheim weniger verdrießlich als verwundert.

„Ach, ich hab' euch noch nicht gesagt, daß Graf Cainsdorf heut in aller Form um meine Hand angehalten hat?"

Die Muhme schlug nur überrascht die Hände zusammen; sie fand augenblicklich keine Worte, der alte Oberförster zeigte sich über diese Nachricht weniger erstaunt, er teilte die Ansicht seiner Schwägerin, daß Wanda einmal eine glänzende Heirat machen werde, und er fragte deshalb sogleich: „Der Majoratsherr?"

„Nein, Bruno," antwortete die Nichte.

Der Oheim zog einen Ton durch die Zähne, der seine Mißbilligung bekundete: „Was soll dir ein armer Leutnant?" sagte er enttäuscht.

„Aber er ist immer ein Graf," meinte die Muhme, die von diesem Gedanken allein geblendet wurde.

„Bruno hat nur eine Rente, die er als Leutnant selber verbraucht," entgegnete der Oberförster.

Wanda senkte einige Augenblicke nachdenklich den Kopf, dann warf sie ihn rasch in die Höhe und sagte kurz entschlossen: „Du hast recht, ich werde dem Jüngsten einen Korb geben und mir den Majoratsherrn einfangen."

„Wenn der sich nur einfangen läßt! So ein alter Junggesell —"

„Ach, sei ohne Sorge, was ich will, das erreich' ich auch," unterbrach sie ihren Oheim und setzte dann rasch hinzu: „Also Bruno besitzt wirklich kein großes Vermögen? Das weißt du ganz genau?"

Der Alte zuckte die Achseln: „Er wird eine Rente von 6000 bis 10000 Mark haben; was will das für einen gräflichen Leutnant sagen? Das ist kein Mann für dich."

„Und Ewald?"

Digitized by Google

„Ach, der Majoratsherr! — das ist etwas ganz Anderes!“ und der Oberförster schnalzte mit der Zunge: „Ja, der ist wohl noch reicher als unser Baron, obwohl der wahrhaftig ein schönes Besitztum hat.“

„Dann nehme ich den Majoratsherrn!“ rief Wanda ohne weiteres Bedenken aus, als habe sie allein die Wahl.

„Ja, weißt du denn, ob der dich mögen wird?“ fragte der Oheim. Wie sehr er auch für seine Nichte eingenommen und überzeugt war, daß sie jedem gefallen mußte, der sie sah, verstiegen sich seine Gedanken doch nicht bis zum reichen Grafen Cainsdorf. So weit kannte er doch die Welt, um zu wissen, daß solch' ein Mann für ein armes Försterstöchterchen nicht so leicht entflammte und besonders Ewald nicht, der ihm stets höchst ruhig und vernünftig vorgekommen war.

„Du hast mir doch aber gestern gesagt, daß du den jungen Grafen liebst und so glücklich bist,“ warf die alte Frau bedenklich dazwischen.

„Hab' ich das?“ fragte Wanda unbefangen. „Ja, gestern wußte ich nicht, daß Bruno gar so wenig hat.“

„Ach, Kind, das ist ja gar nicht dein Ernst. So denkt kein junges Mädchen in deinem Alter.“

„Muhme, du irrst dich gar sehr,“ entgegnete die Nichte lachend: „Das mag zu deiner Zeit anders gewesen sein, da soll man sich wirklich noch aus Liebe geheiratet haben; aber das kannst du von uns nicht mehr verlangen.“

Der Oberförster hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen und hörte dem Streite der beiden mit großem Vergnügen zu; er war so sehr für seine Nichte eingenommen, daß er alles klug und geistreich fand, was sie sagte und that. Selbst ihre herzlose Koketterie erschien ihm in einem anderen Lichte und völlig harmlos, wenn er sich auch verpflichtet fühlte, sie zuweilen selbst zu schelten. Was konnte sie eigentlich dafür, daß sie allen jungen Männern gefiel und diese wie rasend hinter ihr herliefen? Es war ganz recht von dem klugen Mädchen, wenn es die dummen Burschen ein wenig zum Narren hielt, nur durfte er es dem übermütigen Dings nicht sagen, dann trieb es die Geschichte noch toller.

„Jetzt heiratet man aus Berechnung, und deshalb giebt es so viel unglückliche Ehen,“ meinte die alte Frau.

„Umgekehrt, die sich aus Liebe heiraten, kommen ins tiefste Elend. Ich habe es ja bei meiner Mutter gesehen.“

„Und ist sie nicht glücklich mit deinem Vater geworden? Konnte sie sich einen besseren Mann wünschen?“

„Ich danke für ein solches Glück! . . Ich will nicht die schönsten Jahre meines Lebens Kindermädchen, Amme und Magd zu gleicher Zeit sein . . .“

Die Muhme schlug entsetzt vor solchen Reden die Hände zusammen: „Nein, Wanda, so mußt du nicht sprechen, das ist gar nicht weiblich von dir.“ Wie sehr sie auch sonst für ihre Nichte schwärmte, solche Reden fand sie doch unpassend.

„Laß' mich nur mit der edlen Weiblichkeit zufrieden!“ rief das junge Mädchen höhnisch aus: „Ich will davon nichts wissen, ich weiß, daß ich schön bin, daß

Digitized by Google

ich jeden erobere, auf den ich es abgesehen hab', und nun muß ich den Majoratsherrn einfangen, denn mit dem anderen ist es nichts."

„Warum willst du nicht lieber den jungen Grafen behalten, der dich liebt und der ein so guter, prächtiger Mensch ist?"

„Gefällt er dir, Muhme?" erwiderte Wanda: „Ja, er ist gar nicht übel, weit lustiger und hübscher als sein Bruder, aber er hat doch nun einmal den Fehler, den ich ihm nicht verzeihen kann!"

„Mußt du denn noch ein großes Vermögen haben? Ist es nicht genug, wenn du Gräfin wirst?"

„Du redest, wie du es verstehst," entgegnete Wanda spöttisch: „und weil du noch der alten Welt angehörst, kannst du dir gar nicht denken, was jetzt die Menschen glücklich macht."

„O, vollkommen!" verteidigte sich die Muhme: „Gesundheit, ein zufriedener Sinn und ein Herz —"

„Weiß schon, die alte Leier," lachte Wanda — „und ein Mann, der uns liebt und uns mißhandelt, wie es ihm gerade gefällt . . . danke schön! Ich will ein herrliches Leben führen, Equipagen haben, Reitpferde, ein prächtiges, altes Schloß, und jeder, der dahin kommt, muß mir huldigend zu Füßen liegen. Siehst du, so denke ich mir die Zukunft, und so soll sie werden!" — Sie hatte sich in die Höhe gerichtet und eine Haltung und Miene angenommen, als sei dieser glänzende Traum schon für sie Wirklichkeit geworden.

„Ach, Kind, möchtest du dich nicht täuschen;" sagte die brave Alte kopfschüttelnd.

„Es fällt mir gar nicht ein!" entgegnete sie keck und zuversichtlich.

„Aber die reichen und vornehmen Leute sind so selten wahrhaft glücklich."

„Sei ohne Sorge, bin ich einmal Gräfin Cainsdorf, dann will ich schon mein Dasein genießen. Meine Mutter hat vollkommen recht; Reichtum allein ist noch nichts; aber Reichtum und hohe Stellung, das schafft den Himmel auf Erden; ach, und den will ich haben! . ." Sie öffnete den Mund, als lechze sie schon danach, und ihre scharfen Zähne kamen zum Vorschein.

„'s ist doch ein tolles Mädel!" rief der Oheim bewundernd, der sich so lange still gehalten hatte und dessen Augen voll Wohlgefallen auf seinem Liebling ruhten. Die Muhme schüttelte bedenklich den Kopf, hatte doch die Nichte ihr heimlich ihre neuste Liebesgeschichte anvertraut und ihr erzählt, wie sterblich sich der junge Graf in sie verliebt habe und nun wollte sie ihm dennoch einen Korb erteilen, um noch höher zu zielen. Das erschien der alten, braven Frau wie ein großes Unrecht, und ernster als sonst sprach sie zu dem jungen Mädchen: „Sie reden dir ohnehin gern nach, daß du eine Kokette bist und wenn du —"

„Das bin ich ja auch, Muhme," unterbrach sie Wanda lachend. „Das ist ja mein einziges Vergnügen, einen Menschen in mich verliebt zu machen, bis zur Tollheit. Es ist nicht immer ganz leicht, und manchmal stellen sich die Patrone noch verliebter, als sie wirklich sind; aber wenn es mir gelingt, ihnen die Köpfe völlig zu verdrehen, dann bin ich ganz glücklich. Du warst wohl niemals ein bischen kokett, Muhme? — und da weißt du auch gar nicht, wie reizend das ist?"

Digitized by Google

„Nein, Gott sei Dank, das hätte ich auch nie wissen mögen."

„Ja, wenn es nach dir gegangen wäre, da hätte ich schon vor zwei Jahren den Schulmeister im nächsten Dorfe genommen. Der hübsche Mensch war bis über die Ohren in mich verliebt, in seinen wasserblauen Augen war so viel Sanftmut, er versprach mir immer, mich auf den Händen zu tragen; aber diese Hände waren so mager!" und das junge Mädchen stieß wieder ein übermütiges Lachen aus.

„Wetterhexe!" murmelte der Oheim erfreut und blickte voll Bewunderung auf seine Nichte.

„Es war ein so guter Mensch, und du wärst glücklich mit ihm geworden," meinte die Alte.

„Nein, Muhme, das wäre ich nicht. Ich will reich sein, ein glänzendes Leben führen, das ist der Wunsch, den ich immer gehegt, so lange ich denken kann, und deshalb ist es mit dem armen Leutnant nichts; sein Grafentitel kann mich nicht locken. Mache nur nicht ein so ängstliches Gesicht." Sie machte eine stolze Verbeugung nach den beiden Alten hin und eilte lachend aus dem Zimmer.

Der Wagen stand schon angespannt im Schloßhof. Die Reiseeffekten des jungen Grafen waren bereits aufgeladen, und jetzt erschienen die beiden Brüder auf der Rampe, um langsam hinunterzusteigen. „Du erfüllst mir also diese eine Bitte und übergiebst ihr selbst den Brief?" fragte Bruno leise und eindringlich.

„Ich thue es sehr ungern, es ist mir zu peinlich —"

„Aber ich begreife dich nicht, Ewald," unterbrach ihn der jüngere: „was kann denn für dich Peinliches dabei sein, ich will nur nicht, daß sie die Botschaft von Fremden erhält, du kannst ihr ja noch sagen, wie unendlich leid es mir gethan, daß ich so schnell fortgemußt und wie ich mich nach dem Wiedersehen sehne, doch das steht ja alles in meinem Brief."

„Deine plötzliche Abreise ist ein toller Einfall —"

„Nein, nein, die höchste Weisheit," lachte der junge Offizier. „Diese kleine Prüfung ist ganz vorzüglich; die kurze Trennung wird unsere Liebe nur erhöhen, und könnte sie mich wirklich vergessen — ach, das ist ja Unsinn!" unterbrach er sich selbst, „eher fällt uns noch das alte Schloß über dem Kopfe zusammen, ehe sie mir untreu wird."

Die Brüder hatten unter diesem Gespräch den Wagen erreicht, und jetzt erschien auch von der anderen Seite die Baronin, um von Bruno Abschied zu nehmen, der einmal von seinem wunderlichen Entschluß nicht abzubringen gewesen war. „Ich komme in vierzehn Tagen wieder, um mir dann Wanda zu holen, wir werden ja dann sehen, ob bei uns beiden die Liebe so lange vorgehalten hat," hatte er erklärt, und die Schwester gab jeden weiteren Widerspruch auf, weil sie wußte, daß es doch vergeblich sein würde.

Bruno nahm von den Geschwistern zärtlichen Abschied, stieg in den Wagen, und sein letztes Wort war: „Aber den Brief besorgst du selbst," dann winkte er noch einmal mit der Hand, und der Wagen trug ihn davon.

Digitized by Google

„Was ist's mit diesem Brief?“ fragte die Schwester, als sie beide wieder in das Schloß zurückgingen.

„Er will durchaus, daß ich sein Schreiben Wanda selbst einhändigen soll,“ antwortete Ewald. „Damit du Gelegenheit hast, ihre Treue zu prüfen,“ bemerkte die Baronin, und ein schwaches Lächeln spielte um ihre Lippen, das rasch verflog und einem beinahe verdrießlichen Ausdruck Platz machte: „Ich bedaure es jetzt, daß ich mich Bruno gegenüber zu einem solchen Widerspruch habe hinreißen lassen; aber ich konnte ja nicht denken, daß er das alles so ernst nehmen und wirklich abreisen würde. Er ist zu wunderlich.“

„Und wenn er glaubt, daß ich den Versuch machen werde, Wandas Herz zu erobern, irrt er sich sehr, dazu fühle ich nicht die mindeste Neigung, abgesehen davon, daß es eine große Schändlichkeit wäre.“

„Sage lieber, eine große Thorheit. Ich halte es glücklicherweise für unmöglich, daß dich ein solches Geschöpf fesseln könnte; Bruno bildet sich sehr viel auf seine Kenntnis der Frauen ein, nun sehe ich doch, wie unerfahren und unreif er noch ist.“

„Lernen wir Männer denn die Frauen wirklich kennen?“

„Gewiß;“ war die Antwort der Schwester. „Echte Frauen leicht; nur von jenen herzlosen Koketten, die mit allen ein nichtswürdiges Spiel treiben, werden die meisten Männer so geblendet, daß sie den ruhigen, klaren Blick darüber verlieren.“

„Und du traust mir diese Schwäche nicht zu?“

„Nein, dein Denken und Fühlen ist zu vernünftig, und du bist auch nicht mehr jung genug, um dich von einer glänzenden Außenseite täuschen zu lassen. Oder fühlst du dich wirklich so schwach? Und wäre deine Neigung für Johanna nicht stärker, um so leicht in die Brüche zu gehen? Nein, nein, das will ich nicht hoffen!“ fuhr die Baronin mit größerer Lebhaftigkeit fort. „Übergieb ihr ruhig den Brief. Wanda mag ja ganz hübsch geworden sein, — mir hat sie nie gefallen; — aber ein Mann wie du wird von bloßer Körperschönheit nicht allein bezaubert, und dieses Mädchen besitzt ja weiter nichts als ihr Gesicht mit den unruhig funkelnden Augen.“

Die Baronin begriff die seltsame Zaghaftigkeit ihres Bruders nicht, der sich förmlich fürchtete, wieder in die Nähe dieses abscheulichen Frauenzimmers zu kommen. Sie hatte von seinem ruhigen, klaren Verstande eine weit höhere Meinung als er selbst; er war von je allem Schein und aller Falschheit abhold gewesen; mit seinem geraden, ehrlichen Wesen forderte er Wahrheit und natürliches Empfinden, wo er lieben sollte, und Wanda trieb ja ihre Gefallsucht zu auffällig; sie machte gar kein Hehl daraus, daß sie jeden erobern wollte, der in ihre Nähe kam; ein solches Geschöpf konnte ihm in Wahrheit nicht gefährlich werden; er mochte sie in der ersten Stunde anziehend finden, aber in der nächsten wurde er sicher um so stärker von ihr abgestoßen.

Der Zuspruch der Schwester endete auch wirklich das Schwanken Ewalds; er beschloß, sich des wunderlichen Auftrags sofort zu entledigen, und die Baronin

Digitized by Google

war damit einverstanden. — „Bis zum Mittagsessen kannst du zurück sein, und ich hoffe, du wirst dich diesmal nicht verspäten," sagte sie lächelnd.

„Nein, gewiß nicht!" war seine Antwort.

Der Graf begriff sich selber nicht; er empfand eine seltsame Scheu und Unruhe vor dieser Begegnung, und je näher er der Oberförsterei kam, desto peinlicher wurde ihm die Sache; er hätte sich unbedingt nicht darauf einlassen sollen. Es war ein kühler Herbsttag, der Himmel lag grau über dem sich bereits entfärbenden Walde und weckte jene schwermütige Stimmung, die das Scheiden der schönen Jahreszeit im Gefolge hat. Da schimmerte schon durch die sich lichtenden Bäume das Haus des Oberförsters; kein Laut war zu hören, nichts regte sich ringsumher, und jetzt drangen plötzlich Töne an sein Ohr; da drinnen mußte jemand musizieren, das Fenster war geöffnet, und die Luft trug ihm jeden Laut zu. Nun hörte er Gesang:

„Über allen Wipfeln
Ist Ruh' —"

Leise näherte sich Ewald dem weinumrankten Fenster, dessen Laub bereits stark gelichtet war, um ihm einen Blick in das Zimmer zu gestatten. War es denn möglich? Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Das wilde, tolle Mädchen, das keine andere Lust zu kennen schien, als mit der Flinte auf dem Rücken im Walde umherzustreifen, saß am Klavier und sang Goethe's unsterbliches Lied mit einer so weichen, klangvollen Stimme und mit einem so tiefen Gefühl, wie er beides bei Wanda nimmermehr gesucht hätte. Sie saß dem Fenster zugewandt, er konnte jeden Zug in ihrem Gesicht, jede Seelenregung beobachten, alle Koketterie, alle Unruhe und Wildheit war von ihr abgefallen unter dem Zauber der Musik, und ihr wahres Wesen schien zum Durchbruch zu kommen . . . Welch' ein wundersamer Hauch von sanfter Schwermut ruhte jetzt auf ihrem Antlitz, als sie schloß:

„Warte nur, balde
Ruhest auch du —"

Wie von ihren eigenen Gefühlen überwältigt, lehnte sie den Kopf zurück und blickte zum Himmel, da gewahrte sie den Lauscher, dem es unmöglich gewesen war, sich so rasch vom Fenster zurückziehen. Beim Anblick des Grafen veränderte sich plötzlich ihr Gesicht; es nahm den alten kecken, übermütigen Ausdruck an, und sie rief lachend: „Hätten Sie mich doch beinah erschreckt. Ich fühlte mich heut so sicher, ganz ohne Zuhörer zu sein."

Ewald konnte sich nicht so rasch in die Wirklichkeit zurückfinden, noch zitterte der weiche, schwermütige Gesang durch seine Seele, und er antwortete in einem weit wärmeren Tone, als sie sogleich angeschlagen hatte: „Gönnen Sie mir das Glück, daß ich Sie belauschen durfte. Sie haben mir durch Ihr Spiel, Ihren Gesang einen wahren Genuß bereitet, und ich bin um so überraschter —"

„Weil Sie gar nicht vermutet haben, daß der wilde, tolle Gast des Oberförsters ein wenig musikalisches Talent besitzt."

„Ein wenig? Ihre Stimme hat einen wundervollen Klang."

Digitized by Google

„Vielleicht wäre aus mir sogar eine berühmte Opernsängerin geworden," lachte Wanda; „aber Herr Graf, wollen Sie nicht hereinkommen? Ich darf Sie doch nicht länger am Fenster stehen lassen."

„Wenn Sie mir versprechen, noch etwas vorzutragen," antwortete der Graf, der sich allmählich in den ruhigen Gesellschaftston zurückfand.

„Sehr gern, sobald Sie mit meinem geringen Talent zufrieden sind."

„Ich habe selten etwas Schöneres gehört."

„Sie können also auch schmeicheln?"

„Ich spreche aus voller Überzeugung."

„Aber noch immer durch das Fenster," rief Wanda lächelnd: „Ich wiederhole meine Einladung" und sie machte eine neckische, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Ewald folgte ihr ohne weiteres Besinnen, sie reichte ihm bei seinem Eintritt in das Zimmer die Hand zum Gruß hin, dann ging sie sofort wieder an ihr Instrument zurück und, ohne seine fernere Bitte abzuwarten, sang sie den Wanderer. Sie war wieder wie verwandelt, alle Empfindungen, die das unsterbliche Lied aufzuwühlen vermag, spiegelten sich in ihrem Antlitz wieder; in den sonst so unruhig blitzenden Augen ruhte jetzt eine unsagbare Schwermut. Der Graf war wie bezaubert. „Herrlich!" sagte er und ließ voll Bewunderung seine Blicke auf ihr ruhen: „Es ist, als ob Sie in einer andern Welt lebten, sobald Sie musizieren."

„Woher wissen Sie das?" fragte sie, und auf ihrem Gesicht ruhte noch ein Hauch düsterer Schwermut.

„Ich lese es in Ihren Augen."

„Was sehen Sie in ihnen?" und jetzt war der schwermütige Ausdruck verschwunden, und die dunklen Sterne funkelten wieder so prächtig und unruhig wie immer.

„Muß ich es Ihnen bekennen?"

„Sie können es, wenn Sie wollen; aber was Sie auch in meinen Augen sehen oder denken zu sehen, ich will Ihnen sagen, wie ich wirklich bin," und indem sie das schöne Haupt mit der ihr eigentümlichen Energie zurückwarf, fuhr sie fort: „Ich bin eitel, ehrgeizig, weltlustig, ich bin herzlos und klug genug, selbst den feurigsten Liebesschwüren der Männer nicht recht zu glauben . . ."

Dies Wort erinnerte den Grafen an seinen Auftrag. Hielt sie auch die Liebe seines Bruders nicht für echt und unerschütterlich genug? — Sie durfte ihm nicht mißtrauen, wie herzlos und leichtsinnig er sich auch bisher gezeigt hatte, die Gefühle, die Bruno für Wanda hegte, waren von ganz anderer Natur, das unterlag keinem Zweifel, und er sagte deshalb: „Ich bin eigentlich heut nur ein Postbote; ich bringe einen Brief von meinem Bruder, den leider der Dienst ganz unerwartet abgerufen hat; er kommt jedoch spätestens in vierzehn Tagen zurück" und er überreichte ihr das Schreiben, das sie mit gleichgültiger Miene in Empfang nahm und auf das Instrument legte, ohne es zu öffnen.

„Wollen Sie den Brief nicht lesen? Ich will mich so lange zurückziehen."

„Nein, ich weiß ja schon, was er enthält, und bin gar nicht neugierig."

„Sollten Sie das wirklich wissen?"

Digitized by Google

Sie nickte mit dem Kopfe. „Ich werde darin die alten, schwärmerischen Redensarten von ewiger Liebe finden, die mich langweilen."

„Und Sie glauben nicht an die Ewigkeit der Liebe?"

Sie wandte ihm voll das Gesicht zu und sagte mit einem bittern Auflachen: „Nein. Ich wenigstens möchte niemand versprechen, daß ich ihn ewig lieben werde, denn ich könnte doch nicht Wort halten."

„Mein Bruder glaubt aber an diese wandellose Liebe" . . .

„Ich hab' ihm kein Recht dazu gegeben," antwortete sie kühl, und ihre starken Augenbrauen zogen sich finster zusammen. „Er hat mir als flotter Leutnant ein wenig den Hof gemacht, ich habe ihn ruhig angehört, das ist alles."

„Sie täuschen sich, Fräulein, seine Gefühle für Sie sind weit ernsterer Natur, bitte, lesen Sie seinen Brief und Sie werden ganz anders denken."

„Da Sie es wünschen, will ich ausnahmsweise einmal gehorsam sein," sie nahm den Brief und durchflog ihn rasch, während der Graf mit langsamen Schritten in dem Zimmer auf und ab ging und die Einrichtung musterte. Nichts erinnerte hier daran, daß man in der Behausung eines Försters sei, und wirklich hatte der Oheim alles gethan, um gerade diesen Raum für seinen Liebling angenehm und behaglich zu machen. Hübsche Bilder hingen an den Wänden, darunter ein einziges Jagdstück; die Möbel waren alle modern und elegant, und das ganze Zimmer machte einen äußerst freundlichen Eindruck. Wenn sie wirklich nichts Anderes als ein eitles, gefallsüchtiges Geschöpf war, die neben dem Erobern der Männer nichts weiter kannte, als das Vergnügen der Jagd, wie kam es dann, daß sie ein Wohlgefallen fand, in solchen Räumen zu hausen, und daß sie für die Musik ein so tiefes und feines Verständnis hatte? — Nein, in ihrem Spiel, in ihrem Gesang enthüllte sich ihr wahres Innere; sie mochte im Leben nicht die volle Befriedigung finden, aber eine herzlose Kokette war sie nicht, obwohl sie es selbst hartnäckig behauptete.

Jetzt hatte Wanda schon den Brief gelesen; indem sie ihn wieder beiseite legte, sagte sie kühl und gleichgültig: „Ich hatte doch recht; es ist die alte Schwärmerei, die ich schon so oft bis zur Ermüdung gehört habe." Sie wollte die Hände in den Schoß sinken lassen; aber ihre Finger streiften leise die Tasten, und sie begann wieder zu spielen, während sie dazu sang:

„Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Ehe noch Ewald ihr ein Wort der Anerkennung zollen konnte, sagte sie mit einem Seufzer: „Ja, Sie haben recht, ich lebe in zwei Welten und zuweilen weiß ich selber nicht, welche die schönste ist . . ." und sie strich sich bei diesen Worten mit der Hand über die heißer gewordene Stirn.

„Das mag wohl allen Künstlern so gehen," bemerkte der Graf.

„Ich bin keine Künstlerin, das weiß ich nur zu gut," war ihre Antwort: „Ich bin ein tolles, launenhaftes Mädchen, das selbst nicht weiß, was es will . . .

Digitized by Google

Wäre ich kein Weib, so wäre ich ein berühmter Mann oder ein Verbrecher geworden."

Ein berühmter Mann? ja; ein großer Verbrecher? nein; das dürfen Sie nicht von sich sagen."

„Doch! Ach, Sie ahnen gar nicht, wie ich die ruhigen Geleise hasse! . . . Ich möchte etwas Außerordentliches thun oder erleben, ich bin unglücklich, daß ich nichts weiter geworden bin als die Tochter eines armen, mit Kindern reich gesegneten Forstmeisters . . ." Während ihre Augen zuerst unruhig gefunkelt hatten, verdunkelten sie sich allmählich und nahmen einen düstern, schwermütigen Ausdruck an. Plötzlich erhob sie sich und rief lachend: „Was werden Sie von mir denken, Herr Graf? Sie müssen mich für die größte Närrin halten. Haben Sie Dank für den Brief, und wenn Sie Ihrem Bruder schreiben, dann sagen Sie ihm —" sie stockte, als sei es ihr nun doch peinlich die volle Wahrheit auszusprechen. Wanda war dicht an Ewald herangetreten, ihr Atem berührte seine Wange, und ihm war es, als ströme ihre Nähe ein seltsames Leben aus, er wagte die Blicke nicht zu ihr zu erheben, indem er ihren Satz mit den Worten ergänzte: „daß Sie ihm das erwünschte Andenken bewahren und daß er hoffen darf —"

„Nein," unterbrach sie ihn beinah heftig: „Wozu die Lüge? Ich habe noch immer den Mut gehabt, jedem die Wahrheit zu sagen, schreiben Sie ihm, daß ich ihn nicht liebe und er niemals hoffen darf, ich werde je die seine werden."

„Das darf nicht Ihr letztes Wort sein, Wanda!" rief Ewald bestürzt.

Sie nickte entschieden mit dem Kopfe. „Und soll ich Ihnen ehrlich sagen, warum?" Sie sah ihn dabei mit ihren dunklen, sinnverwirrenden Augen an, daß es ihm wie ein Feuerstrom zum Herzen schoß und er nur stammeln konnte: „Ich bitte." „Wir passen nicht für einander. Ihr Herr Bruder muß eine sehr reiche Frau heiraten, wenn er ein angenehmes Dasein führen will, und ich bin viel zu stolz, um nur eine arme Gräfin zu werden . . ." Wanda war einen Schritt zurückgetreten und richtete sich hoch auf, ihre Haltung, ihr ganzes Wesen erhielt jetzt etwas so Imponierendes, als sei sie eine Königin, die das Werben eines armen Vasallen zurückweisen müsse.

„Sie glauben also nur das Glück im Reichtum zu finden?"

„Im Reichtum allein? Behüte! Aber ich habe mir nie ein herrlicheres Dasein denken können, als reich zu sein und vornehm genug, um sich von dem gemeinen Haufen durch eine mächtige Kluft getrennt zu fühlen . . . Sie beneide ich, Herr Graf, denn Sie genießen dieses Dasein . . ." Sie ließ dabei ihre Augen mit einer Glut auf ihm ruhen, die von dem Feuer Zeugnis gab, das ihr Inneres verzehrte.

„Ach, Sie ahnen nicht, wie wenig Glück dabei ist," entgegnete Graf Cainsdorf und schaute seltsam bewegt in die Sterne, die ihm entgegenfunkelten. Alles an dem Mädchen war doch so eigentümlich und widerspruchsvoll, und weil er zu ihrem rätselhaften Wesen nicht sogleich den Schlüssel fand, erschien sie ihm desto anziehender.

Digitized by Google

„Weil Sie an dies Glück von Jugend auf gewöhnt sind und es deshalb nie schätzen gelernt haben, aber ich lechze darnach. Es muß zu wunderbar sein! . . ." war Wandas Antwort; ihr Antlitz glühte, und in ihren Augen schimmerte ein so seltsamer Glanz, als gaukle vor ihr die Welt auf und nieder, die beständig durch ihre wachen Träume geirrt . . . Graf Cainsdorf hatte seine glänzende Lebensstellung niemals für etwas Besonderes gehalten; er war daran gewöhnt; sie hatte recht, — nun sah er zum ersten Mal, wie berauschend einem andern ein Glück erscheinen konnte, das er bisher sehr ruhig hingenommen hatte, er vermochte nicht zu lächeln über Wandas Träumerei; sie weckte in ihm die seltsamsten Vorstellungen und Empfindungen. Ehe er noch antworten konnte, verscheuchte sie selbst ihre Phantasien, denn sie rief lachend aus: „Was werden Sie von mir denken? Wie über die arme Närrin spotten, die sich nach einer Welt sehnt, die ihr ewig verschlossen bleibt; . . . aber es war von je mein Unglück, daß ich bis zur Thorheit offenherzig bin: „Vergessen Sie mein Geschwätz, wie ich es schon vergessen habe," und sie strich mit der Hand über die Stirn, als könne sie damit derlei Gedanken verscheuchen.

„Wie dürfte ich über Sie spotten? Ihr Denken ist so eigenartig, wie man es bei einem jungen Mädchen selten trifft."

„Glauben Sie das nicht;" entgegnete sie lächelnd: „Ich glaube, alle meine Mitschwestern sehnen sich nach einem solch' prächtigen Dasein, sie wagen nur nicht mit der Sprache herauszurücken, da ihnen nicht immer ein reicher Graf über den Weg läuft, sind sie still!"

Ewald konnte jetzt kaum seine aufsteigende Heiterkeit unterdrücken. Wandas Wesen war völlig verändert; der alte, kecke Übermut kam wieder zum Durchbruch, und in ihren scherzhaften Ton einstimmend, wagte er die Frage: „Also nur ein reicher Graf muß es sein?"

Sie nickte ruhig mit dem Kopfe, ohne die Augen niederzuschlagen, die er forschend in die ihrigen gesenkt hatte.

„Und wenn mein Bruder reich genug wäre, würden Sie sein Werben erhören?"

„Ohne Frage!" — entgegnete sie völlig unbefangen.

„Gestatten Sie mir an der Wahrheit Ihrer Erklärung zu zweifeln," erwiderte Ewald, plötzlich wieder ernst werdend.

„Warum?" fragte sie verwundert.

„Weil ich nicht daran glaube, daß Sie die Aussicht auf Glanz und Reichtum allein zu blenden vermag —" und als sie widersprechen wollte, fuhr er lebhaft fort: „Nein, nein, gönnen Sie mir, Sie für besser zu halten, als Sie sich uns geben . . . Wenn Sie meinen Bruder wirklich geliebt hätten, würden Sie nach nichts weiter gefragt, sondern ihm Ihre Hand gereicht haben . . ."

Sie schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Oh, ich werde nicht so leicht an Ihnen irre; wer eine so edle, warme Begeisterung für Musik hat, wie Sie, der empfindet reiner, höher, als er zugestehen mag. Mich können Sie nicht mehr täuschen, liebe Wanda, und nun

Digitized by Google

leben Sie wohl, ich habe schon zu lang mit Ihnen geplaudert; aber ich hoffe, Sie bald wiederzusehen, und ich darf doch kommen?" Er ließ jetzt unruhig fragend seine ehrlichen, blauen Augen auf dem schönen Mädchen ruhen, die plötzlich wieder ganz verwandelt war und ihm nur stumm ihre Einwilligung zunickte. —

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Ein Militärfest und anderes.

Der 14. Oktober 1864 brachte für Botho von Hülsen eine Feier, welche seine treue Kameradschaft für sein altes Regiment, Kaiser Alexander, glänzend dokumentierte und sein Soldatenherz höher schlagen machte. Es war dieses nämlich die 50jährige Wiederkehr des Stiftungsfestes besagten Regimentes, das den 14. Oktober 1814 zu Ehren Kaiser Alexander I. von Rußland errichtet und ihm als Chef zugeeignet worden war. Alles, was mit meinem Manne bei Kaiser Alexander gestanden hatte, diesem Regimente einverleibt gewesen und noch am Leben oder reisefähig war, fand sich somit zu dieser schönen Feier in Berlin zusammen. Natürlich wurde dieselbe mit einem großartigen Festessen in der Kaserne vom Regiment begonnen, zu dem sich etwa 200 Offiziere gegenwärtiger oder früherer Dienstzeit zusammen gefunden hatten. — Es war ein wahrer Festtag für meinen geliebten Mann, der sich mit warmem Herzen und in treulichst festgehaltener Kameradschaft an der Feier beteiligt und sogar für deren Verherrlichung nochmals den Pegasus bestiegen hatte. Als einer der hervorragendsten Persönlichkeiten, welche aus dem Regimente Alexander hervorgegangen waren, bat man denn auch ihn, den Tafeltoast auf dasselbe auszubringen, und gern kam er diesem allgemein kundgegebenen Anliegen nach. Als man also bei Gläserklang und frohem Gespräche den gegebenen Moment für denselben erreicht hatte, erhob sich Hülsen und sprach mit der ihm in besonderen Weihestunden so eigenen Wärme und Innigkeit des Vortrages folgende von ihm gedichtete Strophen zum 14. Oktober:

Dem Regimente.

„Die Reihen, welche heut vor fünfzig Jahren
Auf ihres Königs Wort vereint berufen waren,
Und „Alexander", nach dem Freund benannt, —
Fest schlossen sich zum Regimentsverband,

Digitized by Google

Von Mut und Treu' beseelt, zu ihrem Herren fanden,
Gelichtet sind sie heut', — und nur noch wen'ge fanden
Den Weg hierher; — doch wenn auch starben jene,
Es lebet ewig jung, — es hat ja and're Söhne
das Regiment! —

Wer in den Jahren, die seitdem entschwunden,
Im Regimente Freud' und Leid gefunden,
Wer weiße Achselklappen trug und trägt, —
Der feiert heute froh und ernst bewegt,
Inmitten der Kam'raden alt und jung,
Ein Fest der Freude, — der Erinnerung! —
Was giebt die Weihe diesem Tag, dem schönen? —
Das feste Band, — das einigt mit dem Sehnen
das Regiment! —

Manch Haar ergraute, — mancher Zahn fiel aus,
Was jung einst war, ist jetzt „ein altes Haus",
Man stattlich Bein tritt zitternd jetzt den Boden,
Manch haarig Haupt gleicht seinem Antipoden.
Wer früher überschrie, mit vorgesetztem Grimme
Dreitausend Mann, — wie tönt jetzt seine Stimme? —
Die Zeit entflieht, — verklingen auch die Töne,
Es lebet ewig jung, — es hat stets frische Söhne
das Regiment! —

Wir stammen noch aus alten, bess'ren Tagen,
Zu leben konnte man uns nicht versagen. —
Jetzt ist es anders, — „Sterben" wird gelitten,
Doch „Leben" — nein, — das Recht wird jetzt bestritten,
Der König, unser Herr, schafft neue Regimenter,
Da wollen denn verschiedne Opponenter,
Gevatter stehn, — doch scheitern ihre Pläne,
Denn feste stehen Preußens echte Söhne
zum Regiment.

„Das führt nur einer, und von Gottes Gnaden,
Der königliche Herr, er nennt uns „Kameraden",
Dies kräftigt und erhebt die preußische Armee,
Und alle wissen's, — sie ist treu und zäh! —
Ist stets bereit des Feindes Trotz zu brechen,
Sie handelt auch, wo and're nutzlos sprechen. —
So sprecht denn fort! — Wir weisen euch die Zähne,
Reimt's euch zusammen, es hat treue Söhne
das Regiment.

Wer nicht des Königs bunten Rock getragen,
Der sollte füglich nicht zu sprechen wagen,
Gilt's die Armee, er kennet sie ja nicht,
Was weiß er denn von militär'scher Pflicht:
Vom Band der Ehr' und Treu'! — Vom Opfermut,
Der für den König freudig giebt das Blut,
Die Schanze jubelnd stürmt, ob dort auch stöhne
Im Todeskampfe mancher jener Söhne
vom Regiment.

Digitized by Google

Der König lebe! — Schnell das Glas zur Hand,
Das Regiment hoch, — hoch der Kriegerstand,
Laßt denken uns auch derer, die gefallen,
Sie zeigten, was der König kann von allen
Erwarten, wenn er ruft! — dann zieht ein jeder
Mit Manneskraft und jauchzend frisch vom Leder,
„Gott, König, Vaterland!“ — die Trommel töne,
Die Fahne hoch! — Fest zählt auf seine Söhne
das Regiment! —

Ein donnernder Beifallssturm entfesselte sich, sobald mein geliebter Mann geendet und das Glas zur Bekräftigung des Gesagten jubelnd erhoben hatte. Die Mehrzahl der Anwesenden erhob sich, um Botho von Hülsen, den alten, dem Regimente so unwandelbar treu zugethanen Kameraden, zu beglückwünschen und ihm die Hand zu drücken. Der Kriegsminister, Herr von Roon, der das Fest auch mit seiner Gegenwart beehrte, fiel dem einstigen Schüler des Potsdamer Kadettenhauses und jetzigen Generalintendanten der königlichen Schauspiele mit feuchten Augen um den Hals, und der Enthusiasmus der Menge, die Freude und Anerkennung einzelner, welche dem selbst sehr bewegten Toaster freundschaftlich oder persönlich näher standen, konnte sich nicht genugsam in Worte kleiden. Es war eine der schönsten Erinnerungen meines Mannes, wenn er an jene, noch durch einen Ball beschlossene Feier und an die frohen Stunden dachte, die ihm jener wesentlich durch ihn verherrlichte 14. Oktober 1864 gebracht hatte. — Auch ich und unsere halb erwachsene, kaum 14jährige Tochter Marie, wohnten dem abendlichen Tanzvergnügen aus einer für uns besonders reservierten Loge des Balllokales bei, und so wurde auch mir noch die Genugthuung, den Toast meines Gatten aus unzähligen Kehlen loben zu hören und seine treue Anhänglichkeit an die alten kameradschaftlichen Bande warm und dankbar anerkannt zu sehen. — Der Schluß des Jahres 1864 brachte übrigens uns allen noch eine sehr wichtige Errungenschaft, indem auf meines Mannes Antrag für die notwendig zu errichtenden Dekorationsmalersäle und die Unterbringung von Koulissen ꝛc. das Haus und Gartengrundstück, Französische Straße Nr. 36, angekauft und auch eine königliche Dienstwohnung für den Generalintendanten in dasselbe gelegt wurde. — Das besagte Haus wurde vom königlichen Hausministerium für einen unglaublich billigen Kaufpreis erworben und somit einem dringenden Bedürfnis der Erweiterung der oben erwähnten Lokalitäten und einem großen Wunsche meines Gatten zugleich Rechnung getragen. — Ich sehe noch das freudig erregte Gesicht, mit dem mir derselbe Kunde von dieser neuen Gnadenbezeugung seines innig verehrten Königs brachte. Er besaß dadurch nun auch die Möglichkeit, das königliche Theater-Geschäfts-Bureau mit seiner Privatwohnung in nächste direkte Beziehung zu setzen, indem er nunmehr nur eine Treppe höher zu steigen und nicht mehr verschiedene Straßen dahin zu durchkreuzen hatte. — Auch war die Nähe des Opern- wie auch des Schauspielhauses für den Intendanten von außerordentlicher Wichtigkeit, indem derselbe oft inmitten der Bureaugeschäfte auf halbe Stunden den Proben, Prüfungen u. s. w. beiwohnen und danach die ersteren sofort wieder

Digitized by Google

aufnehmen konnte. Und dann der unberechenbare Vorteil, eine abgeschlossene Wohnung zu besitzen, und zu einem erneuten Umzuge, deren wir schon drei überstanden hatten, nur im Falle der Niederlegung des Amtes oder im Todesfalle genötigt zu sein. Kurz, — diese für seine Stellung immerhin sehr bescheidene Wohnung war für meinen Mann und uns alle eine große Errungenschaft, und die Art, wie Se. Majestät der König seine Zustimmung erteilte, machte die Verbesserung unserer Situation doppelt erfreulich. Ich besitze einen Brief des hohen Herrn aus jenen Zeiten, dessen Mitteilung mir an dieser Stelle sowohl Bescheidenheit als Diskretion verbieten. Es hat uns aber dieses Handschreiben Sr. Majestät des Königs Wilhelm damals besonders beglückt, weil Allerhöchst derselbe unter anderem in demselben besonders betont: „daß ihm die Erfüllung eines Wunsches meines Mannes eine um so größere Genugthuung gewähre, als er damit zugleich auch mir, — seiner Quadrilletochter, — eine Freude, dem ersteren aber eine wohlverdiente Anerkennung bereite." — Am 10. Dezember 1864, dem Geburtstage meines Gatten, wurde nun also die neu bezogene Wohnung festlich eingeweiht, und dieser schönste Familienfesttag somit doppelt froh begangen. Eine stolze Freude gewährte es mir, daß jemand anonym auf den Namen „Hülsen" zu diesem Tage meinem Manne folgende Strophen gewidmet und sie festlich eingesandt hatte:

Hülsen.

„Hoher" Sinn für alles Schöne,
Unbeirrt durch flücht'gen Schein,
Ehrenhaft, ein festes Sein, —
Liebreich jeglicher Kamöne.
Strebend nach dem höchsten Ziel
Ernst, — in Wort und That ein Mann,
Namen künd' es herzlich an! —

Mein Mann lächelte oft kopfschüttelnd über solche Huldigungen und pflegte dann wohl zu äußern: „Man könnte sich wirklich einbilden, daß man etwas Besonderes wäre!" — Ich fand das aber sehr natürlich! — Das Jahr 1864 schloß übrigens noch unerwartet glänzend ab, indem Fräulein Aglaya Orgéni, gleich der Artôt Schülerin der Frau Viardot-Garcia, mit außerordentlichem Erfolge im königlichen Opernhause debütierte. Ihre künstlerische Ausbildung war groß, und ihre Technik in Partien wie „Lucia von Lammermoor", die „weiße Dame", „Troubadour", ꝛc. nahezu vollendet. Dabei wirkte ihre edle Erscheinung sympathisch auf das Publikum, das sich namentlich in der ersten Zeit ihres berliner Engagements derartig für Fräulein Orgéni enthusiasmierte, daß sie in betreff der Kassen-Erfolge sogar mit der Lucca konkurrierte. Der Tenorist Theodor Wachtel, besonders durch seinen „Postillon von Lonjumeau" berühmt, bildete gleichfalls in dieser und mancher der oben erwähnten Opern eine besondere Anziehungskraft, so daß Hof und Publikum äußerst befriedigt und namentlich auch beide Majestäten von den verschiedenen neuen Bühnen-Errungenschaften höchlichst entzückt waren. — Leider fand das Engagement der Orgéni nur durch die im Jahre 1866 errungenen Siege über Österreich einen unerwarteten Abschluß. —

Digitized by Google

Sie sollte bei der im Opernhause stattfindenden Siegesfeier mitwirken, wozu sie sich als Tochter eines österreichischen Generals nicht entschließen konnte. So kam sie denn mit der Bitte um sofortige Lösung ihres Kontraktes bei dem Generalintendanten ein, der dieselbe, obgleich diesen Verlust für das Institut aufrichtig bedauernd, bei Sr. Majestät dem Könige befürwortete und huldvolle Gewährung erhielt. — Ich habe die technisch so vollendete Sängerin und liebenswürdige vornehme Dame niemals vergessen. — Auch das königliche Schau- und Lustspiel bot gerade zu Mitte der sechziger Jahre durch die Herren Döring, Liedke, Dessoir, Berndal und die Damen Ehrhardt, Kierschner, Döllinger u. s. w. ein vortreffliches Ensemble, dessen sich auch namentlich Se. Majestät der König erfreute.

„Ich weiß nicht, ob es mir nur so erscheint, oder ob es Voreingenommenheit für mein Theater ist," äußerte er eines Abends zu meinem Manne, als derselbe in die königliche Loge getreten war, um sich dienstlich zurückzumelden, „aber immer, wenn ich längere Zeit abwesend oder gar in anderen großstädtischen Theatern gewesen bin, kommt mir das meinige ganz besonders vornehm und im Zusammenspiele vortrefflich vor." — Daß dieses ihm von seinem so begeistert von ihm verehrten Könige gespendete Lob meinem Gatten eine unbeschreibliche Genugthuung und der schönste Lohn seiner rastlosen Bestrebungen war, — wer würde es, bei Kenntnis Botho von Hülsens, zu bezweifeln vermögen!

Siebenundzwanzigster Abschnitt. 1865.

Lebende Bilder und anderes.

Es gehörte seit Jahren zu meines Mannes jeden dritten Februar wiederkehrenden Obliegenheiten, zum Geburtstage der Frau Prinzessin Karl von Preußen eine Anzahl lebender Bilder zu stellen. Prinz Karl, der auch stets dessen gnädiger Gönner gewesen war, bat ihn immer erneut um diese, für meinen Mann unabweisliche Gefälligkeit „die dem Prinzen," wie er sagte, — „niemand so nach seinem Geschmacke leistete." — Es war dieses nun zwar sehr schmeichelhaft, aber doch immerhin eine neben dem Arrangement der Opernbälle und den anstrengenden Aufgaben seines Berufes zu lösende, sehr anstrengende Leistung. — Mehr als zwölf Male hat sie indessen mein geliebter Mann zu größter Befriedigung der hohen und höchsten Herrschaften ausgeführt, und er ist nicht nur vom Prinzen Karl, sondern auch von seiner Gemahlin und Ihrer Majestät der Kaiserin ꝛc. als ein „Unikum" für diese Arrangements genannt und mit Anerkennung überschüttet worden. — Obgleich es ja nun leider nicht in meiner Macht steht, den Lesern dieser „Erinnerungen" eine richtige Vorstellung von dem Eindruck dieser Bilder zu entwerfen, so möchte es doch für diesen oder jenen unter denselben von Interesse sein, sich durch Herausziehung des Programms vom 3. Februar 1865 die Zeit und die damals mitwirkenden Personen zu vergegenwärtigen. Hoffentlich hat einer oder der andere unter meinen freundlichen Lesern die Generalprobe im Palais des Prinzen Karl, vielleicht auch die Geburtstagsfest-Feier dieses Datums persönlich mitgemacht. — Ist dieses der Fall, so wird

Digitized by Google

er sich deren sicher gern erinnern und diese wirklich teilweise wunderbar schönen lebenden Bilder ebenso nochmals an seinem inneren Auge vorüberziehen lassen. Also, — mit vor Erwartung klopfendem Herzen bestieg ich an jenem oben genannten festlichen Abende die schöne, breite Marmortreppe des prächtig erleuchteten Prinzlich Karl'schen Palais, in dessen hinterem Saale sich mein Mann bereits längere Zeit mit der Revision von allem, für das Festprogramm Nötigen — dem Schminken einzelner Mitwirkender, u. s. w. zu schaffen machte. Wie glänzend strahlten die Treppenspiegel schon bei dem Aufgange, die in Geschmack und Kostbarkeit wetteifernden Toiletten der Damen, die eleganten Uniformen und besternten Gala-Anzüge der Herren zurück, welche vor, neben oder hinter mir zu den oberen Empfangssälen, vereint mit mir, empor schritten. — An der zweiten Saalthüre schon empfing mich Prinz Karl, der sehr liebenswürdig sagte: „Der Herr Gemahl hat sich einmal wieder selbst übertroffen! — Die Bilder sind deliziös. Ich bin sehr dankbar, daß er sich dieser Mühewaltung unterzogen, denn er versteht die Beleuchtung und das ganze Arrangement wie kein anderer!" — Mit dieser schmeichelhaften Rede wurde ich empfangen und in den Nebensaal geführt, wo Frau Prinzeß Karl in prachtvoller, von Diamanten strahlender Toilette Cercle machte. — Diese, meinem Mann auch stets sehr gewogen, setzte nun die huldvollen Äußerungen ihres hohen Gemahls fort und sprach schon ihre Vorfreude aus, daß ihr Geburtstag wiederum durch dieses, „ihr liebstes Vergnügen", die „Lebenden Bilder" begangen werde. Und dann schritten die hohen und höchsten Herrschaften, gefolgt von den geladenen Gästen, in den in ziemliches Halbdunkel gehüllten Saal, und die Vorstellung nahm ihren Anfang. — Ich schreibe das Festprogramm ab, weil es zugleich einen Einblick in die Auswahl der Bilder und in die Gesellschaftskreise von 1865 am Königlich Preußischen Hofe gewährt, was immer vielleicht für manche meiner Leser von Interesse ist.

Berlin, 3. Februar 1865.

Zur Feier des hohen Geburtstags-Festes Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Prinzessin Karl von Preußen.

Lebende Bilder.

Arrangiert von Herrn von Hülsen.

Ouverture zur Oper „Tankred von Rossini.

Erstes Bild. „Am Rialto", nach Gendron. Musik von Hertel.

Dargestellt von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Karl, „Gräfin Keyserlingk, Gräfin Saurma-Jeltsch, Herr von Helden Sarnowski und Fräulein Elise von Puttkamer.

Ein Aufschrei des Entzückens entfuhr der Versammlung. Sämtliche Damen waren sehr hübsch. Die Frau Prinzessin Friedrich Karl mit aufgelöstem Haar, aber geradezu bezaubernd schön. — Unvergeßlich! —

Zweites Bild. „Bei der Toilette", nach Pistorius. Musik von Mozart.

Dargestellt von Ihrer Durchlaucht der Fürstin Wanda zu Putbus, dem Fräulein Bylla von Uechtritz und dem Grafen Talleyrand-Périgord.

Digitized by Google

Dieses Bild war in Rokkoko-Kostüm, und die reizende, schon im Dezember 1867 ihr junges Leben aushauchende Fürstin Wanda zu Putbus der Stern desselben. Wie sie in ihrem rosa Rokkoko-Kostüm, mit Rosen und goldener Krone geschmückt, selbst eine Rose, — lächelte, — wem, der dieses Bild nicht sah, — würde ich es zu beschreiben vermögen! —

Drittes Bild. „Vor Anklam", nach Weitsch. Musik von Taubert. Dargestellt von Gräfin Amelie Dohna, Fräulein Marie von Arnim-Kröchelndorf, Sr. Hoheit dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, dem Grafen von Dönhoff und Herrn von Berenhorst.

Viertes Bild. „Ein Spazierritt", nach Biehl. Musik von Taubert. Dargestellt von Ihren Königlichen Hoheiten den Prinzessinnen Friedrich Karl, Marie, Elisabeth und Luise, und Herrn von Usedom. Es war das schönste Kinderbild, das ich jemals im Leben mich gesehen zu haben erinnere, und mein Mann war nicht minder entzückt von diesen drei, an Liebreiz mit einander wetteifernden Kindergesichtern als die Eltern und hocherfreuten Großeltern. Prinz und Prinzessin Karl konnten des Lobes kein Ende finden, und es saßen die drei Prinzeßchen auch musterhaft. Sie heißen jetzt Prinzessin von Altenburg, Erbgroßherzogin von Oldenburg und Herzogin von Connaught. —

Fünftes Bild. „Am Brunnen", nach Werner. Musik von Abt. Dargestellt von Frau Adelheid von Treskow-Friedrichsfelde und dem Fräulein Paula von Meyerinck.

Ein hörbares Gemurmel des Beifalls begleitete dieses so einfache, und doch in seiner Wirkung so fesselnde Bild, das beide Damen im vorteilhaftesten Lichte zeigte. — Erinnert sich der Leser vielleicht meiner blendend schönen Schwester Adelheid von unserem Polterabende zu Blankenfelde, wo sie in herzbewegender Weise „die Elfe von Schloß Leuthens Kirchhofe" sprach, so brauche ich sie, jetzt Frau von Treskow-Friedrichsfelde, ihm hier nicht zurückzurufen. — Sie sah in dieser so höchst kleidsamen Tracht des Werner'schen Bildes und mit dem Ausdruck sanfter Schwermut in ihren schönen Zügen wirklich bezaubernd aus, und Fräulein von Meyerinck bildete in ihrer lächelnden Heiterkeit einen nicht minder reizenden Gegensatz. Mein Mann, der meinen beiden Schwestern stets ein in Wahrheit liebevoller Bruder war, hätte für Adelheid bei der Auswahl der Personen nichts ihr Zusagenderes treffen können. Ihm und uns allen eine große Genugthuung. —

Sechstes Bild. „Collin Maillard", nach Giraud. Musik von Arditi. Dargestellt von Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Alexandrine, der Frau von Schleinitz, Gräfin Eleonore Wittgenstein, Fräulein Elisabeth von Roon, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht, Sohn, und den Herren Gustav und George von Alvensleben. Dieses an und für sich so hübsche Bild entsprach leider nicht den berechtigten Erwartungen. Selbst so markierte Gesichter wie Fräulein Elisabeth von Roon, Tochter des Kriegsministers, und Frau von Schleinitz,

Digitized by Google

Frau des damaligen Hausministers, sahen nicht vorteilhaft aus. Lebende Bilder sind auch, — wie so manches Andere, in ihren Effekten mitunter unberechenbar.

Siebentes Bild. „In Florenz", nach Gendron. Musik von Flotow. Dargestellt von der Gräfin von Maltzan, Gräfin von Blücher-Wahlstatt, Gräfin Josephine Seydewitz, dem Fräulein Mathilde von Belau, Alexandrine von Grimm, dem Grafen Hermann von Haeseler, dem Herrn von Chappuis und Herrn von Puttkamer.

Es war ein prachtvolles Bild, in dem die von der Mehrzahl der Gesellschaft so sehr bewunderte Hofdame der Frau Prinzessin Karl, Gräfin Josephine Seydewitz, und mein bildhübscher Bruder Hermann Graf Haeseler, vom Regiment der Garde du Korps, ganz besonders auffielen. Letzterer starb leider schon ein Jahr später 1866 in der Schlacht von Königgrätz den Heldentod.

Achtes Bild. „Der Dorfschulmeister", nach Middleton. Musik von Lortzing. Dargestellt von der Gräfin Mathilde Schweinitz, dem Fräulein Therese von Loën und Wanda von Ziegler, Sr. Durchlaucht dem Prinzen Croy und Herrn von Grimm.

Dieses letzte Bild des heutigen Abends erregte außerordentliche Heiterkeit und schloß den glanzvollen Zyklus auf das vorteilhafteste. —

Ich ließ mich, voller stolzer Genugthuung in der Seele meines geliebten Mannes, zur Tafel führen und nahm nach und während derselben unzählige Glückwünsche für das Gelingen der Vorstellung entgegen. Mein Mann aber fuhr wie gewöhnlich nachhause, da er sich zu erhitzt und abgespannt fühlte, um sich noch in Galakostüm zu setzen und sich an der weiteren Festlichkeit zu beteiligen, was zwar schade, aber doch vernünftig war. — Eine besonders freudige, ganz unerwartete Überraschung wurde ihm indessen bezüglich dieser, nunmehr zwölf Mal gestellten Bilder bald darauf seitens des Prinzen Karl zuteil, die auch mir eine außerordentliche Freude bereitete. — Es erschien nämlich eines Vormittags der Hofmarschall des Prinzen, Graf Dönhoff, in unserer Wohnung und überreichte meinem Manne eine prachtvolle Bronce-Uhr und zwei kostbare Kandelaber im Auftrage desselben. Eine vortreffliche Statuette Friedrichs des Großen regelt das Zifferblatt, das sich auf einem Schanzkorbe befindet. „In dankbarer Erinnerung für zwölfmalige Gefälligkeit, sendet Ihnen, lieber Herr von Hülsen, mein hoher Herr dieses Andenken," sagte der Graf, während mehrere dienstbare Geister unter der kostbaren Bürde fast zusammenbrachen. Diese in ihrer Art einzige Uhr war nämlich von solcher Schwere des Gewichtes, daß man zuerst daran zweifelte, ob die Wand, an der die Konsole derselben befestigt werden sollte, nicht ausbrechen werde, was aber durch sachgemäße Untersuchung als grundlose Befürchtung festgestellt wurde. Mein Mann war tief bewegt und sprach, mit mir vereint, seinen schriftlichen Dan. umgehend dem Prinzen aus. Die beiden darauf von Sr. Königlichen Hoheit an uns gerichteten Antwortschreiben aber sind nun so ehrend und liebenswürdig, daß ich sie aus den Schätzen, welche ich in dieser Weise besitze, herausziehe und ihnen hiermit eine Stelle in diesen Erinnerungen anzuweisen mir erlaube. Der erstere ist an mich gerichtet und lautet:

Digitized by Google

Berlin, den 3. März 1867.

Gnädigste Frau!

Durch Ihren, so unendlich schmeichelhaften Brief von heute bin ich, zwar von jeher verwöhnt durch Ihre Nachsicht und Freundlichkeit, — auf das angenehmste überrascht worden. — Meine Absicht, durch ein äußeres Zeichen meine Dankbarkeit für so viele Gefälligkeiten Ihres Herrn Gemahls an den Tag zu legen und ihm eine kleine Freude zu bereiten bei so vielem, — mit seiner Stellung und deren Obliegenheiten verbundenen Ungemach, — scheint demnach erfüllt zu sein.

Ihr Karl, Prinz von Preußen.

Diesem mit der auffallend schönen Handschrift des Prinzen an mich gerichteten Briefe folgte nun bald darauf noch ein zweiter an meinen Gatten. Er ist einige Tage nach dem Geburtstag des Prinzen verfaßt, und schreibt der hohe Herr an den ersteren:

Glienicke, den 2. Juli 1867.

Mein bester Herr von Hülsen!

Ihre, sowie Ihrer Frau Gemahlin Glückwünsche zu meinem 67. Geburtstage haben mich auf das angenehmste überrascht und erfreut, aber auch beschämt, indem Sie meines Zeichens der Dankbarkeit, dem Sie in Ihrem freundlichen Salon einen so unverdient hervorragenden Platz einräumten, dabei nochmals erwähnen. An dem morgenden Siegestage werde ich bei der gottesdienstlichen Handlung Ihres liebenswürdigen Schwagers Hermann Haeseler, der den Heldentod auf dem Schlachtfelde von Königgrätz fand, mit Wehmut gedenken, wie ich es sein mußte, der seinem Offizierkorps die erste Trauerkunde überbrachte, und Zeuge war von der allgemeinsten und wärmsten Teilnahme für den treuen Kameraden. — Hoffend, daß Marienbad Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zur Stärkung diene, zeichne ich mich als Ihr stets sehr geneigter,

Karl, Prinz von Preußen. —

Der Prinz hat, — ich spreche es mit Dankbarkeit für ihn aus — die obige Unterschrift mir, meinem Manne und der ganzen Familie gegenüber stets bestätigt. Er hat sich in diesen drei Jahrzehnten zwar manchesmal auch über einzelne Maßnahmen, die ihm oft sehr hart erscheinenden Ansichten meines Gatten geärgert und sicher tüchtig auf ihn gescholten, wenn diese mit seinen Wünschen kollidierten. Aber der Prinz hat ihm trotzdem bei allen Gelegenheiten, wo es sich um Vertretung seiner Interessen, um eine persönliche Vergünstigung fremder Potentaten u. s. w. für ihn handelte, ein sich stets gleich bleibendes Wohlwollen bezeigt und erhalten. — Dankbar sei dieses hiermit, noch lange nach seinem Tode, anerkannt und ausgesprochen. —

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Reise nach Italien. 1866.

Alljährlich hatte Botho von Hülsen sich, nicht nur im königlichen Institute, sondern auch als Präsident des Deutschen Bühnenvereins ꝛc., — in seiner Stellung mehr befestigt und an Vertrauen und Einfluß bei allen gewonnen, die zu ihm

Digitized by Google

in nähere Beziehung traten. — So blickte er nun, wo die Kriegsstürme zwischen Österreich und Preußen sich alltäglich zu entfesseln drohten, schon auf eine fünfzehnjährige Wirksamkeit als Generalintendant zurück und hatte sich derselben mit einer Liebe hingegeben, die ihn völlig in den Interessen des ihm anvertrauten Instituts aufgehen ließen. — „Verliere ich einmal die Passion für die Sache", pflegte er öfter zu sagen, wenn ich ihm über die zu große Ausschließlichkeit seiner Interessen Vorwürfe machte, — „so kann ich nicht mehr vierzehn Tage Generalintendant bleiben. Ganz oder gar nicht, heißt es in diesem Posten. So lange ich ihn bekleide, will ich meine Schuldigkeit zu thun versuchen." — Aber die rastlose Anspannung, die sich oft bis zur Unglaublichkeit häufenden Schwierigkeiten, — schwere Krankheiten und Sorgen in der Familie und manches Andere hatte doch die Gesundheit meines Mannes ernent erschüttert und eine längere Erholung sehr wünschenswert gemacht. — So kam es ihm denn sehr gelegen, daß die Notwendigkeit, sich nach einer Prima Ballerina als Ersatz für Marie Taglioni umzusehen, Veranlassung zu einer Reise nach Mailand gab. Er knüpfte daran die Bitte an Se. Majestät den König, ihm nunmehr auch noch zugleich den Urlaub für eine weitere italienische Umschau zu bewilligen, was Höchstderselbe mit gewohnter Huld zugestand. — So trat denn mein Mann diese auch mir für ihn sehr erwünschte Reise in Begleitung eines lieben Verwandten, des Baron Eckardt von der Lühe, an. Er behielt sich indessen natürlich vor, im Falle des wirklich ausbrechenden Kriegsgewitters sofort nach Berlin zurückzukehren, was auch mir eine große Beruhigung war. — Selbstverständlich war unser brieflicher Verkehr in jenen Tagen der politischen Befürchtungen und immer unvermeidlicher heranziehenden Kriegeskatastrophe ein womöglich noch regerer, und ich kann es mir nicht begeben, einzelnes aus demselben mitzuteilen. Es wird die Unmittelbarkeit der von meinem Manne empfangenen Eindrücke den Lesern dieser Blätter hoffentlich die klarste Anschauung der Zustände und Stimmungen dieses in seinen Kämpfen und Errungenschaften einzig dastehenden Jahres 1866 geben. —

Wenige Tage vor dem damals die Gemüter so heftig erregenden Attentate auf den Grafen Bismarck war Hülsen nach Italien abgereist und also hauptsächlich auf meine Berichte über die momentan in Berlin herrschende Stimmung angewiesen. Ich schreibe darüber vom 10. Mai 1866. „Das Mordattentat des Studenten Blind gegen den Minister-Präsidenten ist gräßlich. Es fand fast unmittelbar vor dem Hause unserer Eltern, Linden Nr. 5, statt, und ist Graf Bismarck wohl nur durch ein Wunder gerettet und unversehrt geblieben. Die ganze Bevölkerung war mehr oder minder in Erregung, und wird der Eindruck im In- wie im Auslande sicher ein gewaltiger sein. — Dabei sind schon fünf Armee-Korps mobil, und die Kriegserklärung kann jeden Tag erwartet werden. Es ist eine unsäglich schwüle Atmosphäre, und eine bedrückende Spannung lagert hier in Berlin auf den Gemütern. — Krieg und Frieden, Lüge und Wahrheit, Kampf und Streit in den Kammern und Parteien, — und dieses alles in einem so sinnverwirrenden Durcheinander, daß es fast unmöglich wird, zu irgend welcher objektiven An-

Digitized by Google

schauung zu gelangen. Eins aber steht mir fest: „Preußen ist seiner hohen politischen Aufgabe Deutschland gegenüber nur durch Einigkeit im Innern gewachsen, Gott erleuchte den Ministerpräsidenten, solche, so viel an ihm liegt, — zu befördern und herbeizuführen." — So und ähnlich schrieb ich meinem Manne, der selbstverständlich die Lage des Vaterlandes auch aus der Ferne zu übersehen und sich täglich darüber zu orientieren trachtete. Über seine Eindrücke in und über Italien schreibt er damals folgendes:

Florenz, 3. Mai 1866.

„Krieg ist jetzt hier die Losung. Er ist durchaus populär, und nun, wo die italienische Regierung ihre Mannschaften zur See wie zu Lande unter die Fahnen gerufen hat, scheint er um so weniger vermeidlich, als die ganze Bevölkerung ihn nicht nur wünscht, sondern als Notwendigkeit betrachtet. — Und dabei herrscht nicht etwa eine fanatische Aufregung! — Bei ruhiger Auffassung und würdiger Stimmung steht die Eroberung Venezians und spätere Wegnahme Roms in jeder Brust als unumstößliche Notwendigkeit fest, und eine Verhinderung des Krieges wäre unmöglich, wenn man nicht eine Revolution heraufbeschwören wollte. Darum mag Österreich auf seiner Hut sein! — Die Italienische Armee sowohl als auch das Material, welches zu ihrer Verfügung steht, scheint vortrefflich zu sein. — So viel über die momentane politische Lage. — Was nun Florenz anbetrifft, so ist es wundervoll. — Was haben Lühe und ich nicht schon alles gesehen! — Welche Kunstschätze, Kirchen, Bilder und Statuen, welche Gebäude und Marmorwerke! — Und dies alles auf einem verhältnismäßig so kleinen Stadt-Gebiete vereinigt. Zuletzt wurde mir von alledem so dumm, als gingen mir mehrere Mühlräder im Kopf herum. — Mir fallen aber schon vor Müdigkeit die Augen zu, und so will ich auch nur noch hinzufügen, daß dieses ganze Arnothal himmlisch ist. Sämtliche Berge des Thalkessels, in welchen Florenz hineingebaut ist, sind besät mit Villen und Landhäusern, und ist das Leben in der Stadt sehr rege. Viele schöne Männer, wenig hübsche Frauen, obgleich ich hier doch mehr als in Turin und Genua gesehen. — Bald ein weiteres!"

Rom, 8. Mai 1866.

„Wir verließen Florenz und erreichten in Corneto den Kirchenstaat, nun Rom selbst! — Was soll ich darüber sagen! Staunen, Bewunderung, Ekel und Mitleid empfand ich abwechselnd! Vorläufig haben wir nur das alte Rom, das Forum Trajans, das Forum Romanum, das Kapitol, die Triumphbögen des Titus, Konstantin und Sever, die Säule des Trajan, die Tempel der Venus, des Romulus und Remus u. s. w. besichtigt. — An der Treppe des Pilatus sahen wir zwei Frauen deren Stufen auf den Knieen hinauf rutschen — und besuchten dann noch die Kirche des Lateran, von der wir am Himmelfahrtstage den Papst Pius IX. das Volk werden segnen sehen. Heute nach Tische hatten wir auch den interessanten Anblick einer Lichter- und einer Singprozession. Ein merkwürdiger Eindruck! Im Guardino Publico — nach dem wir gegen Abend fuhren, — war es übrigens sehr belebt. Der Garten liegt sehr hoch, und hatten wir von dort eine herrliche Aussicht. In denselben bewegten sich zahllose Equipagen und

Digitized by Google

fand daselbst ein Konzert der Französischen Militärkapelle statt. Wir schlossen endlich mit der Galerie Pamphili Doria! Im ganzen ist es doch ein anstrengendes, schweres Leben!“ —

Rom, 10. Mai 1866.

„Heute zu meinen weiteren Berichten, obgleich ich dir, was wir gestern gesehen, mündlich erzählen will. Es ist zu viel für schriftliche Mitteilung. Darunter ist aber ein mehrstündiger Aufenthalt in der Peterskirche, wo eine herrliche Musik-Aufführung stattfand. Um dir einen ungefähren Begriff der kolossalen Dimensionen dieses prachtvollen Domes zu geben, bemerkte ich nur, daß Lühe dessen Breite 218 Schritte, und ich dessen Länge 283 Schritte durchmaßen, und die Peterskirche demnach noch 82 Schritte länger als selbst der Mailänder Dom ist. Abends waren wir auch noch in der Oper. Gesanglich sehr gut, aber das Ballet sehr mittelmäßig. Die erste Tänzerin, Adelina Theodora, ist für Berlin nicht zu gebrauchen. Doch weiter! Heute nun — am Himmelfahrtstage, — war Messe des Papstes im Lateran und seine Segenspendung vom Balkon desselben. Wir hatten gute Plätze und haben alles vortrefflich gesehen: die Nobel-Schweizer und National-Garden, die Französischen und die Päpstlichen Truppen. Die Auffahrt der Kardinäle, Senatoren und Würdenträger imposant, aber vieles zöpfig; d. h. alte Kutschen, alte Livreen und alte Pferde. Es war manches darunter prächtig, aber auch vieles verschossen und trat dabei vielfach die römische Loddrigkeit zu Tage. Der Papst selbst fuhr in sechsspänniger, ziemlich einfacher Equipage nach der Kirche. Dann begann in derselben die Prozession. Die Nationalgarde bildete Spalier, und unzählige Priester, darunter 30 Kardinäle, umgaben den Papst, der, hoch auf einem Thronsessel sitzend, getragen wurde. Pius IX. hat ein gutmütig würdiges Antlitz. In weiß und goldener Gewandung, die Tiara auf dem Haupte, segnete er rechts und links die um ihn knieenden Menschenmassen. Immerhin großartig! Dann absolvierte der Papst die Messe, der wir ja doch nicht beiwohnten, um draußen vor der Kirche gute Plätze zu bekommen und auch die dortige Prozession bequem anzusehen. Unter schattigen Bäumen und auf Stühlen ließ sich die lange Erwartung derselben besser aushalten. Endlich, — und nachdem die Truppen sowie tausende von Menschen wohl fünf Viertelstunden unter den brennenden Sonnengluten auf dem Platze gestanden hatten, — erschien der Papst auf seinem Thronsessel, umgeben von Kardinälen, wie oben geschildert, zwei Träger von Pfauenfedern an seiner Seite. — Allgemeine Stille. — Die Truppen präsentierten. Dann intonierte der Papst mit heller, sonorer Stimme das Tedeum, das weit über den Platz und die ihn bedeckenden Menschenmassen schallte, die unbedeckten Hauptes, mit Ausnahme der Truppen, zu ihm aufschauten. Dann erhob er sich und segnete alle! — Was katholisch war, sank auf die Knie. Die Kanonen donnerten, Evviva und Tücherschwenken, jubelnde Zurufe begrüßten Se. Heiligkeit, der sich noch einmal dankend erhob, bevor sich der Sessel mit ihm entfernte und die Menschenmassen fortströmten. Es war ein schönes, unvergeßliches Bild, das wir in uns aufgenommen hatten. Der weite, mit Menschenmassen bedeckte Platz, die Stadt

Digitized by Google

unter uns, die Ruinen des Nero-Aquäduktes vor uns und in der Ferne die bläulich schimmernden Berge! — Ein in seiner Art einziger, unauslöschlicher Eindruck. — Nachschrift. — Soeben hörte ich durch Graf Harry Arnim, unseren hiesigen Gesandten, von dem Attentate auf Bismarck, das ihm natürlich telegraphisch gemeldet worden ist. Gott sei gelobt, der ihn schützte, denn in diesem Augenblicke wäre wohl Bismarcks Tod für Preußen ein ähnliches Unglück wie das Ableben Cavours für Italien! — Nach allem, was ich sonst noch hörte, scheint übrigens der Krieg unvermeidlich. Ich begreife Österreich nicht, denn Italien und Preußen ist etwas viel auf einmal. Die anderen deutschen Staaten genieren nicht. Die rennen wir sämtlich über den Haufen. Aber, — was wird Frankreich thun? Was kann das für ein Sommer werden! Lebewohl, meine Helene! Ich grüße und küsse euch, die geliebten Kinder." —

Dein Botho.

Ich schließe hier die brieflichen Mitteilungen über Rom, und füge nur noch, zumal die Siebenhügelstadt von unzähligen Reisenden genügend geschildert wird, einige Excerpte über Neapel bei, die vielleicht auch weiteren Kreisen von Interesse sein möchten. So heißt es z. B. in einem Schreiben an mich unter dem Datum des 15. Mai:

„In Neapel, geliebte Frau!" — Was soll ich dir sagen? — Ich wäre nicht überrascht gewesen, wäre ich bei dessen Anblick etwas enttäuscht worden. Aber — Neapel übertrifft alles, was ich darüber gehört, — davon erwartet hatte! — Es ist ein Stückchen Himmel auf Erden! — Seit Lühe und ich Rom verlassen, haben wir überhaupt so viel des Schönen gesehen, daß ich dir nichts darüber sagen kann, denn sonst müßte ich Bogen auf Bogen schreiben, und dazu habe ich jetzt keine Zeit und Möglichkeit. Die Eindrücke der Natur zwischen Rom und Neapel waren köstlich und dazu noch das Wetter ausgezeichnet. Hier, Hôtel de Russie, erhielten wir nach harten Kämpfen zwei gute Zimmer mit herrlichem Blick auf den Vesuv, Resina, Portici, Castellamare, Sorrent und die Insel Capri. Es ist wundervoll, und selbst indem ich schreibe, schweift mein Blick über dieses Zauberbild. Übrigens besuchten wir gestern nach unserer Ankunft noch zwei Theater, in denen sehr gut gespielt wurde. Natürlich ist aber für uns hier doch nichts zu engagieren. — Heute nun sind wir schon durch die Grotte des Posilippo, nach Bajae gefahren und haben das Kap Miseno besucht, wobei wir Eindrücke in uns aufgenommen, die nicht zu schildern, aber unvergeßlich sind und bleiben werden. Nur ein Wunsch erfüllt mich bei dem Anblick dieser Schöpfungswunder, — daß ich dich bei mir hätte, — sie dir gleichfalls zeigen könnte!" —

Neapel, den 18. Mai 1866.

„Morgen, geliebte Helene, soll es nun noch nach Pompeji gehen! — Dort wollen wir speisen und nachher den Vesuv besteigen, um dann von dort die Sonne untergehen zu sehen. Donnerstag dann hoffentlich per Dampfer nach Capri, Nachmittag nach Sorento, und Freitag per Wagen über Castellamare hierher zurück. — Dann bleiben uns für Neapel noch $2\frac{1}{2}$ Tage, und unser Führer versichert, wir sollen in dieser Zeit das Merkwürdigste hier noch gesehen haben." —

Digitized by Google

Pfingsttag, 20. Mai.

„Morgen geht es nun fort, und an die Rückreise. Welche Genüsse wir hier gehabt, welche Reize uns die Natur geboten, — es ist unbeschreiblich. — Mündlich hoffentlich ein weiteres darüber!“ — Hülsen.

Neunundzwanzigster Abschnitt. 1866.

Glücklich und wahrhaft erfrischt war mein Mann in unsere Arme zurückgekehrt, und gelobt sei Gott, daß er der auch für ihn namenlos schweren, erregenden Kriegeszeit so entgegen ging. Wir hatten, vereint mit unseren Kindern, für die Theaterferienzeit des Sommers von 1866 einen längeren Erholungsaufenthalt bei den Ostpreußischen Verwandten projektiert, wovon natürlich nun für meinen Mann keine Rede war, da er Berlin nicht verlassen konnte. — Er wünschte aber für uns diese Reise, da er uns einmal bei den lieben ostpreußischen Verwandten, jenseits Königsbergs ansässig, wohl aufgehoben und zweitens sich selbst auch für diese schwere Kriegszeit zugleich damit am ungebundensten für seine dienstlichen Obliegenheiten wußte. Denn mit dem Tage der österreichischen Kriegserklärung hatte Bothe, wie er es einst dem Hofrat Louis Schneider gesagt, auch den Militärrock angezogen. Er fungierte als Adjutant bei dem Grafen von Waldersee. —

Daß ich mich unter den obwaltenden Umständen doppelt schwer und auf ungewisse Zeit erneut von meinem Manne trennte, läßt sich vorstellen. Aber, — es schien mir Pflicht gegen unsere geliebten Kinder und auch für mich selbst zu sein, da ich mich dringend nach einem Landaufenthalte sehnte und dem heißen Berlin und dessen aufregenden Treiben für einige Zeit zu entrinnen wünschte. Hätte ich freilich geahnt, welche Schicksalsschläge unsere Familie treffen, und daß ich den einzigen Bruder und meinen mit diesem erzogenen Vetter Robert von dem Kneseбeck mit als erste Opfer dieses Krieges beweinen sollte, ich wäre sicher daheim geblieben. Nun aber war die Trennung geschehen, und die Schrecken der inzwischen auch in Berlin ausgebrochenen Cholera ließen ihre Verlängerung wie auch unseren Aufenthalt in gastlicher Wohlgeborgenheit und frischer Luft höchst wünschenswert erscheinen. Natürlich wurde dieses mir nur erträglich, indem mein Mann mich fast täglich brieflich alles mit sich durchleben ließ, und ich ihm somit fast stündlich folgen konnte. — So mögen es denn auch die Leser dieser „Erinnerungen“, wenigstens in einzelnen Momenten thun, indem ich ihnen abermals einige Auszüge aus meines Gatten Briefen darzubieten mir erlaube. Der erste ist vom 1. Juli 1866 datiert, und man wird begreifen, mit welchem Interesse er empfangen und gelesen wurde. Er lautet:

Berlin, den 1. Juli 1866.

„Ein großer Sieg, geliebte Frau, den unser Kronprinz gegen Gablenz erfocht, ist uns geworden. — Gelobt sei Gott, der, wie ich hoffe, in unseren Waffen seine gerechte Sache segnet! Zugleich stürzte auch der Hausinspektor Schewe mit der Nachricht in mein Zimmer, die Hannoveraner hätten bei Langensalza die Waffen gestreckt, was sich bestätigt hat. Meine Aufregung kannst du dir vorstellen, wie auch, daß es mich keinen Augenblick länger bei mir duldete und ich

Digitized by Google

sofort in das Palais des Königs stürzte. Dort fand ich alles in der freudigsten Aufregung. Wir schrieben uns mehrfach die Siegesdepeschen ab, und ich stieg auf die Treppenrampe des Niederländischen Palais und las dieselben laut vor. Tausende waren versammelt. Der König erschien am Fenster seines Palais und ließ die Armee leben. Überall bekundete sich der reinste, freudigste Enthusiasmus. Die Stadt prangte im Flaggenschmuck, und unter den Linden wogte eine unabsehbare Menschenmenge. Heute Abend überreicht die Bürgerschaft von Berlin dem Könige eine Adresse. „Was ich, meine Helene, empfinde, — ich kann es nicht aussprechen. „Vier Siegesnachrichten innerhalb 25 Stunden! Gott sei gepriesen! Prinz Friedrich Karl schlug gestern das Korps Kalik in Sachsen, General Steinmetz das 6. und 8. Korps unter Erzherzog Leopold und das Garde-Korps unter dem Kronprinzen den österreichischen General Gablenz total. Nur die Erschöpfung unserer Truppen durch die enorme Hitze soll die österreichische Armee vor völliger Vernichtung geschützt haben. Die Hannoveraner haben sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Wer da dabei gewesen wäre! — Geliebte Frau! — Gott segne und schütze den König, unsere glorreiche Armee, — das teure Vaterland! — Er sei mit uns allen, im allgemeinen wie im besonderen!“ —

Dein Botho.

Mit welchem Jubel dieser Brief auch von den Sauden'schen Verwandten, bei denen ich in deren schönem Besitze an der Memel weilte, aufgenommen wurde, — ich kann es nicht sagen. Aber, — schon drei Tage später, als ich auf der Terasse des Herrenhauses zu Tussainen saß und auf die in Abendgold getauchten Wellen der Memel und die sie umschließenden grünbewaldeten Höhen blickte, ward dieser Siegesjubel für mich in die schmerzlichste Trauer umgewandelt. — Ein Telegramm meines Mannes, dem alsbald nachstehender Brief folgte, enthielt die erschütternde Kunde: „Bruder Hermann und Vetter Robert Knesebeck sind geblieben.“ Ich stierte auf das unheilvolle Papier ohne den Inhalt fassen zu können, und weiß nur, daß ich, als es endlich geschehen, gegen die Wand taumelte und dann, von Thränen überströmt, meinen 7 jährigen, harmlos auf mich zweifelnden Georg mit den Worten an mich preßte: „Also dafür sollt ihr großgezogen werden!“ — Meinem Manne war es, — wie er mir öfter sagte, — bei Empfang dieser erschütternden Trauerbotschaft, — was seine Unfaßbarkeit derselben betraf, ganz ähnlich ergangen. Der meine Eltern des einzigen, so herrlich begabten Sohnes, mich und meine Schwestern des inniggeliebten Bruders beraubende Heldentod desselben hatte laut des gleich darauf folgenden Briefes bei der Schlacht von Königgrätz vor Dorf Wsestar stattgefunden. Der ihn in seinen Details näher feststellende Passus lautete: „Der General von Zastrow passierte mit den Leutnants von Lieres und von Chappuis von den braunen Husaren am 3. Juli, Nachmittag 2 Uhr, das Dorf Wsestar, dort fanden sie unsern teuren Bruder im vollen Waffenschmuck auf der Landstraße nach Königgrätz am letzten Gehöfte desselben liegen. Leutnant von Lieres sprang vom Pferde, trat heran und fand ihn noch kaum erkaltet. Er öffnete den Küraß, griff zur Feststellung der ihm unbekannten Persönlichkeit in die Brusttasche des Gefallenen und fand hierin einen an Hermann, Graf Haeseler, Leutnant im Regi-

Digitized by Google

gimente Garde du Korps adressierten Brief. Er nahm nun Geldbeutel, Brieftasche, Uhr und Ring selbstverständlich an sich, und ist somit der geliebte Bruder wenigstens vor Plünderung bewahrt geblieben. Es ist dieses alles von Leutnant von Lieres bereits an Herrn von Helldorf abgeliefert. Von Hermanns Pferde aber war keine Spur zu entdecken. Getötet ward er durch einen Granatsplitter unterhalb des Helmes. — Wenn Teilnahme und Liebe die Vollendeten noch beglücken kann, so wird unser Hermann damit überschüttet, denn zahllose Thränen fließen seinem Andenken. — Die Fürstin Wanda Putbus hat der geliebten, armen Mutter ein Blatt von einem Lorbeerzweige geschickt, welchen Se. Majestät der König Wilhelm selbst, — bei seinem Umritt über das Schlachtfeld, — Hermann auf das ihm dort an der Kirche von Wsestar vorläufig bereitete Grab gelegt haben soll. „Gott tröste und stärke die armen Eltern!“ — Es ist hier nicht Raum und Ort, um näher auf diese, meinen geliebten Mann und uns alle bis in das innerste erschütternde Schmerzkatastrophe einzugehen. Nur so viel sei gesagt, daß derselbe sich als liebevollster Sohn und starke Stütze meiner tiefgebeugten Eltern und Angehörigen erwies, und die Bestattung unseres Hermann auf dem Kirchhofe des Invalidenhauses in Berlin, auf dem er selbst jetzt ruht, mit der ihm eigenen Umsicht leitete. — Mir schrieb mein Gatte darüber noch folgendes: „Vor dem Altare der Kirche des Invalidenhauses stand der Sarg unseres Hermann, buchstäblich mit Blumen überdeckt. Die Königin Augusta hatte mir einen herrlichen Kranz mit schöner, weiß und schwarzer Schleife für den Sarg zugeschickt, und ich legte denselben mit unserem bescheideneren darauf. Helm, Degen, Epauletten, Schwert, Handschuhe und Schärpe waren vorschriftsmäßig befestigt. Das Kissen mit Hermanns Orden befand sich am Fußende des Sarges. Glücklicherweise war die Trauerrede nicht zu sehr auf Herz und Gemüt wirkend. Ich nahm den Kranz der Königin, — um ihn, — vor der Einsegnung an der Gruft, — wieder auf den Sarg zu legen, und hatte dir, geliebte Frau, eine Rosenknospe davon bewahrt. Der einzige, innig geliebte Bruder ruhe in Frieden!“ — Hülsen.

Wie ich dieses alles las, wie meine Thränen unaufhaltsam durch Tage und Nächte flossen — ich darf es nicht hinzufügen. Aber ich mußte doch jetzt, — fern von Berlin, — noch vorläufig bei den gastlich liebevollen Verwandten weilen, zumal die böse Cholera-Epidemie in der Residenz förmlich wütete und täglich hunderte von Opfern forderte. So sollten denn, auf speziellen Wunsch meines Mannes, auch die Kinder in der reinen Landluft des Schlosses Raudonatschen bleiben, bis er selbst wieder vom Militärdienste befreit und Cholera und Kriegsfurie erloschen sein würden. Daß mich aber mein Gatte möglichst alle seine Erlebnisse brieflich teilen ließ, ist selbstredend, und er schreibt unter dem 6. August, unserem Hochzeitstage, über die äußeren Begebenheiten in der preußischen Residenz:

Berlin, 6. August 1866.

Soeben bin ich, meine Helene, von dem Siegesfeierfeste zurückgekehrt, das ich dem Könige im Opernhause arrangiert und das vollständig den Intensionen entsprechend und gelungen war. Am Sonnabend, vorgestern schon, prangte die

Digitized by Google

Stadt im glänzendsten Flaggenschmuck und sah in größter Aufregung der Ankunft ihres sieggekrönten Königs entgegen. Mich holte mein Gouverneur, Graf Waldersee, abends gegen $^3/_4$10 Uhr ab, und wir fuhren zusammen nach dem festlich geschmückten niederschlesischen Bahnhofe. Dort war alles, was irgend kommen konnte, versammelt, um den geliebten Herrscher zu bewillkommnen: die Universität, der Magistrat, die Stadtverordneten, weiß gekleidete Mädchen, und natürlich auch die Königin mit den Prinzessinnen und Gefolge. Zwei festlich geschmückte Lokomotiven sausten mit dem Zuge heran, und der Empfang Sr. Majestät war enthusiastisch. Natürlich galt seine erste Begrüßung aber der königlichen Familie. — Die Fahrt vom Bahnhofe bis zum Palais glich einem Triumphzuge. Vor demselben standen wohl noch fünfzigtausend Menschen. Ich hatte, als Präsident des König Wilhelm-Vereines, Musik unter Wiepprecht vor das Palais geschickt, welche bei der Heranfahrt des Königs „Heil dir im Siegerkranz," und „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" spielte. Das Publikum verhielt sich vorzüglich und in merkwürdiger Stille. Als aber der König kam und nachher mit der Königin und dem Kronprinzen drei- bis viermal auf dem Balkon erschien, brach die versammelte Menschenmenge in einen enormen Enthusiasmus aus. — Die Illumination der Stadt soll, namentlich unter den Linden, auch brillant gewesen sein! — Sonntag, gestern Morgen nun, ging ich nach Eröffnung der Kammern zum Könige, der mich sogleich empfing und einzig gnädig war. — Er bot mir so recht freundlich seine Rechte, und als ich sie ihm in der Aufwallung meines treuen, dankbaren Herzens küßte, war er fast herzlich und schüttelte mir später bei seinem Fortgange nochmals die Hand. — Er sprach so einzig über sein Waffenglück, und sein ganzes Wesen atmete solche Genugthuung, Freude und Dankbarkeit gegen Gott, daß es förmlich erhebend war. Dabei war er voller Anerkennung des Geleisteten, Bescheidenheit und Vertrauen. Ich bat Se. Majestät, zu der heutigen Vorstellung in das Opernhaus zu kommen, was er gern versprach, obgleich er scherzend meinte: „Ich würde ihn wohl stark mitnehmen." — Auch über unseres Hermann Heldentod sprach Se. Majestät so innig und teilnehmend, daß ich über diese ganze Begegnung sehr glücklich war, wie du es mir nachfühlen wirst. — Zur heutigen Opernvorstellung nun war natürlich ein fabelhafter Andrang. — Das Haus war brechend voll, und König und Königin erschienen gleich nach $^1/_2$7 Uhr in ihrer Loge. Ich hatte mit Beginn der Vorstellung warten lassen, und ein donnerndes „Hoch" des stehenden Publikum empfing die Majestäten, bei dem selbst die Damen mit den Tüchern wehten. Dann erscholl der „Siegesmarsch" und das Lied „von der Majestät". Im Hintergrunde Schloß Babelsberg, und vorne auf der Bühne sämtliches anwesende Solopersonal und der Chor. Letzterer war mit den Solosängern in der Mitte aufgestellt. Sämtliche Damen trugen weiße Kleider und schwarze Schärpen. Die Herren weiße Binden und alles, selbst das Orchester-Personal, hatte preußische Schleifen auf der linken Brust. Es sah sehr festlich und würdig aus. — Am Schlusse des von Woworsky gesungenen Liedes und der Strophe: „Daß Gott dem Vaterland erhält des Königs Majestät!" — erscholl wiederum derselbe überwältigende Aus-

Digitized by Google

druck der Liebe und Huldigung, der anhielt, bis sich der König in seine Loge zurückzog. — Hierauf forderte das Publikum stürmisch die Nationalhymne und sang stehend zwei Verse davon! — Es war einzig schön, und hätte ich nur dich und die Kinder herbeigewünscht! — Die Symphonie ging gut und ebenso der II. Akt vom „Feldlager." — Dann stellte ich das Schlußtableau, dessen Eindruck zündend war.

Borussia.

Das Bild mußte sich noch einmal zeigen, — der Vorhang noch einmal aufrollen, nachdem er schon gefallen war. Den Riß des Bildes sende ich dir, obgleich man ja dergleichen sehen muß, um sich auch nur eine entfernte Vorstellung davon zu machen. — Und nun Gott mit uns! — Immer treu

(Fortsetzung folgt). Dein Botho.

Die finanziell-wirtschaftliche Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten.

Von

Albert Schäffle.

III.

Die wirtschaftliche Sicherstellung auch der Privaten für den Kriegsfall ist wieder in erster Linie vom Vorhandensein der vollsten und tüchtigsten militärischen Kriegsbereitschaft abhängig. Die Hauptsache ist, daß der Feind nicht sengend und brennend und raubend und kontributierend ins Land hereinkomme, was nur die Tüchtigkeit der nationalen Wehrkräfte verhüten kann. Kommt er so herein und wird den Franzosen und Russen das saigner à blanc wirklich möglich werden, so würden sie das gewiß in erbarmungsloser Weise besorgen. Der materielle Verlust wäre immer ein unersetzlicher und entsetzlicher. Was für ein starkes Heer im Frieden auszugeben ist, verschwindet neben dem, was ein verlorener Krieg durch Vermögensverlust zahlloser und unschuldiger Einzelner und durch Steuerhöhung für alle erfordern würde. So wie die Dinge in Europa liegen, begreift man kaum, wie — ich will nicht sagen der Patriotismus, sondern der gesunde reine Eigennutz Bedenken tragen kann, der erhöhten militärischen Sicherheit ein oder zwei Mark mehr pro Kopf der Bevölkerung in einer dem Ausland imponierenden Form zu gewähren. Den besten Teil der wirtschaftlichen Sicherheit aller Privaten im Kriege umschließt und gewährt nun einmal nur ein sieghaftes Heer. Das deutsche Heer ist wirklich so, daß gegen das Sengen und Brennen, Plündern, Rauben und Kontributieren gesorgt sein wird.

Gleichwohl soll man nicht bloß an den besten Fall denken, sondern sich auf ein Schwanken des Kriegsglücks und auf ein wechselvolles Hin- und Herfallen

Digitized by Google

der Kriegswürfel gefaßt machen. Man muß darauf bedacht sein, daß die Grenzgegenden und die Festungsbezirke recht erheblichen Schaden nehmen können.

Viel Schaden können nun die Einzelnen selbst abwenden, wenn sie vor dem Feinde nicht feige fliehen, nicht Haus und Hof im Stiche lassen. Das Privateigentum, das man verläßt, scheint nach der Erfahrung aller Kriege am meisten gefährdet zu sein, zumal, wenn es die fahrende Habe ist. Die letztere ist aber — Pretiosen und Wertpapiere etwa ausgenommen, gerade im neuzeitlichen Krieg, wenn das schützende Heer ab- und der Feind in Massen heranzieht, überaus schwer zu flüchten. Das Verbergen ist auch nicht immer so leicht, wie 1866 in Prag, wo der Bürgermeister, wie verbürgt erzählt wird, viele Tausend städtischer Kassenbestände dem preußischen General durch Bergung im Strohsack einer alten kranken Frau des Hospitals zu entziehen verstanden haben soll. Standhalten, aber flüchten und verbergen, was leicht zu verbergen ist und wert ist, verborgen zu werden! Hingeben gegen Schein von alledem, was der Feind völkerrechtlich verlangen darf! Hüten dessen, was er nach Völkerrecht anzutasten nicht berechtigt ist, empfehlen erfahrene Leute für den schlimmsten Fall, wenigstens für die Männer. Es wird so am wenigsten geraubt, gestohlen und verwüstet werden.

Auch soweit deutsches Gebiet von der Kriegsfurie erfaßt wird, ist Milderung des Verlustes der Privaten durch die Gemeinschaft möglich und üblich, um so eher, je glücklicher der Kriegsausgang im ganzen ist und je steuerkräftiger ein Volk dem unvermeidlichen Kriege entgegengeht. Es ist nur gerecht, daß Lieferungen für die feindliche Armee vom Staatsschatz nachher vergütet, daß für Vernichtungen an Haus, Feld, Wald, Geschäft vom ganzen Volke alle thunliche Entschädigung geleistet werde. Selbst auf sicher konstatierte und unabwendbar gewesene Angriffe gegen die bewegliche Habe, wenn der Feind sich solche völkerrechtswidrig erlaubt hat, wird von der Gesamtheit billige Rücksicht genommen werden müssen. Wenn neuestens selbst die englische Gesetzgebung für den Fall der Beschädigung einzelner durch Anarchistenaufruhr, d. h. durch Sengen und Brennen der inneren Feinde, gesetzlich eine Entschädigungsgemeinschaft der ganzen Gemeinde oder des ganzen Distrikts eingeführt hat, so wird der Staat durch Entschädigung der von äußeren Feinden heimgesuchten Landesteile und Besitzklassen eine fast selbstverständliche Solidarbürgschaft und Gegenseitigkeitsversicherung der Vermöglichen und der Steuerzahler ins Werk setzen. Das Deutsche Reich wird es, dessen darf man sicher sein, daran nicht fehlen lassen, so lange seine finanzielle Kraft hierzu nur noch irgend ausreicht. Die Elsaß-Lothringer, welche am meisten bedroht sind, würden es erst recht erfahren sollen, daß Deutschland für sie keine Stiefmutter ist. Daher genüge es zu bemerken, daß auch gegen den unvermeidlichen Kriegsschaden den Privaten dann die beste Versicherung gegeben ist, wenn der Staat steuerkräftig dem Kriege entgegen und nicht stark geschwächt aus dem Kriege hervorgeht. Die Mittel hierzu für Deutschland nach seiner jetzigen Lage und nach seinen gegebenen inneren Zuständen hat der Abschnitt II. hinreichend nachgewiesen.

Digitized by Google

Der privatwirtschaftliche Ruin und Schaden kommt jedoch nicht bloß vom Feinde. Er entsteht auch aus den riesigen Versetzungen der produktiven Kräfte, die der Krieg überhaupt mit sich bringt.

Er kommt aus den Störungen, welche in der Verkettung des Kredits und in der ordentlichen Abwickelung der Geschäfte angerichtet werden.

Er entsteht aus der Steigerung des Zinsfußes durch Kapitalzerstörungen und durch außerordentliche Massen-Anlehen.

Er geht hervor aus der gewaltigen Einschränkung der Friedens-, und namentlich der Luxuskonsumme.

Endlich und namentlich entspringt er aus den doppelten, entgegengesetzt schwingenden Preisrevolutionen, welche mit der Entwertung und späteren Wertwiederherstellung der Währung (Valuta) bei etwaiger Massenausgabe uneinlösbaren Papiergeldes verknüpft sind.

Privatwirtschaftliche Verheerungen richtet der Krieg auch keineswegs bloß durch Verkehrsstillstände, die er erzeugt, sondern ebenso durch Spekulationsschwindel und durch partielle Überproduktion an, die er anregt.

Die privatwirtschaftlichen Verheerungen, die er stiftet, verteilen sich ferner sehr ungleich über die verschiedenen Klassen, Stände und Geschäftszweige.

Dies alles muß, wenn gleich in möglichster Kürze, etwas näher betrachtet werden, wenn ich der mir gestellten Aufgabe in einigermaßen befriedigender Weise gerecht werden soll.

Privatwirtschaftlichen Ruin und Schaden — sagten wir zuerst — bringt der Krieg durch riesige Versetzungen der produktiven Kräfte. Hunderttausende der besten Arbeiter verlassen Feld, Hof und Fabrik. Da müssen überhaupt die Geschäfte in Stillstand geraten.

Im ganzen wird dies mehr die Arbeitgeber als die Lohnarbeiter treffen; denn die vor dem Feinde stehende Armee, welche in Staatsunterhalt übergeht, hinterläßt große Lücken auf dem Arbeitsmarkte und schafft etwa im Geschäft verharrenden Arbeitskräften im Durchschnitt wohl mehr Spielraum des Lohnanspruches, als den Arbeitskräften Arbeitsgelegenheit durch den partiellen Geschäftsstillstand entzogen wird.

Auch die Geschäftsherren, die Kapitalisten sind nicht in allen Geschäftszweigen vom Stillstand bedroht. Einzelne, welche für den Kriegsbedarf aller Art arbeiten, machen flottere Geschäfte als je, und zum Teil riesige Gewinne. Eigentlich bedroht sind nur Exportindustrien und die Rhedereien, wenn der Feind die Ausfuhrhäfen durch effektive Blokade zu schließen vermag, sowie jene Industriezweige, welche für den Luxus und Komfort friedlicher Zeiten arbeiten.

Immerhin läßt sich auch nach dieser Seite manches vorkehren, was dem tüchtigen und umsichtigen Kapital die privatwirtschaftliche Bestehung der Kriegsdrangsale ermöglicht, sofern nur der Krieg nicht so lange dauert, um der Industrie und der Handelsmarine der Feinde und, was weit gefährlicher, den Neutralen den weiten Vorsprung zurückzugeben, welche unsere nationale Industrie

Digitized by Google

erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit gegen die Engländer, Belgier, Schweizer wiedereinzuholen vermocht hat.

Betrachten wir zuerst die Lage, welche die Kriegseventualität unseren Exportindustrien schaffen würde. Diese Betrachtung ist der Mühe wert, denn unser Export ist zwar nicht von übertriebener, ungesunder Höhe neben dem Absatz auf dem inländischen Markt, aber er ist doch von volkswirtschaftlich gewaltigem, in die Milliarden gehendem Interesse, und er umfaßt hauptsächlich Ganzfabrikate und Halbfabrikate der Industrie, während im Import die Materialien der letzteren eine bedeutende Rolle spielen.

Rhederei und Exportindustrien würden nun gar nicht vom Kriege leiden, wenigstens nicht durch den Feind selbst, wenn unsere Flotte und die Flotten der Verbündeten im stande wären, unsere Handelsflagge zu schützen und die effektive Blokade unserer Häfen zu vereiteln. Angenommen jedoch, die verbündete Flotte Rußlands und Frankreichs sei imstande, die deutschen, die österreichischen und die italienischen Häfen effektiv zu blokieren; unsere Flotte sei, obwohl wir dieses nicht hoffen, bestimmt, in den Kriegshäfen liegen zu bleiben, so haben wir einen tödlichen Schlag für Rhederei und Exportindustrien gleichwohl noch lange nicht zu befürchten. Gelingt es nur, die Neutralität Hollands und Belgiens zu sichern, und das werden wir eben im Landkrieg zu thun vermögen, so kann der deutsche Export durch den Feind nicht notleiden, die Exportindustrie samt der kapitalreichen Rhederei wird sich mehr oder weniger rasch wieder erholen, wenn nur eine Voraussetzung zutrifft.

Diese Voraussetzung ist die nicht allzulange Dauer des Krieges, so daß unsere Rhederei die Blokade ökonomisch zu ertragen stark genug ist, und unsere Exportindustrie ihre Arbeit bald wieder aufnehmen kann. Abschnitt I. hat aber eine nicht allzulange Dauer des Krieges als wahrscheinlich erkennen lassen.

Man kann es sich andererseits nicht klar genug machen: die wahre Gefahr unserer Rhederei und Marine wären bei längerem Krieg nicht unsere Feinde Frankreich und Rußland, sondern die Neutralen, obenan die Engländer.

Ihre Industrie und ihre Rhederei würden nicht bloß keine Unterbrechung erleiden, sondern in die Lücken eintreten, welche die kriegführenden Lande lassen würden. Die neutralen Länder würden in der Kapitalkraft am wenigsten geschwächt werden, und sie würden am mindesten unter neuer Steigerung des Zinsfußes leiden. Sie verlören nicht die besten und die geübtesten Arbeitskräfte an die Armee.

Ganz anders bei unseren etwaigen Feinden, den Franzosen und den Russen. Die französische Industrie würde ebenfalls an den Arbeits- und Kapitalkräften Schaden leiden, in Rußland wäre die künstlich gezüchtete Industrie da, wo sie am meisten blüht, nämlich in Polen durch deutsches Kapital, für lange auf das schwerste gefährdet. Man darf sich daher auch über die Schadenfreude, welche die Engländer jetzt schon für den Fall des Krieges der andern — nach dem alten Satze des duobus litigantibus tertius gaudet — unverhohlen äußern und über den Entschluß derselben zur Neutralität, welchen sie neulich wieder

Digitized by Google

Belgien gegenüber mit Verhöhnung der Schutzverträge offiziös kundgegeben haben, gar nicht wundern. Sie wünschen die Selbstzerfleischung des Festlandes und werden sie durch eigene Neutralität bis aufs äußerste ausnützen. Sie hoffen es und sehnen sich danach, daß wir auf dem Weltmarkt abermals für lange Zeit sehr weit hinter sie zurückgeworfen werden.

Läßt sich dagegen nichts vorkehren?

Alles ist dagegen natürlich dann gewonnen, wenn die festländischen Mächte eben doch den Frieden bewahren, ihr gemeinsames Interesse England und der Neuen Welt gegenüber einsehen und den Krieg des Neides und des Hasses unterlassen, bei welchem eigentlich kein Teil mehr gewinnen kann, als er im Frieden schon sicher besitzt. Auch die hier gepflogene Betrachtung läßt den fraglichen Völkerkampf als wahnsinnigen Bürgerkrieg erscheinen, welchen das Festland pour les beaux yeux des „kosmopolitischen" England führen würde. Auch diese Betrachtung ruft wieder der ganzen festländischen Diplomatie das Wort des Evangeliums zu: „Habt Salz bei euch und haltet Frieden!"

Sollte es denn aber kein Mittel geben, den Krieg gegen Rußland, wenn denselben Rußland durchaus haben will, nur so anzunehmen, daß die Engländer in erster Linie gegen Rußland schlagen müssen. Es giebt vielleicht ein solches Mittel, indem man im Orient Rußland gewährt, was dem übrigen Festlande nicht schaden kann. Was ist denn das, was für Rußland im Orient unerträglich ist, was allein den rechtlichen oder den faktischen Besitz Bulgariens demselben so begehrenswert macht!? Die Einsperrung seiner Kriegsmarine im schwarzen Meere, der Umstand, daß die Passage durch den Bosporus und durch die Dardanellen nicht frei ist.

Sollte diese Passage nicht allen Kriegsflaggen durch Neutralisierung der Straßen freigegeben werden können?! Könnte zum Hüter dieser Neutralisierung nicht eine internationale Kommission bestellt werden, wie sie England so eben selbst in bezug auf den Suezkanal vorgeschlagen hat?! Die Türkei verlöre dadurch nicht an Sicherheit, da sie vielmehr die Garantie des übermäßigen Teiles von Europa gegen russische Eroberung gewonnen hätte. Deutschland und selbst Österreich würden, wie ich weitverbreitetem Vorurteil gegenüber jüngst in der Schrift „Der nächste Krieg in Zahlen" nachgewiesen zu haben glaube, nichts an Sicherheit ihres Gebietes und ihres Orienthandels verlieren. Rußland könnte aus dem schwarzen Meere mit der ganzen Flotte ins Mittelmeer auslaufen, und der Bann wäre von seinem gerechten Selbstgefühl als Weltmacht England gegenüber genommen.

Vor allem wäre eine Lage geschaffen, bei welcher, wenn Rußland dennoch im Orient deutsche, namentlich aber österreichische und italienische Interessen durch Gewalt verletzen sollte, England noch mehr bedroht und zum Krieg gegen Rußland genötigt wäre. Gelänge es daher einer weisen und maßvollen Orientpolitik, die Lösung der orientalischen Frage auf diese gerechte Bahn zu leiten, so wäre wohl dagegen gesorgt, daß wir überhaupt mit Rußland in Krieg gerieten, jedenfalls dagegen, daß wir dabei lediglich für ein neutrales England unsere Haut zu Markte trügen und unsere Industrie riskierten. Es ist wahrhaft beruhigend, daß Deutsch-

Digitized by Google

land Rußlands berechtigtes Gefühl bisher geschont hat und aller Wahrscheinlichkeit nach auch künftig schonen wird.

Freilich kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Und gerade diese Abhandlung hat ja mit diesem Falle zu rechnen. Angenommen daher, es käme zu einem Kriege, welcher den Engländern die Neutralität gestattet, so wäre doch dieser Krieg, wie Abschnitt I. dieser Betrachtungen wahrscheinlich gemacht hat, mutmaßlich nicht von langer Dauer. In diesem Falle aber wäre auch, zumal wenn der Weg über See durch die Neutralität Belgiens und Hollands offen bliebe, der Verlust auf dem überseeischen Markte kein uneinbringlicher. Wir haben gesehen, daß die Kapitalkraft an Fabriken, Maschinen, Werkzeugen und Schiffen durch einen kurzen Krieg kaum angetastet werden könnte. Und aus noch so blutigen Entscheidungsschlachten kämen geschulte Fabrikhände, Chemiker, Mechaniker, Werkführer, Kaufleute in genügender Zahl und ungeschwächter Handfertigkeit zurück, um den internationalen Wettkampf mit der Industrie und der Rhederei der Neutralen aufzunehmen und diese wieder einzuholen. Für die baldige Beendigung des Krieges ist nun in erster Linie durch die vereinigte militärisch-finanzielle Schlagfertigkeit des Reiches gesorgt, welche nach Abschnitt II. als gesichert angenommen werden kann. Im übrigen werden die Exportindustrie, die Rhederei, die Luxusindustrie im Durchschnitt von kapitalkräftigen Unternehmern betrieben, welche durch eigene Kraft und Vorsicht, gleichwie durch die noch zu erwähnenden außerordentlichen Kreditmaßnahmen öffentlicher und garantiegenossenschaftlicher Art sich bei nicht zu langer Kriegsdauer über Wasser halten und nach dem Kriege die Geschäfte im alten Umfang und mit der früheren Leistungsfähigkeit wieder aufnehmen können. Und so gehen wir auch nach dieser Seite einem Kriege, der uns aufgenötigt wird, nicht mit der Gefahr sicheren Verkommens des Exportes, der Rhederei und der hochfeinen Friedensindustrien entgegen.

Nur von England dürfen wir in einem Riesenkampf mit Frankreich und Rußland, welcher von den Franzosen der Revanche wegen und von Rußland wegen seiner Ansprüche im Orient geführt werden würde, gar nichts erwarten. Die Zeit ist längst vorbei, wo eine neue Kontinentalsperre durch den Krieg England ins Herz treffen könnte. Englands Absatz und Bezug bewegt sich ganz überwiegend nach und von Amerika, Afrika, Indien, China, Australien. Die thatsächliche Kontinentalsperre, welche ein Krieg mit sich brächte, bestände eben nur für die festländische, nicht auch für die englische Rhederei; denn wenn man die vereinte Flottenmacht Frankreichs und Rußlands selbst überlegener annähme, als sie ist, eine effektive Blokade aller deutschen, italienischen und österreichischen Häfen wird sie nicht so durchführen können, daß nicht englische und gerade englische Schiffe unter dem Schutz der Neutralität bevorzugt die Zu- und die Abfuhren übernehmen könnten. Neutrale Küsten des Festlandes, welche mit dem Inneren Deutschlands, Österreichs und Italiens bequeme Verbindung zum überseeischen Handel darbieten würden, werden sicherlich auch übrig bleiben, obwohl England

Digitized by Google

dies vielleicht gar nicht wünscht und daher vorab die Garantie der belgischen Neutralität offiziös aufkündigt.

Nächst der Störung des überseeischen Verkehrs hätte man vom Kriege allein, nicht notwendig vom Feinde, weiter die privatwirtschaftliche Störung aller Geschäfte durch Zahlungs- und Kreditstockungen zu erwarten; jedoch dann wenigstens, wenn der Krieg eine nicht erheblich ungünstige Wendung nähme, und wenn nicht eine weite Ausdehnung des inneren Kriegsschauplatzes stattfände, kaum in höherem Maße als bei starken Handelskrisen des Friedens, welche bei solider Geschäftsführung und bei genossenschaftlicher Selbstfürsorge durch Aufbringung außerordentlicher Mittel zur Belehnung von Waren, Materialien, Immobilien doch schließlich ohne dauernden Schaden stets überwunden worden sind und oft sogar eine reinigende Wirkung ausgeübt haben.

Und die spezifischen Hilfsveranstaltungen, welche sich bisher bewährt haben, sind auch ohne erhebliche Opfer für den Schutz der Privatwirtschaften gegen Kredit- und Zahlungsstockung möglich. Man errichtet außerordentliche Belehnungsanstalten, welche über die Kriegsdauer unter öffentlicher Garantie Pfand-Vorschüsse gewähren, man veranstaltet die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen, mit welchen bei Mangel an sonstigem Geld die Vorschüsse wirklich gewährt werden können. Diese Darlehnskassenscheine, deren Einzug im Frieden sofort zu erfolgen hat, sind allerdings analog mit denselben Vorsichten und Garantien zu behandeln und zu umgeben wie (vergl. Abschnitt II.) das Zwangspapiergeld, soweit es als Kriegsmittel des Staates gebraucht werden will.

Eine furchtbare Geißel für das ganze privatwirtschaftliche Leben einer Nation wird der Krieg dann, wenn er zu maßloser Ausgabe uneinlösbaren Staats- und Banknotengeldes und dadurch zu einer allgemeinen Preisrevolution, zur Herabsetzung der Kaufkraft unerhöhbarer Geldbezüge, zu massenhaftem Agioverlust u. s. w. hinführt.

Wer dabei sein nominelles Lohn- und Zinseinkommen nicht steigern kann, verliert in demselben Maße, als das Papiergeld an Kaufkraft verliert und die Papiergeldpreise aller Anschaffungen steigen. Jener Vorteil, welcher für die Industriellen, durch die Verkehrsbelebung mittelst großer Massen nun in Umlauf kommenden Papiergeldes, sowie für die von ihnen beschäftigten Lohnarbeiter geschaffen wird, ist doch nur teilweise vorhanden und dauert nicht an; denn nur in den Zweigen der Produktion für den Krieg steigt sofort die Nachfrage durch diese künstliche Verkehrsaufblähung. Die anfängliche thatsächliche Erhöhung des Schutzzolles, welche das Agio durch die Erschwerung der Metallanschaffung für ausländische Waren und für Goldzahlung der Zölle herbeiführt, hört allmählich und in dem Maße auf, als die Entwertung die ganze innere Volkswirtschaft so durchdringt, daß auch die Kosten der Produktion entsprechend der Entwertung allgemein steigen. Übrig bleibt schließlich doch nur die Demoralisation durch hazardartigen Betrieb aller Geschäfte, durch den allgemein geweckten Schwindel- und Spielgeist, durch die allgemeine Verteuerung des Lebens, durch die nominelle und thatsächliche Steigerung der Staatsausgaben und Steuern. Die Papiergeldwirtschaft ist daher

Digitized by Google

privat- und allgemein volkswirtschaftlich, wie staatswirtschaftlich und finanziell ein ungeheures Übel, welches, wenn immer möglich, verhütet werden muß.

Daß dies möglich und wie es auf staatlichem Gebiete zu bekämpfen ist, haben wir demgemäß im Abschnitt II. mit besonderer Sorge darzulegen gesucht. Wir haben es nur für den Fall entschiedenster Niederlage und drohender Verwüstung der ganzen Steuerkraft der Nation zu fürchten.

Auch für diesen äußersten Fall kann jedoch der Private immerhin einige Vorsichten üben. Dieselben schaden auch dann nicht, wenn das Äußerste nicht eintritt, sie liegen vielmehr im Geiste solider Führung des Privathaushaltes überhaupt.

Man stecke, wenn man Vermögen hat, eben nicht alles in solche Anlagen, deren nomineller Wert nicht im Maße des Sinkens des Papiergeldwertes steigt, also nicht in Geldforderungen, auf welche Verzinsung und Heimzahlung in Papiergeld durch die Verhängung des Zwangskurses Anwendung findet; man muß sich eben schon im Frieden nicht ganz der Bequemlichkeit des Kouponsabschneidens hingeben, sondern auch den haltbareren Wert von Grundbesitz und Geschäft für jene Fälle, wo die Kreditwerte verdusten, einigermaßen zu schätzen wissen.

Man enthalte sich wenigstens der Anlage in solchen auswärtigen Kreditwerten, deren Papierverzinsung entweder jetzt schon feststeht oder nach dem ersten Kanonenschuß, wovon noch besonders die Rede sein wird, fast sicher eintreten muß. Man wähle, wenn man deutsche Staatspapiere und Pfandbriefe nicht ausschließlich als Rentenquellen benützen, sondern auswärtige Werte daneben in Reserve halten will, wenigstens die Kreditwerte solcher Staaten, welche während des Krieges und unmittelbar hernach nicht selbst von Papiergeldwirtschaft bedroht sind, weil sie sicher neutral und im Frieden verharren werden. Man erwerbe aber auch da nicht solche Papiere, welche den höchsten Zins tragen, sondern eine völlig gesicherte Zahlung in Gold in Aussicht stellen! Daß keine Art russischer Papiere dazu gehört, ist so gewiß, als daß Schweden und Norwegen, England, die Vereinigten Staaten solche Werte darbieten. Im übrigen wird wohl zum Vertrauen in die Solidität guter öffentlicher Papiere Deutschlands auch für den Kriegsfall zu raten sein; nach den Darlegungen in Abschnitt II. glauben wir an deutschen Staats- und Reichsbankerott und an dauernde Papiergeldwirtschaft in Deutschland selbst nach einem großen und nicht glänzend siegreichen Kriege nicht.

Das Übel einer nur vorübergehenden Ausdehnung der Papiergeldzirkulation, mit Zwangskurs und unter Aufhebung der Bareinlösung, darf man auch nicht übertreiben. Das Agio ist hauptsächlich ins Ausland zu zahlen, also weniger empfindlich, je weniger Anlehen aus Ausland in Metall zu bezahlen sind. Die Entwertung des Papiergeldes, d. h. die Preisrevolution allgemeiner Steigerung der Nominalpreise aller Güter und Dienstleistungen, dringt nicht plötzlich und allgemein durch. Leute mit fixen Geldbezügen leiden daher unter der Teuerung wenigstens nicht in dem Maße, als das Agio und der Wechselkurs auf Länder mit Metallwährung steigt. So weit aber im Inland Warenpreise und Löhne steigen, liegt darin eine Ausgleichungsbewegung für das Kapital und die Lohnarbeit. Sollte daher vorübergehend die Papiervaluta über uns hereinbrechen, so

Digitized by Google

erhöhe man deren etwaigen Schaden nicht durch übertriebene Furcht und werfe man nicht Kreditwerte im Glauben weg, sie würden schließlich wie französische Assignaten verzinst und getilgt werden! Der vorsichtige und beschränkte Gebrauch der Papiergeldpresse, wie wir solchen als Notmittel zulässig befunden haben, kann auch der Privatwirtschaft der Einzelnen höchst nützlich werden, indem er ruinöse Kriegsanlehen, plötzliche Steuererhöhungen, Geldknappheit und Kreditstockung zu lindern gestattet. Das Gift, mäßig eingegeben, wirkt belebend. Es soll nur nicht durch Panik der Privaten dem Gesellschaftskörper zum Ruine gereichen!

Unter den Folgen der Papiergeldwirtschaft leiden die produktiven Klassen, namentlich wenn sie der Aufnahme solcher Papierkredite zu entraten vermögen, welche nachher möglicherweise zum Nominalbetrag in Gold zu verzinsen und heimzuzahlen sind, immerhin viel weniger als die Rentnerklassen und als Leute mit fixer Geldbesoldung.

Die Landwirte erhalten ihre Produkte allmählich höher bezahlt. Die Industriellen machen bei belebtem Verkehr — z. B. in Österreich nach 1866 — oft sogar weithin gute Geschäfte. Im selben Falle steigen die Löhne mindestens im Maße der Preissteigerung des notwendigen Lebensbedarfs.

Die Leute mit fixer Geldbesoldung dagegen leiden, wenn sie nicht in den Privaterwerb übertreten können, nicht unerheblich. Sie leiden solange, bis entweder die Barzahlung wieder aufgenommen wird oder die Besoldungen in Papiervaluten ausgleichende Erhöhung finden, welche man dem schuldlos leidenden Stande, wenn immer möglich, gewähren wird.

Im übrigen muß eben jeder gute Haushälter gerade auch für solche äußerste Fälle Reserven zu gewinnen suchen, welcher wirtschaftlichen Interessenklasse er immer angehöre. Und dies gilt ganz besonders vom Rentnerstande.

Dieser kann in entgegengesetzter Richtung unter einer entwerteten Papiervaluta leiden.

Die Verkehrsaufblähung durch massenhafte Papiergeldausgabe — „Inflation" nach einem Ausdruck der Amerikaner — erzeugt leicht Schwindel in Kreditwerten, in Aktien aller Gattungen; Österreich nach 1866, die Vereinigten Staaten nach dem Bürgerkrieg haben darin Erfahrungen gemacht. Der Rentner, welcher sich hieran beteiligt, geht sehr leicht zu Grunde, allein nur durch eigene Schuld und ohne zu großen Schaden für die Gesamtheit. Nicht der Krieg und der Staat, sondern die Spielwut und die Habsucht verschulden seinen Verlust oder gar Untergang.

In der entgegengesetzten Richtung leiden die Rentner, indem sie die Rentenbezüge statt in Gold nunmehr in einem Papiergeld erhalten, welches viel geringere Kaufkraft hat und daher den gestiegenen Warenpreisen und Löhnen nicht gewachsen ist. Allein diese Eventualität spricht nur für etwas, was haushälterisch unter allen Umständen rätlich und nützlich ist: man gehe, wenn man es kann, nicht ins reine Rentnerleben, ohne daß man erhebliche Reserven für eine vorübergehende Periode mäßiger Papiergeldwirtschaft besitzt, und man wähle zur Vermögensanlage nicht lediglich Renten, deren Goldverzinsung nach mustergültiger Berechnung im

Digitized by Google

Kriegsfall nicht gesichert ist, keinesfalls solche, welche beim Kriegsausbruch von denjenigen Staatsgewalten, welche die Rententitel ausgegeben oder garantiert haben, wenn überhaupt noch, so doch höchst wahrscheinlich in Papier verzinst werden.

Eine der schlimmsten Störungen ist diejenige in der Bewegung des Zinsfußes. Die Störung ist in zwei entgegengesetzen Richtungen möglich.

Entweder wird das Geld, sei es infolge von Milliarden-Entschädigung, sei es infolge von Papiergeldemissionen, zeitweilig sehr billig ausgeboten und flüssig, wie 1871 bis 1873 in Deutschland und in und nach 1866 in Österreich durch die Maßregeln des Ministeriums Beck. Alsdann stellen sich Überspekulation und Schwindel, reichste Gelegenheit zu Ruin an allen möglichen Spekulationsobjekten für alle Klassen von Besitzenden ein. Die schon erwähnten, nicht weit hinter uns liegenden Erfahrungen sind jedermann im Gedächtnis. Aber jeder braucht sich nur diese Erfahrungen zu vergegenwärtigen, nach denselben zu handeln und an die Werte bis zu den Baubankaktien hinauf zu denken, welche nach 1873 stand hielten, als die Spreu verflogen war, so ist er privatwirtschaftlich gegen diese Wirkung des Krieges, gegen die Schwindelzeugungen nämlich, vollkommen geschützt. Die Nationalökonomie kann da nur sagen: Discite justitiam moniti, und wer das Rechte, das ihn die Erfahrung gelehrt hat, nicht mehr kennen will, verdient die Verluste; für die Volkswirtschaft ist der Wechsel im Eigentum des für den Schwindler zu Verlust gehenden Vermögens ziemlich leicht zu verschmerzen.

Oder es tritt der entgegengesetzte Fall ein, daß infolge nicht ganz glücklicher Führung des Krieges Kapital in größeren Massen teils durch Vernichtung, teils durch Geschäftsstillstand natural vergeudet, teils in Geldform von den Kriegsanlehen aufgesogen wird. Die Folge hiervon wäre eine Wiederemportreibung des allgemeinen Zinsfußes. An diese für die ganze Volkswirtschaft mißliche Folge kann sich speziell für die Rentner sehr großer Verlust anreihen, ein Verlust, welcher entweder durch völlige Zahlungsunfähigkeit und Zinskürzung seitens der Schuldner unmittelbar oder mittelbar durch Einstellung der Zahlung in Metallgeld teils an den Zinsen, teils am Kapitalstamm erwächst.

Die Folgen der Steigerung des Zinsfußes hat mein Artikel im Oktoberheft schon berührt. Solche Steigerung muß allem produktiven Geschäft, welches mit geliehenem Gelde arbeitet, die privatwirtschaftliche Lage erschweren, insbesondere den mit Hypothekenschulden belasteten Landwirten und Häuserbesitzern. Den Altgläubigern, d. h. jenen Rentnern, welche vor dem Kriege Darlehen gegeben haben, würde die Wiederemporhebung gleichwohl insoweit nichts nützen, als sie dem Staat, den Gemeinden, den Eisenbahnen, den Hypothekenbanken oder selbst den Privaten gegenüber auf die Kündigung verzichtet haben. Diese Gläubiger — und zu ihnen gehört vielleicht die Mehrzahl der Leihkapitalisten — würden sogar am Kurs, d. h. am Kapitalstamm, verlieren, sobald sie veranlaßt sind, ihre Altschuld in Bargeld zu verwandeln.

Läßt sich nun gegen die starke Wiederemporhebung des Zinsfußes viel vorkehren? In der That sehr viel, wie schon gezeigt ist, auf seiten des Staates! Je besser die militärische und finanzielle Kriegsbereitschaft, je besser vorbereitet

Digitized by Google

der Gebrauch des Papiergeldes einschließlich der Darlehnskassenscheine ist, je mehr Reiche und Staaten ein großes Aktivvermögen den unabwendbaren Kriegsanlehen zur Unterlage geben können, je voller die Barbestände und Materialvorräte sind, mit welchen man in den Krieg geht, je weniger schwebende Verwaltungsschulden den Kredit im Kriege erschweren, desto weniger muß geborgt werden, desto billiger wird das Geld aufgebracht werden, insoweit unumgänglich geborgt werden muß, desto mäßiger wird daher die Steigerung des Zinsfußes sein und desto rascher wird dieselbe nach dem Kriege wieder vorübergehen.

Eine Überlegenheit des Heeres, welches den Krieg sogleich in Feindesland zu spielen und volle Entschädigung zu erstreiten vermag, wird für das Inland eine Zinserhöhung überhaupt nur dann aufkommen lassen, wenn der Krieg rückwirkend den Zinsfuß des ganzen Weltmarktes durch die massige Vermögenszerstörung beeinflußt.

Man sieht daraus, wie allerwegs auch die privatwirtschaftliche Kriegsbereitschaft in erster Linie durch die militärische und finanzielle Kriegsbereitschaft des Staates bedingt ist. Dennoch haben die Privaten auch selbst es in der Hand, bis zu einem gewissen Grade sich gegen die fragliche Eventualität sicher zu stellen, namentlich wenn ihnen schon im Frieden eine wesentlich vollkommenere Agrar- und Kreditgesetzgebung die erforderlichen Antriebe erteilen würde.

Man darf eben schon im Frieden die unproduktive Verschuldung nicht durch Überzahlung der Güter beim Erbgang und im freihändigen Verkauf zu hoch anwachsen lassen, so ist auch für den Kriegsfall und nach dem Kriege vorübergehend ein höherer Zinsfuß erträglich für den Schuldner, andererseits ein Verlust aus Zwangsverkäufen für den Gläubiger weit eher ausgeschlossen. Darlehnsgeber und Darlehnsnehmer müssen darauf sehen, daß dem Realkredit die Einschätzung nach dem Ertragswert zu Grunde gelegt werde und daß Überzahlungen beim Verkauf, bei Geschäfts- und bei Güterübernahmen im Erbgange nicht stattfinden, wenigstens nicht durch Hände, welche im Kriegsfalle diese Überzahlungen nicht verschmerzen können.

Verfasser d. hat an anderer Stelle[1]) aufs eingehendste das System von Maßregeln nachgewiesen, durch welche der Realkredit auf das richtige Maß eingeschränkt und in die fruchtbarste und sicherste Bahn gelenkt werden kann, Maßregeln, durch welche der Spielraum eines reichlichen Betriebs- und Meliorationskredites erweitert und der Grundbesitz gegen die großen Wechselfälle, auch diejenigen des Krieges, umfassend in Selbstassekuranz sichergestellt werden kann. Es wäre zu wünschen, daß die Agrar- und Kreditgesetzgebung noch vor Ausbruch des Krieges die fraglichen Schranken und Sicherheiten allgemein anfrichten würde. Doch kann jeder Private sich nach denselben richten und damit vor Kapital- und Vermögensverlust sich bewahren und auch für erhöhten Zinsfuß, sofern er Schuldner ist oder in und nach dem Kriege ein solcher werden muß, sich tragfähiger machen. Je umfassender private Vorsicht und gemeines Recht den Realkredit vor einer Überspannung bewahren und dem produktiven Betriebskredit umfassende Pfänder

[1]) „Die Inkorporation des Hypothekarkredits". Tübingen, Laupp.

Digitized by Google

übrig lassen, desto besser werden Schuldner und Gläubiger fahren, desto wirksamer wird selbst in und nach großer Kriegsnot der Staat durch außerordentliche Beleihungen und Vorschüsse helfen können, desto weniger werden kleine und große Geschäfte und Güter unter der Last des Krieges und unter den Rückwirkungen des Krieges auf den Zinsfuß zu Grunde gehen, desto leichter wird es sein, jene Einschlachtung der kleinen und mittleren Güter und Geschäfte durch das Großkapital mittelst Unterzahlung bei Zwangsverkäufen zu verhüten, desto kleiner werden aber überhaupt die Sprünge sein, welche der Zinsfuß unter dem Einflusse des Krieges und des Retablissements nach dem Kriege machen kann. Privatwirtschaftliche Fürsorge, vom gemeinen Recht verständig unterstützt, wird also auch schweren Kriegsgefahren und Kriegsopfern ohne allzugroße Furcht vor dem Ruine entgegengehen können.

Der Krieg wird übrigens einzelne, darunter sehr große Schuldner stets zahlungsunfähig machen; sei es unmittelbar, d. h. durch Einstellung und Kürzung der Verzinsung sowie durch Nichtbezahlung der Kapitalschuld, sei es mittelbar, indem in einer schlechteren Valuta verzinst und getilgt wird.

Wir haben es jedoch schon als wahrscheinlich darthun können, daß das deutsche Staatswesen so kräftig ist, um einen Bankerott nicht machen und einer starken und dauernden Entwertung der Valuta nicht verfallen zu müssen. Wer gleichwohl Mißtrauen hegt, lege eben nicht sein ganzes Vermögen in Wertpapieren an und belege auch denjenigen Teil des Vermögens, welches er in der Form des Leihkapitals stehen lassen will oder stehen lassen muß, mit besten Wertpapieren solcher Anstalten, welche Pfandbriefe und Prioritäten nach einem bestimmten Tilgungsplan ausgegeben und dafür wertvolle Objekte verpfändet erhalten haben. Jeder gute Bankier weiß solche namhaft zu machen. Bei solcher Belegung ist man ziemlich sicher, irgend einmal den vollen Nennwert der Schuldforderung und nach Wiederaufnahme der Metallvaluta wieder in vollwertigem Gelde den Zins ausgezahlt zu erhalten.

Nicht so ruhig wie die Gläubiger deutscher Staaten können jene Rentner, welche stark in auswärtigen Werten angelegt haben, dem Kriegsfalle und hierbei selbst dem Siege gerade über unsere Feinde entgegensehen. Es giebt Staaten, welche im Kriegsfalle einen unmittelbaren oder einen durch Papierzahlung verschleierten mittelbaren Bankerott wenigstens teilweise würden machen müssen und an deutschen Gläubigern vielleicht gerne würden machen wollen.

Praktisch kommt hierbei, wie schon erwähnt und allgemein bekannt, Rußland in Betracht. Und zwar in der doppelten Richtung, einmal der Bezahlung der Metallzinsen in Papier, sodann bei schließlicher Wiederherstellung oder Besserung der Valuta — in der Richtung der Kürzung der Zinsen. Die Gläubiger Rußlands werden daher allgemein ein Interesse haben, die maßgebenden finanziellen Thatsachen kennen zu lernen.

Die ordentlichen Einnahmen Rußlands waren, wie schon kurz angeführt wurde, für 1886 mit 700 bis 800 Mill. Rubel Papier (1 R. P. = 1,80 Reichsmark) veranschlagt. Die Steuerkraft ist nachgewiesenermaßen schon so straff angespannt,

Digitized by Google

daß sie vollends nach einem erschöpfenden Kriege nicht über 800 Mill. Rubel, welche zum jetzigen Kurse auf rund 1500 Mill. deutsche Reichsmark zu veranschlagen sind, wird gebracht werden können. Der Domanialbesitz ist groß, aber ohne hohen Wert; die Staatsforste ertragen nur ca. 13 Mill. Rubel P. Die Eisenbahnen haben eine unsichere Rente. Die große Metalleinnahme aus den Zöllen würde durch den Krieg sehr gefährdet werden. Was würde da der Krieg den Gläubigern des russischen Staates sowie den Eisenbahnen und Banken, für die er haftet, bringen?

Dieser Krieg mit einem Bedarf von ca. 2000 Mill. Rubel zum Kurs von 1,80 deutsche Reichsmark (s. Abschn. I.) würde durch freie Anlehen nicht bestritten werden können. Würde er aber durch Ausgabe von Papierrubeln geführt, wie es uns bereits wahrscheinlich geworden ist, so würde dem Kurs, welcher jetzt schon von 3,20 auf weniger als 1,80 deutsche Reichsmark pro Rubel gesunken ist, sehr beträchtlich, vielleicht selbst auf 1,60 oder auf noch weniger als eine deutsche Reichsmark gedrückt werden. Zur Aufbringung von 4000 Mill. deutscher Reichsmark in Papierrubeln, d. h. zur Führung des Krieges wären vielleicht 2 bis 3, selbst 4 Tausend Millionen weiterer Papierrubel erforderlich, nachdem die wahre Zirkulation schon 716 Mill. Rubel in Kreditbillets — bei einem Barbestand von 171 Mill. im Reichsschatz — beträgt.

Jene deutschen Besitzer russischer Fonds, welche in Papier verzinslich sind, wie die 768 Mill. R. Orientanleihe von 1877 bis 1879, würden alsdann jedenfalls schwere Einbußen erleiden, und zwar um so schwerer, zu je höherem Rubelkurs sie ihre Forderungen gekauft haben.

Wie aber würde es den Besitzern russischer Metalliques ergehen? Der Jahresbedarf für Staatsschulden, welche in Metall zu verzinsen und zu tilgen sind, steht im Voranschlag für 1886 mit 109,9 Mill. Rubel verzeichnet. Dazu kamen 12,9 Mill. Rubel Eisenbahngarantiezuschüsse.

Bei einem Agio von 1,40 deutsche Reichsmark am Rubel ergiebt sich jetzt schon ein sehr erheblicher jährlicher Agioverlust, wobei außerdem zu beachten ist, daß der Staat Garantien in Goldvaluta für Gesellschaften übernommen hat. Dieser Münzverlust, zumal beim Rückgang der Goldeinnahmen aus Zöllen — die letzteren tragen 100 Mill. R. (Papier?) — wird ein solcher werden, daß er allein schon zur Einstellung der Metallzahlungen verführt, ja fast zwingt.

Es ist allerdings denkbar, daß der russische Finanzminister im Kriegsfall einen großen Mehraufwand machen wird, um den Kredit Rußlands im Auslande zu erhalten; auf 1—200 Mill. Papiergeldausgabe mehr käme es am Ende nicht an, wenn man für die Kriegführung allein so viel oder noch mehr tausende von Millionen auszugeben hätte. Allein wahrscheinlich ist dies doch nicht und keinesfalls ist es so gewiß, daß die deutschen Gläubiger Rußlands nicht gut daran thun würden, ihren Besitz *langsam* wenigstens insoweit abzustoßen, als sie es ohne Verlust oder mit nur geringem Verlust zu thun vermögen.

Am ehesten wäre wohl Rußland geneigt, die hauptsächlich in Deutschland liegenden Goldanlehen in Papier statt in Gold zu verzinsen. Die Metallschuld

Digitized by Google

lautet mit 344 Millionen auf Metallrubel, mit 71,2 Millionen auf holländische Gulden, mit 125,8 Millionen auf Pfund Sterling, mit 555 Millionen (Obligationen der Nikolaibahn) auf Frankwährung. Wie viel von jeder Gattung dieser Metalliques in Deutschland liegen, vermögen wir wenigstens auch nicht schätzungsweise anzugeben.

Auch angenommen, daß Rußland während des Krieges das Goldagio nicht auf seine Gläubiger wälze, so wären diese doch noch lange nicht von der Gefahr einer gründlichen Rupfung nach Wiederherstellung des Friedens befreit.

Die Schuld des Krieges an Zwangsanlehen und Papiergeldemissionen würde irgendwie reduziert werden müssen; denn eine so entwertete Valuta, wie sie der Krieg hinterließe, könnte nicht aufrecht erhalten werden, ohne die wirtschaftlich-finanzielle Erholung des Reiches unmöglich zu machen. Wie aber würde die Einziehung erfolgen? Doch wohl nur im Wege der sogenannten Devalvierung, d. h. durch stärkste Abschätzung des Kriegspapierrubels gegen einen neuen Rubel in Metall oder Papier, welcher an Stelle des ersteren zu treten hätte.

Schwerlich würde Rußland das nötige Geld zur Devalvierung gegen Metall (etwa 3 bis 5 Rubel Papier gegen 1 Rubel in Gold) aufzubringen vermögen. Und wenn es dies vermöchte, so wären dafür bedeutende Lasten an Metallverzinsung der Einlösungsanlehen aufzubringen: gewiß nicht unter 800 bis 1000 Mill. Rubel Gold für die Einziehung und für die Konsolidierung zusammen der alten und der neuen Papiergeldschuld.

Viel wahrscheinlicher ist es, daß die alten gegen neue Papierrubel geringeren Gesambetrages eingezogen würden, bestenfalls so, daß die Gesamtzirkulation an Papier auf den Betrag vor dem Kriege herabgesetzt, der Rubelkurs vor dem Kriege annähernd wieder erreicht und die abgeschätzte Rubelmasse in eine fundierte Papierschuld verwandelt werden würde. In diesem Falle entstände eben wieder eine weitere Papiergeldschuld von zwei bis zweieinhalb Milliarden, welche bei nur 6% Verzinsungslast 120 bis 150 Millionen Mehrbedarf für die Staatsschuld erfordern würde. Ich kann diese nur entfernt zutreffenden Ziffern nur hinstellen und will sie nicht verbürgen, wahrscheinlich werden sie in Wirklichkeit eher höher ausfallen.

Wenn man nun selbst dies annimmt, daß die etwaige weitere Entwickelung der russischen Steuerkraft nach dem Kriege überhaupt möglich wäre, wenn man ferner zugeben will, daß diese Entwickelung so bedeutend wäre, um die fortdauernden Ausgaben-Mehrbeträge, welche jetzt schon im russischen Staatshaushalt vorhanden sind, dauernd zu decken, so geht man gewiß eher von viel zu günstigen als von zu ungünstigen Annahmen aus. Wir wären wahrscheinlich außer stande, überzeugend eine Ziffernaufstellung zu widerlegen, welche für einen unbestimmbaren Zeitraum nach dem Kriege die Abnahme der Einnahmen zugleich mit der Zunahme der Ausgaben als die wahrscheinlichere Eventualität bezeichnen würde. Allein die gedachten Annahmen sollen hier gelten. Alsdann beträgt derjenige Teil der Lasten für die Schuld, welche aus dem Kriege neu entsprungen wäre, reichlich die Hälfte der jetzigen Belastung des russischen Budgets für die

Digitized by Google

Staatsschuld. Rußland könnte es beim besten Willen kaum vermeiden, die Verzinsung selbst der Papierschuld, geschweige der Metallschuld um ein Drittel zu kürzen. Ein Drittelstaatsbankerott wäre, wenn Rußland den Krieg nicht überwiegend auf unsere Kosten zu führen imstande wäre, unseres sehr unmaßgeblichen und hier nicht näher begründbaren Dafürhaltens nicht entfernt eine zu pessimistische Annahme, auf welche Rußlands innere und äußere Gläubiger sich gefaßt machen müßten. Das würde bei 5% Goldrussen, welche jüngst dem Pari nahe waren, einem Kurs von ca. 66 entsprechen, wie er in den Tagen vor Plewna in Wirklichkeit schon einmal dagewesen ist. Dagegen wäre kaum anzunehmen und es wäre auch technisch kaum durchführbar, daß der Staat die Kriegspapiergeldschuld einfach annullieren, überhaupt nicht einlösen, und daß er sie in der Hauptsache nur seinen Unterthanen im Maße ihres Kriegsrubelbesitzes als Makulatur anhängen würde. Nur in diesem Falle wäre es aber möglich, daß die Schuld ihren jetzigen Bedarf für Tilgung und Verzinsung nach dem Kriege nicht überschritte und Rußland überhaupt in der Lage wäre, seinen Gläubigern gerecht zu bleiben, wie es ihnen bis in die neuere Zeit in der anerkennenswertesten Weise gerecht geworden ist.

Wir wiederholen, daß obige Annahme eines Drittelbankerottes bei Gelegenheit der finanziellen „Konsolidationen" nach dem Kriege eine völlig sichere weder ist noch sein will.

Wir behaupten auch nicht, daß ein solcher Bankerott überhaupt unausbleiblich sei; denn dann wäre der Rat zu geben, jene 5% Goldrussen je eher je besser bis zum Kurs von 66 herab zu verschleudern. Dieser Rat wäre so thöricht, wie der Ankauf zu einem Kurs von über 90 sicher eine Unbesonnenheit gewesen ist. Eine Thorheit wäre er schon deshalb, weil ja dem geeinigten Mitteleuropa gegenüber und bei der nachgewiesenen Möglichkeit, gerechten Aspirationen Rußlands im Orient Genüge zu thun, der anscheinend unvermeidliche Krieg eben noch leicht möglich dennoch vermieden werden wird, in welchem Falle Rußland eben noch imstande wäre, ohne alle oder ohne wesentliche Verkürzung der Gläubiger des Staates und der dortigen Kredit- und Verkehrsinstitute das volle Gleichgewicht seines Staatshaushaltes zu erreichen. Allein, daß bei wirklichem Ausbruch des Krieges Rußlands Gläubiger sich auf Eventualitäten gefaßt zu machen haben, welche ein Drittel des jetzigen Goldkurswertes russischer Papierrubel, Staatspapiere, Garantieprioritäten und Garantiepfandbriefe wie mit dem Schwamm für lange Zeit wegwischen könnten, ist leider eine Aussicht, mit welcher besonnene Rentner rechnen müssen. Es wäre daher wünschenswert, wenn es gelänge, ohne große Verluste möglichst viel von den angeblich zwei Milliarden in Deutschland liegenden Russenwerten ohne Panik wieder abzustoßen und mit sicheren Werten zu vertauschen.

Mit den Finanzen Rußlands sind bis jetzt jene seines Dependenzstaates Finnland nicht vermischt und nicht zu verwechseln. Erzwingt das Russentum die finanzielle Mediatisierung dieses Fürstentums nicht, so haben dessen Gläubiger, und es giebt deren ziemlich viele in Deutschland, nicht gar zu sehr besorgt zu sein. Bei 43 Millionen Mark Einnahmen und ebensoviel Ausgaben hatte im

Digitized by Google

vorjährigen Staatshaushalt dieses autonome Land eine öffentliche Schuld von nur 66 Mill. Mark, größtenteils für Eisenbahnen.

Nächst Rußland kommen für den deutschen Effektenbesitz Österreich-Ungarn und Italien hervorragend in Betracht. Schon in Abschnitt II. ist gezeigt, daß daselbst die Steuerkraft in viel höherem Maße angespannt ist als in Deutschland. Ganz besonders gilt dies von Ungarn. Der Krieg müßte vielleicht auch von diesen Staaten fast schon im Anfange durch Ausgaben größerer Massen Papiergeldes geführt werden.

Das Vertrauen zu den guten Papieren dieser Staaten ist daher vor allem bedingt durch den Erfolg des Krieges selbst, durch die Erreichung der Kriegsentschädigung vom Feinde. Wer diesen Erfolg dem Bunde Deutschlands, Italiens und Österreich-Ungarns mit Sicherheit zutraut, wird auch bezüglich des deutschen Besitzes an italienischen und austro-ungarischen Goldeffekten, an Goldschulden des Staates, der Banken und der Eisenbahnen, namentlich an Effekten mit Pfandanspruch auf staatliche und gesellschaftliche Immobilienwerte nicht besonders schwarz in die Zukunft sehen. Auch ist es tröstlich, daß namentlich die Reichsratsländer in dem letzten Jahrzehnt vorwiegend Papierrente oder doch auf Eisenbahnen hypothezierte Goldtitres ausgegeben haben, und daß Italien aus Staatsaktiven noch immer 77 Millionen Lire bezieht, darunter 58 aus Eisenbahnen. Die Zölle, welche stets in Gold bezahlt werden, und die Staatseisenbahneinnahmen, bei welchen dasselbe der Fall ist, sichern doch auch für den Kriegsfall Einnahmen in Gold, und eine Zahlung der jetzigen Goldzinsen in Papier — Österreich hat an 14, Ungarn wohl gegen 20 Mill. Fl. Goldzinsen der Staatsschuld aufzubringen — ist wenigstens keine unvermeidliche Folge der Kriegseventualität. Mit dem Bangen, wie die Gläubiger russischer Goldwerte einem großen Kriege entgegenzusehen hätten, müßten bei cisleithanisch-österreichischen und bei italienischen Werten, bei Eisenbahn-Prioritäten und Staatseisenbahntiteln, selbst bei Goldrente, die Besitzer der eben gedachten Effekten dem finanziellen Kriegsschicksal unserer Bundesgenossen doch wohl nicht entgegenblicken. Immerhin bieten diese Effekten die Sicherheit guter deutscher Staatspapiere nicht, was sich ja deutlich genug in ihrem fortdauernden Kursrückstand für jedermann klar ausdrückt. Die ausschließliche, aber umsichtige Anlegung des Vermögens in den Effekten nur eines einzigen oder zweier auswärtigen Staaten, zumal wenn diese finanziell und politisch ungefähr in derselben Lage sind, wird ein umsichtiger Kapitalist nie wagen.

Dieses Urteil geben wir jedoch ganz unmaßgeblich ab und stellen daher dem Leser die Hauptziffern der austro-ungarischen und der italienischen Staatsvoranschläge vor Augen.

Bei einer Bevölkerung von etwas mehr als 22 Millionen Menschen hatte Cisleithanien 1886 eine Jahreseinnahme von 507,8 Millionen Fl. in den Voranschlag eingestellt, darunter 99 aus direkten Steuern, 301 aus indirekten Steuern. Der Gesamtbedarf betrug 516 Millionen Fl., darunter 121 für die Staatsschuld i. e. S. (bezw. 144,8) 19,8 für den Landwehrminister, 86 Millionen Fl.

Digitized by Google

Beitrag zum gemeinsamen austro-ungarischen Budget der Delegationen, welches 125,6 Millionen Fl., davon 119 für Armee und Marine, beanspruchte.

Die Länder der ungarischen Krone hatten einschließlich des Beitrages zum gemeinsamen Delegationsbudget im Ausgabenbudget 343,6 Millionen Fl., Einnahmen im Betrage von 312 Millionen Fl., darunter 94 Millionen direkte und 136 Millionen indirekte Steuern bei einer Bevölkerung von nur 15,7 Seelen. Der Bedarf für die Schuld beträgt 106,8 Millionen Fl., darunter 76,5 Millionen für die ungarische Staatsschuld und 30,3 Millionen Fl. Verzinsungs- und Tilgungsbeitrag für die 1867 durch Cisleithanien übernommenen älteren Gesamtstaatsschulden.

Die gemeinsame Schuld Österreich-Ungarns beträgt 411 Millionen Fl., davon 318 in Staatsnoten und 93 in verzinslichen Partialhypothekaranweisungen. Die konsolidierte Schuld der Reichsratsländer betrug 3249 Mill. Fl., die schwebende 96,8, die Grundentlastungsschuld 125,2, zusammen 3483 Mill. Fl. (mit einem Gesamt-Jahreserfordernis von 144,8 Mill. Fl.) darunter in Papierwährung 1794, in klingender Münze (Silber) 1096, also nur wenig in Gold. Unter 1519 Mill. Fl. ungarischer Separatstaatsschuld (seit 1867) befinden sich 486 Mill. Fl. Goldrente à 4%.

Die gemeinsamen Zolleinnahmen waren mit 25 Mill. Fl. Gold netto veranschlagt.

Italien mit einer Bevölkerung von 29,6 Millionen hatte im Voranschlag für 1. Juli 1886 bis 30. Juni 1887 an ordentlichen Einnahmen ohne die durchlaufenden Posten und die Domanialverkäufe 1525 Mill. Lire (Franks), 76,6 Mill. aus Staatsaktiven, 391 aus direkten Steuern, 595 aus indirekten Steuern. Die ordentlichen Ausgaben waren mit 1424 Mill. L. veranschlagt, wovon die ganze Schuld einschließlich die Eisenbahnschuld 540, Krieg und Marine 340 Mill. Lire verschlangen. Die Steuerkraft ist stark angespannt, doch schwerlich schon erschöpft, geschweige am Ziele der Entwickelungsfähigkeit angelangt.

Es kommen weiter in Betracht: Frankreich als unser entschiedenster Feind und die Türkei als wahrscheinlicher Verbündeter. Über beide können wir kurz hinweggehen. Französische Rente wird nicht mehr in großen Beträgen bei uns liegen und wohl auch nicht vor dem Kriege wieder zurückkehren. Vom Standpunkte des deutschen Rentenkapitals für den Kriegsfall ist daher über Frankreichs Kredit und finanzielle Leistungsfähigkeit nichts zu sagen. Nur eins soll nach dem Grundsatz, den Feind nicht zu unterschätzen, nicht unbemerkt bleiben. Frankreich ist auch jetzt noch, wo es aus den Wunden des letzten Krieges blutet und bei einem Schuldenstand von mehr als 30 Milliarden Franks (Jahreserfordernis von ca. 1600 Mill.) gegen früher sehr geschwächt ist, keineswegs an der Grenze seiner Steuerkraft angelangt, aber auch noch nicht außer stande, für einen Revanchekrieg im Falle des Unterliegens abermals volle Entschädigung zu zahlen, wovon bereits im Abschnitt II. die Rede war. An Frankreich hätte Rußland mindestens einen finanziell ebenso kräftigen Verbündeten, als wir an Italien und an Österreich.

Und selbstverständlich einen noch viel kräftigeren als wir eventuell an der Türkei, welche wohl nur mit fremden Subsidien und mit Papiergeld den Krieg

Digitized by Google

wird führen können! „Türkenwerte“ sind daher, wenn wir Ägypter ausnehmen, welche eine Ausnahmestellung behaupten, eine irgendwie sichere Kapitalanlage wohl nicht zu nennen. Die Türkei ist jetzt schon mit mehr als 2000 Mill. Mk. verschuldet.

Eine weitere Gruppe von Staaten, deren Kreditwerte für das deutsche Rentenkapital belangreich geworden sind, steht vor uns in den Balkan- und Donaustaaten: Rumänien, Serbien, Bulgarien. Staatsrente der beiden ersteren Länder liegt in erheblichen Beträgen in Deutschland.

Rumänien hatte im Staatsvoranschlag für 1886 bis 1887 Einnahmen 138 Mill. Lire (Franks) und Ausgaben 134,2 Mill. Lire. Unter den Ausgaben befinden sich 57,5 Mill. Lire für die Staatsschuld und 26,5 Mill. Lire für die Kriegsverwaltung. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß von der Staatsschuld im Gesamtbetrag von 800 Mill. Lire gegen 335 Mill. Lire in Eisenbahnen angelegt sind, welche ca. 10 Mill. Lire abwerfen und weiterer Entwickelung entgegenzugehen scheinen. Auch kann der rentable Domänenbesitz nicht unbeträchtlich sein; denn er ist mit 19,3 Mill. Lire Jahresertrag, d. h. zu zwei Dritteln des Ertrages der direkten und zu einem Drittel des Ertrages der indirekten Steuern veranschlagt. Einem Kriege, welchen Rumänien bei seiner nationalen Konsolidation sowohl Rußland als den Balkanslawen gegenüber, wo immer möglich, vermeiden wird, geht es — alle Schattenseiten der Bojarenwirtschaft in Rechnung gebracht — gewiß leistungsfähiger entgegen als Rußland, dessen 5% Goldrenten den Kurs der 5% rumänischen Goldrente zur Zeit (12. Okt.) immer noch übersteigen. Den ganzen Wert deutscher Staatspapiere hat selbstverständlich auch die rumänische Goldrente nicht.

Schwerlich wird jemand Serbiens Kreditwürdigkeit hoch anschlagen. Es ist innerlich unfertig, bei ziemlicher Ohnmacht ziemlich expansionslustig, vom Parteiwesen zerwühlt, mit Schulden und Steuern beladen, bedeutende Staatseinnahmen sind den Gläubigern verpfändet. Den letzteren muß es überlassen werden, Wert und Sicherheit der Steuer- und Eisenbahnpfänder selbst zu prüfen.

Bulgarien hatte 1885 bei 2 Millionen Einwohnern ein Budget von 34,8 Millionen Lire Einnahmen 35,7 M. L. an Ausgaben. Von den Ausgaben verschlang damals die öffentliche Schuld zwar erst 2,1 Millionen Lire. Gleichwohl wird ein Kapitalist, der die Sicherheit liebt, sich nicht beeilen, dem Kredit der Orleans auch den seinigen hinzuzufügen, solange die internationale Stellung des jungen tüchtigen Volkes nicht konsolidiert ist. Ohne den Sturz des deutschen Prinzen wäre auch die finanzielle Lage Bulgariens heute sicherlich schon viel besser.

Angesichts der Gefahren, welche die gegenwärtige Lage Europas mit Rücksicht auf die Eventualität eines Weltkrieges darbietet, streben jetzt schon viele Rentner danach, wenigstens eine Reserve, groß genug für den Geschäfts- und Familienbedarf eines Kriegsjahres, in Rentenwerten solcher Länder anzulegen, welche finanziell solid sind, und welche es bleiben werden, weil ihre Neutralität im Kriegsfall mehr oder weniger gewiß oder wahrscheinlich ist. Es kommen hierbei in Betracht große Rentenbeträge der Vereinigten Staaten und Englands,

Digitized by Google

sowie solche von Schweden und Norwegen. In zweiter Linie, da die Finanzlage zwar gut, aber die Neutralität etwas weniger sicher ist, stehen Dänemark, Belgien, die Niederlande und die Schweiz.

Was die Vereinigten Staaten betrifft, so schwimmt der Bundesschatz im Goldüberfluß, einige Staaten und Städte sind gewiß zuverlässige Schuldner, auch diese und jene Eisenbahnen sind es mit ihren Prioritäten. Die Union könnte, obwohl sie es schwerlich thun würde, selbst bei einem Seekriege gegen England an Rußlands Seite gegen uns stehen, ohne daß sie aufs neue eigentlicher Finanzzerrüttung verfiele. Die Papiere, welche wir im Auge haben, sind aus jedem großen Kurszettel mit Hilfe eines zuverlässigen Bankiers zu verstehen. Sie stehen jedoch hoch und zinsen als transozeanische Werte nicht mehr stark, zumal wenn in Rechnung genommen wird, daß ihr zum Teil 25 und 30 Prozent erreichendes Überpari bis zu den schon mehr oder weniger nahen Heimzahlungsterminen völlig schwinden wird.

In den Staatspapieren, Städteobligationen und Hypothekenpfandbriefen von Schweden und Norwegen liegt schon viel deutsches Kapital. Das Vertrauen auf die dortige Haushaltsführung mag daran den größten Anteil haben. Gewiß wirkt auch die Annahme, daß dieses Staatswesen beim allgemeinen europäischen Brande neutral bleiben werde, bei der Aufnahme seiner Schuldentitel durch deutsche Gläubiger mit. Keine andere Macht wird geneigt sein, Schweden und Norwegen zum Kriege zu zwingen; denn gerade Rußland, welches am ehesten zu diesem Zwange versucht sein könnte, würde sich in Finland einen gefährlichen Feind erwecken und vielleicht dieses Land an Schweden zurückverlieren. Deutschland und seine Verbündeten hätten in Stockholm auch Hebel in Händen! Folgende Ziffern charakterisieren die Lage genannter Länder. Schweden hat bei einer Bevölkerung von 4,7 Millionen Seelen in Kronen (1 Kr = 1,12½ deutsche R.-W.) an Einnahmen ca. 80 M. Kr., an Ausgaben nicht viel mehr. Der Bedarf für die Staatsschuld beträgt kaum 11 Mill., während die Verkehrsanstalten 13 Mill. R. M. eintragen. Haupteinnahmequelle sind die Zölle mit 29 Mill. Kr. gegen nur 4,3 M. Kr. aus der Grundsteuer. Norwegen mit 1,8 Millionen Einwohnern hat 45 M. Kr. Einnahmen, kaum 42 M. Ausgaben, eine Staatsschuld von 108 M. bei einem Aktivkapital von 142 Mill. Kronen.

Dänemark, Belgien, die Schweiz und Niederlande haben keine ungünstige Finanzlage, wie aus folgenden Ziffern hervorgeht

In Dänemark mit einer Bevölkerung von nicht ganz 2 Millionen Seelen weist der jüngste uns vorliegende Voranschlag 57 Mill. Kronen an Einnahmen, 48 M. Kr. an Ausgaben und eine Staatsschuld von 197 M. Kr. auf.

Die Niederlande verzeichnen 1886 im Voranschlage 130 Mill. Fl. Ausgaben, darunter 34 Mill. Fl. für die Schuld, bei 115 Mill. Fl. Einnahmen.

Die belgischen Finanzen zeigen an 500 Millionen Fr. je Einnahmen und Ausgaben mit einem Bedarf von ca. 100 Mill. Fr. für die Staatsschuld (vor der n neueren Verwandlung).

Digitized by Google

Die Schweiz ist, sowohl was den Bundeshaushalt, als was verschiedene seiner Kantone und öffentlichen Anstalten betrifft, finanziell ein wohl situiertes Gemeinwesen.

Immerhin ist die Neutralität dieser vier Staaten nicht sicher. Dänemark giebt vielleicht seine Neutralität selbst auf. Die Schweiz bietet, allerdings zu hohem Kurs und niedrigem Zins, bei vorsichtiger Auswahl eine Reihe von öffentlichen und gesellschaftlichen Rententiteln dar, welche im Kriegsfall nicht viel weniger standhalten werden als deutsche Papiere, zumal wenn diesem Nachbarstaate die Behauptung der Neutralität gelänge.

Selbstverständlich bietet England Massen von englischen Werten, welche erster Qualität sind und bleiben, gleichviel ob England am Kriege sich beteiligt oder nicht. Sie bilden eine recht gute Reserve für den Kriegsfall. Wechsel auf London sind ja schon im Frieden in vielen Geschäften eine geschätzte Sicherheit; englische Konsols sind es nicht minder. Nur ist der Zins ein sehr niedriger.

Diejenigen Kapitalisten, welche ihr Vermögen in Spanier, Portugiesen, Argentinier, Chilenen, Brasilianer und chinesische Werte stecken, haben dabei vielleicht vom Kriege weniger zu fürchten, aber sie können dabei doch noch stärker unter die Traufe kommen als bei anderen Papieren durch einen Krieg.

Portugal hatte bei einer Bevölkerung von 4,7 Millionen Seelen eine Einnahme in Contos de Milréis (1 Conto = 2 deutsche R. M.) 36161 Einnahmen, Ausgaben 38021, für seine Schuld allein gegen 15000 bis 16000 Contos.

Spanien hat im Staatsvoranschlag für 1886 bis 1887 vorgesehen in Pesetas (ca. 80 deutsche Pfennige): an Einnahmen 940, an Ausgaben 923 Millionen. Die Schuld betrug 6356 Millionen P. und verschlang 238 Millionen an Zinsen. Die Steuerkraft dieser Nation von 17,3 Millionen Menschen ist ziemlich hoch gespannt; die direkten Steuern sind mit 284, die Zölle mit 131, Stempel und Staatsmonopol mit 273, andern indirekte Steuern mit 138 Millionen Pesetas in den Voranschlag eingestellt.

Argentinien hatte schon per 1. Januar 1884 eine konsolidierte Schuld allein der Conföderation — ausschließlich jener der 14 Provinzen — im Betrage von 155 Millionen Pesos Nacionales (1 P. N. = 4 Deutsche R. M.) und einen Bedarf für diese Schuld von 11 Millionen P. N. Die Hauptstaatseinnahme erfolgt mit 28 Millionen P. N. aus den Zöllen. Die wenig entwickelungsfähigen direkten Steuern betragen nicht erheblich über 1 Million. Die Bevölkerung beträgt 3 Mill. darunter 340000 Italiener, 160000 Spanier, 153000 Franzosen, 51000 Deutsche und Schweizer; das Land ist überwiegend romanisch.

Brasilien hatte (1886/1887) bei einer Bevölkerung von 12,3 Millionen Seelen (darunter 10,6 Millionen Freie) in Contos de M. R. à 2,25 Deutsche R.-M. Einnahmen 133000 Contos (94000 in Zöllen), Ausgaben 142288 und einen Stand der Staatsschuld von 664715 Contos.

Chile hatte bei $2^1/_2$ Millionen Seelen und bei je ca. 40 Millionen Pesos (à 2 Reichsmark) Einnahmen und Ausgaben nach dem Voranschlag von 1886 eine Staatsschuld von 84 Millionen, darunter 33 Millionen äußere Schuld in Gold

Digitized by Google

(der Peso = 4 Mark), 23,2 Millionen Pesos innere Schuld, außerdem 26,6 Mill. Papiergeldschuld.

China's Finanzen sind überhaupt nicht genau bekannt. Nach einer schon älteren Schätzung betrugen die Einnahmen 80 Millionen Haikuantaëls (1 Taël = 5,8 deutsche R.-M.). Unter den 80 Millionen wurden 18 Millionen Taëls Grundsteuern und 20 Millionen Warensteuern (Likin), 12 Millionen an Zöllen unter Verwaltung der Ausländer, 7 Millionen vom Verkauf der Rangklassen und 13 Millionen noch in Formen der Naturalsteuer erhoben. Ob die speziellen Versprechungen und Sicherheiten der Gouverneure und Provinzialverwalter großen Wert haben, ist durch die Erfahrung den Gläubigern noch nicht verbürgt.

Manche denken an baldige Kapital-Anlagen in Japan, wo deutscher Einfluß im Aufschwung begriffen ist. Allein auch darin ist ein Grund zu größter Vorsicht vorhanden. Im letzten Voranschlage sind in Yens (à 4,12 deutsche R.-M.) die Einnahmen vorgesehen mit 74,7 Millionen(überwiegend Grundsteuer), die Ausgaben mit 74,6 Millionen Yens, darunter 20 Millionen für die 567 Millionen Yens betragende Staatsschuld. Die letztere ist bis jetzt nur mit 6,5 Millionen Yens eine Schuld an das Ausland.

Es kommt noch ein Land in Betracht, von welchem Deutschland neuerdings große Massen Rentenwerte aufgenommen hat, nämlich Ägypten. Eine Schuld, welche von Europa zwar nicht solidarisch, sondern pro rata der Zahl der Geranten gewährleistet ist, steht pari, obwohl sie nur 3% trägt. Eine andere fünfprozentige Prioritätsschuld hat diese Gewähr nicht. Die Masse der ägyptischen Schuld (56 unter 86 Millionen Pfd. Sterling der konsolidierten Schuld), welche von 7 auf 4% reduziert, aber unter die scharfe Kontrolle einer Kommission der europäischen Mächte gestellt ist, steht bei 4% Zins auf 75, trägt also $5\frac{1}{3}$%. Dieser relativ gute Kurs stützt sich nicht so sehr darauf, daß die beinahe 7 Millionen Einwohner Ägyptens noch weitere Steuerkraft in Reserve hätten, noch darauf, daß der Bedarf für die Schuld einen verhältnismäßigen geringen Teil der Staatseinnahme verschlänge. Das Gegenteil ist der Fall, indem die Bevölkerung eher schon überbürdet ist. Die Wertschätzung des Papieres ruht auf andern Erwägungen. Das Land hätte von einem neuen Mahdi wenig neue Kriegskosten mehr zu fürchten. Es wird wahrscheinlich von einem europäischen Krieg verschont bleiben. Es würden ferner, wenn England Ägypten formell in Besitz nimmt, die ägyptischen Papiere auch bei Herabsetzung des Zinsfußes auf 3 und $2\frac{1}{2}$% vielleicht den Wert englischer Wertpapiere ganz oder nahezu erreichen. Fährt aber das Land fort unter der gemeinsamen Finanzkontrolle der europäischen Mächte zu bleiben, unter welcher es seit einiger Zeit steht, so würde es einer immerhin guten Verwaltung unterstehen und zu keiner beträchtlichen weiteren Zinsenkürzung genötigt sein. So scheinen die Rentner, welche diese Werte nehmen und behalten, zu rechnen. Ob diese Rechnung, welche den ägyptischen Titeln einen verhältnismäßig hohen Kurs und in Deutschland einen starken Eingang verschafft hat, vor den Ereignissen stand halten wird, muß jeder Besitzer der Titel sich selbst klar machen. Mit Goldrussen wenigstens können Ägypter, desgleichen Rumänen (s. o.), so weit in

Digitized by Google

diesen Dingen Voraussicht möglich ist, sich dem Werte und der Sicherheit nach wohl messen, obwohl sie deren Kurs immer noch kaum erreichen. Darauf beruht es, daß manche deutsche Rentner Russen abgestoßen und dafür Ägypter und Rumänen sich erworben haben.

Wirft man einen Rückblick auf die Länder, welche wir soeben Revue passieren lassen mußten, so bieten mit Ausnahme Englands, der Vereinigten Staaten, etwa auch Schwedens und Norwegens, kaum welche größere Sicherheit bei dem Kriegsfall als gleichartige Papiere des Deutschen Reiches und der deutschen Staaten selbst. Die überseeischen Werte sind fast überall formell oder thatsächlich auf die Zolleinnahme fundiert, da die andern Abgaben der betreffenden Staaten wenig entwickelt und auch kaum schon entwickelungsfähig sind; mit dem Handel würden aber auch die Zolleinnahmen — die bisherigen Ausfuhrzölle fallen ohnehin mehr und mehr unter dem Zwang der zwischen den überseeischen Ländern herrschenden Konkurrenz — bei den Neutralen ins Schwanken kommen können. Alle genannten Werte, auch jene Englands, der Vereinigten Staaten und Schwedens, können im Kriegsfall, wenn wir allseitig eine effektive Blokade der ganzen Festlandküste Europas, einen Bruch der Neutralität Belgiens und Hollands zu erfahren hätten, mehr oder weniger lange Einnahmestockungen über den Gläubiger verhängen. Daher kann doch nur ein Teil des Vermögens in ihnen angelegt werden; denn läge das ganze Vermögen in Werten von Ländern, deren Rimessen durch den Krieg unterbrochen wären, so würde den sich also Sichernden während des Krieges jedes Renteneinkommen ausbleiben. Sonach bleibt die Sicherheit in der Hauptsache dennoch weitaus im Inlande und von jedermann bei sich selbst zu suchen, teils durch Auswahl der solidesten, wenn auch bescheiden zinsenden Werte: inländischer Staatspapiere, Pfandbriefe, Prioritäten, teils durch Vermeidung kündbarer, schwebender Schulden, welche im Kriegsfall ohne Deckung sind, teils durch Bereithaltung reichlicherer parater Mittel, d. h. durch Unterlassung jeder ungesunden Kreditanspannung.

Wenn wir die auswärtigen Werte Revue passieren ließen, so konnten wir überhaupt nur Fingerzeige für das eigene Urteil des Besitzenden geben wollen. Irgend eine moralische Verantwortung für irgend ein Papier, das besprochen wurde, lehnen wir ausdrücklich ab. Es läßt sich jedoch sagen: wenn der Kapitalist sich selbst so weit beherrschen will, um nicht die Sicherheit der Rente dem hohen Betrag der letzteren zu opfern, wenn er die Vorsicht übt, auch innerhalb des Kreises niedriger zinsender, aber dafür desto mehr sicherer Papiere von Staaten und Anstalten, welche gegenwärtig auf festem Fuße stehen, nicht alles auf eine Karte zu setzen, wenn er lieber rechtzeitig einzuziehen und so weit möglich zum Arbeitserwerb zurückzukehren, als Hochzinsler zu werden beliebt, so wird er für alle Fälle gut und selbst bei schlimmstem Kriegsausgang am mindesten schlecht fahren. Relativ sichere Werte giebt es an den Börsen beider Hemisphären unter den Staats- und Kommunal-Titeln, wie unter Pfandbriefen und Prioritäten. Der hohe Kurswert charakterisiert sie im ganzen richtig, und im einzelnen kann jedermann durch Nachforschung sich näher unterrichten. Andernfalls soll er außer-

Digitized by Google

halb Wassers bleiben, wo er keinen Boden selbst sehen oder durch andere finden kann.

Er wird sich dann auch in einer Verfassung befinden, nicht der Panik zu verfallen, nicht zum eigenen Ruin und dem Vaterland zum Schaden sein Vermögen oder Teile des letzteren zu Schleuderpreisen wegzuwerfen. Zu den größten Gefahren gehört die Selbstschädigung durch die Verzweiflungspreise der Panik, namentlich einer ersten Panik. Vor Panik sichert man sich jedoch am besten, wenn man in solider privatwirtschaftlicher Bereitschaft überhaupt, wie wir sie nun nach allen Seiten verfolgt haben, dem Krieg entgegengeht. Zur Panik darf man sich auch nicht durch die Wahrnehmung hinreißen lassen, daß unmittelbar vor oder nach Ausbruch des Krieges die Kurse gerade der besten Papiere oft sehr stark fallen. Dieser Sturz ist kein schlechtes Zeichen für den Wert gedachter Papiere und geht rasch vorüber. Das ist — sagen wir — kein schlechtes Zeichen: es giebt stets einzelne, welche bei Kriegsausbruch Notverkäufe zu machen haben; Liebhaber dafür finden sich aber bei flauem Geldstand überhaupt wenige und nur für erste Papiere; der Wertsturz der letzteren bei Ausbruch des Krieges ist daher an sich gar nichts, was zur Panik berechtigt.

Und nun gestatten Sie mir, meine Antwort auf Ihre Frage nochmals kurz zusammenzufassen: die finanziell-wirtschaftliche Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten ist in Deutschland schon umfassend vorhanden und möglich.

Die Mittel, wie dieselbe zu bewirken sein könne, ließen sich angeben.

Dieselben umschließen nichts, was besondere Störungen und Kosten verursachen wird, gar nichts, was nicht auch dann die besten Früchte trägt, wenn der Friede, wie ich noch immer hoffe und fest glaube, dauernd erhalten bleiben wird.

Der Krieg gehört eben nach der unabwendbaren Unvollkommenheit der menschlichen Dinge zur Ökonomie der ganzen Weltgeschichte. Jeder, der Staats-, Volks- und Privathaushalt, muß ihn unter die Störungen aufnehmen, mit welchen menschlicher Haushalt überhaupt zu rechnen hat. Und man kann wirklich gegen seine Störungen sich umfassend schützen, jedoch nur nach denselben Grundsätzen, nach welchen wirtschaftliche Sicherheit auch gegen die großen Störungen des Friedens wie der Handels- und Produktionskrisen erreichbar ist.

Im einzelnen wird dann durch den Krieg nur noch das vernichtet werden, was eben wirtschaftlich überhaupt nicht solid, schon krank oder gar abgestorben war. Der Krieg wirkt alsdann in der Hauptsache, wie der Frühlingssturm, von dem es in Scheffels Schwarzwaldgesang heißt:

> Der, was morsch, zusammenwettert,
> Der, was faul, zusammenschmettert.

Bei einer finanziell-wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft des Staates und der Privaten, wie sie in Beantwortung Ihrer Frage empfohlen ist, und angesichts der ungeheueren Kriegsstärke Deutschlands und seiner Verbündeten kann im ganzen auch einem Riesenkriege, der uns aufgedrungen wird, mit großer Ruhe, vollem Mute und unerschütterlicher Zuversicht entgegengegangen werden, und wir werden

Digitized by Google

dann auch vor den Dummheitsverlusten der Panik, überhaupt vor einem zugleich unpatriotischen und wirtschaftlich thörichten Handeln bewahrt bleiben. Der Zusammenbruch des Morschen und Faulen durch den Krieg läßt dann selbst Erblühen neuen Lebens aus beschränktem Ruine erhoffen. Er wirkt dann wie der Frühlingssturm nicht bloß in dem Sinne als die „Straßenkehrer", daß er vernichtet, sondern auch in dem anderen Sinne, daß er für den Einzug neuen und gedeihlichen Friedens die „Erde sauber feget." So kann es kommen! So möge und wird es wahrscheinlich kommen, wenn gegen die solidarischen Interessen aller Staaten, aller Völker, aller Gesellschaftsklassen der weltgeschichtlich beispiellose Krieg sich dennoch nicht sollte abwenden lassen!

Die Haut des Menschen.

Von

Julius Budge.

(Fortsetzung.)

Dieselbe Epidermis, welche, indem sie der Verwesung anheimfällt, neue Keime hervorruft, hat Eigenschaften, welche dem ganzen Körper sehr zu gut kommen. Sie hält die Wärme der cutis zurück, sie ist ein schlechter Wärmeleiter. Diese Eigenschaft kommt in erhöhtem Maße den Federn und Haaren der Tiere zu, die gleichfalls Epidermisgebilde sind.

Eine zweite nützliche Eigenschaft der Epidermis besteht darin, daß Flüssigkeiten nur schwer, vielleicht gar nicht durch sie hindurchdringen.

Nach Bädern, in welche ein leicht zu erkennender Stoff gebracht war, wird in der Regel ein Übergang desselben in das Blut vermißt. Man kann auch in giftige Flüssigkeiten lange die heile Hand eintauchen, ohne daß eine Wirkung eintritt, welche nie ausbleibt, wenn man von derselben Flüssigkeit etwas unter die Epidermis bringt. In neuerer Zeit wird sehr oft vom Einspritzen aufgelöster Heilmittel *unter* die Epidermis mit sicherem Erfolge Gebrauch gemacht. —

Wie anders würden sich viele Verhältnisse gestalten, wenn die Epidermis-Oberfläche gleich leicht wie die Zungenoberfläche die schädlichen Substanzen dem Blute und dadurch allen Körperteilen überzuführen im stande wäre! Nur wenn die Epidermis nicht mehr heil ist, oder wenn flüchtige Stoffe mit ihr in Berührung bleiben, hat man einen Übergang von Flüssigkeiten, bezw. verflüchtigenden Substanzen in das Blut beobachtet. Die bedeutende Wirkung der Bäder hängt wesentlich von der wechselnden Temperatur und von dem Einflusse auf das Nervensystem ab, der durch die Epidermis nicht abgehalten wird.

Die Farbe der menschlichen Haut wechselt bekanntlich bei demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Veranlassungen. Sie ist verschieden nach den Menschenrassen, weiß bei der kaukasischen, schwarz bei der äthiopischen (Neger), gelblich bei der mongolischen (Chinesen), braun bei der malaiischen

Digitized by Google

(Australier), kupferrot bei der amerikanischen Rasse. Es ist nicht hinlänglich bekannt, ob diese verschiedenen Färbungen der Haut schon im Mutterleibe entstehen, oder erst nach der Geburt. Negerkinder sollen ohne ihre schwarze Farbe auf die Welt kommen und dann erst durch die Einwirkung des Lichtes Mohren werden.

Wissenschaftlich festgestellt ist, daß Hautfärbungen sehr rasch entstehen können, aber auch rasch vergehen. Vor allem muß man den plötzlichen Eintritt von Röte und Bläße der weißen Haut anders beurteilen als das allmähliche Entstehen und Vergehen länger anhaltender Färbungen. Schamröte und Erbleichen stellen sich in einem Bruchteil einer Sekunde ein, es gehen aber Tage, Wochen und Monate darauf hin, ehe die tropische Sonne die der weißen Haut ausgesetzten Hautteile bräunt, oder der dunkle Kerker sie unheimlich verblaßt und vergilbt. — Auch bei Tieren giebt sich der Unterschied der Hautfärbungen wohl zu erkennen, z. B. zwischen der plötzlichen Errötung des Hautlappens am Halse des Truthahns und der immerhin langsameren Verfärbung eines Chamäleon. —

An beiden Arten ist das Blut wesentlich beteiligt, bei der raschen Entstehung färbt das Blut selbst, bei der langsameren bilden sich aus dem Blute neue Stoffe, die sogenannten Pigmente. Im gesunden Körper finden sich gelbe und braune Pigmente in der Galle, schwarze im Augapfel und Gehirne, dunkle in der weißen Haut an vielen Stellen, bald mehr bald minder. Krankhaft erzeugen sich direkt in vielen Geschwülsten solche. Nach Quetschungen, bei denen eine Zerreißung von Adern entstanden ist, sehen wir so zu sagen unter den Augen allmählich den Farbenwechsel eintreten, und auch an manchen Organen läßt sich der Übergang des Blutfarbstoffes zu andern Pigmenten verfolgen, so z. B. in der Milz.

Der hauptsächlichste Sitz der Pigmente aller Rassen ist der tiefste Teil des malpighischen Schleimnetzes. Sie stellen innerhalb der dort befindlichen Zellen eine körnige Masse dar. — Sie sitzen also zunächst da, wo die Blutflüssigkeiten in die Oberhaut dringen. Man kann vermuten, daß die hier befindlichen Zellen eben die Fähigkeit haben, eine Umänderung des Blutfarbstoffes zu bewirken, welcher nicht allein in den festen Teilen des Blutes, den Blutkörperchen, gebunden, sondern auch aufgelöst im Blutwasser enthalten ist.

Die Zellen an den verschiedenen Körperteilen sind spezifisch, d. h. jede Partie hat ihre eigene Arbeit, und keine verrichtet nachweisbar die Arbeit des andern. Die Zellen in den Speicheldrüsen produzieren aus dem Blute Speichel, die in der Leber Galle, die Zellen im Nervensystem befähigen die Nerven zur Fortleitung, die in den Muskeln zu deren Zusammenziehung, sie ermöglichen überall im Körper die Fortpflanzung, das Wachstum u. s w. Es ist daher zu vermuten, daß an den gefärbten Körperteilen eine bestimmte Zellenspezies vorhanden ist, welche das Vermögen hat, aus dem Blute Pigment zu erzeugen. Man sieht den Zellen nicht an, wozu sie taugen, und noch ist es nicht gelungen, durch künstliche Mittel, etwa Anwendung von Farbestoffen oder von chemischen Reagentien ꝛc. eine Klassifikation dieser merkwürdigen Elementarteile zu veranschaulichen. Jede Gruppe geht ihren eigenen Weg, hat ihr eigenes Ziel, um dem verborgenen Modell des Ganzen die Teilstücke zu liefern.

Digitized by Google

Von besonderem Interesse sind die Beobachtungen des Professors der Chirurgie Thiersch in Leipzig. Er brachte weiße Hautstückchen an eine Geschwürsfläche des Unterschenkels zur Verwachsung mit der daneben liegenden schwarzen Haut eines Mohren[1]). Die weiße Haut heilte ohne Störung an und zeigte zunächst keine Veränderungen. Nach Verlauf einiger Wochen traten aber feine schwarze Streifen in der weißen Oberhaut auf. Dieselben nahmen an Menge immer mehr zu, bis zuletzt das transplantierte Hautstück so schwarz wurde, daß es von der tief schwarzen Haut der Umgebung nicht mehr unterschieden werden konnte. Umgekehrt wurde unter analogen Verhältnissen die Mohrenhaut, auf die Haut eines Europäers verpflanzt, weiß. Blutflüssigkeit und Gefäße waren in die neuen Stücke eingedrungen, bezw. eingewachsen und hatten sich in denselben zuerst netzartig verbreitet, dann das Netz zur kompakten Masse gestaltet. Es waren aber in dem einen Fall Negerblut und Negerzellen, in dem anderen kaukasisches (sächsisches) Blut und kaukasische (sächsische) Zellen.

Sehe jeder, was er treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Eine Haut gleicht nicht der andern,
Ist sie fest, laß sie nicht wandern.

Wo also im gesunden Körper Hautfärbungen zustande kommen, sei es auf die eine oder die andere der oben bezeichneten Arten, wirken Blut und ein bestimmter Zellenkomplex zusammen, aber damit sind die Bedingungen noch nicht erschöpft, es fehlt noch der dritte Faktor: nämlich das Nervensystem. Dies läßt sich wissenschaftlich für das Pigment am besten bei einem Tiere nachweisen, dessen Farbenwechsel in der Haut sprichwörtlich geworden ist, nämlich am Chamäleon (Chamaeleo africanus). Bei diesem Tiere ist der Farbstoff in gewöhnlich sechseckigen Zellen der Epidermis und auch in der cutis enthalten. Es giebt Übergänge desselben von orange zu gelb, grün, blaugrün und schwarz. Wenn man ein Chamäleon in einen dunklen Raum einsperrt, so findet man es nach wenigen Minuten blässer als vorher, und in einer Stunde sind alle Farben verschwunden. Wieder ans Licht gebracht, dauert es nur wenige Sekunden, so ist seine Haut wieder dunkel, selbst dunkler als vorher und im hellen Sonnenlicht am meisten. Elektrisiert man die Haut eines Chamäleons oder reibt man sie mit Terpentinöl, so wirken diese Reize wie der Lichtmangel. Es werden nämlich die dunkel gewordenen Stellen des Körpers blaß und hell. Durch aufregende Gemütsbewegungen hingegen wird die Haut gefärbt, zumal im Zorn, wozu das mit seinesgleichen wenig verträgliche Tier sehr geneigt ist. In der Furcht erblaßt es wie durch Elektrisieren. Alle Einflüsse auf den Farbenwechsel der Haut hören hingegen auf, wenn die Nerven eines Hautteils durchschnitten sind. Ja sogar behält die Haut eines Chamäleons noch seine Reizbarkeit in bezug auf den Farbenwechsel einige Zeit nach dem Tode. Wird nämlich einem getöteten

[1]) Anatomischer Anzeiger II., Nr. 12, S. 377. flgd.

Digitized by Google

Chamäleon sofort die Haut abgezogen, so wird sie dunkel gefärbt im Licht und blaß im Dunkeln.[1])

Auch des Menschen Haut wird dunkler durch Licht und durch Entziehung desselben bläſſer. Am halb entblößten, halb verdeckten Arm giebt sich dies oft in frappanter Weise kund. Längerer Aufenthalt im sonnigen Süden bräunt die Haut, die Südländer haben schwärzeres Pigment im Auge und in den Haaren als die Nordländer. Leidenschaftliche Naturen zeigen oft in ihrem Antlitz reine, dunkel angehauchte Bläſſe.

Vorübergehende, in der Zirkulation des Blutes begründete Verfärbungen der menschlichen Haut sind außerordentlich häufig. Hierher gehört vor allem das plötzliche Erröten und Erbleichen.[2]) Diese Röte ist nur höchst ausnahmsweise an anderen Stellen als im Gesicht und am Halse bis unter das Schlüſſelbein beobachtet worden. Scham, Verlegenheit und ähnliche Gemütsbewegungen, seltener Zorn, sind die gewöhnlichen Veranlassungen. Tiere erröten nicht, doch will man es bei menschähnlichen Affen beobachtet haben. Jüngere Personen erröten leichter als ältere, weibliche leichter als männliche. Die nächste Ursache des Errötens liegt in einer Verlangsamung des Blutlaufs in den kleineren Adern und dadurch in Anhäufung von Blut in denselben.

Die blutführenden Gefäße können nämlich weiter und enger werden, je nachdem sie von innen durch den Blutdruck ausgedehnt oder durch die Muskeln der Gefäße kontrahiert werden. In den Muskeln der Gefäße verlaufen Äste des sympathischen Nerven. Werden diese Gefäßnerven zerschnitten, was sehr häufig bei Tieren versucht worden ist, so können die Muskeln dem Blutdruck nicht widerstehen, und es erweitern sich die feinsten Arterienstämmchen, welche ihres Nervenein flusses durch die genannte Operation beraubt worden waren. Man kann bei lebenden, chloroformierten Tieren den Stamm der Gefäßnerven am Halse ohne Gefahr durchschneiden. Die einzige Folge ist, daß die Haut des Kopfes röter und wärmer, die Arterien desselben weiter werden und stärker klopfen, was jedoch nach und nach wieder vergeht. Werden diese Nerven gereizt, etwa durch Elektrisieren, so verengern sich die Gefäße, es entsteht ein Erblassen und eine Temperaturabnahme. In einer Röhre läuft bekanntlich eine Flüssigkeit unter gleich bleibenden übrigen Verhältnissen um so rascher, je enger dieselbe ist, und umgekehrt vermindert sich die Geschwindigkeit in weiten Röhren. Gesichtsröte entsteht also, wenn sich das Blut in den kleinen Gefäßen anhäuft, Gesichtsbläſſe hingegen, wenn das Blut rasch durch die Gefäße strömt. Man kann künstlich Gesichtsröte an einer Leiche erzeugen, wenn man rot gefärbten Leim in eine größere Gesichtsarterie einspritzt und dadurch die kleineren Äste erweitert.

Die sympathischen Nerven hängen mit Nerven des Gehirns und des Rückenmarks zusammen, wie sowohl durch anatomische Untersuchungen an Leichen wie

[1]) Brücke, Untersuchungen über den Farbenwechsel des afrikanischen Chamäleon in: Denkschriften d. Wiener Akademie 1852, IV. 179.

[2]) Vergl. u. a. Ch. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen übers. v. V. Carus. Stuttg. 1872. S. 316—355.

Digitized by Google

durch physiologische Untersuchungen an Tieren erwiesen ist. Diejenigen sympathischen Nerven, welche zu den Arterien des Gesichts gehen, von denen also auch die Gesichtsröte abhängt, kommen sämtlich aus einem reichlich mit Nervenzellen versehenen Knoten, den man das obere Halsganglion nennt. Dasselbe liegt hoch oben am Halse. — Auf dieses Halsganglion müssen notwendig die Einflüsse wirken, welche Erröten und Erblassen hervorrufen.

Ein gesunder Mensch, welcher plötzlich errötet, hat etwas gehört oder gesehen, was Scham, Verlegenheit, Zorn oder sonst eine Gemütsbewegung in seiner Seele erweckt. Die Gesichts- oder Gehörnerven affizieren durch diesen Eindruck das Gehirn, vom Gehirne aus entsteht wiederum eine Erregung des oberen Halsganglion. So muß wahrscheinlich der Weg bezeichnet werden, auf welchem schließlich das Gesicht sich rötet. Genau gekannt ist jedoch dieser Weg noch nicht.

Besondere Arten der Epidermis bilden die Nägel und Haare, und zwar schon durch die von jener abweichenden Form; obgleich sie nach demselben Prinzipe gebaut sind wie jene. Die Vorrichtung der erstern beruht wesentlich auf einem zweckmäßigen Schutz und einer Unterstützung der dritten Finger- und Zehenglieder beim Tasten, die Haare dienen vorzugsweise, um die Körperwärme zu erhalten. Beide beherrscht aber auch die Mode. Schöne Nägel und schöne Haare werden sorgfältig gepflegt; und letzteren widmet man ordentlich einen Kultus, welcher einem besonderen Gewerbe Beschäftigung und Verdienst leistet. —

Wir wollen uns jedoch lieber von der Pflege unterhalten, welche die Natur angewendet hat, um ihren Zwecken zu genügen.

Die Nägel[1]) decken an ihrem untern (am herabhängenden Arme abwärts gerichteten) Rande die zum Tasten ganz besonders geeigneten letzten Enden des dritten sogenannten Nagelgliedes. Jeder weiß, daß man sofort schlechter zu tasten vermag, wenn man die Nägel zu kurz abschneidet, so daß sie die gewölbte, runde Tastfläche nicht mehr ordentlich bedachen. Dieselbe muß sich beim Tasten ringsherum um einen zu erkennenden Gegenstand bewegen, was durch verschiedene Muskeln erfolgt. Hierbei stellt sich das Nagelglied auf den Nagelrand, welcher gewissermaßen wie ein Steuer wirkt. Die Nagelplatte wird dabei von dem kleinen Knochen unterstützt, welcher das Nagelglied festigt. Es wird andererseits ein zu langes Wachsenlassen der Nägel notwendig das Tasten beeinträchtigen.[2])

---

[1]) Zum bessern Verständnisse sei bemerkt, daß der Arm am Rumpfe herabhängend gedacht wird. Der Rücken der Hand und der Finger wird nach außen liegend, die Fläche der Hand und Finger nach innen, dem Rumpfe am nächsten liegend bezeichnet. Am Nagel giebt's daher einen untern freien und einen obern in den Weichteilen versteckten und 2 Seitenränder, welche gleichfalls in der Haut stecken.

[2]) Der berühmte Anatom Hyrtl läßt sich über das Wachsen der Nägel, wie folgt, aus: Große Liebhaber langer Nägel sind die muhamedanischen Fürsten auf den Molucken. Sie lassen ihre Nägel wie wahre Klauen anwachsen und beschützen sie durch Futterale. Solche Hände dienen sicher nicht zur Arbeit und mögen jenen wohl anstehen, welche geboren wurden **fruges consumere, sed non producere** (die Früchte zu verzehren, sie aber nicht zu säen). Lange Nägel mit mandelförmigem Umriß und mit weit über die Fingerspitzen hinausragenden Schaufelrändern werden auch von unsern Zierbengeln für schön gehalten. Die Zeit, welche mit dem Putzen der-

Digitized by Google

Bekannt ist, daß ein Nagel hauptsächlich abwärts wächst, d. h. nach dem freien Rande zu, weniger in der Dicke. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man einen gefärbten Strich an dem sogenannten Möndchen macht, derselbe rückt dann immer weiter vorwärts, bis er in einer geringen Entfernung vom vorderen Fingerrande abgeschnitten werden kann. Läßt man den Nagel fortwachsen, ohne ihn abzuschneiden, so nimmt das Wachstum immer mehr ab und hört endlich auf. Dabei krümmt sich, vielleicht durch äußern zufälligen Druck, der Rand um das Fingerende.

Wenn man den Finger einer Leiche bricht, so läßt sich der Nagel vollständig abziehen. Unter demselben liegt das weiche Nagelbett, in seiner Form der Nagelplatte entsprechend. Dasselbe hat natürlich keine Hornschicht, (diese ist eben der Nagel), sondern nur eine Schleimschicht, und darunter die eigentliche cutis. Am oberen d. h. nach dem Vorderarm blickenden Ende des Nagelbettes d. h. da, wo das Ende des herausgezogenen Nagels gesessen hat, findet sich selbstverständlich eine Bucht, welche dem Nagelende (Nagelwurzel genannt) entsprechend abgerundet ist. Diese Bucht, welche bei herausgezogenem Nagel etwa 4 mm tief ist, heißt Nagelfalz. Es ist also die Vertiefung, aus welcher man den Nagel herausgezogen hatte. Sie liegt zwischen dem Nagelbett und der Rückfläche des dritten Nagelgliedes. Die ganze Nagelwurzel sowie der größte Teil der Seitenränder des Nagels berühren die Schleimschicht der Epidermis. Die Bedeckung der Wurzel ist die bereits genannte Nagelfalz, die Bedeckung der Seitenränder der sogenannte Nagelwall. Am untern Nagelrande endlich vereinigt sich die Epidermis mit der untern Fläche des Nagels.

Wie gesagt, wächst der Nagel vom Nagelfalz aus, weniger vom Nagelbette. Die erste Bildung des Nagels erklärt dies. Dieselbe beginnt bei Embryonen im Mutterleibe ungefähr zwischen der 10.—12. Woche in der Tiefe des Nagelfalzes, und zwar von den Zellen der Schleimschicht. Der Nagelfalz ist eine Falte der Haut, deren Öffnung nach unten (gegen den späteren Nagelrand hin), deren Grund in der Tiefe des Falzes liegt. Diese Falte hat natürlich eine doppelte Schleimschicht, während das Nagelbett nur eine einfache hat. Mithin muß dort ein lebhafteres Wachstum erfolgen als hier, d. h. der Nagel wächst hauptsächlich nach vorn. — Es ist dies eine sich öfters wiederholende Einrichtung des Körpers, daß man zur Erfüllung eines bestimmten Zweckes einen größern Raum gebraucht. Hier in unserm Falle hat die Natur eine Falte gebildet, damit die Nagelplatte in der Falte oder dem Nagelfalz ordentlich festsitzen kann, dadurch wird aber noch ein anderer Zweck erreicht, denn auf der Innenfläche der Falte sitzen die eigentümlichen Zellen, welche die Nagelsubstanz zu erzeugen vermögen. Eine Falte ist immer eine doppelte Schicht. An einem Ende ist sie offen, wo sie sich umschlägt, am andern Ende verschlossen. Die Falte, welche den Nagelfalz bildet, ist nach der Seite des späteren Nagelrandes hin offen und

selben täglich verloren geht, könnte zu etwas Nützlicherem verwendet werden. Sie sind ein sehr beliebtes und wohl gepflegtes Attribut des reichen Müßigganges. Arbeitende Hände brauchen kurzgeschnittene Nägel. Hyrtl, Anat. 17. Ausg. S. 584.

Digitized by Google

muß hier offen sein, sonst könnte das Nagelende oder die Nagelwurzel keinen Eingang finden. Sie entsteht also vom Nagelbette, dessen Fortsetzung erst nach oben geht (d. h. in der Richtung nach dem Vorderarme), dann sich umwendet und mit dem umgewendeten Stücke wieder nach unten (d. h. gegen den Nagelrand) wächst. So sproßt denn aus dem Grunde der Falte stets eine Zellengruppe nach der andern, die tiefere drückt die davor liegende vorwärts. Demnach wird der Zellenbildungsstoff aus den 2 Flächen der Falte größer sein als der aus dem Nagelbette, und der Nagel wird mehr vorwärts als in die Dicke wachsen.

Betrachtet man besonders bei älteren Leuten einen Nagel, so erscheint er mehr oder weniger der Länge nach gestreift. Dies rührt daher, daß die Zellen auf dem Nagelbette in kleinen Häufchen oder Leistchen angeordnet sind. Daher muß der Wachstumweg wie in Kolonnen vorwärts gehen. An der Unterfläche des Nagels sieht man auch die Abdrücke dieser Einrichtung.

Was den Nagel von der Hornschicht der gewöhnlichen Epidermis unterscheidet, ist nicht sowohl die Verschiedenheit der auf dem Nagelbette, auf dem Nagelfalze und dem Nagelwalle hervorkeimenden, Nagel bildenden Zellen als vielmehr die Architektonik des Nagels, seine Plattenform, eingeschränkt durch seine Umgebung und dadurch verhindert, zu sehr in die Dicke zu wachsen. Wäre dies nicht vorgesehen, so würde er mit einem Hühnerauge auf einer Stufe stehen, welches man gerne aus der Welt schafft.

Der Nagel schilfert sich nicht ab, wie die Oberhaut, weil nämlich zwischen den Nagelzellen die sie zusammenhaltende Kittmasse fester bindet. Man findet in der Hornschicht der Epidermis getrocknete, kernlose Zellen; wenn man aber einen Nagel in etwas erwärmter Natronlauge aufweicht, so erscheinen schöne, kernhaltige Zellen.

Die Nägel sind Oberhaut in Plattenform, die Haare Oberhaut in Fadenform. Sie sind jedoch beide den verschiedenenen Anforderungen angepaßt, die sie dem Körper gewähren sollen. Die Gefühlfläche der Finger und Zehen ist breit, daher auch die Nägel breit, das Haar ist ein schlechter Wärmeleiter, und je dichter dasselbe, desto weniger Wärme entweicht, und desto weniger wird dem Körper entzogen.

Um diesen Schutz zu erreichen, sind die in zahllosen Fäden über die Haut verbreiteten Haare auch deshalb die geeignetsten Mittel, weil die kältere äußere Luft gewissermaßen in eine Menge von Furchen zwischen den einzelnen Haaren sich verbreitet und durch deren schlechte Leitungsfähigkeit nur langsam bis zur cutis gelangt. Die Haare bilden daher eine Art Vorraum vor der wärmeren cutis. Den Haarschutz zu mehren bedient sich der Mensch der Tierhaare des Pelzes.

So lange der Embryo im Mutterleibe war, ist sein gesamter Körper mit weichen Wollhaaren bedeckt, die das neugeborene Kind mit auf die Welt bringt. Diese fallen aus und werden gleichzeitig von den bleibenden ersetzt, wie auch in späterer Zeit die Kinderzähne ausfallen und von bleibenden ersetzt werden. Die Haare bedecken fast den ganzen Körper mit Ausnahme weniger Teile, wie z. B.

Digitized by Google

der Hand- und der Sohlenfläche, sind jedoch an vielen Stellen nur einem geringen Wachstum unterworfen, nur das durch Glätte, Länge und Farbe sich auszeichnende Kopfhaar beim weiblichen, und das Barthaar beim männlichen Geschlecht werden lang, jedoch nur, wenn sie von Zeit zu Zeit abgeschnitten werden. Von jeher (man denke an die Legende von Simson —) galt das kräftige Wachstum der Haare für ein Zeichen der Stärke und der Schönheit.

Öfters wird auch das Haar bildlich und als Ausdruck von Seelenzuständen gebraucht. Ich führe aus Grimms deutschem Wörterbuche einige Beispiele an (Bd. IV, Abtlg. 2.) Vorzüglich schön galt dem Deutschen „das goldene, gelbe Haar, der weiße Hals. Das goldgemengte Haar und der roten Lippen Zier." Schon Tacitus erwähnt in seiner Germania die coerulei oculi und die rutilae comae der Germanen. Von einem sehr roten Haar wird auf ein böses Herz geschlossen. Sehr langes Haar galt früher für ein Zeichen von nicht großem Verstand. „Dem Weibe ist die Flechte lang, aber der Verstand still." Im deutschen Altertum hält man jedoch auch langes, lockiges Haar für ein Zeichen des mündigen Mannes, und das Abschneiden desselben galt als Symbol der Unfreiheit; bei gefallenen Weibern als Strafe. — Laß dir darum keine grauen Haare wachsen. Die Haare stehen zu Berge. Sie liegen sich in den Haaren. Haare lassen müssen: anstatt verlieren. Es ist kein gutes Haar an ihm. Er ist ein Haarspalter, d. h. er untersucht peinlich Kleinigkeiten. Haare in die Wolle schlagen, d. h. soviel als betrügen. Kein Haar soll einem gekrümmt oder angerührt werden, d. h. es soll einem nichts zuleide geschehen. Ein Wort oder eine Behauptung bei den Haaren herbeiziehen u. s. w.

Alle diese Ausdrücke der Sprache weisen darauf schon hin, daß den Haaren eine höhere Bedeutung als der Oberhaut und den Nägeln oder ein gewisser Zusammenhang mit Gemütsbewegungen beigemessen wird.

Die Anatomie beruhigt sich nicht bei diesen allgemeinen Beobachtungen, sondern zieht daraus den Schluß, daß die Nerven ihre Hand im Spiele haben müssen. Und so ist es auch.

Um jedoch die rechte Vorstellung, entsprechend dem Titel dieses Aufsatzes, zu erhalten, muß ich dem Leser oder der geehrten Leserin zumuten, ein wenig sich in die Anatomie zu versenken.

Das Haar gehört freilich zur Oberhaut, ist aber nicht, wie diese, flächenhaft ausgebreitet, sondern auch sie ist ähnlich wie der Nagel eine Einsenkung der Oberhaut, eine, jedoch sehr enge, Tasche. An derselben sind die gleichen Schichten zu erkennen, welche auch von der Oberhaut oben bemerkt sind, nämlich Hornschicht und malpighisches Schleimnetz. Dieselben zeigen jedoch, abgesehen davon, daß sie einem anderen Lebenszwecke dienen als die Epidermis, weil das Haar eine Einsenkung ist, eine andere Lage als die Epidermis. Die Hornschicht der Epidermis ist nämlich am Haare der innerste, die Schleimschicht der äußere Teil, jene dem Futter, diese dem Überzug der engen Tasche zu vergleichen. Jene wird Haarschaft, diese Haarbalg genannt. Der Haarschaft ist soweit dem Auge verborgen als die Einsenkung, also die Tasche, lang ist. — Er entsteht in der Tiefe

Digitized by Google

der Tasche und zwar von Zellen, welche der Haarbalg dort erzeugt. Die Haarbalgzellen sind also stetig produzierende Keime der Haarschaftszellen. Die Farbe des Haares rührt nur von diesen Zellen her, sie sind in der Regel mit Pigment versehen. Bei den Kakerlaken fehlt es, und durch Alter und manche andere Ursachen hört die Pigmentbildung in den Haarbalgzellen auf, und der Haarschaft wird grau und weiß. (Schluß folgt.)

Francesco Crispi.

Von

Siegmund Münz.

II.

Es kam das Jahr 1859, das Geburtsjahr des modernen Italien. Seit sieben Jahren inspirierte Cavour die italienische Politik Viktor Emanuels, beide glaubten nur mit Hilfe Napoleons III. den österreichischen Erbfeind aus der Lombardei und Venetien verjagen zu können. Crispi hatte seit einem Jahrzehnt die sizilianische Heimatsinsel nicht gesehen. Die italienische Kolonie zu London, Mazzini an der Spitze, war einer Allianz Sardiniens mit Frankreich abhold. Am 1. März 1859 schreibt Crispi in sein Londoner Tagebuch: „Die hier lebenden italienischen Verbannten, Gegner einer französisch-sardinischen Allianz, unterzeichnen eine Erklärung zur Rechtfertigung dessen, daß sie am Kriege gegen Österreich nicht teilnehmen. Auch ich unterzeichne. Die Hauptgründe für unser Benehmen sind folgende: Ein Krieg, bedingt von einer Allianz mit Napoleon, kann unmöglich die Einheit Italiens im Gefolge haben, da diese des Kaisers ehrgeizigen Absichten widerstrebt. Es wäre ein Verrat an der Ehre, dem Vaterland, den Eiden, der Zukunft, sich um eines kleinen Teiles Italiens willen zu erheben und die anderen Teile der Tyrannis, der Mißwirtschaft, dem Partikularismus zu überlassen. Was die piemontesische Monarchie anbelangt, so erklären wir allerdings, daß wir aus der Republik keine Prinzipfrage machen, sondern wesentlich die nationale Einheit und Souveränität im Auge haben. Wir behalten uns vor, im Bewußtsein jetzt wie immer bereit den unmittelbaren Triumph unserer individuellen Überzeugung dem Wohle und der Meinung der Majorität zu opfern, der piemontesischen Monarchie Gefolgschaft zu leisten und mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften an einem guten Ausgange des Krieges mitzuwirken, wenn uns nur erst die Gewähr gegeben ist, der Krieg werde die universelle Einheit der Nation im Gefolge haben. Wir wollen keinen Ausländer auf italienischem Boden herrschen sehen; wir lieben mit gleicher Liebe den Italiener Siziliens wie den der Alpen, und darum sehnen wir uns nach Krieg; aber dieser sei kein Krieg, wie ihn Sklaven führen, kein Krieg, wie ihn das Mittelalter führte — ein Krieg

Digitized by Google

für Fremde gegen Fremde; kein Krieg im Interesse einer Dynastie; es sei vielmehr ein eines freien Volkes würdiger Krieg, ein Krieg Alllitaliens für Allitalien, ein einem nationalen, von ganz Europa als heilig anerkannten Prinzip geweihter Krieg — der Krieg eines Volkes, das sich, treu den Überlieferungen seiner Weisen und seiner Märtyrer, ein Vaterland, eine Fahne, eine gemeinsame gesellschaftliche Grundlage erobern will." Als die Londoner Kolonie von der in Plombières zwischen Napoleon und Cavour getroffenen Vereinbarung hörte, zufolge deren Frankreich als Entschädigung für die Beteiligung am Kriege Savoyen und Nizza bekommen sollte, da stieg die Bewegung unter den dort selbst befindlichen Patrioten. Das Feuer ward geschürt durch die Ankunft der von der bourbonischen Regierung aus dem Kerker entlassenen, in die Verbannung geschickten Patrioten. Carlo Poërio, Settembrini und manche andere fanden sich in London ein. Die die Kolonie ganz besonders interessierenden und erregenden Probleme und Ereignisse spiegeln sich in folgenden Tagebuchbemerkungen Crispis: „1. April. Ein Artikel Mazzinis im Journal „Pensiero ed Azione" (Gedanken und Handlung) bestätigt das in Plombières getroffene Abkommen mit der Abtretung Nizzas und Savoyens. — 15. April. In St. Martins Hall findet eine Volksversammlung statt zu Ehren der neapolitanischen Verbannten unter Vorsitz M. Taylors in Anwesenheit der Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde Italiens". Der Vorsitzende verliest eine Adresse, in der er die Einheit Italiens voraussagt. — 22. Mai. Die Nachricht vom Tode des Königs Ferdinand von Neapel verbreitet sich in London. Viele von den Verbannten holen bei der neapolitanischen Legation Erkundigungen ein. Manch einer giebt sich besseren Hoffnungen hin, aber wir machen uns keinerlei Illusionen. — 30. Mai. Die Proklamation Franz' II. ist angekommen, in der der neue König den dahingeschiedenen Vater preist, ihn groß und fromm heißt und in den Fußstapfen seiner Regierung einherzugehen verspricht. — 10. Juli. Es kommt die Nachricht vom österreichisch-französischen Waffenstillstande und von der Erhebung der Schweizer in Neapel. Diese wird für einen mißglückten Versuch der Muratisten angesehen. . . .

14. Juli. Die Zeitungen bringen die Nachricht von der Demission des Grafen Cavour, was so viel bedeutet, als: die Friedensbedingungen können für Italien weder ehrenvoll noch nützlich sein. — 15. Juli. Bei Ankunft der Nachricht vom Frieden von Villafranca entschieden sich einige unter uns hier lebende Verbannten nach Italien abzureisen, um unter der Bevölkerung der Emilia und Toscanas zu agitieren und die provisorischen Regierungen dieser Gegenden zum Anschlusse an Piemont zu zwingen, in den anderen Gegenden Italiens aber Bewegungen hervorzurufen und sich an die Spitze derselben zu stellen. Der von den beiden Kaisern in Villafranca in Abwesenheit Viktor Emanuels abgeschlossene Vertrag verursacht Aufregung unter den Verbannten. In einem im Journal „Pensiero ed Azione" am 15. Dezember 1858 veröffentlichten Artikel hat Mazzini dieses neue Kampoformio vorhergesehen. Der große Patriot hat, die Möglichkeit des Krieges besprechend, prophezeit, Louis Napoleon werde auf einen ihm von seiten Österreichs gemachten Vorschlag eingehen, den Friedensbedürfnissen der anderen Mächte

Digitized by Google

entgegenkommen, den Monarchen von Sardinien auf diese Weise zwingen, von weiterem Kampfe abzulassen, ihm ein gewisses Terrain je nach den Umständen abtreten und die venetianischen und einen Teil der lombardischen Provinzen ihrem bisherigen Schicksal überlassen."

Am 16. Juli verläßt Crispi London, um seine Pläne in Italien auszuführen. Er verschafft sich den argentinischen Paß eines gewissen Manuel Pareda, in welch' letzteren sich der sizilianische Revolutionär nun verwandelt, und als Manuel Pareda bricht er nach dem Kontinent auf. Pareda ist Kaufmann, hat graues Haar, ist glatt rasiert bis auf die englischen Kotelettes und trägt eine blaue Brille. Manuel Pareda ist ein nüchterner Geselle, hat ausschließlich kaufmännische Interessen, führt keine Bücher, keine Journale und ähnliches überflüssiges Zeug im Reisesacke mit sich; unterm Arm hat er Hachettes „Itinéraire de l'Italie et de la Sicile." „16. Juli. Die Verwandlung ist vollkommen gelungen . . . Abend 7 Uhr in Paris angekommen. Ich begebe mich in aller Eile vom Straßburger zum Lyoner Bahnhofe. Am 3. Aug. 1858 von der kaiserlichen Polizei ausgewiesen, könnte ich mir durch irgend welchen Verzug, da mir die Rückkehr hierher verboten ist, Ungelegenheiten verursachen. Ich fahre weiter nach Marseille.

17. Juli. Früh morgens in Marseille angelangt. Ich quartiere mich ein im „Hotel des Colonies". Ich besuche Rosario Bagnasco, der seit 1848 in der Verbannung lebt; ich höre, daß man in Italien gar sehr darüber enttäuscht ist, daß Napoleon den Krieg so unversehens beendigt hat. Briefe aus Sizilien melden, daß das Land von den Vorgängen am Kontinent viel erhofft.

20. Juli. Auf dem Dampfer „Porto Maurizio" fahre ich nach Genua.

21. Juli. Ich treffe in Genua ein bei Sonnenuntergang. Mein erster Besuch gilt den Fratelli Orlando. Ich mache ihnen Mitteilung von meiner beabsichtigten Reise nach Sizilien. Die Nachrichten, die sie mir über Palermo geben, sind nicht sehr ermutigend. Sie erwarten viel von meiner Reise. Sie versprechen mir, uns im Falle eines Aufstandes in Sizilien mit Waffenvorräten zu versorgen.

22. Juli. Ich schiffe mich in Genua auf dem kaiserlichen Dampfer „Le Vatikan" ein, der längs der Küste Italiens nach Sizilien und von da nach dem Orient abgeht.

24. Juli. Wir sind in Civitavecchia; die mißtrauische Polizei fragt mich nach dem Passe, giebt sich dann mit diesem zufrieden und stellt mir folgenden Permesso aus:

Gouvernement Pontifical. Direction de Police.

Civitavecchia, 24. Juillet 1859.

Monsieur Pareda Emmanuele pourra librement débarquer du bateau à vapeur nommé Vatican et entrer en ville.

Die Stadt ist von den französischen Truppen bewacht. Ich kehre nach dem „Vatikan" zurück.

25. Juli. Um 6 Uhr morgens in Neapel angelangt. Es kommt ein Polizeikommissär mit seinen Schutzleuten. Über alle Passagiere wird Umschau gehalten.

Digitized by Google

Alles läuft glücklich ab. Ich begebe mich nach der Stadt, steige in einen Wagen und sehe mir die Orte an, von denen ich vor 11 Jahren Abschied genommen. Neapel feiert Feste — gestern Fest, heute Fest, morgen Fest. Der König hat die Trauer (um seinen Vater Ferdinand) aufgehoben und angeordnet, es möchte seine Thronbesteigung drei Tage hindurch feierlich begangen werden. — Große Gala im königlichen Palast. Im Quartier von S. Potito herrscht Grabesstille. Man erzählt mir, Satriano habe nach dem Militäraufstande vom 7. Juli das zweite und vierte Schweizerregiment, die an der Revolte teilgenommen, am Marsfelde konzentriert und hier habe er mit Kartätschen auf sie schießen lassen. Dann wurden die Söldnermilizen in die Quartiere gesperrt, und es war seither den Soldaten verboten aus der Stadt herauszutreten. — Der Tyrannis fehlte eine starke Bedeckung und nun ist sie gezwungen sich den nationalen Truppen anzuvertrauen. Vom 8. bis zum 16. Juli war der König in Capodimonte eingeschlossen und hat sich nicht auf den Straßen sehen lassen. — In Foria finde ich Triumphbogen mit der Aufschrift: A Maria Sofia, regina, e a Francesco II., re. Gestern war Te Deum und Illumination, heute Abend wiederholt es sich. Der König und die Königin haben sich im Dom vom Erzbischof segnen lassen. Ich kehre nach dem Dampfer zurück, und um 4 Uhr abends segeln wir von dannen."

In Messina angekommen, meldet sich der transatlantische Staatsbürger sofort bei der Polizei; ungeschoren darf er weiter gehen. In Gedanken an frühere Jahre versunken, schreibt er in sein Tagebuch: „Der Anblick dieser Stadt ruft in mir schmerzliche Erinnerungen wach und andererseits erfüllt er mich mit großen Hoffnungen. Unmöglich kann ich diese Eindrücke wiedergeben. Werden wir ein zweitesmal frei werden, werden wir die Bourbonen von neuem verjagen?"

Nun durchstreift er wochenlang Sizilien, dem Berufe des Verschwörers lebend. Er lehrt seine Gesinnungsgenossen die vom Kontinent her einlaufenden Sprengstoffe handhaben, er giebt ihnen Anweisung über die Herstellung gewisser unfehlbarer Bomben, indem er ihnen hierfür Modelle in Thon verfertigt. Den bisweilen verzagten Freunden stellt er eine spontane allgemeine Erhebung Siziliens als das einzige Rettungsmittel hin; da König Franz von Neapel über keine starke Armee verfüge und auf keine Hilfe von seiten Österreichs rechnen könne, so werde die Revolution gelingen. Von Messina geht's nach Catania, von da nach Syrakus, und dann wieder nach Catania zurück. Mit einigen Engländern, mit denen er hier zufällig zusammentrifft, und die in ihm, dem Argentiner, einen amerikanischen Stammesbruder begrüßen, besucht er den Ätna. Am 12. August schreibt er in sein Tagebuch: „Um 1 Uhr morgens bei der Casa inglese angekommen. Wir nehmen den Kaffee und decken uns mit Wolltüchern zu. Um 4 Uhr gehen wir mit unserem Führer, ein jeder auf einen Riesenstock gestützt, zum Krater, wo wir um 5 ½ Uhr anlangen. Die Sonne fängt an von den gegenüberliegenden Bergen Calabriens her aufzutauchen. Sizilien offenbart sich in seiner ganzen Ausdehnung, vom Meere umflossen. Es scheint, als ob es der Aetna mit seinem Schatten bedeckte; dieser wird immer kleiner und nach und nach verschwindet er, je mehr der große Planet die Herrschaft über Land und Wasser gewinnt. Afrika

Digitized by Google

ist zu unserer Linken, der italienische Kontinent zur Rechten. Der Anblick Italiens vom Mont Cenis ist lange nicht so erhebend wie der vom Ätna aus. So weit das Auge reicht, nimmt man das Meer wahr, das Europa von Afrika trennt. Uns, die wir von einem großen Italien träumen, die wir unserer Nationalgeschichte eingedenk sind, ward das Phantom der Vergangenheit zur Hoffnung und zum Sehnen der Zukunft. Wenn diese mich begleitenden Engländer in den Augenblicken, da ich nachdenke und schweige, in meiner Seele lästen, dann würden sie in dem fingierten Bürger Amerikas den italienischen Verschwörer entdecken." Wieder geht's nach Messina, dann nach der Hauptstadt Siziliens. Hier wird folgender Revolutionsplan für Palermo verabredet: „Am 4. Oktober ist das Namensfest des Königs Franz; die königlichen Truppen verlassen ihre Quartiere und begeben sich zur Heerschau aufs Foro Borbonico, man muß sie an der Rückkehr hindern. Fünfzig von den Mutigsten unter uns stürzen mit den Bomben auf die Soldaten los, sobald diese von der Porta Felice her in die Stadt zurückzukehren im Begriffe sind. Die Soldaten geraten über die neue Waffengattung in Verwirrung, denn sicherlich kennen sie sie nicht; indessen kommen andere von uns mit Gewehren heran. Mitten in dem hierdurch entstehenden Tumult bereiten wir Barrikaden vor. Andere 30 kühne und beherzte Männer, ein jeder bewaffnet mit einer Bombe und einem Dolche, rücken vom Toledo, von der Via dell' Ospedale, von der Porta Nuova und der Porta di Castro heran, finden sich vor dem Königspalast zusammen und bemächtigen sich mit einem Schlage der 12 Kanonen, „der 12 Artikel der Konstitution" . . . Überhaupt wird die Garnison am Tage des Namensfestes des Königs von mehreren Seiten her unerwartet angegriffen, in Verwirrung gebracht und geschlagen." Der 4. Oktober soll demnach der große Tag der Rache sein. Von neuem geht's nach Catania und dann nach Messina. Im Interesse der guten Sache reist Crispi hierauf nach Malta, wo er mit seinem Gesinnungsgenossen Giorgio Tamajo patriotische Unterredungen pflegt. Am 3. Sept. abends segelt er nach Marseille.

„4. Sept. morgens. Sizilien erscheint wie ins Meer getaucht. Es entfernt sich immer weiter von uns, und wie eine magische Erscheinung liegt dieses herrliche, unglückliche, von der Sonne Afrikas gebadete Eiland vor uns." Die Befreiung Mittelitaliens war mittlerweile glücklich vor sich gegangen. Ricasoli hatte die Diktatur über Toscana, Farini die über Parma und Modena angetreten. Nachdem Crispi noch von Marseille aus über Genua einen Ausflug nach Florenz gemacht, um dem gerade dort anwesenden Mazzini über seine sizilianische Verschwörerfahrt Bericht zu erstatten und mit demselben weitere Maßregeln für die für den Oktober festgesetzte Revolution zu verabreden, macht er sich über Bologna, Modena und Genua auf den Rückweg nach London, woselbst er am 22. Sept. eintrifft. „26. Sept. 1859: Nichts Dümmeres als das Gesetz über die Pässe, durch welches die Regierungen des Kontinents sicher zu gehen glauben. Manuel Pareda, Bürger von Buenos-Ayres, hatte Frankreich durchzogen, Italien von den Alpen nach den beiden Meeren hin durchmessen, war nach Civitavecchia, nach Neapel und den Hauptstädten Siziliens gegangen, hielt sich da 36 Tage auf,

Digitized by Google

und die Polizeien konnten ihm nichts anhaben. Aber der gleiche Name, die gleiche Physiognomie, der gleiche Paß könnten, ein zweites Mal gesehen, Verdacht erwecken. Derselbe Mann, der sich an den gleichen Orten wie früher zeigte, könnte den Leuten auffallen. Die Klugheit erheischt es demnach bei einer zweiten Reise Namen, Gesicht, Kleidung, Haltung zu ändern. Mein lieber Giorgio Tamajo hat mir den Paß eines gewissen Tobia Glivau verschafft — 45 Jahre alt, britischer Unterthan. Aus Glivau macht sich leicht Glivaie, und im Foreign Office erlange ich mit Hilfe eines Klerk des Ministeriums für Kolonieen statt dieses heimlich erworbenen einen Paß in guter und regelrechter Form mit allen Stempeln und Unterschriften versehen, ein legitimes und authentisches Dokument. Dieses lautet:

We Lord John Russell a Member of Her Britannic Majesty's Most Honorable Privy Council, a Member of Parliament and Her Majesty's Secretary of State for foreign Affaires etc. etc. Request and require in the Name of Her Majesty all those whom it may concern to allow M. Tobias Glivaie (British Subject, a native of Malta) travelling on the Continent to pass, freely without let or hinderance and to afford him every assistance and protection of which he may stand in need.

Given at the Foreign Office, London the 26. day of september 1859.

Signature of the Bearer. T. Glivaie. I. Russell.

An der Spitze des Passes ist das Wappen Großbritanniens mit den beiden Mottos auf dem Hosenband Honny soit qui mal y pense, und zwischen den Füßen des Löwen und des Leoparden Dieu et mon droit. Neben der Firma des Ministers ist sein Familienwappen. Sofort setzte der kaiserlich französische Konsul sein Visto darauf: Bon pour un an pour la France.

27. Sept. Der toskanische Konsul setzte gleichfalls sein Visto darauf. Die Form ist merkwürdig. Wiewohl Leopold seit fünf Monaten entflohen ist und Ricasoli im Namen Viktor Emanuels in Florenz regiert, so heißt es doch da: Buono per gli Stati del Gran Ducato.

28. Sept. Auch im neapolitanischen Konsulat machen sie keine Schwierigkeiten, und ich bekomme das Visto, um mich in die gesegnete Domäne Seiner sizilianischen Majestät begeben zu können.

29. Sept. Ich bekomme einen Brief von Palermo. Man rät mir, mich nicht vom Flecke zu rühren. Am 4. Okt. wird die für diesen Tag verabredete Erhebung nicht möglich sein.

Man muß sie auf einen anderen Tag, den sie noch nicht festsetzen können, verschieben.

30. Sept. Eine Depesche Giorgio Tamajos aus Malta, von gestern datiert, benachrichtigt mich, daß die Erhebung für den 12. Okt. festgesetzt wurde. Ich muß mich demnach für diesen Tag in Sizilien einfinden. — 6. Okt. Um 3 Uhr nachmittags gehe ich zu einem Friseur am Regent place, um mir Bart und Haar zurecht machen zu lassen. Manuel Pareda hatte graues Haar und Bart, nach englischer Art zugerichtet; Tobia Glivaie hat schwarzes Haar, Schnurr- und Kinn-Bart.

Digitized by Google

Der Friseur arbeitete über eine Stunde, und vortrefflich hat er die neue von der alten ganz verschiedene Physiognomie zustande gebracht. In dieser neuen Gestalt in London noch nicht gesehen, gehe ich nachhause, nehme den Koffer und laufe zur Station Londonbridge. — Der Zug geht ab, 8,40 abends. 7. Okt. Um 1 Uhr morgens sind wir in Calais. — Um 9,15 in Paris angekommen.

Um 11 Uhr geht der Zug ab von der Lyoner Station. — 8. Okt. Um 6,30 morgens fahren wir in der Station Marseille ein. Ein Fiaker führt mich zur Administration der Kaiserlichen Dampfschiffahrt, ich nehme einen Platz für Messina im „Carmel." — Ich schreibe Mazzini und Nicola Fabrizi von meiner Reise nach Sizilien. Jenem gebe ich Rechenschaft über meine Verzögerung.

Um 4,15 Uhr abends setzt sich der „Carmel" in Bewegung. — Unter den Franzosen, die mit uns reisen, sehe ich Herrn Charles Lenormant und Sohn. Herr Charles ist Mitglied der Pariser Académie des inscriptions et belles lettres und macht eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient. (Lenormant starb bald darauf in Griechenland.) —

9. Okt. Es ist 6½ morgens, Korsika kommt in Sicht . . . 10. Okt. Es ist 6 Uhr morgens. Sizilien enthüllt sich vor uns wie ein Dickicht im Meere. Ein Schauer kommt über mich . . . Wie viele Hoffnungen, wie viele Wünsche!

Um Mitternacht passieren wir die Ägadischen Inseln. Da ich morgen unter den ersten das Schiff verlassen möchte, liege ich zwischen Schlaf und Wachen auf dem Divan des großen Schiffssaals . . .

11. Okt. Um 2½ Uhr passieren wir die Meerenge. Gegen 3 Uhr fährt der „Carmel" in den großen Hafen ein, wo er um 3,15 stille hält. Messina liegt im Schlafe. Bevor ich ans Festland gehe, möchte ich einen von den Unseren sehen, in der Hoffnung, Nachrichten über die Lage zu bekommen. Nach langem Warten und nachdem alle Passagiere gelandet, steige auch ich aus. Freunde raten mir jedoch an Bord zurückzukehren, damit ich mich nicht kompromittiere. Unwillig und verwundert befolge ich den unerwarteten Rat. Um 10 Uhr besucht mich Gatti-Ruggieri. Er macht mir trostlose Mitteilungen; es scheint, als ob die in Palermo nicht losschlagen wollen. Palermo habe auf unbestimmte Zeit die Erhebung vertagt . . . Die Freunde dortselbst warnen mich hinzukommen — meine Anwesenheit könne alle kompromittieren, ich solle keinen Augenblick in Sizilien verbleiben und mit dem Dampfer weiterfahren. Gegen Mittag kommt Giacomo Agresta. Er wiederholt die Nachricht vom Aufschube der projektierten Revolution in Palermo, ohne jedoch die Gründe davon zu kennen; zuerst habe man den Aufstand vom 4. auf den 5., dann auf den 9. Okt. und endlich auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben; er, Agresta, sei aber gleichwohl überzeugt, man werde bald losschlagen. Er wunderte sich, daß ich eine von ihm an mich gerichtete Depesche, in der er mir von meiner Reise abriet, nicht empfangen. All' das und noch anderes, was er mir zaudernd sagte, — sagte, wie jemand, der selber nicht weiß, was er will — erweckte die Überzeugung in mir, daß sogar diejenigen, die das dringende Bedürfnis loszuschlagen haben, Bedenken tragen

Digitized by Google

sich zu entschließen. Die Leaders der nationalen Sache ermangeln der Geistesgegenwart, die denjenigen not thut, die mit gutem Beispiele vorangehen sollten. Die Revolution, für die das Land reif ist und die ein schwacher Funke zum Ausbruche bringen könnte, wird nun lange auf sich warten lassen oder ganz scheitern . . . Andererseits höre ich, auch die Polizei sei auf ihrer Hut.

Am 4. Okt. fürchtete man in Palermo den Ausbruch eines Volksaufstandes, und großer Alarm herrschte unter den Soldaten und Regierungsbeamten. In Messina feierte die Garnison das Fest des Königs in der Stadt am Piano di Terranova. Seit einigen Tagen werden die Truppen allnächtlich zu den Waffen gerufen und zu den Thoren der Stadt hinausgeführt, um sich im Angesichte eines imaginären Feindes zu üben. In der Nacht vom 10. auf den 11. Okt. — derselben, in der wir angekommen sind, wurde die Kavallerie am Colle bei Cappuccini aufgestellt. Als die Passagiere landeten, da holte der Inspektor der Seepolizei beim Kapitän des „Carmel" Nachrichten ein über Neapel. Er war ganz unruhig wie einer, der ein Malheur befürchtet. Er fragte, ob es wahr sei, daß Frankreich dem Bourbonen eine Konstitution aufdrängen wolle. Er ließ den Wunsch laut werden, es möchte Ordnung in der Politik werden, damit keine Revolution entstünde.

Diese Furcht wird genährt durch Gerüchte über die Abreise des Barons Brenier von Neapel und Gerüchte über Kriegsschiffe, die in Toulon bereit stehen und deren Bestimmung niemand kennt. Dazu kommt die Nachricht von Konflikten zwischen dem König und dem Fürsten von Satriano. Inmitten dieser Angst und bei der unbegreiflichen Unthätigkeit der Unseren sehe ich mich gezwungen nach dem Piräus zu gehen. Nie war eine Reise unter unglücklicheren Auspizien unternommen als diese meine Reise. Noch jung, brannte ich vor Verlangen Griechenland zu sehen, diese alte Mutter zu sehen, der ich zum Teile meine Abstammung verdanke. Heute jedoch waren meine Intelligenz und meine Kräfte anderswohin gerichtet. Ich muß es gestehen: Ich gehe daran, eine alte Sehnsucht zu stillen, ohne daß ich für den Augenblick Lust dazu habe.

Ich schreibe an Tamajo und beklage mich bei ihm über sein Telegramm, in dem er mich zur Abreise gedrängt hatte. Meine Worte sind etwas herb. Ich schreibe: „Dein Telegramm vom 26. Sept. hat mich zu einer Reise angetrieben, die rein umsonst unternommen war . . . Der Wechsel ist nicht zum Verfallstermin bezahlt worden, und Gott weiß, ob und wann er bezahlt werden wird. (Will sagen: Der Aufstand wurde nicht zur festgesetzten Zeit unternommen, und Gott weiß, ob er je vor sich gehen wird.) Ich bemerke, daß ich, da mein Paß auf den Namen eines maltesischen Bürgers lautet, jetzt nicht nach jener Insel, von der man mich im Jahre 1854 ausgewiesen, gehen darf. Ich sehe mich gezwungen nach dem Piräus abzusegeln, und dann kehre ich, sobald ich meinen alten Namen wieder angenommen, innerhalb acht Tagen nach Italien zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rußlands Schwächen.

Von einem preußischen General.

Es sind noch nicht viele Jahrzehnte verflossen, als ein Teil der deutschen Presse es liebte, Rußland als einen „Koloß mit thönernen Füßen“ zu bezeichnen. Damals fand diese nichtachtende Bezeichnung manchen Widerspruch; man wollte in Deutschland und namentlich in Preußen die guten Dienste nicht vergessen, die uns Rußland in schwerer Zeit erwiesen, man gedachte in Pietät der engen und sorgfältig gepflegten verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser und verwies auf die anscheinend unerschöpflichen Hilfsquellen des großen Ostreiches. —

Wenn nun die Stimmung in dieser Beziehung bei Rußlands Freunden in den letzten Jahren umgeschlagen ist, so haben wir die Ursache davon nicht allein in den fortdauernden Hetzereien des größten Teiles der russischen Presse, auch nicht in zahlreichen Maßnahmen der russischen Regierung gegen Deutschland und gegen Deutsche, oder in verletzenden, öffentlichen Reden einzelner hochstehender Persönlichkeiten und Generale zu suchen, sondern zugleich in der allmählich verbreiteten Erkenntnis, daß der russische Koloß in der That auf thönernen Füßen steht, daß man in Rußland angefangen hat, sich dessen bewußt zu werden, und daß die unruhigen und ehrgeizigen Elemente im Lande — bei der Hoffnungslosigeit des Versuches, von innen heraus eine solidere Basis zu gewinnen — dahin dringen, ihrem Thatendurste durch Expansions-Bestrebungen nach außen zu genügen. — Wer die Ereignisse der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hat, kann nicht daran zweifeln, daß es in Rußland eine einflußreiche und auch starke Partei giebt, welche eine Erweiterung der russischen Machtsphäre gegen Süden und Südosten — soweit die Nachbar-Völker slavischer Abstammung sind — anstrebt. Diese Partei weiß sehr genau, daß das wichtigste Hindernis für den Erfolg solcher Bestrebungen in der engen Verbindung zwischen Österreich und Deutschland liegt, und hat daher seinen Groll vorzugsweise auf letzteres gerichtet, weil es nach dessen Kriegs-Erfolgen 1866 und 1870 seine Macht am meisten fürchtet. —

Wir könnten uns nun wohl mit diesem an Stelle der früheren wohlwollenden Freundschaft getretenen Gefühl der Furcht begnügen, in dem Glauben, daß letzteres ausreichend sein werde, uns vorläufig vor einem russischen Angriffe zu bewahren, bis die Zeit die bestehende Spannung gemildert und unser Streben nach Erhaltung des europäischen Friedens auch in Rußland Anerkennung gefunden hätte, umsomehr als der russische Kaiser selbst sich wiederholt in friedliebendem Sinne ausgesprochen hat. Aber in bezug auf letzteres Moment berechtigen uns die Ereignisse der letzten Jahre zu der Annahme, daß der Zar heute nicht mehr der so unbeschränkte Gebieter in seinem Reiche ist wie etwa sein Großvater Nikolaus. Der Staats-Mechanismus ist auch in Rußland zu kompliziert geworden, um nicht das Selbstherrschertum etwas einzuschränken; der Zar muß sich auf die Augen und Ohren seiner Werkzeuge und Umgebungen verlassen; und wenn unter letzteren Elemente sind, die besondere

Digitized by Google

Interessen verfolgen und in der Wahl der Mittel zu deren Förderung nicht sehr wählerisch sind, so können daraus — wie die neuerlichen Enthüllungen über gefälschte Bismarck'sche Depeschen beweisen — auch an höchster Stelle Anschauungen entstehen und begünstigt werden, deren ernsten Folgen sich auch der friedliebendste Zar nicht entziehen kann.

Rechnen wir zu diesen spezifisch russischen Gründen für die Gefahr eines großen Krieges noch die genügend bekannten Verhältnisse in Frankreich, das beständige Liebeswerben dortiger Parteien um russische Gunst und Waffenbrüderschaft, so wie den Umstand, daß dieses Werben bei einflußreichen Persönlichkeiten in Rußland offenbar die gewünschte Gegenliebe findet und über kurz oder lang vielleicht selbst an maßgebender Stelle Erfolge haben kann, so ist es nicht zu verwundern, wenn das friedliche Publikum Mittel-Europas mit einiger Sorge in die Zukunft sieht und einen Krieg, der voraussichtlich ungeheuere Proportionen annehmen würde, für nahe bevorstehend hält. —

Groß und furchtbar würde ein solcher Krieg bei der Masse der fast überall aufgespeicherten Erbitterung allerdings werden, aber die mitteleuropäische Friedensliga ist stark genug, um einen ihr von Westen und Osten drohenden Ansturm auszuhalten. Daß das vollständig innerlich zerrüttete Frankreich, welches ohne irgend eine anerkannte Autorität unter dem Einfluß einer Anzahl Pariser Schreier steht, kein sonderlich gefährlicher Gegner ist, darüber sind wir durch die dort herrschende Publizität hinlänglich informiert. In Beziehung auf Rußland, über dessen inneres Leben für das ganze Ausland ein noch wenig gelüfteter Schleier gebreitet ist, hört man die bei einem Kriege in Betracht kommenden Macht-Verhältnisse sehr verschieden beurteilen: und es mag von Interesse sein, letztere einmal näher anzusehen. —

Zum Kriegführen gehört bekanntlich Geld, zahlreiche gut ausgebildete und ausgerüstete Truppen und eine geschickte Führung derselben. —

Die Finanz-Verhältnisse Rußlands sind in letzter Zeit in den öffentlichen Blättern so ausführlich erörtert worden, daß jeder Zeitungsleser zu der Überzeugung gekommen sein wird, das mächtige und mit reichen Hülfsquellen ausgestattete Reich könne nicht einmal seine gewöhnlichen Friedensbedürfnisse bestreiten und sei vernünftigerweise gar nicht in der Lage Krieg zu führen. Aber wir haben es erlebt, daß unser östlicher Nachbar in letzter Zeit so — gelinde gesagt — kühne Finanz-Operationen gemacht hat, und so wenig wählerisch in den Mitteln gewesen ist, sich Geld zu verschaffen, daß er letzteres unter entsprechenden Opfern auch noch für einen großen Krieg bekommen würde, und die Größe der dabei zu bringenden Opfer würde den unruhigen Geistern in Rußland, deren Grundsätze sich anscheinend in dem Sprichwort: „après nous le déluge" zusammenfassen, vermutlich keine sonderlichen Beschwerden verursachen. — Also Geldmangel möchte im vorliegenden Falle als ein ausreichendes Hindernis für den Beginn eines Krieges kaum anzusehen sein. —

Die russische Armee ist nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und in Berücksichtigung der großen Einwohnerzahl des Reiches numerisch außerordentlich

Digitized by Google

stark und wird nach Millionen von Köpfen berechnet. Wir sind aber seit lange an den Gedanken gewöhnt, daß in Rußland zwischen der geschriebenen Zahl und der Wirklichkeit ein großer Unterschied ist, und haben in dem letzten russisch-türkischen Kriege einen neuen Beleg dafür erhalten. Schon damals wurde die Stärke der russischen Friedens-Armee auf nahezu eine Million angenommen, und doch erforderte es eine einjährige Vorbereitung, um zum Einmarsch in die Türkei mit Mühe 150—200 000 Mann zusammen zubringen, denen es überdies noch an einer Menge der notwendigsten Bedürfnisse fehlte. —

Wenn nun auch die damaligen Erfahrungen nicht verloren gegangen sein mögen, und seitdem manches geändert worden, so ist bei der bekannten Unzuverlässigkeit der russischen Staatsmaschinerie doch nicht anzunehmen, daß das Zarenreich auch nach langer Vorbereitung einen Offensivkrieg mit größerer numerischer Macht zu unternehmen vermöchte, als Deutschland allein sie ihm entgegenstellen könnte. —

Und mit der ersten Aufstellung großer Armeen ist noch nicht viel geschehen; dieselben bedürfen fortdauernd der Verpflegung für Menschen und Tiere, der Ergänzung des Abganges an Menschen, Ausrüstung und Munition. Wir haben während des schon erwähnten letzten russisch-türkischen Krieges gesehen, welche heillose Verwirrung in der russischen Militär-Verwaltung — der die Befriedigung dieser Bedürfnisse zufällt — herrschte, welche ungeheuren Opfer an Menschen und Geld die nachlässige und mangelhafte Verpflegung und Krankenpflege den Russen damals kostete und wie oft die Operationen zum Stillstand kamen, weil es an dringenden Bedürfnissen fehlte. Diese Sachlage kann sich in den letzten zehn Jahren schwerlich viel gebessert haben, denn sie wurzelt nicht in mangelhaften Reglements und Dienstvorschriften, die jeden Augenblick eingeführt werden können, sondern in der unzureichenden Pflichttreue und Zuverlässigkeit des ganzen dabei beteiligten Beamtentums; wir wissen aus zahlreichen in die Öffentlichkeit gedrungenen Fällen, daß das russische Beamtentum ganz andere Begriffe von Pflicht und Ehrenhaftigkeit haben muß, als wir sie von unseren Beamten beanspruchen; wenn dies schon in den Kriegen gegen Türken und gegen halbwilde asiatische Völkerschaften ein großer Hemmschuh für die russische Heeresleitung war, so wird es sich gegenüber der in dieser Beziehung trefflich organisierten deutschen Armee noch in viel höherem Grade fühlbar machen. Diese Schwäche ist aber nicht in einigen Jahren zu überwinden, sondern erfordert eine durch Generationen hindurch gehende Erziehung; sie sichert uns für lange hinaus ein nicht hoch genug zu schätzendes Übergewicht über Rußland.

Der russische Soldat an sich ist vortrefflich; alle Kenner stimmen in dem Lobe seiner Tapferkeit, seiner Genügsamkeit und Opferwilligkeit überein. Der heutige Standpunkt der Kriegskunst erfordert aber auch schon bei den gemeinen Soldaten einen gewissen Grad von Intelligenz, der den Russen im allgemeinen zu fehlen scheint. Er ist noch Maschine, wie der Soldat Friedrichs des Großen, und deshalb wohl wenig befähigt den Wert der neuen Bewaffnung — hinsichtlich deren Rußland mit der Zeit fortgeschritten ist — auszunutzen und den Aufgaben der modernen Taktik zu genügen. Es hängt sicherlich mit dieser Eigentümlichkeit

Digitized by Google

des russischen Soldaten zusammen, daß er sich stets tüchtiger in der Verteidigung seiner Heimat erwiesen hat als in einem Angriffskriege nach außen, für dessen Zwecke er sich nicht ohne weiteres begeistern konnte; auch das rege Gemütsleben des Slawen und sein lebhaftes Heimatsgefühl sind dieser Erscheinung wohl nicht fremd. —

Diese Art der russischen Soldaten stellt nun aber gesteigerte Aufgaben an das zu seiner Erziehung und Leitung berufene Offizierkorps, welches denselben wohl vielfach nicht gewachsen sein mag. Nach unserer Kenntnis der Verhältnisse ist die militärische Bildung der großen Masse der russischen Offiziere eine nur mittelmäßige, welche den bei uns gestellten diesfälligen Anforderungen durchaus nicht genügen würde. Erwägt man dazu, daß in einer großen Zahl von Truppenteilen in den letzten Jahren Offiziere wegen nihilistischer Umtriebe haben verurteilt werden müssen, so sind Zweifel an der vollen Zuverlässigkeit der russischen Offizierkorps wohl gerechtfertigt, und wir sehen hier ein Moment der Schwäche, welches in einem länger andauernden, auswärtigen Kriege recht verhängnisvoll werden kann.

Was endlich die obere Truppenführung bei den Russen anbelangt, so hat uns der letzte russisch-türkische Krieg zwar bewunderungswürdige Beispiele von kühnen und gewagten Unternehmungen, aber auch ebensoviel Fälle von einer Unbesonnenheit gezeigt, welche wohl nur den Türken gegenüber ungestraft bleiben konnte.

Die mitteleuropäischen Reiche haben nur noch einzelne, als Feldherrn im Kriege erprobte Generale; selbst in Deutschland sind nach 16jährigem Frieden an Stelle der alten, ruhmreichen Korps- und Divisions-Führer meist jüngere Kräfte getreten, welche ihre Sporen in ihren Stellungen erst noch verdienen müssen. Wir haben also keine Veranlassung uns in dieser Beziehung Rußland gegenüber zu überheben. — Aber eine Erscheinung darf dabei hervorgehoben werden, welche die militärische Welt in hohem Grade überrascht hat. —

Es sind in den letzten Jahren wiederholt die Fälle vorgekommen, daß hohe russische Generale bei öffentlichen Gelegenheitsreden sich gemüßigt gesehen haben, politische Ansichten auszusprechen, durch welche sie sich direkt mit der an maßgebender Stelle vertretenen Politik in Widerspruch setzten. In einigen Fällen sind solche Äußerungen hinterher dementiert oder als entstellt wiedergegeben bezeichnet worden, in andern haben sie eine Rektifikation des Betreffenden zur Folge gehabt. Aber die Thatsache der Möglichkeit solchen Auftretens höherer, in verantwortlicher Stellung befindlicher Generale zwingt zu der Schlußfolgerung, daß in den oberen Regionen der russischen Armee das Autoritätsgefühl abgeschwächt und damit die Disziplin ins Wanken geraten ist. Ein solcher Zustand der Dinge ist — wie die Weltgeschichte in zahlreichen Beispielen lehrt — gewöhnlich der Anfang eines militärischen und demnächst auch politischen Niederganges, den selbst ein Herrscher von ganz hervorragenden Charakter- und Geisteseigenschaften nur vorübergehend aufhalten könnte. Er führt unvermeidlich zu Verhältnissen, wie sie früher in Spanien vorkamen, wo der erste beste populäre General mit Erfolg den Ver-

Digitized by Google

sich machen konnte, durch ein Pronunziamento eine Regierung zu stürzen, oder neuerdings in Frankreich, wo der Straßenpöbel Einfluß auf die höheren Stellenbesetzungen in der Armee gewonnen hat, und wo der kommandierende General eines Armee-Korps wegen Insubordination mit längerem Arrest bestraft werden und dabei ungeschädigt in seiner hohen Stellung verbleiben kann.

Es bedarf aber gar nicht so weitgehender Konsequenzen eines öffentlichen Auftretens der Politik in der Armee, wie wir es neuerdings in Rußland gesehen haben, um den militärischen Ruf zu schädigen. Schon die ersten Anzeichen davon genügen, um das gegenseitige Vertrauen unter den Truppenführern zu erschüttern und damit im Kriege große Erfolge außerordentlich zu erschweren. —

Bei dieser Lage der Dinge könnte Deutschland im Bewußtsein seiner militärischen, intellektuellen und sittlichen Macht unbesorgt einem russischen Angriff entgegen sehen; letzterem würde voraussichtlich schnell Halt geboten werden. Zwar wäre eine energische Verfolgung der unsererseits wahrscheinlich bald erlangten Vorteile durch zwei mächtige Alliierte Rußlands, den Raum und die Unwirlichkeit eines großen Teiles des Innern des Nachbarlandes erschwert, immerhin aber würden die deutschen Fluren unter den Heldenthaten der Kosaken, Baschkiren und anderer halbasiatischen Horden schwerlich zu leiden haben. —

Vor zweihundert Jahren.

Von

Georg Weber.

I.

Der Friede von Münster und Osnabrück war nur ein Stillstand der äußeren Kämpfe, ein Kompromiß zu neuer Lebensführung. Aber unter der leichten Decke, welche über die Kriegsfurie ausgebreitet war und die Leidenschaften und Gewaltthätigkeiten verhüllte, tobten die dämonischen Gewalten der Zwietracht und des Hasses fort; die religiösen Gegensätze traten nicht mehr mit den Waffen einander entgegen, ja es tauchten hier und da Symptome einer Verständigung und Ausgleichung auf; aber in der Tiefe der Gemüter schlug keine ehrliche Aussöhnung Wurzel, faßte keine aufrichtige Toleranz festen Boden. In allen kriegerischen Bewegungen und in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts waren die religiösen Prinzipien und die konfessionellen Spaltungen, wenn nicht die Grundursache, so doch ein eingreifendes und mitwirkendes Element, ein verborgener Zündstoff, der die Elemente des Krieges schürte und heftiger entzündete.

Neben den religiösen Gährungsstoffen waren es besonders die Kämpfe zwischen der souveränen monarchischen Machtfülle und den überkommenen Volksrechten, welche auf den Gang des geschichtlichen Lebens in dem angegebenen Zeitraume bestimmend ein-

Digitized by Google

wirkten. Diese Kämpfe spielten sich vornehmlich in Frankreich und England ab, zwei Königreichen, die bei dieser Gelegenheit zum erstenmale aus der vielhundertjährigen Feindschaft heraustraten und sich zu gleichen Zwecken die Bundeshand reichten, jedoch mit ungleichen Erfolgen. Fügt man zu diesen beiden Faktoren noch den kriegerischen Geist der französischen Nation, den Ehrgeiz und die Eroberungssucht eines hochstrebenden, gewaltthätigen Monarchen, so hat man die wirksamen Hebel beisammen, welche in den drei letzten Dezennien des siebenzehnten Jahrhunderts die Welt in Bewegung setzten und Zustände schufen, die ohne wesentliche Veränderungen bis zur französischen Revolution fortdauerten. Um so größer waren die Wandlungen, die sich in der geistigen Welt vollzogen, die Vorstellungen und Gedankenkreise umgestalteten, in der gebildeten Gesellschaft eine geistige Atmosphäre erzeugten, in welcher Vernunft und Wissenschaft die dominierenden Kräfte waren, die religiösen Anschauungen sich zu einer idealen und philosophischen Höhe aufschwangen, welche über den Konfessionsstreitigkeiten stand und in Toleranz, Menschenliebe und Humanität die ersten christlichen und menschlichen Tugenden erblickte.

Alle diese weltbewegenden Kräfte vereinigten sich in der Herrschergestalt Ludwig XIV., von welchem das Zeitalter seine Signatur und seinen Namen trug. Durch Richeliens und Mazarins Staatsklugheit und Energie war die Adelsaristokratie, welche bisher mit der monarchischen Gewalt in Opposition gestanden und sie geschwächt hatte, niedergeworfen und ihre letzten Anstrengungen im Kriege der Fronde gebrochen worden. Die ganze Nation lag demütig und ehrfurchtsvoll zu den Füßen des Thrones und folgte in Gehorsam den Impulsen, die von demselben ausgingen. Wie in den Despotien des Orients gebot das Staatsoberhaupt, der absolute „König von Gottes Gnaden" über die gesamte Nation, so daß er sagen konnte: l'état c'est moi, und nach innen und außen dem öffentlichen Leben seine Richtung und seine Wege bestimmte. Sein Wille galt als Gesetz. Und wie er im stolzen Gefühle absoluter Machtfülle die Nation beherrschte, so sollte auch Frankreich an der Spitze in der europäischen Völkerfamilie stehen und als die große tonangebende Nation erscheinen, der Hof von Versailles Mittelpunkt des politischen Lebens und Muster der höheren Bildung werden.

Ludwigs XIV. geschichtliche Bedeutung und Stellung erinnert in vielen Dingen an den oströmischen Kaiser Justinian: Einheit des Staates durch eine festgegliederte Beamtenhierarchie, Einheit der Kirche mit einem nationalen, selbständigen Klerus, Abrundung der Grenzen des Reichs durch Einfügung und Unterwerfung benachbarter Völkerschaften und Befestigung eines absoluten Herrscherwillens waren die Ziele, denen beide zustrebten. Mit diesen Zielen und Anschauungen schien eine Spaltung der Kirche und die Geltendmachung individueller Glaubenssätze unverträglich. Daher sollten im römischen Reich die Arianer, im Frankenreich die Hugenotten verschwinden; daher waren bei Justinian im Gotenkriege, bei Ludwig XIV. in dem dritten Kriege, welcher dem Nymweger Frieden, den Reunionen und dem Raub von Straßburg auf dem Fuße folgte,

Digitized by Google

die religiösen Motive die offen liegenden oder im Verborgenen wirkenden Triebfedern. Die Lage der religiösen Dinge in England, die konfessionellen Spaltungen in Deutschland begünstigten zugleich die Eroberungspolitik und die kirchlichen Unionsbestrebungen des französischen Machthabers, dem ein eifriger, dienstbeflissener Klerus und devote Staatsmänner und Feldherrn zur Seite standen und dessen Tendenzen durch eine fanatische Konvertitin angestachelt und geschürt wurden.

Auch bei diesem dritten Kriege der achtziger und neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts war die rheinische Pfalz, die sich soeben von den Wunden des 30jährigen Krieges erholt hatte, der Schauplatz des Schreckens und der Verwüstung. Es war, als beneidete das Schicksal dem schönen Lande am Rhein und Neckar die Herstellung aus dem Elende einer Zeit, da die menschlichen Wohnungen selten, die Wölfe um so zahlreicher geworden waren. Kurfürst Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich und der englischen Elisabeth, suchte in den Jahren, da Ludwig XIV. seine Eroberungskriege unternahm, in dem Lande seiner Väter mit Kraft und Umsicht die tiefen Wunden zu heilen, welche der entsetzliche Krieg dem Pfälzer Lande geschlagen hatte. Eine schwere Vergangenheit lag hinter ihm; er hatte das Heidelberger Schloß in seiner Kindheit verlassen und als Flüchtling in der Fremde weilen müssen; er hatte in England mit eigenen Augen gesehen, wie das Haupt seines Oheims Karl Stuart unter dem Henkerbeil der Puritaner gefallen, und seiner in Holland lebenden Mutter die Schmerzensbotschaft überbracht; und als er jetzt in das verarmte und verwüstete Heimatland einzog, da konnte er gewahren, welche Früchte der religiöse Fanatismus in seinem Schoß berge. Und er war nicht unempfänglich für die Lehren und Eindrücke, welche das ernste Leben ihm zugetragen; er war frühe zum Manne gereift, die Neigungen zu Ausschweifungen und Genüssen hatte er abgelegt, er brachte ein warmes Herz für das Volk, ein duldsames Gemüt für religiöse Überzeugungen in das Land seiner Väter am Rhein und Neckar zurück. Durch Nachlaß oder Befreiung von Steuern auf längere oder kürzere Zeit suchte er zum Anbau der Felder, zur Wiederherstellung der zerstörten Dörfer und Städte, zu neuen Anlagen zu ermuntern, Fleiß und frischen Lebensmut zu erwecken. Mit Recht nennt die Geschichte den umsichtigen und thatkräftigen Fürsten den Wiederhersteller der Pfalz.

Und nicht nur auf die Hebung und Verbesserung der materiellen Interessen und Wohlfahrt des Volkes war der sparsame Landesherr bedacht, auch sein inneres Leben war von höheren Anschauungen und von einem toleranten Geiste durchdrungen. Sein wichtigstes Anliegen war die Hebung der Universität Heidelberg und der Volksbildung, die Pflege der Wissenschaft, der Schule, des kirchlichen Lebens. Für den großen Rechtsgelehrten und Historiker Samuel Pufendorf, der ihm seine Schrift Elementa jurisprudentiae universalis widmete, errichtete er einen Lehrstuhl des Naturrechts und ging mit dem Gedanken um, den jüdischen Philosophen Spinoza für die Universität zu gewinnen. Der Plan kam nicht zur Ausführung, weil der christliche Charakter, der bei aller Liberalität in der praktischen

Digitized by Google

Anwendung der Hochschule erhalten werden mußte, dem jüdischen Gelehrten die Übersiedelung unmöglich machte. Während anderwärts der Verfolgungsgeist sich zu neuen Kämpfen rüstete, wurde unter ihm die Universität Heidelberg eine feste Burg akademischer Freiheit inmitten der Lande des Krummstabs; und während man in Wittenberg und Leipzig die Melanchthonianer als „synkretistische Mameluken" verketzerte, die gemischten Ehen zwischen Lutheranern und Calvinisten als Todsünde verfluchte, war der Pfälzer Kurfürst bedacht, seinem Volke den kirchlichen Frieden zu schaffen und zu erhalten: er erlaubte den Lutheranern die Providenzkirche in Heidelberg zu erbauen, verlieh ihnen den Grund und Boden dazu in der Vorstadt und unterstützte das Werk aus allen Kräften. Um dem entvölkerten Lande neue Bewohner zuzuführen, begünstigte er die Einwanderung fremder Kolonisten, wobei er die ihm eigene Toleranz besonders hervortreten ließ. Selbst solchen Religionsgenossenschaften, welche in den meisten Ländern von der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen waren, gestattete er die Ansiedelung.

Wie sein Zeitgenosse Friedrich Wilhelm von Brandenburg trug auch Karl Ludwig ein Herz für das Vaterland und die deutsche Nation in seinem Busen. Aber die Lage seines Landes und dynastische Interessen führten ihn zu einer Politik, die mit der seines Brandenburger Zeitgenossen nicht übereinstimmte. Wie er die Wohlfahrt seines Landes durch Sparsamkeit und umsichtige Verwaltung zu heben bemüht war, so suchte er auch dem Kurfürstentum nach außen eine seiner Größe und Bedeutung entsprechende Stelle unter den europäischen Staaten zu geben. Mit dem Stuart'schen Hofe, der infolge der Restauration zwei Jahre nach Cromwells Tod wieder den englischen Thron einnahm, hielt er stets die durch die nahe dynastische Verwandtschaft geknüpften Bande aufrecht, was um so leichter geschehen konnte, als sein Vetter Karl II. in dem innigsten Bunde mit Ludwig XIV. von Frankreich stand, ein Freundschaftsverhältnis, das auch er mit Eifer und Sorgfalt zu pflegen bemüht war. Das Ehebündnis seiner Tochter Elisabeth Charlotte mit des Königs Bruder Herzog Philipp von Orleans im Jahre 1671 wurde hauptsächlich aus politischen Gründen geschlossen. Es sollte zur Erneuerung und Festigung der alten Freundschaftsbeziehungen dienen, welche von jeher zwischen Frankreich und der rheinischen Pfalz bestanden hatten. Daß der Bund gerade für Heidelberg und das Pfälzer Land so bittere Früchte tragen sollte, konnte nicht vorausgesehen werden. Für das Ansehen und die Rangstellung des kurfürstlichen Hauses war die vornehme Verbindung sehr wichtig. Am Hofe von Hannover waltete die anmutige Schwester Karl Ludwigs, die Kurfürstin Sophie, die Gönnerin und Freundin von Leibniz, und trug für das Heidelberger Schloß, auf dem sie manches Jahr ihrer Jugend verbracht, stets ein treues Andenken im Herzen. Sie überlebte ihren Bruder um viele Jahre, und als die Gesandten Englands an ihrem Hofe erschienen mit der Nachricht, daß sie zur Thronfolge in dem Inselreiche berufen sei, waren sie erstaunt über die Anmut und geistige Frische der alten Dame. Sophie sollte jedoch nicht mehr selbst den Thron der Stuarts besteigen. Aber ihr Sohn Georg, Karl Ludwigs Neffe, begründete die Braunschweig-Hannover'sche Dynastie in Großbritannien. In

Digitized by Google

Schweden und Norwegen brachten die drei Könige, die der Pfalz-Zweibrücken'schen Nebenlinie entstammten und als Karl X, Karl XI und Karl XII die Welt mit ihrem Ruhme füllten, den Pfälzer Namen zu hohem Ansehen.

In dem Streben Karl Ludwigs, die Machtstellung des rheinischen Kurfürstentums durch hohe Allianzen zu stärken, wurzelte auch die französische Heirat. Dem Kurfürsten war aus politischen Gründen an dieser Verbindung viel gelegen. Aber die konfessionelle Verschiedenheit bot große Schwierigkeiten. Wie sehr immer Karl Ludwig in seiner weitherzigen Toleranz über den religiösen Parteikämpfen stand, so durfte er doch nicht den zelotischen Lutheranern einen Vorwand zur Verdächtigung geben, als sei ihm die evangelische Sache gleichgültig. Die Publikationen aus dem hannover'schen Archiv haben durch die Briefe an die Kurfürstin Sophie, Karl Ludwigs Schwester und Tante der „Liselotte", manches Licht über die Vorgänge verbreitet, welche während der Verhandlungen über die Vermählung und den damit verknüpften Religionswechsel der Pfälzer Fürstentochter sich zutrugen. Karl Ludwigs Wunsch war, daß die Vermählung dem Übertritt der Braut vorangehen sollte. Allein die Witwe eines früh verstorbenen Bruders des Kurfürsten aus dem Mantuanischen Dynastengeschlechte der Gonzaga, welche unter dem Namen Princesse Palatine in den Pariser Hof- und Adelskreisen eine einflußreiche Stellung behauptete und die Heirat begünstigte und vermittelte, erklärte nach dem Ausspruch ihrer jesuitischen Ratgeber, daß nur eine katholische Fürstin in das königliche Haus eintreten könnte, daß somit der Übertritt vor der Vermählung stattfinden müsse. Wie wenig Neigung man auch auf dem Heidelberger Schloß dieser Forderung entgenbrachte, man beschloß sich in die Notwendigkeit zu finden. Nur sollte die Sache möglichst geheim bleiben. Zu dem Behuf wurde ein jesuitisch erzogener Sekretär des Kurfürsten beauftragt, die Prinzessin, wohl unter der Maske eines französischen Sprachlehrers, in der katholischen Religion zu unterrichten. Da man auf der anderen Seite sich mit einer allgemeinen Unterweisung zufrieden gab, so genügte die kurze Frist von drei Wochen, um die Geistlichen zu dem Ausspruch zu bewegen, die Prinzessin sei in der katholischen Religion hinlänglich vorbereitet. Wie weit Elisabeth Charlotte mit diesem Vorgehen einverstanden war, ist nicht zu entscheiden: aber als gehorsame Tochter fügte sie sich in den Willen ihres „Herrn Vaters." Sie reiste in Begleitung des Kurfürsten nach Straßburg, wo der Übertritt zur katholischen Kirche vor sich ging. Darauf erfolgte in der Kathedrale von Metz die Trauung durch Prokuration nach katholischem Ritus. Zwei französische Briefe von Vater und Tochter, die sich in dem hannover'schen Archiv befinden, stellen den Übertritt so dar, als sei der Schritt von Elisabeth Charlotte aus eigenem Antrieb gethan worden, ohne Wissen des Vaters und somit ohne dessen Mitwirkung und Billigung. Es ist möglich, daß diese Briefe in der Absicht geschrieben sind, die öffentliche Meinung irre zu führen. Aber diese Absicht, wenn sie ihre Richtigkeit hat, läßt sich begreifen und entschuldigen bei einem Fürsten, der den zelotischen Glaubensverwandten keinen Stoff zu Schmähungen und Verleumdungen geben wollte.

Digitized by Google

Diese allerdings weitherzige Anschauung über Glauben und Konfession teilte auch die Kurfürstin Sophie. Sie war eine große Verehrerin der philosophischen Lehren Spinozas und empfahl dessen Schriften ihrem Sohne zum eifrigen Studium, und stand denn nicht Leibniz, ihr Lehrer und Freund, bei den eifrigen Lutheranern im Rufe, daß er heimlich katholisch sei? In dieser Athmosphäre war der Religonswechsel kein so schweres Vergehen. Aus den Briefen der Herzogin von Orleans erkennt man, daß der Übertritt wenig Einfluß auf ihr inneres Geistes- und Gemütsleben geübt hat. Mit der Frau von Maintenon stand sie stets auf gespanntem Fuße und belegte sie oft mit wenig ehrerbietigen Beinamen.

Daß der Kurfürst die französische Heirat so eifrig wünschte, um das Ansehen seines Hauses und die politische Machtstellung der Pfalz zu erhöhen, ist der größte Vorwurf, den man ihm mit Recht machen darf. Statt Segen und Vorteil ist der Pfalz aus dieser Verbindung nur Unheil entsprungen. Schon um die Mitte der siebziger Jahre fielen die französischen Heere wie Mordbanden über die linksrheinische Pfalz her und setzten Städte und Dörfer in Brand, daß die Flammen hoch gen Himmel emporloderten. Karl Ludwig, der von seiner Schloßaltane den Brand und die Rauchwolken aufsteigen sah, geriet in solche Aufregung, daß er an General Turenne, den Höchstkommandierenden dieser vandalischen Kriegshaufen, eine Herausforderung sandte. Aber der französische Heerführer schützte den Befehl seines Monarchen vor. Marschall Turenne war der zweite Sohn des kalvinischen Herzogs von Boucillon, unter dessen Obhut einst Karl Ludwigs Vater, Friedrich V, erzogen worden war. Der Hof von Heidelberg und der Hof von Sedan hatten stets in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Nun überzog der zur katholischen Kirche übergetretene Bruder des jüngeren Herzogs von Boucillon die Lande seines Jugendfreundes, die kalvinische Pfalz, mit Schwert und Brandfackel.

In den Tagen des deutschen Kulturkampfes, wo nur der konfessionelle Zelotismus als Tugend galt, religiöse Toleranz als eine Versündigung wider den heiligen Geist angesehen ward, wurde in ultramontanen Blättern der Name Karl Ludwigs viel geschmäht. Sein Freisinn, seine Toleranz, seine hervorragenden Herrschereigenschaften und Verdienste wurden unterschätzt oder mit Stillschweigen übergangen. Umsomehr wurde sein häusliches und eheliches Leben von ihren giftigen Pfeilen getroffen. Nach ihrer Auffassung sollte er in der Bigamie gelebt haben. Wie falsch und verleumderisch aber dieser Vorwurf war, ersieht man aus den Briefen und Schriftstücken, die vor einigen Jahren Professor Holland aus dem Degenfeld'schen Archiv veröffentlicht hat. Daraus geht hervor, daß seine Ehe mit Elisabeth von Hessen nach den damaligen evangelischen Rechtsgebräuchen gesetzlich geschieden und die Trauung mit der zur Raugräfin erhobenen Ehrendame Louise von Degenfeld nach reformatorischen Kirchengebräuchen vollzogen worden ist. Die geschiedene Kurfürstin lebte freilich noch fünf Jahre in einem abgesonderten Flügel des Heidelberger Schlosses, aber jede Gemeinschaft und Familienverbindung blieb ausgeschlossen. Zuletzt zog sie in ihr Heimatland zurück. In einem langen Aktenstück bei Holland erklärt der Kurfürst selbst den Hergang:

Digitized by Google

Nachdem aus Gründen, die einzeln aufgeführt sind, der Ehebund nicht fortdauern könne, der Kaiser aber jede Einmischung in die fürstliche Ehesache zurückgewiesen habe, so bleibe ihm nichts Anderes übrig, als die Rechte eines summus episcopus, die ihm in solchen Fällen bei anderen zustehen, auch in der eigenen Sache zu gebrauchen. In dieser Eigenschaft erteilte er dem Hauptprediger Heyland die Weisung, ihn mit Louisa Freyin von Degenfeld, der er den altpfälzischen Titel und Rang einer „Raugräfin," beilegte, ehelich zu verbinden. Bei dem Tode der Raugräfin, die im 43. Lebensjahre starb, waren acht Kinder aus der kurfürstlichen Ehe am Leben, welche alle den raugräflichen Titel führten. Von den Söhnen haben sich mehrere in den Kriegen der Zeit ausgezeichnet und auf dem Schlachtfelde ihren Tod gefunden. Von den Töchtern vermählte sich die älteste, Karoline, mit dem Grafen Meinhard von Schomberg oder Schönberg, dem Sohne des berühmten Marschalls unter Ludwig XIV. von Frankreich. Wir werden bald erfahren, welche bedeutende Rolle Vater und Sohn, einer Pfälzer, wahrscheinlich Heidelberger, kalvinischen Adelsfamilie entsprossen, in dem großen Völkerkriege gespielt haben, von dem gleich die Rede sein wird. Meinhard diente an der Seite seines Vaters in dem französischen Heere, bis die Aufhebung des Edikts von Nantes beide veranlaßte ihren Abschied zu nehmen.

II.

Es war dem vielgeprüften Kurfürsten Karl Ludwig zu gönnen, daß er nicht mehr die verhängnisvollen Jahre erlebte, welche so viele Drangsale über sein Land und über seine Glaubensbrüder in Frankreich und in anderen Staaten bringen sollten. Er starb am 28. August 1680 in einem Tragsessel unter freiem Himmel, als man ihn krank von Mannheim nach Heidelberg bringen wollte. Er hatte seinen Sohn Karl, Bruder der Herzogin von Orleans, zum Nachfolger. Mit seiner Leiche wurde das Glück der Pfalz wieder zu Grabe getragen, und neue unheilvolle Zeiten brachen herein, in denen die materielle Wohlfahrt Schaden nahm und der freie, humanistisch-reformatorische Geist von der Universität verscheucht ward.

Ein Jahr vor Karl Ludwigs Tode war der Nymweger Frieden geschlossen worden, der eine Periode begründete, in welcher sich der gewalthätige Charakter des französischen Machthabers in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit zeigte. Durch die Aufbietung militärischer Macht und politischer Künste hatte er es dahin gebracht, daß die Friedensbedingungen ganz nach seinem Willen und Vorteil ausfielen. Er erwarb von Spanien die Franche-Comté; er zwang den Großen Kurfürsten von Brandenburg, die Erwerbungen, welche ihm die glorreiche Schlacht von Fehrbellin eingetragen hatte, wieder an die mit Frankreich verbündeten Schweden herauszugeben; er dehnte durch die berüchtigten Reunionskammern willkürlich und eigenmächtig seine Besitzungen aus, begründete im Elsaß ein schutzherrliches Regiment und entriß durch List und Gewalt dem deutschen Reich die Reichsstadt Straßburg. Die europäischen Staaten, teils durch innere Spaltungen geschwächt und ohnmächtig,

Digitized by Google

teils durch Bündnis und Verträge an Frankreich geknüpft, vermochten keinen Widerstand zu leisten oder wagten keinen Einspruch. Und wie Ludwig XIV. nach außen seinen Willen zum Gesetz stempelte, so sollte sich auch im Innern, vorab in religiösen Dingen, alles seinem Machtspruch fügen. Der religiöse Freibrief, bekannt unter dem Namen „das Edikt von Nantes", den einst sein Ahnherr Heinrich IV. den französischen Kalvinisten, seinen ehemaligen Glaubensgenossen, als Bürgschaft der Eintracht und des Friedens gewährt hatte, war ihm ein Dorn im Auge. Er sah es als eine Verletzung seiner Majestät und Machtherrschaft an, daß ein Teil seiner Unterthanen in religiösen Dingen andere Wege gehen, andere Glaubensformen und Kirchengebräuche zu ihrer Richtschnur nehmen wollte. So erfolgten denn schrittweise jene Schreckensmaßregeln, jene Vergewaltigung durch die Dragonaden, jene Verachtung aller Menschenrechte und Humanität, welche den gräßlichsten Szenen des dreißigjährigen Krieges gleichkamen. Alle Trugkünste, welche Fanatismus, Sophisterei, Verführung und Heuchelei an die Hand gaben, kamen in Anwendung. Die Anwandlungen von Reue und Gewissensangst, die den König bisweilen befielen, wurden von seiner fanatischen Umgebung benutzt, um die Bedrückungen und Verfolgungen zu mehren. Heuchlerische Priester bestärkten ihn in dem Glauben, durch Vertilgung der Ketzerei würde er sich die Gnade Gottes erwerben. Eine Bekehrungskasse gewährte die Mittel, die Armen und Geringen zu verlocken. Die Vornehmen und Ehrgeizigen wurden durch die Bevorzugung, welche den Konvertiten im Staats- und Gesellschaftsleben zu teil ward, zum Übertritt bewogen. Hof und Klerus, der liebloseste und beredte Bischof Bossuet an der Spitze, setzten alle Mittel in Bewegung, um Frankreichs kirchliche Einheit zu begründen. Aber wie viele auch aus den höchsten und niedersten Ständen sich zum Übertritt verleiten ließen, der wohlhabende Bürgerstand, der Kern der kalvinischen Konfession, widerstand allen Lockungen. Dieser gebildete und ehrenfeste Bürgerstand, der es für eine Ehren- und Gewissenssache hielt, um keines Vorteils willen noch wegen irgend eines Verlustes die Religion zu wechseln, konnte nur durch Gewalt gezwungen werden; darum schritt man endlich zu den „Dragonaden", in dem Glauben, daß nur Hartnäckigkeit und Eigenwille die Absonderung aufrecht erhalte. Die brutalen Mißhandlungen der „gesporntten Bekehrer," die das Haus des Abtrünnigen verließen und in doppelter Anzahl bei den Standhaften einrückten, die für die ruchlosesten Handlungen statt Strafe Lohn zu erwarten hatten und darum die empörendsten Schandthaten verübten, wirkten mächtiger als alle Lockungen des Hofes und alle Verführungen der Priester. Tausende entflohen ins Ausland, um auf fremder Erde ihres Glaubens zu leben; in den Kerkern von Toulouse schmachteten, zu gleicher Zeit sechzig reformierte Prediger. Aber noch sehr groß war die Zahl derer, die unter allen Drangsalen standhaft blieben, als die Aufhebung des Edikts von Nantes (Oktober 1685) dem Verfolgungssystem die Krone aufsetzte und die Hugenotten in Verzweiflung stürzte. Ihr Gottesdienst ward gänzlich verboten, ihre Kirchen wurden sämtlich niedergerissen, ihre Schulen geschlossen, ihre Prediger, sofern sie dem für ihre Bekehrung verheißenen Preis widerstanden, des Landes

Digitized by Google

verwiesen. Selbst in Privathäusern war die Religionsübung verboten. Und als die Auswanderung in erschreckendem Maße zunahm, wurde dieselbe unter Galeerenstrafe und Güterverlust untersagt; verdiente und angesehene Männer trauerten, mit Ketten beladen, in finstern Kerkern, die in kurzem überfüllt waren. Aber trotz aller Drohungen und Verbote trugen über 50000 französische Kalvinisten, die unter unglaublichen Beschwerden und Gefahren, teils zu Schiff zwischen Warenballen in dunkeln Räumen versteckt, teils zu Land, im Dickicht der Gebüsche übernachtend, mit Hinterlassung ihrer Habe die Flucht bewerkstelligten, ihre Betriebsamkeit, ihren Glauben und ihr Herz in das protestantische Ausland. Die Schweiz, die Rheinpfalz, Frankfurt, Hessen und Brandenburg, Holland und England boten den Verfolgten ein Asyl. Ihre Bildung, ihre Industrie, ihre geistige Rührigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf die Kultur der Völker, zu denen sie geflüchtet. Die Seidenwebereien und die Kunst des Strumpfwirkens wurden durch flüchtige Hugenotten dem Auslande mitgeteilt; kalvinische Schriftsteller richteten ihre Feder gegen Frankreich, und kalvinische Krieger traten in die Reihen der Feinde beim Wiederausbruch des Krieges. Man hatte vergessen, daß die Ordnung der Welt auf moralischen Gesetzen beruht, die noch niemals übertreten worden sind, ohne die Rache auf das Haupt dessen herabgezogen zu haben, der sie übertritt. Während des deutschen Kulturkampfes wurde von ultramontanen Federn und Zungen häufig auf die diokletianischen Verfolgungen im römischen Cäsarenreich hingewiesen. Aber die Drangsale, welche der „allerchristlichste König" über seine getreuen, ehrenfesten Unterthanen verhängte, überstiegen die problematischen Gewaltthätigkeiten in der Märtyrerzeit.

Der Kurfürst von Brandenburg ließ dem Pariser Hof sein Erstaunen aussprechen, daß man seine Glaubensgenossen als Verbrecher behandle; er lud die Verfolgten in sein Land ein, erteilte ihnen Kirchen und mancherlei Vorrechte und gestattete ihnen, Kolonien zu gründen mit Predigern und Richtern ihres Volkes und ihrer Sprache. Unter ihnen war auch der erwähnte Marschall Schomberg, der zu dem kriegerischen Ruhm Frankreichs so viel beigetragen hatte. Er trat in die Dienste des großen Kurfürsten in Berlin, dem er bei der Einrichtung des Brandenburger Heerwesens durch seine militärischen Kenntnisse und Erfahrungen von großem Werte war.

Einige Monate vor der Aufhebung des Edikts von Nantes war Kurfürst Karl, der Sohn Karl Ludwigs, der Bruder von Elisabeth Charlotte von Orleans, zu Heidelberg kinderlos aus dem Leben geschieden. Auf ihn folgte nach den Hausverträgen die katholische Neuburger Linie der Pfälzer Wittelsbacher. Als er auf dem Krankenlager daniederlag, wurde mit dem erbberechtigten Nachfolger, Philipp Wilhelm, in Schwäbisch-Hall ein Vertrag geschlossen, welcher die reformierte Kirche der Pfalz sicherstellen sollte gegen ungerechte Vergewaltigung. Dieses Vertragsinstrument, kraft dessen der religiöse Zustand auf der im Westfälischen Frieden festgesetzten Grundlage erhalten werden sollte, wurde durch die Säumigkeit des Bevollmächtigten Langhanns von dem im Sterben liegenden Kurfürsten Karl nicht mehr unterzeichnet. Anfangs schien die Sache ohne Bedeutung zu sein, da Philipp

Digitized by Google

Wilhelm, ein siebzigjähriger Herr von wohlmeinender Gesinnung und friedfertigem Charakter, den Hallischen Rezeß als bindend anerkannte und gelobte, allen darin enthaltenen Verpflichtungen „unverbrüchlich nachzukommen“; aber später benutzten die Jesuiten den Formfehler, um den nur einseitig unterschriebenen Vertrag in seiner rechtlichen Gültigkeit anzufechten. So kam denn die Pfalz in eine ähnliche Lage wie um dieselbe Zeit England: ein protestantisches Land erhielt einen katholischen Herrscher, in dessen Gefolge ein Schwarm von Priestern, von Jesuiten und andern Ordensleuten einzog und seinen Teil an den reformierten Kirchengütern verlangte.

König Ludwig XIV. säumte nicht, von dieser Wendung der Dinge für Frankreich und für die katholische Kirche Vorteil zu ziehen. Der englische König Karl II., obwohl ein ergebener Bundesgenosse Ludwigs und heimlich zum römisch-katholischen Glauben bekehrt, war doch öfters durch die parlamentarische Opposition und durch die öffentliche Meinung der antipapistisch gesinnten Nation verhindert worden, dem französischen Monarchen offen und mit allen Kräften zur Seite zu stehen. Sein Bruder und Nachfolger Jakob II. dagegen, der offen zur katholischen Kirche übergetreten, war ein treuer und ergebener Genosse des Versailler Machthabers, dem es gelungen war, der Hydra der Ketzerei den Kopf zu zertreten und der ihn durch freigebige Geldunterstützung in die Lage setzte, gegen den nationalen Willen sein Ziel zu verfolgen. Jakob II. war nicht so leichtfertig und frivol wie sein Vorgänger, aber er teilte auch nicht das anmutige Wesen eines perfekten Kavaliers, nicht die anziehenden persönlichen Eigenschaften, wodurch der Bruder seine Umgebung entzückt, seine Gegner entwaffnet hatte. Jakob II. war ein Fanatiker von kaltem und hartem Herzen; keine einzige löbliche und menschliche Eigenschaft schlug in seiner Seele Wurzel oder minderte die starre Religionswut. „Sein Herz ist härter als der Marmor seines Kamins“ sagte einst Lord Churchill zu dem Herzog von Monmouth, dem unechten Lieblingssohne Karls II., als er, nach verlorener Schlacht in Gefangenschaft geraten, den unbarmherzigen Oheim um Gnade anflehte.

Mit bangen Gefühlen mögen die Bürger und Professoren Heidelbergs das dritte Säkularfest der Universität gefeiert haben, das nach mehrfachen Verschiebungen auf den 3. Dezember 1686 verlegt ward. Denn unter den Gästen befand sich bereits der französische Bevollmächtigte du Morvas, welcher die pfälzische Erbschaft für die Herzogin von Orleans in Empfang nehmen sollte, und in den Gassen der Stadt sah man schon Jesuitenväter umherschleichen mit siegesfrohen Blicken und zuversichtlicher Miene. Hatten sie doch bereits einen Weg entdeckt, wie man den Halle'schen Vertrag durch sophistische Auslegung umgehen könne.

Durch die Pfälzer Erbschaftsansprüche und durch andere politische und religiöse Motive kam der neue große Krieg zum Ausbruch, der sich mit der Zeit zum europäischen Koalitionskrieg steigerte und den Ausgang des Jahrhunderts mit seinen Flammen so grell beleuchtete. Es ist eine geschichtliche Überlieferung, der Kriegsminister Louvois habe seinen über das unsymmetrische Fenster am

Digitized by Google

neuen Lustschloß Trianon zürnenden Gebieter durch Kriegshändel beschäftigen wollen. Aber Ludwig XIV. hatte höhere Ziele im Auge; er wälzte größere Pläne in seinem autokratischen Geiste. Der Krieg sollte in erster Linie dazu dienen, die Gegenreformation, welche durch die Revokation des Edikts von Nantes in Frankreich begonnen hatte, auch in den andern ketzerischen Ländern durchzuführen und vor allem England mit Hülfe Jakobs II. wieder in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückzubringen. Was der dreißigjährige Krieg unvollendet gelassen, sollte von neuem unternommen werden. Der französische Monarch wollte in die Spuren Karls V. eintreten; es schmeichelte seinem Stolz, zu vollenden, was jenem mächtigen Imperator nicht gelungen war. Und auch darin glich der neue Krieg dem früheren, daß er in der Rheinpfalz seinen Ursprung nahm und seine verheerendsten Wirkungen zeigte. Um bei der Ausdehnung des Krieges den Feinden den Einmarsch in Frankreich unmöglich zu machen, faßte man in Paris den grausamen Entschluß, die Grenzlande in eine Wüstenei zu verwandeln. Es ist bekannt genug, mit welcher Zerstörungswut die Parole: „Brülez le Palatinat“, die in das Kriegslager geschleudert ward, von einer erbarmungslosen Soldateska ausgeführt wurde. Wer hat noch nicht vor dem gesprengten Turm des Heidelberger Schlosses gestanden, ohne im Herzen empört zu sein über den Vandalismus, womit der „allerchristlichste König“ das arme Land und Volk heimsuchte. Noch hat sich die Denkmünze mit der Überschrift: „Heidelberga deleta“ erhalten! Die unglückliche „Liese Lotte“, die sich selbst als das politische Lamm, das dem Staate geopfert war, bezeichnete, verbrachte bei den Nachrichten aus der Heimat manche kummervolle Nacht weinend in ihrem Bette. In den Briefen an ihre Verwandten hauchte sie den Schmerz ihrer Seele aus. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie selbst die Veranlassung zu dem namenlosen Jammer gegeben. Sie maß sich in ihrem Gewissen eine Schuld bei, von der sie völlig frei war. Der Krieg galt der Vernichtung des Protestantismus in England, in Holland, in den Rheinlanden. Und dieser Zweck sollte nicht nur durch Feuer und Schwert erreicht werden, sondern auch durch geistige Mittel und durch die Zustimmung ihrer der Religion des Volkes entfremdeten Fürsten. Kanzel, Schule und Hörsaal sollten die Lehre Roms verkündigen. Ein Schwarm von Priestern und Mönchen aus der ecclesia militans zog in die Pfälzer Städte ein und leistete der Gegenreformation Vorschub, die über ein Jahrhundert das Volksleben vergiftete, die Universität Heidelberg in eine klerikale Anstalt verwandelte, Recht und Gericht nach Willkür und parteiischen Interessen beugte. Wo man nicht Gewalt anwenden konnte, griff man zur Heimtücke, zur Verführung, zu Trugkünsten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die klassische Bildung.

Von
K. Bruchmann.

Wenn die Logik der Kraft- und Stoffmenschen recht hätte, so müßte man billig erwarten, daß durch veränderte Ernährung sich welthistorische Erfolge erreichen lassen. Wir Europäer z. B., die wir doch nicht zu den „besseren Menschen" gehören, würden die traurigen Nebenerfolge unserer Pseudo-Kultur ablegen und uns in ein neues Zeitalter hineinessen, dessen reines Licht wenig oder gar nicht durch die bösen Schatten der bisherigen Entwickelung verdunkelt würde.

Wenn wir etwa erst aufhören Fleisch zu essen, (Carnivoren zu sein nennt es der Nahrungs-Apostel der Zukunft), dann werden uns Michelangelo und Kant, Shakespeare und Goethe, Beethoven und Newton wohl nicht mehr viel bedeuten können vor den Geistern der Zukunft. Sie werden Sterne sein, deren Glanz zu verblassen beginnt vor uns aufsteigenden Sonnen.

Doch so lächerlich jene Übertreibung ist, so wahr ist die nüchtern beschränkte Überzeugung, daß die Lebensweise, insbesondere die Ernährung, ungemein wichtig für uns ist: sind wir doch Bäume, deren Wurzeln im Magen ruhen. Ebenso wichtig aber wie die körperliche Ernährung ist die geistige.

Nun kann man freilich die Überproduktion von Bestrebungen, welche seit einiger Zeit auf unsere Erziehung und Bildung gerichtet sind, mit dem skeptischen Grundsatz beiseite schieben, daß die Geschichte ihren Weg weiter gehen werde, wie sie ihn bisher gegangen sei. Treten wir aber diesem mythologischen Wesen „Geschichte" näher, so finden wir uns selbst als die gequälten Atome vor, welche in ihrem Dienste thätig sind, sodaß wir uns doch am Ende veranlaßt fühlen zu fragen, nicht zwar überschwenglich, ob wir ein neues Zeitalter heraufzuführen vermögen, sondern bescheiden, ob sich nicht einige Mißstände weniger fühlbar machen lassen, unter denen wir jetzt seufzen.

In der Not des Lebens, das uns überall hart mit seinen Rätseln zusetzt und dessen Tragik uns oft auf so widerspruchsvollen Umwegen weiter führt, wenden wir uns denn nicht bloß an die graue Theorie, sondern an die „goldene" Empirie und versuchen die Zukunft zu erkennen durch eine genauere Betrachtung des rätselhaften Antlitzes der Vergangenheit.

Wenn also die gewöhnliche Logik nicht wirken will, nehmen wir öfter unsere Zuflucht zu einem etwas pathetischen „die Geschichte lehrt" . . . Doch liegt leider auf der Hand, daß die Berufung auf jene ehrwürdige Lehrmeisterin nicht immer von Erfolg sein kann. Denn die Ausdeutung der geschichtlichen Thatsachen ist nicht so sehr Sache allgemeiner Einstimmung, daß sie die Kraft objektiver Wahrheit besitzt. Vielmehr erfahren gerade die Erscheinungen, welche für uns wichtig sind und uns innerlich berühren, meistens eine verschiedene Deutung, wie z. B. der erbitterte Austausch der Meinungen über soziale Gedanken beweist, welcher unsere Tage unerquicklich erfüllt.

Digitized by Google

Trotzdem ist es unzweifelhaft, daß die Geschichte gerade so gut wie irgend ein anderes Gebiet des Wissens Belehrung gewährt, daß sie nicht bloß sagt, daß und warum etwas gewesen ist, sondern auch was sein wird.

Wenn wir also auf die klassische Bildung unserer Tage einen Blick werfen, — der Leser mag dann die Prüfung seinerseits vervollständigen, — so werden wir uns insofern auf die Vergangenheit beziehen müssen, als wir fragen, ob die klassische Bildung früher ebenso betrieben wurde und warum sie betrieben wurde. Sind die früher treibenden Gründe heut noch lebendig, oder sind neue entstanden für den alten Betrieb?

Es braucht nicht bewiesen zu werden, daß die Vorschrift des Dichters:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es, um es zu besitzen'"

für uns nicht bindend sein kann. Wir müßten sonst nichts ändern und ewig mit dem alten Hausrat der Vergangenheit fortwirtschaften. Aber die unsägliche Zähigkeit der Überlieferung macht sich auch hier geltend. Daß die Zwecke des klassischen Unterrichts nicht mehr dieselben sind wie ehemals, werden wir nachher uns vergegenwärtigen. Also läge es zunächst nahe, ihn ganz abzuschaffen. Indessen könnten wir jetzt für seinen Betrieb einen neuen Grund haben, welcher früher nicht wirksam war.

Jetzt wird er betrieben, so heißt es, wegen des Wertes der lateinischen und griechischen Litteratur und wegen der formal bildenden Kraft der Beschäftigung mit diesen Sprachen. In ersterer Rücksicht kommen aber hauptsächlich die Griechen in Frage — die lateinische Litteratur halten wir weder für ebenso wertvoll noch für gleich passend für die Jugend. Wenden wir uns also zuerst zum Griechischen.

Entweder besitzen alle anderen Unterrichtsgegenstände jene formal bildende Kraft nicht, oder wir Deutsche sind so unvollkommen organisiert, daß wir gerade griechisch und lateinisch zur Ergänzung unseres intellektuellen, moralischen und ästhetischen Menschentums brauchen. Wir können, scheint es, nicht normal zu Verstande kommen und keine normalen Menschen werden, wenn wir nicht nach dem bisherigen Prozentsatz griechisch lernen. Ist das wohl glaublich? Schickt sich hier eins für alle? Denn bei uns ist der Maßstab für die Fähigkeit die Griechen zu studieren ungefähr der, daß man hundert Mark besitzt, welche für ein Jahr das Schulgeld ausmachen.

Daß die Beschäftigung mit dem Griechischen große formal bildende Kraft besitzt, ist ja in hundert Büchern bewiesen und soll gar nicht geleugnet werden. Aber sind denn die Menschen nie Menschen geworden außer durch Erlernung einer fremden Sprache und besonders der griechischen? Und die Griechen selbst? Wodurch sind sie zu Verstand, Kunst und Schönheit gekommen? Sie haben ja doch auch dazu keine fremden Sprachen erlernt. „Aber die Griechen und wir Deutsche! Die Griechen sind einzig in der Geschichte." Nun gut, so lesen wir sie, aber in Übersetzungen, wie man im Mittelalter that. „Aber alle Übersetzungen, besonders poetischer Stücke, sind mangelhaft." Gewiß; aber werden denn jetzt

Digitized by Google

auf unseren Gymnasium die Griechen von allen oder den meisten Schülern wirklich genossen? Werden sie gelesen oder buchstabiert? Ist denn jeder Schüler fähig Homer, Sophokles und Plato zu genießen? Ist denn Demosthenes und Thukydides eine so beliebte und leichtverdauliche Speise für jeden Magen? Lernen die Schüler (wie ein Paradoxon sagt) bloß deswegen griechisch, damit sie nicht merken, was in den alten Schriftstellern steht?

Der Beweis, daß der Mensch außer durch griechisch nicht zu normalem Verstande erwachen kann, daß es kein höchstes Menschentum giebt ohne die in unseren Schulen auch nicht annähernd erreichte Auffaugung des Griechentums, läßt sich nicht erbringen.

Daß der Betrieb des Griechischen den Geist bildet, ist unzweifelhaft. Stehen aber die sehr beträchtlichen Opfer an Zeit und Kraft annähernd im Verhältnis zu den Erfolgen? Brauchen wir vielleicht die Zeit für andere Zwecke nötiger? Griechisch lernen und verstehen könnte ein Luxus sein, nicht ein Bedürfnis. Wir können uns kaum mit der Vorstellung schmeicheln, daß es wirklich gelernt und verstanden wird. Das Abiturienten-Examen, welches ein allzu idealistischer Schulmann den harmonisch nachklingenden Schlußakkord des ganzen Schullebens genannt hat, liefert doch wohl, selbst wenn das Schulpensum erfüllt ist, den Beweis des Gegenteils. Die Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen werden oft in zweifelhaftem Deutsch geliefert werden; und wenn das bischen Übersetzen, das bischen Kenntnis von ein paar dürftigen Ausschnitten der griechischen Literatur auch wirklich vorhanden ist, bedeutet denn das „das Griechentum"? Das läßt sich kaum sagen, ohne alles Griechische mit mystischer Qualität zu umkleiden.

Wenn aber hier eigentlich nicht das Griechentum gewirkt hat, so kann es nur die formale Bildung gethan haben, d. h. wir gestehen zu, daß die Beschäftigung mit unserer eigenen Sprache oder mit irgend einer anderen nicht geeignet gewesen wäre, dieselbe Blüte der Intelligenz zu zeitigen. Denn das wird man unserer Litteratur doch nicht aufbürden wollen, daß es ihr an Inhalt fehle, um Deutsche verständig, zu Menschen und Deutschen zu machen?

Ich fürchte, daß bei vielen Beteiligten, welche jenen Schlußakkord empfinden sollen, das Abiturienten-Examen als eine zu überstehende Plage empfunden wird. So geht es freilich mit den meisten Prüfungen: aber wer hat denn sonst behauptet, daß sie ein harmonischer Schlußakkord sind?

Hierbei ist noch das Unglück, daß um des Griechischen und Lateinischen willen eine Menge von geschichtlichen Thatsachen mitgelernt werden muß. Und wo bei diesen der formal bildende Wert steckt, wäre schwer zu sagen. Plato im Original lesen ist gewiß oft einer der höchsten Genüsse, zumal wenn man einen so feinsinnigen und künstlerisch nachempfindenden Interpreten wie Bonitz dabei hat: aber man frage nach sogar bei dem kleinen Bruchteil derjenigen, welche nach dem Abgang vom Gymnasium das Griechische zünftig betreiben, wieviel sie von Plato gelesen haben; wieviele von ihnen den klassischen Ausschnitt der griechischen Litteratur einmal ganz durchgelesen haben, die ganzen Tragiker, den

Digitized by Google

ganzen Aristophanes, die ganzen Redner, Historiker, Lyriker u. s. w. Und wäre einmal lesen schon genug?

Sie, diese zünftigen Griechen, lassen ja also, von der griechischen Kunst ganz zu schweigen, auch nur einen Teil des Griechentums auf sich wirken. Sie haben nicht Zeit dazu, sich diesen Luxus ganz zu gönnen, wenn sie nicht nur ihre Amtsgeschäfte gewissenhaft verrichten, sondern auch mit der fortschreitenden Forschung leidlich in Verbindung bleiben wollen. Und diese winzigen Brocken des Gymnasiums sollen geistig von so unersetzlichem Werte sein? Wenn diese Schulung nützt, ist sie unentbehrlich? Braucht sie nicht zu viel Zeit und Kraft im Verhältnis zu ihrem Erfolg? Sind alle Schüler eines Gymnasiums annähernd befähigt Griechentum zu genießen, griechische Sprache zu erlernen, ohne darüber die Fähigkeit gutes Deutsch zu reden beim Abiturienten-Examen, jenem Zukunfts-Akkord, zum Teil einzubüßen?

Kurz: der griechische Göttertrank wird so tropfenweise genossen und so mühselig angeeignet, daß ernsthaft nur die formale Bildung als Gewinn angeführt werden kann, deren hoher Wert unbezweifelt, deren absoluter Wert unerweislich ist.

Die schöne, ästhetisch anregende und ein wenig schmeichelhafte Tradition unserer Epoche von Schiller und Goethe, Winckelmann und Lessing, welchen Homer und die Griechen so ungemein wertvoll waren, blendet uns vielleicht, sodaß wir die Aneignungsfähigkeit und das Bedürfnis der hundert Mark zahlenden Jugend verkennen. Die paar wohlklingenden Namen und schönen Geschichten der klassischen Götter- und Heroensage lassen sich wahrlich leicht in deutscher Sprache erlernen, sodaß uns die Poesie unserer klassischen Periode, welche vom Griechentum durchtränkt ist, nicht wesentlich ferner gerückt wird, wenn wir nicht mehr ausnahmslos von Unter-Tertia bis Prima an der griechischen Litteratur herumbuchstabieren.

Aber unsere Vorfahren haben ja doch auch griechisch gelernt, die Griechen haben unserer Kunst und Dichtung neue Impulse gegeben, man erinnere sich an Winckelmann, Asmus Carstens u. s. w.

Sehen wir einen Augenblick zu, wie die Vorfahren griechisch gelernt haben.[1]) Die Kenntnis der griechischen Sprache war im ganzen Mittelalter eine gelehrte Seltenheit. Aber die Griechen wurden in lateinischen Übersetzungen gelesen. Ein allgemeineres Studium begann erst seit Agrikola, Reuchlin, Erasmus, Melanchthon. Der praktische Hauptzweck war der, daß die Theologen das Neue Testament in der Ursprache lesen sollten: ein Grund, welcher gewiß zu billigen ist. Aber im 16. und 17. Jahrhundert war das Griechische dem Lateinischen gegenüber

[1]) Der Leser sei aufmerksam gemacht auf das gediegene Werk von Fr. Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. Leipzig 1885. Es ist dies eine gründliche und anziehende Darstellung eines wichtigen Teils unserer Kulturgeschichte seit einem halben Jahrtausend. Der letzte Abschnitt behandelt auf mehr als 100 Seiten die Strebungen und Gegenstrebungen der jüngsten Zeit und enthält Andeutungen, wie sich P. die höhere Schule der Zukunft denkt.

Digitized by Google

entschieden Nebensache: es wurde nur gelehrt, was der Theologe für sein Studium brauchte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts dagegen begann man sich dem griechischen Studium mit Leidenschaft hinzugeben.

Homer und kein Ende — das war die Losung jener Zeit. Es ist bekannt genug, daß damals jene Studien die althumanistischen leeren Anschauungen von Poesie radikal umgeformt haben, daß das Natürliche und Volksmäßige als der wahre Quell aller Kunst und Begeisterung erkannt und hauptsächlich in der homerischen Poesie verwirklicht gefunden wurde.

Wem wird es einfallen, den Griechen ihren Anteil auch nur im geringsten zu bestreiten an diesem goldnen Zeitalter unserer Poesie und späterhin unserer Philologie? Ist dies jedoch damit gleichbedeutend, daß bei uns jeder Gymnasiast griechisch lernen muß? Oder glaubten unsere geistigen Heroen aus jener Zeit, daß das Griechische obligatorischer Unterrichtsgegenstand der höheren Schulen sein müßte? Keineswegs. Weder die Gelehrten meinten dies, noch das Publikum. Fr. Aug. Wolf z. B. war gänzlich frei von der phantastischen Forderung, daß jeder heranwachsende Deutsche oder möglichst viele von ihnen lateinisch und griechisch lernen müßten. Das Gymnasium, wenigstens die beiden oberen Klassen, wo möglich auch die dritte, sollten ausschließlich von künftigen Studierenden besucht werden. Aber nicht einmal alle Studierenden bedürfen der klassischen Sprachen. Zumal das Griechische braucht kein Mensch außer den künftigen Theologen und Gelehrtenschullehrern.

Nicht ohne Interesse ist eine Äußerung des Schutzpatrons der jetzigen Gymnasial-Pädagogik, Joh. Fr. Herbart. Er schrieb 1818: Mögen die Philologen ihre alte bekannte Ausrede von der formal bildenden Kraft des Sprachstudiums in die neuesten Phrasen kleiden; das sind leere Worte, wodurch niemand überzeugt werden wird, der die weit größeren bildenden Kräfte anderer Beschäftigungen kennt und der die Welt mit offenen Augen ansieht, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre geistige Existenz keiner lateinischen Schule verdanken." „Daß man junge Leute, die nicht studieren sollen, dennoch durch die Gymnasialklassen gehen läßt und sie dort mit Strenge zu Arbeiten anhält, deren Zwecklosigkeit sie selbst nur zu gut voraussehen, ist einer von den stärksten Beweisen von Mangel an Nachdenken und von Hingebung an unbestimmte Lobpreisungen der alten Sprachen, die an Charlatanerie grenzen."

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war der Schulbetrieb der klassischen Sprachen so wenig obligatorisch, daß man hätte glauben sollen, er werde sich auf immer kleinere Kreise der heranwachsenden Jugend einschränken. Die Anschauung der Zeit erhellt z. B. aus einer biographischen Notiz des berühmten Juristen Karl Friedrich Eichhorn [1]). Er erzählt S. 5 . . . „ans Griechische wurde gar nicht gedacht, und mein Vater, der meine Kenntnisse im Lateinischen mehr als billig schätzte, hatte wohl damals schon im Sinn, mit weniger Kenntnis des Griechischen würde ich wohl auch auskommen, zumal weil er mich von jeher zum deutschen

[1]) K. F. E. sein Leben und Wirken u. s. w. von Joh. Friedr. Schulte. Stuttgart 1884.

Digitized by Google

Juristen bestimmt hatte . . . Auf dem Gymnasium nahm mich der Professor Eyring nach Prima auf und meinte, der Mangel des Griechischen werde nicht im Wege stehen, zumal ich ja doch kein Theolog oder Philolog werden solle." Der Schulbetrieb der klassischen Sprachen hatte ursprünglich einen sehr realen Zweck. Latein wurde in den kirchlichen Schulen gelehrt, weil Latein Kirchensprache war und die Kirche für den Nachwuchs der Kleriker sorgen mußte. Die Humanisten sodann lebten in der wunderlichen Illusion, Latein müsse gelernt werden, um die litterarische Produktion des Altertums fortzusetzen, um lateinische Verse zu machen und lateinische Reden zu halten. Der Betrieb des Lateins, auch das Lateinschreiben, hatte seinen guten Sinn zu einer Zeit, wo das Latein die allgemeine Gelehrtensprache war.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts glaubte man nicht mehr daran. Die antike Litteratur sollte nicht mehr fortgesetzt, sondern genossen werden. Urteil, Geschmack, Geist und Einsicht sollen gebildet werden, um dadurch die allgemeine Fähigkeit geistiger Produktion zu steigern. Die Alten, besonders die Griechen, seien die freieste und schönste Entwickelung des menschlichen Geistes; wenn man sie lese, nehme man selbst schöne Gedanken und nachdrückliche Worte an. Hier ist nicht von formal bildender Kraft die Rede. Hier wird vorausgesetzt, daß die Alten wirklich und viel gelesen werden. Ja die Erlernung der alten Sprachen wird nicht selten als ein notwendiges Übel bezeichnet, das man auf dem Wege der Gelehrsamkeit mit tragen müsse.

Im 19. Jahrhundert erlangt das Griechentum eine absolute Bedeutung, obgleich man nicht mehr wie im 16. Jahrhundert aus ihren Schriften wissenschaftliche Belehrung zu gewinnen erwartete. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts kam also ein beträchtlicher Teil der Studierenden ohne die Kenntnis des Griechischen auf die Universität.

Wir sehen nun, daß der Zweck des Betriebes der klassischen Studien und diese selbst sehr verschieden gewesen sind. Von greifbaren Zielen, welche durch die Forderungen des Lebens vorgezeichnet waren oder in der Kultur der Zeiten ihre Begründung fanden, hat sich dieser Unterricht jetzt doch wohl meist in den Dienst der formalen Bildung gestellt. Man wird dies kaum bestreiten können, wenn auch im Reglement andauernd und nachdrücklich betont wird, daß die Lektüre die Hauptsache sei und nicht sowohl Grammatik gelehrt als vielmehr eine eindringende Würdigung des Inhalts erreicht werden solle.

Die Erbschaft unserer Epoche vom Ende des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts trifft zusammen mit einer gewissen Neigung zur Gründlichkeit. Wir wollen an der Quelle genießen, ohne das trübende Mittel von Übersetzungen. An die Quelle kommen wir freilich, ob aber auch zum Genuß?

Das wird man nicht im Ernst anführen wollen, daß die Mediziner, Physiker und Botaniker um der Fremdwörter ihrer Wissenschaft willen sechs Jahre griechisch lernen müssen. Denn wenn man Abiturienten und Gymnasiallehrer auf die etymologischen termini jener Wissenschaften hin prüfen wollte, so würden, glaube ich, die meisten ein „nicht genügend" bekommen. Dann hätten also jene sechs oder zehn Jahre nicht genügenden Erfolg gehabt. Doch weiter.

Digitized by Google

Die Klagen wegen der Überbürdung sind hauptsächlich, nicht ausschließlich, aus den Kreisen der Eltern laut geworden. Leider sind sie noch nicht geographisch oder lokal-statistisch geordnet. Da würde sich gewiß ein Unterschied ergeben, sodaß die Klagen nicht überall gleich wären. Es läßt sich wohl vermuten, daß nicht alle Eltern die Schulverhältnisse, denen sie ja doch fern stehen, hinlänglich objektiv zu beurteilen im stande sind und daß nicht überall genügend erkannt wird, daß die Zeit des Lernens für die Jugend nicht zugleich eine Zeit sein kann, in welcher die Söhne zu allen möglichen gesellschaftlichen Zerstreuungen herangezogen werden und namentlich durch das geisttötende Klavierspiel oder gar die gefühlvolle Cello-Bearbeitung des denkträgen Dilettantismus von ihrer Schularbeit abgezogen werden. Daß da viel Verkehrtheit mit unterläuft und die mühselige Arbeit der Schule beeinträchtigt, dürfte kaum in Abrede zu stellen sein.

Auch kann man sagen, daß die Zeit des Lernens allemal eine Zeit sei, wo der Lehrling oft Mißvergnügen empfindet — so auch der Gymnasiast; daß demgemäß nicht dem Griechischen und Lateinischen die Schuld aufzubürden ist, sondern daß es überall so ist, wo jemand als Lehrling ein Pensum zu bewältigen hat. Diese beiden Argumente, welche sich zu Gunsten des bisherigen Zustandes anführen lassen, sind nicht ohne persönliches Gewicht — aber werden die sachlichen Bedenken gegen den ferneren uneingeschränkten Betrieb des Griechischen dadurch entkräftet? Endlich kann man sagen: das Griechische wird nach dem Abiturienten-Examen vergessen. Nun gut. Aber ist's nicht ebenso mit anderen Dingen, mit der Mathematik, mit vielen historischen Daten, mit physikalischen und naturgeschichtlichen Thatsachen? Sollen die darum auch vom Gymnasium verschwinden? Darauf läßt sich wohl folgendes erwidern.

Wir können uns ganz leicht eine Figuration unseres Lebens denken, in welcher das Griechische fehlt, können uns vorstellen, daß die Welt für uns weiter gehen würde, wenn es keine Griechen gegeben hätte und kein Griechisch gäbe; aber wir können uns nicht ebenso als entbehrlich vorstellen jene andern Disziplinen, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß viele historische Daten besonders aus der griechischen und römischen Geschichte ganz ohne Schaden sofort vergessen werden. Weniger wäre hier sicherlich mehr. Weniger Geschichte würde zu einer festeren Einprägung führen. Wir leiden auch hier unter der Tradition.

Man beruft sich ferner auf die historische Wirksamkeit der humanistischen Studien. Was sie einmal gethan haben, müssen sie das immer thun? Sind die Verhältnisse unseres Vaterlandes immer gleich, sodaß eine „Wiedergeburt" durch die klassischen Studien fortwährend eintritt? Ja endlich: was ist hier Grund und was Folge? Könnte man nicht auch glauben, daß die Ergreifung der klassischen Studien eine Folge des nationalen geistigen Aufschwungs gewesen ist, nicht aber seine Ursache?

Der psychologische Kritiker wird aber von uns verlangen, daß wir thatsächliche Schäden des öffentlichen Lebens anführen als herrührend von unserem Gymnasialbetrieb, wenn anders dieser Betrieb mit Fug zu ändern wäre. Er wird hinweisen, um uns zu widerlegen, auf den Aufschwung unseres staatlichen und

Digitized by Google

geistigen Lebens und wird fragen, wie sich der mit den vermeintlichen Mängeln der klassischen Bildung verträgt.

Es ist billig, anzuerkennen, daß sich hieraus nicht bündig mit statistischen Daten antworten läßt. Indessen sei es erlaubt, den sachlichen Bemerkungen, welche an die Spitze gestellt worden sind, einige Worte hinzuzufügen, welche zu einer Prüfung der Verhältnisse auffordern mögen. Die Universitätsgutachten haben wiederholt (wie Paulsen darlegt) beklagt, daß die Abiturienten nicht mit dem erwünschten geistigen Habitus für die Universitätsstudien ausgestattet seien. Woher kommt das? Doch wohl nicht von den Personen, sondern von den Sachen. Neuerdings ist von einer ausgezeichneten Autorität ein Wort gefallen vom „banausischen Geist" der Studierenden. Woher diese stets wiederholten Klagen, wenn sie nicht in der Sache begründet sind? Der Unterrichtsstoff, das Pensum, hat sich ja doch gegen früher vergrößert. Unsere Gymnasiallehrer, welche verpflichtet sind in ihrem mühevollen Beruf das eherne Pensum zu lehren und dafür freilich vom Publikum oft nur haltlose Angriffe hören, als ob sie zu ihrem Vergnügen die Schüler lernen ließen, können doch nicht dafür verantwortlich gemacht werden.

Täusche ich mich, oder zeigt das öffentliche Leben vielfach einen oberflächlichen Zug, ein geschäftsmäßiges Treiben, eine flache Gedankenlosigkeit, ein Scheinwissen und Scheininteresse, welche Dinge mit der klassischen Bildung seltsam kontrastieren? Paulsen erwähnt: „Wie weit es in der Ausbildung des litterarischen Kunstsinnes die meisten sogenannten Gebildeten gebracht haben, dafür ist der Beifall, den in unseren Theatern die neuesten Rührpossen allezeit finden, ein beschämender Beweis." Ja, möchte man weiter fragen, wie steht es denn mit jenen „Dichtern" dieser Stücke? Man meint doch, daß ein Dichter den Menschen etwas zu sagen habe. Was sehen wir hier? Die Dramatik nicht selten im Kompagnie-Geschäft. Das ist keine schöne Errungenschaft der Gegenwart. Diese „Dichter" haben uns nichts zu sagen, sondern wollen für sich ein Stück produzieren. Das macht einen sehr geschäftsmäßigen Eindruck, nicht einen klassisch gebildeten.

Man wird anführen, daß eine Nation, welche einen Krieg wie den letzten (70/71) siegreich geführt hat, doch körperlich und geistig gesund sein muß. Das soll auch nicht bestritten werden. Ist aber die weitere Folgerung sicher: es wäre anders gewesen, wenn wir nicht seit fünfzig Jahren unser Gymnasium mit dem klassischen Unterricht gehabt hätten? Man wird hier nicht sagen wollen post hoc, ergo propter hoc. Unsere Historiker werden ganz andere Gründe für die Erstarkung unseres Volkes anführen. Wenn nun andere Nationen beginnen unsere Schuleinrichtungen nachzuahmen, weil wir den Erfolg für uns hatten, so ist dagegen nichts zu sagen: denn unsere Schule steht und fällt doch nicht mit dem ausnahmslosen Betrieb des Griechischen auf dem Gymnasium. Die Forderung, den lateinischen Aufsatz abzuschaffen, scheint durchaus begründet. Wir können uns dafür auf Autoritäten von großem Gewicht berufen. Der lateinische Aufsatz schädigt die Lektüre und beeinträchtigt dadurch den Genuß des Inhalts,

Digitized by Google

widerspricht somit der Forderung, daß die Litteratur-Denkmäler gründlich kennen gelernt werden.

Warum wird denn die Abschaffung des Lateins nicht auch verlangt? Warum soll es nicht auch bloß fakultativ werden wie das Griechische? So viel ich sehe, hat das Latein (zumal ohne den lateinischen Aufsatz) auch noch mehr praktischen Wert. Denn es hängt mit einigen neueren Sprachen zusammen und erleichtert ihre Erlernung wesentlich. Auch ist es nicht so schwer wie das Griechische und scheint somit mehr der Durchschnittsfähigkeit der Schüler zu entsprechen.

Was werden nun wohl unsere Gymnasiallehrer dazu sagen, daß jemand so ausführlich und gründlich wie Paulsen und so kurz und das Thema nicht erschöpfend wie diese Zeilen von neuem zu einer Prüfung der Frage auffordert, ob wir den Betrieb unserer höheren Schulen nicht etwas rationeller und erfreulicher einrichten könnten, sodaß die stetigen Klagen sich vermindern? Ich glaube, sie werden, so sehr sie unter dem Pensum leiden, welches für die meisten Schüler zu schwierig erscheint, sich nicht entschließen, darein zu willigen. Die Macht der Tradition ist zu groß, und wer verneint gern einen Teil seiner geistigen Substanz? Sie werden sich darauf berufen, daß die Schüler gern zuhören, wenn ihnen eine Rede aus Lysias vorübersetzt wird, daß sie gern Homer lesen, wenn es schnell geht, daß sie sich gelegentlich für Gedanken Platos interessieren; das mag schon sein. Wenn nur darin gerade der griechische Unterricht bestehen könnte! Aber diese spärlichen Früchte reinerer Geistigkeit werden verbittert durch allerhand andere „formal bildende" Zuthaten, welche die meiste Zeit in den sechs Jahren in Anspruch nehmen. Sie werden am Ende sagen, die griechische Litteratur sei vortrefflich geeignet für die heranwachsende Jugend, viel besser als die lateinische. Das ist richtig. Warum soll sie denn nicht zum Teil deutsch gelesen werden? Weil sie sich nur dürftig übersetzen läßt und weil das Griechische formal bildet — doch darauf ist schon oben geantwortet worden.

Wenn einsichtige Schulmänner eingestehen, daß die Ergebnisse des Unterrichts nicht befriedigen, wenn unablässig „reformiert" wird, wenn die Universitäten klagen, daß die Studenten zu wenig denken können, daß mehr ihr Wissen (im günstigsten Falle) als ihr Können entwickelt wird, daß es ihnen an Neigung für gründliches Studium fehlt, so entsteht die Befürchtung, daß die klassische Bildung doch viel Schein ist, daß es ihr ohne alle Schuld der Personen an lebensfähiger, innerer Wahrheit gebricht.

Die Physiologen verlangen, daß die Abiturienten mehr Mathematik lernen. Woher soll die Zeit dazu kommen?

Wir wollen einerseits heutzutage die Eigenart unseres Volkes mit aller Energie befestigen. Dies geschieht gewiß auch dadurch, daß wir die eigene Vergangenheit, alles, was deutsch war, kennen lernen: eine Aufgabe, welche auf unseren Schulen keineswegs antiquiert ist. Andererseits wollen und müssen wir auch unsere Mitarbeiter oder Gegner in der Gegenwart kennen lernen. Deswegen lernen wir fremde Sprachen, um die Kulturarbeit der neueren Zeit zu genießen, welche unsere Nachbarn gethan haben. Für die neueren Sprachen, welche diesen

Digitized by Google

praktischen Vorteil haben, scheint die Durchschnittsfähigkeit eher zu genügen, obgleich die Direktoren der Real-Gymnasien wohl auch immer über die Leistungen ihrer Abiturienten klagen werden. Giebt man zu, daß wir mit dem geistigen Leben unserer Nachbarn Bescheid wissen müssen, so ist zwar das Französische ausreichend, das Englische aber — was eine so reiche Litteratur hat — nur halb vertreten.

Würden denn nun die Klagen über zu große Belastung aufhören? Nein; sie werden vermutlich immer bestehen. Aber sie sind es auch nicht, welche oben als Hauptgrund angeführt wurden.

Wenn es nun wirklich Tendenz, d. h. Bedürfnis unserer Zeit wäre, den klassischen Unterricht zu beschränken, um zunächst für andere Lehrgegenstände mehr Zeit zu gewinnen, wenn der lateinische Aufsatz zu Gunsten einer vertieften Lektüre wegfällt, wenn wir — was die wichtigste Maßregel wäre — das Griechische nicht ausnahmslos lehren, welche Vorteile und Nachteile möchte das wohl mit sich führen?

Die Antwort auf diese Frage wird sehr verschieden ausfallen; auch kann niemand den Erfolg unfehlbar vorausbestimmen. Allein gegen gewisse Befürchtungen läßt sich ein Wort sagen; daß unser Geist der normalen Ausbildung alsdann entbehren müßte, wurde oben bezweifelt. Beweisen läßt es sich nicht. Es käme dann eben nur auf den Mut des Versuches an. Man könnte dann weiter sagen, daß die Griechen, wenn nicht von allen Gymnasiasten und im Original genossen, unverhältnismäßig an veredelnder Kraft verlieren. Homer und Sophokles deutsch lesen, heiße nicht Homer und Sophokles lesen; überhaupt werde der ästhetische und ideale Sinn unserer Gymnasien leiden und realistisch vergröbert werden. Aber unser Idealismus beruht doch vor allen Dingen auf unserem eigenen Volkstum, auf unserer Geschichte, Kunst, Religion, Sitte und Wissenschaft. Und wenn wir die Griechen deutsch lesen, wie viele unserer Klassiker thaten zur Zeit Schillers und Goethes, so erleiden wir hauptsächlich eine ästhetische Einbuße, nicht eine ethische oder intellektuelle (immer von der formalen Bildung abgesehen). Sind wir denn aber alle gleich organisiert für diesen feinen Duft, für diesen ästhetischen Glanz des Griechentums, sodaß daraus ein durch seine Allgemeinheit bedeutender Verlust entstehen müßte?

Nicht eine realistische Verflachung möchte eintreten, sondern eine intellektuelle, vielleicht sogar eine ethische Vertiefung. Nicht deswegen, weil die modernen Litteraturen, weil die Naturwissenschaften eine besondere ethische Qualität besitzen, wodurch sie sich vor dem Altertum insgesamt auszeichneten, sondern weil Gründlichkeit des Gedankens, welche wir erstreben, nicht ohne Einfluß ist auf die Bildung des Charakters. Vielleicht könnte man hoffen, daß in Zukunft mehr gedacht, weniger buchstabiert und memoriert wird. Wenn das Pensum der griechischen und römischen Geschichte kleiner gemacht wird, so gewinnen wir übrigens Zeit für die Geographie, welche eine eminent moderne zukunftsreiche und notwendige Wissenschaft ist und deren ungemeine Reichhaltigkeit am Ende doch noch zu wenig auf den Schulen (aus Mangel an Zeit) berücksichtigt werden kann,

Digitized by Google

Die Anschauung ferner dürfte nicht vereinzelt geäußert werden, daß wir mehr Philosophie brauchen (auch Paulsen spricht davon mit besonderer Spezialisierung), daß demnach unsere Gymnasiallehrer doch mehr und allgemeiner als bisher sich mit philosophischen Studien zu befassen haben. Ist es ferner eine leere oder begründete Befürchtung, daß gründliche Kenntnis der Litteraturen selbst leicht zu kurz kommt bei der Menge des zu bewältigenden philologischen Details? Daß das antiquarische Beiwerk dem Studium des Gedankengehalts einer Sprache und Litteratur Eintrag thut? Man denke an die Laut- und Formenlehre einer Sprache und ihrer Idiome, an die Syntax, die Metrik, den litterarisch-kritischen Apparat.

Sollen wir also griechisch lernen? Ja. Nur nicht so, wie bisher. Es muß also nicht ohne Unterschied auf dem Gymnasium gelehrt werden. Sollen wir die griechische Litteratur lesen? Noch viel mehr als bisher, im Notfall in Übersetzungen. Unerläßlich zur Universität soll das Griechische nur für klassische Philologen und für die Theologen sein, nicht aber für alle Studenten ohne Unterschied der Fakultät.

Das Publikum möge nur nicht vergessen, daß auch zu diesen Verhältnissen, gerade so gut wie zu anderen, Sachkenntnis gehört, und daß man diese nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht gerade bei denjenigen Menschen am ehesten erwarten muß, welche sich mit einer Sache nicht berufsmäßig beschäftigen.

Einen einzelnen Fall der Art gestatte man wegen seiner Wichtigkeit zum Schluß hervorzuheben. Im Jahre 1882 wurde im Abgeordneten-Hause der Antrag Bonitz, Seminare für angehende Lehrer zu errichten, welche von erfahrenen Schulmännern geleitet werden sollten, um so den Schulbetrieb rationeller zu gestalten, also die Leistungen der Schule zu erhöhen und öfter geäußerte Klagen womöglich zu beseitigen, wenn ich nicht irre mit allen gegen sechs Stimmen abgelehnt!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Forstwirtschaft.

Zusammensetzung und Bewirtschaftung des Waldes.

Die geselligen Pflanzen, welche ein charakteristisches Kennzeichen der gemäßigten Zone bilden, erscheinen im deutschen Walde in einer besonders scharf ausgeprägten und typischen Form.

Wenige Arten bedecken hier Millionen von Hektaren, nach den statistischen Erhebungen vom Jahre 1883 sind 13000611 ha, demnach mehr als $^1/_4$ (genau 25,78%) der Gesamtfläche des deutschen Reiches, bewaldet.

Wenn man lediglich die in größerem Umfang bestandesbildenden Holzarten in Betracht zieht, so sind es sieben Laubhölzer: Eiche, Rotbuche, Hainbuche,

Digitized by Google

Ahorn, Esche, Birke und Erle, sowie vier Nadelhölzer: Kiefer, Fichte, Tanne und Lärche, welche den deutschen Wald zusammensetzen. Allein auch diese wenigen Arten beteiligen sich in sehr ungleichmäßiger Weise hieran. Zwei Drittel (65,5%) der gesamten Waldfläche gehören den Nadelhölzern an, unter denen die Kiefer weitaus in erster Linie steht, indem sie auf 65% des Nadelwaldes und auf 42% der gesamten Waldfläche fast allein herrschend auftritt. Die „deutsche Eiche" dagegen muß sich mit nur 6% der Gesamtwaldfläche begnügen, wovon noch dazu die Hälfte Schälwald ist.

Dieser Zustand, welcher als charakteristisch für den heutigen sogenannten „Wirtschaftswald" zu betrachten ist, war aber keineswegs ursprünglich im Urwald der Vorzeit vorhanden. Der letztere unterscheidet sich sowohl durch einen ungleich größeren Reichtum an Arten, welche in bunter Mischung durcheinander vorkommen, als auch durch die bedeutenden Verschiedenheiten im Alter der nebeneinanderstehenden Individuen ganz wesentlich von dem Produkte der modernen Forstkultur.

Noch vor ca. 100 Jahren waren die Tieflands-Waldungen, besonders in den klimatisch günstiger situierten Bezirken, ebenso auch jene der Hügellandschaften und der Mittelgebirge mit sehr geringen Ausnahmen von gemischten Beständen gebildet, selbst die höheren Gebirge und die Alpen bieten in ihrer weiten Erstreckung heute noch zahllose Zeugnisse dafür dar, daß sie bis zu erheblicher Höhe hinauf an Beständen mit einer größeren oder geringeren Mehrheit von Holzarten bedeckt waren. Das weite Nadelholzmeer der norddeutschen Tiefebene bestätigt ebenfalls in seinen wenigen noch vorhandenen Laubholzrevieren, den Bruch- und Seebezirken und den anderwärts zerstreuten Resten früherer Zeiten die jüngst vergangenen, von den heutigen wesentlich verschiedenen Bewaldungsverhältnisse.

Während im modernen Walde auf großen Flächen eine Holzart in der gleichen Altersstufe vertreten ist, stehen im Urwald, von dem uns die Karpathen, die Alpen und der Böhmerwald, noch einzelne Bestände aufweisen, inmitten der Stämme höchster Lebenskraft allenthalben die abgestorbenen Zeugen früherer Jahrhunderte umher, mit gebrochenen Ästen und Wipfeln; Tausende von kolossalen Schäften, wie sie Alter und Orkane nach und nach übereinandergeworfen haben, bedecken kreuz und quer, oft als wirrer Verhau, den Boden. Merkwürdig ist die Fülle neuer Vegetation, welche sich auf den alten Lagerstämmen entwickelt. Ein dichter Pelz des üppigsten Mooses überzieht sie nach allen Seiten; darin finden die fallenden Baumsamen vortreffliches Keimbett und in dem darunter sich bildenden Humus die jungen Pflänzchen geeigneten Boden.

Der Übergang aus dem Urwald hat sich mit der entwickelnden Kultur allmählich und schrittweise vollzogen. Jahrhunderte hindurch war lediglich die Verminderung (Rodung) des im Übermaß vorhandenen Waldes durch Axt und Feuer der einzige Eingriff, welcher von seiten des Menschen in das Walten der Natur erfolgte. Erst im 12. Jahrhundert begann man in den höher zivilisierten Teilen Deutschlands, am Rhein, weitere Rodungen zu untersagen, während in den weiter östlich gelegenen Gegenden solche noch lange, in Ostpreußen sogar bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, fortdauerten.

Digitized by Google

Wesentlich später finden sich die Anfänge der modernen Forstwirtschaft. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts begann man an verschiedenen Orten, so namentlich bei Erfurt, die Fähigkeit des Laubholzes, nach dem Abhieb des Stammes aus dem Stock wieder auszuschlagen, falls derselbe noch nicht zu alt ist, planmäßig zu einer Verjüngung des Waldes zu benützen. Es entstand so der auch heute noch auf 3,1% der Gesamtfläche übliche sogenannte Niederwaldbetrieb, bei welchem die Holzernte in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen (die Wiederkehr schwankt zwischen 2 und 30—40 Jahren) erfolgt und durch diese selbst die Wiederverjüngung der abgetriebenen Fläche bedingt wird.

Da bei diesen kurzen Nutzungsperioden (Umtriebszeiten) nur schwaches Holz erzogen werden kann, so suchte man den Bedarf an stärkerem Holze, soweit derselbe nicht aus den weiter zurückgelegenen Urwaldsbezirken gedeckt werden konnte, dadurch zu befriedigen, daß einzelne bessere Stangen und Stämme mit dem Hiebe verschont wurden und allmählich zu Starkholz heranwuchsen. Diese Betriebsform, bei welcher neben dem im Niederwald bewirtschafteten Hauptteile des Bestandes auch noch stärkere Stämme in bestimmter Altersabstufung auf der gleichen Fläche vorkommen, heißt Mittelwald; derselbe hat seine vollständige Ausbildung um das Jahr 1600 erhalten. Gegenwärtig ist er ebenso wie der Niederwald nur wenig mehr vertreten (auf 6,5% der Gesamtwaldfläche) und findet sich am häufigsten und besten entwickelt an den Ufern der größeren Flüsse und Ströme als sogenannter Anwald.

Beim Nadelholze, welchem die Ausschlagsfähigkeit (wenigstens von den in Deutschland vertretenen Arten) fehlt, konnte man, als die Not dazu drängte, nicht bloß zu ernten, sondern auch zu säen, die eben geschilderten primitiven Betriebsmethoden nicht anwenden. Hier war es eine andere Eigentümlichkeit, nämlich die leichte Verbreitungsfähigkeit des Samens, welche man zur Verjüngung benützte. Es genügte beim Abtrieb größerer Flächen, welche gegen das Ende des Mittelalters hauptsächlich da erfolgten, wo das Holz verkohlt oder auf dem Wasser transportiert (geflößt oder getriftet) werden sollte, einige wenige Stämme überzuhalten, um durch den von diesen produzierten Samen die abgetriebene Fläche wieder zu verjüngen.

Der Kahlschlag, d. h. der gleichzeitige Abtrieb sämtlicher auf einer bestimmten Fläche vorhandenen Stämme mit Belassung (Überhalt) einzelner Stämme oder Stammgruppen (Horste) zum Zweck der Besamung war hier die älteste Form des Hochwaldes (Verjüngung durch Samen) im Gegensatz zu dem beim Laubholz entwickelten Nieder- und Mittelwald (Verjüngung durch Stockausschlag.)

Dieser schlagweise Betrieb bildete sich beim Nadelholz im Laufe des 16. Jahrhunderts aus, erfuhr jedoch in der Folgezeit noch mehrfache Abänderungen. Zur Verjüngung des Laubholzes, und zwar hauptsächlich der Buche, begann man denselben erst im 18. Jahrhundert anzuwenden. Da aber die Empfindlichkeit dieser Holzart in der ersten Jugend gegen Hitze und Frost die rasche Entfernung des alten Bestandes nicht zuläßt, so sah man sich gezwungen, hier nur langsam und dem Bedürfnisse der allmählich erstarkenden jungen Pflanzen entsprechend mit

Digitized by Google

den Mutterbäumen zu räumen, und kam so zu dem Dunkelschlag, bei welchem sich die Verjüngung in einem längeren, je nach den örtlichen Verhältnissen 10—20 Jahre umfassenden Zeitraum vollzieht.

Wenn nun auch die heute noch in Übung befindlichen Methoden zur Verjüngung der Bestände schon Jahrhunderte lang bekannt waren, so herrschte doch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Urwald in den größeren Waldgebieten noch weitaus vor, und es wurden bis dahin nur kleinere Parzellen sowie die äußeren, den Ortschaften nahe gelegenen Partieen der ausgedehnten Forsten in der angegebenen Weise behandelt. Erst seit jener Zeit begann die Forstwirtschaft im modernen Sinn weitere Fortschritte zu machen und dieselbe hat allmählich eine drastische, tief eingreifende Bestockungsumwandlung des Waldes veranlaßt, welche sich der Hauptsache nach erst im gegenwärtigen Jahrhundert vollzogen hat.

Es waren mancherlei Veranlassungen, welche zusammengewirkt haben, um diese rapide Wandlung des Waldes herbeizuführen.

Vorausgegangen war die mit der wachsenden Vermehrung und Ausbreitung der Bevölkerung während der letzten Jahrhunderte sich mehr und mehr steigernde Mißhandlung des Waldes durch die wilde Viehweide, devastierende Benutzung sowie der Mangel jeder sorglichen Beschützung und Pflege. Noch schlimmere Folgen hatte für viele Waldungen die Streunutzung. Die Zunahme des Bedarfes an Ackergelände endlich führte nicht allein zur Verdrängung des Waldes von den besseren Standorten, die er bisher mit seiner wertvollsten Laubholz- und besonders Eichen-Bestockung in Besitz hatte, sondern es erlitten auch viele Waldflächen Einbuße an ihrer Erzeugungskraft durch die teils im Interesse der Landwirtschaft, teils zu Gunsten der Schiffahrt und des Verkehrs, überhaupt durch Entsumpfung, Drainage, Stromkorrektion, Kanalisierung ꝛc. vorgenommenen Meliorationen der bewohnten Gelände.

Am bedeutungsvollsten waren jedoch die direkten menschlichen Eingriffe bei Benutzung und Behandlung des Waldes. Während wir bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts den sogenannten plänter- oder femelweisen Betrieb, bei welchem die gewünschten Stämme und Sortimente lediglich mit Rücksicht auf den Bedarf und die Abfuhr einzeln oder gruppenweise da entnommen werden, wo sie sich vorfinden, Regel war, gewann mit der Entwickelung einer geordneten Forstwirtschaft der schlagweise Betrieb immer weiter gehende Ausdehnung. In der strengsten, allerdings sich eigentlich nur in der Theorie findenden Form dieser Behandlungsweise, welche als Normalwald bezeichnet zu werden pflegt, soll der Wald aus so vielen gleichgroßen Teilen bestehen, als die Umtriebszeit, d. h. der Zeitraum von der Begründung bis zum Abtrieb eines Bestandes Jahre umfaßt. Jeder solcher Teil soll nur gleichaltrige Bäume enthalten, und die einzelnen Teile sollen sich in regelmäßiger und ununterbrochener Abstufung vom jüngsten bis zum höchsten Alter aneinanderreihen; alljährlich wird alsdann jene Fläche, welche das älteste Holz enthält, abgetrieben und von neuem kultiviert.

Digitized by Google

Dieses Bild eines Normalwaldes ist für viele theoretische Betrachtungen von hohem Wert, es wurde und wird eben auch teilweise noch heute in der Praxis als höchstes zu erstrebendes Ideal betrachtet.

Wenn nun keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß eine notwendige Ordnung des Forstbetriebes nur durch Annäherung an diese Form erreicht werden kann, so muß doch andererseits auch hervorgehoben werden, daß in sehr vielen Fällen nicht die Rücksichten auf die Bedürfnisse und Ansprüche der anzubauenden Holzarten, sondern lediglich die äußere Form maßgebend gewesen sind für den Gang der Wirtschaft. Die Folge hiervon war, daß jene Holzarten, welche sich dieser Schablone am besten fügten, nämlich in verschiedenen Laubholzkomplexen die Buche, auf der weitaus größeren Waldfläche aber die Kiefer und Fichte immer größere Ausdehnung gewonnen, die übrigen Holzarten dagegen, namentlich das Laubholz und die Tanne immer weiter zurückgedrängt wurde. Hierzu kommt noch der Umstand, daß die Bestände, welche durch die oben erwähnten Mißhandlungen heruntergekommen waren, sich zum Anbau besserer Holzarten nicht mehr eigneten, sondern ebenfalls mit den anspruchsloseren Nadelhölzern aufgeforstet werden mußten.

Man hat so einen neuen Wald geschaffen, aber nicht nach dem Muster der Natur, sondern nach eigenen Heften.

Der Schwerpunkt unserer Forstwirtschaft wird allerdings auch ferner in der Nadelholzbestockung liegen müssen, denn die deutschen Nadelholzbäume sind Nutzholzbäume par excellence, sie sind raschwüchsig, und besonders die Kiefer besitzt ein weites Feld der Anbaufähigkeit. Allein die Aussicht auf ein zu erwartendes, alle anderen Holzarten mehr und mehr ausschließendes Auftreten einiger weniger Arten, der Kiefer und Fichte im reinen Besonderswuchse, birgt doch schwere Gefahren sowohl für die Forstwirtschaft selbst als auch für die Volkswirtschaft im allgemeinen.

Die neuere Richtung der Forstwirtschaft sucht deshalb unter Festhaltung des Hauptzieles, Erziehung möglichst gebrauchsfähigen Nutzholzes, unter Annäherung an die Formen des Plänterwaldes durch standortsgemäße und holzartengerechte Wirtschaft die Vorzüge beider Formen mit einander zu vereinigen und mit dem Wirtschaftswalde sich dem Vorbilde der Natur wieder möglichst zu nähern.

Eberswalde. Schwappach.

Sprachwissenschaft.

Die Bedeutung der Schleyer'schen Weltsprache.

Die weltsprachliche Bewegung gewinnt seit kurzem einen ungeahnten Umfang. Während noch vor Jahresfrist, wenigstens im Norden unseres Vaterlandes, welches doch zugleich dasjenige der eben genannten Weltsprache ist, das Wort „Volapük" (abgeleitet von vol Wort und pük Sprache) nur Lächeln, schlechte Witze oder gar abweisende Entrüstung hervorrief, verlangt der ernsthaftere und nicht pseudophilologisch voreingenommene Teil unserer gebildeten Kreise seit einigen Monaten immer lauter nach Aufklärung über diese merkwürdige Sprache.

Digitized by Google

Mag der ordinäre Witz der Berliner Tagespresse sich noch für eine kurze Spanne Zeit daran vergnügen, das Volapük als eine pure Albernheit zu verlästern, mag der Unfehlbarkeits-Philologe und wer ihm gläubig nachbetet noch so vornehm über die „gemachte" Sprache aburteilen, der gesunde Sinn unserer Nation läßt sich schon heute nicht mehr mit jenen billigen Witzen oder diesen Unfehlbarkeitsdogmen abspeisen. Vor allem leuchtet es jedem Verständigen ein, daß die Behauptung, es könne keine künstlich erschaffene Sprache sich lebensfähig erweisen, einfach durch den thatsächlichen Gebrauch des Volapük, wie ihn schon Vertreter sämtlicher Kulturnationen mündlich und schriftlich pflegen, aufs gründlichste widerlegt wird.

Etwas thatsächlich Vorhandenes soll „unmöglich" sein! Es ist, als wenn uns ein Professor der Physik aus der Zopfzeit bewiese, Eisenbahnen seien unmöglich, denn mit Dampf könne niemand fahren. Die Sprache, so lautet das tausendfach gepredigte Orakel, ist ein Organismus, den man ebensowenig künstlich zu erzeugen vermag als ein lebendes Wesen pflanzlicher oder animaler Natur! Volapük ist also nichts weiter als die ins Sprachliche übersetzte Utopie des Homunkulus der Alchymisten!

Es ist nur ein eigen Ding mit solchen geistvoll klingenden, im Grunde aber doch bedenklichen Analogiebildern. Pflanzen und Tiere sind doch ganz zweifellos gerade in ihrem Ursprung vollkommen entgegengesetzt den Sprachen. Der Mensch vermag kein wirkliches Lebewesen des Pflanzen- oder Tierreichs künstlich zu erschaffen, sondern nur vorhandene umzumodeln. Dagegen zweifelt nur noch der unverbesserliche Mystiker daran, daß der Mensch ganz allein sich seine Sprache und seine Sprachen erzeugt hat, wie er denn aller Orten in einer beständigen Umgestaltung derselben betroffen wird. Wo die Sprache nicht durch die Schrift größere Beständigkeit erhält und nur von Horden geringer Kopfzahl gebraucht wird, unterliegt sie vollends einem raschen Wechsel; Indianerstämme am Amazonenstrom z. B. treiben ein gewohnheitsmäßiges Spiel im Erfinden neuer Worte, mit denen sie die gleichbedeutenden älteren nach dem Beifall findenden Einfall irgend eines Genossen verdrängen, so daß man annehmen muß, spätere Geschlechter seien gar nicht mehr im stande, die Sprache ihrer Vorfahren zu verstehen.

Wie immer man aber von Ursprung und Entwickelung der historisch gewordenen Sprachen denken mag, es erscheint höchst bedenklich aus dergleichen Theorien zu folgern: eine Kunstsprache, eine künstlich ersonnene Sprache sei ein Unding. Könnte man nicht den Spieß umdrehen und sagen: wenn dieser eben gehörte Satz aus eurer Theorie vom Wesen der Sprache notwendig folgt, so muß eben diese Theorie falsch sein, denn Volapük ist eine erst seit etwa acht Jahren ausgebildete, von dem badischen Pfarrer Johann Martin Schleyer geradezu „erfundene" Sprache und trotzdem gehört sie so wenig zu den totgeborenen Kindern, daß man sie bereits seit Jahren im internationalen kaufmännischen Verkehr mit erklecklicher Zeit- und Kraftersparnis verwendet, große Firmen Frankreichs und Deutschlands Volapük-Korrespondenten anstellen, Gelehrte wie Ungelehrte auch in ihrem Privatverkehr vermittelst des Volapük aufs leichteste sich schriftlich ver-

Digitized by Google

ständigen mit Angehörigen von einem halben Dutzend von Nationen, deren Sprachengewirr vom Pyramidenlande durch Rußland nach dem äußersten Westen Europas und nach Amerika hin kaum in einem halben Menschenleben zu erlernen wäre!

Doch gemach! Die Theoreme unserer hochverdienten Sprachforscher in allen Ehren — der Fehler jener Unfehlbarkeitssprachmeister besteht nur darin, daß sie aus den Ergebnissen ihrer Studien über spontan entwickelte Sprachen den kühnen Schluß herleiten, andere als letztere könne es nicht geben. Gerade als wenn unser Perücken-Physiker von vorher die Unmöglichkeit einer Lokomotive damit erweisen wollte, daß er uns die Muskelbewegung des Lastgauls erklärte und dann in der Art salzloser Witzelei von Anti-Volapükisten mit den Worten schlösse: „Wo sind nun bei der Lokomotive die motorischen Nerven, wo die Muskelbündel?“ — Alles Dampf, nichts wie Dunst, nicht einmal blauer!“ Wie viel vorsichtiger urteilt doch der große Sprachenkenner Max Müller in Oxford, indem er sagt: „Für Menschen, welche mit einer wirklichen Sprache bekannt sind, ist die Erfindung einer künstlichen keineswegs eine Unmöglichkeit, ja eine solche künstliche Sprache wird sogar weit vollkommener, regelmäßiger und leichter zu erlernen sein als irgend eine der von Menschen gesprochenen Sprache.“ Und ein anderes Mal äußerte derselbe große (eben darum vorurteilsfreie) Forscher, daß er insbesondere mit den der Schleyer'schen Weltsprache zu Grunde liegenden Prinzipien „durchaus einverstanden“ sei, und fügte diesem Ausspruch das ermutigende experimentum fiat!“ hinzu.

Nun, das Experiment ist, wie gesagt, mit bestem Erfolge inzwischen gemacht worden. Mittelst einer rationellen Auswahl von Wortstämmen aus der deutschen, englischen, französischen und lateinischen Sprache ist ein seiner Einfachheit halber leicht erlernbarer Wortschatz gebildet, dazu eine Flexionslehre und eine Satzbildungslehre von noch weit größerer Einfachheit und so großartig folgerechter Logik geschaffen worden, daß man die Grammatik des Volapük in einer Viertelstunde begreift. In dieser Leichterlernbarkeit, welche auch die Gegner der Schleyer'schen Weltsprache nicht abzustreiten vermögen, liegt aber schon das Schwergewicht ihrer Bedeutung. Denn keine der lebenden Sprachen will das Volapük verdrängen, vielmehr will letzteres einzig und allein das Mittel für eine möglichst praktische wechselseitige Verständigung zwischen verschiedensprachigen Völkern darbieten. Dazu gehört 1. Kürze des Ausdrucks, 2. vollkommene Deutlichkeit, 3. leichte Erlernbarkeit. Gerade in letzterer Beziehung steht das Volapük hoch über allen anderen Sprachen; ein Deutscher, Engländer oder Franzose kann (wie die Erfahrung bezeugt) an demselben Tage in Volapük einen beliebigen Brief oder Aufsatz niederschreiben, an welchem er zum erstenmal in den stammenswert einfachen Bau dieser Sprache einen Einblick gewonnen und das Volapük-Wörterbuch zu gebrauchen gelernt hat.

Jüngst erst lehrte ein Zufall diesen Vorzug des Volapük zugleich mit seiner vollkommenen Ausdrucksfähigkeit wie für kaufmännische so für gelehrte Dinge kennen. Ein deutscher Forscher hatte mit einem russischen über eine Frage ihrer gemeinsamen Wissenschaft zu korrespondieren. Sie versuchten es zuerst mit dem

Digitized by Google

Latein. Aber das liebe Latein ist längst tot, daher ungeeignet zum Ausdruck moderner Begriffe. So griffen sie denn beide mit Aufwand von ein paar Groschen zu den Volapük-Fibeln und Volapük-Wörterbüchern, und siehe da: nach wenigen Tagen verständigten sie sich über alles, was sie auf dem Herzen hatten, durch die Wünschelrute dieser Weltsprache. Natürlich gehört etwas längere Übung dazu, sich in den geistigen Besitz des wenn auch noch so leichten Vokabelschatzes dieser Sprache zu setzen und geläufig in ihr sich auszudrücken. Immerhin ist jedoch die hierauf zu wendende Mühe ungleich geringer als bei jeder anderen Sprache. Wo irgend Lehrkurse in Volapük bis jetzt gehalten wurden, ob in Rußland oder in Spanien, in Alexandrien oder New-York, immer genügten wenige Wochen, um mit der Sprache vollkommen vertraut zu werden.

Wie geschmeidig das Volapük zum Gedankenausdruck ist, mag man den zahlreichen Zeitschriften entnehmen, welche in fast sämtlichen Hauptstaaten Europas in dieser Sprache Monat für Monat erscheinen; wir Deutschen haben dafür einen noch schöneren Maßstab: die Übersetzung von Lessings „Minna von Barnhelm" in die Weltsprache durch Rektor Fieweger in Breslau. An Knappheit und Freisein von Mißverständlichkeiten läßt das Volapük abermals jede historisch gewordene Sprache hinter sich zurück: man hat sie ja eben daraufhin wie auf phonetische und grammatische Einfachheit ersonnen! Man erfinnt dann selbstverständlich nichts Zweckwidriges, während die vornehm sogenannte „historische", d. h. doch von tausenderlei blinden Zufälligkeiten abhängige Natursprache einem leidige Massen von Lautballast und Undeutlichkeiten aufzwingt, die man aus Gewohnheit mehr als aus geduldiger Fügung erträgt, nicht ohne bedauerliche Einbuße an Zeit und sonstige Unannehmlichkeit. Was hat nicht schon das Wörtchen „komme" als Telegramm für Unsegen gestiftet! Das volapükische kömob (ich komme), kömolöd (komme du) ist hingegen völlig unzweideutig und kostet im Telegraphentarif keinen Pfennig mehr.

Besonders gern pflichten diejenigen, welche einen Stein auf die thörichte Mode, Volapük zu lernen, werfen wollen (nebenbei ihre Trägheit, die Sprache selbständig kennen zu lernen, recht ästhetisch verkleiden möchten) der Ansicht bei: Volapük *klänge* schauderhaft. Ja, für den Klingklang ist diese Erfindung freilich nicht gemacht, sondern gewichtigeren Weltaufgaben zu liebe. Ein Börsenfürst mag sich seinen Prunkwagen viel geschmackvoller ausstatten als nach dem Zigarrenkastenstil, in welchem notwendig unsere Eisenbahnwagen gebaut werden müssen; schilt darum jemand die Eisenbahnen? Eiserne Folgewichtigkeit hat jeden Luxus aus der Weltsprache verbannt, nicht nur die ganz entbehrlichen Artikel, die ziemlich sinnlose Manier, geschlechtslosen Dingen doch ein Geschlecht anzudichten (wobei der Pantoffel in Schicksalsironie männlich wurde), wie vor allem auch in Hinsicht auf Häufung der Laute und der Silben. Dabei konnte der Wohlklang erst in zweiter Linie berücksichtigt werden. Gleichwohl ist das Volapük so kraftvoll wie die Sprache von Alt-Rom, so vokalreich wie die berechtigte Lieblingssprache des Gesanges, das Italienische. Natürlich klingt einem jeden anfangs das Volapük seltsam, d. h. eben fremd, zumal wenn er es holprig etwa aus dem Zeitungsblatte ablieſt. Aber, so gewiß ja der Wohllaut einer Sprache

Digitized by Google

wesentlich bloß Geschmacksache ist, zweifle ich doch nicht, daß nachstehende Volapük-Übertragung der beiden ersten Strophen der „Lorelei", gelesen wie gesungen, mindestens so schön klingen wie das deutsche Original:

No nolöb, kisi malös ga,
Das binob so lelügik;
Märil se tims ülvönik
No kömöm obè se siën.

Viënös lavikô e neitos
E Rhein flumom takedo;
Legeils belàs lelitoms
In vèndelasôla lunid.

Unentwegtes Festhalten an der Doppelforderung „Kürze und Klarheit" entschuldigt nicht minder das unbarmherzige Abkappen von Wortbestandteilen, falls letztere entbehrlich erscheinen, und die scheinbar rein willkürliche Auslese, welche das Volapük vornimmt, bald aus der einen bald aus der anderen der vorgenannten Haupteutlehnungssprachen. Ist denn übrigens das Nebeneinander romanischer und germanischer Worte, wie es obiges Beispiel zeigt, schlimmer als im Englischen? Der Sprachforscher mag allerdings sentimental jammern, daß wir herzlosen Volapükisten aus dem volltönenden „Universität" das gar nicht „organisch gerechtfertigte" niver bilden (wie jedes Wort der Weltsprache, außer etwa im Vers, auf der letzten Silbe und zwar lang betont, also wie nivêr gesprochen). Aber der Zweck heiligt das Mittel! Jener vom ehrwürdigen Latein gelieferte Baustein ist uns zu luxuriös, wir hauen ihn zum einfacheren Baustein zurecht, daß er sich in unser schlichtes, praktisches Gebäude füge. Ist denn das so grausam? Wenn wir ebenso aus dem lateinischen dömus dôm machen und aus episcopus bijop (gesprochen: bischôp), so handeln wir doch nicht grausamer als unsere Altvorderen, die ihre Worte Dom und Bischof durch die nämliche Mißhandlung des lateinischen, beziehentlich des griechischen Originals herstellten, dabei nicht geleitet von einem verständigen Zweck, wie er dem Volapük vorschwebt, sondern von mutwilliger Lässigkeit, was man dann erhaben auf den „Volksgenius" oder auf „organische Entwickelung" zu beziehen beliebt.

Wird aber, so hört man wohl fragen, das Volapük gerade dann, wenn es alle Nationen zum internationalen Verkehr benutzen, eine Weltsprache bleiben? Wird es nicht im Munde des Chinesen ganz anders sich gestalten als in dem des Europäers, klingt nicht russisches Volapük schon anders als deutsches oder englisches? Darauf können wir getrost mit Nein antworten! Noch weniger wie das Latein unterliegt das Volapük dieser Gefahr. Nur durch Sichgehenlassen der Engländer geriet diesen die Aussprache ihres Englisch auch ins Latein, sodaß wir das virgilische „sub tegmine fagi" nicht zu hören glauben in den Lauten „söb tedschmine fèdschei." Das Volapük ist von vorn herein streng einheitlich gepflegt worden, ganz besonders in der Aussprache, sodaß die Aufschrift volapükön („man spricht Volapük") auf der Ladenthür der Passage in Berlin gerade so wie diejenige auf den Pariser Boulevards lautet: volapükôn. Obendrein wird aber allem Anschein nach die Schleyer'sche Weltsprache stets vorwiegend

Digitized by Google

eine Schriftsprache bleiben, für deren Reinhaltung gegen leicht allerdings eindringende sprachliche Besonderheiten der einzelnen Nationen (Idiotismen) durch Einsetzen einer internationalen Akademie nunmehr Sorge getragen worden ist.

Zum Schluß berühren wir noch die oft zu hörende Einwendung, daß ja die Erfindung einer „Weltsprache" ganz unnütz gewesen sei, weil das Englische Tag für Tag mehr dem Ziele einer Universalsprache (im Sinne einer internationalen Vermittlungssprache) sich nähere. Indessen wie schwer fällt z. B. dem Chinesen das Englischlernen, wie viel leichter das Erlernen des Volapük! Und darf man sich etwa gar der Hoffnung hingeben, die Russen würden je zur Verständigung mit den Fremden die Sprache Englands, ihres geschworenen Feindes, verwenden? Volapük ist die einzige Sprache, welcher keinerlei nationale Eifersucht anklebt. Hierdurch ist es äußerlich sowie durch die im Obigen dargelegten Vorzüge innerlich zweifellos befähigt zur internationalen Verkehrssprache. Im Großhandel beginnt das Volapük bereits, wie wir sahen, diese seine Mission zu erfüllen. Gelänge es ihm auch in der Wissenschaft die Rolle eines neuen Latein zu spielen, so wäre ein unendlicher Segen erzielt, da nichts in Zukunft (ja fast schon jetzt) den Fortschritt der Wissenschaft so arg hemmen muß als die Unzahl der zur wissenschaftlichen Gleichberechtigung sich erhebenden Nationalsprachen. Auf ein thatkräftiges, zielbewußtes Wollen kommt es auch hier allein an, und der Segen ist erreicht!

Halle a. S. A. Kirchhoff.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Neuer Elektrizitätsentwickler für elektrisches Licht. — Lucigen-Beleuchtung. — Thonwaren Industrie. — Kautschuk- resp. Gummiwaren-Industrie. — Trikotwaren-Industrie. — Ausfuhrmusterlager zur Hebung des Ausfuhrhandels. — Reichsbanknoten und Notenbanken. — Reichspostfreimarken in den deutschen Bundesstaaten.

In unserer letzten Rundschau gaben wir bei Besprechung der Herstellung von Maschinen für elektrische Stromerzeugung und des heutigen Standes der elektrischen Beleuchtung selbst der Überzeugung Ausdruck; „daß es sehr wahrscheinlich, daß die nächsten Jahre auf diesem noch jugendlichen Gebiet, bei dem Eifer, mit welchem sich viele hervorragende Techniker mit demselben befaßten, noch manche, vielleicht überraschende Vereinfachungen und Verbesserungen bringen könnten." — Diese Äußerung hat sich in kürzester Frist als eine berechtigte Prophezeiung erwiesen. Denn kaum war unsere vorhergehende Revue druckfertig, da kam von jenseits des Ozeans die Nachricht, daß der unermüdliche Forscher auf dem Felde der praktischen Verwendung der Elektrizität, Edison, abermals einen wahrscheinlich bahnbrechenden Gedanken, nach einem bisher praktisch noch nicht verwendeten Prinzip, elektrische Ströme zu erzeugen, ausgeführt. Die ganze Kombination ist von äußerster Einfachheit, wie solche die meisten genialen Neuerungen kennzeichnet, und verdient in weitesten Kreisen Beachtung. — Edison geht bei seinem neuen:

„Pyromagnetischen Elektrizitäts-Entwickler" nämlich von den bekannten beiden Thatsachen aus, daß Wärme den Magnetismus bei Metallen abschwächt, bei gesteigertem Anwachsen ganz vernichtet, während Abkühlung ihn stärkt, und daß ferner Veränderungen des

Digitized by Google

Magnetismus elektrische Ströme in einem geschlossenen Leiter erregen, welcher sich in der Nähe des Magneten befindet. (Die bekannten Induktions-Erscheinungen.) — Hierauf fußend, umwickelt er eine dünnwandige Röhre von gewelltem Eisenblech mit Kupferdraht (Induktions-Rolle) und stellt diesen Induktor zwischen die Pole eines Magneten. Wenn er nun abwechselnd bald stark erhitzte, bald kalte Luft durch die Eisenröhre zirkulieren läßt, schwächt und stärkt er den Magnetismus, der durch die benachbarten Magnetpole erzeugt wurde. Die erhitzte Luft vermindert den Magnetismus der Eisenröhre bis zum Verschwinden, die kalte Luft macht ihn wieder erstarken, und jede derartige Veränderung des Magnetismus induziert elektrische Ströme in der um die Eisenröhre gewickelten Kupferdrahtrolle, die dann in der bei Dynamo-Maschinen angewendeten Art weiter geleitet und verwendet werden können. Edison hat in einem Vortrag in der „American Association for the advancement of Science“ das Wesen seiner Erfindung auseinandergesetzt und nach dort gemachten Mitteilungen einen neuen elektrischen Stromerzeuger mit acht Elektro-Magneten und acht dazwischenliegenden Eisenblechröhren in oben geschilderter Art in Thätigkeit gesetzt. Durch Anordnung der Öffnungen in einer vor den Röhren beweglichen Kreisscheibe bewirkt er, daß immer je vier Röhren von heißer Luft durchströmt werden, während die vier anderen, gegen Eindringen derselben geschützt, sich infolge der dünnen Blechwände schnell abkühlen. Die Scheibe in dieser Maschine rutt durch 120 Umdrehungen in der Minute in dieser Zeit 120 mal Erhitzung und Abkühlung der Röhren hervor, also 120 mal Veränderung des Magnetismus und dadurch bedingte Erzeugung von elektrischen Strömen in den Kupferdrahtrollen. — Edison knüpft weitgehende Erwartungen an diese seine neueste Erfindung. Er meint, die bisher bei Versuchen von ihm erzielten Ergebnisse führten zu dem Schluß, daß der Nutzeffekt des pyromagnetischen Entwicklers mindestens ebenso groß, wahrscheinlich aber größer als der durch alle bis jetzt gebräuchlichen Methoden erzielte sein werde. Der neue Apparat bedürfe keiner Beaufsichtigung, und die überschüssige Energie des Brennmaterials zur Erhitzung der Luft könne leicht Verwendung zur Erwärmung des Hauses finden, so daß man also in dem neuen Elektrizitätserzeuger ein Mittel besitzen würde, sein Haus gleichzeitig zu erwärmen und mit elektrischer Beleuchtung, dem vollkommensten, bisher bekannten Ersatz des Tageslichtes, zu versehen. Dies sind gewiß erfreuliche Aussichten, und wenn auch die Zukunft mit praktischer Verwertung der Erfindung erst lehren muß, ob sich nicht den Nutzeffekt beeinträchtigende Umstände herausstellen, so haben wir doch zweifellos eine beachtenswerte, neue Ausblicke eröffnende und zu erneuter industrieller Thätigkeit anregende Erfindung vor uns.

Im Zusammenhang mit den seit Jahren im Vordergrund stehenden Anstrengungen der Technik, die Herstellung und praktische Anwendbarkeit des elektrischen Lichtes zu vervollkommnen und zu verallgemeinern; — Bestrebungen, deren Besprechung wir in unserer Revue einen der Wichtigkeit derselben für die Industrie entsprechenden Raum widmeten — ist es wohl angebracht, auch derjenigen Bethätigungen des menschlichen Erfindungsgeistes Erwähnung zu thun, die sich noch immer, oft mit Erfolg bemühen, mit Hilfe von Verbesserungen die Wirksamkeit älterer Beleuchtungsmaterialien so zu heben, daß sie sich der vordringenden elektrischen Beleuchtung ebenbürtig, wenn nicht in mancher Hinsicht überlegen erweisen. Es zeigt sich auch auf diesem Gebiet der Kampf des Neuen mit dem Alten, Bestehenden als anregend und nutzbringend für den Gesamtfortschritt. — Als einen solchen, allem Anschein nach erfolgversprechenden Versuch, der elektrischen Beleuchtung in ihrer heutigen Vollkommenheit wenigstens auf einem begrenzten Verwendungsgebiet obzusiegen, möchten wir die Herstellung eines neu erfundenen Apparates, zur Lucigen-Beleuchtung dienend, über welche noch fast gar nichts veröffentlicht worden ist, bezeichnen. Nach spärlichen Mitteilungen des „Avenir militaire“, die in wenigen deutschen Zeitungen Verbreitung fanden, wurde diese Beleuchtungsart neben Petroleum, Gas und elektrischem Licht bei dem Mobilmachungsversuch des französischen 17. Armeekorps zu Erleuchtung der Bahnhöfe, Verladeplätze, Zufahrtswege u. s. w. einem praktischen Versuch unterworfen. Die Wirkung des neuen Apparates beruht nach diesen Mitteilungen auf dem Grundsatz der Verbrennung eines Gemisches von Mineral-Öl mit zusammengepreßter Luft. Der Apparat besteht aus einem oben ein zentrales Rohr tragenden

Digitized by Google

Behälter von Eisenblech. In das aufstehende Rohr mündet ein Seitenrohr von geringerem Durchmesser. Das erste Rohr reicht bis zum Boden des Behälters und dient dazu, die Brennflüssigkeit in eine Verbrennungskammer zu leiten, die sich in seinem oberen Teil befindet, während das Seitenrohr die zusammengepreßte Luft den Verbrennungskammern zuführt. Diese Luft saugt den Brennstoff, schwere Mineralöle, auf, die sich, durch feine, haarröhrförmige Oeffnungen geführt, in feinste Teilchen zerteilen und, einem feinen, kaum sichtbaren Staube vergleichbar, mit der zusammengepreßten Luft im Brenner mischen, mit derselben ein leicht entzündliches Gemenge bildend. Eine Anzahl Hähne ermöglichen die Regulierung und bilden die einzige schwierige Handleistung, die einige Frist zur Erlernung erfordert. — Die Lucigenflamme verursacht keinen Rauch und Geruch, die Verbrennung ist eine vollständige, und die Flamme zeigt einen leuchtenden, schön hellgelben Kranz, sehr glänzend und viel weniger blendend als elektrisches Bogenlicht. Unangenehm ist nur ein starkes Pfeifen, durch den Austritt der zusammengepreßten Luft verursacht, ein Nachteil, der aber besonders beim Verwenden im Freien weniger von Bedeutung ist. Die Luftpumpe und die zu deren Betrieb erforderliche Bewegungsmaschine, wenn erstere nicht durch Handbetrieb in Thätigkeit erhalten werden soll, werden auf einem kleinen Wagen befördert, die Brenner auf Pfähle gestellt, niedriger wie beim elektrischen Bogenlicht, da Lucigenlicht weniger blendend. Die Röhren sind aneinander schraubbar und mit Knieen versehen so eingerichtet, daß Veränderungen in Richtung und Entfernung der Zuleitung der zusammengepreßten Luft möglich. Zur Unterhaltung von vier Beleuchtungsherden, die einige hundert Meter von einander entfernt aufgestellt werden können, dient eine Maschine von zwei Pferdekräften mit Petroleumheizung; beim Fehlen derselben sind zum Handbetrieb 16 Mann in vier Ablösungen erforderlich. Eine Lucigenflamme von 2000 Kerzenstärke verbraucht zur Luftzusammenpressung etwa $^1/_4$ Pferdekraft und als Material etwa 8 Liter Öl per Stunde; der Behälter faßt 120 Liter Oel. — Die Ausgabe stellt sich bei 2000 Kerzenstärke auf 60 bis 70 Cent. pro Stunde — (es werden auch kleinere Apparate für 400 ꝛc. Kerzenstärke konstruiert) — also gleich dem Preis für eine elektrische Lampe gleicher Leuchtkraft, während die Einrichtungskosten erheblich billiger sind und angeblich nur die Hälfte derjenigen bei elektrischem Licht betragen. Dazu sind nicht so sorgfältig vorgebildete Arbeiter wie beim elektrischen Licht notwendig. Die Versuche beim französischen 17. Armeekorps sollen ergeben haben, daß Lucigenbeleuchtung für eine gelegentliche Beleuchtungseinrichtung dem elektrischen Licht überlegen. Das Licht war beständiger, frei von Unterbrechungen und weniger blendend, also auch weniger störende Schatten werfend als bei elektrischer Beleuchtung. Bei einem Versuch in Soissons bei militärischen Eisenbahnübungen brannte Lucigenlicht von 8 Uhr abends bis 4 Uhr morgens, und es wurden dabei zwei Bataillone Infanterie, zwei Batterien und zwei Schwadronen auf offener Strecke ausgeladen und deren Mannschaften auch gespeist, während das Ausladegeleise durch zwei Lucigenlampen à 2000 Normalkerzen in einem Abstand von 200 m von einander erleuchtet war. Die Luftpumpe wurde durch die Mannschaften in Betrieb erhalten, indem die Leute sich jede 4 Stunden ablösten. Auch bei diesem Versuch brannte das Licht ohne alle Unterbrechung, ließ der ganze Betrieb in bezug auf Regelmäßigkeit nichts zu wünschen übrig und zeigte sich die neue Erfindung für die Militär-Verwaltung zur Beleuchtung von Bahnhöfen, von nächtlichen Wiederherstellungsarbeiten u. s. w. entschieden beachtenswert. Wenn sich diese Angaben bei weiteren praktischen Versuchen bewahrheiten, werden wir sicher bald mehr von dem neuen Lucigenlicht zu hören bekommen und halten es daher für richtig, die Aufmerksamkeit unserer Beleuchtungsindustrie auf den vorstehend erläuterten, neuen Apparat zu lenken.

Es giebt wohl kein interessanteres, erhebenderes Studium, als den vielfachen Wegen nachzuspüren, auf denen der menschliche Entdeckungs- und Erfindungsgeist fortschreitend Sieg auf Sieg über die starre Materie davonträgt, und dabei zu verfolgen, wie der vorwärtsstrebende Mensch es unter anderem erreicht, aus scheinbar wertlosem, oft lange Zeiten unbeachtetem Material Gebrauchsgegenstände herzustellen und diese stufenweise zu vervollkommnen, bis sich aus kleinen, unscheinbaren Anfängen eine Industrie entwickelt, die allen praktischen und künstlerischen Anforderungen einer verfeinerten Kultur an ihre Zeugnisse in vollem Maße gerecht wird.

Digitized by Google

Unwillkürlich regt zu solchen Betrachtungen ein uns vorliegender Katalog einer Mosaikplatten- und Thonwaren Fabrik an, welchem eine Reihe reizend ausgeführter Mustertafeln beigegeben sind. Wir finden in demselben Abbildungen von Mosaikplatten für Bodenbelag und Wandbekleidung, beginnend mit den einfachsten ein- und zweifarbigen Carreaus und aufsteigend in immer kunstvolleren Entwürfen bis zu künstlerisch schönen Tafeln, die an Farbenreichtum und Schönheit der Zeichnungen unseren modernen Tapeten und Teppichen in orientalischem Stil gleichstehen. Es erfordert gewaltsames Ankämpfen gegen die hervorgerufene Illusion, sich beim Anblick eines solchen Bodenbelags zu vergegenwärtigen, derselbe ist aus unscheinbarer Thonerde und flußgebenden Steinmassen zusammengesetzt, wir haben nur eine durch langjährige, mühsame Arbeit und vielfache Verbesserungen in der Technik der Fabrikation erzielte Vervollkommnung der alten einfachen Thonplatten vor uns. Und Jahrhunderte langer Arbeiten und Erfahrungen, beständiger Verbesserungen der notwendigen Maschinen, Apparate, Trockeneinrichtungen, Brennöfen u. s. w. hat es bedurft, bis sich die Thonwaren-Industrie zu ihrer heutigen kunstgewerblichen Höhe heraufarbeiten konnte; die Thonwaren-Industrie, die jetzt einen wichtigen Teil unserer Gesamt-Industrie bildet. In dieser stellt die Mosaikplatten-Herstellung, welche sich die „Mosaikplatten- und Thonwaren-Fabrik, Aktiengesellschaft in Sinzig a. Rhein“ als Spezialität gewählt und zu großer Vollkommenheit ausgebildet hat, eine beachtenswerte Unterabteilung dar. Die Sinziger Aktiengesellschaft, 1870 gegründet, jetzt über 400 Arbeiter beschäftigend, ist eine der größten und bedeutendsten dieser Art und hat sich auf vielen Ausstellungen, in Deutschland und im Ausland, zahlreiche ehrende Auszeichnungen erworben. Aus gebranntem Thon und Steinmassen, in deren Wahl und verhältnismäßiger Zusammensetzung wohl das Fabrikgeheimnis liegt, eine tadellose, allen Ansprüchen genügende Qualität zu erzeugen, werden nach zahlreichen Manipulationen mit Hilfe der verschiedenartigsten Spezialmaschinen die seit einigen Jahren bei Neubauten immer mehr eingeführten Mosaikplatten hergestellt, sowohl glatte, wie dem römischen Mosaik nachgeahmte, wie auch gerippte Trottoirplatten. Diese Platten, welche sich durch Härte und Festigkeit auszeichnen, so daß sie mit Stahl Feuer geben und der Abnutzung durch Witterungsverhältnisse und anderen äußeren Einflüssen möglichst Widerstand leisten, bieten ein reinliches, dauerhaftes und, wie erwähnt, in den feineren Dessins künstlerisch schönes Belagsmaterial, welches im Verhältnis zu den vielen Vorzügen wirklich billig genannt werden kann. So ist denn auch ihre Verwendung zum Belag für Hausflure, Treibhäuser, Badestuben, Speisezimmer, Waschräume, Vorratszimmer, Höfe, Ställe u. s. w. — für Kirchen, Museen, Schulgebäude, Krankenhäuser, Schlachthöfe, Bahnperrons u. s. w. mit Recht immer ausgedehnter geworden und hat auch (hier in den billigen ausgemusterten Sorten) in industriellen Anlagen, da, wo es sich um trockene, feste und reinliche Boden- und Wandbekleidungen handelt, wie in Spinn- und Webfälen, Druckereien, Maschinenräumen u. s. w. immer mehr Platz gegriffen. Wir finden die Anwendung derselben zu genannten und ähnlichen Zwecken empfehlenswert und die erreichte Vollkommenheit — sowohl was praktische Brauchbarkeit wie künstlerische Ausführung anbelangt — wohl wert, weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden, weshalb wir auch die Leistungen der genannten Fabrik auf diesem Gebiet — wenn wir denselben bei dem beschränkten Raum auch keine zu sehr ins einzeln gehende Schilderung widmen können — eine Besprechung in unserer Revue würdig erachteten.

Zu ähnlichen Betrachtungen muß es uns anregen und mit einem Gefühl der Befriedigung über die fortschreitende Entwickelung der Technik erfüllen, wenn wir die erreichte Vollkommenheit und Vielseitigkeit der heutigen „Kautschuk- oder Gummiwaren-Industrie“ eingehender prüfen. Vor noch nicht langer Zeit — vielleicht vor vierzig Jahren — hat wohl noch niemand geahnt, daß der hauptsächlich in den heißen Zonen aus bestimmten Baumsorten ausquillende Gummistoff „Kautschuk“ in kurzem eine so mannigfaltige Verwendung zur Herstellung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände finden und eine so außerordentlich bedeutende Rolle in der Großindustrie spielen würde. Anfangs nur in beschränktem Maße, z. B. zu Radirgummi, Spielbällen u. s. w. verarbeitet, bildete dieses Naturprodukt als Rohmaterial infolge seiner eigentümlichen Eigenschaften den Ausgangspunkt zu immer neuen Erzeugnissen für die verschiedensten

Digitized by Google

Zwecke, bis die Entdeckung der wichtigsten Eigenschaft des Kautschuks, sich mit Schwefel zu einer Masse zu verbinden, die in allen Temperaturen ihre Elastizität behält, ohne bei höheren Wärmegraden weich und klebrig zu werden und ohne den dem Kautschuk anhängenden unangenehmen Geruch zu zeigen, in dem durch dieses Verfahren vervollkommneten sogenannten „vulkanisierten Kautschuk“ ein Mittel bot, die Mannigfaltigkeit seiner Gebrauchsfähigkeit zu der heutigen erstaunlichen Höhe zu heben. Der Kautschuk ist, wie wohl kaum ein anderer Stoff, in kurzer Zeit von einem wenig beachteten, fast wertlosen Dinge zu einem geradezu unentbehrlichen Artikel geworden, dessen Verarbeitung zu den verschiedensten Zwecken auch in Deutschland zahlreiche großartige Etablissements und unzählige fleißige Hände beschäftigt. Seine Verwendung zur Herstellung von verschiedenen wichtigen Produkten ist eine so vielseitige und massenhafte, daß folgende summarische Aufzählung, die wir in unserer Revue geben können, zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, wohl aber ein ungefähres Bild der Bedeutung der in Betracht kommenden Industrie bieten wird. Wir finden Kautschuk verarbeitet zu Verdichtungsmaterialien, Platten für Dampf-, Gas-, Wasser- und Säure-Behälter-Verdichtungen; Verdichtungsringe und Scheiben für Rohrleitungen, Dampfkessel, Wasserstandsgläser u. s. w.; Verdichtungsschnüren und Dichtungsmaterialien mit unverbrennbarem Asbestgewebe; zu Puffern für Eisenbahn- und Pferdebahn-Wagen; konischen Puffern für Zentrifugen; zu Klappen und Ventilklappen in Pumpen u. s. w.; zu Schläuchen mit oder ohne Einlagen, mit oder ohne Spiralen in allen Größen für Jod, Säuren, Brauereien (bleifrei); zu rohen und gummirten Hanfschläuchen u. s. w.; zu Ventilkugeln, Walzenüberzügen für Papierfabriken, Kattundruckereien, Lederfabriken; zu Radreifen für Velocipedes, Equipagen; zu Kegelkugeln, Hutformen, Billardbanden, Gummi-Stopfen, Matten, Läufern, Carpetten für Waschtische, Badewannen; ferner in Hartgummifabrikaten zu Säurepumpen, Hähnen, Rohrleitungen, Platten, Stuben; zu Treibriemen mit Baumwolleinlagen, die jeder Temperatur widerstehend im Freien, in heißen und feuchten Räumen besonders empfehlenswert, eine große Verbreitung gefunden haben; weiter zu Gummiseilen ohne Ende und mit Patentverbindung; zu wasserdichten Geweben, wie Regenröcken, Wagendecken, Zelten für militärische Zwecke, Anzügen für Bergleute, Fischer, ganzen Taucher-Ausrüstungen; endlich in allen möglichen Spezialitäten für chirurgische Artikel aus Patentgummi, zu Säuger- und Milchflaschen, Garnituren, Schweißblättern, Kopierblättern, Tourniquet-Hosenträgern (nach Professor Dr. Esmarch) u. s. w. — Alle diese Artikel, zum Teil in besonderer Ausführung patentiert, fertigt die „Rheinische Gummiwarenfabrik, Franz Clouth in Nippes bei Köln“, welche sich seit stark zwanzigjährigem Bestehen stetig vergrößert hat und heute, 200 Arbeiter beschäftigend, in allen fünf Weltteilen einen bedeutenden Absatz erzielt. Die Leistungen dieser Firma sind auf zahlreichen Welt- und Provinzial-Ausstellungen mit hohen und höchsten Auszeichnungen ehrend anerkannt worden, und die rastlose, aufopfernde Thätigkeit des Inhabers der Firma hat dem Etablissement einen hervorragenden Platz in der deutschen Industrie, wie der deutschen Gummiwarenindustrie einen guten Ruf im Ausland erworben. Wir glauben derjenigen Fabrikanten, die es verstanden, durch richtige Disposition und weise Benutzung aller Errungenschaften der fortschreitenden Technik ihren Betrieb auf die hervorragende Stufe allgemeiner Beachtung zu bringen und die so mit dazu beigetragen, das Wachstum der deutschen Industrie und die Steigerung ihres Ansehens auf dem Weltmarkt zu fördern, in unserer allgemeinen Revue Erwähnung thun zu sollen, schon um Beispiele zur Nacheiferung, zum Nutzen unserer gesamten industriellen Entwickelung zu bringen. Ein Rundgang durch das erwähnte Etablissement, eine Besichtigung der mannigfachen Einrichtungen und Hilfsmaschinen zum Einweichen, Walzen und Spülen des Rohmaterials, zum Kneten, Mengen, Mischen und Färben der Gummiplatten, zum Vulkanisieren und Pressen in hydraulischen Pressen, zum Schneiden, Drehen, Formen u. s. w. bietet ein äußerst interessantes Studium, dem aufmerksamen Beobachter unwillkürlich befriedigendes Staunen über die Mannigfaltigkeit, in welcher sich auch auf diesem Gebiet der technische, menschliche Scharfsinn bethätigt, aufdrängend und ihn von der Wichtigkeit des geschilderten Industriezweiges überzeugend.

Bei Betrachtung der Fortschritte einzelner Industriezweige in neuerer Zeit zieht auch bald die „Trikotwaren-Industrie“ unsere Aufmerksamkeit auf sich. Merkwürdigerweise haben

Digitized by Google

wir für die unter diesen Namen fallende, in ihren Anfängen uralte Waren-Erzeugung, deren Ausdehnung seit vielleicht 30 Jahren und besonders in letzter Zeit in Deutschland eine gewaltige geworden ist, noch keinen allgemein angenommenen, deutschen Sammelnamen. Man verwechselt oder hält noch vielfach in der Bezeichnung nicht genau auseinander: gewebte Waren, die aus rechtwinklig sich kreuzenden Lagen paralleler Fäden bestehen, und gewirkte Waren, die aus einem mit sich selbst in Maschen verschlungenen Faden oder einer Reihe unter sich selbst verschlungener Fäden hergestellt werden. Letztere Gewebeart fällt unter die Bezeichnung „Trikotwaren", und wäre daher „Wirkwaren-Industrie" eine passende, empfehlenswerte deutsche Benennung. Die Wirkwaren-Industrie, wenn wir diesen Namen adoptieren wollen, hat im Gegensatz zu manchen unserer heutigen Großgewerbebetriebe eine sehr alte Geschichte. Professor Alcan in seinen „Etudes sur les arts textiles à l'exposition de Paris" und mehr noch William Felkins, Nottingham in seinem interessanten Werk „History of the machine wrought hosiery — and lace — manufactures" weisen nach, daß das alte Babylon schon einen bedeutenden Ruf für seine Wirkwaren hatte, daß hindostanische und ägyptische heilige Bücher von nicht genau festzustellendem Alter schon ziemlich genaue Beschreibungen von primitiven Wirkmaschinen geben, daß zahlreiche Stellen im Homer — man denke nur an den allnächtlich wieder aufgezogenen, daher sicher gewirkten Schleier der treuen Penelope — für ein Bekanntsein der Wirkkunst in alten Zeiten sprechen, und Felkins sucht sogar aus Bibelstellen mit echt englischer Orthodoxie den Nachweis zu liefern, daß die Wirkkunst unserem ersten Elternpaar direkt von Gott gelehrt worden sei. — Ohne Zweifel haben wir es also mit einer sehr alten Hervorbringung zu thun und können auch den Beginn fabrikmäßiger Warenerzeugung schon sehr weit zurückführen. 1589 konstruierte William Lee aus Cambridge den ersten Wirkstuhl — (er soll aus Ärger über die stete Beschäftigung seiner Braut mit Handstrickerei nicht eher geruht haben, bis er die mit den Stricknadeln bewirkte Fadenverschlingung in sinnreicher Weise auf eine Maschine übertragen, welche mit einer großen Reihe von Nadeln die Maschenbildung ergfter und durch die gleichzeitige Thätigkeit vieler Nadeln bedeutend schneller wie die Handstrickerei erzielte —) und legte so den Grund zu einer erst in Nottingham in England, dann in Frankreich und in den letzten Jahrzehnten auch in Deutschland großartig aufgeblühten Industrie im modernen Sinne dieses Wortes. Fortdauernde Verbesserungen des ersten Lee'schen Wirkstuhls, dessen wesentliche Teile im heutigen, geradlinigen, mechanischen Wirkstuhl nach immer beibehalten sind, Verwendung des Prinzips desselben zur Konstruktion des mechanischen Rundstuhls für Massenerzeugung vermehrten die Produktionsfähigkeit. Die hergestellten Waren wurden mannigfacher und schöner in der Form, besser in Qualität und stets preiswürdiger, so daß sie in immer weiteren Kreisen Eingang fanden, zum Bedürfnis wurden und sich deren Herstellung zu einem Großindustriezweig entwickelte, den auch in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine aufmerksame Pflege zu erfreulicher Blüte gebracht hat. In Sachsen hat sich Haus- und Fabrik-Industrie schon längere Zeit dieses Gebietes erfolgreich bemächtigt und eine Vollkommenheit auf demselben erreicht, die einen Weltruf genießt, wie ein Export im Wert von vielen Millionen nach dem Ausland, besonders nach Amerika beweist. In den letzten 20—30 Jahren haben sich dann auch rheinische Distrikte und endlich Stuttgart hervorragend an der Erzeugung von Wirkwaren beteiligt, dieser Thätigkeit eine wachsende, industrielle Bedeutung mit einem gleichfalls nach Millionen zählenden Export verdankend. Staunen erfaßt den Laien, wenn er die in der skizzierten Entwickelung nach und nach entstandenen und verbesserten Maschinen in ihrer jetzigen Vollkommenheit in einem Etablissement vereinigt in Thätigkeit sieht, wenn er zuschaut, wie feine Baumwoll-, Woll- oder Seiden-Fäden, von Spulmaschinen vorher in möglichst großer Ausdehnung auf Holzspulen regelrecht aufgerollt, mit großer Geschwindigkeit von tausenden von Nadeln, die in engem Kreis zusammenstehen, mittelst verschiedener Systeme von Maschenbildnern (Mailleusen) auf dem mit Dampfkraft beständig rundgeschwungenen Rundstuhl überraschend schnell zu einem elastischen Maschengewebe verarbeitet werden, als ob hunderte fleißiger, unsichtbarer Hände eine feine Strickarbeit vereinigt ausführten; wenn er sieht, wie in kurzer Frist ein meterlanger Schlauch feiner Wirkarbeit entsteht, wie die rastlos arbeitende Maschine bei einem Fadenbruch

Digitized by Google

oder einem Fehler im Faden durch sinnreiche, mechanische oder elektrische Ausschaltvorrichtungen plötzlich wie auf Kommando zum Stillstand gebracht wird, alles, ohne daß sich eine menschliche Hand rührt; wenn er weiter beobachtet, wie auf geraden, ebenfalls mechanischen Stühlen durch ein besonders zusammengestelltes System vertikal und horizontal gegeneinanderwirkender Nadeln eine mehrfach verschlungene und daher besonders stark elastische Ränderware erzeugt wird, wie wieder andere mechanisch arbeitende Stühle mit selbstthätiger Minderungsvorrichtung Gebrauchsgegenstände, wie Strümpfe, Hosen u. s. w. direkt in der endgültigen Form fertig bis auf das Zusammennähen liefern; wie endlich Nähmaschinen, Knopflochmaschinen, Schneidemaschinen, Appreturpressen u. s. w., alles mit Dampfbetrieb, zur Hand stehen, so daß er fast vor seinen Augen Dutzende von feinen, elastischen Unterkleidungsstücken vom einfachen Faden an zu fertiger Ware werden sieht. Mit Bewunderung muß es ihn erfüllen, wenn er die Vielseitigkeit der mit diesen Maschinen hergestellten Waren betrachtet, den einfachen, in den verschiedensten Qualitäten hergestellten Strumpf, Handschuhe von der gröbsten wollenen bis zu den feinsten, seidenen Sorten, Unterkleider in Baumwolle, Wolle, Seide und gemischten Qualitäten in allen erdenkbaren Ausführungen und Formen, Kopfbedeckungen, Stauchen u. s. w. und endlich in neuester Zeit sich so großer Beliebtheit erfreuende Stoffe für Oberkleider, für Damentoilette und selbst für Herren-Anzüge und Paletots. Staunen und Bewunderung müssen die erreichte Vollkommenheit der maschinellen Hilfsmittel wie die Mannigfaltigkeit der Produkte auch dieser Industrie, welche für viele Tausende schafft und von der direkt oder indirekt viele Tausende leben, bei dem Beobachter erregen, zugleich aber ein freudiges Gefühl wachrufen über den auch auf diesem Gebiet wieder bestätigten, menschlichen Fortschritt. Mit Genugthuung muß es uns erfüllen, in der alten, neuerdings so schnell aufgeblühten Wirkwarenindustrie — (Besprechung einzelner, hervorragender Etablissements in derselben müssen wir uns auf später vorbehalten —) wieder einen mächtigen, weiter ausbildungsfähigen Faktor zur Förderung unseres Gesamt-Wohlstandes zu erblicken.

Haben wir in vorstehendem wieder eine Rundschau über verschiedene Gebiete der Waren-Hervorbringung gehalten, so ist es wohl angebracht, auch neuer Einrichtungen und Bestrebungen zur Hebung des Absatzes, zur Vergrößerung und Erleichterung des Waren-Austausches zu gedenken. In unserer letzten Revue erwähnten wir in dieser Beziehung der demnächstigen Weltausstellung in Melbourne und glaubten eine rege Beteiligung seitens der deutschen Industrie an derselben warm befürworten zu sollen. Zu unserer Genugthuung hat das Verständnis für die Wichtigkeit dieser Ausstellung für alle die Gewerbebetriebe, welche Wert auf Ausdehnung ihres Absatzes ins Ausland legen — und bei der ungeheueren Steigerung der Produktion müssen dies heute fast alle Gewerbebetriebe — erfreulich zugenommen. Nach Mitteilungen der Tagesblätter haben sich die Anmeldungen in letzter Zeit so gemehrt, daß eine würdige Gesamtausstellung, die ein annäherndes Bild der Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit deutschen Gewerbefleißes bieten wird, gesichert erscheint. Möge dieselbe von einem die Mühen und Kosten lohnenden Erfolg begleitet sein! — Heute möchten wir einem anderen, in letzter Zeit mehr und mehr in Aufnahme gekommenen Mittel, den Geschäftsverbindungen für unsere Industrie nach verschiedenen Weltteilen Anknüpfungspunkte zu verschaffen und einen allmählich steigenden Geschäftsverkehr mit anderen Nationen anzubahnen, eine Besprechung widmen. Ein solches Mittel wird in den nach und nach in mehreren deutschen Handels- und Industrie-Zentren ins Leben gerufenen „Export-Musterlagern“, resp. besser „Ausfuhr-Musterlagern“ gesehen, und es sprechen die befriedigenden Erfolge, welche solche Musterlager in Stuttgart, Hamburg, Dresden, Karlsruhe, München, Frankfurt a. M. in kurzer Zeit aufzuweisen hatten, wohl dafür, daß die beteiligten Kreise mit deren Errichtung richtigen Geschäftsblick gezeigt haben. Das Stuttgarter Ausfuhr-Musterlager teilt in seinem dritten Jahresbericht mit, daß es 415 ausstellende Firmen, die den verschiedensten Gewerbe- und Industrie-Zweigen angehören, zu Mitgliedern zählt. Im Jahr 1884 wurden daselbst von 110 Einkäufern aus verschiedenen europäischen und überseeischen Handelsplätzen 913 teils ganz erhebliche Aufträge erteilt, welche sich auf 204 Mitglieder verteilten. An geeignet ausgewählte, auswärtige Käufer wurden 6000 Kataloge versandt und viele

Digitized by Google

Mustersendungen durch 31, an den wichtigsten Handelsplätzen befindliche Agenten den Käufern übermittelt. 270 Auskünfte über Zoll- und Transport-Verhältnisse, Geschäftsgebräuche, Zahlungsformen, Verpackungsarten u. s. w. wurden den Mitgliedern vermittelt. Die Ausfuhr-Musterlager stellen sich also, wie schon aus vorstehendem ersichtlich, die Aufgabe, den Absatz der Gewerbeerzeugnisse außerhalb des deutschen Gebietes zu fördern: durch ein den fremden Käufern zugängliches Musterlager, durch Vermittelung von Warencinkäufen auf Rechnung und Gefahr des Ausstellers, durch Anfertigung und Verbreitung von in verschiedenen Sprachen ausgegebenen Katalogen der Mitglieder und durch Beratung letzterer in allen auf das Exportwesen bezüglichen Angelegenheiten. In welcher Weise diese dem gesamten Erwerbsleben dienenden Unternehmungen eingerichtet werden und auf welche Art dieselben ihre Zwecke zu erfüllen suchen, mag eine kurze Schilderung der jüngsten Errichtung eines „Ausfuhr-Musterlagers in Köln", welches besonders mit Rücksicht auf die rheinisch-westfälische Industrie im Oktober 1887 eröffnet wurde, zeigen. Nachdem der Zentral-Gewerbe Verein in Düsseldorf und die Kölner Handelskammer dem auftauchenden Projekt ihre thätige Beihülfe bewiesen, der ehemalige Kölner Handelsverein dem vorbereitenden Ausschuß eine namhafte Geldsumme zur Erleichterung der ersten Einrichtungs- und Betriebs-Kosten übermittelt, und die Stadt Köln einen größeren Zuschuß für drei Jahre zur Verfügung gestellt hatte, wurde das Unternehmen mit annähernd zweihundert gesicherten Mitgliedern begonnen. Die Mitglieder haben für einen mäßigen Jahresbeitrag das Recht, ihre Erzeugnisse, resp. Muster, Modelle, Adressen, Kataloge u. s. w. im Ausfuhrmusterlager auf einem Raum von 1 qm Wand- oder Boden-Fläche auszustellen. Für etwa beanspruchten Mehrraum wird eine mäßige Miete berechnet. Ferner hat jedes Mitglied das Recht auf unentgeltliche Einräumung eines bestimmten Zeilenraumes in den gedruckten Katalogen des Ausfuhr-Musterlagers und endlich Anspruch auf Vermittelung von Warenverkäufen für seine Rechnung und Gefahr, sowie auf Ratschläge und möglichste Unterstützung in allen Ausfuhr-Angelegenheiten, auf Einzug von Erkundigungen, Zuweisung von geeigneten Geschäftsvermittlern u. s. w. — Muster, Zeichnungen, Modelle ꝛc., welche der Aussteller gegen Mitbewerber zu schützen wünscht, werden in einem besonderen Raum aufgestellt und wird hinsichtlich deren Vorzeigung an Einkäufer genau nach den Anordnungen des Ausstellers verfahren. Der Betrieb des Ganzen untersteht einem Ausschuß von 15 Mitgliedern, von denen 9 von der Generalversammlung gewählt und je 3 von der Kölner Handelskammer und dem Zentral-Gewerbe-Verein in Düsseldorf ernannt werden. Ein geschäftsführender Vorstand, der auch Anmeldungen im Lokal des Musterlagers, Hohenzollern-Ring 68, entgegennimmt, wacht darüber, daß kein Unbefugter Eintritt zum Lager erhält, daß bei den unter Verschluß zu haltenden Mustern nach Weisung der Aussteller verfahren wird, wie er auch für die Anbahnung von Geschäftsbeziehungen zwischen Ausstellern und Besuchern, für Beratung in Ausfuhr-Angelegenheiten u. s. w. thätig ist. Die Wirksamkeit solcher Ausfuhrmusterlager ist natürlich in erster Linie von einer möglichst großen, vielseitigen Beteiligung der Handels- und Gewerbetreibenden abhängig; auf jeden Fall verdienen solche Unternehmen aber einen ihren Wert würdigende, thätige Unterstützung aller der Kreise, deren Interessen sie stützen und fördern wollen. Sie stellen einen nach den bisherigen, allerdings noch nicht auf lange Zeit ausgedehnten Erfahrungen erfolgversprechenden Versuch dar, dem einzelnen mit geringerem Kostenaufwand gute Aussichten auf gewinnbringende Geschäftsausdehnung zu bieten. Auch haben sich die Befürchtungen einzelner Gegner, daß durch dieselben den Ausfuhrhändlern ein nachteiliger Wettbewerb entstehe und daß leicht Unkunde im Ausfuhrhandel zu gewagten Geschäftsunternehmungen nach dem Ausland zu ihrem eigenen Schaden verleitet werden könnten, bisher praktisch nicht bestätigt. Dagegen zeigt die Aufmerksamkeit, welche man diesem neuen Unternehmen im Ausland schenkt, — z. B. wurde der Sekretär der Londoner Handelskammer, der hervorragendsten, kaufmännischen Körperschaft Englands, nach Deutschland geschickt, um die Ausfuhrmuseen und Ausfuhrmusterlager zu studieren und Vorschläge zur Schaffung ähnlicher Einrichtungen in England zu machen, und man hat in London mit Gründung einer „Export Exchange", eines Export-Musterlagers in großem Stil mitten in der City begonnen — daß man dort deren Wirksamkeit nicht unter-

Digitized by Google

schätzt und sich mit gleichen Waffen gegenüber dem deutschen Wettbewerb rüsten zu müssen glaubt. Wir halten es demnach für geboten, alle Handels- und industriellen Kreise auf diese neuen Einrichtungen hinzuweisen und zu deren Unterstützung und Benutzung aufzufordern.

Endlich sei uns noch gestattet, vor dem Abschluß unserer heutigen Revue einiger Mißstände, die störend und hemmend im Geschäftsverkehr innerhalb des deutschen Reiches einwirken, Erwähnung zu thun. Auch hierbei leitet uns die Absicht, anzuregen, damit die Geschäftswelt sich eingehender mit diesen Fragen beschäftigt, Kundgebungen veranlaßt und so einen Druck an kompetenter Stelle ausübt, auf daß Abhülfe zum Nutzen des Gesamtverkehrs geschaffen werde. Als die Vorlage an den Reichstag angekündigt wurde, wonach das Reich die Mehrkosten der Prägung von 20 Millionen Kronen, statt 10 Millionen Doppelkronen übernehmen sollte, weil sich für erstere ein größeres Bedürfnis geltend gemacht, wurden unsere Währungsverhältnisse im allgemeinen wieder vielfachen Besprechungen unterzogen. Wir begegneten bei dieser Gelegenheit mehrfachen, unserer Ansicht nach sehr berechtigten Klagen über den Unterschied, den Reichsanstalten noch immer zwischen Reichsbanknoten und Banknoten anderer Bankanstalten machen, denen das Reichsgesetz die Befugnis zur Notenausgabe erteilt hat und deren Noten gesetzlich mit gleichen Rechten wie diejenigen der Reichsbank ausgestattet sind. Wir sehen nicht ein, warum Reichsanstalten und vor allem die Reichspost die Scheine der sämtlichen, im Gesetz mit der Notenausgabe befugten Banken zurückweisen und nur Reichsbanknoten in Zahlung nehmen, wie dies in Preußen der Fall. Unserer Meinung nach verstößt dieses Verfahren gegen die Absichten unserer deutschen Bankgesetzgebung und legt dem Verkehr viele schädigende Unbequemlichkeiten auf. Die Reichspost bedient sich zur Bewältigung ihres riesigen Geldverkehrs der Vermittelung der Reichsbank, und es scheint uns ein Widersinn, daß dieselbe nicht mindestens ebenso alle deutschen Banknoten in Zahlung nehmen muß, wie die Reichsbank selbst dazu verpflichtet ist. Es muß jedem Geschäftsmann schwer verständlich sein, daß die Reichspostverwaltung und andere öffentliche Kassen nur Reichsbanknoten annehmen und gesetzlich berechtigte Scheine deutscher Notenbanken, ob solche nun preußische, bayrische, sächsische u. s. w. sind, ausschließen. Im Interesse des gesamten Verkehrslebens muß hierin Abhülfe verlangt, muß es durchgesetzt werden, daß allen deutschen Banknoten — die mit denen der Reichsbank alle Angehörige des einen deutschen Reiches sind — auch gleiche Rechte im praktischen Leben gewährt werden, — Ein ähnlicher, wenn auch etwas schwieriger abzustellender Mißstand besteht noch in der sonst so mustergültigen, mit Recht überall lobend anerkannten Einrichtung unserer Reichspost. Es ist für den außerordentlich angewachsenen Verkehr eine in seinem Wesen begründete Forderung, daß ihm Vereinfachung und Erleichterungen in immer weiteren Grenzen geboten werden, daß seinem Bestreben, die verschiedensten Länder und Weltteile zu umfassen, nach Möglichkeit Unterstützung durch billige und möglichst einfache Verkehrsmittel gelichen wird. In solcher Richtung hat unsere vorzügliche Reichspost zur Unterstützung des inneren wie des Weltverkehrs großes geleistet, und doch bestehen noch immer im deutschen Reiche selbst lästige und häufig Unannehmlichkeiten und Schaden bringende Verkehrsschranken in den verschiedenen Postwertzeichen, den verschiedenen Freimarken in Preußen, Bayern, Württemberg u. s. w. — Eine preußische Reichspostmarke ist in Bayern, Württemberg u. s. w. nicht gültig; ein in München aufgegebener Brief mit einer preußischen Reichspostmarke wird als unfrankiert behandelt und kostet Strafporto und umgekehrt. Ein Geschäftsmann reist von Köln nach Stuttgart und kann dort seinen Vorrat in Reichspostmarken nicht verwenden, in Stuttgart neu eingekaufte Reichspostmarken sind für ihn bei weiterer Reise in München wieder wertlos! Dies ist ein Widerspruch in der Bezeichnung und ein Mangel in der Organisation unserer Post als Reichspost, wie ein sehr lästiger, den freien Verkehr hemmender Übelstand. Mögen auch schwer zu beseitigende Schwierigkeiten infolge der Reservatrechte, welche sich einzelne deutsche Staaten auf diesem Gebiete vorbehalten, hier vorliegen, wir meinen, ein Ausweg aus diesem dem Ausländer unverständlichen, dem Deutschen schädlichen und dem Einheitsgedanken widersprechenden Mißstand müsse zum Nutzen unserer Gesammtverkehrs Verhältnisse gefunden werden. Möchten sich immer wieder einflußreiche Stimmen aus den meist beteiligten Kreisen dafür erheben, bis die Angelegenheit an berufener

Digitized by Google

Stelle in Fluß kommt und eine befriedigende Regelung findet. Damit wäre der Zweck unserer heutigen Anregung erreicht und ein weiterer, nützlicher Schritt zur vollkommenen Ausbildung unseres deutschen Verkehrslebens, auf dessen Entwickelung wir mit recht stolz sein dürfen, zum Nutzen unseres Handels und unserer Industrie gethan.

Litterarische Berichte.

Singen und Sprechen. Von Sir Morell Mackenzie, M. D. Deutsche Ausgabe von Dr. J. Michael. Hamburg und Leipzig, 1887. Verlag von Leopold Voß.

Der Name Morell Mackenzie ist heute dem nichtärztlichen Publikum nun ebenso bekannt, wie er es denjenigen, die sich mit der medizinischen Litteratur zu beschäftigen haben, schon seit Jahren gewesen ist. Freilich werden alle, die seine früheren Publikationen und zumal sein großes Werk über die Halskrankheiten kennen, in hohem Grade überrascht sein, den Verfasser, der in seinen ersten Arbeiten Werke von großer wissenschaftlicher Bedeutung geschaffen hat, hier in dem vorliegenden Buche als liebenswürdigen Plauderer wiederzufinden, der dem Laienpublikum seine erprobten Ratschläge in der Form einer angenehmen Unterhaltungslektüre bietet; denn unterhaltend ist in erster Linie das gegenwärtige Buch, und erst, wenn man es zu Ende gelesen hat, merkt man, daß man auch belehrt worden ist. In England hat das Buch binnen eines Jahres fünf Auflagen erlebt, eine Anerkennung, welche dasselbe durchaus verdient und welche Dr. Michael, einen in Hamburg lebenden namhaften Spezialisten für Kehlkopfkrankheiten, veranlaßt hat, die Uebersetzung ins Deutsche vorzunehmen. Verfasser hat seit einem Vierteljahrhundert sich mit der Behandlung kranker Stimmorgane beschäftigt, und es war ihm in reichem Maße die Gelegenheit geboten, die dem Stimmorgan wohlthätigen und die denselben schädlichen Bedingungen kennen zu lernen; nach solcher Vorbereitung ist er bestrebt gewesen, sein Buch zu einem nützlichen Führer für alle diejenigen zu machen, welche ihre Stimme auf dem Katheder, auf der Kanzel, auf der Bühne oder in der politischen Arena ertönen lassen. Er gesteht selbst, daß er weder in musikalischen noch in physiologischen Fragen sich irgend welche Autorität anmaße, noch beanspruche, vermittelst seiner Ausführungen Gesang oder Beredsamkeit lehren zu können oder neues Licht über die dunklen Punkte in der Stimmbildung zu verbreiten. Auch hat er Fragen aus diesen Gebieten nur insoweit erörtert, als sie zu der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Stimmorgane in direkter Beziehung stehen. Da das Buch vom ärztlichen Standpunkte aus betrachtet sein will, so ist natürlich der Behandlung oder vielmehr der Hygiene des Stimmorgans der größte Raum gewidmet. Beispielshalber legt Verfasser einen Hauptwert auf die möglichste Schonung und zu meidende Ueberanstrengung des Sprach- und Stimmorgans und tadelt namentlich am Sänger das Forcieren der Stimme, dem er einen großen Einfluß auf den frühen Verlust dieses köstlichen Gutes zuschreibt. Ja er hält es mit dem guten Ton für nicht vereinbar, bei Indisposition zu singen oder öffentlich zu sprechen. Es wird allerdings manchen Sängern für Unart und Laune ausgelegt, wenn sie bei geringer Indisposition einen Vortrag versagen, Verfasser behauptet aber, daß nur durch strenges Innehalten dieser Lebensregel die Stimme sich lange in ihrer Schönheit erhalten lasse. Das Buch ist allen, die auf die Ausbildung ihrer Stimme in sprachlicher und gesanglicher Beziehung Wert zu legen haben, sehr zu empfehlen, und da die Verlagshandlung es in geschmackvoller Ausstattung dem Publikum darbietet, so dürfte dasselbe auch eine Zierde jedes Büchertisches sein. Dem Buche ist ein wohl getroffenes Bildnis des Verfassers beigegeben. J. D.

Leben, Organische Philosophie und Poesie, Geisteslehre. Meran 1888. F. W. Ellmenreichs Verlag.

In den meisten Fällen, wo man ein noch unbekanntes Buch in die Hand nimmt, wird man doch gewiß schon aus dem Titel einigermaßen auf Inhalt und Tendenz desselben schließen können, oder, wenn dies unmöglich, um so mehr auf das, was sich in der Lektüre unserem Geiste nun darbietet, gespannt sein. Hier liegt uns von einem unbekannten Verfasser ein Buch vor, dessen Umschlag uns schon merkwürdig, dessen Titel aber im höchsten Grade seltsam erscheint, und nur dem hierdurch erregten Interesse verdanken wir wohl die Fähigkeit, es bis zu Ende zu lesen. Dieses Interesse erweckt doch naturgemäß die Frage in uns: Was will der Verfasser sagen und lehren? Und wenn wir trotz aufmerksamsten Lesens gar keine Antwort finden können und deshalb immer weiter am Ende nach einer solchen suchen, so beklagen wir zuletzt die mühe-

Digitized by Google

voll und nutzlos angewendete Zeit; denn — in der That, wir haben selten ein Buch, gelesen, welches so jedes Zusammenhanges in sich, jeder Klarheit in Form und Inhalt bar, so (wir können nicht anders!) verworren und verwirrend ist wie das vorliegende, und, was das Schlimmste ist, wir vermögen nicht einmal herauszufinden, was eigentlich dargestellt und bewiesen werden soll. Auch die Betrachtung der Disposition giebt keinen Einblick in den Zweck des Buches, da die einzelnen Kapitel zusammenhangslos aneinandergereiht sind und der Inhalt derselben für sich wiederum das Bunteste ebenso unzusammenhängend vermischt und zusammenstellt. Was soll z. B. unter der Ueberschrift: „das semitische Willens- und arische Intellektualprinzip" die Erörterung über die Herstellung der Zelle auf chemischem Wege, über die Kurven höherer Grade und über Spiritismus? Was bezweckt der Verfasser in dem Kapitel „Menschenwort" mit einer nicht weniger als 156 Seiten umfassenden Anführung von Poesie alter Völker, worunter Ilias, Edda, Ambrosius, Dante, Luther, Bürgers „Lied vom braven Manne"? Welchen Sinn hat die weitschweifige Aufzählung aller theologischen und philosophischen Systeme? Am klarsten erkennt man noch einen Zweck in der Anführung von Sprüchen derjenigen Naturforscher, welche für den Gottesglauben eingetreten sind; dann aber verschwindet die Durchsichtigkeit des Inhalts wieder hinter absolut unerklärlichen Erörterungen, vergl. den fast widerwärtig langen Auszug aus Swedenborgs Tagebuch, wie überhaupt dieser Mann viel zu sehr mit in den Vordergrund gestellt ist. Aber auch im einzelnen finden sich viele Punkte, die wir anfechten müssen; zunächst seien einige ganz unerklärbare Aussprüche hier erwähnt, z. B. „Amerikaner und Polynesier stellen das männliche und weibliche Wirken dar," „im Verhältnis zu der reinen germanischen Ehe wie steht es da mit manchen Pastoren mit ihrer manchmal dreifachen Ehe?" „Der Staat mit seiner allgemeinen Konskription ist am Ende der Durchführung seines heidnischen Grundelements," „Humanitas-Areopag, Mann und Weib in organischem Zusammenhang." Was soll folgender Vergleich: Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, Physiopathie = Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medizin = Virchow, Hahnemann, Prießnitz, Rikli? Doch genug damit; nur der hier etwa mögliche Vorwurf ist noch zurückzuweisen, als seien diese Sätze aus dem Zusammenhange herausgerissen; ein Zusammenhang existiert überhaupt nur selten. Aber auch direkt falsche Aussprüche lassen sich vielfach anführen, so z. B. „im semitischen Judentum ist ein hoher Gottesbegriff" (was doch wenigstens sehr zu beschränken ist,) „der Christ soll allem Natürlichen entsagen", der edle (!) Präsident Frankreichs" (nämlich Grévy), „das Evangelium des Marcus entspricht der römischen Auffassung" u. a. Auch der Stil ist stellenweise ungewandt, ja direkt falsch, vergleiche S. 389, die Verbrennung durch Calvin des Servet, ferner: wegen dem Ernst, merkwürdigerweise ist auch S. 421—432 zweimal gedruckt, ganz abgesehen von orthographischen Ungenauigkeiten. Ob demnach der Versuch, „die Frage des Lebens, das qualvolle, uralte Rätsel des Lebens, objektiv und subjektiv, im Makro- und Mikrokosmus der Lösung näher zu führen," und „im engen Rahmen das Höchste auf dem Gebiete des Wortes in der ganzen Menschheitsentwickelung zusammenzufassen, wie es bis jetzt in solcher Weise noch nicht geschehen," gelungen, und ob das Buch wirklich ein „Familienbuch" zu nennen ist, das scheint höchst zweifelhaft zu sein. Unbedingt anzuerkennen ist dagegen die Fülle des Wissens, welche der Verfasser auf vielen Gebieten bekundet, und die Wärme und Aufrichtigkeit des religiösen Gefühls, welche wohlthuend berührt. Daß auch in einzelnen Punkten, wie z. B. in der Kenntnis fremder Litteratur und religiöser Anschauungen manches aus diesem Werke zu lernen ist, kann nicht bestritten werden, nur eins fehlt entschieden: Klarheit und Zusammenhang, und diese Mängel schaden dem Werte und dem Nutzen des Buches.

C. S.

Die Mätresse. Lustspiel von K. G. Lessing. Heilbronn 1887. Verlag von Gebr. Henninger. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert.)

Herr Eugen Wolff, der Verfasser einer besonderen Schrift über Karl Gotthelf Lessing, den Breslauer Bruder des großen Lessing, hat hier einen Neudruck des letzten und, wie es scheint, vollendetsten Lustspiels desselben besorgt, der bei der Seltenheit der Dramen jenes nicht unbegabten Schriftstellers Dank verdient. In der Einleitung hat Herr W. nach dem Scherer'schen Rezept über Thema, Tendenzen, Quellen und Stil der Mätresse gehandelt. Dem Dichter bleibt hiernach gar nichts Eigenes. Er mag sich im Grabe damit trösten, daß nach dem Straßburg-Berliner Schnlaberglauben auch weit Größere ihre Kunst mühsam zusammenbetteln mußten.

Q.

Rumäniens Anteil am Kriege der Jahre 1877 und 1878. Von T. C. Vacarescu (Oberstleutnant der Reserve). Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz. Mit einer Karte und zwei Plänen. Leipzig 1888. Verlag von F. A. Brockhaus.

In dem letzten russisch-türkischen Kriege hat Rumänien eine so bedeutsame Rolle gespielt, daß eine besondere Darstellung von Rumäniens Anteil an diesem Kriege gewiß dankenswert ist. Das vorliegende Werk giebt auch eine kurze „Vorgeschichte des Krieges" und redet dann von den verschiedenen Phasen der „Verteidigung des Territoriums" und der „Kämpfe in Bulgarien." Die Uebersetzerin deutet in

Digitized by Google

dem „Vorworte“ an, daß bei der Ueberſetzung „einige Kürzungen nötig geweſen,“ daß aber „Plan und Einteilung des Buches beibehalten worden.“ In Bacarescus Werke wird unter anderem hervorgehoben, wie Rumänien beim Ausbruch des türkiſch-ſerbiſch-montenegriniſchen Krieges ſich ſorgſamſt bemüht hat, eine ſtreng neutrale Haltung zu bewahren. Das Buch beklagt ſich aber, daß die Pforte die Bemühungen Rumäniens, neutral zu bleiben, gar nicht unterſtützte. Ohne Ausſicht, ſeine volle Neutralität zu erhalten, hat Rumänien ſchließlich nicht umhin gekonnt, mit Rußland eine Durchmarſch-Konvention abzuſchließen. Darauf begann die Türkei plötzlich eine Reihe von Herausforderungen und Feindſeligkeiten gegen Rumänien. Die Türkei eröffnete ſelbſt ein Bombardement gegen rumäniſche Städte; Banden von Tſcherkeſſen ſetzten auf das rumäniſche Ufer über und verübten dort Gewaltthaten u. ſ. w. So ward Rumänien durch die Türkei ſelbſt in den Krieg hineingetrieben und das Land ſah ſich damit zur Proklamation ſeiner Unabhängigkeit veranlaßt. Als die Ruſſen über die Donau gingen, behandelten ſie die Rumänen aber ſo „kalt“, daß man in Rumänien den Beſchluß faßte, die rumäniſchen Truppen ſollten ihre geſonderte Stellung bewahren und nur da vorgehen, „wo ihre eigenen Intereſſen es erheiſchten.“ Es iſt ja zur Genüge bekannt, wie Rußland bald genug in die Lage geriet, des rumäniſchen Beiſtandes höchſt dringend zu bedürfen, und wie Rumänien den Ruſſen zu Hilfe kam, nachdem es nunmehr in ehrenvollſter Weiſe zur Kooperation eingeladen worden war. Bacarescu ſetzt übrigens auseinander, wie der damalige Fürſt (jetzige König) von Rumänien, als unmittelbarer Oberbefehlshaber der Armeen vor Plewna, den bewußten dritten Angriff auf Plewna widerriet, wie er aber trotzdem nicht umhin gekonnt, dem damaligen Drängen der Ruſſen nachzugeben. Mit dem Kriegsplane, den der Fürſt von Rumänien damals vertrat, und der nach dem bewußten Mißerfolg des 30. Auguſt (11. September) 1877 ſchließlich adoptiert werden mußte, zeigte der ſpätere Adlatus des Oberbefehlshabers vor Plewna, der ruſſiſche General von Todleben, ſeine volle Uebereinſtimmung. Vor Todlebens Ankunft hatten die Ruſſen indeſſen „ſo gut wie gar keine Befeſtigungswerke aufgeworfen“ — es bedurfte der ganzen Autorität Todlebens, um die Ruſſen „an die Errichtung von Feldbefeſtigungen zu gewöhnen,“ während die von den Rumänen hergeſtellten Werke ſich ſeiner Anerkennung erfreut hatten. Als Osman Paſcha vor ſeiner Uebergabe einen Durchbruchs-Verſuch machte, hatten — wie Bacarescu ſchildert — gerade die Rumänen durch ihre Wachſamkeit und durch tapferes und entſchiedenes Eingreifen einen Teil der Osman'ſchen Armee abgeſchnitten und dadurch die Möglichkeit eines Nachſchubs für das nach einer anderen Seite geſchehende Vordringen Osman Paſchas verhindert. Auch waren die Rumänen die „erſten, welche Plewna betraten.“ — Den Verfaſſer Bacarescu erfüllt offenbar ein gerechter Stolz auf die von ihm geſchilderten Leiſtungen der rumäniſchen Armee und überhaupt auf die Art und Weiſe, wie ſie im letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege ſich bewährt hatte. Die Darſtellung Bacarescus iſt um ſo intereſſanter, als bis zu den betreffenden großen Kämpfen das rumäniſche Heer — wie die Ueberſetzerin ſich ausdrückt — „in ſeiner Organiſation und Leiſtungsfähigkeit gänzlich unbekannt geweſen“ war. —b—

Maſaniello. Kulturgeſchichtliche Erzählung aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Von Adolf Glaſer. Mit 30 Text-Abbildungen und einem Titelbilde von Konrad Ermiſch u. a. Leipzig und Berlin 1888. Verlag von Otto Spamer.

Der farbenprächtige, mit Maſaniellos ſchönem Bilde geſchmückte Umſchlag des Buches wie der vom Verfaſſer demſelben gegebene Titel ließ erwarten, daß Tomaſo Aniello, der Fiſchersſohn aus Amalfi, der vornehmſte Held der kulturgeſchichtlichen Erzählung ſein würde. Dem iſt aber nicht ſo. Es iſt dem Verfaſſer, deſſen Verdienſte um ſchätzenswerte Bereicherungen unſerer Litteratur nicht beſonders erſt betont zu werden brauchen, vornehmlich darum zu thun, die Fäden aufzudecken, welche die neapolitaniſche Revolution, die Maſaniello zum Führer des niederen Volks von Neapel gemacht hatte, gegen die Fremdherrſchaft der Spanier beſonders mit den geiſtigen Bewegungen in benachbarten Staaten verband und den damals zuerſt in die Oeffentlichkeit getretenen Kampf der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis gegen das Dogma der päpſtlichen Herrſchaft zu ſchildern. Galileo Galilei ſteht im Vordergrund des Intereſſes, und ergreifend iſt ſein Kampf für die erkannte Wahrheit dargeſtellt. Neben ihm feſſelt uns am meiſten das Bild des abenteuerluſtigen Salvatore Roſa, das uns in lebhaften Farben den Anteil veranſchaulicht, den die Kunſt an den Ereigniſſen jener vielbewegten Zeit gehabt hat. Die wirkungsvollen Gemälde, welche Glaſer von Italiens herrlichen Gefilden mit ſeiner gewandten Feder gezeichnet, machen im Verein mit den trefflichen Illuſtrationen ſeinen „Maſaniello“ zu einem Werke, das jeder mit Vergnügen leſen, bei deſſen Lektüre aber jeder auch reichlichen Gewinn in kulturhiſtoriſcher Beziehung einheimſen wird. L.

Verantwortlicher Redakteur: Ernſt Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift verboten. Überſetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Wanda Wild.

Novelle
von
Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Bruno hatte nach Ablauf der von ihm bestimmten Tage der Schwester seine bevorstehende Ankunft durch Postkarte gemeldet und war nicht wenig erstaunt, als er auf dem Bahnhof von seinem Schwager selbst empfangen wurde. „Du zuhause?“, rief er nach der ersten Begrüßung verwundert aus. „Ich glaubte, der Reichstag ließe jetzt keines seiner Mitglieder fort. Ihr modernen Gesetzgeber arbeitet ja jetzt mit Hochdruck.“

„Wichtige Familienangelegenheiten zwangen mich einen kurzen Urlaub zu nehmen,“ entgegnete der Freiherr.

„Wie ernsthaft du das sagst und wie ernst du aussiehst,“ lachte der Graf. „Diese parlamentarischen Kämpfe nehmen euch alle Lebensluft. Du warst früher auch weit heiterer.“

„Vielleicht ist der Reichstag diesmal unschuldig, daß du mich nicht in der gewohnten Stimmung findest,“ war die Antwort des Schwagers. Baron Lindenberg war als heiterer Lebemann überall bekannt und beliebt, wo es sich aber um geschäftliche Angelegenheiten handelte, zeigte er sich streng und gewissenhaft und wie verwandelt; der Reichstag zählte ihn deshalb zu seinen fleißigsten und tüchtigsten Mitgliedern. An den Debatten beteiligte er sich freilich selten, und wenn es geschah entwickelte der Freiherr gewöhnlich eine Trockenheit, die mit seinem jovialen Wesen im seltsamsten Widerspruch stand. Sein Humor, seine fröhliche Laune kamen nur in kleinen Kreisen zur Geltung. Der noch immer trotz seiner vierzig Jahre frisch und stattlich aussehende, ein wenig zur Wohlbeleibtheit neigende Mann war zuhause gutmütig und harmlos wie ein Kind und zu jedem Scherz aufgelegt. Bruno konnte deshalb gar nicht begreifen, daß heut sein lieber Schwager den ernsten Parlamentarier noch immer nicht zu verleugnen vermochte, trotzdem die schreckliche Geschichte wenigstens für einige Zeit wieder einmal hinter ihm lag. Selbst als beide im Wagen saßen und nun die trefflichen Renner sie schnell ihrem Ziel zutrugen, verlor sich nicht die Wolke, die auf der Stirn des Barons sichtbar ruhte, obwohl Bruno in bester, fröhlichster Laune sie zu zerstreuen suchte.

Digitized by Google

Der junge Graf fühlte sich so glücklich, in einigen Stunden sah er ja das prächtige Mädchen wieder, die Probezeit war zu Ende, und nun wollte er eine rasche Entscheidung herbeiführen, um es auf immer zu besitzen. Die Entfernung hatte den Zauber nicht zerstört, den Wanda auf ihn ausgeübt, im Gegenteil ihn noch mehr erhöht. — Die Schönen seiner Garnison, die er früher bewundert, fand er unbedeutend und langweilig im Vergleich zu ihr, die so viel Geist und Leben atmete. Bei ihr war alles frische, gesunde Natur, während ihm jene in ihrem Denken und Fühlen eingebildet und kränklich erschienen. Obwohl der Schwager gewiß schon durch Elisabeth von seiner Liebe für die Nichte des Oberförsters Kenntnis erhalten hatte, konnte Bruno doch nicht den Augenblick erwarten, wo er ihm sein volles Herz eröffnen durfte; sie waren kaum von dem harten Pflaster der kleinen Stadt auf die bequemere Landstraße hinausgekommen, die eine Unterhaltung gestattete, da begann er sogleich: „Daß ich glücklicher Bräutigam bin, wird dir Elisabeth wohl mitgeteilt haben?"

Das ernste Gesicht des Barons hellte sich nicht auf, er machte nur eine Bewegung nach dem Kutscher hin, als wolle er andeuten, daß dieser Gesprächsgegenstand nicht für solche Ohren sei; aber der junge Graf fuhr lebhaft fort: „Es ist kein Geheimnis, bald soll es alle Welt erfahren, daß Wanda Wild meine Gattin wird."

„Hm," machte der Freiherr und blies stärkere Rauchwolken aus seiner Zigarre.

„Du findest natürlich meine Wahl nicht ganz angemessen, so wenig wie Elisabeth; du wirst jedoch rasch anderer Meinung werden, sobald du Wanda gesehen."

„Ich kenne sie schon," entgegnete der Schwager einsilbig.

„Nun, mußt du denn nicht bekennen, daß sie das herrlichste, reizendste Geschöpf ist, das auf der ganzen, weiten Welt zu finden?" rief Bruno aus und in seiner Begeisterung sprach er weit lauter als bisher.

Der Baron zeigte wieder nur als einzige Antwort auf den Kutscher, der ihm ein beständiger Hinderungsgrund für eine solche Unterhaltung erschien, und Bruno sagte beinahe ärgerlich: „Ach, was frag' ich danach! Mir ist das Herz so voll, ich bin so glücklich!

„Zuhause werden wir ja noch Zeit genug haben, das alles zu besprechen," entgegnete der Schwager und machte sich's in seiner Ecke bequemer, um dem Aufgeregten anzudeuten, daß er durchaus nicht in der Laune sei, ihn schon jetzt anzuhören; Bruno ließ sich jedoch wenig davon beirren; er begann nach kurzer Zeit von neuem: „Ewald hat mir nicht ein einziges Mal geschrieben! Es ist ihm zu schwer gefallen seine Niederlage zu bekennen. Nun, er war von je ein ruhiger, vernünftiger Mensch, und solchen Leuten bricht nicht leicht das Herz; aber daß er schon ein wenig in sie verschossen war, hab' ich gleich gemerkt. Ein anderer hätte sich gehütet, ihm vierzehn Tage das Feld zu räumen. Vierzehn Tage! vierzehn Ewigkeiten! . . Die Zeit ist mir lang genug geworden, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, mich lächerlich zu machen, ich wäre auf Ehre schon eher wieder-

Digitized by Google

gekommen. Es half nichts, ich mußte aushalten, denn ich hatte einmal mein großes Wort ausgesprochen, und du glaubst nicht, wie glücklich ich mich fühle — ach, wahrhaftig! ist der Mensch eingeschlafen," — unterbrach er sich selbst, als er jetzt bemerkte, daß sein Schwager mit geschlossenen Augen da saß und leise Töne des Schnarchens von sich gab. „Einzuschlafen, während ich ihm die herrlichsten Dinge erzähle; ist das wohl erhört!? Ach, so ein Reichstag nutzt die Menschen mehr ab als uns ein Feldzug! — Georg, willst du wohl munter werden, wenn ich von meiner schönen Braut spreche!" rief er dem Schwager zu, der schläfrig und gelangweilt, ohne die Augen zu öffnen entgegnete: „Ich habe alles gehört."

„Ach, das hast du dir wohl im Reichstag angewöhnt, etwas einzudufeln, während die Andern schwatzen?"

„Notwehr! Wenn man nicht die Ohren verschließen kann, schließt man wenigstens die Augen," erwiderte der Baron, und jetzt blitzte doch aus seinen sich etwas öffnenden grauen Augen ein wenig von dem alten Humor.

„Wo es sich um einer langweiliges, parlamentarisches Gezänk handelt, mag solche Notwehr am Platze sein; aber wenn ich dir von dem schönsten, herrlichsten Mädchen vorplaudere, das je unsere alte Erde bewohnt, dann kannst du Augen und Ohren zugleich offen halten, selbst wenn du noch so glücklich verheiratet bist, wie ich ja gern zugebe; denn Elisabeth —"

„Wiegt manche auf," unterbrach ihn der Baron ganz ernsthaft und jetzt öffnete er völlig die Augen.

„Gewiß, gewiß!" bestätigte Bruno, „nur Wanda —"

Mit einer raschen Bewegung verschloß der Freiherr seinem Schwager den Mund: „Nein, bitte, hör' endlich auf; wir haben wirklich noch Zeit, das alles zuhause zu besprechen, und ich habe dir ebenfalls viel zu sagen."

„Mir?" fragte Bruno verwundert.

Der Baron nickte nur mit dem Kopfe.

„Rücke doch mit der Sprache heraus. Ich brenne vor Ungeduld."

„Nein, zuhause."

„Ach, du willst mich nur neugierig machen. Ihr Reichstagsboten seid alle so diplomatisch und zugeknöpft. Nun, meinetwegen, ich kann auch schweigen." Der Leutnant drückte sich jetzt ebenfalls in die Ecke, um seinen Gedanken nachzuhängen. Die Fahrt ging jetzt durch einen Haidestrich, und das Mahlen des Wagens in dem weichen Sande übte eine so einschläfernde Wirkung aus, daß Bruno die Augen schloß und bald in Schlummer sank, während sich der Baron nunmehr ganz munter hielt und zuweilen seine Blicke voll aufmerksamer Teilnahme auf dem frischen, hübschen Gesicht seines Schwagers ruhen ließ. „Und vielleicht ist er dennoch der Glücklichere," dachte er, und sein Gesicht erhielt einen sehr ernsten, fast traurigen Ausdruck.

Bruno erwachte erst, als der Wagen im Schloßhof hielt, und rieb sich verwundert die Augen. Er konnte sich in der Wirklichkeit nicht sogleich zurechtfinden,

Digitized by Google

und indem er noch erstaunt auf seinen Schwager blickte, murmelte er bestürzt: „Was war das für ein seltsamer Traum!"

Jetzt war auch die Baronin bereits zur Begrüßung des Bruders erschienen, der nun rasch die Gebilde des Traumes von sich abschüttelte und über die Herzlichkeit erfreut war, mit der ihn die Schwester empfing. Das war doch sehr lieb und freundlich von ihr, da er wohl wußte, wie wenig sie mit seiner Leidenschaft für Wanda einverstanden war. Sie mußte also bereits eingesehen haben, wie wenig ihr Widerstand nützen würde. „Und Ewald? Ist er noch nicht gekommen?" fragte er rasch. „Ich möchte ihm doch mein Beileid aussprechen," und er lachte übermütig auf.

„Nein, er ist nicht hier," entgegnete die Baronin einsilbig.

„Aber er wird doch bald erscheinen?"

„Ich weiß es nicht."

„Nicht? — Das ist doch seltsam. Ich habe ja fest mit ihm verabredet, daß wir uns nach vierzehn Tagen wiedersehen."

Anstatt aller Antwort nahm die Schwester den Arm des Bruders, und mit ihm die Stufen zum Schloß hinaufsteigend, sagte sie: „Komm nur; du wirst einer Erfrischung bedürfen, und dann wollen wir gemütlich plaudern."

„Kinder, ihr thut so geheimnisvoll! Was ist denn eigentlich vorgefallen?" rief der junge Graf, dem jetzt auch das Benehmen der Schwester befremdlich und merkwürdig vorkam. Die Baronin gab sich den Anschein, als habe sie diese Frage nicht gehört, und sich zu ihrem Gatten wendend, bemerkte sie: „Ich lasse sogleich auftragen, denn ihr werdet gewiß beide hungrig sein."

„Ich nicht," erklärte Bruno sogleich, „am liebsten nähme ich nur ein kleines Gabelfrühstück, denn ich brenne vor Ungeduld, Wanda wiederzusehen." Er fürchtete schon, die Schwester würde sein offenes Bekenntnis sehr übel aufnehmen; aber sie blieb ruhig und widersprach mit keinem Wort.

Trotzdem ging der Wunsch des jungen Grafen nicht in Erfüllung; in dem kleinen Speisesaal ließ die Baronin ein Diner auftragen, das er zu anderen Zeiten ganz vortrefflich gefunden und aufrichtig bewundert hätte, dem er heut nur mit Unbehagen und Ungeduld beiwohnte; er konnte das Ende der Mahlzeit kaum erwarten. Obwohl er sonst für den Nachtisch und seine kleinen Finessen schwärmte, war es ihm unmöglich, ihn abzuwarten; er warf hastig die Serviette fort und stand auf.

„Wo willst Du hin?" fragte der Schwager ruhig.

„Du kannst noch fragen? Zu Wanda."

„Es kommt ja erst jetzt das Dessert."

„Ich kann nicht länger bleiben, haltet mich nicht zurück," rief er beinahe heftig aus und wollte aus dem Saale stürmen.

„Bleib' noch!" — sagte der Baron, und sein Wort klang so fest und bestimmt, fast wie ein Befehl.

Der junge Graf sah seinen Schwager verwundert an, einen solchen Ton hatte er ja nie angeschlagen, was sollte das bedeuten? „Warum?" fragte er ebenso kurz.

Digitized by Google

„Wir haben notwendig mit dir zu sprechen," war dessen Antwort.

„Dann nur heraus mit der Sprache, ihr Geheimnisvollen." Jetzt erschien der Diener und trug das Dessert auf, und nachdem sich derselbe entfernt hatte, rief Bruno von neuem: „Was habt ihr mir zu sagen? Ihr macht ja Gesichter wie Nihilisten, die einem ihrer Opfer das Todesurteil verkünden. Nur heraus mit der Sprache! Ihr wißt, ich bin Soldat und nicht so leicht zu werfen."

„Ewald hat sich gestern mit Wanda verlobt," sagte der Baron und ließ dabei seine ruhigen, klaren Augen fest auf Bruno ruhen, als wolle er ihn dadurch schon zur größten Selbstbeherrschung zwingen und ihm zu gleicher Zeit jeden Zweifel an der Wahrheit seiner Mitteilung abschneiden. Der junge Graf prallte doch bei diesen Worten zurück, als werde dicht vor ihm und ganz unerwartet ein Schuß abgefeuert; er verlor einen Augenblick die Sprache, sein blühendes, frisches Gesicht verfärbte sich, und der Atem verging ihm. „Nicht möglich!" keuchte er endlich hervor, obwohl ihm das ernste Gesicht des Schwagers sagen mußte, daß er die volle Wahrheit gesprochen habe.

„Ich hätte es auch nicht für möglich gehalten," bemerkte der Baron, „und als mir Elisabeth von der thörichten Leidenschaft Ewald's schrieb und mich zu Hilfe rief, weil ihre vernünftigen Vorstellungen bei dem Bruder nichts fruchteten, habe ich sofort Urlaub genommen und bin hierher gereist, und als ob der Verblendete das geahnt und all' unsere Versuche mit einem Schlage abschneiden gewollt, hat er uns heut in aller Frühe seine Verlobungsanzeige geschickt."

„Das ist ja sehr nett von ihm," rief Bruno mit großer Bitterkeit aus, „eine solche — lieber Schwager, hilf mir zu einem parlamentarischen Ausdruck, — eine solche Schurkerei hätte ich meinem Bruder nicht zugetraut."

„Vor allen Dingen nicht eine solche Beschränktheit, denn er macht einen unerhört dummen Streich."

„Das möchte ich allerdings nicht behaupten. Wanda ist ein prächtiges Geschöpf, und ich begreife nur nicht, wie es Ewald gelungen ist, sie zu erobern. Das wird mir ein ewiges Rätsel bleiben! . ." und der junge Offizier richtete seine schlanke Gestalt in die Höhe; das Bewußtsein der persönlichen Vorzüge, die er besaß, erwachte in ihm, wie konnte er nur von einem schlichten Landjunker, der sein Bruder doch ohne alle Frage war, ausgestochen werden? — er, der hübsche Gardeoffizier, in den sich schon so viel junge Mädchen schwärmerisch verliebt hatten.

„Sage lieber, den diese schlaue Dirne erobert," bemerkte die Baronin grollend.

„Nein, Elisabeth, so darfst du von Wanda nicht sprechen; du kennst sie wirklich nicht, so offen, so ehrlich —"

„Wie sie mit dir gespielt, hat sie mit jedem jungen Manne gethan, der in ihre Nähe gekommen ist," unterbrach ihn die Schwester, „endlich hat sie doch das Ziel ihres Ehrgeizes und ihrer kühnsten Träume erreicht und einen reichen Grafen eingefangen."

„Du glaubst also, daß sie Ewald nicht aus Liebe nimmt?"

„Sie liebt niemand auf der Welt als sich," war die Antwort der Baronin, „Ihre Eltern haben diese unersättliche Selbstsucht groß gezogen, wie ich gehört;

Digitized by Google

schon als Kind ist sie verhätschelt, bewundert worden, man hat ihr überall gehuldigt, und so ist sie das geworden, was sie jetzt ist."

Bruno war während dieser Unterhaltung mit hastigen Schritten im Saale auf- und abgewandert, jetzt warf er sich in den nächsten Sessel, stützte den Kopf in die Rechte und versank in Nachdenken. Der Baron trat auf ihn zu und, die Hand auf seine Schulter legend, sagte er tröstend: „Du brauchst dir wirklich nicht diesen Verlust zu Herzen zu nehmen; ja, es ist ein großes Glück für dich, daß du vor dem schlimmsten und tollsten Streich, den du je im Leben begehen konntest, noch im letzten Augenblick bewahrt worden, und wir beklagen es nur, daß es unser armer Ewald ist, der dich aus dem gefährlichen Netze erlöst, um nun leider selbst hinein zu fallen."

„Du glaubst also wirklich, daß sie ihn unglücklich machen wird?"

„Wir glauben es nicht nur, wir sind davon fest überzeugt," entgegnete der Baron, und seine Gattin bestätigte diesen Ausspruch.

„Es ist doch unerhört! Ich hätte Ewald diesen Verrat nicht zugetraut, und was wird Johanna dazu sagen?"

„Sie weiß es noch nicht, und wir wollen morgen früh hinüber, um ihr die Sache schonend mitzuteilen, ehe sie dieselbe von andern hört. Es wäre hübsch, wenn du uns begleiten wolltest."

Bruno zögerte verlegen mit der Antwort, endlich sagte er nach kurzem Schwanken: „Ich will es euch ehrlich bekennen; ich möchte Wanda aufsuchen, um mich noch einmal mit ihr auszusprechen."

„Nein, gönne ihr nicht diesen Triumph!" widersprach die Schwester ungewöhnlich lebhaft, „und es würde dir auch wenig nützen; wie ich sie kenne, so würde sie deine Vorwürfe mit Spott zurückweisen."

„Du hältst sie wirklich für so kalt und herzlos?"

„Würde sie dann so rasch dich aufgeben, weil dein Bruder kommt, der ihr ein noch glänzenderes Dasein zu bieten vermag?!"

„Du hast recht, Elisabeth," sagte der junge Graf aufspringend, „es ziemt sich für einen Offizier nicht, den Kopf hängen zu lassen, weil ihm ein Mädchen untreu geworden. Ah, welche Delikatessen stehen dort!" fügte er hinzu, einen aufleuchtenden Blick auf die Tafel werfend, und er setzte sich wieder an den Tisch, um von Näschereien zu essen. Sein Lachen klang zwar etwas gezwungen, sein Humor war nicht ganz natürlich; aber die Eheleute atmeten doch erleichtert auf, daß Bruno den harten Schlag nicht noch schwerer nahm. Was ihn am empfindlichsten berühren mochte, war wohl nicht die Treulosigkeit der Geliebten, wohl aber das Auftreten Ewalds, der in seiner Verblendung und Leidenschaft nach dem Bruder wenig gefragt hatte. Wirklich fand der Offizier für den Rest des Abends seine gute Laune wieder; er schien sich absichtlich betäuben zu wollen und zeigte sich so lustig, als habe er bereits die ganze Geschichte glücklich überwunden. Am andern Morgen saßen alle drei zur bestimmten Stunde im Wagen; aber Bruno war wieder merkwürdig still geworden.

Digitized by Google

Die Stiefmutter des Barons hatte kaum eine Meile von Lindenberg ein kleines Gütchen, das sie selbst bewirtschaftete, während ihrem Sohne die großen väterlichen Besitzungen zugefallen waren. Der alte Freiherr hatte noch einmal geheiratet, als sein Sohn bereits zum Jüngling herangereift war; aber Georg lernte bald die zweite Frau seines Vaters so tief und aufrichtig verehren und lieben wie einst seine wirkliche Mutter. Dies schöne Verhältnis war mit den Jahren und nach dem Hinscheiden des alten Herrn unverändert geblieben; auch die Stiefgeschwister liebten sich so zärtlich, als ob sie unter ein und demselben Herzen geruht hätten. Die Baronin hatte ihrem Gatten einen Sohn und zwei Töchter geschenkt, der Sohn starb früh und nur die beiden Mädchen wuchsen zur Freude aller heran. Selbst Elisabeth, die einen strengen Maßstab an die Menschen legte, war doch von ihren beiden Schwägerinnen entzückt und wußte niemals, welcher von ihnen sie den Vorzug geben sollte. — Ewald hatte sich für die jüngste Schwester entschieden, die heitere, sorglose Johanna, deren frisches Temperament und kindliches Wesen ihn erheiterte, und seitdem neigte sich die Baronin wohl auch im stillen ihrer jüngsten Schwägerin zu, obwohl ihr Magda eigentlich sympathischer war, deren etwas ruhiges Temperament und ernster Charakter mehr mit dem ihrigen übereinstimmte.

Der Weg nach Lindenthal war bald zurückgelegt, und jetzt tauchte schon das kleine, zierliche Gebäude vor ihnen auf, das kaum auf den Namen eines Schlosses Anspruch erheben konnte. Die Besitzung der verwitweten Baronin führte den Namen mit Recht; es lag von freilich nur niedrigen Hügeln rings umgeben, still und anmutig wie in einer Wiege. Im Sommer mußte es hier reizend sein, jetzt waren die hohen Linden, die das Schlößchen beschatteten, bereits ihres Blätterschmuckes beraubt, und so war den Bewohnern desselben der freieste Umblick gewährt. Man hatte auch wirklich schon aus der Ferne die Annäherung des bekannten Wagens bemerkt, und zwei hochgewachsene, schlanke Mädchengestalten flogen den Ankömmlingen jubelnd entgegen, besonders ließ sich Johannas helle, klangvolle Stimme heraushören: „Ach, das ist prächtig! endlich! Willkommen! —“ und die jungen Damen schwenkten ihre Tücher.

Auf dem frischen, beweglichen Gesicht der jüngsten Baroneß malte sich eine Enttäuschung, als sie die Insassen des Wagens jetzt überschauen konnte und Ewald nicht darin vorfand; aber sie wagte doch nicht sogleich eine Frage, sondern wandte sich an Bruno mit den Worten: „Ach, das ist hübsch, daß Sie uns auch einmal die Ehre schenken, Sie sind vor vierzehn Tagen fortgeflogen, ohne uns nur Lebewohl zu sagen.“

„Das Abschiednehmen ist eine so traurige Sache, ich wollte ja bald wiederkommen,“ antwortete der junge Leutnant, obwohl es ihm Mühe kostete, in den Scherz der Kleinen einzustimmen.

Man stieg aus dem Wagen, um die wenigen Schritte zum Schlosse gemeinschaftlich zu Fuß zurückzulegen. Johanna hatte sich jetzt ihrem Bruder zugewandt und dessen linken Arm erobert: „Wo ist Ewald geblieben?“ flüsterte sie ihm zu. „Ich glaube, es sind viele Monate, daß er sich bei uns nicht hat sehen lassen.“

Digitized by Google

Mit der ganzen Frische und Naivetät ihrer sechzehn Jahre konnte sie mit ihrem Fühlen und Denken nicht lange zurückhalten. Ob sie Ewald liebte? Sie wußte es nicht; aber er war ihr Ideal eines Mannes, und sie empfand stets ein namenloses Glück, wenn sie in seine ehrlichen, blauen Augen schauen und mit ihm über alles, was ihr Herz bewegte, plaudern konnte. Er ging auf ihr jugendliches Fühlen und Denken so liebevoll ein, und der sonst so ernste, ruhige Mann wurde in ihrer Gegenwart heiter und froh, und dieser Zauber, den sie auf ihn ausübte, hatte um sie ein immer stärkeres Band geschlungen. Die Schwägerin hatte ihr erst vor kurzem, an ihrem sechzehnten Geburtstage, gesagt: „Ewald liebt Dich so tief und wahrhaft, wie nur ein solcher Charakter zu lieben vermag und ich hoffe, Du wirst einmal als seine Gattin glücklich sein und auch ihn glücklich machen. Ich bin so froh darüber, daß seine Wahl gerade auf Dich gefallen ist." Wie diese Worte ihr junges Herz seltsam durchschauert! . . Sie wurde also wirklich von ihm geliebt? Ach, warum hatte er ihr dies noch gar nicht selbst gesagt? . . . Aber es mußte wahr sein, denn ihre ernste Schwägerin warf nicht mit solchen Worten leichtsinnig herum. Und sie ahnte es jetzt schon, sie wollte ihn ehrlich und herzlich wiederlieben, sobald er ihr einmal gestand, daß sie es war, die er vor allen andern ausgewählt. Er hatte es ihr noch nicht gesagt, vielleicht hatte ihm dazu der Mut gefehlt, — ihm, dem gereiften Manne, — und diese Zaghaftigkeit schmeichelte gerade ihrer jugendlichen Eitelkeit; aber sie wußte es doch, wie sehr sie von ihm bereits geliebt wurde, seine Augen redeten seit ihrem letzten Geburtstage eine immer deutlichere Sprache; an ihrem nächsten Geburtstage war sie gewiß schon eine glückliche Braut . . . und dann — und jetzt war er nicht gekommen und, was noch schlimmer, er hatte sich seit vierzehn Tagen nicht mehr sehen lassen, sogar niemand von drüben; zwischen der Mutter und der Schwägerin waren nur Billete hin und her gewandert, und die Erstere hatte ihren Kindern daraus mitgeteilt, daß Elisabeth leider keine Zeit habe. Aber Ewald auch? Und jetzt war er nicht einmal mitgekommen! O, das war doch unerhört und sollte er schon gelegentlich büßen.

„Ewald kommt selbst nach Lindenberg nicht mehr," antwortete der Bruder zögernd, es war ihm unmöglich zu einer Notlüge seine Zuflucht zu nehmen.

„Hat er denn soviel zu thun?" fragte Johanna unbefangen und ganz erstaunt. „Jetzt sind doch alle Feldarbeiten beendigt, und nun beginnen für die Landwirte gute Tage, das weiß ich ja, wie es bei uns ist, wenn wir auch nicht eine so ungeheure Besitzung zu verwalten haben."

„Es fehlt ihm doch an Zeit," entgegnete der Freiherr ausweichend.

„Dann habt ihr euch wohl erzürnt?" rief die Schwester erschrocken.

„Etwas," war die einsilbige Antwort.

„Und weshalb?"

„Wir sprechen noch darüber, du sollst alles erfahren."

Man war während dieser Unterhaltung vor dem Schlosse angekommen, und jetzt erschien auch schon die Baronin zur Begrüßung ihrer Gäste. Es war eine noch immer anmutige Erscheinung; auf ihrem ungewöhnlich frischen Gesicht prägte

Digitized by Google

sich ebensoviel Herzensgüte wie Lebensklugheit aus. Sie zeigte sich besonders erfreut, ihren Stiefsohn einmal bei sich zu sehen; denn die Jahre hatten nichts über die ehrliche Zuneigung vermocht, die sie für Georg empfand und die von ihm, gemischt mit aufrichtiger, dankbarer Verehrung, noch immer erwidert wurde. Auch zwischen der Baronin und Elisabeth bestand das innigste, traulichste Verhältnis. Diese edlen, trefflichen Menschen bildeten in der That eine einzige Familie. Auch Bruno wurde als sehr seltener Gast herzlich willkommen geheißen; man wanderte unter lebhaftestem Gespräch durch die behaglich und geschmackvoll eingerichteten Räume des kleinen Schlosses, um in dem Empfangssalon Platz zu nehmen, der zwar nicht glänzend ausgestattet war, aber mit seinen hellen Tapeten, seinen bequemen und hübschen Möbeln, wie durch seinen ausgewählten Bilderschmuck etwas sehr Anheimelndes hatte.

Nun wurde erzählt, gescherzt und gelacht; man hatte sich ja ungewöhnlich lange nicht gesehen und sich deshalb so viel zu sagen. Georg mußte von seinen Erlebnissen und Kämpfen im Reichstag berichten, die Vorgänge in der Hauptstadt wurden besprochen, und nachdem man ein Frühstück eingenommen hatte, schlug der Baron einen Spaziergang im Park vor; denn die Luft war ungewöhnlich mild, trotz der weit vorgerückten Jahreszeit. Draußen wehte wirklich eine so warme Luft, als ob es noch einmal Sommer werden wolle; das trügerische Rot der Bäume wurde vom hellsten Sonnenschein durchtränkt und noch dunkler gefärbt.

Der Baron hatte seiner jüngsten Schwester den Arm gereicht und schritt voran, Bruno folgte mit Magda, und den Beschluß machten die Baronin mit Elisabeth. Johanna, die sonst durch ihre Frische und Heiterkeit so viel zur Unterhaltung beitrug, war die ganze Zeit über sehr still gewesen, da aber Georg sich so mitteilsam zeigte, war es den Ihrigen nicht weiter aufgefallen.

Kaum hatte man den Gemüsegarten erreicht, der allmählich in den Park überging, so begann Johanna: „Sage mir endlich, was ihr mit Ewald eigentlich habt? Ich vermag es gar nicht zu begreifen, daß zwischen euch hat das kleinste Zerwürfnis stattfinden können."

„Es thut mir auch unendlich leid; aber wir fühlen uns frei von Schuld."

„Und Ewald trägt gewiß keine," entgegnete die Schwester sogleich, „er ist ja so edel, so vortrefflich, und ihr waret bisher ein Herz und eine Seele mit ihm." Auf ihrem hübschen Gesicht prägte sich die Unruhe aus, die sie über das Zerwürfnis empfand. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihn verteidigen.

„Wir wollen ins Treibhaus, dort können wir ungestört plaudern, und dann sollst du alles erfahren," sagte der Bruder.

„Aber die anderen werden uns vergebens suchen."

„Lassen wir sie gehen, wir finden sie schon wieder." Der Baron lenkte so rasch zu dem kleinen Treibhaus die Schritte, daß ihm die Schwester kaum zu folgen vermochte. Sie war eigentlich gar nicht neugierig, die schlimme Geschichte zu erfahren, denn ihrem heiteren Sinn widerstand es, einen Einblick in solch' unerquickliche Dinge zu erhalten. Was sollte sie dazu sagen? Es half alles nichts;

Digitized by Google

sie mochten sich aus irgend einer Ursache überworfen haben, versöhnen mußten sie sich doch wieder, und je eher, desto besser, das allein waren ihre Gedanken.

In dem kleinen Treibhause der Baronin wurde zuweilen der Nachmittagskaffee eingenommen; die Mitte desselben war salonartig eingerichtet, und die hier aufgestellten fremden Pflanzen gewährten ein sehr trauliches und angenehmes Plätzchen. Als sie beide sich auf den hier aufgestellten Sesseln niedergelassen hatten, begann der Baron, indem er die Hand der Schwester ergriff und ihr liebevoll in die blauen, hellen Augen sah: „Nicht wahr, Johanna, du wirst nicht gleich zusammenbrechen, wenn ich dir eine schmerzliche Mitteilung mache? Du bist ja noch so jung."

„Du erschreckst mich, Georg, denn du machst ein gar so ernsthaftes Gesicht, und deine Einleitung klingt gar so unheimlich," entgegnete die Schwester und versuchte noch einmal zu lächeln, während sich in ihrem Herzen bereits eine gewisse Unruhe zu regen begann; es mußte wirklich etwas recht Schlimmes gewesen sein.

„Ewald hat sich mit der Nichte meines Oberförsters, mit Wanda Wild verlobt," sagte der Bruder und hielt ihre Rechte noch immer fest und seine Augen zärtlich auf sie gerichtet, als könne er sie damit vor jedem Ausbruch eines Schmerzes, ja vor diesem selbst schützen. Johanna antwortete nichts, alles Blut wich aus ihrem feinen Antlitz, und nur mit einem krampfhaften Ruck riß sie ihre Rechte aus der Hand des Bruders und preßte sie an ihr Herz.

„Ich hätte einen solchen Wankelmut bei Ewald nicht für möglich gehalten," fuhr der Baron nicht ohne Bitterkeit fort: „Er war mir stets als ein fester, ehrenwerter Charakter vorgekommen und jetzt läßt er sich von einer blinden Leidenschaft fortreißen, um alles zu vergessen. Ich kann ihm das nicht verzeihen;" er hatte im Unmut ein Palmblatt ergriffen, das in seiner Nähe sich wiegte, brach es ab und warf es zur Erde. Die Schwester bückte sich danach und hob es auf, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Plötzlich sprang sie auf und, sich an die Brust des Bruders werfend, rief sie aus: „Nein, Georg, du darfst ihm nicht zürnen, verzeihe ihm um meinetwillen."

„Es ist ja nur um deinetwillen, daß wir ihm zürnen."

„Ich weiß es wohl; aber er würde sich doch tief unglücklich fühlen, wenn ihr ihm eure Freundschaft auf immer entziehen wolltet, und das darf nicht sein."

„Du bist ein gutes, liebes Kind," sagte der Bruder und strich liebkosend über das blonde Haar der Schwester, indem er sie fest und innig an sich zog. „Und ein so reines, edles Herz kann der Verblendete fortwerfen, um eine solche Schlange an seine Brust zu nehmen?!"

„Sie ist weit schöner als ich," erwiderte Johanna leise, „ich begreife wohl, daß er dem Zauber unterlegen, den Wanda auf alle ausübt," sie war wieder auf ihren Platz zurückgegangen, und obwohl sie so ruhig sprach, zuckte es doch schmerzlich um ihre Lippen.

„Nein, nein, ich begreife es nicht," war die Entgegnung des Bruders. „Er ist nicht jung genug, um sich zu einer solchen Tollheit hinreißen zu lassen und einer unwerbesserlichen Kokette zum Opfer zu fallen."

Digitized by Google

„Er liebt sie gewiß unendlich und wird von ihr wieder geliebt," sagte sie, ohne sich zu regen, während ihre Augen auf dem Blattgewimmel ruhten, das sich vor ihr ausbreitete.

„Liebe? Nimmermehr! Ich weiß nicht, welch' blinde Leidenschaft ihn plötzlich erfaßt hat, während wir alle schon hofften" — der Baron schwieg; das blasse Antlitz der Schwester färbte sich ein wenig, sie ahnte, was ihr Bruder sagen wollte; ja, ihr junges, unentweihtes Herz hatte sich bereits dem teuren Manne zugeneigt, und jetzt wußte sie auch, daß sie ihn tief und innig geliebt hatte und sie niemals wieder glücklich werden konnte . . . aber er sollte es werden, ihm gönnte sie alles . . . mochte er an der Seite der jetzt Erwählten die höchste Seligkeit empfinden . . . „Und ihr habt euch mit ihm erzürnt?" fragte sie nach einer Pause.

„Das gerade nicht; ich habe ja meinen Schwager nach meiner Heimkehr noch nicht gesehen, doch Elisabeth sowohl wie ich wissen genau, daß zwischen uns das alte herzliche Verhältnis auf immer getrübt ist, wenn er wirklich diese Person als seine Gattin heimführt."

„Du zweifelst, daß es geschehen wird?"

„Wir hoffen noch immer, ihn schließlich zur Vernunft zu bringen," war die Antwort.

„Hofft das nicht. Ein Mann wie Ewald bricht nicht sein Wort."

„Seine unselige Leidenschaft ist zu rasch aufgeflackert, um nicht ebenso rasch verschwinden zu können, sobald er aus seinem Rausch erwacht."

„Nein, Georg, gieb dir keine Mühe, ihn zu einem Bruch seines Gelöbnisses zu bewegen, ich weiß, warum du es thun würdest; aber glaube mir, ich wäre zu stolz seine Werbung anzunehmen, da er mich einmal aufgegeben hat" . . . Johanna hatte sich erhoben und stand bei diesen Worten hoch aufgerichtet da. Sie war völlig verwandelt; das Kindliche war plötzlich von ihr abgestreift, sie schien seit einer Viertelstunde um Jahre gealtert. Der Baron blickte überrascht auf seine Schwester und ihre beiden Hände ergreifend sagte er voll Herzlichkeit: „Ich freue mich, daß du so tapfer bist, du bist ja noch so jung und wirst die erlittene Täuschung schon überwinden."

„Nie! . . ." stand auf dem bleichen, mit einem Schlage so ernst gewordenen Antlitz.

Die Geschwister verließen das Gewächshaus.

Wenige Wochen später feierte Graf Cainsdorf in aller Stille seine Hochzeit mit Wanda Wild. Wie auch die Geschwister versucht hatten, sich zu nähern, das alte, herzliche Verhältnis ließ sich zwischen ihnen nicht mehr herstellen. Die Baronin empfand gegen ihre künftige Schwägerin eine zu tiefe, seelische Abneigung; wie sie auch dem Bruder zu Liebe sich überwinden gewollt, es war ihr unmöglich gewesen, der Hochzeit des Paares beizuwohnen. Sie konnte das triumphierende Gesicht Wandas nicht ertragen. Sie hatte sich so weit beherrscht,

Digitized by Google

um die Braut ihres Bruders bei sich zu empfangen. Das war aber auch alles; die beiden Frauen, die sich hier seit mehreren Jahren zum erstenmale wiedersahen, fühlten zugleich, daß sie ein Abgrund trenne. Und wie keck, wie siegessicher war ihr dies Mädchen entgegengetreten, ohne die geringste Bescheidenheit, sondern mit einem Hochmut, als sei sie bereits Gräfin und damit ihrer Schwägerin weit überlegen.

Wanda wußte, daß die Baronin all' ihre Überredungskunst und all ihren Einfluß angewendet, um ihren Bruder zur Auflösung der Verlobung zu bewegen, und als sie nun der Baronin gegenüber stand, konnte sie ihre Freude über den Triumph nicht verbergen; — in ihren unruhig funkelnden Augen las Elisabeth deutlich: „Siehst du, du hast nicht das mindeste über ihn vermocht, meine Gewalt reicht weiter." — Unmöglich war es der Schwester den Zauber zu entdecken, den dies Geschöpf auf ihren Bruder ausgeübt. War Wanda wirklich so schön? Schon dieser Mund mit dem wilden Lächeln, den Zähnen, die an ein Raubtier erinnerten, hätten Ewald abschrecken müssen. Wenn sie im stillen und ganz unparteiisch Johanna mit ihr verglich, dann gab sie ihrer Schwägerin bei weitem den Vorzug; hier war die schönste Vereinigung von körperlichen und seelischen Reizen. Ach, ihr Bruder ahnte ja nicht, welchen Schatz von Liebe, von wahrer Herzensgüte er noch im letzten Augenblick von sich gestoßen hatte . . . Wie war es nur möglich gewesen, daß er dieser blinden Leidenschaft für ein Geschöpf erlegen, das nichts besaß als ein paar dunkle, blitzende Augen und eine unersättliche Gefallsucht und das gewiß einmal sein Herz gnadenlos in Stücke brach . . . Sie hatte ihm das alles gesagt, offen und rückhaltlos, weil sie es für ihre Pflicht gehalten, der Verblendete hatte nur dazu gelächelt und geantwortet: „Du wirst dein merkwürdiges Vorurteil nicht los. Lerne sie erst näher kennen und du wirst ihren Geist, ihr Herz ebenso bewundern wie ich. Gestatte mir nur, dir sie zu bringen, das ist mein einziger Wunsch, den du mir erfüllen mußt."

Die Baronin hatte seinen dringenden Bitten nicht widerstehen können, obwohl sie im voraus wußte, wie diese Begegnung ausfallen würde. Es war ihr unmöglich Gefühle zu heucheln, die sie nicht empfand, freundliche Worte über die Lippen zu bringen, während in ihrem Herzen die größte Kälte herrschte, und Wanda hinwiederum fühlte nicht die mindeste Neigung sich ihrer künftigen Schwägerin zärtlich zu nähern, vielmehr kitzelte es ihrer Eitelkeit und ihrem Hochmut, sich kühl zurückzuhalten, als sei sie diejenige, die eine Gunst erweise. Vergeblich war das Bemühen Ewalds, zwischen den beiden Frauen ein leidlich angenehmes Verhältnis herzustellen; man schied so kalt und förmlich, wie man sich begegnet hatte.

Vor seiner Hochzeit hatte der Graf Bruno nicht mehr wiedergesehen; die Schwester war es gewesen, die jede Begegnung der Brüder gehindert, sie fürchtete davon nur schlimme Folgen. Hatte sich auch Bruno mit der ganzen Elastizität der Jugend über den an ihm verübten Verrat rasch beruhigt, so konnten doch die Flammen des Zorns und Unwillens in ihm von neuem auflodern, sobald er mit Ewald in Berührung kam. Während bisher Elisabeth und Ewald ein Herz

Digitized by Google

und eine Seele gewesen waren, schloß sich jetzt der jüngere Bruder weit inniger an seine Schwester an; er lernte plötzlich mit ihren Augen sehen, und wenn er über den Charakter Wandas nachdachte, mußte er Elisabeth recht geben. Ja, Ewald that ihm leid, er konnte ihn nicht um sein Glück beneiden und er sagte sich, daß es nicht einmal die Philosophie des Fuchses sei, die ihm diese Gedanken einflößte. Es hatte dazu sogar nicht der vernünftigen Vorstellungen der Schwester bedurft, schon der eine Besuch in Lindenthal öffnete ihm die Augen. Wo hatte nur Ewald seinen Verstand, daß er ein so herrliches, liebliches Geschöpf wie diese Johanna um solch ein wildes, tolles Mädchen aufgab? Ach, wie mußte er die Kleine bewundern, die so still und groß ihren geheimen Schmerz trug, daß niemand ahnen konnte, welch' harter Schlag sie getroffen . . .

Ach, diese beiden Mädchen überstrahlten ja an weiblicher Anmut, an Bildung des Herzens und des Geistes Wanda bei weitem; der junge Leutnant fühlte sich bei ihnen in einer so wohlthuenden Atmosphäre und er konnte die Treulose rasch vergessen. Schon am anderen Tage sah man sich wieder, denn die Baronin machte mit ihren Töchtern auf Lindenberg einen Gegenbesuch, weil sie wußte, daß der Aufenthalt ihres Sohnes nur von kurzer Dauer sein würde, und man sah sich jetzt beinahe täglich. Das Herz Brunos schwankte anfangs zwischen den beiden Schwestern hin und her; vielleicht hätte es sich der Jüngsten zugewandt, denn eine Mischung von Bewunderung und Mitleid hätte in ihm rasch eine tiefe, innige Liebe aufkeimen lassen; aber er war doch in Frauenherzen nicht unkundig genug, um nicht herauszufühlen, daß in Johannas Brust ein neues, wärmeres Gefühl sobald nicht, vielleicht niemals wieder erwachen würde . . . Sie mußte Ewald bereits tief und grenzenlos geliebt haben, noch ehe sie sich's völlig bewußt geworden, deshalb wandte sich wie von selbst die Neigung des jungen Grafen der älteren Schwester zu, und hier durfte er hoffen, daß sie erwidert wurde, ja, er konnte bald daran nicht zweifeln.

Magda war ernster und ruhiger als die junge Schwester, sie fand an dem munteren Geplauder Bruno's das größte Gefallen, und in den beiden Herzen keimte allmählich jene tiefe, wahre Liebe auf, die nicht der nächste Windhauch zu verwehen vermag . . . Wohl mußte der Offizier bald wieder in seine Garnison zurück; aber nun flogen zwischen den beiden jungen Leuten eine Menge Briefe hin und her, um das Band noch inniger und fester zu knüpfen, das sie bereits umschlang. Für Bruno war das verlockende Bild Wandas rascher erblichen, als er es für möglich gehalten hätte, und dennoch konnte er sich diesmal nicht des Leichtsinns anklagen. Die Berührung mit echt weiblichen Naturen hatte ihm wenigstens die Augen so weit geöffnet, daß er den Verlust des wunderlichen Mädchens nicht länger zu beklagen vermochte; im Gegenteil bedauerte er seinen Bruder aufrichtig, denn er teilte jetzt die Überzeugung Elisabeths und seines Schwagers, daß Wanda Ewald namenlos unglücklich machen würde.

Der Majoratsherr schwärmte in höchster Seligkeit; er war wie in einem beständigen Rausch und völlig verwandelt. Sein nüchternes, ruhiges Wesen

Digitized by Google

hatte jetzt einem größeren Schwunge Platz gemacht, und all' sein Denken und Sinnen war nur darauf gerichtet, sein geliebtes Weib zu erfreuen und zu beglücken. Schon nach der zweiten Begegnung mit Wanda war das Bild Johannas in seinem Innern erblaßt, um bald gänzlich daraus zu entschwinden; er wußte jetzt, daß er für das junge Mädchen nichts weiter empfunden als eine freundschaftliche Zuneigung, ihre harmlose Unschuld hatte ihn gefesselt; aber erst jetzt war in seinem Herzen eine heiße, glühende Leidenschaft erwacht, die alles überflutete . . . Nur Wanda hatte es verstanden, in seiner Brust Flammen zu wecken, die um so höher über ihn emporschlugen, je kälter und ruhiger diese Brust bisher geschlagen hatte . . . Er begriff nicht die Abmahnungen seiner Schwester; sie nannte die Teure eine herzlose Kokette — ja, sagte Wanda das nicht beständig von sich selbst? Und doch wußte er, daß sie das treueste, hingebendste Herz besaß, und daß dies heiße, stürmische Herz ihm allein gehörte. — Wie konnte nur seine sonst so klar blickende, verständige Schwester nicht tiefer sehen und unter der rauhen Schale den edlen Kern nicht entdecken, den Wanda besaß? — Sie gab sich schlimmer, als sie war, und bemühte sich nicht im mindesten ihr besseres Selbst zu zeigen, und doch war Graf Cainsdorf überzeugt, daß die Geliebte all' die Tugenden und Vorzüge besaß, die ihn allein glücklich machen konnten; er brauchte eine Lebensgefährtin, die ihn ein wenig in Atem hielt, die ihn mit ihrer unerschöpflichen Lebenslust erfrischte und mit sich fortriß. Jetzt erst kam er zum Bewußtsein, wie einschläfernd das Dasein gewesen war, das er bisher geführt hatte.

„Nun bist du mein! Wir brauchen niemand weiter zu unserem Glück! . . ." hatte der Graf ausgerufen, als die stille Hochzeitsfeier zu Ende war und die wenigen Gäste sich bereits auf den Heimweg gemacht hatten. Außer den Eltern der Braut, dem Oheim und der alten Muhme war niemand weiter erschienen. Wie innig und zärtlich Ewald auch bisher die Schwester geliebt hatte, er vermißte sie bei seiner Hochzeit nicht weiter; sein ganzes Leben war ja nur noch von derjenigen erfüllt, die es verstanden hatte, ihn wie in einen Zauberbann zu schlagen.

Wanda lächelte zu seinen Worten; es war ein seltsames, überlegenes Lächeln, das zu sagen schien: Du wirst dich irren . . ., aber das Ewald nicht zu deuten wußte; denn er zog das geliebte Weib stürmisch an sich und bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen. Sie duldete eine Weile seine Zärtlichkeit, ohne sie zu erwidern, und als er ängstlich frug: „Was ist dir? Du bist plötzlich so still?" da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und mit der alten Wildheit jubelte sie hervor: „Umgekehrt, Ewald, jetzt bist du mein, und ich werde dir wie ein Vampyr alles Blut aus deinem Herzen saugen . . ." Sie zeigte ihre weißen, scharfen Zähne und sah wieder wie ein Raubtier aus, das sich auf seine Beute stürzt.

Ihr Gatte stieß statt aller Antwort nur ein überglückliches Lachen aus.

Aber die sonnigen Tage, von denen Graf Cainsdorf geträumt, wollten nicht kommen . . . Wanda zeigte sich doch anders, als er erwartet hatte. Sie schien

Digitized by Google

mit ihrer Vermählung wie verwandelt, oder hatte sie Recht, wenn sie mit übermütigem Lächeln behauptete, sie sei immer so gewesen und er betrachte sie jetzt nur durch andere Gläser? . . . Er hatte es sich so herrlich ausgemalt, an der Seite seiner schönen Gattin ein still befriedigtes Dasein zu führen. Sie wollten sich nur leben und die Welt vergessen . . . ihr heiteres Plaudern, ihr Spiel, ihr herrlicher Gesang sollte ihm das Leben verschönern; aber Wanda dachte nicht daran, diese Anschauungen mit ihm zu teilen; — sie habe sie nie gehabt, — war ihre ruhige Erklärung, deshalb habe sie ihn doch nicht geheiratet, um sich mit ihm in die tiefste Einsamkeit zu vergraben und vor Langerweile zu sterben. Auf seine öfteren Bitten, ihm etwas vorzusingen, entgegnete sie stets, sie sei nicht in der Lage die Musikantin zu spielen — und sie berührte nie wieder das kostbare Instrument, das er ihr geschenkt hatte. Er sehnte sich danach, mit ihr allein zu sein; sie wollten am traulichen Kamin zusammen sitzen und mit einander gemütlich plaudern, oder durch Wald und Feld schweifen, und abends sollte sie ihm mit ihrer prächtigen Stimme etwas vorsingen, und sie mochte von alledem nichts wissen. — Ihr heißes Verlangen ging jetzt darauf hinaus, sich aller Welt und zunächst der ganzen Nachbarschaft als Gräfin zu zeigen. Wie es auch ihm widerstrebte und wie er sich auch danach sehnte, ein Stillleben zu führen, sie drang überall Besuche zu machen und sie zeigte sich bei diesen Gelegenheiten nicht gerade von der vorteilhaftesten Seite. Was ihr an feinen Umgangsformen fehlte, wollte sie durch ein keckes, selbstbewußtes Auftreten verdecken, und da man ihr meist mit kühler Höflichkeit begegnete, suchte sie sich dadurch zu rächen, daß sie einen unerträglichen Hochmut entfaltete und auf diejenigen herabsah, die sich nur mit dem einfachen Adels- oder Baronstitel begnügen mußten.

Unter diesen Umständen konnte sich ein irgend leidliches, angenehmes Verhältnis zwischen der neuen Gräfin und den alten Nachbarn nicht entwickeln. Die besten Freunde, die sonst mit Ewald herzlich verkehrt hatten, ließen sich auf Cainsdorf nicht mehr sehen. Auch das Band zwischen ihm und seinen Verwandten war auf immer zerrissen . . . Die Schwester hatte ihm offen erklärt: „Wenn du allein erscheinst, wirst du mir stets willkommen sein, in Gesellschaft mit ihr bereitest du mir eine qualvolle Stunde. —“ Er war nicht mehr wiedergekommen . . . und doch fühlte er jetzt erst, wieviel er an seiner Schwester verloren. Wohl hatte er es damals wissen können, als er Wanda sich erwählt; aber er hatte gehofft, daß diese ihm alles ersetzen und Elisabeth auch nicht so fest auf ihrem Sinn beharren würde, jetzt geschah es doch, und selbst sein so vorurteilsloser Schwager war derselben Meinung. So mußte es geschehen, er mußte auf das Glück verzichten, mit den ihm liebsten und teuersten Menschen in alter, traulicher Weise zu verkehren, und fand er nun wirklich in dem Besitz seiner Gattin eine volle Entschädigung für den ihm gewordenen Verlust? —

Wanda fragte wenig danach, wie es in dem Herzen ihres Gatten aussah; — sie war ja schon daheim der Mittelpunkt ihrer kleinen Welt gewesen, alle hatten ihr stets die größten Huldigungen dargebracht, und jetzt durfte es nicht anders sein. Sie konnte ja all' ihren Launen die Zügel schießen lassen und diejenigen

Digitized by Google

wie Sklaven behandeln, die in ihre Nähe kamen. Früher hatte sie durch ihre Schönheit die einfachen Förster und Schullehrer unterjocht, die in dem elterlichen Hause verkehrten, sie mußten ihres leisesten Winkes gewärtig sein, und sie betrug sich gegen sie wie eine Königin, die ein gehorsamer Hofstaat umgiebt. Sie war ja jetzt eine Gräfin und konnte alle noch weit besser unterjochen. Die Standesgenossen ihres Mannes zogen sich freilich scheu von ihr zurück. Die Narren! Wie sie dies hochnäsige Volk verachtete! — Sie brauchte es nicht und wollte ihm schon bei passender Gelegenheit alles mit Zinsen zurückzahlen. Da gab es ja noch andere, die es sich zur höchsten Ehre schätzten, in Cainsdorf eingeladen zu werden. Gutspächter, Beamte der nächsten kleinen Stadt — und wirklich betrachteten es die guten Leute wie eine hohe Gunst, wenn sie jetzt auf dem gräflichen Schlosse erscheinen und den veranstalteten großen Jagden beiwohnen durften.

Der Graf hatte nur höchst ungern diesen Verkehr angeknüpft, aber seine Gattin bestand hartnäckig darauf und erklärte ihm lachend, sie werde dann selbst diese Gäste einladen, wenn er zu stolz dazu sei. „Mit deinen hochnäsigen alten Freunden will ich nichts mehr zu thun haben; ich mag dies alberne Gesindel gar nicht mehr sehen.“ Wie auch Ewald bereits an solche und ähnliche Kraftausdrücke seiner Gattin gewöhnt war, sie verletzten doch sein feines Empfinden tief, und er entgegnete: „Wanda, du solltest doch eine andere Sprache führen.“

Sie sah ihn mit flammenden Augen an: „Und ich verbitte mir solche Ermahnungen!“ rief sie mit erhobener Stimme. „Ich spreche, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und das hast du ja gewußt, ehe du mich geheiratet!“

Ewald schwieg; er wagte nicht weiter zu widersprechen, denn er mußte einen noch heftigeren Ausbruch seiner Frau fürchten und er wollte nicht der Dienerschaft ein Schauspiel gönnen. Wanda war überhaupt so rücksichtslos; sie fragte wenig danach, ob ihr Benehmen schon über die Grenzen des Erlaubten und feinen Anstandes hinausging; sie beachtete keine Schranken und war weder wählerisch in ihren Worten, noch echt weiblich und zurückhaltend in ihrem Benehmen. Sie hatte es ja gar nicht mehr nötig, sich irgend welchen Zwang aufzulegen, und ihre eigentliche Natur kam jetzt zum vollen Durchbruch. Der Graf konnte die Veränderung nicht begreifen, die mit seiner Frau vorgegangen. Er hatte geglaubt, einen eigentümlichen, wunderbaren Frauencharakter gewonnen zu haben, der durch die Liebe immer weicher und hingebender wurde und der sich noch zu echter, schönster Weiblichkeit entwickeln mußte, und er hatte jetzt eine Gattin, die in nichts mehr mit ihm übereinstimmte und die auch nicht den leisesten Versuch machte, ihm irgendwie zu gefallen. Im Gegenteil schien sie einen eigenen Reiz darin zu finden, ihm überall und bei jeder Gelegenheit den schärfsten Widerpart zu halten.

Schon die grundverschiedenen Lebensgewohnheiten und Anschauungen der beiden Eheleute hätten genügt, zwischen ihnen einen Abgrund zu graben. Der Graf war ein wenig Genußmensch, er liebte den Komfort und hatte sich etwas verweichlicht; seine Gattin wollte davon nichts wissen; sie fand ein solches Leben

Digitized by Google

sehr albern und langweilig; sie wollte es nicht an Glanz und Luxus den andern gleichthun, sondern beweisen, daß sie diesen Tröbel tief verachte. In ihren Zimmern mochte sie nicht den Schnickschnack eleganter Möbel sehen, sondern nur Schränke und Stühle, die massiv waren und denen man etwas bieten könne. Anstatt wie ihre jetzigen Standesgenossinnen in den prächtigsten Toiletten zu schwelgen, wanderte sie wie bisher, trotz aller Bitten und Vorstellungen ihres Gatten, in ihrer grünen Jacke und ihrem einfachen, wollenen Rocke herum, die unzertrennliche Büchse auf dem Rücken. Wenn sie im Schlosse war und einen wilden Vogel vorbeifliegen sah, griff sie sogleich zum Gewehr und schoß nach ihm aus dem Fenster.

Der Graf ging im Winter sehr spät zu Bett und erhob sich sehr spät; er war es gewöhnt bis tief in die Nacht hinein zu lesen, auf seine Körperpflege verwandte er viel Sorgfalt durch warme Bäder und kalte Abreibungen; er war kein ausgesprochener Gourmand, doch einer guten Tafel nicht abgeneigt. Seine Gattin fand ein solches Leben durchaus nicht nach ihrem Geschmack und noch weniger gewillt, sich demselben irgendwie anzupassen; war sie doch kerngesund auch ohne solche Sorgfalt geblieben und wollte auch ferner davon nichts wissen. Ebenso verächtlich blickte sie auf die gewähltesten Mahlzeit; kräftige, einfache Kost war ihr die liebste, und sie schob alle Delikatessen sehr geringschätzig beiseite. Auch ihrer Gewohnheit früh zu Bett zu gehen, um beim Morgengrauen sich zu erheben, blieb sie getreu. Versuchte der Graf einmal ihr etwas höchst Interessantes vorzulesen, so konnte er sicher sein, daß sie darüber einschlief, und sie lachte nur zu seiner Ermahnung dies oder jenes zu lesen und gab dann stets zur Antwort: „Mein Vater hat mir immer gesagt, daß die Bücher den Magen erkälten."

Graf Cainsdorf hatte davon geträumt, seine künftige Lebensgefährtin zu bilden, sie mit allem Wissenswerten vertraut zu machen; ihr kühner, hochfliegender Geist mußte ja dann alle überstrahlen, und so lange sie seine Braut war, hatte sie ihn ruhig in dem Wahn gelassen, daß sie ihm völlig auf diesen Wegen folgen wolle, sobald sie seine Gattin geworden sei; — jetzt, wo sie es war, höhnte sie nur über seine Versuche und wies sie mit Entrüstung zurück. „Ich habe dich nicht geheiratet, um bei dir noch einmal in die Schule zu gehen, die ich schon als Kind verabscheut, ich habe dich nur gewonnen, um ein Leben zu führen, wie es mir behagt;" erklärte sie mit der Offenheit, die er früher so sehr an ihr bewundert, die er jetzt so verletzend und rücksichtslos fand. Sie hatte sich eigentlich nicht gewandelt, sie war so ziemlich dieselbe geblieben . . . nur der Zauberschleier war zerrissen, in den er sie früher gehüllt . . . er sah sie jetzt in ihrer wahren Gestalt und er fing bereits an sich vor ihr zu entsetzen.

Wanda sah wenig, wie ihr Wesen auf den Gemahl wirkte, sie war völlig unbekümmert darum, ob er unter ihrem absonderlichen Treiben litt und ob er es billigte oder verurteilte. Sein leisester Tadel erregte ihren heftigsten Zorn, und wollte er nicht täglich die geräuschvollsten Szenen herbeiführen, mußte er schweigen und sie gewähren lassen. Ihre einzige Lust blieb, mit der Flinte auf

Digitized by Google

dem Rücken im Walde umherzustreifen und gnadenlos alles niederzuschießen. Vor ihrer blinden Jagdleidenschaft, die sich mit der Zeit noch steigerte, war zuletzt kein Singvogel mehr sicher. Ihre Dienerschaft behandelte sie mit dem unerträglichsten Hochmut, ja sie erlaubte sich schließlich Roheiten, nur die Jägersleute ihres Mannes erfreuten sich ihrer besonderen Gunst, und sie verkehrte mit ihnen wie mit guten Kameraden.

Die Tage des Glücks, die Ewald an der Seite seiner Gemahlin verleben gewollt, wurden ihm sehr karg zugemessen, schrumpften allmählich zu Stunden zusammen, um endlich für immer seinem sehnenden Auge zu entschwinden . . . aber so öde und traurig hatte sich wohl seine Schwester sein Leben nicht einmal denken können, wie es sich im Lauf der Zeit gestaltete. Er mußte stumm die schwere Kette tragen, die er sich aufgebürdet, denn er war dieser wilden, unbändigen Natur gegenüber völlig ohnmächtig. Durch welche Mittel sollte er sie beherrschen? Von den lieben, früheren Gästen sah er niemand mehr, mit den Seinigen war er so gut wie zerfallen, und die Leute, die jetzt ab und zu in seinem Schlosse einkehrten, waren wenig oder gar nicht nach seinem Geschmack und konnten ihm die frohen Stunden nicht ersetzen, die er früher genossen. Es herrschte bei solchen Gelegenheiten nicht immer der beste Ton, und die Gräfin war es gewöhnlich zuerst, die sich gehen ließ und manche Schranke gern übersprang. Das feine Empfinden des Grafen wurde dann noch tiefer verletzt als durch das übrige wilde Treiben seiner Gattin, und er fühlte sich namenlos unglücklich. Es verging kein Jahr, und Ewald ertappte sich schon auf dem Gedanken, das unselige Band wieder zu lösen, das ihn an diese Frau fesselte; aber er wies ihn immer wieder weit von sich, denn die Scham, seinen Irrtum so früh einzugestehen, erschien ihm noch erdrückender. Er hatte ja zu hartnäckig alle vernünftigen Vorstellungen der Seinigen zurückgewiesen, zu kühn behauptet, an der Seite Wandas das höchste Glück zu finden, er durfte nicht so bald verraten, wie grenzenlos elend er geworden. Ja, sein ganzes Bemühen ging nur dahin, die Welt zu täuschen und ängstlich den Schein zu wahren, daß er mit seiner Gattin in schönster Eintracht und Zufriedenheit lebe.

Wenn der Graf mit früheren Freunden zuweilen zusammentraf, suchte er in ihnen den Glauben zu wecken, daß er mit dem tollen Treiben seiner Frau völlig einverstanden sei und sie sich gar nicht anders wünsche; — man schüttelte dann freilich den Kopf über einen Mann, der bei all' seiner geistigen Bildung, seinen feinen Lebensgewohnheiten an einem solch wüsten Gebahren Geschmack finden konnte.

Selbst der Schwester verriet Graf Cainsdorf mit keinem Wort, wie hart und schwer er bereits seine Schuld zu büßen begann. Sie ahnte wohl, daß ihr armer Bruder an der Seite Wandas nicht das Glück gefunden, das er erträumt; aber den Umfang des grenzenlosen Elends, das bereits über ihn hereingebrochen, konnte sie nicht ermessen, weil er es ihr sorgfältig zu verhüten suchte. Es war ihr nur auffällig, daß Ewald sich jetzt öfter wieder einfand und immer länger blieb, — so lange wie damals, wo zwischen ihnen noch das innigste Verhältnis

Digitized by Google

bestanden hatte. Er war anfangs nur regelmäßig unter äußerlichen Vorwänden nach Lindenberg gekommen, hatte den Schwager über diese oder jene Geschäftsangelegenheit um Rat fragen wollen, und wenn derselbe nicht da war, trug er dann seiner Schwester die Sache vor und bat in alter, traulicher Weise um ihre Meinung. Sie konnte ihm nicht länger grollen; hatte er auch durch seine grenzenlose Verblendung ihr und der armen Johanna sehr wehe gethan, so las sie doch von seinem Antlitz, aus seinen müden Augen, daß er bereits aus seinem süßen Wahn erwacht sei, und sie vermochte ihm ihr Mitleid nicht zu versagen. Wenn er bei seiner Schwester war, erwähnte er Wanda mit keinem Wort, es schien eine stillschweigende Vereinbarung zwischen ihnen zu sein, daß von Wanda nicht gesprochen wurde; wußte Ewald doch, wie tief verhaßt seine Frau Elisabeth noch immer war, und selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, empfand er es wie eine Erleichterung, sich hierüber ausschweigen zu dürfen. Wenn er mit anderen zusammentraf, dann mußte er lächeln, lügen, sich glücklich preisen, daß er ein herrliches Weib besaß, während mit jedem Tage der Abgrund tiefer wurde, der ihn bereits von Wanda auf immer trennte . . .

Die beiden Ehegatten sahen sich so selten wie möglich; es empfand auch keiner von ihnen eine Sehnsucht mit einander zu verkehren, — sie hatten sich nichts zu sagen . . . Wanda liebte — haßte ihren Mann nicht; er war ihr nur gleichgültig. Noch einmal schien es, als ob das bereits stark gelockerte Band sich um die beiden Eheleute fester knüpfen sollte. Wanda fühlte sich Mutter, nachdem ihr Gatte schon die Hoffnung aufgegeben, daß sie ihm ein Kind schenken werde. Der Graf war anfangs überglücklich darüber; aber bald wurde diese freudige Hoffnung zur Quelle neuer und ernster Zerwürfnisse. Seiner Gattin fiel es nicht ein, ihre gewohnte Lebensweise zu ändern, sie trieb es so toll und unvernünftig wie immer; vergeblich waren alle Abmahnungen Ewalds; vergeblich selbst die dringenden Vorstellungen des herbeigerufenen Arztes; die Gräfin lachte nur dazu und verbat sich den Besuch des Doktors ganz energisch. Alle noch so beweglichen Bitten des unglücklichen Mannes sich um des teuren Lebens willen, das sie unter dem Herzen trage, doch ein wenig zu schonen, hatten keinen Erfolg. Wanda entgegnete dann nur lachend: „Ich bin nicht so zart und schwächlich wie eure Salonpuppen und lasse mich deshalb nicht in Watte einwickeln.“ Durch nichts auf der Welt war sie zu bewegen, das Leben einzustellen, das sie bisher geführt hatte. Sie schien absichtlich allen Beschwerden und jedem Wetter trotzen zu wollen, um den Beweis von ihrer unerschütterlichen Kraft und Gesundheit liefern zu wollen.

Graf Cainsdorf litt unter dem unvorsichtigen Treiben seiner Gattin unendlich und sah doch kein Mittel ihr Einhalt zu thun; denn weder Güte noch Gewalt übten auf den unbändigen Sinn irgend welchen Einfluß aus. An einem kalten, regnerischen Herbsttage, an dem der Wind in furchtbaren Stößen um das alte Schloß sauste, sah Ewald von seinem Fenster aus, wie seine Frau soeben mit der Flinte auf dem Rücken dem Walde zuschritt. War sie denn wahnsinnig? Wollte sie wirklich ihr eigenes Leben und das ihres — seines Kindes frevelhaft

Digitized by Google

auf das Spiel setzen? — Sie ging langsam, als mache ihr das abscheuliche Wetter ein besonderes Vergnügen. Weder Mantel noch Schirm hatte sie zu ihrem Schutz mitgenommen; es gelang ihm sie noch einzuholen, bevor sie seinen Blicken entschwunden war. Atemlos keuchte er hervor: „Wanda, ich beschwöre dich, kehre mit mir um, es ist Sünde von dir, dich einem solchen Wetter auszusetzen."

Wanda sah ihren Gatten verwundert an und stieß ein übermütiges Lachen aus. Der große, starke Mann, der kaum mit Mühe den triefenden, vom Winde hin und her gepeitschten Regenschirm halten konnte, kam ihr mit all' seiner Angst und Aufregung nur komisch vor: „Warum hast du dich herausgewagt, du wirst dich erkälten," sagte sie spöttisch.

„Ah, es handelt sich hier nicht um mich; aber du bist es mir und dem Wesen, das du unterm Herzen trägst, unbedingt schuldig."

„Rede nicht solch albernes Zeug, das kann ich gar nicht leiden," entgegnete sie ärgerlich und ohne auf seinen ferneren Widerspruch zu achten, schritt sie trotz Sturm und Wetter dem Walde zu. Sie kam heut noch später als sonst nachhause und — in der darauf folgenden Nacht gebar sie einen toten Knaben.

Seit jenem Tage war der Riß zwischen den beiden Gatten noch tiefer. Der Graf konnte seiner Frau nicht verzeihen, daß sie durch ihr unsinniges Treiben ihn um die einzige Hoffnung gebracht, die ihm diese Ehe geboten, und Wanda war empört über das allgemeine Frauenlos, das sie unerträglich fand, und die rückhaltlose Art und Weise, wie sie sich hierüberaussprach, hätte auch ein weniger feines Empfinden als das ihres Gemahls tief verletzen müssen.

Wanda hatte weder Schopenhauer noch Hartmann gelesen, war sie doch seit ihrer Schulzeit allen Büchern, geschweige solchen philosophischen Inhalts hartnäckig aus dem Wege gegangen; aber unsere Zeit ist einmal mit pessimistischen Ideen erfüllt, sie liegen förmlich in der Luft und dringen selbst dort ein, wo sie niemand sucht. Trotz ihrer robusten Lebensanschauung schien dieses Mannweib doch von der geistigen Krankheit unserer Tage befallen zu sein und zum Entsetzen des Grafen sprach Wanda davon, wie glücklich sie sei, daß ihr Kind nicht erst gelebt, die Plackerei des Daseins nicht erst kennen gelernt habe.

Ihrem Gatten erschienen diese Worte ebenso widerspruchsvoll wie frevelhaft. „Du kannst dich nicht beklagen, daß dir die Welt nichts bietet; du genießest ja das Leben ganz, wie du es wünschest, und in vollen Zügen."

Sie zog finster die Augen zusammen: „Und manchmal ist mir die ganze Geschichte so langweilig. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich dem Treiben ergeben oder mir eine Kugel durch den Kopf schießen."

Ach, wie verschieden waren solche Anschauungen von den seinigen. Der Graf hatte sich niemals mit der Moderichtung unserer Zeit befreunden können; ihm war aller Pessimismus in tiefster Seele zuwider. „Diese Ideen saugen uns das warme Herzlut aus den Adern," hatte sein Schwager stets behauptet und er ihm lebhaft zugestimmt. Ewald war es gewöhnt gewesen, ruhig und etwas

Digitized by Google

nüchtern durch das Leben zu gehen; er sah nicht heut die Welt durch farbige und morgen durch schwarze Gläser, seine Stimmung blieb gleichförmiger; aber deshalb eben mochte er kein trüber Gast sein auf dieser Erde und die Freuden verachten, die sie bot. Auf dem Grunde dieser Seele ruhte eine feine Genußsucht, die nur durch sein etwas phlegmatisches Temperament nicht recht zum Durchbruch gekommen war. Von dem Besitz des feurigen, leidenschaftlichen Mädchens hatte er so viel gehofft; sie mußte sein träger wallendes Blut beleben und rascher durch die Adern treiben — war doch die Liebe für sie hinreichend gewesen, ihn völlig zu verändern und durch seine Brust einen Strom des Glückes zu leiten, den er früher nie gekannt hatte.

Gerade ihr feuriges, leidenschaftliches Temperament war für ihn zum unwiderstehlichen Zauber geworden, dem er unterlegen . . . Und was jetzt den Stachel der Reue nur noch tiefer in sein Herz drückte, war der Gedanke, daß sie ihn eigentlich nicht getäuscht hatte, sondern er nur in rätselhafter, unerklärlicher Verblendung sich selbst . . . Wie oft hatte sie ihm dies auch schon gesagt und er mußte ihr im stillen recht geben! Warum hatte er den eindringlichen Abmahnungen seiner Schwester nicht das leiseste Gehör geschenkt? — Es war buchstäblich eingetroffen, was sie ihm im voraus verkündet, und je weniger er in seiner Ehe und in seinem Hause nur noch einen Schatten von Glück zu finden vermochte, je mehr zog es ihn mit magischer Gewalt dorthin, wo er früher einen so reinen und köstlichen Genuß gefunden, nach Lindenberg. Hier umwehten ihn wärmere Lüfte, hier wurde sein tief verbittertes und erkältetes Herz von besseren Empfindungen erfüllt. Daheim fand er nichts als einen einsamen Herd oder Gesellschaft, die ihm wenig behagte, ja die er nur noch mit großer Überwindung willkommen heißen konnte, nur hier allein schien ihm die alte glückliche Zeit noch einmal aufzuleben. Auch mit seinem Bruder war der Graf bei seiner Schwester wieder zusammengetroffen, und wie peinlich auch anfangs für ihn die Begegnung gewesen, Bruno hatte ihm rasch mit großer Herzlichkeit über diesen Augenblick hinweggeholfen, und als er seine schnöde Handlungsweise entschuldigen gewollt, hatte ihn der Bruder mit den Worten unterbrochen: „Lassen wir die Vergangenheit begraben sein. Ich bin ja so glücklich jetzt, weit glücklicher, als ich es verdiene —“ und die hellen Augen des Offiziers hatten seltsam aufgeleuchtet.

So war das Gerücht wahr, das bereits zu Ewald gedrungen, sein Bruder hatte den schönsten und besten Ersatz gefunden; er liebte Magda und wurde von ihr wiedergeliebt. Ein Jahr später feierten die Glücklichen ihre Hochzeit. Nur ein dunkler Schatten trübte den Himmel der Neuvermählten; bald nach ihrer ehelichen Verbindung starb die Baronin ganz unerwartet, niemand hatte eine Ahnung gehabt, daß sie bereits längere Zeit an einer Krankheit gelitten, die sie den Ihrigen sorgfältig verheimlicht, und die dadurch unheilbar geworden. Sie verschied sanft und so heiter und ruhig, wie sie gelebt, in den Armen ihrer jüngsten Tochter, die nicht von ihrer Seite gewichen war.

Der plötzliche Tod der Baronin änderte den Lebensgang des jungen Grafen. Er hatte ohnehin an seiner militärischen Laufbahn kein rechtes Behagen gefunden,

Digitized by Google

und ein kleines, unglückliches Zerwürfnis mit seinem nächsten Vorgesetzten brachte seinen bereits gefaßten Entschluß, den Abschied zu nehmen, zur vollen Reife. Er zog sich auf das Landgut zurück, das seiner Frau zugefallen war, und widmete sich der Bewirtschaftung des kleinen Lindenthal mit großem Eifer und viel Verständnis. Freilich fand er alles im besten Geleise, an seiner verständigen Gattin eine treffliche Stütze. Auch die Verwandten drüben in Lindenberg halfen anfangs mit Rat und That, bis der junge Graf sich zum tüchtigen, umsichtigen Landwirt herangebildet hatte.

Welch' ein still beglücktes, angenehmes Dasein führte der Bruder an der Seite seiner feinsinnigen Frau! . . . Hier war Übereinstimmung im Denken und Fühlen vorhanden, die endlich zur beseligendsten Harmonie hinüberleitet . . . Der leichte, übermütige Sinn Brunos wurde durch den großen Ernst Magdas ein wenig gedämpft, und diese, die leicht zum Trübsinn geneigt hätte, wurde durch die Frische ihres Mannes wieder zu einer heiteren Lebensauffassung mit fortgerissen.

Wie oft und dringend auch Bruno seinen Bruder einlud, Ewald kam nur höchst selten nach Lindenthal, wohl wußte er sich frei von Neid; aber niemals empfand er sein ganzes Elend so tief, als wenn er diese Glücklichen sah, die aus dem Leben einen so reichen und köstlichen Gewinn zu ziehen suchten, dann ruhte es wie Bergeslast auf seinem Innern. Es giebt ohnehin nichts Zermalmenderes als eine unglückliche Ehe, die zur unerträglichen Kette wird, tiefer und tiefer in das Fleisch einschneidet und die abzuschüttelu doch die Kraft oder der Mut fehlt. Ewald hatte sich zu siegessicher gefühlt, zu kühn behauptet, daß ihn der Besitz des geliebten Mädchens für immer zum seligsten Sterblichen machen würde, um seinen Irrtum eingestehen zu können. Er suchte auch den Seinigen gegenüber das namenlose Elend möglichst zu verheimlichen, das ihm zuteil geworden, und wenn er von seiner Gattin sprach, geschah es mit Ausdrücken, die nichts von der eisigen Kälte verrieten, die zwischen ihnen bestand. Wie furchtbar er auch unter der Qual dieses unerträglichen Verhältnisses litt, bäumte sich doch alles in ihm auf, das Band zu lösen, das ihn an diese Frau fesselte. Zu viel floß da zusammen, um ihn zu bestimmen, die schweren Ketten weiter zu tragen. Seine Charakterstärke, die Scheu vor dem Gerede der Welt hielt ihn zurück. Er hatte sein Unglück selbst verschuldet, in unerhörter Verblendung sich ein solches Schicksal geschaffen und hielt es nun auch für seine Pflicht, auszuharren bis zum Ende . . . Und noch etwas war hinzugetreten, ihn in diesem Entschlusse zu bestärken; er sah jetzt diejenige zuweilen wieder, die er um Wandas willen aufgegeben.

In der ersten Zeit war Graf Cainsdorf dem jungen Mädchen sorgfältig ausgewichen, es waren die einzigen Augen, in die er nicht mehr zu blicken wagte, denn Johanna gegenüber fühlte er sich nicht frei von Schuld. Wohl hatte er seine Zuneigung für sie noch nicht völlig und rückhaltlos an den Tag gelegt; aber wie er mit ihr verkehrte, mußte doch jeder die Überzeugung gewinnen, daß ihn nur ihre große Jugend noch abhielt, sie für immer zu gewinnen. Sobald jetzt der Wagen der Baronin auf dem Hofe in Lindenberg erschien, zog sich

Digitized by Google

Ewald sofort zurück und suchte durch eine Hinterpforte zu entfliehen, weil er nicht den Mut hatte, derjenigen gegenüber zu treten, die er getäuscht. Die Schwester mißbilligte wohl im stillen diese Feigheit, aber sie hatte kein lautes Wort des Tadels dafür, wußte sie doch, daß der Bruder gar nicht mehr wiederkommen würde, wenn es ihr beigefallen wäre, diese Flucht zu verspotten oder zu hintertreiben. Ach, und sie ahnte ja längst, wie furchtbar der Ärmste unter dem begangenen Irrtum litt, und sie mochte ihm nicht die einzige Stätte verschließen, wo er ein wenig freier aufatmen und sein umdüstertes Gemüt etwas von dem Sonnenschein genießen konnte, den er früher stets in ihrem Hause gefunden . . .

Seitdem Ewald wieder bei ihr erschien, war es wie eine stillschweigende Verabredung, daß sich die Baronin in Lindenberg vorher anmelden ließ, wenn sie mit ihren Töchtern dort einen Besuch abstatten wollte, und traf es sich dann, daß der Bruder sich vorher dort eingefunden hatte, dann unterließ es Elisabeth niemals eine Gelegenheit zu finden, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Waren die Lindenthal'schen Gäste bereits dort, so zog sich der Graf scheu zurück, sobald ihm die Diener dies mitgeteilt hatten.

Erst der plötzliche Tod der Baronin wurde zur traurigen Veranlassung, daß sich Graf Cainsdorf und Johanna zum ersten Mal wiedersahen. Dennoch war gerade diese Gelegenheit günstig genug, um ihnen über das Peinliche ihres Zusammentreffens hinwegzuhelfen. Johanna war von dem letzten harten Schlage zu tief gebeugt, zu schwer getroffen, um noch für etwas anderes Empfindungen zu haben, und sie antwortete auf die herzlichen Worte, mit denen er sein Beileid aussprach, nur mit einem trüben Lächeln und einem Händedruck; aber das Eis war damit gebrochen. Schon am Begräbnistage der Mutter sah man sich wieder, und wenn auch Ewald sich ihr nur mit großer Befangenheit zu nähern wagte, fühlte sie doch aus seinem Benehmen, aus jedem Worte, das er an sie richtete, die innige Teilnahme heraus, die er für sie empfand.

Johanna zürnte Ewald ohnehin nicht mehr; wie schwer sie auch unter der Täuschung gelitten, sie hatte ihm verziehen, denn sie redete sich ein, daß sie sich eigentlich nur selbst getäuscht habe; er hatte ihr wohl gezeigt, daß ihm ihr kindliches, freundliches Wesen gefalle, aber ihr niemals verraten, daß er sie liebe. Ach, wie unglücklich sie sich auch fühlte, wie still und öde es auch in ihrem jungen Herzen geworden war, sie konnte dem teuren Manne ihr Mitleid nicht versagen, der im Besitz jenes Mädchens nicht das grenzenlose Glück gefunden, von dem er geträumt hatte . . . Wie auch der Graf ängstlich die Zerrüttung seines Ehelebens zu verbergen suchte, die Welt läßt sich nicht täuschen, und die Gerüchte drangen auch zu dem Ohr Johannas. Sie fühlte darüber keine Befriedigung, im Gegenteil schmerzte es sie tief, daß seine glänzenden Hoffnungen sich nicht verwirklicht hatten. War es ihr nicht vergönnt gewesen, ihn glücklich zu machen, so sollte es diejenige, die er sich erwählt, und die er so leidenschaftlich geliebt hatte . . .

Seit jener Zeit wich der Graf nicht mehr der jungen Baroneß ängstlich aus, wenn er sie bei seiner Schwester und jetzt auch zuweilen bei seinem Bruder traf,

Digitized by Google

und dann zeigte sich Johanna so ruhig und unbefangen, als ob jene Vergangenheit für sie völlig begraben sei . . ., und Ewald fand dadurch auch allmählich seine Sicherheit wieder. Nicht durch das kleinste Zeichen verriet die Baroneß, daß ihr noch eine Wunde im Herzen geblieben sei; sie behandelte Ewald ohne jede strafende Kälte und mit einer Freundlichkeit, die bewies, daß sie ihm nichts nachtragen wolle, ja, nichts nachzutragen habe — und seltsam genug, der Graf empfand dies Benehmen wie die härteste Strafe. Sie hatte ihn also längst vergessen und ebenso wenig wahrhaft geliebt wie die andere, die ihn so bitter getäuscht. — Ach, es gab wohl nicht mehr jene tiefe, unerschütterliche Liebe in der Welt, nach der er sich so heiß gesehnt und die er doch nicht gefunden! — Sie mochte ihn ebenfalls nicht geliebt haben, und dennoch mußte er, wenn er Johanna sah, unwillkürlich Vergleiche anstellen zwischen ihr und derjenigen, die er zu seiner Lebensgefährtin erwählt.

Ewald knüpfte nur selten ein direktes Gespräch mit Johanna an, er war gern ein stummer, obgleich sehr aufmerksamer Zuhörer, wenn seine Schwester mit ihrer jungen Schwägerin sich über die verschiedensten Dinge unterhielt, und er mußte dann im stillen denken, wie sehr er gerade mit der letzteren übereinstimmte. Der Geist Johannas schien seit der Zeit, daß er sie nicht mehr gesehen, um viele Jahre gereift; wie tief und zutreffend waren ihre Anschauungen über Welt und Leben, welch' warmes und aufrichtiges Interesse hatte sie für alles, was die Menschenseele mit großen und edlen Vorstellungen erfüllen kann, und wie begeistert jauchzte sie allem Schönen zu, das auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur in ihren Gesichtskreis gekommen war! Die kluge Mutter hatte mit ihrem Töchterchen, bald nachdem dieselbe jene bittere Täuschung erfahren, eine weitere Reise gemacht, um sie zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen, und die Baronin hatte sich auch mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es ihr völlig gelungen sei, denn Johanna verriet nicht den leisesten Trübsinn und zeigte während der Reise das lebhafteste und regste Interesse. Wenn man auch nur im Fluge Italien berührt hatte, Johanna sprach doch jetzt mit unendlicher Begeisterung davon, sobald sie an das Wunderland erinnert wurde; wie leuchteten dann ihre blauen, sinnigen Augen, und wie prächtig und lebendig wußte sie zu erzählen! . .

Wohl wies der Graf den Gedanken weit von sich: „Wie anders wäre jetzt dein Leben, wenn dieser reine, edle Frauengeist an deiner Seite wäre . . .," er kam seiner strengen Gewissenhaftigkeit wie Ehebruch vor, und doch konnte er die Vergleiche nicht immer abweisen, die sich ihm aufdrängten, wenn er sich an Johanna oder an die liebenswürdige Frau seines Bruders erinnerte und nun mit seiner Frau in Berührung kam, die auch nicht das geringste Bemühen zeigte, sich seiner Lebensauffassung irgend wie anzupassen, die im Gegenteil so kalt und unbekümmert ihren eigenen Weg ging, als ob er für sie nicht auf der Welt vorhanden sei. Kam er dann mit dem Verlangen zurück, trotz alledem noch einen innigen Anschluß an seine Gattin zu versuchen, so wies sie sein Bemühen ganz verwundert zurück. Warum wollte er sie noch immer anders haben? Hatte sie ihm nicht offen und deutlich genug zu erkennen gegeben, daß sie ein Leben führen

Digitized by Google

wolle, ganz wie es ihr behage, und daß es ihr niemals einfallen werde, die zärtliche, liebekranke Frau zu spielen? — Sie hatte ihm gesagt, was er erhalten würde, wenn er nach ihrem Besitz die Hand ausstrecken wolle — einen wilden Vogel — der sich niemals zähmen, in keinen Käfig sperren lasse. Sie hieß ja nicht umsonst Wild, sie war es auch. Warum hatte er ihr nicht geglaubt? — Graf Cainsdorf empfand nach solch' vergeblichen Annäherungsversuchen um so bitterer das Elend seiner Ehe und dennoch wagte er nicht, ihm zu entrinnen. Sein Herz wurde so kühl und trübe wie die Winternacht, aber ohne ihre Sterne . . .

Endlich konnte die Schwester das tiefe, stille Leid nicht länger ruhig mit ansehen, unter dem sich ihr armer Bruder verblutete; er hatte sich lange genug zu beherrschen und sein Unglück aller Welt und besonders auch ihr sorgfältig zu verbergen gesucht; aber las sie es nicht deutlich aus seinen umdüsterten Augen, die sich nur bei ihr ein wenig aufhellten, in seinem ernsten, müden Antlitz auf dem jedes Lächeln schnell wieder verschwand? . . Und brach er nicht förmlich zusammen? . . . Selbst seine stattliche, hohe Gestalt verriet den Druck, der auf ihm lastete, unwillkürlich trug er das Haupt gebeugter jetzt als einst, wo er ruhig und glücklich gewesen . . . Sie durfte ihn nicht länger leiden lassen, sie mußte die Wunde berühren, auch wenn er darüber noch so schmerzlich zusammenzuckte, und ihr Gemahl war derselben Meinung.

Als die Baronin eines Tages gemeinschaftlich mit Ewald und ihrem Gatten in Lindenthal einen Besuch abestattet hatte und der tiefe, reine Frieden, den jene Glücklichen genossen, den Bruder noch ernster und nachdenklicher machte, beschloß die Schwester den Versuch zu wagen; sie lud Ewald ein, bei ihnen noch eine Tasse Thee zu trinken, und als er mit seiner Zusage zögerte, fragte sie leise, indem sie ihm tief in die Augen sah: „Bleibst du nicht gern? Was findest du denn zuhause?“ . .

Bei dieser unerwarteten Frage bebte er zusammen, wie von einem harten Schlage getroffen, und er stammelte verwirrt: „O, ich,“ — weiter kam er nicht, ein unwillkürlicher Seufzer hob seine Brust.

Der Baron wußte, daß heut seine Gattin ihren Bruder zu einem freien und offenen Aussprechen bringen wollte, und seinen Arm ergreifend, sagte er herzlich: „Komm nur, du weißt ja, daß du hier deine treuesten Freunde hast,“ und er zog ihn mit sich fort. Man sprach kein Wort weiter; erst als alle drei in dem behaglich eingerichteten kleinen Salon saßen, die Theemaschine vor ihnen dampfte und die Schwester ihrem Bruder die gefüllte Tasse mit ihrem herzgewinnenden Lächeln überreichte, begann sie nach einer Pause, da dieser noch immer schwieg, mit leiser, bewegter Stimme: „Verzeihe mir, Ewald, aber ich muß meine Frage wiederholen, was findest du daheim?“

Der Graf vermochte auch jetzt nicht gleich zu antworten, und nun fügte der Baron hinzu: „Ja, lieber Schwager, wie peinlich es uns auch ist, deine häuslichen Verhältnisse zu berühren, wir halten es doch für unsere Pflicht, denn sie scheinen uns völlig unerträglich geworden zu sein.“

„Nein, nein, das ist alles nicht so schlimm, wie ihr vielleicht denkt, ich bin —“

Digitized by Google

„Sage uns ehrlich, bist du mit deiner Frau glücklich?“ fragte die Schwester und sah ihren Bruder dabei forschend an, der vor diesem Blick die Augen niederschlagen mußte und dann aus gepreßter Brust hervorbrachte: „Nein, das bin ich nicht, — aber —“

„Dann ist es deine Pflicht, diesem Elend auf irgend eine Weise ein Ende zu machen,“ unterbrach ihn der Baron mit fester, ruhiger Stimme, „kein wahrer Mann sollte eine Last, die ihn völlig zu Boden drückt, weiter tragen, wenn es noch ein Mittel giebt, sie von sich abzuschütteln, und Elisabeth ist ganz meiner Ansicht.“ Seine Gattin nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ihr meint, ich solle mich von Wanda scheiden lassen?“ fragte Ewald im gedämpften Tone und ließ seine umdüsterten Augen fragend über seine Verwandten hinwegschweifen, und eh' diese noch zu antworten vermochten, setzte er rascher und entschiedener hinzu: „Das kann ich nicht; mir ist die Ehe heilig, und ich trage nur das Geschick, das ich mir selbst aufgebürdet habe.“

„Und mit dieser Lebensanschauung verurteilst du dich auf immer Ketten zu tragen, die dich entehren, die wenigstens deiner unwürdig sind,“ entgegnete die Baronin, die den bittersten Groll darüber empfand, daß ihr guter, trefflicher und feinfühlender Bruder unter der Tyrannei dieses rohen, wüsten Geschöpfes so furchtbar litt und noch ferner leiden sollte.

„Sage das nicht!“ rief der Graf beinah heftig aus. „Wanda treibt es sehr bunt und ist nicht die Lebensgefährtin geworden, die ich mir erträumt hatte; aber auch du hast sie nicht richtig beurteilt, du hieltest sie für eine unverbesserliche Kokette, und doch kann ihr in diesem Punkte jetzt niemand einen Vorwurf machen, und so lange dies nicht der Fall ist, habe ich kein Recht mich von ihr zu trennen, ja, so lange bin ich überzeugt, daß sie mich noch liebt, obwohl —“ er brach plötzlich ab und starrte in seine Tasse, die er dann langsam an die Lippen führte, als könne er damit seine innere Aufregung am besten verbergen.

Die Baronin schwieg; sollte sie auch diese letzte freundliche Vorstellung, mit der sich der Unglückliche zu trösten suchte, zerreißen. Ihre Gedanken über Wanda hatten sich auch jetzt noch nicht geändert. Wenn dieselbe ihr altes Spiel mit Männern nicht fortsetzte, so unterließ sie es nur, weil sie mit ihrer Standeserhöhung hochmütiger geworden war und es ihr nicht genügte, solch' einfache Leute einzufangen, mit denen sie allein noch in Berührung kam. Über diese Menschen konnte sie ihre Herrschsucht ausüben, ohne daß sie nötig hatte ihre Gefallsucht zu entfalten. Aber das alles würde anders, wenn einmal ein Mann in ihre Nähe kam, den sie für eine verlockende Beute hielt und den zu erobern sich verlohnte. Durfte sie dies ihrem Bruder sagen und ihn den Blick in eine noch traurigere Zukunft thun lassen, die vielleicht niemals kam? — Sie hatte kein Recht sein Gemüt noch mehr zu umdüstern und schwieg. Da seine Gattin nichts entgegnete, so begann der Baron nach einer Pause: „Ich mag nicht weiter in dich dringen, die Ketten zu lösen, die du trägst; aber dann sei wenigstens ein Mann und zwinge deine Frau ein Weib zu werden.“

Digitized by Google

Der Graf erhob betroffen den Blick, die feste, entschiedene Sprache des Schwagers berührte ihn wie ein Peitschenhieb. „Du meinst?“ stotterte er betroffen.

„Ich meine,“ fuhr der Freiherr fort und hielt dabei seine hellen, ehrlichen Augen fest auf Ewald gerichtet, „daß du nicht länger das tolle, wüste Treiben deiner Frau, wodurch sie sich völlig von dir abwendet, dulden solltest. Diejenige, die wir zu unserer Lebensgefährtin erwählt haben, muß dies auch wirklich sein, sie soll mit uns Freude und Schmerz teilen und bestrebt sein, unser Dasein zu verschönern, wie wir verpflichtet sind, das ihrige zu erleichtern und zu erhellen,“ er sah dabei dankbar auf seine Gattin und drückte ihr herzlich die Hand; bestand doch zwischen ihm und Elisabeth ein so inniges, herzliches Verhältnis, wie es zärtlicher nicht gedacht werden konnte.

„Ich fürchte, es wird zu spät sein.“

„Es ist nichts zu spät, was nicht ein echter Mann zu erreichen vermöchte, und ich habe an deinem männlichen, festen Charakter niemals gezweifelt, deshalb ist es mir um so unerfindlicher, daß es dir nicht geglückt ist, die wilde Natur zu bändigen.“

„Ich will es dir gestehen, daß ich diesen Versuch eigentlich nie gemacht habe.“

„Und warum nicht?“ fragte der Schwager verwundert.

Der Graf stockte anfangs mit der Antwort, dann begann er zögernd: „Ich hatte mich zu verblendet gezeigt, zu sicher darauf gehofft, daß ich an der Seite meines angebeteten Mädchens das höchste Glück finden würde, und mochte nun nicht der Welt verraten, wie bitter ich mich getäuscht hatte; deshalb ertrug ich lieber die Wunderlichkeiten meiner Frau, als ihr energisch entgegenzutreten.“

„Nimm es mir nicht übel; aber ich muß es offen heraussagen, diese Rücksicht auf die Welt ist immer eine Art Feigheit, die wir immer schließlich teuer bezahlen müssen,“ erklärte der Baron, und seine Gattin stimmte ihm lebhaft zu.

„Ihr habt Recht,“ bestätigte der Graf mit einem müden, trüben Lächeln, „und ich bezahle sie auch sehr teuer“ . . .

„Versuche, ob es dir nicht gelingt durch ruhige Bestimmtheit auf deine Frau Einfluß zu gewinnen; es lassen sich ja dadurch die wildesten Bestien zähmen, warum nicht auch ein Weib?“

„Wenn sie das nur wäre,“ dachte die Baronin, aber sie schwieg.

„Ich will es versuchen,“ sagte Ewald nach einigem Nachdenken, obwohl ich fürchte“ — er mochte den Nachsatz nicht vollenden.

„Daß es dir nicht gelingen wird,“ ergänzte der Schwager. „Sei ohne Sorge, ein fester Wille vermag viel, und scheue nur nicht eine stürmische Stunde, wenn sie dir den Frieden von Jahren bringen kann.“

„Vielleicht wäre es das beste, du gingest mit deiner Frau auf Reisen, und sie würde aus den gewohnten Verhältnissen herausgezogen und müßte dies wunderliche Leben aufgeben, das sie bisher geführt hat,“ meinte die Baronin.

„Dein Rat ist vortrefflich,“ sagte ihr Gatte nach kurzer Überlegung. „Ich bin ganz derselben Ansicht, wenn etwas die Menschen umzuwandeln vermag, so ist es das bunte Reiseleben.“

Digitized by Google

Ewald erhob sich wie von einem Entschlusse emporgeschnellt, der in ihm lebendig geworden, und den liebsten, teuersten Menschen, die er auf der Welt besaß, beide Hände entgegenstreckend, sagte er freier aufatmend: „Ich danke euch und seid überzeugt, eure Worte sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Lebt wohl!“ . . und in einer so gehobenen, muntigen Stimmung, wie er sie lange nicht gekannt hatte, fuhr er nachhause.

Es war wieder Frühling geworden. Zum dritten Male, seitdem Wanda ihren Einzug in Cainsdorf gehalten, sah sie das Erwachen der Natur, und eine unerklärliche Unruhe regte sich in ihrem Herzen; nun war es mit dem rechten Jagdvergnügen wieder einmal zu Ende. Sie hatte heut kein rechtes Glück gehabt und nach ihrer Heimkehr warf sie sich verdrießlich in einen Stuhl und starrte zu dem Abendhimmel empor, der sich immer dunkler färbte. Ach! es fing sie bereits alles an zu langweilen. Sie hatte sich das Leben einer Gräfin doch weit herrlicher gedacht . . . Die Kreise, in denen sie hatte glänzen wollen, öffneten sich nicht, und selbst das tolle, wilde Dasein, das sie führte, verlor allmählich seinen Reiz. Sie sehnte sich nach etwas Anderem und wußte doch nicht, wohin sie ihre Wünsche richten sollte.

Der Diener trug Licht und ein frugales Abendbrot herbei und entfernte sich wieder. Die Leute kannten schon ihre Lebensgewohnheiten, und sie erhielt das alles ohne besonderen Befehl. Von ihrem Herumschweifen im Walde brachte sie stets einen guten Appetit mit nachhause und sie wollte dann gleich ihre Mahlzeit haben. Es schmeichelte nicht wenig ihrer Eitelkeit, daß man ihre Einfachheit bewunderte, stach sie doch durch ihre Lebensweise von allen andern ab und sie konnte überall hören, wie sie bereits durch ihr eigentümliches Treiben das Märchen der ganzen Umgegend geworden sei. So eine Gräfin, die im schlichten Jagdkostüm herumlief und die sich mit der einfachsten Kost begnügte, gab es nicht wieder; sie konnte das oft von den Leuten hören und sie war stolz darauf, von ihren jetzigen Standesgenossinnen so seltsam abzustechen, wenn sie dieselben nicht in ihren Salons verdunkeln durfte. Wanda hatte sich eben ihr Mahl trefflich schmecken lassen, nun lehnte sie sich zurück und sie starrte gedankenlos vor sich hin, da öffnete sich die Thür, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen erschien Ewald auf der Schwelle. Wenn sie von der Jagd ermüdet zurück kam, liebte sie nicht immer Gesellschaft und am wenigsten die ihres Gatten; in ihr Zimmer drang er sonst nie. Was sollte das plötzlich bedeuten? Sie blickte ihn verdrießlich und verwundert an, die Störung war ihr durchaus nicht angenehm.

Auch der Graf blieb verlegen und überrascht auf der Schwelle stehen; aber es war eine Überraschung anderer Art. Seine Gattin hatte es sich bequem gemacht, den schweren Jagdrock abgestreift und saß in ihren Unterkleidern da, die ihre prächtige Gestalt wieder einmal voll zur Erscheinung brachten. Ewald war von ihrem Anblick wie geblendet; der ganze Zauber, den dieses schöne Weib einst auf ihn ausgeübt, überkam ihn wieder. Wie wunderbar funkelten ihre Augen, die selbst in ihrem Unmut ihn erfreuten, und hingerissen von ihren körperlichen

Digitized by Google

Reizen stammelte er verwirrt: „Stör' ich dich, Wanda? Ich wollte mit dir sprechen."

Die Wirkung, die ihre Erscheinung auf ihn ausgeübt, entging der Gräfin nicht, und wie gleichgültig er ihr auch bereits geworden war, sie fühlte sich doch davon geschmeichelt, und das verdrießliche Gesicht erhielt einen freundlichen Ausdruck, trotzdem sie kurz fragte: „Warum?" und sie wollte dabei das Mieder zunesteln, das sie sich, als sie allein war, ungeduldig aufgerissen hatte.

Ewald ergriff rasch ihre Rechte, um sie daran zu hindern, doch gab er sich den Anschein, als wolle er ihr nur zum Gruß herzlich die Hand drücken. Die öde, düstere Vergangenheit war vergessen; er sah nur wieder vor sich dasselbe prächtige Geschöpf, das einst seine Leidenschaft bis zur Raserei entflammt hatte, und etwas von der alten Glut erwachte noch einmal in ihm, durchtobte seine Adern und hämmerte in seinen Schläfen; „Wanda, wie schön bist du doch!" — und er ließ seine Blicke voll schwärmerischer Bewunderung auf ihr ruhen. Er schien wieder zum Jüngling geworden zu sein und er beugte sich zärtlich über seine Gattin herab und küßte ihre Schulter.

„Bist du nur gekommen, um mir das zu sagen?" fragte sie mit einem spöttischen Lächeln, aber aus ihren Augen schoß doch dabei ein wärmerer Strahl, der ihm sein Blut noch heißer zum Herzen trieb.

„Ja," sagte er leise und leidenschaftlich und schlang seine Arme um ihre Brust, „aber ich wollte dich fragen, ob es nicht schöner wäre, mit dir einmal in die Welt hinauszuschweifen, als hier uns ewig zu langweilen?"

„Zu langweilen?! Das habe ich nie gethan," entgegnete Wanda ruhig und entwand sich kühl seiner Umarmung; aber nach kurzem Nachdenken setzte sie hinzu: „Wahrhaftig, du hast gar nicht so unrecht. Dein Vorschlag gefällt mir."

„Wirklich?! O, wie mich das freut!" rief der Graf lebhaft aus, „dann, hoffe ich, wird noch alles gut! Dann werden sich unsere Herzen noch einmal wiederfinden und für uns ein neuer Liebesfrühling erwachen!" Und ohne ihrer abwehrenden Bewegung zu achten, schloß er sie von neuem und noch stürmischer in seine Arme.

Sie stieß ein kurzes, beinahe spöttisches Lachen aus und zeigte dabei wieder ihre scharfen, spitzen Zähne; aber sie sträubte sich nicht länger gegen seine zärtlichen Liebkosungen und ertrug sie ruhig, ohne sie zu erwidern, und der Graf in seinem neu erwachten Liebesrausch forderte nicht mehr.

Einige Tage später waren schon alle Vorbereitungen beendigt, und das Ehepaar trat seine Reise an. Wirklich schienen die gänzlich veränderten Verhältnisse anfangs günstig auf die Stimmung der Gräfin zu wirken; sie zeigte sich gegen ihren Gemahl weniger schroff und unzugänglich, wie wild und unbändig auch ihre Natur war, sie mußte sich jetzt doch, in Berührung mit der Welt, einigen Zwang anthun, und ihr Gatte behandelte sie mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, als befänden sie sich noch in den Flitterwochen. Wohl fand sie es zuweilen recht lästig, und doch schmeichelte es zu gleicher Zeit ihrer Eitelkeit.

Digitized by Google

Die Reise ging zunächst an den Rhein, und die herrliche Landschaft übte selbst auf Wandas Gemüt ihren bestrickenden Zauber aus. Das Wüste und Männliche ihres Wesens verlor sich allmählich, und sie fand sich, wenn auch anfangs widerstrebend, in die Schranken, die die Welt auferlegt. Zu viel Neues, Wunderbares stürmte auf sie ein, das sie verblüffte und in ihr die bösen Geister zum Schweigen brachte, die sie bisher ruhelos umhergetrieben. Sie konnte bemerken, daß sie überall, wo sie erschien, Aufsehen erregte, daß ihre hohe, schlanke Gestalt bewundernde Blicke auf sich zog, und nun erwachte plötzlich ein anderer Dämon in ihr, der so lange geschlummert hatte, — ihre Gefallsucht. Sobald sie sah, daß junge Männer sie heimlich bewundernd anstarrten, dann begannen ihre dunklen Augen noch prächtiger zu funkeln, dann wurde das Lächeln um ihre Lippen noch verführerischer.

Wie ängstlich sich auch der Graf zurückhielt und wie rasch er auch seinen Ort immer wieder wechselte, um keine Bekanntschaften zu machen; er konnte doch nicht ganz verhindern, daß sich ihm und seiner Gattin Freunde näherten, und Wanda war es dann, die sich bei solchen Gelegenheiten mit größter Unbefangenheit benahm und ein Vergnügen daran fand, die flüchtige Begegnung fester zu knüpfen, sobald es Leute waren, die den höheren Ständen angehörten oder die ihr sonst gefielen. Bald hatte sich ein förmlicher Hof um sie gebildet, wo sie erschien. Der Graf mochte immerhin seine Reisepläne ändern und Seitentouren aufsuchen, um die lästigen Schwärmer los zu werden; er konnte doch sicher sein, daß sie unerwartet dort wieder auftauchten, wohin er die Schritte gelenkt, um ihnen zu entfliehen.

Aus der bunten Schar der flüchtigen Verehrer seiner Gattin traten zwei Männer hervor, die den Grafen schließlich doch ernstlich beunruhigten, nachdem er lange genug die Sache noch ziemlich leicht genommen hatte. Er begriff ja vollständig, daß die Schönheit seiner Frau Aufsehen erregte, wohin sie kam; er hatte das auch vorausgesehen und gönnte ihr diesen Triumph; aber die beiden Herren trieben ihre Narrheit doch zu bunt. Der eine war ein junger, kaum zwanzigjähriger Prinz eines kleinen Staates, der seinem Erzieher eben entlaufen war und nun für seine zukünftige Regentenpflicht sich nicht würdiger vorzubereiten glaubte, als indem er jeder schönen Frau den Hof machte, die seinen Weg kreuzte; der andere war ein ziemlich alter ungarischer Graf, der sich jedoch noch immer für einen gefährlichen Ladykiller, wie es die Engländer so treffend bezeichnen, hielt und mit seiner wunderbaren schwarzen Perrücke und mit seinen prächtigen falschen Zähnen auf Eroberung ausging.

Die beiden so verschiedenartigen Anbeter folgten jetzt der schönen Gräfin wie getreue Schatten. Der Graf mochte immerhin seine nächsten Reisepläne in das tiefste Geheimnis hüllen; betrat er das Schiff, um weiter hinabwärts zu segeln, so konnte er sicher sein, daß einer der Getreuen, vielleicht der Prinz, vielleicht noch im letzten Augenblick, wenn die Glocke zur Abfahrt schon geläutet hatte, plötzlich in größter Eile die Planken des Schiffes betreten würde, um ihn und seine Gattin artig zu begrüßen. Hatte er einen Ausflug auf den Drachenfels

Digitized by Google

beschlossen und ritt er mit Wanda den Berg hinauf, dann kam ihnen gewiß auf dem Gipfel des Berges der Ungar schon entgegen und schenkte ihnen mit seinen falschen Zähnen sein freundlichstes Grinsen.

Wie es den beiden möglich war, immer wieder seine Wege zu kreuzen, begriff der Graf selber nicht; aber zu seinem tiefsten Verdruß konnte er wohl bemerken, wie seine Gattin an dieser trenen Gesellschaft immer größeres Gefallen fand und ihre Anbeter durch kleine Künste der Koketterie noch mehr zu entflammen suchte.

Es war ihm, als ob er seine Schwester und seinen Schwager hörte: „Ersticke die Funken, eh sie zu einem bedenklichen Feuer sich entfachen.“ —

Er beschloß danach zu handeln.

Ehe jedoch Ewald den beiden Anbetern energisch entgegentreten wollte, versuchte er sie auf andere Weise von sich abzuschütteln. Sie konnten sicher nur durch den Verrat seiner Leute stets erfahren, wohin er den nächsten Ausflug richten gewollt, und so durfte er ja nur auch gegen diese das vorsichtige Schweigen beobachten. Wirklich half dies Mittel für einige Zeit; er konnte seine Reise fortsetzen, ohne von einem der Herren belästigt zu werden; aber nun mußte er zu seinem Schmerz gewahren, daß seine Gattin sich bereits nach Ersatz umsah. Ihre Gefallsucht war einmal geweckt worden und drohte immer gefährlicher zu werden.

Ohne weiteres Besinnen faßte der Graf den Entschluß, seine Reise rasch abzubrechen und den Heimweg anzutreten. Wanda ahnte dies nicht sogleich; sie war nur verwundert über die große Eile, mit der ihr Gatte jetzt von Ort zu Ort flog, ohne viel zu rasten; aber als sie endlich gewahrte, daß sie sich wieder der Heimat näherte und er ihr heut beim Frühstück erklärt hatte, daß dies die letzte Station sei und sie schon am Abend in Cainsdorf eintreffen würden, fragte sie ganz erstaunt: „Was soll das? Ich denke ja noch gar nicht nachhause zu reisen.“

„Ich kann leider nicht länger fortbleiben,“ anwortete Ewald ausweichend.

„Mir macht aber das Reisen Vergnügen. Ich will mich nicht wieder langweilen.“

„Du hast dir ja zuhause immer Zerstreuung gesucht.“

„Ja, weil ich noch nichts Besseres kannte; jetzt ist das anders. Ich halte es in dem öden Winkel nicht mehr aus.“

„Ich werde alles thun, um dich zu zerstreuen;“ sagte der Graf, und als seine Gattin lebhaft widersprechen wollte, fuhr er rasch und mit ernster Miene fort: „Wanda, laß uns endlich ein still beglücktes Dasein führen, ich liebe dich noch immer tief und wahrhaft und habe keinen anderen Wunsch —“

Sie unterbrach ihn mit einem tollen Gelächter, das ihrem Gatten dämonisch klang: „Bilde dir das nicht ein, das ist für immer vorbei; ich will nicht mehr in dem finsteren Cainsdorf bleiben.“

„Und doch hast du dich dort so lange sehr behaglich und glücklich gefühlt.“

„Weil ich noch nicht fortgekommen war; aber jetzt will ich in der Welt umherschweifen, das macht mir viel mehr Vergnügen.“

Digitized by Google

„Vielleicht machen wir später wieder einen längeren Ausflug, jetzt müssen wir nachhause," erklärte der Graf mit großer Bestimmtheit.

So hatte er noch gar nicht mit ihr gesprochen; sie warf ihm einen aus Verwunderung und Groll gemischten Blick zu und dann sagte sie trotzig: „Du wirst ja sehen, was du davon hast und froh sein, wenn du bald wieder mit mir abreisen kannst."

Ewald gab keine Antwort, sein Entschluß war unabänderlich gefaßt; er mochte nicht länger mit einer Frau in der Welt herumreisen, die so unbekümmert um die Folgen ihrer gefährlichen Koketterie die Zügel schießen ließ. Sie war bisher nicht aus allen Schranken herausgetreten, aber wer bürgte ihm dafür, daß es doch nicht endlich geschah? — er durfte daher sie und sich selbst nicht länger solchen Gefahren aussetzen. „Wir werden in einer halben Stunde abreisen," sagte er deshalb ruhig, als er seine Tasse ausgetrunken hatte, und sich erhebend, wollte er sich entfernen.

Wanda sprang ebenfalls von ihrem Sessel auf und rief wild und trotzig: „Aber ich will nicht nachhause. Ich will nicht!" — und sie stampfte mit dem Fuße.

„Wir müssen, ich kann nicht länger bleiben."

„Sage mir, aus welchen Gründen? Nur offen heraus mit der Sprache!" Sie trat dicht an den Grafen heran und ließ ihre unruhig funkelnden Augen forschend auf ihm ruhen.

Sollte er ihr die Wahrheit bekennen? Er mußte fürchten, daß sie hier in dem Hotel eine heftige Szene machte und das wollte er doch vermeiden. „Ich habe dir schon gesagt, daß mich eine dringende Angelegenheit nachhause ruft," entgegnete er nach kurzem Besinnen.

„Ach, das sind leere Ausflüchte! Aber ich sagte dir schon, ich will nicht nachhause! Ich will durchaus nicht," und die Gräfin stampfte noch heftiger mit dem Fuße.

„Ich kann dir leider diesmal deinen Wunsch nicht erfüllen, mein Entschluß steht unabänderlich fest. Wir reisen nachhause," erklärte Ewald mit einer Entschiedenheit, die er seiner Gattin gegenüber noch niemals an den Tag gelegt hatte. Sie war auch davon ganz verblüfft und fand auch nicht sogleich eine Antwort, dann sagte sie mit zuckenden Lippen, während ihre Augen unheimlich funkelten: „Und ich wiederhole dir, du wirst es bereuen, gieb acht!" Als auch diese Drohung nicht im stande war, Ewald umzustimmen, fügte sie sich schweigend und finster grollend in ihr Schicksal. Während des Restes der Reise sprach sie mit ihrem Gatten kein Wort und jeden Versuch, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, wies sie sehr übellaunig zurück. Und in dieser Verstimmung verharrte die Gräfin auch nach ihrer Rückkehr in die Heimat; alle freundlichen Bemühungen ihres Gatten, sie derselben zu entreißen, hatten keinen Erfolg; sie schloß sich im Gegenteil nur noch trotziger und finsterer ab. Selbst ihre Leidenschaft für die Jagd schien ihr kein Vergnügen mehr zu machen; sie blieb tagelang in ihren Gemächern und wollte niemand sehen. Kaum ein Wort kam über ihre Lippen,

Digitized by Google

und wenn sie sprach, so geschah es in einem Tone, der deutlich die Unruhe und den Unwillen bekundete, die sie beherrschten. Sie benahm sich wie ein wilder Vogel, der plötzlich seiner Freiheit beraubt worden und der nun in seinem Käfig rastlos hin und her flattert und die Stäbe desselben zertrümmern möchte.

Ewald litt durch dies unsinnige Benehmen seiner Frau unendlich und dennoch sah er keinen anderen Ausweg; er durfte ihr nicht jene Freiheit gestatten, die sie sich jetzt durch ihr kindisches Betragen ertrotzen wollte. Er wollte ihr ja alles gewähren, jeden anderen Wunsch erfüllen und ihr das angenehmste Dasein bereiten, nur in die Welt konnte er nicht mehr mit ihr hinausziehen, dies Mittel, sie von ihrem Treiben abzulenken, hatte sich doch zu gefährlich erwiesen. Der Graf fuhr auch nicht mehr wie sonst nach Lindenberg hinüber; er zog es vor zuhause zu bleiben, denn er hoffte noch immer, den starren Sinn seiner Gattin zu ändern. und er mochte den Seinigen nicht bekennen, wie wenig heilsam sich ihr Rat erwiesen hatte und wie nun in Wanda jene Gefallsucht wieder erweckt worden, die ihn noch mehr beunruhigte und quälte als früher ihr rücksichtsloses Auftreten. Diese Leidenschaft mußte er in ihr dämpfen, das war er sich — seiner Ehre schuldig.

Wanda verharrte mehrere Wochen in trotziger Abgeschlossenheit von der Welt und auf all seine Bemühungen, sie zu erheitern und zu zerstreuen, antwortete sie nur: „Gehe mit mir wieder auf Reisen," und seiner entschiedenen Weigerung setzte sie den alten, finsteren Trotz entgegen. Plötzlich änderte sie wieder ihr Benehmen; sie griff zwar nicht mehr wie früher zur Büchse und ging wieder auf die Jagd, aber sie machte in der Umgegend Besuche und lud die früheren Bekannten zu sich; nur kehrte sie jetzt nicht mehr gegen diese guten Leute die stolze, über ihnen stehende Gräfin heraus, sondern sie war die eroberungssüchtige Kokette, die auf jeden Eindruck machen wollte, der in ihre Nähe kam.

Der Graf nahm anfangs dies wunderliche Treiben seiner Gattin leicht; diese einfachen und meist älteren Herren konnten seiner Ruhe nicht weiter gefährlich werden; er durfte ihr schon dies immerhin harmlose Spiel gestatten, das sie sichtlich zu zerstreuen und ihre üble Laune zu verbessern schien. Das sollte plötzlich anders werden. Ein junger Mann, der aus einer entfernten Provinz gekommen war, hatte ein kleines Gut in der Nähe von Cainsdorf gekauft und hielt es für seine Pflicht, auch dem gräflichen Nachbar seinen Besuch zu machen. Herr von Grammschütz war ein hübscher, schlanker Mensch mit gewinnenden, einschmeichelnden Manieren; aber dabei eitel, leer und prahlsüchtig. Die schöne Gräfin sehen und sich in sie sterblich verlieben, war für ihn ein und dasselbe.

Noch ehe der Graf seinen Gegenbesuch gemacht hatte, erschien Herr von Grammschütz schon wieder auf Cainsdorf, von dem Schloßherrn diesmal sehr kühl, von der Frau des Hauses mit desto größerer Liebenswürdigkeit empfangen. Und die Gräfin hätte gar nicht einmal nötig gehabt, sie zu entfalten, der junge Mann wurde schon durch ihre ungewöhnliche Schönheit gefangen und ließ nur zu deutlich hindurchblicken, welch' tiefen Eindruck sie auf ihn gemacht hatte.

Wanda war durch diese neue Eroberung wie verwandelt; sie zeigte sich sogar gegen ihren Gatten ein wenig liebenswürdiger und schon nach wenigen Tagen

Digitized by Google

fragte sie: „Wollen wir nicht heut Herrn von Grammschütz einen Gegenbesuch machen? Er hat uns so dringend darum gebeten."

„Ich denke nicht," entgegnete Ewald trocken, „denn ich habe nicht den Wunsch, mit ihm in näheren Verkehr zu kommen."

„Und warum nicht?" fragte sie, jetzt schon ein wenig gereizt.

„Er gefällt mir nicht."

„Es ist ein sehr liebenswürdiger, angenehmer Mensch," war ihre rasche Entgegnung, „und ich wüßte wirklich nicht, was du an ihm auszusetzen hättest."

„Er ist ein unbedeutender, eitler Patron, und seine Gesellschaft ist mir deshalb langweilig."

„Ach, nun errate ich alles!" — rief sie lebhaft aus: „Du bist auf ihn eifersüchtig. O, das ist prächtig!" . . . Und sie lachte übermütig auf.

„Durchaus nicht," wehrte der Graf ab, konnte aber nicht die verlegene Röte unterdrücken, die ihm in die Wangen schoß. „Ich will nur nicht, daß dieser Mann bei uns ein- und aus geht", — und der Ton, in dem er das sprach, klang sehr bestimmt.

„Ach, du willst den Tyrannen spielen! Nun, wir wollen sehen, wer dabei unterliegt," und sie zeigte mit einem beinahe tückischen Lächeln wieder ihre spitzen Zähne. Ohne ein Wort weiter zu sprechen eilte sie aus dem Zimmer.

Als der Graf am anderen Morgen nach seiner Gattin fragte, erfuhr er, daß sie schon in aller Frühe ausgeritten sei. Wohin, wußte niemand. Sie hatte keinen Diener mitgenommen. Erst am späten Nachmittag kehrte sie zurück. Ewald ließ die Gräfin bitten, bald bei Tische zu erscheinen, er habe mit dem Diner auf sie gewartet, und er erhielt die Antwort, sie sei gar nicht hungrig und wolle nicht essen.

Was hatte das zu bedeuten? Sollte sie wirklich? — Ah, das wäre unmöglich! Ewald scheuchte solch' unangenehme Gedanken, die in ihm aufsteigen wollten, sogleich zurück; aber anstatt sich nun zur Tafel zu setzen, eilte er zu seiner Gattin. Sie war noch angekleidet, und wie er bemerken konnte, hatte sie ungewöhnliche Toilette gemacht. Er ließ voll unruhiger Bewunderung seine Augen über die herrliche Gestalt hinwegschweifen und dann fragte er nach der ersten Begrüßung mit erzwungenem Gleichmut: „Du bist heut sehr früh ausgeflogen, wo warst du so lange?"

Ihre Blicke fest auf ihn richtend, antwortete sie kühl und gelassen: „Bei unserem neuen Nachbar; da du nicht mitkommen wolltest, mußte ich allein gehen."

„Das ist unerhört!" stieß der Graf hervor, und eine Zornesröte bedeckte sein Antlitz. „Willst du deine, willst du meine Ehre so leichtsinnig" —

„Schwatze nicht solchen Unsinn!" unterbrach sie ihn keck. „Höre mich doch erst ruhig an. Es ging dabei höchst anständig zu, jede noch so hochgeborene, alte Gräfin hätte sich nicht besser benehmen können. Ich kam durch Zufall in die Nähe unseres Nachbars; er sah mich und lud mich ein, wenigstens seinen Garten in Augenschein zu nehmen. Du brauchst gar nicht wie ein grimmiger Blaubart die Augenbrauen finster zusammenzuziehen!" fuhr sie lachend fort: „Ich habe nicht

Digitized by Google

einmal mit einem Fuße das kleine Zauberschlößchen des Herrn von Grammschütz betreten, wir blieben im Garten, plauderten, naschten allerhand Früchte, und so verging die Zeit. Bist du nun zufrieden?" und sie sah ihrem Gatten lächelnd in das noch immer umdüsterte Antlitz.

„Ich will dir deinen thörichten Streich verzeihen unter der Bedingung, daß sich dieser Zufall nicht mehr wiederholt," entgegnete der Graf mit fester Stimme.

„Diese Sprache klingt ja sehr gebieterisch!" sagte Wanda, und nun erwachte ihr alter, unbändiger Trotz. „Wie, wenn ich gar nicht gewillt wäre, deinen Befehlen zu gehorchen?" — und sie richtete ihre schlanke Gestalt energisch in die Höhe.

„Dann werde ich mir dies erzwingen," entgegnete er ruhig und entschlossen.

„Das wollen wir ja sehen!" sagte sie eben so fest, und aus ihren Augen blitzte ein wildes Feuer . . . „und nun bitte ich, Herr Gemahl, mich allein zu lassen, denn ich bin müde und will ein wenig träumen." Sie ließ sich in den Stuhl zurücksinken und schloß die Augen, ohne den Grafen weiter zu beachten, der tief verstimmt und niedergedrückt das Zimmer verließ; wußte er doch, daß ihm die härtesten Kämpfe bevorstanden. Und sie kamen. —

Alle Ruhe war aus dem Herzen des Grafen gewichen. Mochte aus diesem Konflikt werden, was da wollte, nur eines stand bei ihm unerschütterlich fest, seine Frau durfte nicht durch ihren Leichtsinn ihn und sich selbst entehren; er mußte sie vor jeder Thorheit bewahren . . .

Wanda verriet mit keinem Wort, welche Gedanken sie erfüllen mochten. Ihre alte Jagdleidenschaft schien plötzlich wieder in ihr zu erwachen, und sie eilte schon am frühen Morgen mit der Büchse auf dem Rücken in den Wald, um erst in der Abenddämmerung nachhause zu kommen. Was sollte das bedeuten? Wagte sie das Äußerste und hatte sie jetzt heimliche Zusammenkünfte mit dem Nachbar? Den Grafen litt es nicht daheim; er mußte sich Gewißheit darüber verschaffen und er sollte sie bald erhalten. Seine Leute auszuforschen, hielt er unter seiner Würde; er mußte selbst dahinter kommen, ob Wanda wirklich einer solchen Thorheit fähig sei und mit dem Nachbar weiter zu kokettieren suchte? Ermüdet von dem rastlosen Umherschweifen, wollte er einen Seitenpfad einschlagen, der näher zum Schlosse zurückführte, da trat ihm seine Gattin entgegen. Sie blickte ihn nur verwundert an, ohne das mindeste Zeichen von Betroffenheit zu verraten.

„Wo kommst du her?" fragte er, mühsam seine innere Unruhe verbergend.

„Mußt du das wissen?"

„Ja."

„Ich könnte dir sagen, von der Jagd; aber ich bin immer rückhaltlos offen, denn ich kenne keine Furcht. Ich habe meinem Nachbar ein Stelldichein gegeben" . . . und die Gräfin sah ihrem Gatten ganz unbefangen in das sich höher färbende Antlitz.

„Und das wagst du mir keck zu sagen?!" brach es von seinen zornbebenden Lippen.

„Warum nicht?! was ist denn weiter dabei? Du hast gar nichts zu fürchten, lieber Othello!" setzte sie lachend hinzu. „Ich bin ein Wild, das nicht so leicht zu haben ist."

Digitized by Google

„Und dennoch finde ich dein Treiben ehrlos und ich werde es nicht länger dulden," entgegnete der Graf und richtete jetzt auch seine kräftige, imponierende Gestalt in die Höhe.

„Ja, wie willst du das machen?" erwiderte sie höhnisch. „Mich bändigst du doch nicht. Da bist du viel zu schwach."

„Das wollen wir schon sehen," sagte Ewald; alle Ruhe und vornehme Selbstbeherrschung war dahin. „Ich werde dir beweisen, daß ich der Stärkere bin."

„Bitte, willst du mir nicht sagen, wie du es anzufangen gedenkst?" fragte sie höhnisch von neuem.

„Das will ich dir sagen," entgegnete der Graf, der sich allmählich wieder zu beherrschen wußte.

„Ich werde Herrn von Grammschütz fordern und ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, sobald er sein Spiel mit dir nicht aufgiebt."

„Aber du lieber Himmel!" rief Wanda unbefangen aus. „Er trägt ja gar nicht die Schuld. Ich bin es ja, die ihm nachläuft."

„Wanda, das kannst du nicht sagen! Das ist dein Ernst nicht!" entgegnete der Graf, und auf seinem Gesicht malte sich die grenzenlose Bestürzung aus, die er über dies Bekenntnis empfand.

„Mein voller Ernst!" bestätigte sie, und aller Übermut war aus ihrem Antlitz gewichen. „Ich sollte dir's nicht sagen, aber es ist die Wahrheit. Ich bin sterblich in unseren hübschen Nachbar verliebt, und du, Ewald, bist daran schuld."

Aus der Brust des Grafen rang sich ein dumpfer Ton; alles Blut stieg ihm zu Kopf und wirbelte verwirrend durch sein Hirn. Sprach sie denn wirklich die Wahrheit? . . . Oder wollte sie ihn nur toll machen mit ihren kecken, unsinnigen Reden? . . . Nein, nein, er kannte sie, all' ihren Trotz hatte sie ja stets darin gesetzt, rückhaltlos auszusprechen, was sie dachte und empfand.

„Ja, ja, deine alberne Eifersucht ist an allem schuld," fuhr Wanda ruhig fort, ohne die furchtbare, schmerzliche Aufregung ihres Gatten weiter zu beachten. „Hättest du mir immer volle Freiheit gelassen, Herr von Grammschütz wäre mir so gleichgültig geblieben wie die anderen; aber du trateſt mir schroff entgegen, das hat mich gerade gereizt; ich liebe ihn ganz rasend, und wenn ich nicht. —"

„Schweig! wir sind geschieden! Auf immer geschieden!" . . . rief der Graf mit erhobenener Stimme aus, daß seine Worte weit in den stillen Wald hinausschallten.

Diese Erklärung hatte Wanda doch nicht erwartet; ihr eben noch gerötetes Antlitz erhielt eine blassere Färbung, und sie zuckte erschrocken zusammen. Im nächsten Augenblick hatte sie sich schon wieder gefaßt und, dicht an ihren Gatten herantretend, flüsterte sie ihm einige Worte ins Ohr. —

Der Graf sah sie mißtrauisch fragend an; sie nickte wie triumphierend mit dem Kopfe, und er keuchte mühsam hervor: „Das ändert alles! . . . Ich werde die Kette weiter tragen; aber innerlich sind wir geschieden, und ich werde dich von heut ab zwingen so zu leben, wie ich es will" . . . Er ging mit raschen Schritten davon, und sie sah ihm doch zum erstenmal betroffen nach.

Digitized by Google

Es war ein harter, unerbittlicher Kampf, der sich jetzt zwischen dem Grafen und seiner Gattin entspann; zuweilen glaubte der erstere selbst, er müsse unterliegen und das Herz werde ihm darüber brechen; aber er blieb endlich Sieger, obwohl im Innersten verwundet und all' seines Friedens beraubt . . . Wanda mußte ihr wüstes, wildes Treiben aufgeben; er zwang sie dazu mit der ganzen Kraft des Mannes und er entwickelte einen so starken, unbeugsamen Willen, wie dies seine Frau niemals, ja selbst nicht die Schwester von ihm erwartet hatte. Was ihm der Sieg gekostet, das wagte sich Ewald freilich selbst nicht zu gestehen; er war in Monden um Jahre gealtert und glaubte Stürme erlebt zu haben, wie sie wohl den meisten Sterblichen erspart bleiben; denn dies trotzige, wilde Geschöpf, das wie ein Roß der Steppe nie Zügel und Zaum kennen gelernt hatte, war nicht so leicht zu bändigen und unter irgend ein Joch zu beugen.

Wanda hatte einen stärkeren Willen kennen gelernt und fügte sich endlich in ihr Schicksal, freilich nur grollend und finster wie eine Löwin, die nur der Peitsche ihres Wärters gehorcht und jeden Augenblick bereit ist, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu zerfleischen. Wie sie den Mann haßte, der es gewagt hatte, ihren Trotz zu brechen und sie zum Gehorsam zu zwingen! . . . Ach, sie hatte ihm seine Aufgabe nicht leicht gemacht, dessen konnte sie sich selber rühmen; es war zwischen ihnen zu den furchtbarsten Auftritten gekommen, sie hatte ihm die ganze unbändige Wildheit ihrer leidenschaftlichen Natur gezeigt; . . aber er war fest geblieben, eisern, unbeugsam . . . es gab Stunden, wo sie ihn sogar darum bewunderte, obwohl sie knirschend die Zügel ertrug, die er ihr angelegt. —

Der Graf duldete weder ihr tolles Herumschweifen im Walde noch ihren Verkehr mit den unbedeutenden Gesellen, die sie bisher an sich gelockt hatte. Er hatte dafür gesorgt, daß diese Menschen nie wieder seine Schwelle betraten; um die Mauer seines Schlosses schien ein unübersteiglicher Wall gezogen, es wurde darin völlig einsam, und in dieser tiefen Einsamkeit lebten die beiden Gatten, sich selbst und dem andern zur furchtbarsten Qual . . . Ewald überwachte jeden Schritt Wandas oder ließ sie durch seine ihm treu ergebenen Leute überwachen. Wie schwer ihm auch diese letztere Maßregel gefallen war, er kannte dieser Frau gegenüber keine Rücksicht mehr, die in ihrer Wut und Verblendung auch keine Rücksicht nahm. Sie hatte zuerst alles versucht, sich durch List oder Gewalt seiner Herrschaft zu entziehen; aber an seiner unerschütterlichen Festigkeit zerschellte doch endlich ihr Trotz.

Nun Wanda nicht mehr nach Willkür im Walde herumschweifen durfte, verfiel sie in das andere Extrem und wollte nicht mehr ihre Zimmer verlassen. Der Graf mußte stets einen Zwang auf sie ausüben, um sie zu bestimmen, an seiner Seite einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Sie sprach zuweilen tagelang kein Wort, dann zeigte sie wieder jenen tollen Übermut, den sie früher entfaltet; ein Zug von Wahnsinn ging durch ihr ganzes Wesen. — Ewald konnte sich darüber nicht länger täuschen; denn wie anders war ihr unsinniges Treiben zu erklären? Warum verschmähte sie es, das stille Glück anzu-

Digitized by Google

nehmen, daß er ihr bieten gewollt? Warum wies sie all' seine Versuche, zwischen ihnen ein friedliches und herzliches Verhältnis anzubahnen, schroff und trotzig zurück? — „Ich liebe dich nicht, ich habe dich nie geliebt und dich nur geheiratet, um Gräfin zu werden, aber ich sehe, das ist ja nun auch alles dummes Zeug, und heut würde ich nach einer Grafenkrone nicht mehr die Hand ausstrecken, ja nicht den Finger darnach rühren," hatte ihm Wanda mehr als einmal erklärt, und wie sie ihm das sagte, nahm ihm den letzten Zweifel, ob sie wirklich die Wahrheit spreche oder ihn nur kränken wollte. — Nein, nein, sie hatte ihn nie geliebt, wie würde sie sonst so gewaltsam und schonungslos sein und ihr eigenes Glück auf immer zertrümmert haben?

Nun, der Graf hatte ihr auch ohne jeden Rückhalt gesagt, was ihn hinderte, schon jetzt das Band zu lösen, das ihn an eine solche Frau fesselte. Sie sollte ihm das Kind schenken, das sie wieder unter dem Herzen trug, dann wollte er ihr die Freiheit zurückgeben, dann mochte sie gehen, wohin ihr wilder Sinn sie trieb . . . So lange aber glaubte er sich berechtigt und verpflichtet, die Widerspenstige zu zwingen, daß sie ein so ruhiges und vernünftiges Leben führte, wie sie es dem Leben schuldig war, das ihm und ihr zugleich gehörte und dessen Dasein sie mit ihrem tollen Treiben nicht wieder auf das Spiel setzen und vernichten sollte. Das allein war auch das Band, das sie beide noch so lange zusammenhielt, mit oder auch ohne ihren Willen, und das auf immer zerrissen wurde, sobald die Hoffnung erfüllt worden, die sie ihm in jener verhängnisvollen Stunde gemacht hatte, wo er sich zu dem Entschlusse hindurchgerungen, daß er um jeden Preis diesen Ehebund lösen müsse.

Wie Wanda auch gewöhnt war, es mit ihrem leidenschaftlichen Wesen bei jeder Gelegenheit bis zum Äußersten zu treiben, hatte sie doch nicht erwartet, daß der Graf diese unerschütterliche Festigkeit gegen sie bewahren würde. Sie hatte Ewald für lenksamer, gutmütiger gehalten und gehofft, daß sie sich jede Freiheit gestatten dürfe, und er werde in seiner Verblendung froh und glücklich sein, wenn er sie nur nicht völlig verliere . . . Sie hatte sich ihrer völligen Herrschaft über ihn so sicher gefühlt, um ihm alles bieten, ihm schonungslos sagen zu können, daß sie plötzlich in heißer Liebe für einen andern entbrannt sei. — Er sollte ihr zu Füßen sinken, sie anflehen, ihn nicht völlig elend zu machen und ihrer Leidenschaft noch einmal zu entsagen, da er sie so grenzenlos liebe und sich das Leben ohne ihren Besitz nicht denken könne — und nun war er aufrecht stehen geblieben und hatte ihr kalt und ernst entgegnet: „Wir sind auf immer geschieden." — Er zeigte sich auch am anderen Tage nicht versöhnlich, trotzdem sie ihm eine neue Hoffnung eröffnet, die ihn schon das erste Mal unendlich glücklich gemacht hatte. Im Gegenteil, er behandelte sie seit jener Stunde mit einer Schroffheit, als sei sie eine Verbrecherin, die er von jetzt ab gefangen halten und auch gegen ihren Willen zwingen werde, so zu leben, wie er es allein für passend und richtig halte. Er, der sonst davor so ängstlich zurückgescheut, daß seine Leute von ihren ehelichen Zerwürfnissen Kenntnis erhielten, er ließ sie jetzt ruhig toben und erklärte mit lauter, fester Stimme seinen unbeugsamen Willen.

Digitized by Google

Selbst ihre Versuche, noch einmal jene Künste der Koketterie zu entfalten, wodurch sie ihn damals berauscht und an sich gezogen, hatten jetzt keinen Erfolg mehr; die Kette war auf immer gesprengt . . . Sie mochte sich jetzt sogar zuweilen an das Instrument setzen und ein Schubert'sches Lied singen, während in ihren Augen eine Welt von Schwermut auf- und niedertauchte, auch dieser Versuch ihn umzustimmen blieb vergeblich. Ewald hätte ihr alles verziehen, nur das eine nicht, daß sie in wilder, thörichter Leidenschaft für einen anderen Mann entflammt war, während sie von ihm ein teures Kleinod unterm Herzen trug. Das war ein sträflicher Leichtsinn, ja eine unerhörte Schlechtigkeit — da gab es keine Versöhnung mehr, das trennte sie auf immer . . .

Und seltsam — je kälter sich der Graf von seiner Gattin abschloß und ihr mit jedem Blick, mit jedem Wort verriet, daß es zwischen ihnen zu Ende und für ihn der Zeitpunkt unabänderlich festgestellt sei, wo sie sich trennen würden, je mehr erwachte in ihr ein anderes Denken und Fühlen, das sie vergeblich zu unterdrücken suchte. Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen. Ach, sie hatte ja nur in thörichter Verblendung mit sich und der Welt ein tolles Spiel getrieben und jetzt wußte sie, daß sie Ewald liebte, ihn von je allein geliebt hatte . . . Wenn sie sich stets anders gezeigt, so war es nur geschehen, um ihn ein wenig zu quälen, um ihn aus seiner trägen Sicherheit aufzuscheuchen, daß er nicht glauben durfte, er sei ihres Besitzes auf immer völlig sicher. Auch das letzte, noch dazu ganz harmlose Abenteuer mit dem Nachbar war nur ein Ausfluß ihrer alten Koketterie; sie wollte ihren Gatten ein wenig beunruhigen, etwas Unterhaltung in das Einerlei ihrer Tage bringen und ihn schließlich dadurch bewegen, ihren Lieblingswunsch zu erfüllen und mit ihr wieder auf Reisen zu gehen.

Selbst wenn jetzt Ewald so kalt und energisch gegen sie auftrat, mußte ihn Wanda im stillen bewundern. Er war ein ganzer Mann, — jetzt zeigte er sich in seiner ganzen Kraft, er zwang sie nieder, — sie, die sich bisher gegen alle aufgebäumt hatte, und während sie sich einredete, daß sie ihn glühend hasse, mußte sie ihn lieben und sie war zuweilen nahe daran, ihm an den Hals zu sinken und auszurufen: „Ewald, ahnst du denn nicht, wie grenzenlos ich dich trotz alledem liebe?“ — Aber sie, die einen bestrickenden Zauber entfaltet, wo sie aus kluger Berechnung zu gefallen gesucht hatte, sie konnte jetzt nicht mehr dieselbe Geschicklichkeit zeigen, wo sie wahrhaft liebte. Wenn sie durch ein Lied zu ihm sprechen und ihm verraten wollte, wie es in ihr aussah, so hatte er nur dafür ein finsteres Lächeln und blieb tief verstimmt. Zwischen ihnen gab es keine Versöhnung mehr, das stand auf seinem ruhigen Antlitz . . . Ihre leisen Versuche, sich ihm zu nähern, wies er mit Kälte zurück; er glaubte ihr nicht mehr und hielt das alles für elende Heuchelei. —

Wanda war dem Wahnsinn nahe; jetzt erst wußte sie, wie thöricht und verblendet sie ihr Lebensglück zertrümmert . . . Sie hätte an der Seite dieses tüchtigen, ehrenwerten Mannes das schönste und herrlichste Dasein führen können und sie hatte nichts weiter gethan, als die grenzenlose, tiefe Liebe, die er für

Digitized by Google

sie gehegt, aus seinem Herzen gerissen . . . Ach, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, diese seligen Tage noch einmal zurückzurufen, wie anders hätte sie dieselben genießen, wie anders festhalten wollen. — Vorbei, vorbei! . . . Es lag alles in Scherben, ihr und sein Glück . . . Er wollte nichts weiter von ihr, als daß sie einem Kinde das Leben schenkte, dann konnte sie gehen, dann hatte sie kein Recht mehr, an seiner Seite zu bleiben; er hatte es ihr mit eiserner Ruhe erklärt, und sie wußte, daß er Wort halten würde . . . Je näher dieser Zeitpunkt kam, desto unruhiger wurde die Gräfin. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, von dem Manne fortgehen zu müssen, den sie jetzt liebte mit der ganzen leidenschaftlichen Glut, der sie fähig war. Als er ihr eines Tages wieder einen kurzen Besuch machte und sie den Wunsch äußerte, ihre Mutter auf längere Zeit bei sich zu sehen, antwortete er: „Nein, du wirst die allersorgfältigste Pflege erhalten, ich habe schon alle Vorkehrungen getroffen, und so bald alles vorüber ist, wirst du ja doch wohl zunächst zu deinen Eltern zurückkehren."

Wanda senkte einen Augenblick schmerzlich betroffen das schöne Haupt; sie richtete sich plötzlich wieder in die Höhe und warf sich laut aufschluchzend an ihres Mannes Brust. Sie vermochte nur leise und verwirrt hervor zu stammeln: „Ewald, kannst du mir nicht verzeihen? Ich weiß es jetzt, ich liebe nur dich, dich allein!"

Der Graf warf sich gleichgültig aus ihrer Umarmung und sagte kalt: „Lassen wir die Komödie — ich bin nicht in der Laune —"

„Nein, nein," rief sie heftig aus. „Ich treibe kein Spiel mit dir, ich habe nur den einen Wunsch, daß du mir verzeihst. Ich war eine Thörin, ich habe mein Glück mit Füßen getreten, aber wenn du willst, dann ist nichts zu spät, dann wollen wir ein neues Dasein beginnen."

Ewald trat einen Schritt zurück. „Ein neues Komödienspiel, willst du sagen," entgegnete er ungerührt von ihren Bitten. „Du kannst mich nicht mehr täuschen, das ist jetzt zu spät —" und ohne ihre Antwort abzuwarten, ohne nur noch einen Blick auf seine Frau zurückzuwerfen, verließ er mit festen Schritten das Zimmer.

„Zu spät!" . . murmelte Wanda und sank mit einem dumpfen Schrei verzweifelnd zusammen.

Eine Stunde darauf fand man die Gräfin blutüberströmt auf ihrem Ruhebett. Sie hatte sich eine Kugel durch das Herz geschossen und war bereits eine Leiche. Die Flinte, die früher ihre treue Begleiterin gewesen war, lag neben ihr. Auf ihrem düstern, verzweifelten Antlitz war zu lesen: „Zu spät!" . .

Das tragische Ereignis erregte in der ganzen Umgegend das größte Aufsehen und wurde in der verschiedensten Weise ausgelegt. Die einen glaubten, daß die Gräfin in einem plötzlichen Anfall von Schwermut sich den Tod gegeben, die anderen flüsterten sich zu, der Graf habe in letzter Zeit seine Frau wie eine Gefangene behandelt und ihren Selbstmord verschuldet. Nun beklagten auch diejenigen den plötzlichen Tod der schönen Frau, die ihr früheres tolles Treiben hart verurteilt.

Digitized by Google

Bald nach dem Begräbnis seiner Gattin verließ Graf Cainsdorf seine Heimat, um auf Reisen zu gehen; aber das Bild der Unglücklichen begleitete ihn überall hin, und er wurde den Gedanken nicht los, daß seine Härte sie in den Tod getrieben. Vielleicht wäre alles auch gut geworden, vielleicht hatte sie wirklich die ernste Absicht gehabt, sich mit ihm auszusöhnen und ein neues Leben anzufangen, und er allein war es gewesen, der durch seinen Starrsinn all' sein Glück auf immer in Scherben geschlagen . . .

Nach einem Jahre kehrte der Graf nach Cainsdorf zurück, so umdüsterten Gemütes, wie er fortgegangen war. Er hatte nicht einmal seinen Verwandten seine erfolgte Rückkehr angezeigt, denn er wollte sich fortan in die tiefste Einsamkeit vergraben, um desto mehr seinen trüben Gedanken nachhängen zu können. Er wußte ja, daß die Seinigen und vor allem seine Schwester nichts unversucht lassen würden, um ihn zu zerstreuen und seinem Geiste eine andere Richtung zu geben, und er war der festen Überzeugung, daß ihre Bemühungen doch vergeblich sein und ihm nichts weiter als größere Qualen bereiten müßten. Für ihn gab es kein Heilmittel und keine Erlösung mehr; er mußte sein elendes, trauriges Leben weiter schleppen . . . Deshalb beachtete er auch die zweite Einladung seiner Schwester nicht und auf ihr zweites herzliches Schreiben antwortete er nur kurz zurück, es sei ihm völlig unmöglich sie wiederzusehen, er danke ihr innigst für all' ihre Liebe, aber sie möge ihn seinem Schicksal überlassen, denn er tauge nichts mehr für die Welt.

Schon am folgenden Morgen erschienen der Baron und seine Gattin in Cainsdorf, und ihren beweglichen Bitten konnte der Graf nicht widerstehen, er mußte die tiefe Einsamkeit aufgeben, und mehr als alle Reisen übte der freundliche Zuspruch der beiden lieben, guten Menschen auf ihn seine Wirkung aus und erhellte ein wenig sein umdüstertes Gemüt. Man berührte mit keinem Wort die dunkle Vergangenheit; aber Ewald lernte doch wieder Welt und Leben von einem anderen Gesichtspunkte betrachten als aus dem müder Schwermut.

Wenn Ewald nach Lindenberg kam, traf er auch zuweilen mit Johanna zusammen und er mußte den feinen Herzenstakt bewundern, mit dem ihm die Baronesse entgegentrat. Wohl war sie nicht mehr die heitere, sorglose Natur, die mit ihren hellen Kinderaugen in das Leben gelacht; ein sinniger Ernst, ja ein leiser Hauch von Melancholie ruhte jetzt auf ihrer Stirn, aber Ewald gegenüber zeigte sie einen stillen Frohsinn, der ihm unendlich wohl that; aus ihrem Wesen ging deutlich das Bemühen hervor, ihm über eine dunkle Stunde hinwegzuhelfen.

Die Baronesse war jetzt einundzwanzig Jahr; sie stand in ihrer vollsten Blüte, und es hatten sich eine Menge Bewerber um ihre Gunst eingefunden. Keinem jedoch war es gelungen, ihre Hand zu erhalten. Sie wollte unvermählt bleiben, hatte sie entschieden erklärt, und als man gewahrte, daß es ihr wirklich Ernst mit ihrem Entschlusse war, zogen sich ihre Verehrer zurück. Nur ein junger Mann war hartnäckig geblieben; der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Ihr Schwager konnte gar nicht begreifen, daß Johanna auch diesen Freier zurückweisen wollte. Heinrich von Hellmund war ein liebenswürdiger, trefflicher Charakter,

Digitized by Google

heiter und gutmütig; er besaß alle Eigenschaften, eine Frau zu beglücken, und seine hübsche Persönlichkeit machte überall den angenehmsten Eindruck. Graf Bruno hätte es so gern gesehen, wenn seine kleine Schwägerin unter die Haube gekommen wäre und noch dazu einen so guten Mann bekommen hätte; aber die Eigensinnige mochte davon nichts wissen und wollte absolut alte Jungfer werden.

Es war ein eigentümliches Verhältnis, in das allmählich der Graf mit Johanna geriet. Er wurde ihr gegenüber einen gewissen Druck nicht los, denn stärker als je erwachte in ihm seine alte Schuld, und gerade dies Erwachen begrub am ehesten die jüngste Vergangenheit. Er lernte vergessen, daß er sich gegen Wanda durch seine Härte versündigt hatte; jene Zeit wurde in ihm lebendig, in der er sich dem jungen Mädchen zugeneigt und geglaubt hatte sie zu lieben. Wie bitter, wie furchtbar war sie durch ihn getäuscht worden, und er meinte zuweilen die dunklen Schatten dieser Täuschung auf ihrem Antlitz zu lesen . . . War sie doch seitdem eine andere geworden, der glückliche Frohsinn völlig verschwunden, der einst durch ihre junge Brust gejauchzt . . . Auch sie schien nicht um fünf, nein um zehn Jahre gealtert und ihm hatte sie diesen frühzeitigen Ernst zu danken. Wenn er sie sah, dann empfand er das Verlangen, ihr alles abzubitten, und doch kam kein Wort über seine Lippen. Wozu hätte es geholfen? Es war auch hier zu spät. Und doch, trotzdem der Graf jenen Druck nicht los wurde, fühlte er sich niemals glücklicher, als wenn er in Johannas Nähe kam. Ein tiefer, reiner Frieden wehte ihm von ihr entgegen, es wurde stiller in seiner Brust. Er wagte sich nicht zu bekennen, daß er sie liebte; aber er wußte, daß er jeden Augenblick bereit sei alles, sein Herzblut für sie hinzugeben, um sie glücklich zu sehen . . . Das hartnäckige Werben Herrn von Hellmunds um Johannas Gunst beunruhigte ihn nicht; er hatte ja kein Recht, mit ihm in die Schranken zu treten, für ihn war sie auf immer verloren, denn wie hätte sie je wieder in die Festigkeit und Unveränderlichkeit seiner Gefühle Vertrauen setzen können? —

Als Ewald einmal mit seiner Schwester und seinem Schwager in Lindenthal zum Besuch erschienen war und sich auch bald darauf der junge Hellmund eingefunden hatte, flüsterte Bruno seinem Bruder zu: „Ich hoffe, daß sie noch Vernunft annehmen und Heinrich heiraten wird. Ich kann mir kein passenderes Paar denken. Mußt du das nicht sagen?“ Der Graf vermochte kaum ein Wort der Zustimmung hervorzustottern, und das Herz klopfte ihm stürmischer in der Brust. Ja, Bruno hatte recht; konnte er doch die schwärmerische Verehrung bemerken, die der junge Mann für Johanna an den Tag legte, und warum sollte sie nicht endlich sein Liebeswerben erhören? Besaß er doch alle Eigenschaften, um ein Mädchenherz zu gewinnen. Er mußte ihm dies grenzenlose Glück gönnen, denn er am wenigsten durfte wagen, ihm dasselbe zu entreißen; ein einmal untergrabenes Vertrauen ist nicht wieder zu ersetzen.

Seit jenem Tage zog sich Ewald wieder ängstlich von der Baroneß zurück; er vermied es soviel wie möglich mit ihr zusammen zu kommen und wenn es doch geschah, zeigte er sich ihr gegenüber zurückhaltend und schweigsam. Wenn dann

Digitized by Google

Johanna zuweilen ihre Blicke verwundertfragend auf ihm ruhen ließ, senkte er seine Augen zu Boden, ohne den Versuch einer Annäherung zu machen.

Herr von Hellmund mochte wohl den Grafen für einen Nebenbuhler angesehen haben, denn er trat jetzt mit seinem Werben um Johanna noch eifriger hervor, da ihm jener das Feld geräumt hatte. In Lindenthal fand er sich sehr fleißig ein und selbst auf Lindenberg erschien er oft, wenn Johanna dort auf längere Zeit zum Besuch weilte, was regelmäßig geschah, sobald den Baron seine Reichsbotenpflicht in die Hauptstadt rief. Auch jetzt war Johanna wieder einmal der Gast ihrer Schwägerin. Schweigsamer noch als sonst zeigte sich der Graf, als er heut herüber kam, und er sah zuweilen unruhig nach der Thür, als erwarte er jemand. Auf die Frage seiner Schwester gab er eine ausweichende Antwort. Die Baronin wurde zu ihren Kindern gerufen, und nun saßen sich die beiden Zurückgebliebenen längere Zeit einander gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen.

Plötzlich unterbrach Johanna das Schweigen mit der Frage: „Was habe ich Ihnen wohl gethan, lieber Graf, daß Sie mir zürnen?“ und sie richtete ihre sanften, blauen Augen forschend auf sein sich rötendes Antlitz.

„Ihnen? O, Johanna, wie können Sie das denken?“ rief Ewald ganz verwirrt. „Wenn jemand ein nur zu gutes Recht hat mir zu zürnen, so sind Sie es und deshalb —“

Sie schien seine Abwehr nicht zu beachten, sondern fuhr mit einem matten Lächeln fort: „Sie hatten doch früher manch' freundlich Wort für mich, während —“

„Weil ich erkannt habe, daß ich Ihrer Gunst nicht würdig bin,“ unterbrach der Graf sie ungewöhnlich lebhaft. „Ich habe mich Ihnen gegenüber zu schwach, zu elend gezeigt und ich verdiene es nicht, daß Sie mir noch Ihre Freundschaft schenken.“

„Erhält denn jeder nur, was er verdient? —“ fragte sie und jetzt brach mit ihrem Lächeln doch etwas von dem jugendlichen Frohsinn hervor, der früher in ihr geherrscht hatte. „So manchem fällt vieles zu ohne Verdienst und Würdigkeit. Wie, wenn ich Ihnen nun die innigste und herzlichste Freundschaft bewahrt hätte?“ Sie sah ihm dabei voll ins Antlitz, und aus ihren Augen sprach nur zu deutlich, daß sie ein noch wärmeres Gefühl als das der Freundschaft für ihn aufgespart hatte.

„Johanna! wäre es möglich, Sie?!“ rief Ewald aus, weiter kam er nicht; er hatte sich ihr genähert und wie von magischer Gewalt angezogen, sanken sie sich in die Arme. „Du liebst mich also, mich, den du alle Ursache hättest zu hassen . . .“

Sie lehnte den Kopf an seine Brust und voll Innigkeit zu ihm aufblickend, sagte sie leise: „Ja, ich liebe dich, Ewald; ich erfuhr es nur viel zu spät, wie tief, wie grenzenlos ich dich geliebt habe und dies Gefühl konnte in meiner Brust nicht mehr erlöschen — obwohl —“ sie stockte und er setzte rasch ergänzend hinzu: „Obwohl du dir alle Mühe gegeben, es zu ersticken. O, wie viel edler, besser bist du doch als ich, wie vermag ich je gut zu machen, was ich dir gethan?!“

„Wenn du mich von jetzt ab ein wenig liebst,“ sagte sie mit einem seligen Lächeln.

Digitized by Google

„Ein wenig? O, Johanna, jeder Gedanke, jeder Pulsschlag meines Herzens wird fortan dir gehören . . ."

Als die Baronin zurückkehrte, sah sie ihren Lieblingswunsch, den sie gehegt, endlich erfüllt, und die beiden, die sich schon damals für immer hätten angehören sollen, hatten sich wiedergefunden und hielten sich jetzt gewiß auf immer fest. Ihre Hoffnung sollte sich nicht täuschen.

Der Graf führte schon nach wenigen Monaten Johanna als seine Gattin heim, und in ihrer Ehe herrschte Frieden und Glück. Die trübe, düstere Vergangenheit war für Ewald versunken, denn seine zweite Lebensgefährtin besaß alle Gaben des Geistes und des Herzens, um ihm das Dasein zu erhellen und zu verschönern. Die Erinnerung an jenes wilde, unbändige Geschöpf, das in blinder Leidenschaftlichkeit sich selbst in den Abgrund gestürzt und auch ihn an den Rand desselben gedrängt hatte, verblaßte allmählich zum verworrenen Traum, um endlich ganz zu verschwinden. In ihm und um ihn war wieder heller Sonnenschein.

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

Dreißigster Abschnitt.

Besuch des Königs 1867.

Das schwere und doch so glorreiche Kriegsjahr war in das Meer der Ewigkeit hinab gesunken. Es hatte Hülsen eine Anhäufung von neuen Ehren und Pflichten gebracht, für die er seiner vollen, gottlob neu befestigten Gesundheit und der ganzen thatkräftigen Energie seines Wesens bedurfte, um dieselben zu Allerhöchster Zufriedenheit zu bewältigen.

Die drei Hoftheater der annektierten Länder, also von Wiesbaden, Kassel und Hannover, waren von König Wilhelm als solche acceptiert und somit auch unter Hülsens Botmäßigkeit gekommen. Es wurden unter Zuziehung seines Rates drei königlich preußische Intendanten für die drei oben genannten Hoftheater ernannt, welche bis zu einem gewissen Punkte selbständig, aber doch in vieler Hinsicht und in letzter Instanz immer von der Berliner Generalintendanz abhängig waren. Welche Vermehrung von Arbeitslast, verschiedenen Obliegenheiten und unvermeidlichen Ärgernissen sich aus dieser erwähnten Oberleitung für Hülsen ergab, wird für einen jeden näher in diese Verhältnisse Eingeweihten keiner Auseinandersetzung bedürfen. —

In jedem Falle schreckte mein Mann aber nicht davor zurück, zumal für ihn das Wort: „Leben" zugleich auch mit dem Begriff „Wirken" zusammenfiel,

Digitized by Google

was man leider nicht von allen Menschen sagen kann. Auch hier gab es manchen harten Kampf mit Persönlichkeiten und Verhältnissen zu bestehen, manche hartnäckigen Vorurteile und offenkundige Anfeindungen zu überwinden, bis allmählich Recht und Ordnung in die Verwaltungen eingeführt waren. — Aber allmählich ordneten sich die Zustände zu gegenseitiger, immer steigender Anerkennung, die weder dem Berliner Generalintendanten noch den Leitern der ihm untergebenen drei Hofbühnen gefehlt hat. — Wie oft ist mein geliebter Mann höchlich befriedigt von seinen alljährlich einmal festgesetzten Dienstreisen nach Wiesbaden, Kassel und Hannover zurückgekehrt, und hat von seinen dortigen Inspektionen Erfrischung und Freude zurückgebracht! —

Aber auch in Berlin waren allmählich große, bei der Übernahme seiner dortigen Stellung und Theaterleitung von ihm noch nicht entfernt geahnte Veränderungen notwendig geworden. Die immense Vermehrung der Koulissen, Requisiten, Theater-Garderoben und Inventare, die vermehrte Anzahl der Vorstellungen, die sich, — von sieben bis auf zwölf und dreizehn allwöchentlich, — gesteigert hatten, kurz, der ganze erhöhte Zuschnitt hatte sich nach jeder Seite hin geltend gemacht. — So waren denn auch eine Anzahl neuer Räumlichkeiten den früher vorhandenen hinzugefügt und der Ankauf des königlichen Generalintendanturgebäudes mit zugehörigem Garten-Terrain zur Erbauung eines auch Dekorations-Malersäle enthaltenden Koulissen-Hauses ausgenutzt worden. — Se. Majestät der König, der den königlichen Theatern stets sein huldvolles Interesse geschenkt und erhalten hatte, sprach nun den Wunsch aus, dieses alles auch einmal persönlich in Augenschein zu nehmen.

So wurden denn mein Mann und ich an einem Maientage des Jahres 1867 durch die erfreuliche Nachricht überrascht, daß Allerhöchstderselbe uns die Ehre seines Besuches in unserer Dienstwohnung erweisen und von dort aus die Besichtigung aller betreffenden Lokalitäten unternehmen würde. Auch Se. Königliche Hoheit der Prinz Karl schloß sich dieser Ansage an, und so trug mir mein Mann auf, ein zweckentsprechendes „Dejeuner" für die hohen Gäste bereit zu halten, was mir zwar eine kleine wirtschaftliche Sorge, aber auch ein großes Vergnügen bereitete. Es war der 24. Mai, der Geburtstag unserer geliebten Tochter Marie, deren Anwesenheit bei dieser Gelegenheit wir indessen, — da sie bei Hofe noch nicht vorgestellt war, — nicht für passend hielten. —

So ward denn dieser Tag ein Doppelfesttag für uns, der sich übrigens auch noch durch eine Naturerscheinung denkwürdig machte, die ich bisher noch nicht wieder erlebte. Es fiel nämlich bereits seit dem vorangehenden Nachmittage eine solche Fülle von Schnee auf die Frühlingswelt, ihre Knospen und Blüten nieder, daß man sich einbilden konnte, sich inmitten des tiefsten Winters zu befinden. Der Russische Staatsrat, Exellenz von Grimm, mit dem ich an dem 23. Mai eine Fahrt über Land unternommen, versicherte mir, daß ihm ein ähnlicher Schneefall zu dieser Jahreszeit nur einmal im Leben, und zwar in Petersburg, vorgekommen sein. Staunend blickte ich also an jenem denkwürdigen Maimorgen an Hülsens Seite von den Fenstern unseres Salons auf die völlig

Digitized by Google

weißen Dächer und beschneiten Straßen nieder, indem wir uns fragten: „Ob denn Se. Majestät der König bei diesem Wetter wirklich von Schloß Babelsberg dieser Besichtigung halber herüberkommen wird?“ —

Aber unsere Bedenken wurden bald beseitigt. Punkt elf Uhr rasselten die Hofequipagen vor die Generalintendantur der königlichen Schauspiele, und der König, begleitet von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Karl, entstieg denselben. Ich empfing meinen Allergnädigsten „Maskenpapa“, wie der König sich noch immer scherzend zu nennen liebte, an der Eingangstreppe mit einem Strauße blühender Rosen, auf die der fallende Schnee noch weiße Flocken gestreut und die Se. Majestät mit gewohnter chevaleresker Huld entgegennahm. Sofort geleitete nun mein Mann den König wie auch den Prinzen Karl in das königliche Schauspielhaus hinüber, da Se. Majestät zuerst die Inspektion absolvieren und Hülsen und mir dann erst die Ehre seines Besuches zuteil werden lassen wollte. Die Zeitung brachte darüber folgendes:

Berlin, 24. Mai 1867.

„Se. Majestät der König haben heute die Administrations-Gebäude der königlichen Theater ꝛc. besichtigt. Die Inspektion begann im königlichen Schauspielhause, wo Se. Majestät der König alle Räumlichkeiten der bekanntlich durch ihren Reichtum und ihre musterhafte Einrichtung ausgezeichneten Sammlungen von Kostümen, sowie auch die Rüstkammern, Schneiderwerkstätten, das Versammlungszimmer und die daneben liegenden Probesäle besuchten. — Aus dem königlichen Schauspielhause, wo sich das Magazin für die Garderobe des Solopersonals befindet, fuhren dann Se. Majestät nach der General-Intendantur, Französische Straße 36, und besichtigten daselbst zunächst das auf dem Hofe befindliche königliche neue Dekorations-Magazin, die über demselben liegenden Malersäle und sämtliche Zimmer der Büreaus der Generalintendantur. Darauf beehrten Se. Majestät der König die Wohnung des General-Intendanten, Herrn von Hülsen, mit seinem Besuche. Höchstderselbe wurde an der Thüre derselben von Frau von Hülsen ehrfurchtsvollst empfangen, und geruhten hierselbst ein Bouquet und ein Frühstück anzunehmen. Am Schlusse dieser Besichtigungen des ebenso kostbaren wie massenhaften Inventariums der königlichen Theater hatten Se. Majestät der König die Gnade, Ihre Anerkennung der ausgezeichneten Ordnung und Ihre Zufriedenheit mit der sorgsamen Einrichtung in den huldreichsten Worten gegen den Generalintendanten, Herrn von Hülsen, auszusprechen.“ — In so weit der amtliche Bericht der Zeitung. Ich aber kann es nicht unterlassen, diesem merkwürdigen Ereignis noch eine genauere Beschreibung des Allerhöchsten Besuches in unserer Wohnung folgen und somit den Leser auch noch einen genaueren Einblick in den Verlauf desselben gewinnen zu lassen. —

Nachdem also Hülsen den König durch alle betreffenden Räumlichkeiten geführt, geleitete er Höchstdenselben, gefolgt vom Prinzen Karl, in unseren Empfangssalon, woselbst ich die hohen Gäste mit einem „Dejeuner“ erwartete. Der König ließ es sich vortrefflich schmecken, und der Prinz Karl freute sich an der passenden Aufstellung seiner schönen, über und neben meinem Mittelsofa ange-

Digitized by Google

brachten Geschenke. Nach jeder verrinnenden Minute gab sich der König gemütlicher und erkundigte sich bis in die kleinsten Details nach verschiedenen, meinen Gatten und mich betreffenden Angelegenheiten. — „Warum haben Sie denn aber nicht," — fragte Höchstderselbe diesen endlich, — „da doch zu Ihrer Benutzung die Wohnung gebaut werden mußte, hier in der Bel-Etage noch einige Fuß aufsetzen lassen?" —

„Majestät, es würde," — entgegnete Hülsen, „hätte ich das beansprucht, wohl sicher aus der Acquisition dieses Hauses und meiner Dienstwohnung hierselbst nichts geworden sein!" —

„Wie so das?" fragte der König stutzend.

„Weil Ew. Majestät Haus-Ministerium eine so große Summe, als sie dieser Umbau erfordert hätte, niemals bewilligt, und Herr von Schleinitz diesen Ankauf einer Generalintendantur nebst Dienstwohnung niemals bei Ew. Majestät befürwortet haben würde!" — —

Der König lächelte. „Es ist aber doch schade!" sagte er. Nun aber darf ich doch, da ich mit den Theater-Räumen fertig bin, wohl auch Ihre Wohnung genauer in Augenschein nehmen?" — Selbstverständlich fühlten wir uns freudig überrascht und geehrt von dieser gnädigen Absicht. Se. Majestät erhob sich und begann nun den Rundgang durch sämtliche von uns bewohnten Räumlichkeiten, sogar das Zimmer unserer Kinder nicht ausgeschlossen, woselbst er sich deren Spiele und Schlafstätte zeigen ließ. — Er bedauerte nur, die Kinder selbst nicht anwesend zu finden, die sich sämtlich im Unterricht befanden und unsererseits, aus Bescheidenheit, nicht davon dispensiert worden waren. Als der König hörte, daß heute der Geburtstag unserer ältesten Tochter, jetzt Marie von Naso sei, ergriff er ein Glas, das er mit huldvollen Worten auf deren Gesundheit leerte. Das Schönste und Beste aber blieb doch für mich die glänzende Anerkennung, welche unser verehrter König, noch bevor er unsere Wohnung verließ, meinem Gatten zuteil werden ließ. —

„Hülsen hat wirklich hier wieder Unglaubliches geleistet!" — sagte mir Höchstderselbe mit huldvoller Hindeutung auf diesen. „Ich gestehe Ihnen, daß ich von der Großartigkeit dieser Organisation, besonders auch was die Theater-Garderobe betrifft, nicht entfernt eine Vorstellung gehabt. Und überall, wohin man auch blickt, herrscht die musterhafteste Ordnung und militärische Pünktlichkeit. Ich habe mich dieser Wahrnehmung sehr gefreut. Ihr Herr Gemahl hat alle Ehre von dieser Besichtigung."

Wie stolz und glücklich machten mich diese Worte, denen Hülsen natürlich auch mit tiefster Genugthuung lauschte. Derselbe hatte sich aber bald darauf auch noch zweier besonderen Auszeichnungen zu erfreuen, die ihm die Huld beider Majestäten zuteil werden ließ. König Wilhelm verlieh nämlich seinem dermaleinst Offizier gewesenen Intendanten den roten Adlerorden zweiter Klasse mit Schwertern, da Hülsen die letzteren im Kriege erworben. Königin Augusta aber übersandte demselben durch ihre Palastdame, Gräfin Adelaide Hake, ein ganz reizendes Frühstücks-Service in Himmelblau und Gold, dessen Kannen, Tassen u. s. w. die hübschsten

Digitized by Google

Malereien des königlichen Schlosses, des Palais, der königlichen Theater und sonstigen Berliner Hauptansichten zeigten.

„Die Königin sendet Ihnen dieses Andenken als Beweis ihrer Anerkennung und wünscht, daß Sie, lieber Herr von Hülsen, aus demselben alltäglich mit ihrer Frau Gemahlin den Kaffee nehmen möchten!“ — erläuterte die Gräfin diese delizióse Zusendung, die, wie schon gesagt, uns beiden ein lebhaftes Vergnügen bereitete. Das schöne Service steht augenblicklich wohl verwahrt in einem antiken Glasschranke, als eines unserer kostbarsten Andenken, neben mir. Der Wunsch des täglichen Gebrauches für mich und meinen geliebten Gatten ist aber unserer jetzigen allerguädigsten Kaiserin nicht erfüllt worden! —

Einunddreißigster Abschnitt.

Der Glanz der königlich preußischen Hofhaltung war, auch bezüglich der Festlichkeiten, Operubälle u. s. w., nach dem glorreichen Kriege von 1866 noch bedeutend erhöht worden.

Hülsen, der allmählich nicht nur fünf königliche Theater als Ober-Vorstand beherrschte, sondern auch als Präsident des Kartellvereines Schiedsrichter und oberste Instanz für die Mehrzahl der deutschen Bühnenleiter geworden war, sah nunmehr seiner von jeher großen Wirksamkeit immer umfassendere Ziele gesteckt. Noch nie hat wohl ein Intendant eine solche Machtvollkommenheit geübt und niemals einen so weitverzweigten, sich oft bis auf die kleinsten Personalangelegenheiten erstreckenden Einfluß besessen, als Botho von Hülsen in jenen und bis zu seinen letzten Lebenstagen. Auch in seiner Kammerherrnstellung war er nunmehr schon zur „oberen Hofcharge“ vorgerückt und hatte somit den Vortritt bei allen Schloßfesten, Hofkouren, Vermählungen und sonstigen durch die Königlichen Majestäten befohlenen Festlichkeiten. An die alljährlich letztere unmittelbar eröffnende große Robeukour schloß sich ein Hofkonzert im weißen Saale, dessen Arrangement gleichfalls mit der Zeit eine Obliegenheit Hülsens geworden war. Eine Fülle reicher und glänzender Erinnerungen schließt sich also auch für meine Wenigkeit an diese bei der Robenkour üblichen Hofkouzerte, in denen sich durch eine Reihe von Jahren die Namen von Wachtel, Niemann, Betz, Krolop, Woworsky ꝛc. so wie die der Sangesdivas Lucca, Harriers-Wippern, Artôt, Mallinger, u. s. w. verzeichnet finden. — Gewöhnlich beriet J. M. die Königin höchstselbst das Programm dieser, in ihrer Art unvergleichlichen Konzerte persönlich mit Hülsen, der sich natürlich auf das äußerste bestrebte, die Interessen der königlichen Oper mit den Wünschen und Befehlen der Majestäten möglichst auch bei dieser Veranlassung zu vereinigen. Daß dieses nicht immer gelang und überhaupt zu den schwierigsten Aufgaben des Generalintendanten gehörte, ist selbstverständlich. Oftmals hat Hülsen dieserhalb seine Haut unschuldig zu Markte tragen und sich sowohl der Presse als auch dem Publikum gegenüber mit anscheinender Berechtigung für Repertoireänderungen und Einrichtungen tadeln lassen müssen, die doch unter den gegebenen Verhältnissen durchaus geboten und gänzlich unvermeidlich waren. Das „hinter den Koulissen“ entzieht sich eben der Beobachtung und folglich auch

Digitized by Google

bis zu einem gewissen Grade der Beurteilung der nicht Eingeweihten, und nur die letzteren können sich also von der oftmals so komplizierten Sachlage eine entsprechende Vorstellung machen.

Doch zurück zu dem oben erwähnten Hofkonzerte des Jahres 1868, das meinem Gatten in vollster Beanspruchung, im Dienste der Kunst wie der ihm zustehenden Obliegenheiten seiner Stellung im Dienste des Hofes fand. Ihn einmal auch in dieser Doppelcharge zu schildern, scheint mir geboten und für diese Erinnerungen eine ansprechende Zugabe zu sein.

„Donnerstag, den 21. Januar, abends 8½ Uhr wird bei J. K. Majestäten in den Paradekammern, in der Bildergalerie und im weißen Saale des königlichen Schlosses hierselbst Kour und nach derselben Konzert stattfinden!“ — las mir mein Mann vor, indem er in mein Zimmer trat und die betreffende Anzeige des Hofmarschallamtes auf den Tisch legte. Es versteht sich wohl von selbst, daß du dabei nicht fehlen darfst, selbst wenn du dich nicht ganz wohl fühlen solltest. Ist es doch eine Pflicht für alle zum Hofe gehörenden Damen in deiner Stellung, und die einzige Gelegenheit, J. M. der Königin eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Also — ich hoffe fest auf deine Begleitung!“ —

Es versteht sich, daß ich mich bereit erklärte und meine Bedenken tapfer zurückwies. Es gehörte aber wirklich Mut dazu, daß ich, schon nicht ganz frisch, die Strapazen und unvermeidlichen Erkältungsgelegenheiten dieser Hofkour auf mich nahm, denn das Wetter war an besagtem Abende fürchterlich. Bei Schneefall und Sturm, im langsamsten Vorrücken der Equipagen saß ich neben meinem mit Orden bedeckten Gatten und fuhr dem königlichen Schlosse zu. Es war nicht angenehm, den Kampf mit den scheltenden Konstablern, schimpfenden Kutschern und den sich zu beiden Seiten des Wagens bäumenden Pferden mehr denn eine halbe Stunde hindurch zu bestehen, und zumal — (bei diesem Unwetter,) — immer die hell erleuchtete Schloßfassade vor sich zu sehen, ohne ihr merklich näher zu kommen. — Endlich aber, — und merkwürdiger Weise ohne Unfall, — war das Ziel erreicht; wir hielten am Schlosse. Mit einem Stoßseufzer der Erleichterung fuhren wir in das bezeichnete Schloßportal und stiegen über den breiten Teppich der Wendeltreppe zu den Sälen und Prunkgemächern hinauf, von denen aus sich das großartige Zeremoniel dieser Robenkour alljährlich einmal zu entwickeln pflegt. Geblendet und staunend schweift das Auge des Fremden, lächelnd oder prüfend der Blick der Eingeweihten über die wahrhaft königliche Pracht der endlos auf einander folgenden Prunkgemächer und Säle dahin, welche Chronik und Geschichte durch zahllose Erinnerungen geweiht, die Gegenwart mit allem erdenklichen Glanze zu schmücken gewußt hat.

Von den präsentierenden Galawachen am Eingange und den dienstthuenden Kammerherren oben empfangen, wurden die Anwesenden, je nach Stellung und Rang, in die ihnen gebührenden Gemächer, — die drap d'or Kammer, den Rittersaal u. s. w. geführt, in welchem letzteren das Corps diplomatique, die Gesandten ꝛc. placiert wurden. — Mein Gatte verließ mich, so bald er mich an Ort und Stelle wußte, und entfernte sich, um den gewissen Hofchargen vorgeschriebenen Vortritt

Digitized by Google

bei dem Umgange der königlichen Majestäten rechtzeitig inne zu halten. Die Ihrer Majestät der Königin vorzustellenden Damen befanden sich in der anliegenden drap d'or Kammer, um diesem meistens mit einiger Befangenheit erwarteten Augenblick vorschriftsgemäß entgegen zu sehen. Die bereits vorgestellten und bei Hofe bekannten Damen, Excellenzen u. s. w., zu denen auch meine Wenigkeit gehörte, wurden indessen in dem sogenannten Rittersaale aufgestellt, woselbst sie heute schon mehr als eine Stunde hindurch, sich prüfend, anlächelnd, oder wohl auch kritisierend zusammen standen. — Da endlich! — Die goldverbrämten Flügelthüren öffneten sich, und die königlichen Majestäten erschienen, von dem Oberzeremonien-Meister, Grafen von Stillfried, angekündigt. Unter Vortritt der hohen und höchsten Hofchargen, unter denen natürlich auch Hülsen, betraten Höchstdieselben den Rittersaal, indem sie sich nach allen Seiten grüßend und huldvoll verneigten. —

Unter allen Herrscherinnen der Gegenwart versteht es wohl keine mit solcher Hoheit und Würde zu repräsentieren als die Königin Augusta. Mit einer staunenswerten Liebenswürdigkeit und Ausdauer suchte sie an jeden, der sich heute hier eingefunden, einige huldvolle Worte, eine teilnahmsvolle Frage zu richten und jedem der Anwesenden wohl zu thun. — Dabei wurde die hohe Frau von ihrer imponierend schönen Erscheinung unterstützt, welche sie durch geschmackvolle Toilette vortrefflich hervorzuheben versteht. Heute trug die Königin ein Gewand in Weiß- und Goldstickerei. Auf ihrem Haupte funkelte eine aus fünf Diamant-Rosen gebildete Krone, von der hernieder einzelne große Perlen auf die modern toupierten Haare fielen. — Gleiche, durch ein Schloß von Brillanten verbundene Schnüre deckten Hals und Brust, an deren linker Seite der Stern des Schwarzen Adlerordens an dem üblichen Bande funkelte. Pagen trugen die mit goldenen Blättern verzierte Schleppe der Königin und bemühten sich dieselbe geschickt zu produzieren, indem sie jeder Bewegung folgten. — Unmittelbar hinter Ihrer Majestät, die sich uns jetzt huldvoll nähert und uns durch kürzere oder längere Ansprachen ehrt, befindet sich die durch ihren Schleier gekennzeichnete Oberhofmeisterin, Gräfin von der Schulenburg. Die beiden Palastdamen, Gräfin Adelaïde Hacke, die treue Partnerin Hülsens bei Eröffnung der Opernbälle, und Gräfin Oriola sind in Lila, die übrigen Hofdamen in Weiß und Gold gekleidet. Sie tragen die Farben der Königin, deren Eintritt der König Wilhelms sofort gefolgt ist. — Jedermann kennt seine stattliche Erscheinung, sei es im Bilde oder durch persönliche Anschauung. Aber nicht viele haben Gelegenheit, den König bei öffentlichen Gelegenheiten, offiziellen Hoffesten, oder gar in engeren Gesellschaftskreisen zu sehen und zu beobachten. — Ich und mein Mann haben dieses immer als einen besonderen Vorzug, oft sogar als eine wahre Erhebung betrachtet. Mit einer merkwürdigen Schulung seines ohnehin bewunderungswürdigen Gedächtnisses pflegt sich König Wilhelm bei seinen Ansprachen häufig der geringfügigsten Dinge und Begebenheiten zu erinnern und ernst oder scherzend darauf einzugehen. Wie oft hat er mich durch gnädige Fragen nach Vorkommnissen in meiner Familie, oder den Projekten Hülsens bezüglich theatralischer Angelegenheiten, oder nach Engagements von Künstlern überrascht und mich durch seine Ansichten und Auffassungen in freudiges Erstaunen

Digitized by Google

versetzt! Eine schöne und reiche Erinnerung! — Nach Beendigung des „Cercles“ im Rittersaale wenden sich nun die Majestäten den anderen Räumen zu, und deren Entfernung giebt dann zugleich das Signal für die Kronprinzlichen und anderen hohen Herrschaften, denselben fortzusetzen. —

Mit außerordentlicher Anmut nähert sich uns die Frau Kronprinzessin. Sie läßt ihr geistvolles Auge forschend über mich und die Versammlung gleiten und scheint dann mit Vorliebe ihr näher bekannte Persönlichkeiten heraus zu suchen, um sie durch eine kürzere oder längere Ansprache auszuzeichnen. Die reizvolle Frau Prinzessin Friedrich Karl, die in ihrer blauen Robe geradezu entzückend aussieht, folgt ihrer hohen Verwandten auf dem Fuße, ebenso der Kronprinz und manche der anderen hohen Fürstlichkeiten. —

Nun giebt der Hofmarschall, Graf Perponcher, erneut das Zeichen, daß man sich von dem Rittersaale durch die Bildergalerie nach dem eigentlichen Lokale des Festprogrammes, dem weißen Saale, zu begeben habe, und eiligst folgt man demselben. Es ist schwer, sich etwas geschmackvoll Prächtigeres und Imposanteres vorzustellen als diesen heute für das große Hofkonzert hergerichteten Mittelpunkt des Festlokales. —

Sechsundvierzig Kristallkronleuchter strahlen gleich bei dem Eintritt auf die Versammlung nieder und verbreiten eine wahre Tageshelle, in der die Toilette der Damen und die bunten Uniformen der Herren doppelt zur Geltung kommen. Links vom Eingange, — unter einem Thronhimmel von Purpur und Gold, — befinden sich auf einer Estrade die Sessel für die Majestäten, denen sich die der königlichen Prinzen und Prinzessinnen zu beiden Seiten anreihen. Hinter diesen aber sind die Plätze für das unmittelbare Hofgefolge reserviert, und den königlichen Herrschaften gegenüber werden die Fürstlichkeiten, Excellenzen, die Damen des Hofes und diejenigen des diplomatischen Korps placiert. Selbstverständlich sind hier auch die Excellenzen, Frauen der Minister u. s. w. mit einbegriffen. —

Der Hintergrund des Saales aber ist für das unter Direktion des Hofkapellmeisters Taubert, stehende zum Konzert der Kour befohlene Orchester- und Künstler-Personal bestimmt, in deren unmittelbarer Nähe Hülsen seinen Platz genommen. Er kann von hier aus, immer jedem Winke der Majestäten gehorchend, in den Zwischenpausen heraustreten und den gewünschten Bericht erstatten, so wie auch etwaige ehrende Anerkennungsworte in bezug auf ihre Leistungen an die Künstler übermitteln. — Es sind, was diese letzteren betrifft, selbstverständlich nur hervorragende Größen, wie Niemann, Betz, Frau Lucca, Mallinger, Harriers, u. s. w. hier versammelt, und einzelne ihrer Vorträge und „Ensembles“ geradezu als unübertrefflich zu bezeichnen. Selbst der Minister-Präsident, Graf Bismarck, scheint dieses zu finden. — Er ist im allgemeinen bei diesen Festlichkeiten ein seltener Gast, läßt aber heute mit einem Ausdruck wahrer Befriedigung sein mächtiges Auge über den feenhaft erstrahlenden Raum und die glänzende Versammlung schweifen. Sein damaliger Freund Benedetti befindet sich schräg hinter ihm. Beide begrüßen sich verbindlich, wobei die interessante, melancholische Madame Benedetti ihr lieblichstes Lächeln zeigt. Wer hätte gedacht, daß kaum zwei Jahre

Digitized by Google

später dieser jetzt am preußischen Hofe so freundschaftlich gefeierte, mit dem Grafen Bismarck anscheinend eng verbündete Benedetti König Wilhelm in Ems auf Befehl Kaiser Napoleons so unglaublich brüskieren und den Krieg mit Frankreich ebenso gewaltsam als verhängnisvoll für dasselbe heraufbeschwören werde. Doch — zurück zu diesem, mir ganz besonders in der Erinnerung gebliebenen Kourkonzerte, das mit dem Ensemble aus Rossinis „Tell" seinen glänzenden Abschluß fand und Hülsen nach aller Mühe Anerkennung in Fülle brachte. — Todmüde, aber glücklich über den Ausfall der ganzen ebenso gelungenen als großartigen Festlichkeit, erreichte ich an seiner Seite an jenem Abende unser liebes Heim, an das die Stürme von außen nicht heran reichen, und das auch die Kämpfe von Hülsens Stellung niemals dauernd trüben konnten.

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Manche schwere Zeit der Krankheit und Sorge um einzelne teure Familienglieder, besonders aber auch um unsere geliebte älteste Tochter Marie, war gegen Ende der sechziger Jahre über uns dahin gezogen. Die letztere namentlich hatte uns durch die entsetzliche neu aufgetauchte Diphtheritis, welche das jugendfrische Mädchen an den Rand des Grabes brachte, namenlose Sorge und Herzensangst bereitet. Auch ich hatte mich bei ihrer Pflege angesteckt und befand mich mehrere Tage in Lebensgefahr. — Was nun dergleichen Prüfungen für einen so liebevollen Gatten und Vater, wie es Hülsen war, bedeuteten und wie er unter den in solchen Zeiten auf das krasseste kontrastierenden Familien- und Berufssorgen litt, wird nur, wer ihn näher gekannt hat, ermessen können. — Von den Krankenbetten seiner Lieben in die Gala-Vorstellungen der königlichen Oper oder zu den ihn gebieterisch in Anspruch nehmenden Hoffestlichkeiten eilen, — in bedrücktester Stimmung, und oft fast bis zur Erschöpfung durch Theater-Arrangements, Vorstellungen für hohe Gäste u. s. w. hingenommen, litt auch meines Mannes Gesundheit bedenklich unter diesen sich damals erneut häufenden Konflikten. Unser Hausarzt hatte ihn schon im Jahre 1868 nach Karlsbad geschickt, ohne jedoch irgend welchen gehofften Erfolg erzielen. Hülsen war im Gegenteil so sehr von dieser allerdings von den ungünstigsten Umständen begleiteten Kur affiziert, daß ich seinetwegen nun auch oft in bangster Besorgnis schwebte. Die Einwirkung des Brunnens, ein vierzehn Tage hindurch unaufhörlich strömender Regen und mancherlei Gemütsaffekte hatten ihn wochenweise völlig zum Hypochonder gemacht, sodaß ich schon für die Möglichkeit der Beibehaltung seines Berufes zu zittern begann. Aber — Gottes Gnade ließ die sich wieder mehrfach an unserem Lebenshimmel auftürmenden Wolken ohne Wetterschlag vorüberziehen, und wir durften den Neujahrsmorgen von 1870 sämtlich gesund und hergestellt begrüßen. Wie wenig ahnten wir, was dieses so heiter für uns und die Unseren heraufziehende Jahr uns an Thränen, bangen Sorgen und erneuten Verlusten teurer, verwandtschaftlich nahe stehender Personen bringen würde! —

Der Karneval von 1869 zu 1870 zog ungewöhnlich heiter für uns herauf. Unsere Tochter Marie war endlich völlig hergestellt und frischerblüht aus ihren

Digitized by Google

Leiden hervorgegangen, und wir freuten uns der Triumphe, die sie in den Hof- und Gesellschaftskreisen feierte. Wie oft sah ich Hülsen damals leuchtenden Auges am Eingange des Balllokales stehen, und sich an dem Anblick seiner Marie und den ihr dargebrachten Huldigungen weiden! — Am 12. März dieses Jahres aber wurde dessen zärtliches Vaterherz bis in das Innerste bewegt! — Es fand nämlich an diesem Tage die Verlobung unserer geliebten Marie mit dem damaligen Premierleutnant des neunten Ulanen-Regimentes, Herrn Ludwig von Naso, statt, die an einem gerade auf diesen Abend gelegten Balle in unserem Hause ihre öffentliche Proklamation erhielt. Die Teilnahme an diesem lediglich durch ihre Herzenswahl bestimmtem Ereignis war außerordentlich und erstreckte sich vom Hofe herab auf die verschiedensten Gesellschaftskreise. Auch wurden Hülsen und ich durch äußerst huldvolle Glückwunschschreiben Sr. Majestät des Königs, und Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen geehrt, in denen der erstere scherzend von der einstigen Quadrille-Tochter zu der jetzigen Quadrille-Enkelin überging. Auch sprach der König, nachdem er die gnädigsten Wünsche für die Zukunft unserer Marie geäußert, noch zum Schlusse des königlichen Handschreibens scherzend die Befürchtung aus:

„Daß die Theaterloge in Demmin, der Garnison des Bräutigams, dem jungen Paare nicht ganz so angenehm, und infolgedessen auch wohl nicht so häufig frequentiert sein werde, als unsere Berliner Intendantenloge." — Se. Königliche Hoheit der Kronprinz aber gratulierte der liebenswürdigen Braut aufrichtig zu ihrer Verlobung mit einem ihm nur auf das vorteilhafteste bekannten Offizier seines Armeekorps und wünschte beiden ein einstiges ähnliches Eheglück, als er selbst es im Besitze seiner hohen Gemahlin, der Frau Kronprinzessin, gefunden habe. Dieser Wunsch hat, Gottlob, seine Erhörung gefunden! — Es war übrigens gut, daß unserer Marie Brautglück Hülsen und mir die erste Hälfte des Jahres 70 erhellte, denn der Rest war größtenteils von banger Sorge und Trauer erfüllt. Auf einer Reise nach Holstein, die mein Mann im Juli 1870 mit mir und Marie unternahm, traf uns und die glückliche Braut die Schreckenskunde der Kriegserklärung gegen Frankreich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Natürlich kehrten wir sofort nach Berlin zurück, woselbst bereits sämtliche Truppen mobil und die Aufregung unbeschreiblich war. — Unser ältester Sohn Dietrich war, nachdem er das Werder'sche Gymnasium im Alter von siebzehn Jahren absolviert, als Avantageur in das Regiment Kaiser Alexander, das einstige Regiment seines Vaters, getreten. Ludwig von Naso, Mariens Verlobter, aber war zum General Fransecky, dem zweiten Armeekorps, als Adjutant kommandiert und konnte gleichfalls jede Stunde ausmarschieren. So wurde letzterem denn, auf beiderseitigen dringenden Wunsch, unsere Marie den 23. Juli 1870 in der Marienkirche angetraut und deren Hochzeit im Hause meiner Eltern, unter von Freude und Wehe gemischten Gefühlen, wie es der Hinblick auf die bevorstehenden kriegerischen Ereignisse nur allzu natürlich machte, festlich begangen. —

Vom Saale des königlichen Opernhauses aber sahen Hülsen und ich einen Tag später unseren Dietrich in das Feld und in einen Krieg ziehen, der an

Digitized by Google

Furchtbarkeit und Schrecken aller Art alle vorhergehenden zu übertreffen drohte. Noch meine ich unseren, kaum achtzehnjährigen Sohn in strammster Haltung und mit freudig lächelndem Aufblick zu unserem Fenster vorbei defilieren — den Kugeln der Feinde und allen Schrecken des Kampfes entgegen gehen zu sehen! — Noch fühle ich meines Gatten Händedruck und meine die Thräne in seinem Auge schimmern zu sehen, mit der er, — halb stolz, halb schmerzlich bewegt, — unter einem innig geflüsterten: „Gott schütze ihn!“ — auf den prächtigen Jungen blickte! — Welche Tage das waren, und was man in ihnen gemeinsam getragen und durchgekämpft; — wie wollte ich es zu schildern versuchen! —

Jedermann, der jenes Kriegesungewitter damals, nahe beteiligt oder auch selbst nur als Zuschauer, in der Preußischen Residenz durchlebt, wird jene Zeit sicher in sein Gedächtnis geprägt und niemals völlig daraus gelöscht haben. — Von den ersten heißen Schlachttagen bei Weißenburg und Wörth bis zu der überwältigenden Freudenstunde, wo die Glocken des 1. März von 1871 den Frieden mit Frankreich verkündeten, war dieser blutige Krieg, trotz der Großartigkeit seiner kaum jemals dagewesenen Erfolge, eine fast ununterbrochene Kette der heftigsten Aufregungen und bängsten Kümmernisse. Gleich einer der ersten, der in diesem die Heldenthaten unserer Armee mit Flammenzügen in das Buch der Weltgeschichte schreibenden Kriege fiel, war der General von Döring, einer der ältesten Freunde und Regiments-Kameraden Botho von Hülsens. Ein schmerzlicher Anfang für die unzählbare Reihe der in diesem Feldzuge gefallenen Freunde, Bekannten und Verwandten! — —

Eine kleine Abziehung für meinen Gatten und mich selbst bildeten übrigens die im August stattfindenden kleinen Theesoireen der Königin Augusta, zu denen wir beide mehrfach geladen wurden. Die Königin selbst und wir anwesenden Damen zupften eifrigst Charpie für die sich leider alltäglich mehrenden Verwundeten, und Ihre Majestät teilte uns dabei die neuesten Depeschen vom Könige und vom Kriegsschauplatze mit. Die Stimmung war natürlich eine vorwiegend ernste. Doch erregten einzelne Meldungen, wie zum Beispiel der Ritt der Ulanen, große Freude und enthusiastische Bewunderung.

Unter den Herren, die bei diesen kleinen intimen Thee-Abenden im Palais noch außer Hülsen zugegen waren, erwähne ich nur noch den Oberstruchseß, früheren General Intendanten, Grafen von Redern und den Rittmeister Grafen Arnim-Blumberg, nachherigen Kommandeur des Garde-Kürassier-Regimentes. Der erstere stand in besonderer Gunst bei der Königin, was dessen gewandte, oft sehr amüsante Unterhaltungsweise mir begreiflich machte. Graf Redern konnte, zumal wenn er auf seine eigene Intendantenlaufbahn, seine Kämpfe mit dem derzeitigen Generalmusikdirektor Grafen Spontini, Frau Crelinger u. s. w. kam, unbeschreiblich komisch erzählen und hat damit Hülsen und mich oftmals sehr erheitert und mich Thränen lachen machen. —

Graf Arnim-Blumberg aber war ein alter Bekannter, mit dem ich mancherlei Beziehungen, die zum Teil noch aus frühester Jugend stammten, gemeinsam

Digitized by Google

hatte. — So boten diese Abende denn immerhin eine ganz interessante, wenn auch mit den gegenwärtigen Kriegszuständen scharf kontrastirende Abwechselung. —

Übrigens senkte sich, unter allem Jubel über die glorreichen Siege, ein Trauerflor immer tiefer über das Vaterland und unzählige Familien nieder, und auch die unsere hatte die ersteren wiederum mit mehrfachen schweren Opfern zu erkaufen. Mein Vetter, Freiherr Hans von Geyr-Schweppenburg, starb an seiner bei St. Privat erhaltenen Verwundung, und der hoffnungsvolle Sohn von Hülsens lieber Jugendfreundin und Cousine Marie von Sanden, ältesten Tochter des Grafen Casimir Hülsen, starb gleichfalls den Heldentod. —

Indessen dankten wir, — je wärmer unser Mitgefühl für die so schwer Betroffenen und unsere Trauer um die teuren Gebliebenen war, — Gott nur um so brünstiger, daß er unseren Dietrich gesund und unversehrt aus diesen blutigen Kämpfen in unsere Arme zurückkehren ließ. Er hatte mehrere Schlachten und Gefechte, worunter dreimal Le-Bourget, glücklich durchgemacht und war vor Paris Offizier geworden, was er nunmehr auch bleiben wollte. Wie glücklich Hülsen bei diesem Einzuge war, — an dem sich auch unser Schwiegersohn, Ludwig von Naso, der zweimal verwundet, aber nunmehr völlig hergestellt worden war, — beteiligen durfte, — und was auch ich dabei empfand; — es soll hier nicht weiter ausgesponnen werden.

„Mein Leben ist nicht lang genug, um Gott für solche Gnade zu danken!" sagte mir eine liebe Bekannte, als wir uns nach diesem Momente begegneten. Ich stimmte ihr von Herzen bei und bin auch darin mit Hülsen, meinem geliebten Manne, eines gewesen! —

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Ein zweites Jubiläum 1871.

Die Kriegesstürme hatten ausgetobt. — Hell und sonnig war der 1. Juni 71 herauf gezogen, der den zwanzigsten Jahrestag der Übernahme von Botho von Hülsens Theaterleitung bezeichnete. — Es waren zwar mehrfache, — lauter oder leise gelispelte Andeutungen, — zu mir gedrungen, daß unser königliches Theaterpersonal diesen neuen Abschlußtermin der Verwaltung ihres nunmehr fast allverehrten Chefs festlich begehen und demselben neue Ovationen widmen wolle. Aber — halb hörte ich nicht darauf, halb beschäftigten wir uns nicht näher mit dieser Vorstellung. — Ich blickte nur an jenem sonnenhellen Junimorgen erneut mit heißem Dank zu Gott empor und sah, — nicht minder bewegt wie Hülsen selbst, — auf das nunmehr verlaufene zweite Dezennium seiner Intendanten-Laufbahn zurück. Welche großen und schönen Erinnerungen hatten dasselbe nicht, — bei allen Kämpfen und verfehlten Bestrebungen, — für Hülsen in sich geschlossen! —

Was nun die ihm so ehrenvoll als überraschend bereitete Jubelfeier des 1. Juni 71 an sich betrifft, so lasse ich wie gern wo irgend möglich, wieder darüber den Zeitungsreporter reden. — Es befreit mich dieses hoffentlich von dem

Digitized by Google

Verdachte, als habe ich — manches dabei zu parteiisch, in besonders hellem Lichte gesehen und beurteilt. So nehme ich denn den vorliegenden Zeitungsbericht fast wörtlich auf. Er sagt darüber:

„Das Beamten- und Kunstpersonal der königlichen Theater hat Herrn von Hülsen, eingedenk, daß der gegenwärtige Generalintendant jetzt schon länger als irgend einer seiner Vorgänger im Amte ist, den zwanzigsten Jahrestag seines Antrittes desselben zu einem besonderen Festtage gestaltet. — Gleich am 1. Juni in der Frühe brachte ihm das Cornet-Quartett der königlichen Kapelle einen tonkünstlerischen Morgengruß, der mit einem vom Kapellmeister Eckert komponierten Choral-Liede: „Friede tönt durch das ganze Land" ꝛc. eröffnet wurde. Darauf folgte ein Ständchen des Opernchors, und gleich darauf erschienen mehrfache Deputationen des Maschinen- und Beleuchtungs-Personales, wie anderer mit Adressen und Glückwunsch-Ovationen. Unter den ferner stehenden Gratulanten befanden sich auch in der Wohnung des Intendanten Doktor Alsleben als Vertreter des: Berliner Tonkünstler-Vereins, wie der Kapellmeister Thadewaldt als Repräsentant des Musiker-Vereins. Bei Eintritt in das Büreau der Generalintendanz fand Herr von Hülsen dasselbe festlich geschmückt. Er empfing nun hierselbst die Glückwünsche der Beamten, der Direktionen, der königlichen Kapelle u. s. w. Dabei liefen unaufhörlich Zeichen der Verehrung wie des Anteils an der künstlerischen Bedeutung dieses Tages in Briefen, Adressen, Gedichten und namentlich in einer wahren Flut von Blumenspenden in den verschiedensten Gestalten ein, sodaß man sie kaum unterzubringen wußte. Da Herr von Hülsen zu Tisch zur kaiserlichen Tafel befohlen worden war, wo Se. Majestät, der nunmehrige Kaiser Wilhelm, ihn durch persönliche Beglückwünschung auszeichneten, so konnte das Festmahl, durch welches die königlichen Bühnenmitglieder ihrem gefeierten Chef huldigten, erst am Abende stattfinden. Dieses Souper fand im Saale des Hotel du Nord und zwar ausschließlich im Kreise von Beamten, Künstlern und Bühnenmitgliedern statt. Das gesamte Solopersonal, — (das übrige durch Deputationen vertreten), war um seinen Chef versammelt. Der königliche Kammersänger, Herr Niemann, war expreß von Königsberg, wo er ein Gastspiel absolvierte, zu dieser Feier eingetroffen. —

Herr von Hülsen erschien mit seiner Gemahlin und seinen beiden jüngeren Kindern (seine älteste Tochter war abwesend, und sein Sohn und Schwiegersohn stehen bekanntlich noch als Offiziere im Felde). Bei seinem und seiner Familie Eintritt in den Saal ertönte ein von Möhring komponierter Festgruß. Das erste Tafellied war: Lied auf den Kaiser. Es war dieses die Einleitung des Toastes auf Se. Majestät, den der Oberkapellmeister Taubert ausbrachte und der einen wahrhaft begeisterten Anklang fand. Verehrt das großartige königliche Kunstinstitut in dem nunmehrigen sieggekrönten Deutschen Kaiser doch auch zugleich den erhabenen Schirmherrn der Kunst! —

Nach einem neuen Gesange leitete der Direktor Heim durch eine sinnige, inhaltreiche Rede den Toast auf Herrn von Hülsen ein, auf welche, nach der stürmischen Zustimmung der Versammelten, der Generalintendant das Wort ergriff, um seinen

Digitized by Google

Dank auszusprechen. In durchklingender innerer Ergriffenheit gedachte derselbe namentlich seiner ersten schwierigen Verwaltungsjahre. Man hörte es seinen Worten an, daß sie das unmittelbare Echo lebendiger, nicht immer freudiger Erfahrung waren. Den Toast auf Frau Helene von Hülsen und die Familie sprach der Hofoperndirektor Ernst, eingeleitet durch einen Gesang der königlichen Sänger Herren Woworsky und Lederer: Lorbeer und Rose. Mehrfache andere Gesänge wechselten ab, und die allgemeine Stimmung wurde immer freudig gehobener.

Den Glanzpunkt aber an diesem festlichen Abende bildete für Herrn von Hülsen ein während der Tafel eingehendes Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers und Königs, worin ihm als öffentliche Anerkennung das Komthurkreuz des königlichen Hausordens verliehen wurde. Die vielfach erbetene Vorlesung dieses Schreibens Sr. Majestät wurde gewährt und rief allseitig großen Jubel und neue Beglückwünschungen hervor.

Das allerhöchste Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers lautete:

An den Generalintendanten der königlichen Schauspiele von Hülsen:

„Sie wissen, daß es ein stillschweigendes Herkommen ist, ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, — im Dienste vom Monarchen, — nicht beachtet zu sehen. Es ist mir aber nicht bekannt, daß ein ähnliches für zwanzigjährige treue Dienste besteht! — Da Sie nun heute 20 Jahre ihren innehabenden Posten zur vollen Zufriedenheit zweier Könige versahen und unabläßig bemüht sind, das Institut, welches Ihrer Leitung anvertraut ist, im wahren Sinne edler Kunst zu erhalten und zu heben, so wünsche ich Ihnen für diese Ihre Leistungen öffentlich meine Anerkennung auszusprechen, indem ich Ihnen das Komthur-Kreuz meines Hausordens von Hohenzollern hiermit verleihe. Ich kann nur wünschen, daß andere zwanzig Jahre Ihnen in Ihrem Amte beschieden sein mögen, auf welche Sie mit gleicher Genugthuung zurückblicken können, wie auf die, — heute ablaufenden, — ersten zwanzig Jahre!

Ihr wohlgeneigter König

Wilhelm."

Hülsen war nicht nicht nur von dieser großen Auszeichnung an sich, sondern namentlich auch von der Art und Weise, in der ihm dieselbe zuteil geworden, so ergriffen, daß er Thränen der Freude weinte. Wie stolz mein Herz schlug, läßt sich denken.

„So brachte denn dieser Abend," — wie der Zeitungsbericht schloß, — „nach manchen, gewiß auch trüben Tagen seiner Theaterleitung für den Chef der königlichen Bühnen so helle, gute Zeichen mit, daß deren Erfüllung das Beste ist, was sich für die neue Verwaltungsperiode des so schön Gefeierten wünschen läßt."

Soviel aus der Zeitung. Was an Privat-Ovationen, Adressen, Gedichten u. s. w. sich an jenem glücklichen 1. Juni 1871 über Hülsen ergoß, gehört in das Heiligtum des Familienlebens, und ich darf hier nicht näher darauf zurückkommen. Nur ein Gedicht, welches einen, weder zum königlichen Theater, noch zu seinem Chef in irgend welcher näheren Beziehung stehenden Verfasser hat und für ihn eingesandt wurde, mag hier noch eine Stelle finden.

Digitized by Google

Zum 1. Juni 1871.

Dem zwanzigjährigen Dienstjubiläum Botho von Hülsens.

„Die Freude waltet heut in diesem Haus,
Es naht der Freunde, der Verehrer Menge,
Karossen rasseln, Gäste steigen aus,
Die Räume werden und das Haus zu enge.
Denn 20 Jahre sind dahin gegangen,
Seit Hülsen hier an diesem Platze stand.
Er hat fürwahr kein leichtes Amt empfangen,
Ein großes ward gelegt in seine Hand,
Wohl ist ihm vorgesteckt ein hohes Ziel,
Denn diese Spiele, sie sind mehr als Spiel."

Im Spiegel bieten sie, im zauberhaften,
Des Lebens reiches Bild in Lust und Schmerz,
Wir seh'n den wilden Kampf der Leidenschaften
Und blicken schaudernd oft ins eig'ne Herz.
Die Bühne bildet, lehret und durchgeistet, —
Das war ihr Eigentum zu allen Zeiten,
In unsʼren Tagen hat sie mehr geleistet,
Sie half uns mit die Einigkeit erstreiten,
Und dem Theater ward sein schönster Lohn,
Hier fühlten wir zuerst uns als Nation.

Wie Hellas einst, obwohl getrennt, entzweit,
Sich von der Bühne zur Nation verbündet,
Als Äschylus, er selbst ein Held im Streit,
Aus Persermunde Griechenruhm verkündet,
So fühlten wir uns Deutsch in allen Gliedern,
Vernahmen wir das Wort so schön und wahr:
Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!" —
Einst schieden Staat uns, Recht und Religion,
Die Kunst allein verband uns zur Nation.

Und dazu half der Bühne dein Gemahl,
Hat ihr nun zwanzig Jahre vorgestanden,
Drum naht auch heut der Freunde große Zahl,
Der Wünsche Flut, selbst aus entleg'nen Landen! —
Ich steh' ihm fern, und dennoch muß' ich's wagen,
Ihm auszusprechen, was ich fühl' und denke,
Allein dein Mund muß es ihm huldreich sagen,
Dann bin ich sicher, daß es nicht ihn kränke.
Dann sieht er wohl, daß auch in fremden Seelen
Ihm Lob und Anerkennung heut nicht fehlen! —

O. G.

So viel von den poetischen Widmungen zu der oben erwähnten Feier. Besonders muß ich aber noch eines Artikels erwähnen, der mir, von kompetenter Seite kommend, aus jener Zeit vorliegt und folgenden Inhaltes ist:

„Kaum in sein Amt als General-Intendant eingetreten, erkannte Botho von Hülsen bald eine Reihe von Übelständen, die sich bei dem königlichen Institute eingeschlichen hatten und die eine ernst gemeinte Verwaltung in vielen Be-

Digitized by Google

ziehungen erschweren, ja hemmen mußten. — Im Hinblick hierauf bemühte er sich vor allem, die disziplinarischen Verhältnisse des Institutes, die an einer völligen Zerrüttung litten, kräftig zu reformieren. Er stellte dabei hauptsächlich den Grundsatz einer gleichen Gerechtigkeit für sämtliche Mitglieder der Bühnen, ob hoch oder niedrig besoldet, auf, dem er mit eiserner Konsequenz Geltung zu verschaffen strebte. —

Nicht minder lag ihm die Sorge ob, Versäumtes auf anderen Gebieten nachzuholen und namentlich ein reiches, würdiges und geordnetes Inventar herzustellen, um den Aufführungen die der Bedeutung des Institutes entsprechende Ausstattung angedeihen zu lassen. — Ein Gegner des modernen Virtuosentums, dessen verderbliche Konsequenzen er vorhersah, richtete er bei den Leistungen der königlichen Bühnen sein Hauptaugenmerk auf ein richtiges, harmonisches Ensemble und auf die Unterordnung aller künstlerischen Kräfte unter dasselbe. — Der Presse gegenüber behauptete er stets eine unabhängige Stellung, ohne jedoch den vernünftigen und objektiv gehaltenen Meinungs-Äußerungen derselben sein Ohr zu verschließen. —

Endlich trachtete er rücksichtlich des Repertoires danach, den klassischen Werken der Litteratur ein möglichst ausgedehntes Recht an die Darstellung einzuräumen. Nicht minder suchte Hülsen dem verderblichen Überwuchern der Bearbeitungen und Übersetzungen aus fremden Sprachen entgegen zu treten und statt dessen die originalen Schöpfungen und die Interessen der deutschen Dichter auf das gewissenhafteste zu fördern. — Während aber die vorerwähnten Bestrebungen wesentlich dem königlichen Institute selbst galten, verfolgte Botho von Hülsen gleichzeitig und mit demselben Eifer noch verschiedene Zwecke von allgemeinerem Charakter, welche sich auf die geistigen und materiellen Interessen der Bühnenkünstler bezogen. — Er begründete z. B. mit dem Königlichen Hofrat Louis Schneider eine Alterversorgungs-Anstalt für deutsche Schauspieler, welche unter dem Namen der „Perseverantia“ bekannt geworden ist. — Auch nahm er mit Mut und Ausdauer einen schwierigen, leider vielfach erfolglosen Kampf gegen die sogenannten Theater-Agenten auf, um durch Beschränkung des oft ebenso habsüchtigen als gewaltthätigen Treibens der Mehrzahl dieser Leute eine moralische Hebung und Befreiung des deutschen Schauspielerstandes anzubahnen.“

Soweit der Artikel, der im wesentlichen ja nur kurz rekapituliert, was ich selbst zum Teil in diesen „Erinnerungen“ darzulegen mich bemüht habe. Jedenfalls durfte Hülsen sich sagen, daß dieses zweite Dezennium seiner Bühnenleitung noch ungleich glorreicher verlaufen, als die ersten zehn Jahre derselben. — Er hatte Ursache, mit Dank gegen Gott und mit Genugthuung für sich selbst und die immer mehr sich verbreitende Anerkennung seines Wollens und Strebens auf einen Zeitraum zurückzublicken, der nicht nur für ihn selbst, sondern auch für das Gesamt-Vaterland von unberechenbaren Erfolgen und ungeahnten Errungenschaften gewesen war!“ — (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Geneſis der Weltſtellung Rußlands.

Die Machtverhältniſſe der Staaten beruhen nicht ausſchließlich auf Areal- und Volkszahl. Die geographiſche Lage, die Bildungsſtufe der Bewohner, Handel und Wohlſtand ſind Faktoren, welche nicht überſehen werden dürfen. Dennoch werden räumliche Ausdehnung und Seelenzahl im ganzen und großen die Grundlagen jeder politiſchen Berechnung bilden. Das Gravitationsgeſetz beherrſcht die phyſiſche wie die politiſche Welt. Napoleons Ausſpruch: la Providence est toujours avec les gros bataillons wird durch einzelne Ausnahmen nur beſtätigt. Das ſeit zwei Jahrhunderten in ſtetem Wachſen begriffene ruſſiſche Reich laſtet wie ein Alp auf den Geſchicken Europas. Sein latenter Einfluß iſt immer fühlbar, wenn derſelbe auch direkt nur ſporadiſch hervortritt. Es könnte daher der Mühe lohnen, die Entwickelung dieſes ſchwerwiegenden Einfluſſes näher zu betrachten und genetiſch anzudeuten.

Die bei weitem größere Hälfte des ruſſiſchen Reiches liegt räumlich in Aſien, während von ſeinen 100 Millionen 85 auf die europäiſchen Provinzen gerechnet werden. Als Peter I. die Regierung antrat, lag das moskowitiſche Reich politiſch noch ganz in Aſien. Man kannte dasſelbe an den europäiſchen Höfen nicht viel beſſer, als wir heute China kennen. Von ſtändigen Geſandtſchaften war keine Rede, und die wenigen Diplomaten, die in außerordentlichen Miſſionen dieſe terra incognita beſuchten, lieferten Berichte, die den Wunſch, engere Verbindungen mit dieſen rohen Barbaren anzuknüpfen, nicht hervortreten ließen.

Wenn ſich die Ruſſen auf die relative Jugend ihres Staates dem „altersſchwachen“ Europa gegenüber etwas einbilden, ſo beruht dies auf Selbſttäuſchung. Denn gerade zu der Zeit, als ſich nach dem Tode Karls des Großen die erſten Anfänge der modernen Staatenbildung in Deutſchland wie in Frankreich zeigten, organiſierten die Waräger normanniſchen, d. h. germaniſchen Urſprunges die Volksſtämme, welche meiſt als Nomaden die Steppen des europäiſchen Rußland bewohnten, zu einem ſtaatlichen Gemeinweſen. Rurik mit ſeinen abenteuernden Seeräubern unterwarf die finniſchen und ſlawiſchen Horden, welche aus eigener Kraft ſich politiſch zu organiſieren nicht vermochten. Dieſe germaniſchen Anfänge haben inſofern auf die Geſchichte des Reiches Einfluß geübt, als gerade die vornehmſten Adelsgeſchlechter ihren Urſprung auf Rurik und deſſen Gefährten zurückführen. Nur darf man nicht vergeſſen, daß dieſe normanniſchen Grundzüge ſowie die durch die Hanſa ſpäter bewirkten ziviliſatoriſchen Anfänge durch die Mongolenherrſchaft, welche zwei Jahrhunderte lang auf dem Volke laſtete, in bedenklichſter Weiſe verwiſcht worden ſind und daß dadurch dem Staate ein, wie es ſcheint, unvertilgbares aſiatiſches Gepräge gegeben worden iſt. Dieſes Mongolentum zu vernichten und ſein Volk für die Segnungen der weſteuropäiſchen Kultur empfänglich zu machen, war die Aufgabe, die ſich Peter I. ſtellte. Mit raſtloſer Energie glaubte dieſer geniale Barbar in Jahrzehnten das Werk von Jahrhunderten vollenden zu können. Das heutige Rußland iſt ſein Werk und trägt die Spuren der Tugenden

Digitized by Google

und Laster seines Schöpfers zur Schau. Ob diese rein mechanische Reform der Nation zum Heile gereicht hat, wird von vielen bestritten. Insbesondere wird die Verlegung der Residenz an den Ausfluß der Newa von russischen Patrioten beklagt. Wiederum konnten die Überstürzungen eines gewaltigen Herrscherwillens nicht durch eigne Kraft des Volkes durchgeführt werden. Peter, durch den Schweizer Lefort über die Kulturzustände des Westens oberflächlich unterrichtet, sah sich genötigt, Ausländer, namentlich Deutsche und Holländer herbeizurufen, um seine slawischen Unterthanen einigermaßen abzurichten und zu drillen. Was er in Holland und England als Schiffszimmermann gelernt, was er in Deutschland gesehen, sollte nun über Nacht in seinem Reiche nachgebildet werden. Die Schlacht von Pultawa, in welcher er seinen einzigen gefährlichen Gegner, den abenteuerlichen Schwedenkönig, auf das Haupt schlug, verschaffte ihm die Herrschaft im Norden, seine Allianz mit dem zum König von Polen erwählten Kurfürsten von Sachsen die Grundlage seiner europäischen Machtstellung. Die ursprüngliche Absicht dieser Allianz wurde durch Karl XII. vereitelt. Diese Absicht war schwedisch Liv- und Estland mit dem hochwichtigen Hafen von Riga nicht etwa der polnischen Republik, sondern dem Kurfürsten von Sachsen zu überlassen, welchem der Kaiser Joseph I. eine Militärstraße durch Schlesien versprochen hatte. So wäre nach dem geistreichen Plane des Grafen Flemming die polnische Anarchie zwischen den sächsischen Erblanden und den sächsischen Provinzen an der Ostsee in die Mitte genommen, vernichtet und Polen in ein erbliches Königreich verwandelt worden. So hätte letzteres als Vormauer gegen das Zarenreich in Europa eine der Herstellung eines wirklichen Gleichgewichtes günstigere Rolle spielen können als dieses. Nach der Schlacht von Pultawa konnte freilich von solchen Projekten nicht mehr die Rede sein, da August II. den Wiedergewinn seiner polnischen Krone dem Schutze Rußlands verdankte, welches vorzog, die Ostseeprovinzen für sich zu behalten. Wir haben an diese wenig bekannten Unterhandlungen erinnert, um die Thatsache zu begründen, daß die europäische Machtstellung Rußlands von dem Tage von Pultawa datiert.

Der Impuls war gegeben. Die nachfolgenden schwachen, durch Palastrevolutionen mehrfach erschütterten Regierungen der Kaiserinnen Katharina I., Anna und Elisabeth konnten im ganzen und großen die einmal begonnene Entwickelung des Reiches nicht aufhalten.

Greifbaren Einfluß auf die Geschicke Europas gewann die durch einen französischen Arzt und eine Militär-Revolution zur Regierung gelangte Tochter Peters I. Elisabeth, deren Tod Friedrich II. und dessen neugeschaffenes Reich vom Untergange rettete. Diese Thatsache wurde folgenschwer für die Entwickelung des preußischen Staates. Denn Friedrich II. hatte nach glücklicher Beendigung des siebenjährigen Krieges die Unzuverlässigkeit der französischen wie der englischen Allianz sattsam erkannt und suchte für sich und seinen jungen Staat ganz sachgemäß Anlehnung an den mächtigen Nachbar, der ihm am gefährlichsten werden konnte. Die Ermordung des mehr oder minder geisteskranken Peter III. hatte ein Herrschergenie ersten Ranges auf den Zarenthron geführt. War Katharina II.

Digitized by Google

wirklich, wie Lord Stanhope, der Verfasser eines epochemachenden Werkes über den spanischen Erbfolgekrieg, glaubte, eine natürliche Tochter Friedrichs II.? Es würde müßig sein, die chronique scandaleuse der Tage, die der preußische Kronprinz in Küstrin verlebte, wieder aufzuwühlen. Gewiß ist, daß die Geschichte kaum eine Geistesverwandtschaft aufzuweisen hat wie diejenige, welche Friedrich II. mit Katharina II. verband. Beide waren ihren Zeitgenossen um ein Jahrhundert voraus; beide hatten in der öffentlichen Meinung die sicherste Stütze ihrer absoluten Gewalt erkannt; beide suchten in den sogenannten französischen Philosophen nicht bloß gefällige Lobredner ihrer Thaten, sondern Ideen, welche sie zu zeitgemäßen Reformen im Interesse ihrer persönlichen Macht zu verwerten wußten. Die Schmeicheleien, mit welchen die Semiramis des Nordens den Patriarchen von Ferney überschüttete, verhinderten sie durchaus nicht, Voltaires wie Diderots politische Ratschläge als unpraktische Träumereien zu verlachen. Nichts ist charakteristischer für diese seltene Frau als die Briefe, welche sie an den Baron Grimm, ihren souffre-douleur, wie sie ihn nannte, gerichtet hat. Die Überlegenheit ihres Geistes spricht aus jeder Zeile, mag sie sich nun über Diderots Reformpläne oder über die Staatsperücken lustig machen, welche unter ihrer Leitung den Teschener Frieden zustande brachten.

Katharina II. ist es, welche das Werk Peters I. europäisch vollendet hat. Das angebliche Testament des letzteren ist ein Machwerk, welches, offenbar französischen Ursprunges, unter ihrer Regierung entstanden ist und die Grundzüge der Ideen enthält, welche nicht Peter, wohl aber Katharina ihren Nachfolgern zu empfehlen keinen Anstand nahm. Allen ihren Ministern überlegen, fand sie in ihren zahlreichen Günstlingen geringe Unterstützung. Der abenteuerliche Potemkin war vielleicht der einzige, dessen Energie greifbare Resultate gehabt hat. Nicht vergessen darf man jedoch, daß die gemalten Dörfer, mit welchen er die Augen der Kaiserin in der kurz vorher eroberten Krim täuschte, ein Sinnbild der Kulturzustände abgiebt, welche im allgemeinen damals im russischen Reiche herrschten. Die fata morgana, das Unreelle dieser Zustände, täuschten die Zeitgenossen und drücken heute noch den Epigonen den Stempel des Scheines und der Unwahrheit auf. Trotz alledem sind die Segnungen der langen Regierung Katharinas II. nicht zu verkennen, und der unzerstörbare Zauber ihrer Persönlichkeit erklärt viel sonst Unerklärliches. Für Europa war das verhängnisvollste Ereignis dieser Regierung die Teilung Polens. Ob die Idee derselben preußischen oder russischen Ursprunges war, ist heute müßig zu untersuchen. Eines ist gewiß, die polnische Anarchie, die Zerwürfnisse des durch und durch korrumpierten Adels hatten nach dem Tode Augusts III. einen Grad der Fäulnis erreicht, die von den Nachbarn nicht länger geduldet werden durfte. „Wo das Aas liegt, da sammeln sich die Adler", heißt es in der Schrift. Aber die Art, wie das Aas zerfleischt und zerteilt wurde, konnte nur den Adlern selbst Unheil bringen. Namentlich für die deutschen Teilnehmer, für Österreich und Preußen, wurde diese Bestattung der polnischen Republik ominös. Beide Höfe gerieten durch die Notwendigkeit, das Geschehene zu verteidigen und die immer wieder erwachenden nationalen Erinnerungen

Digitized by Google

der Polen zu unterdrücken, in ein Verhältnis mehr oder minder bewußter Abhängigkeit von Rußland. Niemand hatte dies deutlicher geahnt als Maria Thereſia, die nur mit Widerſtreben in die Teilung willigte. Der letzte Akt dieſer Tragödie vollzog ſich in einer Zeit, in welcher die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Höfe durch den Ausbruch des franzöſiſchen Vulkans ſattſam beſchäftigt war.

Während der kurzen, ſchwankenden Regierung des irrſinnigen Paul I., der nur zur Regierung gelangte, weil Katharina ſtarb, bevor ſie die Abſicht ausführen konnte ihren unfähigen Sohn an der Thronbeſteigung zu verhindern, manifeſtierte ſich der ruſſiſche Einfluß nur in unberechenbaren Herrſcherlaunen. Paul ſpielte mit den europäiſchen Allianzen wie ein ungezogenes Kind mit Puppen und Bleiſoldaten. Dennoch treten aus dem düſteren Hintergrunde dieſer unglücklichen Regierung zwei Perſönlichkeiten hervor, die in den Rahmen der hiſtoriſchen Bedeutung des Reiches paſſen: Roſtoptſchin und Suwarow. Letzterer namentlich zeigte in Italien und in der Schweiz im Gewande eines Barbaren ein Feldherrntalent erſten Ranges und die naturkräftige Tapferkeit des ruſſiſchen Soldaten.

Niemand war wohl je weniger zum Herrſcher geboren und erzogen als der Lieblingsenkel Katharinas II., der ſentimentale, liebenswürdige und ſchwache Alexander I. Sonderbarerweiſe hatte man zum Überfluß dieſem Thronerben einen unfähigen Genfer Republikaner zum Erzieher gegeben. Die Memoiren des Fürſten Adam Czartoryski, des Fürſten Metternich und der Gräfin Edling geben ein vollſtändiges Bild dieſes unglücklichen Fürſten, deſſen Idioſynkraſien ein Menſchenalter hindurch Rußland und Europa beherrſcht haben. Denn man täuſche ſich nicht, trotz aller Willensſchwäche hat Alexander I. thatſächlich für die Machtentfaltung ſeines Reiches mehr geleiſtet als Peter und Katharina. Getrieben mehr als treibend, ein blindes Werkzeug der Vorſehung, erſcheint dieſer Kaiſer als der Beſieger der in Napoleon I. inkarnierten franzöſiſchen Revolution und als der Befreier Europas. Die Rolle, welche er während des Wiener Kongreſſes geſpielt, iſt erſt unlängſt durch die Berichte Friedrich von Gentz'[1]) in das hellſte Licht geſtellt worden. Man erſieht daraus, wie gering der Einfluß war, welchen Metternich auf die Neugeſtaltung der Karte Europas zu nehmen vermochte. Immer gezwungen, klein beizugeben, mußte der öſterreichiſche Staatskanzler ſich damit begnügen, die Beſchlüſſe Rußlands und Englands demütig zu ratifizieren. Dieſe Reſignation muß um ſo ſchwerer geweſen ſein, als niemand beſſer als Fürſt Metternich die Charakterſchwäche des ruſſiſchen Zaren und die Mittelmäßigkeit ſeiner Miniſter kannte. Die Macht der Ereigniſſe iſt ſtärker als die der Menſchen, und die Ereigniſſe hatten Alexander I. oder vielmehr dem von ihm beherrſchten Reiche momentan eine Allmacht verliehen, vor der ſich alles beugte, England ausgenommen, welches die Koalition beſoldet hatte. Zwei Verträge wurden verhängnisvoll für die Geſtaltung Europas: der Vertrag von Kaliſch, welcher Rußland die

[1]) Öſterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geſchichte der Jahre 1813 bis 1815 nach Aufzeichnungen von Friedrich von Gentz. Herausgegeben von Richard Fürſt Metternich-Winneburg. Geordnet und zuſammengeſtellt von Alfons Freiherrn von Klinkowſtröm. Wien 1887.

Digitized by Google

strategisch hochwichtige Stellung von Warschau überließ, und der Vertrag von Ried, welcher dem Souveränitätsschwindel Bayerns zu Liebe die nationale einheitliche Gestaltung Deutschlands unmöglich machte. Die Genesis des für Rußland selbst wie für Deutschland so unheilvoll gewordenen Kongreß-Polens ist aus Adam Czartoryskis Memoiren klar zu erkennen. Alexander I. hatte als Großfürst schon den Polen Versprechungen gemacht, welche der Besieger Napoleons einzulösen sich verpflichtet hielt. Die ganz unpraktische Idee, der Zar aller Reußen könne in Warschau die Rolle eines konstitutionellen Königs spielen, war von Alexander I. ehrlich gefaßt worden. Nachdem er durch unreife liberale Reformprojekte den russischen Staat an den Rand des Verderbens gebracht, zeigte sich auch die völlige Unhaltbarkeit des polnischen Konstitutionalismus.

Nikolaus I. schlug mit gewaltiger Hand die Verschwörung nieder, die seine Thronbesteigung und den Fortbestand des Reiches bedroht hatte. Als sich wenige Jahre darauf, durch die Juli-Revolution ermuntert, die Polen erhoben, erfolgte die gewaltsame Vernichtung der Czartoryskischen Träume. L'ordre régnait à Varsovie, und Warschau verblieb, fester denn je an den russischen Koloß gekettet, in den Händen des Zaren, das gewaltige Außenwerk seiner europäischen Machtstellung. Ganz im Sinne des erdichteten Testamentes Peters I. regierte Nikolaus mit eiserner Hand Rußland und Europa. Sein Einfluß, durch Familienverbindungen überall befestigt, stieg durch die Februar-Revolution und die darauf folgenden politischen Erschütterungen des Festlandes. Damals bildete sich in Rußland der Glaube, ganz Europa sei machtlos gegen die Revolution und werde genötigt sein, Leben und Eigentum seiner Bewohner unter den Schutz des weißen Zaren zu stellen. Österreich, durch zentrifugale Elemente in seiner Existenz bedroht, beging den verzeihlichen, aber nicht minder verhängnisvollen Fehler, Rußlands Hilfe gegen Ungarn anzunehmen. Im eigenen Interesse erdrückten russische Heeresmassen die Polen bedrohende Feuersbrunst in Vilagos, und Paskewitsch meldete dem Kaiser von Rußland: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät." Preußen hatte man in Petersburg schon seit Kalisch als einen Vasallenstaat betrachtet und behandelt. Jetzt kommandierte der Zar in Wien wie in Berlin. Als die sorgsam gehegte Eifersucht beide deutsche Großmächte in einen Krieg zu verwickeln drohte, der dem Zaren nicht paßte, wurden die Leiter der deutschen Regierungen nach Warschau berufen. Es hieß damals, die Vorwürfe des Zaren hätten den Tod des Grafen Brandenburg beschleunigt. Jedenfalls rettete der preußische Minister-Präsident sterbend sein Vaterland, indem er zum Einlenken und Nachgeben mahnte. Daß in Olmütz der russische Gesandte Baron von Meyendorff schiedsrichterlich das große Wort führte, ist bekannt. Irrig ist es daher, von einer Demütigung Preußens zu sprechen. Jedenfalls teilte Österreich diese Demütigung. Denn es war kriegsgerüstet und hätte nach dem Ausspruche der kompetentesten Augenzeugen den Marsch nach Berlin unaufhaltsam[1]) antreten können, wenn der

[1]) Die kompetenten Augenzeugen haben das damalige preußische Heer, ebenso wie viele tüchtige Österreicher im Jahre 1866, offenbar unterschätzt.

Die Redaktion der deutschen Revue.

Digitized by Google

Zar es gestattet hätte. Einige mittelstaatliche Minister haben es dem Fürsten Schwarzenberg zum Vorwurf gemacht, den Krieg im Herbst 1850 vermieden zu haben. Mit Unrecht; die Entsagung, welche sich der österreichische Staatsmann damals auferlegte, beruhte auf gesunder politischer Erwägung. Er wußte, daß ein glücklich beendeter Krieg den Dualismus in Deutschland unberührt gelassen haben würde. Denn Kaiser Nikolaus hätte nicht geduldet, daß dem geschlagenen Preußen auch nur ein Dorf genommen werde, und Österreich war nicht stark genug, sich russischen Diktaten zu widersetzen. Ein glücklicher Krieg hätte daher keine anderen Folgen gehabt als diejenigen, die man in Olmütz erreichte. Berauscht von dem Erfolge, beeilte sich das russische Kabinet, auch in Schleswig-Holstein den Frieden zu diktieren. Ein schmachvoller Handel, welchen Lord Palmerston, um sich am Ruder zu erhalten, damals mit Baron von Brunnow abschloß [1]), drückte das Siegel auf die russischen Errungenschaften. Das Londoner Protokoll von 1850, welches die Integrität der dänischen Monarchie zu Gunsten Rußlands zu einem europäischen Interesse stempeln sollte, bezeichnet den Gipfelpunkt der Machtstellung Rußlands. Der Übermut des bereits gehirnkranken Zaren kannte nun keine Grenzen mehr und dieser Übermut führte zu einer Reaktion, welche den russischen Koloß in seinen Grundfesten erschütterte, ohne jedoch im ganzen und großen an den bestehenden Machtverhältnissen etwas zu ändern. Der Krimkrieg war eine Thorheit, welche nur für kurze Zeit Napoleon zu gute kam und alle seitdem eingetretenen Kriege und Verwickelungen veranlaßt hat.

Rußland, welches sich unter der Regierung eines schwachen und gutmütigen Monarchen langsam erholte, rächte sich an seinen Feinden, ohne das Schwert zu ziehen. Zuerst erhielt Napoleon III. in Stuttgart die Erlaubnis, Österreich zu überfallen und ihm seine italienischen Provinzen zu entreißen. Dann wurde dem Herrn von Bismarck gestattet, Österreich aus Deutschland zu verdrängen. Das über Nacht mächtig gewordene Preußen erhielt dann freie Hand gegen Frankreich, und Fürst Gortschakoff wartete nicht das Ende des Kampfes ab, um Rußland von den lästigen Stipulationen des Pariser Friedens zu befreien. Bald jedoch sollte man in Petersburg erfahren, daß man die Rechnung ohne den Wirt gemacht und daß der deutsche Staatsmann, welchen der eitle russische Kanzler für ein Meteor gehalten, zu einem Fixsterne erster Größe geworden war. Über Nacht hatte sich der Vasallenstaat Preußen in die ebenbürtige Großmacht Deutschland verwandelt. Diese Verwandelung störte alle Berechnungen der russischen Diplomatie. Hinc illae irae. Der Neid ist ein schlechter Ratgeber, und Rußland wird in seinem Interesse gut thun, diesem Ratgeber nicht länger zu folgen. Andererseits wird man in Deutschland wie in Österreich einen Gegner nicht unterschätzen dürfen, der seit dem Krimkriege geräuschlos in Zentral-Asien wie an den Ufern des stillen Ozeans Ländergebiete erobert hat, die an Ausdehnung den Flächeninhalt Österreichs und Deutschlands übertreffen.

Bis jetzt hat Rußland den Weg nach Konstantinopel noch nicht gefunden,

[1]) Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Berlin 1887. Bd. I., S. 460—61.

Digitized by Google

aber es ist schon bis San Stefano gedrungen. England hatte damals noch einen Minister, der an alten Traditionen festhielt. Heute giebt es keinen solchen mehr. Das britische Reich ist auf das tiefste erschüttert. Ob es in dem nächsten Weltkriege eine greifbare Macht in die Wagschale zu werfen hat, ist abzuwarten. Ausreichende Subsidien wird ein aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenes Parlament nicht mehr votieren. Die Schlagfertigkeit der Panzerschiffe ist eine Frage der Zukunft. Der nächste Krieg wird große Überraschungen bringen. Wird derselbe Rußland in den Besitz der Dardanellen setzen? Das ist die Weltfrage, um welche sich alles dreht, die Zukunft Rußlands wie die des britischen und des Deutschen Reiches. Denn dringt Rußland bis nach Konstantinopel und gelingt es ihm, sich dort festzusetzen, dann erst wird es sich zeigen, ob der Koloß stark genug ist, die Verdauung dieses gewaltigen Bissens zu überleben. Ältere russische Staatsmänner, wie Nesselrode und Orloff, fürchteten, die Eroberung des osmanischen Reiches werde den Zerfall des russischen herbeiführen, und erinnerten an das qui trop embrasse, mal étreint. Übersteht jedoch Rußland diesen Verdauungsprozeß, so ist der Zar der Herr Europas, in nicht allzu ferner Zeit zugleich der Gebieter Asiens und der Begründer einer Universal-Monarchie, die ihresgleichen nicht gehabt hat, seitdem die Erde besteht. Caveant consules!

Nachschrift. Vorstehendes war, procul negotiis, ohne Rücksicht auf die brennenden Tagesfragen vor Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages und vor der Rede des deutschen Reichskanzlers vom 6. Februar geschrieben. Die Aufgabe Deutschlands, der Welt den Frieden zu gebieten, hat niemand klarer erkannt als Fürst Bismarck. Er hat zugleich die Bedingungen scharf betont, unter welchen allein die Erfüllung dieser Aufgabe möglich ist. Eine Million Bajonette an der Ostgrenze, eine zweite Million guter Soldaten an der Westgrenze und dahinter kriegsgerüstete Reserven in gehöriger Anzahl — ein anderes Mittel giebt es nicht, den Frieden zu erhalten. Es ist ein kostspieliges Mittel, aber der Reichstag hat wohl daran gethan, dasselbe einstimmig gutzuheißen. Nur so kann Deutschland vor dem Schicksale bewahrt werden, zwischen Hammer und Amboß zu geraten, wie die Chauvinisten in Paris und Moskau zu sagen belieben. Greift Rußland an, so werden die deutschen Regimenter voraussichtlich die Franzosen in der Schlacht von Fontenoy nicht nachahmen und, wie diese den Engländern damals, den Russen nicht zurufen: Messieurs les Russes, tirez les premiers. Sie werden vielmehr in einer thatkräftigen Offensive die wirksamste Defensive suchen und danach trachten, die Ostgrenze des Reiches strategisch vor künftigen Behelligungen sicherer zu stellen, als dieselbe heute ist. Möge man in Petersburg bedenken, daß die Ostsee-Provinzen dann, aber auch nur dann, auf dem Spiele stehen und daß sich Riga und Dorpat leichter angliedern lassen würden als Metz und Straßburg. Denn die Sehnsucht nach russischen Tschinowniks und Popen würde in diesen urdeutschen Städten nicht sehr lebhaft zu Tage treten. Das Wichtigste jedoch wäre, um das russischen Angriffen von zwei Seiten her ausgesetzte Ostpreußen östlich der Weichsel dauernd zu schützen, die Wiederherstellung der im Frieden von Tilsit und in den Wiener Verträgen von 1815 verlorenen Ostgrenze. Namentlich wird sich empfehlen,

Digitized by Google

dem Bären den Warschauer Fangzahn auszuziehen, den verhängnisvollsten Fehler des Wiener Kongresses wieder gut zu machen und das jetzige russische Ausfallsthor in eine deutsche Grenzfestung zu verwandeln. Weder Österreich noch Deutschland begehren ein einziges russisches Dorf. Beschwören jedoch die Panslawisten den Krieg herauf, so wird nach aller menschlicher Berechnung Rußland mehr als ein Dorf verlieren. Das Übel, eine oder mehrere Millionen polnischer Unterthanen mit in den Kauf zu nehmen, ist das geringere, das größere die offene Grenze.

Viele erblicken in Bulgarien den schwarzen Punkt der nächsten Zukunft. Die Gleichgültigkeit, welche Fürst Bismarck zur Schau trägt, ist erklärlich. Das Ländchen an sich ist die Knochen des bekannten pommerschen Grenadiers nicht wert. Bulgarien ist zu einer europäischen Verlegenheit geworden, seitdem der Battenberger den Fehler beging, dem Berliner Vertrage zum Trotz Rumelien zu annektieren. Dort liegen die Schlüssel zu den Balkanpässen, und diese Angliederung hat begreiflicherweise den Wert Bulgariens in den Augen der russischen Kriegspartei erhöht. Einige meinen, die Neutralisierung des Bosporus und der Dardanellen könnte Rußland zu Konzessionen bestimmen, welche eine vernünftige Lösung der bulgarischen Frage ermöglichen würden. England und die Pforte würden nie darauf eingehen. Le remède serait pire que le mal. Den Bosporus und die Dardanellen neutralisieren, heißt dieselben in gegebener Zeit den Russen überliefern. Ein zweites Mal werden letztere den Fehler nicht begehen, den sie im Jahre 1853 begangen haben, als sie einen Botschafter mit einem Paletot anstatt mit einer Kriegsflotte nach Konstantinopel sandten. Denn diese Kriegsflotte konnte von Sebastopol aus früher vor dem goldenen Horn ankern, als die Nachricht von diesem Schachzuge telegraphisch nach London und Paris gelangte. Was papierene Garantieen wert sind, beweist der Pariser Vertrag von 1856, dessen Fetzen Fürst Gortschakoff vierzehn Jahre nach der Unterzeichnung den Pacisceuten vor die Füße warf. Es giebt nur ein Mittel, den Frieden zu wahren, dasjenige, welches Fürst Bismarck angegeben hat.

Die Haut des Menschen.

Von

Julius Budge.

(Schluß.)

Nachdem wir gehört haben, daß die Haut mancher Tiere, so besonders des Chamäleons so außerordentlich rasch seine Farbe wechselt, und daß eine solche Wirkung durch Nervenreiz in erstaunlich kurzer Zeit hervorgebracht werden kann, wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch Seeleneinflüsse beim Menschen die Pigmente verändern. Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß tiefer Kummer das Haar bleichen kann, wie es z. B. von der Königin Marie Antoinette bekannt ist; Einflüsse, welche die Nervenkraft in besonders angestrengter Weise in Anspruch nehmen, führen frühzeitig ein Ergrauen und Erbleichen herbei, d. h.

Digitized by Google

die Erzeugung des Pigments wird träger und stockt, die Pigment erzeugenden Zellen sterben, wie in jedem Organe bald früher, bald später Tod oder Siechtum eintreten kann. Es kommt sogar vor, daß das frühe Ergrauen ganzen Geschlechtern eigen ist und ebenso ein frühes Ausfallen der Haare an manchen Stellen des Kopfes. Die ursächliche Begründung ist, soviel ich weiß, unbekannt. Soviel hingegen wissen wir, daß jedes Pigment aus dem Blute hervorgeht, und daß die Nerven dasselbe beeinflussen.

Zwei Eigenschaften kommen der Einsenkung der Oberhaut, aus der Haare hervorsprießen, zu, welche andere Arten der Oberhaut gar nicht oder nur in beschränktem Maße zeigen, nämlich einmal, daß in den Haarbalg eine oder zwei fettabsondernde Drüsen eingelagert sind, um das Haar vor dem Austrocknen, wozu es sehr geneigt ist, zu bewahren. Sie sondern bei einzelnen Menschen mitunter soviel ab, daß Fettflecken auf Papier sichtbar werden, welches auf die Haut gedrückt wird. Bei anderen Menschen muß künstlich dem Haare Fett zugebracht werden.

Eines zweiten Vorzugs erfreuen sich aber die Haare dadurch, daß an ihrer Einsenkung die Cutis teilnimmt. In der Tasche liegt nämlich ein von der Cutis ausgehender kleiner Muskel ganz in der Nähe der eben beschriebenen Haarbalgdrüse, deren Absonderung er wahrscheinlich befördert, arrector pili genant. Wenn sich derselbe zusammenzieht, so bringt er den Haarschaft in eine Richtung, daß derselbe mehr oder weniger rechtwinkelig zur Hautoberfläche zu stehen kommt. Mit anderm Wort das Haar sträubt sich, d. h. die Haare, welche im ruhigen Zustande in schräger Richtung die Haut passieren, werden vertikal gestellt. Diese Muskeln befinden sich zwar, wie alle Muskeln des Körpers, beständig in einer gewissen Spannung, ohne daß eine sichtbare Bewegung bemerkt werden kann. Wenn hingegen die Haut durch krankhafte Zustände, namentlich infolge der unter der Haut gelegenen geschwächten Muskeln schlaff wird, so entsteht mitunter in diesen kleinen Muskeln eine Art von Lähmung, die sich häufig nur auf eine Körperhälfte beschränkt. In einem solchen Falle, der nicht so ganz selten vorkommt, macht man die Beobachtung bei Männern an dem Backenbarte einer Seite, dessen Haare im Vergleiche zu denen der anderen Seite abwärts geneigt sind. — Umgekehrt wirkt als Reiz auf diese Muskeln die Kälte, und eine versuchshalber angewandte Elektrisierung einer Hautstelle bringt die sogenannte Gänsehaut hervor.

Das Sträuben der Haare entsteht bei Tieren und Menschen, und zwar in Folge von Gemütsbewegungen, welche bekanntlich auch Tieren eigen sind. Namentlich sträuben sich die Haare infolge von Zorn, Schrecken und Angst. Darwin hat in seinem Werke über Gemütsbewegungen zahlreiche Beispiele vom Aufrichten der Haare (Federn und anderer Hautanhänge) bei Tieren und Menschen angeführt.[1] „Die Bewegung," sagt er, „dient dazu, das Tier seinen Feinden oder Nebenbuhlern größer und furchtbarer erscheinen zu lassen und wird allgemein von verschiedenen willkürlichen Bewegungen, die demselben Zwecke angepaßt sind, so-

[1] Ch. Darwin, der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren. Aus dem Englischen übersetzt von Viktor Carus. Stuttgart. 1872. S. 96 und 302.

Digitized by Google

wie von dem Ausstoßen wilder Laute begleitet. Es ist aber eine besondere Frage, ob die Fähigkeit des Aufrichtens ursprünglich zu diesem Zwecke erlangt wurde."

Bei leicht erregbaren und zu Zorn geneigten Menschen, besonders aber bei Geisteskranken richtet sich das Haar vor einem Wutanfall auf; Irrenärzte sehen es für ein gutes Zeichen an, wenn ihr Haar aufhört kraus und unbehandelbar zu sein.[1]) Es gehören jedoch die haarbewegenden Muskeln nicht zu den willkürlichen; niemand ist imstande das Haarsträuben hervorzubringen, wenn er will.

Es scheint mir die Erklärung des Entstehens von Gemütsbewegungen sehr schwierig zu sein, und man kann, wie ich glaube, heutigen Tages sich nur gewissen Vermutungen überlassen, ohne daß man Thatsachen genug anführen konnte, welche zu einem Beweise genügen. Wenn ich nicht irre, so lassen sich dieselben in solche abteilen, welche vollständig unwillkürlich erfolgen, und solche, welche mit Bewußtsein verbunden sind und auf Gewohnheit und Erfahrungen beruhen; auch diese Art ist nicht vollständig willkürlich, es gehört vielmehr eine gewisse Anstrengung dazu, um den Trieb zu hemmen, welcher zu den Bewegungen führt. Bei den Tieren sind alle Gemütsbewegungen unwillkürlich instinktmäßig, bei allen folgen sie den ihnen angeborenen, unveränderlichen Trieben. Dem Menschen hingegen ist eine gewisse, wenn auch beschränkte Freiheit seiner Bewegungen von der Natur anheimgegeben, und diese besteht wesentlich in einer bewußten Hemmung seiner Bewegungen, oder vielmehr der Ausführung derselben, nicht der Triebe dazu.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß gewissen Affekten — wie Zorn, Schreck, Verzweiflung, Freude, Liebe, Haß, Scham, Furcht, Mut u. s. w. — auch bestimmte Bewegungen zukommen. Vielmehr ist meine Ansicht, daß sämtliche Nerven, welche zu Bewegungswerkzeugen, namentlich also zu Muskeln und Drüsen hingehen, bei den Gemütsbewegungen ergriffen werden, jedoch in sehr verschiedener Intensität. Es giebt Muskeln, welche bei dem einen oder anderen Menschen besonders leicht sich kontrahieren, und wieder andere, die größerer Reize bedürfen, ehe sie aus ihrer Ruhe geweckt werden. Man braucht nur in einer redseligen Gesellschaft den stillen Beobachter zu machen, um diese individuelle Verschiedenheit zu erkennen. Derselbe Unterhaltungs- und Erzählungsstoff bewirkt bei dem einen ein Schütteln des Kopfes, bei dem anderen ein Spreizen seiner Finger, hier rückt einer seinen Stuhl näher und ferner, oder klappt sein Kniee aneinander, oder rümpft seine Nase oder schließt seine Augen u. s. w. u. s. w. Der Zorn bleicht bei dem einen das Gesicht und rötet es bei dem anderen, Schreck und Angst erregt bald Bewegungen des Darms und der Harnblase, bald ein zweckloses Herumlaufen, bald Zittern der Glieder u. a. Deshalb kann man schwer glauben, daß bestimmte Affekte und bestimmte Bewegungen sich decken. Vielmehr scheint es, daß Gewohnheiten, die mannigfaltigen Abstufungen der Besinnung, des Mutes, des Entschlusses, der Energie und dann die Widerstandsfähigkeit der einzelnen Organe des Körpers, sie mag geboren oder erzogen sein, das Gewicht

[1]) s. Darwin a. a. O. S. 304.

Digitized by Google

in die Wage legen, wo die Bewegungen angreifen sollen und wie sie sich zeigen.

Eine Grundursache aller Gemütsbewegungen liegt in dem Triebe des Menschen, das Leben sich zu erhalten und zwar dasselbe nicht nur dem Tode zu entziehen, sondern auch in einem Zustande zu erhalten, den der einzelne als ihm zukommenden, als menschenwürdigen, als glücklichen ansieht. Daher entwirft der Mensch, fast unbewußt, aber doch mit starken Zügen in sein Inneres gezeichnet, schon von früh an, auch wechselnd nach Alter und Stellung, ein Bild seiner Zukunft, seines Strebens, der Quantität und Qualität seiner Lebensbedürfnisse. Dies Bild zieht sich wie ein roter Faden durch sein Thun und Lassen, durch seine Gefühle und Handlungen. Er läßt es sich ungern antasten, und wenn es geschieht, dann eben entstehen Affekte.

Außer dem Anteil, welchen die Cutis an dem Haarbalg vermittelst der Haarbalgwurzeln nimmt, ist ein anderer Einfluß von jener noch bedeutender. Der Haarbalg ist, wie erwähnt, eine Schichte der Epidermis. Er deckt daher wie diese und zwar, weil er eine Einsenkung ist, mit ihrem tiefsten Teile die Cutis. Diese ist an der genannten Stelle des Haarbalgs erhaben, für jedes Haar besteht eine Papille, soviel Haare, soviele Hautwarzen, die sich vielleicht auf Millionen bei den meisten Menschen schätzen lassen. Da fast die ganze Haut mit wenigen Ausnahmen behaart ist, so ist daher die Cutis fast überall uneben, diese von dem untersten Teile des Haarbalges (der sogenannten Haarwurzel) bedeckte Papille ist reich an blutführenden Gefäßen und Nerven. Durch die Wände der feinsten, dünnhäutigen Netze der Gefäße dringt Blutwasser und kommt mit der Haarwurzel in Verbindung. Die Haarwurzel enthält aber die haarbildenden Zellen, welche sich erhalten und entwickeln, wenn sie eben der Blutnahrung sich erfreuen.

Die zweite Schicht der Haut wird im engeren Sinn Lederhaut oder corium genannt. In ihr suche man die Grundlage des ganzen Hautlebens, ihr Baumaterial macht sie fest und elastisch, sie ist das wesentlichste Gefühlsorgan, eine reiche Menge von Blut durchströmt sie, ihre Ausbreitung im Gesicht drückt hauptsächlich die Züge aus, in denen das Gemüt sich ausspricht, sie öffnet den Organen des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs die Wege, durch dieselbe gehen die Kanäle der Transpiration, sowie die Haare nach außen, kurz alles, was in den Körper eingeht und aus ihm sich abscheidet, passiert die Lederhaut. Die Dicke derselben zeigt sich an verschiedenen Körperstellen verschieden, sie schwankt ungefähr zwischen $^1/_2$ und $2^1/_2$ mm. Am stärksten ist sie an der Hand- und der Sohlenfläche, sogar schon bei Embryonen, so daß also diese Verdickung nicht allein von Bewegung dieser Teile herrührt. Eine Mächtigkeit von nur 0,65 mm hingegen zeigt z. B. das Corium der Augenlider.

Die Elastizität der Lederhaut bekundet sich unter anderem bei Geschwülsten, bei Wassersucht u. s. w., wo nach deren Abnahme sie sich wieder mehr oder weniger zusammenzieht.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist eine von Wundärzten schon vor längerer Zeit gemachte Beobachtung, daß Verletzungen, welche mit runden, in eine Spitze ausgehenden Instrumenten gemacht sind, keine runde Wunde, sondern eine ovale Öffnung hinterlassen. — Auch an der Leiche kann man mit Einstechen von Pfriemen in die Haut nicht runde, sondern nur spaltförmige Öffnungen hervorbringen. Dies rührt davon her, daß das Gerüst der Haut aus einem faserigen Gewebe, dem sogenannten Bindegewebe, gebildet ist. Die Fasern desselben sind nicht filzartig verflochten, sondern wie Kette und Schluß in ein Netz zusammengefügt[1]). Die bindegewebigen Fasern der Haut sind in kleine Bündelchen vereinigt, und diese Bündelchen sind von einer besonderen Art von Fasern umgeben, welche unter dem Mikroskope anders aussehen, eine andere chemische Beschaffenheit als das Bindegewebe haben und elastische Fasern genannt werden. Dieselben unterstützen die auch dem eigentlichen Bindegewebe zukommende, jedoch viel geringere Elastizität, sie mögen aber auch noch eine ähnliche Wirkung haben, welche man auch den zum Gerben der Tierhäute angewandten Mitteln zuschreibt. „Diese haben nämlich die Bestimmung, sich auf die Bindegewebe-Fasern niederzuschlagen, dieselben einzuhüllen und das Zusammenkleben der Fasern beim Trocknen zu verhindern“[2]). Durch das elastische Gewebe, welches die Bindgewebbündelchen einhüllt, mögen diese gleichfalls an Festigkeit gewinnen, ohne ganz mit einander zu verschmelzen. Die Haut ist fest genug, um nicht leicht zu reißen, und dient ferner den Muskeln des Gesichts zum Ansatz. In den meisten Körperteilen sind die Muskeln an den Knochen angewachsen, die Gesichtsmuskeln hingegen mit einem Ende wenigstens in die Haut eingefügt. Dadurch wird erklärlich, daß die Haut die Gesichtszüge kundgiebt, obwohl diese von den Muskeln ausgehen, und daß sie bleibenden Ausdruck annimmt, je nachdem die Gesichtsmuskeln öfter und öfter zur Bewegung gelangen und das Mienenspiel wiederholen.

Ein überaus reiches Adernetz und ebenso zahlreiche Nervenausbreitungen mit ihren stumpfen Enden verleihen dem Corium einen besonders lebhaften Stoffwechsel und eine die meisten inneren Organe übertreffende Empfindlichkeit.

Unmittelbar unter oder ganz in der Tiefe der Haut finden sich zwei Organteile, welche nicht nur zur Erhöhung ihrer Schönheit beitragen, sondern auch die Gesundheit des ganzen Körpers anzeigen und fördern, nämlich die sogenannten Knäueldrüsen und das Fettpolster. Die ersteren heißen auch Schweißdrüsen, weil von ihnen die Ausdünstung der Haut und die Schweißbildung ausgeht. Beide sind sehr reich von Blutgefäßnetzen durchzogen, die absondernde Thätigkeit beider ist wieder an Zellen gebunden, welche hier wie überall spezifische Kräfte äußern.

Jede Schweißdrüse kann man sich vorstellen wie einen Schlauch, der aus zwei ununterbrochen zusammenhängenden Stücken besteht. Das eine Stück ist ein etwas gebogener, im ganzen aber gerader Kanal, welcher durch die Lederhaut und durch die zwei Schichten der Oberhaut durchgeht, in der Hornschicht derselben gedreht

[1]) Langer, Anatomie der äußeren Formen des menschlichen Körpers. Wien 1884. S. 17.

[2]) Wagner-Fischer chemische Technologie. 12. Ausgabe. Leipzig 1886. S. 736.

Digitized by Google

wie ein Korkzieher aussieht und an der freien Oberfläche derselben mündet. Die Mündung ist nur an zwei Stellen mit bloßen Augen etwas trichterartig erweitert zu sehen, nämlich an der Hand und der Fußsohle. Es ist schon oben S. 326 davon die Rede gewesen, daß auf den Riffen der Hand die Papillen in zwei Reihen stehen und daß zwischen denselben eine schmale Straße zu andern Zwecken vorhanden sei. In dieser schmalen Straße erscheinen die Schweißdrüsen-Mündungen. An der übrigen Haut sind die letzteren zu klein, um ohne Vergrößerung sichtbar zu werden. — Man nennt dieses oben beschriebene Stück der Schweißdrüse den „Ausführungsgang" derselben. Er ist einfacher gebaut, wie die gleich zu beschreibende eigentliche Drüse, entsprechend seiner Aufgabe, nur die Flüssigkeit, welche von der Drüse abgesondert ist, fortzuführen.

Die Drüse selbst ist zwar auch ein Schlauch, welcher aber wie ein Knäuel gewickelt ist und im Innern stumpf endigt. Sie ist aber dadurch von dem Ausführungsgange in ihrem Bau verschieden, daß die auf der Innenfläche befindlichen Zellen eine andere Struktur und damit auch eine andere Bestimmung haben, als diejenigen des Ausführungsganges gewähren, daß ferner um den Schlauch noch eine Membrane unterschieden werden kann, in welcher bei größeren Drüsen eine vollständige Lage von Muskeln besteht, die bei kleineren hingegen nur vereinzelt vorkommen. — Wo im Körper Muskeln sind, bestehen auch Nerven, und da ist Bewegung möglich, und diese kann keine andere Wirkung haben, als daß die Drüse verengt und ihr Inhalt fortbewegt werden muß. Aus der Flüssigkeit der sehr zahlreichen Blutgefäße können die Zellen des inneren lichten Raumes der Drüse die Stoffe anziehen, zu denen sie Affinität haben, und dies sind die Bestandteile der Ausdünstung und des Schweißes.

An manchen Körperstellen sind die Schweißdrüsen besonders groß, so z. B. in der Achselhöhle, in welcher sie mitunter bis 5 mm messen und natürlich dem bloßen Auge vollkommen sichtbar sind. An den meisten Hautstellen bedarf man zu ihrer Untersuchung des Mikroskops.

Man kann die Schweißdrüsen aus der Haut der Achselhöhle ganz vollständig isolieren, wozu die Salpetersäure mit überschüssigem chlorsauren Kali vorzüglich taugt. Es erscheint dann das äußerst zierliche Präparat sehr deutlich, das ovale Bläschen ganz mit Fett umhüllt mit seinem Inhalte, dem verknäuelten Schlauche, dem etwas gewundenen Anfangsteile und dem korkzieherartigen Endteil. In Verbindung mit der übrigen Haut gewinnt man die Anschauung an erhärteten Hautstücken, aus denen man durchsichtig-feine Schnitte macht, durch das Mikroskop.

Die Schweißdrüsen finden sich am Rücken sehr sparsam, an Hand- und Sohlenfläche sehr zahlreich, ungefähr im Verhältnis wie 1:7. An der gesamten Haut sie zu zählen, würde ein einzelner schwer fertig bringen. Eine freilich nicht genaue, doch einigermaßen zur Schätzung geeignete Untersuchung hat ergeben, daß die Annahme von mehr als zwei Millionen Schweißdrüsen auf der Haut gewiß nicht übertrieben ist[1]).

[1]) Krause in R. Wagners physiologischem Handwörterb. II., S. 133.

Digitized by Google

Von allen Drüsen des Körpers, welche man genauer kennt, weiß man, daß sie fortwährend in Thätigkeit sind, wie auch die Muskeln. Der Grad ihrer Thätigkeit ist aber sehr verschieden. So tritt z. B. aus der Leber beständig oder doch mit geringen Unterbrechungen die Galle, die Absonderung vermehrt sich aber beträchtlich, wenn das Organ vom Magen aus in Erregung versetzt wird. So ist es bei den Nieren, so bei den Speicheldrüsen der Fall. Man wird daher auch etwas Gleiches bei den Schweißdrüsen vermuten dürfen. Durch Versuche weiß man übrigens, daß eine sogenannte unmerkliche Ausdünstung auf der Haut beständig vorhanden ist, welche auf die Schweißdrüsen bezogen werden kann. Werden diese aber angeregt, so entsteht eine merkbare Ausscheidung, der Schweiß. Unter den Erregungen obenan steht die Wärme der Haut, dann aber auch kennt man bereits schweißtreibende Mittel und Nerven, welche auf die Schweißabsonderung wirken.

Die Haut wird warm von außen und von innen, d. h. durch warme Luft und durch Bewegung der Muskeln. Beides dehnt die Adern aus und bedingt mithin ein stärkeres Austreten von Blutwasser aus den Wandungen der feinsten derselben, und aus dem Blutwasser schöpfen die Zellen der Schweißdrüsen das Material. Letzteres wird hier zu dem eigentümlichen Sekret umgewandelt.

Wenn man sich sämtliche Schweißdrüsen der Haut zu einem Organe vereinigt denkt, so würde dies vielleicht nicht viel weniger Raum einnehmen als die Nieren. Durch die Haut entleert der Körper daher eine Menge Stoffe, wenn die Blutgefäße derselben hinlänglich weit, wenn die Drüsenzellen hinlänglich thätig sind und endlich, wenn auf der Oberfläche die Verdunstung unbeschränkt bleibt.

Die Nieren haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem fingierten Schweißorgane. In ihnen finden sich gleichfalls bläschenartige Körperchen, jedoch eng zusammengedrängt, welche mit Blutgefäßen sehr innig zusammenhängen, wenn auch in anderer Art als die Schweißdrüsen. Nieren und Schweißdrüsen haben Beziehung zu einander, indem vermehrte Absonderung in jenen, verminderte in diesen und umgekehrt hervorbringen. Wenn der Blutdruck in den Schweißdrüsen sich mehrt, nimmt der in den Nierenbläschen ab und umgekehrt. Diese Schwankungen zwischen beiden Sekretionen können sehr rasch eintreten, so z. B. wenn nach hoher Lufttemperatur schneller Umschlag erfolgt.

Die Nerven in den Schweißdrüsen werden auch bei Gemütsaffekten in Mitleidenschaft gezogen. Bei vielen Menschen tritt infolge von Angst und Verlegenheit kalter Schweiß auf. Die Drüsenmuskeln drücken den Inhalt der Schläuche aus, ohne daß die Wärme der Haut vermehrt ist. Aus einer oben gegebenen Erörterung wissen wir, daß Gemütsaffekte entstehen, wenn die Erhaltung des Lebens bedroht ist oder dem Individium bedroht scheint.

III.

Die Haut in Beziehung zur Körperwärme.

Von allen Bedürfnissen des Menschen ist keine dringender als die Eigenwärme zu erhalten. Der Herzschlag, das Atmen, die Nahrungsaufnahme dienen in erster Reihe

Digitized by Google

dazu, um dem Körper die nötige Wärme zu bringen. Ja eine große Menge von Beschäftigungen des Menschengeschlechts dient denselben Zwecke. In die Seele ist ein Trieb hineingelegt, der von dem Augenblicke der Geburt an nach Mitteln dazu sucht, und der im Gehirne und Rückenmarke seine materielle Unterlage findet

Vor der Geburt ist das anders. Da ist es die Wärme, welche das Kind im Leibe der Mutter von dieser als altes Erbteil von Geschlecht zu Geschlecht — Genuß ohne Arbeit — empfängt und bis zum Augenblicke der Trennung sich erhält. Die Arbeit beginnt mit dem ersten Atemzug, ohne Atmen keine Wärme mehr. — Und von da an giebt's auch keine Körper-, ja auch keine Seelenarbeit mehr, wenn nicht alle Organe am Atmen Teil haben.

Der alte Hippokrates, den man den Vater der Heilkunde nennt und der ungefähr in der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. lebte, nennt die Wärme eine eingeborene (ἔμφυτον θερμόν). Sie bedarf, sagt er, daher die meiste Nahrung, sonst nimmt der Körper ab. Greise haben wenig Wärme und bedürfen wenig Brennmaterial[1]). Er vergleicht also, was beachtenswert genug ist, die Nahrungsmittel mit dem Brennmaterial, wie wir es heute nach mehr als 2000 Jahren noch thun. — Freilich hat Hippokrates die Wahrheit nur dunkel geahnt. Viele Zeitalter sind bereits hingegangen, ehe man dazu gekommen ist, was heut zu Tage jedem Naturforscher als unbezweifelte Thatsache gilt, daß die Wärme nach der Geburt immer von neuem bereitet werden muß, wie die Wärme im Ofen, daß sie wie diese sich verliert, weil sie von Ort zu Ort fortschreitet, daß sie wie diese ein Verbrennungsprozeß ist; nur mit dem Unterschiede, daß anstatt des Brennmaterials die Nahrung gebraucht wird und daß der Zuzug der Luft durch Muskelkraft (der Atmungsmuskeln), welche ein Werk der Natur ist, zustande kommt.

Die Wirkung der Wärme auf den Menschen zu schildern, war von jeher eine beliebte Aufgabe der Dichter, und die Mythologie feiert in Prometheus, der das Feuer vom Himmel stahl, die gewaltige Kraft. Der Dichter läßt ihn also klagen:

Heil gebracht
Hab' ich der Menschheit und ich trage elend das Joch.
Im Fenilstab verschlossen barg des Feuers Quell
Ich als verstohlene Beute, sie, die Segensborn
Und Lehrerin jedweder Kunst der Menschen ward.
Hört der Menschheit Weh,
Und höret, wie ich das kindisch Volk — so war's vordem —
Vernünftig machte und Besinnung ihm gab.
Wer in Krankheit sonst verfiel,
War hülflos ganz, heilkräftige Speise hat er nicht,
Und man siechte hin, bis den Armen ich
Der Wunderkräfte mannigfache Mischung wies.
Äschylos († 456 v. Chr.). Der gefesselte Prometheus.

Das Gedeihen allen Lebens, des pflanzlichen so gut wie des tierischen, ist, wie es scheint, an Wärme gebunden, die Grenzen hingegen, zwischen welchen die

[1]) Hippokrates (Aphor. I., 14) gebraucht den Ausdruck ἐπεκκαύματον, was soviel bedeutet, als Zunder oder Holz zum Anmachen.

Digitized by Google

von der Wärme abhängige Lebensfähigkeit der mannigfaltigen Organismen von der Natur gezogen sind, wechseln ganz außerordentlich. Es ist hier nicht der Ort, um zu zeigen, wie von der Eiseskälte bis zur Kochhitze und selbst über jene Grenzpunkte hinaus Leben möglich ist. Soviel ist aber sicher, daß die Wesen, welche der Mensch in die oberste Reihe der Erdengeschöpfe stellt, am meisten von einem genauen Grade der Wärme ihres Körpers abhängig sind, nämlich die warmblütigen Tiere: Säugetiere und Vögel.

Im Mittel ist die Wärme des gesunden Menschen 37° C. (= 29.6 R. 99 Fahrenheit). Ebenso verhält sich die der Säugetiere, die der Vögel ist höher 41—44° C. An allen zugänglichen Teilen des Körpers gemessen, ist sie bis auf wenige Bruchteile gleich, unter den verschiedensten Breitengraden, bei größter Wärme oder Kälte der Luft, bei Tag oder Nacht.

Nordenskjöld berichtet z. B.: „Wir sind Tag für Tag und Nacht für Nacht nach dem Observatoriumshause hin und zurück bei starkem Winde und einer Kälte von — 30 bis 40° C. gegangen, Frostschäden treten selten ein, auch nicht an den Füßen." — Die englischen „Physiker Fordice und Blagden hatten sich 30 Minuten in Räumen aufgehalten, deren Luft bis auf 48,8° C. erwärmt war und noch bis auf 54,4° stieg. Dennoch zeigte das Thermometer unter der Zunge nur 37,7° C. Der Puls schlug 145 mal in der Minute, die Haut war ganz rot, die Blutadern waren angeschwollen, das Atmen jedoch nur wenig verändert. Der Schweiß rann in Strömen. — Diese Versuche wurden von 5 Ärzten wiederholt und zeigten dieselben Resultate, sogar als die Luftwärme bis 88° C. erhöht war. In demselben von heißer Luft erfüllten Raume wurde Eiweiß von Hühnereiern hart und Beefsteak gut zubereitet. — Wenn gegen die Hand vom Beobachter die Luft ausgeatmet wurde, so hatte er das Gefühl der Abkühlung in der Hand, weil die Lungenluft die geringere Eigenwärme des Körpers trotz der wärmeren Zimmerluft annahm. Wenn er gegen das Thermometer ausatmete, so fiel die Skala.

Aus allen Beobachtungen geht hervor, daß im menschlichen Körper, sowie in dem aller Säugetiere und Vögel, Einrichtungen vorhanden sein müssen, durch welche sich die Wärme stets gleich erhält, eine sogenannte Eigenwärme, welche bei andern als den genannten Tierklassen nicht besteht. — Die äußere Luft, welche die Haut umfließt und in die Lungen beim Atmen eindringt, mag wärmer oder kälter sein als der Körper, sie verändert dessen Temperatur nicht. Freilich giebt es auch hier eine Grenze. Denn nach einer längeren Einwirkung einer zu heißen oder zu kalten Luft erlahmen endlich die Widerstände. — Als ein Beispiel mag der in neuerer Zeit vielfach untersuchte Hitzschlag gelten, welcher besonders bei den Mannschaften, welche bei hoher Lufttemperatur in der Sonne marschieren, nicht selten eintritt. Er entsteht, wie noch neuerlich der Stabsarzt Dr. Hiller nachwies, wesentlich durch die Kleidung der Soldaten, welche die Wärme lange Zeit

[1]) Nordenskjöld, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig. 1852. I. S. 432. 436.

[2]) Philosophical Transactions 1775 T 65, S. 463.

Digitized by Google

zurückhalten. „Je höher die Kleidertemperatur ist, desto langsamer erfolgt die Wärmeabgabe des Körpers durch die Haut.“ Es wurde wiederholt die Temperatur des Körpers bei Menschen, die vom Hitzschlag befallen waren, von 45° und mehr Graden C. gefunden, bei welcher das Blut nicht mehr seinen Verrichtungen genügen kann und nun vom Gehirn aus der Tod erfolgt.

Besonders auffällig erkennt man den Einfluß zu großer Wärme, wenn man Hühnereier künstlich in der Maschine ausbrütet. Steigt die Wärme etwas über 44° C (= 35, 2 R.), so erkennt man schon nach kurzer Zeit kaum mehr das Blut als solches in den Adern. Der ganze Körper des toten Hühnchens im Ei ist schlaff und unansehnlich. —

Daß nun aber bei beträchtlich hoher und beträchtlich tiefer Lufttemperatur der Körper sich erhalten kann und diesen lebensbedrohenden Einflüssen widersteht, wird im ersten Falle durch die Haut, im letzteren durch die Muskeln bewirkt. Die Verdunstung der Hautausdünstung, hervorgerufen durch die ohne Zuthun des Willens vermehrte Thätigkeit der Schweißdrüsen, erzeugt Kälte, und die willkürliche, instinktmäßig erzeugte Muskelbewegung bedingt Wärme.

Muskelbewegung und Wärme lösen sich einander ab, die erstere ist eine sogenannte fortschreitende, die Wärme eine sogenannte molekulare Bewegung. Jede der Willkür unterworfene Muskelfaser besteht nämlich aus einer sehr großen Anzahl der Länge nach aneinander gereihter, mehr oder weniger viereckiger Plättchen, zwischen welchen eine andere Substanz enthalten ist. Wenn sich ein Muskel zusammenzieht und sich verkürzt, so geschieht dies dadurch, daß sich diese Plättchen einander nähern. Die Arbeit, welche letztere thun, ist, wenn auch nicht mit bloßen Augen, doch mit dem Mikroskope sichtbar. Es ist eine fortschreitende Bewegung. Die Wärme ist aber auch eine Bewegung, die man aber nicht sieht, sondern fühlt. Es muß aber doch eine Bewegung sein, weil ein ferner erwärmter Gegenstand nach einiger Zeit von unserer Haut wahrgenommen wird. Gerade so ist das Licht eine Bewegung, welche man auch nicht sieht, welche aber eine Einwirkung auf unser Auge macht. Ich habe oben auseinandergesetzt, daß man überhaupt eine Bewegung nicht sehe, sondern nur auf eine Bewegung schließe, wenn man sich überzeugt hat, daß irgend ein Körper den Platz, den er eingenommen hatte, nicht mehr einnimmt. Jede Bewegung erfolgt nach gewissen Gesetzen, nach welchen die Richtung, in der die Bewegung eintritt, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie erscheint, wissenschaftlich, nach vorausgegangenen Beobachtungen bestimmt werden. Wenn man nun eine Bewegung nicht sieht, aber ihr Dasein erschließen muß, so ist es auch gerechtfertigt, etwas körperlich Unsichtbares zu unserer Verständigung zu fingieren. Eine solche Hypothese hat man auch für die Gesetze der Wärme aufgestellt. Man denkt sich nämlich, daß das ganze Weltall von einer äußerst dünnen Flüssigkeit, die man Äther nennt, erfüllt sei. Wir sprechen von verschiedenen Richtungen und verschiedener Geschwindigkeit, welche die Ätherteilchen auf unsere Sinne machen. Derselbe Äther, welcher in dem Auge die Empfindung des Lichtes hervorbringt, erzeugt auf der Haut die Empfindung von

Digitized by Google

Wärme. Nicht der Äther ist verschieden, sondern Haut und Auge sind spezifisch verschieden; erstere tastet, letzteres sieht.

Daß die Wärme eine Bewegung und nicht, wie man lange Zeit annahm, ein Stoff sei, ist keine neue Vorstellung. Schon der berühmte englische Kanzler Franz Baco von Verulam (1561—1626), ein Zeitgenosse von Galilei, Kepler, Shakespeare, sagt in seinem 1620 erschienen Hauptwerke[1]), in welchem er die Grundsätze aufstellt, nach denen man die Naturwissenschaften betreiben soll und welche heut noch gültig sind: die Wärme ist eine Bewegung, die sich nur auf die kleinen Teilchen des Körpers bezieht. — Daß es so sei, suchte später Rumford durch unanfechtbare Versuche darzuthun.

Jedoch wurde weder dem Ausspruch Bacos noch auch den Versuchen von Rumford die Beachtung geschenkt, welche sie verdienen, und zwar aus dem Grunde, weil für die Wärmebewegung keine Vergleichung mit anderen sichtbaren und meßbaren Bewegungen sich darbot. Klar wird eine Vorstellung erst, wenn der Körper, den man sich vorstellt, nach Maß und Gewicht bestimmt werden kann. Diese Eigenschaften bedürfen stets der Vergleichung. Man kann Höhe, Breite und Dicke eines Gegenstandes oder den Druck, den er ausübt, nicht anders ausdrücken, als wenn man einen zweiten nach diesen Verhältnissen bekannten Gegenstand daneben hat. Um für die Wärmebewegung eine Vergleichung zu finden, mußte erst eine Idee in die Wissenschaft eingeführt werden, welche von Beobachtung ausging und durch Beobachtungen geprüft werden konnte. Diese Idee sprach zuerst J. R. Mayer[2]), ein deutscher Arzt, aus: Eine Kraft kann nie vergehen, sondern nur eine andere Form annehmen; wie auch die Materie nie untergeht, sondern nur andere Formen annimmt.

Nehmen wir ein Beispiel. Durch die willkürliche Bewegung des menschlichen Armes wird eine Kugel zum Rollen auf der Erde gebracht. Die in den Muskeln vorhandene Kraft teilt sich der Kugel mit. Sie läuft immer langsamer und langsamer, endlich ruht sie ganz. Mit Recht schreibt man diese Erscheinung den Widerständen zu, welche die Bewegung erfährt, vorzugsweise der Reibung durch die Erdbodenfläche. Diese Bewegung war eine fortschreitende Bewegung. Man erklärte das Aufhören derselben daraus, daß dieselbe durch die Widerstände erschöpft sei. Nach der jetzt geltenden Ansicht hört die fortschreitende Bewegung der Kugel allerdings auf, aber die Energie oder Kraft, mit welcher sie sich bis jetzt bewegt hat, ist nicht in ein nichts verschwunden, sondern sie vergeht nicht, verwandelt sich bloß. Die Kugel ist warm geworden und das Maß der Wärme ist gerade so groß wie das Maß oder die Größe der Bewegung. Die Bewegung sieht man durch das Auge, die Wärme fühlt man durch die Haut; beides kann man auch durch Werkzeuge, welche der menschliche Geist erfunden hat, messen. Wir wollen ferner die Fiktion machen, die Kugel wäre von einem minder haltbaren Material, so würde sich die äußerste Oberfläche während der

[1]) Franz Bacos neues Organon, übersetzt von J. H. v. Kirchmann. Berlin 1870. S. 243. Buch II., Art. 20.

[2]) J. R. Mayer in Liebigs Ann. 1842.

Digitized by Google

Bewegung mehr oder weniger abbröckeln. Diese Masse, welche sich loslöst, geht zwar der Kugel verloren, aber sie ist unvertilgbar, erscheint nur in einer anderen Form. Ein Tier verzehrt etwa die weggefallenen Teilchen, sie gelangen in sein Blut u. s. w.

Ein anderes Beispiel. Es ist eine allgemein bekannte Sache: wenn unter den nötigen Bedingungen Sauerstoff und Kohle zusammen kommen, verbrennt die Kohle, sei es im Ofen oder der Lampe, sei es im keimenden Getreide, oder wie sonst. Der Sauerstoff muß einen Weg machen, um zur Kohle zu gelangen, er stürzt sich, wie ein berühmter Naturforscher sich ausdrückt, auf die Kohle.[1]) Diese Bewegung sehen wir freilich nicht, was vielleicht geschehen würde, wenn der Sauerstoff ein gefärbtes Gas wäre, aber niemand bezweifelt das Dasein der Bewegung. Sie wird unterhalten, solange man den Zutritt des Sauerstoffes nicht versperrt. Sobald die Vereinigung der beiden Stoffe vollbracht ist, entsteht Wärme, der Verbrennungsprozeß ist im Gange. Die Ätherbewegung ist erfolgt, sobald das Ziel der fortschreitenden Bewegung erreicht war. Die letztere wird von der Wärme abgelöst.

Es ist eine schöne, großartige Idee, welche auch von dieser Seite das Ewige, das Unvergängliche in der Natur zeigt, welche den Geist des Menschen so recht mit dem Gedanken einer unerforschlichen Weisheit erfüllt.

Ebenso wie die fortschreitende Bewegung sich in Wärme umsetzt, verwandelt sich auch die molekulare Ätherbewegung, die man eben Wärme nennt, in fortschreitende Bewegung.

Die Wirkung des Dampfes, welche wir tagtäglich vor unseren Augen haben, was ist sie anders als eine Wandlung von Wärme in fortschreitende Bewegung?

Der englische Forscher Joule hat nun durch fein ausgedachte Versuche dargethan, wie sich die Bewegungsenergie, welche sich durch Wärme kund giebt, zu der Bewegungsenergie verhält, welche sich durch fortschreitende Bewegung kund giebt, wieviel Wärme z. B. notwendig ist, um ein Gewicht ein Meter hoch zu halten. Ich will jedoch, um mich nicht zu weit von unserem eigentlichen Gegenstande zu entfernen, nicht weiter diese Untersuchungen erörtern.

Die gleichbleibende Wärme des Körpers des Menschen und der warmblütigen Tiere ist ein fortwährender Übergang der fortschreitenden in eine molekulare Bewegung, d. h. in Wärme. Die wesentlichste fortschreitende Bewegung ist die chemische, obenan der Verbindungsweg zwischen Sauerstoff und Kohlenstoff, d. h. zwischen geatmeter Luft und Nahrung. Die Nahrung wird Körpersubstanz, und aus verschiedenen Bestandteilen ausreichender Nahrung wissen die verschiedenen spezifischen Zellen der einzelnen Körperorgane das herauszufinden, was hier, was dort zum Leben erforderlich ist. Die meisten Teile des Körpers sind bewegungsfähig und bewegen sich, am meisten die Muskeln und Drüsen, eigentlich richtiger gesagt, die Zellen, sie kennen keine Ruhe; wenn sie wachsen, wenn sie

[1]) Man vergleiche das vortreffliche Buch von Tyndall: „Wärme als Bewegung", welches auch ins Deutsche übersetzt ist.

Digitized by Google

Stoffe aufnehmen oder abscheiden, wenn sie sich fortpflanzen, machen sie fortschreitende Bewegung, aus der, wie gesagt, Wärme hervorgeht, sobald die unausbleiblichen Widerstände auftreten.

Die Zellen allein gestalten noch nicht das vielgliedrige Leben, der zweite gleichberechtigte, gleich wirksame, ja noch wirksamere Hebel ist der Sauerstoff, welcher, aus den Lungen ins Blut übergegangen, beständig aus der Körpersubstanz den Kohlenstoff herauszuholen bestrebt ist. Gerade aus dieser letztgenannten fortschreitenden Bewegung geht nun der größte Teil der Wärme hervor.

Alle die fortschreitenden Bewegungen werden von Nerven beherrscht, und das Nervensystem der warmblütigen Tiere muß so eingerichtet sein, daß es gerade dasjenige Maß von Bewegungen veranlaßt, welches den Wärmegraden entspricht, die diesen Tieren und dem Menschen als die lebenserhaltenden von der Natur angewiesen sind.

Das Blut trägt den Sauerstoff in alle Körperteile vom Scheitel bis zur Sohle, überall durch sich stets mehr und mehr teilende und kleiner werdende Gefäße dahin geleitet. Aus den Wänden der kleinsten oder Kapillargefäße tritt der Sauerstoff in die zwischen diesen Gefäßen befindliche stickstoff- und kohlenhaltige, aus der Nahrung hervorgegangene Körpersubstanz und stürzt sich auf diese, und so entsteht, wie schon erwähnt, Wärme. Die Wärme des Bluts ist die Wärme des Körpers. — Unterbindung einer Hauptader zieht Kälte des Teils nach sich, in dem sich jene verbreitet.

Die Wärme muß einen Abfluß haben, sonst würde sie den Körper zerstören. Dieser Abfluß geschieht durch die Haut. Die Wärmebewegung ist flüchtig; hat sie die Oberfläche der Haut erreicht, so mischt sie sich mit der stets kälteren Luftwärme. Gerade soviel als durch die Haut abfließt, gerade soviel erzeugten die fortschreitenden und unaufhörlichen Bewegungen. Um das Gleichgewicht zu erhalten, werden nach physikalischen Gesetzen die Hautadern erweitert in erhöhter Wärme der Luft, und aus ihnen fließt mehr Blutwasser zu den Schweißdrüsen, welche die größere Verdunstung und Abkühlung veranlassen. Nimmt die Luftwärme ab, so werden die Gefäße verengt, das Blut fließt in der Haut rascher und erneuert sich öfter. Dadurch vermehrt sich wieder die Wärme.

Die Haut fühlt aber auch den Wechsel der Temperatur. Es ist wahrscheinlich, aber noch nicht erwiesen, daß auch die Nerven zur Regulierung der Wärme wesentlich beitragen.

Durch die Haut wird also jedenfalls eine Wärme-Zirkulation zwischen dem menschlichen Körper und dem Luftmeere hergestellt. Die Luft gewährt dem Menschen den Sauerstoff, die lebenden Zellen bedürfen desselben zu den von ihnen ausgehenden Bewegungen, diese wandeln sich in die molekularen Bewegungen der Wärme um, welche an die Luft zurückkehrt, vermittelt durch die Haut.

Digitized by Google

Francesco Crispi.

Von

Siegmund Münz.

(Schluß.)

III.

Die besonnene Erwägung hielt den allerwärts lodernden Funken zurück; denn man hätte durch voreiliges Handeln das sich in Piemont in stiller Entwickelung vorbereitende Werk der Diplomatie stören können und zog es vor, die Annexion Parmas, Modenas, der Marken und Toscanas geduldig abzuwarten.

Im ersten Frühling 1860 hatte sich all' das glücklich vollzogen, nicht ohne daß zum großen Schmerze Garibaldis, des Sohnes der Stadt Nizza, Nizza und Savoyen das Opfer dieser Erfolge geworden. Es kam der Mai 1860, das große Jahr im Leben Garibaldis und Crispis, das Jahr der Auferstehung Siziliens. Der Ruhm des Schlachtengottes von Caprera hat den des sizilianischen Revolutionärs einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, in Wirklichkeit aber war es Francesco Crispi, der den Bourbonen den Inselboden untergraben und denselben für die allitalienische Saat der „Tausend von Marsala" vorbereitet hatte. Und andererseits wiederum drängte er, in Genua angekommen, Garibaldi zum Insurrektionszuge nach Sizilien. Diese mythische Heldenexpedition „der Tausend" hat Crispi mit lebendiger Farbe am 27. Mai 1885, dem 25. Jahrestage der Befreiung Palermos, vor den Bürgern dieser Stadt und in Anwesenheit der noch am Leben befindlichen Helden von Marsala, im Politeama (Theater) Garibaldi geschildert. Mit feierlicher Andacht rief er die Schatten der damals Gefallenen und der während des seither verflossenen Vierteljahrhunderts Dahingeschiedenen an, vor allen den Heldenschatten Garibaldis. „Der erhabene Führer ist tot. Tot ist Sirtori, sein kenntnisreicher und unerschrockener Adjutant. Tot Nino Bixio, ein moderner Achilles. Tot Carini, der treffliche Heerführer von Calatafimi. Tot Nullo, der Bannerträger der Humanität. Tot La Masa, der kühne Rebell von 1848. Tot Enrico Cairoli, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Tot sind so viele Vorläufer und Mitarbeiter unserer nationalen Verschwörungen und Schlachten von 1860. In die Freude über unsere Freiheit mischt sich die trauervolle Erinnerung an jene Männer. Doch der Gedanke ermutige uns, daß ihre Seelen uns umflattern und zu hochherzigen Unternehmungen anspornen."

Und ein anderesmal erzählte er die „garibaldinische Legende" folgendermaßen: „Mit den „Tausend" auf dem Meere war Garibaldi und Gott. Als wir landeten, da hatten wir von Marsala bis Palermo Garibaldi und das Volk Siziliens auf unserer Seite. In der Nacht des 5. Mai sammelten sich die Freiwilligen bei Quarto, am Morgen des 6. schifften sie sich ein auf dem „Piemonte" und dem „Lombardo". An den ersten zwei Tagen kannte niemand das eigentliche Ziel der kleinen Flotte, die doch diesmal wirklich die Schicksale Italiens trug. Einige glaubten, sie steuere nach dem päpstlichen Gebiete, andere, sie steuere nach Kalabrien; die wenigsten

Digitized by Google

wußten, daß es nach Sizilien gehe. Als man in Erfahrung gebracht, daß Garibaldi am 7. Mai in Talamone gewesen und von dort, nachdem er sich mit Munition versehen, abgereist sei, da schweifte das Denken der Staatsmänner Italiens in tausend Phantasien aus. Als ein Häuflein Garibaldiner das römische Gebiet überschritt, da wuchs die Angst; man glaubte, Garibaldi wolle jenen Plan verwirklichen, um dessen willen er einmal verhaftet worden. — Auf hoher See fuhren wir dahin und auf ungewohnten Bahnen. In sechs Tagen legten wir einen Weg zurück, den man sonst in 24 Stunden zurückzulegen pflegt. Am Morgen des 11. Mai war die kleine Flotte nahe den Egaden angekommen. Als wir von Quarto abgesegelt waren, da hatte Garibaldi bestimmt, bei Porto Palo zwischen Trapani und Girgenti zu landen; aber auf den Egaden angekommen, brachte er in Erfahrung, daß die bourbonischen Truppen die Nacht früher Marsala verlassen hatten und daß die Flotte des Königs Franz gen Osten ihre Richtung genommen. So entschied er sich denn für Marsala. Schwer wüßte ich zu schildern, in welcher Geistesverfassung wir während der Vorbereitung der Expedition, während der Reise und bei unserer Ankunft in Sizilien waren. Es waren die Jahre der Poesie. An der Seite Garibaldis schien alles möglich; wir sahen keine Gefahren, wir fürchteten keine Hindernisse. Die Sehnsucht beschleunigte das Handeln; unser Wille erschien uns als unser Himmelreich. Wir zogen in den Hafen ein: Garibaldi landete zur Linken auf dem „Piemonte", Birio kehrte mit wunderbarem Ungestüm nach rechts. Die neapolitanische Flotte war durch den Küstentelegraphen von unserer Ankunft verständigt worden und kam uns darauf hin schnell entgegen; mitten im Feuerregen setzten wir den Fuß ans Land — aber schon war Marsala unser. Die Nacht vom 11. auf den 12. Mai verbrachten wir wachend; wir erwarteten den Feind, der sich jedoch nicht blicken ließ. Wir mußten gen Calatafimi marschieren, um ihm zu begegnen. In Calatafimi verfügte General Landi über 8000 Mann jeglicher Gattung: Kavallerie, Artillerie, Infanterie und Jäger. Garibaldi dagegen hatte kaum 1600 Mann, und diese waren mit schlechten Gewehren versehen — von 100 Karabinern abgesehen, die in den Händen von Genuesen waren; und von jenen 1600 Mann gingen nicht einmal alle ins Treffen. Der Feind lagerte auf einem Hügel, „il pianto dei Romani" im Volksmunde genannt. Dieser Hügel befindet sich unterhalb des Berges, auf dem die Stadt Calatafimi thront. Mehrmals hatte uns der Feind herausgefordert, aber Garibaldi hieß uns uns ruhig verhalten, und doch befand sich schon jener in Schußweite. Endlich brach die Schlacht an; die Freiwilligen, an ihrer Spitze Garibaldi, stiegen zum Angriffe empor, die Schüsse aus dem feindlichen Lager dezimierten sie. Man erreichte die Stelle, wo der Feind in Reih' und Glied aufgestellt war. Zäh und hart wurde gekämpft, mehrmals kam es zum Angriffe; als die Soldaten des Bourbonen Verstärkungen erhielten, da schien es, als ob sie uns aus dem Felde schlagen sollten. Das italienische Banner, auf dem das Schild Savoyens prangte, ward mit Gewalt zu Boden geworfen, Schiaffino umklammerte es sterbend und ließ es keinen anderen nehmen; Menotti (Garibaldis Sohn) erfaßt es darauf, — der Kampf dauert fort, und den Bourbonen ist es nicht vergönnt, sich des

Digitized by Google

heiligen Banners zu bemächtigen. Garibaldi ruft in Mitten der Seinen: „Wir müssen siegen oder sterben — niemand darf zurückweichen. — Noch einmal vorwärts mit dem Bajonett, und der Feind ist besiegt.“ —

In Talamone schon hatte Garibaldi Crispi zum Mitglied seines Generalstabs ernannt. Kaum in Marsala angekommen, proklamierte dieser die Diktatur jenes im Namen Victor Emanuels, des Königs von Italien. Die Worte „Italia e Vittorio Emanuele“ standen fortan an der Spitze der von der diktatorischen Regierung erlassenen Dekrete, und Crispi, der Sekretär des Diktators, verfaßte die auf die provisorische Administration sich beziehenden Proklamationen. Zu dieser seiner politischen kam die militärische Thätigkeit; er hatte sich in der Schlacht von Calatafimi am 15. Mai ausgezeichnet, er rückte nun an der Spitze eines Freiwilligenkorps am 27. Mai in Palermo ein. Hier erließ er in seiner Eigenschaft als Staatssekretär der Diktatur wenige Stunden nach der Einnahme der Hauptstadt einen Aufruf, durch den der Bourbone als abgesetzt und Victor Emanuel als Herrscher von Sizilien erklärt ward. Hierauf übernahm er in der Regierung der Diktatur das Ministerium des Innern. Garibaldi setzte über die Meerenge, um nun gegen Neapel vorzurücken, und Agostino Depretis, der Vertreter der sardinischen Regierung, wurde Prodiktator über Sizilien. Crispi zerfiel mit diesem, da er ein Gegner der von Cavour und dessen Mandatar betriebenen unmittelbaren Annexion der Insel war. Er hatte noch in Palermo ein neues Journal „Il Precursore“ ins Leben gerufen, als er seinem Herrn und Meister nach dem Kontinent folgte. In Neapel teilte er sich während der Diktatur Garibaldis mit Agostino Bertani in das Staatssekretariat; im Ministerium Liborio Romano's übernahm er das Portefeuille des Äußern. Als es nach den ruhmvollen Kriegsthaten, denen der Bourbone erlag, zur Volksabstimmung im ganzen Königreich Sizilien kam, da formulierte Crispi den Text des Plebiscits: „das Volk will Italien einig und unteilbar mit Victor Emanuel als konstitutionellem König und dessen legitimen Deszendenten.“ 1 310 265 stimmten im Neapolitanischen mit Ja, 10 102 mit Nein; in Sizilien 432 054 mit Ja, 667 mit Nein. Crispi hatte, dem Beispiele Liborio Romano's folgend, seine Demission als Minister gegeben; darauf zog er sich für einen Augenblick ins Privatleben zurück.

Mit 1861 beginnen seine Meisterjahre. Seit jenem Jahre, in welchem sich das sardinische Parlament ins nationalitalienische verwandelte, bis auf den heutigen Tag hat er ununterbrochen in der Kammer gesessen. Zuerst Deputierter des sizilianischen Städtchens Castelvetrano, des korallen- und alabasterreichen, in der Nähe der Ruinen von Selinunt gelegenen Ortes in der Provinz Trapani, vertauschte er später dieses sein Mandat mit dem von Tricarico, einem Städtchen der neapolitanischen Provinz Potenza, und nun ist er seit längerer Zeit Vertreter des ersten Wahlbezirkes von Palermo.

Auf den Bänken der Linken neben Garibaldi und Brofferio nahm er seinen Sitz. Wiewohl radikal, trat er doch stets entschieden für die Monarchie ein, in offener Kammer legte er einmal das Bekenntnis ab: „La monarchia ci unisce, la republica ci dividerebbe“; ja im Jahre 1865 veröffentlichte er sogar eine

Digitized by Google

Flugschrift unter diesem Titel. Er hatte so den republikanischen Satzungen Mazzinis offen den Krieg erklärt. Es hat ihm nicht an Gegnern gefehlt, die ihn „einen Mazzinisten aus Überzeugung und Monarchisten aus Opportunismus, Interesse und Ehrgeiz" nannten. Er hatte nicht aufgehört, die verschiedenen Kabinette zu bekämpfen; er war ein Gegner Cavours, ein Gegner Ricasolis, ein Gegner sogar Ratazzis, ein Gegner Farinis, ein Gegner Minghettis, ein Gegner Della Marmoras gewesen. Ein Mitglied der garibaldinischen Aktionspartei, konnte er sich mit dem Gedanken nicht aussöhnen, daß die Banner Roms und Venedigs noch lange von schwarzem Flor umhüllt bleiben sollten. Die Verbitterung, die sich infolge Aspromontes, wo „die königliche Musketenkugel" den Befreier Siziliens verwundete, der ganzen radikalen Partei bemächtigte, erfüllte auch das Herz Crispis, und er gab sich, wie dies verbitterten Menschen eigen zu sein pflegt, Jahrelang als eine polemische Natur aus Prinzip. Für die leitenden Staatsmänner hatte er den Titel „die Büreaukraten Piemonts". Diesen gegenüber trat er in der Kammer im Vereine mit seinen demokratischen Parteigenossen für Vereinfachung der etwas komplizierten Administration ein; den Finanzministern Sella und Minghetti — es waren gerade diejenigen, die das Staatsdefizit allmählich meisterten — hatte er Verschwendung vorgeworfen; mit Eifer plaidierte er für Einziehung der Kirchengüter. Sehr warm nahm er sich seiner sizilianischen Heimat in der Kammer an: er hatte im Jahre 1862 Geldunterstützungen und die Garantie für ein Anlehen von zehn Millionen für Palermo erlangt; er trat für Regelung der Schulden der schwerbelasteten Kommunen Siziliens ein; er forderte die Regierung auf, Sizilien für die infolge der Revolution demselben erwachsenen Nachteile zu entschädigen. Er eiferte gegen die Kabinetsjustiz, mit der ihm manche Polizeiorgane der Insel vorzugehen schienen. Er verlangte die Autonomie der Bank von Sizilien und setzte sich dafür ein, daß die Wohlthat des Bodenkredits seiner Heimat zu gute kam.

Im Jahre 1865 trat er mit einem ganzen politischen Programm vor seine sizilianischen Wähler: Reduktion der Beamten — Erhöhung der Beamtengehälter — größere Autonomie der Munizipien, munizipale Polizei — Progressive Einkommensteuer, Befreiung derjenigen von der Steuer, die nur über ein Existenzminimum verfügen — Neueinrichtung und Bewaffnung einer Mobilgarde, die zur Befreiung Venedigs von der Fremdherrschaft beizutragen hätte — Autonomie der Universitäten — Auftrag an die Provinzen und Kommunen den Elementarunterricht zu überwachen, der unentgeltlich und obligatorisch zu sein hätte — Gelegenheit zu Krediten für den Kleinbesitz und die Kleinindustrie — Errichtung neuer Heerstraßen — Verdoppelung der Dampfer auf den tyrrhenischen und adriatischen Linien — Vermehrung der Posten und Telegraphen — Reformen im Organismus der Zentralregierung, wie z. B. Abschaffung von zwei bis drei Ministerressorts — Beseitigung der Möglichkeit dessen, daß auf die Beamten, vom Thürsteher an bis zum Generalsekretär im Ministerium, irgend ein politischer Druck seitens der Regierung geübt werde — Verantwortlichkeit der Minister einem Gerichtshofe gegenüber — absolute Trennung des legislativen vom

Digitized by Google

exekutiven Berufe, demnach Ausschließung der Beamten von der Kammer — Verbot, daß die Mitglieder des Parlaments öffentliche Stellungen annehmen — Nichtwählbarkeit derjenigen, die sich in dem Staatsinteresse dienende Unternehmungen oder gar Pachte eingelassen haben — Umwandlung des Senats in eine Wahlkörperschaft, so daß dieser in Zukunft mehr keine Emanation des Monarchen-Willen wäre — Passives Wahlrecht für die Kammer habe der 25jährige im Besitze der bürgerlichen und politischen Rechte befindliche Bürger, passives Wahlrecht für den Senat der 30jährige — Aktives Wahlrecht haben alle Italiener vom 21. Lebensjahre an, die lesen und schreiben können — Bezahlung des parlamentarischen Mandats, damit auch dem Armen und zumal dem Arbeiter der Eintritt in die gesetzgebenden Körperschaften ermöglicht werde — Weitestgehende Preßfreiheit — Abschaffung der Todesstrafe, deren Beibehaltung ein Widerspruch gegen die Prinzipien der Freiheit und Zivilisation sei.

Es war ein entschieden demokratisches Programm. Wie ernst er es mit der Gedankenfreiheit nahm, bewies er, als er Alberto Mario, den bekannten Vertreter eines föderalistisch-republikanischen Nationalstaates, vor den Assisen von Florenz verteidigte. Dieser stand, der Majestätsbeleidigung angeklagt, vor Gericht, weil er, zum Deputierten von Modica gewählt, das Mandat in der Weise ablehnte, daß er in einem Zeitungsartikel darlegte, es widerstrebe ihm, den Eid der Treue einem König zu leisten, der das Blut Garibaldis bei Aspromonte vergossen. Es war der 27. April; der Verteidiger erinnerte die florentinischen Geschworenen daran, daß heute der Jahrestag der toskanischen Unabhängigkeit sei: „Wenige Jahre sind es her, daß ihr euch mit imposanter Einstimmigkeit von der Tyrannis emanzipiertet, die engen Grenzen eures Kleinstaats überschreitend, habt ihr euch der Nation einverleibt. In jenem Jahre fügtet ihr euch einer politischen Ordnung ein, die der heiße Wunsch eurer Väter gewesen. Mit ihrem Blute haben diese die Gefilde von Montanara und Curtatone gefärbt. Ihr, meine Geschworenen, seid heute berufen, zu zeigen, daß euer damaliges Votum euch wirklich erlöst hat. Im Namen der Freiheit habt ihr gekämpft; sprecht ihr den Angeklagten schuldig, dann seid ihr Gegner der Preß-, Gegner der Gedanken-Freiheit, Gegner eurer selbst." Die schlichte Beredsamkeit des Demokraten verfehlte nicht, großen Eindruck auf die Geschworenen zu machen. Mario ward freigesprochen.

Crispi hält viel auf seine Ehre; wird er in dieser angegriffen, dann ruht er nicht, bis er rehabilitiert ist. Das zeigte er, als die Mailänder Verlagsbuchhandlung Treves im Jahre 1869 eine Sammlung von Briefen Giuseppe La Farinas, des einstigen erbitterten Gegners Crispis in Sizilien, veröffentlichte. Da machte dieser, im Bewußtsein, daß in den Schriftstücken viele ungerechte Invektiven gegen ihn und seine Freunde vorkamen, eine Klage gegen den Verleger Treves und den Herausgeber Ausonio Franchi beim Tribunal in Mailand anhängig. Pasquale Stanislao Mancini, der berühmte Advokat und Staatsmann, vertrat die Sache des Klägers, hervorragende Zeugen, wie Depretis und Pallavicini, sagten zu seinen Gunsten aus, und Ausonio Franchi, der bekannte Rechts-

Digitized by Google

gelehrte und Schriftsteller, der in gutem Glauben an die Darlegungen La Farina's dem Andenken desselben durch jene Publikation hatte nützen wollen, ward zu einmonatlichem Kerker verurteilt.

Crispi hörte indessen nicht auf, im florentiner Parlament oppositionelle Politik zu machen. Vergebens hatte ihn „der eiserne toskanische Baron" Ricasoli vor Ausbruch des Krieges mit Österreich aufgefordert, als Justizminister ins Kabinet einzutreten, vergebens erneuerte dann der ihm näher stehende Rattazzi den Antrag — er bekämpfte vielmehr diese Männer in Florenz, wie er sie einst in Turin bekämpft hatte. Rattazzis Benehmen gegen Garibaldi in den der Tragödie von Mentana vorangehenden Tagen sollte Crispi bald belehren, wie sehr er in Sachen der römischen Frage von jenem Staatsmanne abweiche. Als Oppositionsmann machte Crispi auch gerne den Cato — eine Eigenschaft, die vielleicht mehr von gutem Willen als vollendetem Geschmack zeugt. Wie sehr auch gegenüber einer schlechten Regierung das Amt des Cato ein notwendiges und fruchtbares ist, so ist doch zwischen dem Censor im gegebenen Falle und dem Berufs-Cato ein gewisser Unterschied. Der letztere verfällt nur zu oft ins Unrecht und in Geschmacklosigkeit. Dieser Gattung von Pseudodemokraten gehörte Crispi allerdings nicht an, aber immerhin hat er anläßlich eines der traurigsten Vorgänge im parlamentarischen Leben Italiens unbestimmte Anklagen gegen einige Mitglieder der Rechten erhoben, als ob sich diese in schmutzige Geschäfte eingelassen hätten. Wir wollen das sensationelle Ereignis, das noch in der Erinnerung mancher sein dürfte, die den Vorgängen jener Epoche gefolgt, in Kürze erzählen.

Der Finanzminister des Kabinets Menabrea Cambray-Digny hatte mit geringer Stimmenmehrheit in der Kammer die Verpachtung der Tabaksregie an eine Aktiengesellschaft durchgesetzt. Bald darauf schwirrten Gerüchte durch die Luft, es sei dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen, gewisse Deputierte hätten von den Aktionären Trinkgelder angenommen. Eines schönen Tages wurden der Publizist Giuseppe Civinini, Deputierter von Pistoia, und der Advokat Raimondo Brenna, Deputierter von San Vito, im Mailänder Journal Gazzettino Rosa offen der Bestechung geziehen. Crispi galt als Verfasser des betreffenden Artikels. Als sich das lombardische Journal infolge der Klage jener beiden Deputierten vor Gericht zu verantworten hatte, da vermochte die Redaktion nicht den Beweis der Wahrheit anzutreten und wurde verurteilt. Crispi hatte sich, auf den Artikel 288 des Strafgesetzes sich berufend, zufolge dessen die „Advokaten und Prokuratoren nicht verpflichtet werden können, über Vorgänge vor Gericht auszusagen, zu deren Kenntnis sie nur infolge ihnen von seiten ihrer Klienten behufs Ausübung ihres Berufes gemachter Enthüllungen oder vertraulicher Mitteilungen gekommen sind", geweigert auszusagen, denn er gab an, von seinen Klienten, den Chefs des Bankhauses Weil-Schott, vertrauliche Daten bekommen zu haben, die in ihm jenen Verdacht hervorgerufen hätten — die Interessen der bei der Tabaksregie beteiligten Klienten wolle er aber nicht schädigen. Diese entbanden ihn des Geheimnisses. Die Sache kam vor die Kammer und dann vor eine parlamentarische Untersuchungskommission, da Crispi sich auch im offenen Parlament geweigert hatte, seine Anklage

Digitized by Google

zu begründen. Zu dem sizilianischen Ankläger gesellte sich ein anderer, der berüchtigte Deputierte von Thiene, Major Cristiano Lobbia, und die Zahl der Angeklagten nahm zu, als man auch den venetianischen Deputierten, Ingenieur Paolo Fambri, verdächtigte. Wie würdevoll Crispi auch vor der Untersuchungskommission auftrat — er wies hin auf sein bisheriges makelloses Leben — so machten doch seine Aussagen den Eindruck, als ob er sich nur vom Hörensagen über das Vorgehen gewisser Deputierter unterrichtet hätte. Die Kommission sprach Civinini völlig frei, Brenna und Fambri tadelte sie einfach, „da diese beiden Deputierten sich an einem von der Kammer kurz zuvor genehmigten Geschäfte beteiligt und dadurch Argwohn erregt hätten." Daß Crispi Civinini verdächtigt hatte, erschien später um so härter, als dieser bald darauf in Pistoia in größter Armut starb.

Daß die Linke neben Rattazzi und Depretis in Crispi ihren Führer sah, hatte sie bewiesen, indem sie, als Ricasoli im Januar 1867 mit einem Gesetzentwurfe über die Freiheit der Kirche und die Liquidation der Kirchengüter vors Parlament trat, den Sizilianer zum oppositionellen Berichterstatter erwählte. Schon während der Jahre 1865 und 1866 hatte dieser neben Depretis die Würde eines Vizepräsidenten der Kammer bekleidet; als es im Jahre 1868 zur Wahl des Präsidenten kam, da blieb er gegenüber dem Regierungskandidaten Mari in der Minorität.

Wenn er sich auch im Laufe der Jahre zu maßvolleren Anschauungen bekennen lernte, so hielt er doch treu zu dem Vorbild seiner früheren Tage, Garibaldi. Kaum hatte er vernommen, daß die Regierung die regulären Truppen gegen die Freiwilligenschar Garibaldi's ausrücken zu lassen gedenke, als er sich, um einen solchen Zusammenstoß zu beschwören, in das Feldlager des Helden nach Mentana begab, um auf den Geist desselben mildernd einzuwirken. Es ist bekannt, wie wenig es nützte; denn einige Tage darauf ereignete sich die Tragödie von Mentana, ein würdiges Gegenstück zu Aspromonte. Was Mentana nicht bewirkte, hat Sedan bewirkt. Crispi gehört zu denjenigen, die nach der Gefangennahme des Franzosenkaisers für die sofortige Besetzung des von den Truppen Napoleons nunmehr entblößten Rom aufs eifrigste eintraten. Der langjährige Traum der Italiener war erfüllt, als Rom Hauptstadt des Königreichs geworden.

Wir sagten es bereits: Schon während der Florentiner Zeit hatte Crispi als Parteiführer einen Rattazzi fast ebenbürtigen Platz in der Kammer eingenommen. In dem Augenblicke, als dieser tot war, trat er um so mehr neben Depretis in den Vordergrund. In althergebrachter Weise hielten die beiden in der Parteihauptmannschaft ihm nachfolgenden Männer dem Verstorbenen den Nachruf in der Kammer. Es war am 5. Juni 1873: Depretis hatte soeben in Rattazzi „den unvergleichlichen Führer" seiner Partei beklagt, da erhob sich Crispi und sprach folgende Worte: „Der ehrenwerte Depretis hat mit Recht gesagt, daß diejenigen, die auf dieser (der linken) Seite des Hauses sitzen, durch den verhängnisvollen Tod Urbano Rattazzis ihren Führer, ihr Haupt verloren haben. Ich füge nur hinzu, daß sich ein Nachfolger schwer wird finden lassen. Gestern sah ich ihn noch auf dem Sterbelager; das erste, wonach er mich mit

Digitized by Google

lebhaftestem Interesse fragte, war: Was macht die Kammer? Ich nahm Abschied von ihm, und er flüsterte die wenigen Worte: Haltet die Partei zusammen, damit sie eng geschlossen und stark bleibe. (Bewegung.) Solch' ein Vermächtnis, das doch wohl auch die andere Seite des Hauses zu achten verstehen wird, soll diejenigen, die auf diesen Bänken (der Linken) sitzen, an ihre Pflichten gemahnen. Die parlamentarischen Institutionen können der Parteien nicht entraten, ohne diese können sich jene nicht halten und auf das allgemein Wohl hinarbeiten. Wanken die Parteien oder fehlen sie gar, dann kommen die Institutionen in Gefahr."

Seinen Worten gemäß ist Crispi stets Parteimann gewesen, und gewiß bedurfte es bei ihm einiger Entsagung, wenn er von jenem Posten aus, wo Urbano Rattazzi in der Turiner Zeit so oft gesessen, als ihn die Kammer zum Präsidenten wählte, sagte: „Ich werde jederzeit den Platz im Auge haben, auf den mich Ihr Vertrauen berufen, und zu vergessen suchen, von wannen ich gekommen."

Längst schon war Crispis Name über die Grenzen Italiens hinausgedrungen, als dieser bei seiner vor ungefähr einem Jahrzehnt unternommenen Reise den maßgebenden Politikern Europas von Angesicht zu Angesicht entgegentrat. Wer erinnert sich nicht, daß sein Name in jenen Herbsttagen 1877 in aller Munde war, als Crispi, ohne, wie man sagte, mit einem offiziellen Mandat der vaterländischen Regierung ausgestattet zu sein, von Hauptstadt zu Hauptstadt wanderte? Man sah ihn damals in Wien, Budapest, Berlin, London, man kam ihm allerorten entgegen und ganz besonders in Berlin, wo ihm zu Ehren eine Anzahl von Abgeordneten, an ihrer Spitze Bennigsen, ein Bankett gaben, bei dem es nicht an Trinksprüchen auf die Verbrüderung zwischen Deutschland und Italien fehlte. Der Traum von damals hat sich seither einigermaßen auf diplomatischem Wege erfüllt, und wenn auch Deutschland und Italien noch nicht verbrüdert, so sind sie doch wenigstens mit einander verbündet. Und während die Nationalliberalen, die Crispi damals feierten, seither in ihrer Metamorphose zur Regierungspartei im deutschen Reichstage geworden, ohne noch immer zur Regierung selber gelangt zu sein, steht dieser heute an der Spitze seines Landes, hat es nimmer nötig, auf Spazierfahrten nicht offizielle politische Missionen vom Zaune zu pflücken, sondern leitet provisorisch die auswärtigen und (definitiv) die inneren Angelegenheiten seines Landes mit der Macht eines energischen Geistes. Er sitzt ja heute nicht zum erstenmal auf der Ministerbank; in einer historischen Epoche, in jenen Wintertagen des Jahres 1878, als der erste König des einigen Italien und der letzte Papst-König des Kirchenstaates starben, verwaltete er im zweiten Kabinet Depretis durch drei Monate das Portefeuille des Inneren. Die Tüchtigkeit, mit der er damals seinem Amte vorstand, ist in aller Erinnerung. Er schob in weiser Mäßigung anläßlich des letzten Konklaves die Eröffnung des Parlaments hinaus, um der Welt den guten Willen der italienischen Regierung zu zeigen, der in der Achtung vor dem Garantiegesetze gipfelte. Er war eben genug opportunistisch, einem Gesetze, das eine seinem Standpunkte gegnerische Partei nach ihm vielleicht nicht allzu sympathischen Prinzipien ins Leben gerufen hatte, keine Hindernisse zu bereiten, sobald er selber am Ruder war. Er wollte es verhindern, daß etwa

Digitized by Google

ungestüme Parlamentarier in der offenen Kammer unzeitgemäße Interpellationen an das Kabinet richteten oder gar das Kardinalskollegium durch Worte verletzten. So hat er sich denn durch seine entschiedene Haltung beim Regierungsantritte Humberts I. und Leos XIII. nicht weniger bemerkbar gemacht als durch sein kurz zuvor entwickeltes Regierungsprogramm, das infolge seines durch Familienangelegenheiten, die man coram publico erörterte, herbeigeführten Sturzes bis heute zum Teile unerfüllt geblieben. Dies bestand in den schon oben erwähnten Forderungen: Ausdehnung des Stimmrechtes auf weitere Klassen der Bevölkerung, Listenskrutinium, Entschädigung der Deputierten für ihre Mühe, Ausschließung der Beamten von der Kammer, Umwandlung des vom König ernannten Senats in eine gewählte Körperschaft, größere Selbständigkeit der Kommunen. Man weiß, daß sich Depretis einen Teil des Crispi'schen Programms zu eigen gemacht und auch verwirklicht hat; daß aber andererseits Crispi zu praktisch ist, um in ungestümem Drange gewisse schwer durchführbare Punkte desselben vor die gesetzgebenden Körperschaften des Landes zu bringen, hat er erst vor kurzem bewiesen, indem er, der achtundsechzigjährige Mann, der in jüngeren Jahren Mazzinist gewesen, vor den Grauköpfen des Senats anläßlich der Gesetzesvorlage über die Präfekten und der aus dem Schoße des Senats hervorgegangenen Anregung diese Körperschaft zu reformieren die Resignation besaß, seine eigenen Wünsche zu zügeln und der Form nach konservativer zu erscheinen, als er wirklich ist. Vor etwa einem Jahrzehnt beglückwünschte Gambetta einen Italiener dazu, daß Italien einen Crispi habe, „dessen mächtige Hand bestimmt sei, ein Wunder zu vollführen, die Befestigung der konstitutionellen Monarchie und die Herstellung der royalistischen Demokratie." In jener Zeit hatte sich auch Gambetta, der frühere jugendliche Doktrinär, bereits zum politischen Opportunisten entwickelt, und vielleicht sah er, wenn auch nicht der Sache, so doch der Form nach, in dem damaligen gereiften Staatsmanne Crispi die zukünftige Phase seines eigenen, noch nicht völlig gereiften Ichs. Seither ist auch Crispi noch reifer geworden; es ist logisch, daß ein Parteiführer eine Regierung spornt, daß ein Regierender aber die fortgeschrittensten Parteimänner zügelt. Ein Jahr, eine so kurze Spanne Zeit, kann in dieser Beziehung Wunder wirken. Der Sizilianer, der noch anläßlich der letzten politischen Wahlen im Mai 1886 mit einiger Heißblütigkeit Reformen in Menge vor seinen Wählern im Politeama-Theater Garibaldi zu Palermo predigte, empfindet es jetzt, wo er alle Macht besitzt, vielleicht schwer genug, zu viel auf einmal in Aussicht gesetzt zu haben. Er hat die Geister beschworen, er muß sie nun bannen. Die Reformen, die er versprochen, wird er wenigstens zum Teil durchführen müssen, wenn er sich nicht die Opposition derjenigen erwecken will, die einst seine politischen Freunde gewesen. Denn gar leicht führt in Italien einen nach Macht lüsternen Parteienhäuptling der unbefriedigte persönliche Ehrgeiz ins Lager des Gegners über.

Es gehört fast einiger Mut dazu zu erwarten, Crispi, der noch vor zwei Jahren in dem Oppositionsmännern eigentümlichen Idealismus proklamierte, eine anständige Regierung müsse sich vor allem aller jener persönlichen Machtmittel berauben, durch die sie einen Druck auf die öffentliche Meinung des Landes übe,

Digitized by Google

solle ganz nach seinen Worten handeln. Der parlamentarische Kritiker, der das Werk des politischen Künstlers in jedenfalls anerkennenswerter Kraft der Negation zerfetzt, wird, sobald er selber die Kunst der Staatsleitung übt, zum Gegenstande einer vielleicht nicht immer beifälligen Kritik.

Wird Crispi jene politischen Ideale, denen er im Mai 1886 vor seinen Wählern in der Hauptstadt Siziliens das Wort gesprochen, wirklich durchführen? Er verlangte damals von der von ihm angefeindeten Regierung eine gewisse Dezentralisation der Verwaltung; man müsse, wenn man es mit dem Staate ehrlich meine, die Attribute der Regierungsgewalt zu Gunsten der lokalen Behörden schwächen, Englands autonomes Verwaltungs-System solle Anwendung auf Italien finden. Und da betonte er: auf diesem Wege werden der Minister und der Deputierte etwas unabhängiger von einander werden; hat dieser von jenem nichts zu fordern, dann fehlt dem Minister die Gelegenheit zur parlamentarischen Korruption. In der That hat der Vertreter von Palermo auf einen Krebsschaden hingewiesen, an dem der italienische Staat so sehr leidet. Während nach außen hin Italien in seiner Repräsentanz und im Prinzip ein Bild der Reichseinheit bietet, pflegt der leitende Minister hinter den Koulissen des Parlaments regionalen „Einflüssen" zu unterliegen und auf Kosten des Nationalstaats den Deputierten dieser und jener Gegend, um in ihnen die unvermeidlichen Nummern der Majorität nicht zu verlieren, Konzessionen an den lokalen Geschmack zu machen; Fälle, in denen der regionale Egoismus geradezu die moralische Einheit des Königreichs gefährdet, könnte man in Menge anführen. Und Crispi hatte Recht, wenn er in dieser Beziehung Depretis heftige Vorwürfe machte; denn gerade unter dem Alten von Stradella hat das System der parlamentarischen persönlichen Gefolgschaft zum Unheile des Landes geblüht. Mit Recht hatte jener auch gewisse traurige Zustände des Landes getadelt; das langwierige Untersuchungsverfahren und die Abhängigkeit der gerichtlichen von den politischen Organen sei ein großes Übel. Aber vor allem mögen wir begierig sein, ob Crispi den Mut haben wird, die Verantwortlichkeit der Minister und der öffentlichen Funktionäre überhaupt in der von ihm als Oppositionsmann vor einem Jahre angedeuteten Weise gegenwärtig als Minister durchzuführen. Er begegnete sich in diesem Verlangen mit den Häuptern der sogenannten Dissidentenpartei, hervorragenden und energischen Männern wie Spaventa und Di Rudini. Wenn er, der Demokrat, ernstlich an der Durchführung seiner einstigen Vorsätze arbeitet, dann wird ihm kaum die Unterstützung jener konservativsten Elemente des Parlaments fehlen. Große Aufgaben harren des Staatsmanns, der, ausgerüstet mit seltenem administrativen Vermögen und mit unbeugsamer Energie, die Zügel der Regierung vor wenigen Monaten in die Hand genommen hat. Es scheint, als ob ihm die Götter schon am Anfang seiner Herrschaft gnädig seien, denn von allen Seiten bringt man ihm das größte Vertrauen entgegen, und es ist, als ob im Augenblicke, wo sich das Grab über den von der Parteien Leidenschaft im Leben so sehr verfolgten Depretis schloß, der Hader der parlamentarischen und journalistischen Cliquen zu Gunsten eines Mannes verstummte, über dessen politische Ideale

Digitized by Google

das Bekenntnis des Einzelnen entscheidet, der aber durch Gesinnungstreue, Männlichkeit und makellosen Patriotismus allen imponiert. Schon in Stradella rief man ihm zu, als er nach Depretis' Begräbnisse die Bahnhofshalle verließ, um den Rückweg nach Rom anzutreten, „Viva Crispi." Das Wort „Le roi est mort, vive le roi" ist diesmal in Italien zur Wahrheit geworden. Dem den beiden Zentralmächten aber nunmehr verbündeten italienischen Nachbarstaate dürfen wir, bestärkt durch die Persönlichkeit des neuen Fährmanns, um so eher inneren Frieden nach langen Stürmen des Parteienkrieges wünschen, als es Crispis nicht letzte uns sympathische Eigenschaft ist, daß er ein aufrichtiger Freund des deutschen Volkes und Verehrer des deutschen Geistes ist.

Die Wissenschaften und der Frieden.

Die Deutsche Revue ist von jeher bestrebt, die Friedenspolitik des deutschen Reiches auf allen Gebieten und nach allen Seiten hin, so weit es in ihren Kräften steht, zu unterstützen.

Ein wichtiges und edles Element des Friedens bilden die Wissenschaften, die eine Annäherung aller Nationen durch den ununterbrochenen geistigen Verkehr derselben bewirken.

Beschützen können die Wissenschaften den Frieden allerdings nicht, denn kein Staatsmann und kein General wird vor der Macht der Feder und der Bücher zurückweichen, wenn die Gewehre und Geschütze reden müssen. Aber der moralische Einfluß des internationalen geistigen Verkehrs auf die Erhaltung des Friedens ist nicht zu unterschätzen. Je größer dieser Einfluß ist, desto leichter gestaltet sich die Friedensarbeit der Diplomatie bei Lösung verwickelter und schwieriger internationaler Fragen.

Welchen Einfluß hat das versöhnende Element der Völker in Frankreich ausgeübt? Haben die französischen Gelehrten durch die Friedensarbeit der Wissenschaften sich von den politischen Leidenschaften, welche gegen uns durch den Revancheruf der Pariser Straßenpolitik gerichtet sind, befreit? Auf diese Fragen giebt der nachstehende Brief an den Herausgeber der Deutschen Revue eine Antwort.

Die Redaktion.

Institut de France.

Paris, le 5. Février 1888.

Monsieur,

J'ai reçu le Numéro de Février de la Revue allemande, que vous avez bien voulu m'envoyer et je vous en remercie. Vous me renouvelez, en me l'annonçant, l'expression du désir, que vous eussiez de publier, dans votre estimable recueil, un article de moi; et vous voulez bien m'indiquer quelque sujet à traiter comme par exemple les sciences et la paix ou les

Digitized by Google

oeuvres de la paix et l'amitié des grandes nations etc. Je ne me trompe peut-être pas beaucoup, Monsieur, en pensant que c'est ma présence au brillant centenaire de l'Université d'Heidelberg et l'allocution, que j'ai eu l'occasion d'y prononcer, au nom des Académies et Universités étrangères, qui vous a suggéré cette pensée. Dans une fête de la science comme celle-là, et au milieu de tant d'illustres savants, comment n'avoir pas des pensées d'apaisement, que la politesse internationale expliquent dans de pareils moments surtout? Et les sciences et les lettres ne sont-elles pas bien faites pour rapprocher les hommes que les évolutions de la politique et les frontières changeantes des États séparent. Mais, croyez-vous bien, Monsieur, que le moment soit bien choisi, en l'an de grâce 1888, qui vient de commencer, pour qu'un étranger, un Français de naissance et de coeur, puisse publier chez vous un article ex professo sur la paix et l'amitié des nations, fondées sur la science; et le moment fut-il bien choisi, pensez vous que cela lui serait si facile? Venez: lorsque l'Institut de France que j'avais alors l'honneur de représenter, fut si bien accueilli, le 2. août 1886, à Heidelberg par les représentants des Universités allemandes, comme par ceux du reste de l'Europe, nous étions dans un temps d'accalmie politique qui rendit la cordialité bien facile entre des savants et des lettrés d'origine et de races bien différentes. Croyez-vous sincèrement que tout se fût aussi bien passé, si cet anniversaire était tombé justement dans les premiers mois de l'année suivante 1887 où au calme avait succédé la menace de l'orage? Cette année l'Université italienne de Bologne convie à son tour les corps savants étrangers à venir honorer de leur présence son centenaire; quoique les rapports ne soient point pas trop tendus entre l'Italie et quelques autres nations, tous les étrangers sont-ils surs de rencontrer à Bologne, avec l'urbanité, qui ne manque jamais entre gens instruits, la même cordialité qu'à Heidelberg? Nous avons beau faire, Monsieur, nous autres gens de savoir et gens de plume, il y a au dessus de nous des Jupiter Assemble-nuages qui font, comme nous disons chez nous, la pluie et le beau temps, sans que toute la science qui progresse et les discours qui ne manquent point, puissent y changer quelque chose; et ce qui doit humilier davantage nos progrès matériels et notre éloquence, c'est que nos passions s'intéressent si fortement à ces changements à vue de notre atmosphère politique, que nous y mettons, vous et moi, tout notre patriotisme.

Vous voyez bien, Monsieur, que je ne crois pas le moment favorable pour traiter du pouvoir de la science sur la pâix et sur l'union des nations. Vous avez peut-être, Monsieur le Directeur, pensé qu'un Historien français qui a autant écrit sur le passé de l'Italie et de l'Allemagne, par exemple, que sur celui de son pays, aurait plus de goût et d'aptitude à étudier le rôle que le caractère universel et supérieur de la science pourrait donner à celle-ci entre des nations, qui agitent les mêmes problèmes scientifiques, économiques et qui cultivent avec une ardeur égale les lettres et les arts.

Digitized by Google

On ne saurait nier, Monsieur, que les sciences et les lettres, en ce siècle, n'aient fait de grands progrès dans les principales nations de l'Europe, grâce surtout à leurs institutions pédagogiques; mais ne vous semble-t-il pas, que dans quelques unes de leurs applications au moins, elles n'aient plus fourni aux nations les moyens de se nuire que ceux d'être utiles les unes aux autres, et, par conséquent, de se diviser plutôt que de s'unir. A quelle fin visent en effet ces monstrueuses inventions de la mécanique et de la chimie dans l'art de la guerre et les habiletés diplomatiques, qui se poursuivent dans l'ombre ou s'étalent au grand jour, sans compter les peintures charitables que la presse ou la littérature des nations rivales font de chacune d'elles pour se dénigrer plutôt que pour se faire connaitre? La France a vécu, il y a quarante ans, sous un souverain qu'on appelait un peu ambitieusement le Napoléon de la paix et elle a rêvé alors, comme au temps du bon abbé de St. Pierre, de la paix universelle. Ce règne a fini par une révolution, qui a ébranlé un instant tous les États européens. „L'Empire c'est la paix" a dit ensuite un autre souverain de la France, et ce régime s'est terminé par le plus terrible duel entre deux nations voisines et par une paix léonine qui a fait passer le titre périlleux d'Empire d'une race à une autre, et laissé au flanc de l'une une plaie toujours saignante et au pied de l'autre un boulet aussi douloureux à trainer. Et voilà pourquoi ces deux nations, grandes et civilisées, et les autres à la suite appellent toutes leurs générations valides et non valides sous les armes et inventent à qui mieux mieux les plus terribles engins destinés à les anéantir, et pourquoi le continent le plus civilisé de la terre ploie sous le poids de millions d'hommes armés, de batteries, de canons, de tous modèles, de tous calibres, de toute portée et se hérisse de forteresse blindées de mitaux de toute épaisseur sans compter les flottes de monstres marins et sous marins de toute taille dont-il remplit les mers! Et n'est-ce pas, pour cette raison aussi, que l'Economie politique de nations, qui s'épuisent dans ces prodigalités intentées et ne croient plus pouvoir vivre qu'aux dépens les unes des autres, les amène à des guerres de tarifs, produites peut-être d'autres hostilités, et que la diplomatie, d'une façon plus au moins déguisée en arrive à contracter des alliances non plus comme des garanties de paix, mais en réalité comme des programmes et des plans de guerre et à les proclamer quelquefois avec éclat, comme on tire un canon d'alarme:[1]) et cela pour mettre aux prises, dans les conditions, les masser armées enlevées à l'agriculture, à l'Indenture, à la science, aux lettres, et ces engins destinés à faucher un herbe, dans l'espace de quelques heures, des générations humaines tout entières et a noyer dans le sang l'espérance des moissons de la culture

[1]) Anmerkung der Redaktion. Um eine Allianz für einen Krieg haben sich nur gewisse französische Politiker beworben. Die „Deutsche Revue" hatte schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, zu welchen Zwecken seiner Zeit der Besuch des russischen Generals O.— in Paris benutzt werden sollte. — Der Wortlaut des deutsch-österreichischen Bündnisses ist publiziert, und in der Diplomatie pflegt man nur Friedensverträge zu veröffentlichen.

Digitized by Google

de tout un siècle. L'Histoire dira plus tard, Monsieur, [nos passions ne nous permettent pas de le faire aujourd'hui] à qui devra remonter la responsabilité terrible de pareils forfaits commis contre l'humanité. Contentons nous, Monsieur, de regretter le temps, qui est loin, où deux pays voisins, ayant l'un avec l'autre un différent, choisissaient chacun trente bons chevaliers chargés, à armes égales et dans des conditions déterminées à l'avance de vider leur querelle, qui n'était peut-être pas moins importante, toute proportion gardée, que les nôtres. Ils avaient alors leurs combats des trente dont une pièce de terrain bien étroite était à peine foulée. Nous avons des combats de millions d'hommes, dont des contrées entières sont ravagées. Comptons après cela pour faire régner la paix sur les progrès des sciences et des lettres et traitons les autres temps de barbares.

Non, Monsieur, le monde n'est point aux chercheurs de vérités, aux philosophes; il est aux desseins plus ou moins avouables des grands ambitieux ou des instincts plus ou moins vagues des masses, aujourd'hui surtout. Nous ne sommes que des écrivains, des rêveurs; et qui sait si nous n'obéissons pas cependant aussi au vent qui souffle d'en haut ou au flot qui monte d'un bas? Je suis bien sûr, par exemple, que vous, habitant de ce beau pays de Saxe, tout plein d'hommes aimables, où s'est épanoucie si souvent la fine fleur des lettres et des arts, mais où s'est déchaîné à plusieurs reprises autrefois et sur-tant de champs de bataille le fléau de la guerre, je suis bien sûr, que vous êtes un partisan de la paix. Pour moi, je puis bien vous garanter, puisque les chancellières étrangères veulent bien le reconnaître, que nous ne songeons, en ce moment à rien moins qu'à la guerre. Eh bien! que faisons nous l'un et l'autre? J'ouvre l'excellente Revue, que vous avez bien voulu m'adresser et dans un article très savant d'ailleurs de M. Georges Weber, dont j'estime beaucoup les ouvrages historiques, l'auteur caractérise encore d'une façon peut-être, peu équitable la réunion de Strasbourg à la France par Louis XIV; et surtout il traite fort durement de Vandale le Maréchal de Turenne pour l'incendu du Palatinat que tous nos historiens français les premiers ont toujours blâmé; et à la page 212, dans un autre article de votre Revue sur la faiblesse de la Russie, un général prussien qui ne se nomme pas, parle de la France comme d'un adversaire dont il n'y-a rien à craindre, par ce que, dit-il, „c'est un état en pleine dissolution à l'intérieur et qui, n'obéissant à aucune autorité reconnue et complètement dans la dépendance des braillards de Paris." A la bonne heure, voilà un général prussien bien informé sur notre compte. Est-il plus réellement compétent pour parler de l'armée russe, plus nombreuse dit-il, „sur le papier qu'en réalité, commandée par des officiers peu instruits, administrée par une intendance concussionaire et composée de soldats indisciplinés, qui obéissent plus aux conspirateurs nihilistes qu'à leurs chefs"? En tout cas je trouve le jugement du général bien téméraire; quand il voit la Russie „en proie à une décadence militaire et politique, qui n'a d'égale que celle qui affligeait

Digitized by Google

l'Espagne, il y a un certain nombre d'années". Si la France et la Russie sont tellement à mépriser, que signifient alors les récentes demandes d'hommes et d'argent du chancelier de fer?[1]) Mais je ne veux pas du tout, Monsieur, incriminer votre Revue, sans m'acculer moi même. Je viens en effet d'envoyer à la Nouvelle Revue, qui se publie à Paris, un article intitulé la frontière franco-allemande au temps de Philipp le bel et de Rudolphe de Habsbourg et quoique, en relatant les incidents de frontières de cette époque bien éloignée, je me sois efforcé de ne pas rappeler ceux de notre temps, je ne réponds pas que votre critique ne trouve à relever aussi chez moi quelques écarts d'un patriotisme que je n'abdique non plus jamais. C'est pourquoi aussi, Monsieur, au lieu de l'article que vous avez bien voulu me demander, je n'ai pu vous adresser que cette lettre pour répondre à la confiance, que vous m'avez témoignée, en m'exprimant un désir au quel j'ai été très sensible et que je regrette de n'avoir pas pu mieux satisfaire.

Veuillez agréer, je vous prie, mes meilleurs compliments.

Jules Zeller.

Vor zweihundert Jahren.

Von

Georg Weber.

(Schluß.)

III.

Lange sah das gespaltene und von verschiedenartigen Sonderinteressen geleitete Europa den französischen Gewaltstreichen ohne kräftigen Widerstand zu. Aber die gemeinsame Gefahr führte endlich im Juli 1686 zu dem Augsburger Bund, in welchem sich auf besonderes Betreiben des Statthalters Wilhelm von Oranien und des Kurfürsten von Brandenburg der Kaiser, Spanien, mehrere Fürsten und Kreise des deutschen Reiches zu einer Defensiv-Allianz gegen die Gewaltthätigkeiten des französischen Königs vereinigten. Nun gestaltete sich der in der Asche glühende Antagonismus zu einem offenen Weltbrand.

Selbst der Papst begünstigte die Augsburger Liga. Die Eingriffe Ludwigs XIV. in das französische Religionswesen, das eigenmächtige Bestreben, der gallikanischen Kirche eine von Rom unabhängige Selbständigkeit und ein nationales Gepräge zu verleihen, das Zusammengehen des fränkischen Klerus mit dem autokratischen Herrscher auch in den hierarchischen Ordnungen und Lehrsatzungen, waren für

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die Ansichten, welche in den Artikeln von G. Weber und von einem preußischen General ausgesprochen sind, halten wir für begründet. Wir verweisen bezüglich dieser beiden Artikel Herrn Professor Dr. Zeller auf die Geschichte, auf General Boulanger und seinen Anhang, auf General Skobeleff und auf die Nihilisten unter den russischen Offizieren. Schließlich bemerken wir noch, daß, wenn Frankreich abrüsten wollte, wir nicht so große Militärlasten zu tragen hätten und uns gern eine Erleichterung dann gönnen würden.

Digitized by Google

den Papst ein Schreckbild und überwogen die Verdienste, die Ludwig durch seine unionistischen Bestrebungen für die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit im eigenen Lande geleistet hatte.

Wie verschieden immer die Tendenzen und Ziele der einzelnen Glieder der Koalition sein mochten, so bildeten doch die religiösen Interessen das wichtigste Fundament des neuen Weltkrieges. Alle Bundesgenossen Frankreichs teilten die Tendenzen Ludwigs XIV., die von Rom abweichenden Konfessionen und kirchlichen Gemeinschaften mit Hilfe der Jesuiten und einer fanatischen Priesterschaft wieder in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zu führen. In Savoyen-Piemont wurden unter Viktor Amadeus, der sich nach einigem Zögern an Ludwig XIV. angeschlossen, die Religionsbedrückungen gegen die Waldenser wieder aufgenommen, welche einst durch den Machtspruch Cromwells eingestellt worden waren. Manche französische Flüchtlinge hatten in den abgeschiedenen Alpengegenden Schutz und Aufnahme gefunden. Da bewirkte die französische Regierung, daß der Herzog von Savoyen das Beispiel des verbündeten Monarchen nachahmte. Bewaffnete, mit französischen Truppen unter Catinat verstärkt, trugen auch in die Flecken und Dörfer des piemontesischen Berglandes die Schrecken der Verfolgung. Die Einwohner wurden niedergemacht, in Kerker und Banden gelegt, zur Auswanderung in die Schweiz genötigt.

Der ergebenste und standhafteste Verbündete des Versailler Hofes war König Jakob II. von England. Er teilte mit Ludwig XIV. nicht bloß die religiösen Tendenzen, sondern mit seiner Beihülfe hoffte er auch die Gefahr abzuwenden, die ihm von seinem Schwiegersohn Wilhelm von Oranien drohte. Der Statthalter von Holland war mit der ältesten Tochter Jakobs aus erster Ehe, Maria, vermählt, und da bisher Jakobs zweite Ehe mit der katholischen Fürstentochter Maria Beatrice von Modena kinderlos war, so setzte die englische Nation, im vorab die hochkirchliche Partei der Whig-Lords, ihre Hoffnungen darauf, daß der Oranier sie von dem Gewissensdruck und der Tyrannei der Stuarts befreien werde. Jakob II. war ein viel zu eifriger Konvertit, als daß er sich wie Karl II. mit einer bloßen Duldung seines Glaubens begnügt hätte. Mit dem Eifer eines Missionars und dem Trotze eines Fanatikers suchte er dem Katholizismus zur Herrschaft zu verhelfen. Er schickte einen Gesandten an den Papst und nahm einen päpstlichen Nuntius an; er stellte im Schlosse die Messe wieder her und gestattete den katholischen Kultus in Privatkapellen. Der Papst hatte einen Botschafter nach London geschickt; nun erwiderte Jakob die Aufmerksamkeit durch eine Gegengesandtschaft; er gestattete den katholischen Kultus und veranlaßte den Geschäftsträger des Kurfürsten von der Pfalz mitten in der City eine Kapelle einzurichten, in welcher die Katholiken der Stadt der Messe anwohnen könnten; er gewährte den Jesuiten und andern Ordensbrüdern sichern Aufenthalt im Reiche, beförderte Bekehrungen durch Anstellungen und andere Vorteile, ließ Geistliche, die zum römischen Glauben übertraten, im Besitze ihrer Pfründen, verlieh Bistümer, die in Erledigung kamen, an Prälaten von zweifelhafter Rechtgläubigkeit oder zweideutigem Charakter. Die Aussicht auf irdischen Lohn, auf Ämter und Ehrenstellen

Digitized by Google

verfehlte ihre Wirkung nicht bei den Schwachen und Leichtsinnigen, die Verführung war zu lockend, und das Beispiel von oben gab manchem Scheingründe zur Beschwichtigung seines mahnenden Gewissens. Alle, die unter der vorhergehenden Regierung wegen Verweigerung des Suprematseides in Haft gebracht worden, durften ihre Gefängnisse verlassen, darunter auch einige Quäker und protestantische Dissenters. Damit aber nicht die Meinung aufkommen möchte, als ob des Königs Herz auch mit diesen Mitleid empfände, seine Toleranz sich weiter als über die Grenzen der römisch-katholischen Kirche erstrecke, gab er Befehl, daß das französische Buch des Hugenotten-Geistlichen Jean Claude über die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich durch Henkershand öffentlich verbrannt werden sollte; und da er nicht verhindern konnte, daß in den englischen Kirchen Kollekten zur Unterstützung der flüchtigen Glaubensverwandten veranstaltet wurden, so suchte er die Verteilung der Beiträge dadurch zu erschweren, daß er den Übertritt zur anglikanischen Religion als Bedingung des Empfanges auferlegte. Alle diese Maßregeln brachten indessen nur geringe Triumphe, zumal da die englische Geistlichkeit durch die drohende Gefahr auch ihrerseits zu größerem Eifer aufgestachelt ward und ohne Unterlaß von den Kanzeln herab und in den Katechisationsstunden die Mahnung an die Versammelten richtete, „fest zu halten an dem protestantischen Glauben und sich nicht von den Irrtümern des Papsttums umgarnen zu lassen". Die von papistischer Seite mehr und mehr hervortretende Anstrengung, die römisch-katholische Kirche als die allein wahre darzustellen, forderte die Gegenpartei zum Widerspruch heraus. Die Kontroverspredigten wurden immer lebhafter; der Pfarrer von St. Giles in London, John Sharp, ein sehr geachteter Kleriker, von anerkannter Loyalität, bewies in einer Kanzelrede, daß die anglokatholische Kirche als die wahrhaft apostolische zu betrachten sei, und entwickelte den Begriff der Katholizität nach der Auffassung der bischöflichen Hochkirche. Diese oppositionellen Kundgebungen des englischen Klerus reizten den Ingrimm des Königs. Sollte er dulden, daß man eine Kirchenlehre, zu der er sich selbst bekannte, des Irrtums zeihe? Er stellte daher an die Oberhäupter der Geistlichkeit die Forderung, daß sie alle Kontroverspredigten, in welchen die Doktrinen der katholischen Kirche angefochten würden, verbieten sollten. Er beschied sie vor sich und richtete an sie folgende Ansprache: „Ich werde Ihnen mein Wort halten und nichts unternehmen gegen die gesetzlich festgestellte Kirche, wenn Sie nicht zuerst fehlen gegen mich. Allein, wenn Sie mir gegenüber nicht Ihre Pflicht thun, so erwarten Sie auch nicht Schutz von mir, und glauben Sie mir, daß ich die Mittel finden werde, mein Ziel zu erreichen auch ohne Sie." Sein Zorn richtete sich in erster Linie gegen den Bischof von London. Er hatte den Prälaten, der im Oberhaus an der Spitze der Opposition stand, aus dem geheimen Staatsrat ausgeschlossen und ihm alle weltlichen Ämter entzogen; jetzt gedachte er ihn auch aus seiner kirchlichen Stellung zu verdrängen, weil er nicht unbedingt den königlichen Befehlen gegen die Geistlichen der Hauptstadt Folge leisten, insbesondere den Dr. Sharp nicht ohne Verhör und Untersuchung von seinen pfarramtlichen Verrichtungen suspendieren wollte. Um zu diesem Ziele zu gelangen, stellte er sich auf den Standpunkt der anglikanischen Staatskirchenlehre, wonach

Digitized by Google

der König zugleich das Oberhaupt der Kirche war und somit von dem gesamten Klerus unbedingten Gehorsam fordern durfte. Ein anderer Sinn konnte doch dem zur Prärogative der Krone gehörenden Supremat nicht beiwohnen. Und so ereignete sich denn das merkwürdige Schauspiel, daß ein katholischer König im Interesse der römisch-katholischen Kirche ein Recht in Anspruch nahm und übte, das nach den Grundlehren dieser selbigen Kirche eine arge Sünde und Ketzerei war, daß er als oberster Bischof sich Handlungen zu Gunsten des Papismus gestattete, welche vom Standpunkte des römischen Primats als ein unerträglicher Eingriff in die oberhirtlichen Rechte des Nachfolgers Petri, in die hohenpriesterliche Autorität des Pontifikats erscheinen mußten.

Dieselbe Institution also, durch welche einst die Trennung der anglikanischen Kirche von dem Papsttum vollzogen worden, sollte jetzt zum neuen Bunde mit der Kurie gebraucht werden. Zu dem Zweck übertrug der König die oberkirchliche und summepiskopale Autorität, welche ihm kraft des Suprematgesetzes einwohnte, auf einen Oberkirchenrat von sieben Mitgliedern, welcher zugleich die geistlichen Befugnisse, die einst Heinrich VIII. seinem Generalvikar Thomas Cromwell zugewendet, mit der Gewalt der „Hohen Kommission“ unter Elisabet vereinigen sollte, ein höchstes Inquisitionstribunal mit unbeschränkter Macht in allen geistlichen Angelegenheiten. An der Spitze dieser aus drei Prälaten und vier weltlichen Staatsmännern zusammengesetzten oberkirchenrätlichen Kommission stand der Lordkanzler Jeffreys, der einst für seine tyrannischen Dienste gegen Monmouth zum Kanzler erhoben worden war. Der Erzbischof Sancroft wohnte den Sitzungen nicht bei, die zwei andern Bischöfe waren servile Geschöpfe, bei denen der Ehrgeiz die religiöse Gesinnung überwog. Die erste Handlung dieses neuen Kirchenregiments, das weniger ein Glaubenstribunal als einen Disziplinargerichtshof vorstellte, war die Untersuchung gegen den Bischof von London wegen Ungehorsams gegen das königliche Gebot. Die Meinungen waren geteilt; aber Jakob, dem die Kommission die Entscheidung anheimstellte, sprach sich für die Suspension aus; die Säule der Opposition bei Klerus und Adel sollte gefällt werden. Darauf wurden dem Bischof alle kirchlichen Funktionen entzogen und die Verwaltung seines großen Sprengels seinen beiden geistlichen Richtern übergeben.

Wohl traten da und dort Anzeichen von Unzufriedenheit und Aufregung im Volke hervor; allein Jakob verließ sich auf seine stehende Armee, die er auf der Haide von Hounslow im Angesichte von London in einem großen Lager gesammelt hatte. Er lachte der Warnungen des der katholischen Kirche eifrig ergebenen Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, dessen Geschäftsführer sich zur Errichtung der City-Kapelle hatte gebrauchen lassen müssen. Aber auch in das Lager war bereits die religiöse Aufregung gedrungen. Die protestantischen Soldaten lasen mit Begierde die „Ansprache“ eines englischen Geistlichen, Samuel Johnsohn, der die Truppen in feurigen Worten ermahnte, ihre Waffen nicht zu gebrauchen zur Verteidigung des Meßbuches, sondern der Bibel und des Landrechts. Der Verfasser wurde zum Pranger und zur Geißelung verurteilt. Zugleich wurde von gelehrten Theologen der beiden Univer-

Digitized by Google

sitäten eine scharfe Polemik gegen die römisch-katholische Kirche eröffnet, nachdrücklicher und schneidender als zur Zeit der Reformation.

Mit dem der ganzen Familie Stuart eigenen Starrsinn fuhr Jakob II. fort, durch Proklamationen in England und Schottland seinen Glaubensgenossen die Rechte zu erteilen, die ihnen die Landesgesetze versagten. Aber die presbyterianischen, dem religiösen Fanatismus so zugänglichen Schotten, die kurz zuvor durch die Ermordung des für die Einführung des Episkopats eifrig wirkenden Erzbischofs Sharp von Edinburg ihren Haß gegen die kirchlichen Neuerungen der Stuarts zu erkennen gegeben, widersetzten sich der Ausübung des streitigen Königsrechts und erklärten, „Toleranzgewährung liege nicht in dem Bereiche der weltlichen Obrigkeit und sei unvereinbar mit Gottes Geboten; ihr Zweck sei, Tyrannei aufzurichten und die Herzen der Protestanten dem Papismus zu öffnen und somit Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei zu gestatten."

Eine ähnliche Aufregung entstand in England, als die Indulgenzerklärung von neuem verkündigt wurde und zwar mit dem Zusatz, daß sie in allen Kirchen zur Zeit des Gottesdienstes verlesen werden solle. Dadurch kam nun die anglikanische Geistlichkeit in eine schwierige Lage: sollte sie durch Folgsamkeit eine Maßregel gutheißen, die gegen sie selbst gerichtet war, oder durch Widerspruch sich eines Ungehorsams gegen König und Obrigkeit schuldig machen? Der Erzbischof Sancroft, ein gemäßigter Mann von tiefem religiösen Gefühl und durchdrungen von der Wahrheit seiner Kirche, ging mit einigen Bischöfen zu Rate, wie sie sich gegenüber der zweischneidigen Anordnung verhalten wollten. Man einigte sich zu dem Beschluß, daß die Indulgenzerklärung nicht verlesen werden sollte. Um aber einen offenen Akt des Ungehorsams zu vermeiden, wollten sie den König selbst durch eine Adresse um Zurücknahme des Gebotes ersuchen. Diese Adresse wurde sechs Tage später in einer großen geistlichen Konferenz, zu welcher sich die gelehrtesten und angesehensten Prälaten einfanden, beraten und entworfen. Zur Rechtfertigung ihres Schrittes führten sie den seitdem in allen Verfassungsstaaten gültigen Grundsatz an, daß alles Gesetzwidrige, das in des Monarchen Namen angeordnet werde, nicht ihm, sondern seinen Ministern und Räten zur Last falle; daß es somit gestattet sei, von einem Erlaß des geheimen Rats an den König selbst zu rekurrieren. Als die Adresse, worin die Prälaten neben der Beteuerung ihrer loyalen Gesinnung die Bitte aussprachen, der König möge den Befehl der Verlesung der Deklaration in den Kirchen zurücknehmen, ausgestellt und unterzeichnet war, wurden sieben Bischöfe gewählt, welche das Schriftstück dem König überreichen sollten. Der Erzbischof war nicht in der Zahl, weil ihm wegen seiner Weigerung, den Sitzungen der hohen Kommission beizuwohnen, der Hof untersagt war, auch nicht der suspendierte Bischof von London, obwohl er der Versammlung beigewohnt hatte. Der König gewährte die erbetene Audienz; er mochte glauben, daß die Kirchenmänner ihm einige demütige Vorstellungen machen wollten. Aber wie erstaunte er, als er beim Durchlesen der Bittschrift eine Protestation fand, als das Recht der Deklaration angezweifelt war, weil das Parlament sich früher dagegen ausgesprochen! Er gab den Überbringern einen höchst ungnädigen Bescheid: das heiße die Fahne

Digitized by Google

der Rebellion erheben; „das Recht der Dispensation hat mir Gott verliehen," rief er, „ich werde es mir nicht entreißen lassen." Die Bischöfe wurden indessen nicht eingeschüchtert; sie beriefen sich auf das apostolische Wort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Mit dem Ausruf: „Gottes Wille geschehe!" verließen sie das Schloß. Noch an demselben Tag war die Adresse, durch den Druck verbreitet, in der ganzen Stadt bekannt. Die befohlene Verkündigung unterblieb; wo sie versucht wurde, verließ die Gemeinde die Kirche.

Es war ein entscheidender Schritt: „Die englische Kirche, ihrer ganzen Idee nach mit der Krone aufs innigste verbunden, nahm jetzt Stellung auf der Opposition gegen den König und warf sich zum Beschützer der Landesgesetze gegen die königliche Prärogative auf. Es läßt sich denken, welche Aufregung dadurch hervorgerufen ward. In einer Menge von Flugschriften wurde der Fall erörtert und je nach dem Parteistandpunkte verworfen oder gebilligt. Bleibt der Testeid in Geltung, sagten die einen, so wird ein großer Teil der Nation um der Religion willen in seinen angebornen bürgerlichen Rechten verkürzt, von aller Teilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Seit wann gehört es denn zu der Prärogative der Krone, eigenmächtig von Gesetzen zu dispensieren? fragten die andern; die legislative Gewalt ruhe in dem König und den beiden Häusern, das Recht der Suspendierung sei nur ein Teil dieser Gewalt. Die wahre Loyalität bestehe in der Beobachtung der Gesetze. Selbst die Häupter der Kamarilla wurden betroffen über den Widerstand einer Priesterschaft, die seit mehr als einem Jahrhundert die wichtigste Stütze des Thrones gewesen war; man zog in Erwägung, ob man es nicht mit einer Rüge sollte bewenden lassen. Allein des Königs Hochmut und Starrsinn gab sich damit nicht zufrieden: würde es denn nicht den Schein gewinnen, als ob er seiner eigenen Sache mißtraue, von der Legalität seines Dispensationsrechts nicht völlig überzeugt sei? So wurde denn der Beschluß gefaßt, die Überbringer der Adresse bei demselben Gerichte zu verklagen, welches einst die Rechtsbeständigkeit der Dispensation anerkannt hatte, und zwar auf Grund des Inhalts der Adresse, daß sie in Form einer Petition unerlaubter und boshafter Weise ein falsches und empörerisches Libell überreicht und dann veröffentlicht hätten. Demgemäß wurden die sieben Bischöfe zu einem Verhör vor den König und geheimen Rat vorgeladen, und da sie bei ihren Worten beharrten, ein Gerichtstag zur weiteren Verhandlung festgesetzt. Da sie als Peers keine Bürgschaft stellen wollten, wurden sie bis zu dem bestimmten Termin in den Tower abgeführt. Beim Einsteigen in die Barke und während der Fahrt auf der Themse wurde ihnen eine begeisterte Verehrung erwiesen. Die Menge betrachtete sie als religiöse und politische Märtyrer; alles warf sich auf die Knie und erflehte ihren Segen. Die Freisprechung der Angeklagten wurde wie ein Siegesfest mit Freudenfeuer und Jubelgeschrei gefeiert, was den König von der nahen Gefahr hätte überzeugen müssen, wenn er nicht verblendet die Augen vor dem gähnenden Abgrund starrsinnig verschlossen hätte.

Am höchsten stieg der Unwille des Volkes, als Jakob zu einer Zeit, da die Gegner Frankreichs zu der Augsburger Liga zusammentraten, sich an Ludwig XIV.

Digitized by Google

aufs engste anschloß und die schon seit Jahren in holländischem Solde stehenden Truppen zurückrief. Nur sechsunddreißig Offiziere und wenige Gemeine folgten der Mahnung: die übrigen verblieben bei dem Oranier, dem als Gemahl der ältesten Tochter Jakobs Ansprüche auf den englischen Thron zustanden und der durch seine Erklärung gegen die Aufhebung der Testakte seine Mißbilligung über seines Schwiegervaters Maßregeln und Bestrebungen öffentlich ausgesprochen hatte. Da schlug die Nachricht, dem König sei ein Prinz von Wales geboren (Juni 1688), die Hoffnungen der Engländer auf baldige Erlösung vom Joche des Papsttums nieder und erzeugte den Gedanken, sich durch Selbsthilfe und unter dem Beistande Wilhelms von Oranien davon zu befreien. Die Echtheit des Prinzen wurde in Zweifel gezogen, obschon kein berechtigter Grund dazu vorlag; Scharen mißvergnügter Briten strömten nach dem Haag; die Partei der Whigs, angesehene, ehrenwerte Männer an ihrer Spitze, traten mit dem Oranier in Verbindung und verhießen ihm im Falle einer Landung die Hülfe der Nation. Denn Episkopale wie Dissenters waren einig in der Bekämpfung der kirchlichen und politischen Tendenzen der Stuarts. In unbegreiflicher Verblendung sah Jakob den Rüstungen der Generalstaaten zu, die nun ihrem Erbstatthalter durch großartige Unterstützung die frühere Rettung ihres Landes vor Frankreichs Gewaltschritten vergalten. Selbst die Vorstellungen Ludwigs XIV. waren nicht vermögend, dem König die Augen zu öffnen. Erst als Wilhelm mit holländischer Kriegsmacht an Englands Küste landete (November 1688), als die englischen Farben mit dem Wahlspruch: „die protestantische Religion und die Freiheit von England" am Hauptmaste seines Schiffes seine Absichten kund gaben und ein von dem Geschichtsschreiber Burnät verfaßtes und in zahlloser Menge über das Land verbreitetes Manifest eine allgemeine Bewegung hervorrief, da gewahrte Jakob den Vulkan, auf dem sein Thron stand. Umsonst nahm er alle verfassungswidrigen Maßregeln zurück, das Vertrauen des Volks war verscherzt. Jakob II. wurde jetzt zu seinem Schaden gewahr, wie gefährlich es sei, dem Grundsatze Raum zu geben, daß man Gesetze und Eidschwüre durch sophistische Deutung umgehen könne. Denn wie er seinen Krönungseid und die Testakte unbeachtet beiseite geschoben, so hielt sich auch die Nation nicht länger an den Grundsatz vom passiven Gehorsam und von der Gesetzwidrigkeit eines bewaffneten Widerstandes gebunden. Der Boden, auf dem er stand, war durch Verrat, Heuchelei und Meineid, womit die Stuarts die Nation vertraut gemacht, wankend geworden. Die staatsrechtliche Theorie, welche in dieser Zeit der politisch-religiösen Kämpfe von absolutistisch gesinnten Schriftstellern behauptet und verfochten wurde, in der Majestät des Monarchen sei alle Machtfülle und alles öffentliche Recht vereinigt, scheiterte an dem Willen der Nation. Wenn der Ausspruch eines französischen Philosophen: „Der Souverän ist in seinem Gewissen an seine Eide und Zusagen gebunden, hält er sich aber nicht daran, so hat niemand das Recht, denselben, sofern er ein von Gott eingesetzter, legitimer Fürst sei, zu zwingen," zur allgemeinen Geltung gelangte, stand dann nicht Europa in Gefahr, einem orientalischen Despotismus ohne Grenzen zu verfallen?

Digitized by Google

Als der später zum Herzog von Marlborough erhobene Lord Churchill mit seinen Truppen zu Wilhelm überging und die Stimmung der Armee und der Seemannschaft den König seinen Fall ahnen ließ, entschloß er sich zur Flucht, weniger aus Furcht als aus Besorgnis, man möchte ihm sein Söhnchen entführen und in der anglikanischen Kirche erziehen lassen. In einer kalten Dezembernacht wurde die Königin mit ihrem Säugling und der Amme von zwei französischen Edelleuten auf ein Schiff gebracht und nach Calais entführt. Als die zarte Italienerin wehklagend die kleine Treppe hinabstieg, um zu der Barke zu gelangen, tröstete Jakob die Scheidende mit dem Versprechen, daß er bald nachfolgen werde. Und so geschah es. Ohne auf großen Widerstand zu stoßen, setzte er drei Tage nachher in tiefer Nacht über die Themse, warf im Angesichte von Lambethhouse das sorgfältig bewahrte Reichssiegel in den Strom, damit nicht während seiner Abwesenheit Amts- oder Gerichtshandlungen wider seinen Sinn vorgenommen werden möchten, und fuhr über den Kanal nach der französischen Küste. In St. Germain en Laye, wo Ludwig XIV. den Flüchtigen eine Zufluchtsstätte bereitet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet hatte, traf er mit seiner Gemahlin und dem Prinzen zusammen.

IV.

Jakob II. hegte die Hoffnung, er werde bald wieder den englischen Thron einnehmen, die Irländer, die englischen Katholiken, die Anhänger des Legitimitätsprinzips würden sich gegen die Whigs vereinigen. Aber das rasche und besonnene Vorgehen der nationalen Partei vereitelte seine Hoffnung. Nach Jakobs Flucht traten die Vertreter des Volkes, die Lords und Gemeinen, die unter Karl II. Mitglieder des Parlaments gewesen, verbunden mit dem Lord-Mayor und dem Stadtrat von London zu einer Konvention zusammen, um zu beraten, wie man jetzt, nachdem der König selbst das Reich aufgegeben, zu einem geordneten Staatswesen gelangen könne. In dieser außerordentlichen Versammlung, die sich für ein interimistisches Parlament erklärte, kam man nach langer Beratung darin überein, daß die katholische Linie der Stuarts von der Regierung ausgeschlossen und diese dem Königspaar Wilhelm und Maria übertragen werden sollte. Aber belehrt durch die Vergangenheit, sicherte die Versammlung durch die „Bill der Rechte“ (bill of rights) die alten Satzungen und Rechte der Nation gegen künftige Gewaltstreiche, ohne der Würde der Krone zu nahe zu treten. Das königliche Dispensationsrecht wurde abgeschafft und die Verantwortlichkeit der Minister für alle Regierungsmaßregeln festgesetzt. Diese mit berechnender Umsicht und Mäßigung abgeschlossene Konvention bildete den Ausgangspunkt einer neuen Staatstheorie. „Indem das Königtum den Thron aus der Hand des Parlaments annahm,“ sagt Gervinus in der einst viel besprochenen Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, „verzichtete es auf die Fabel seines göttlichen Ursprungs, die ihm ein besonderes, über andere Rechte erhabenes Recht verliehen.“ Nicht mit Unrecht bezeichnet die englische Geschichtsschreibung den Akt als „Revolution“, während sie die vorausgegangenen blutigen Kämpfe und Umwälzungen

Digitized by Google

nur als bürgerliche Kämpfe zwischen nationalen Rechtsinstituten und königlichem Absolutismus auffaßt, als ein analoges Vergehen wie einst in Griechenland den Sturz der Tyrannen durch die Demokratie. Die Wirkungen traten dann auch bald zu Tage. Man forschte nach dem Ursprung des Staates und gefiel sich in der Idee, derselbe sei ein Vertrag zwischen der Nation und dem Oberhaupte.

Aber in St. Germain en Laye wurde die Hoffnung einer zweiten Stuart'schen Restauration nicht aufgegeben. Die Kunde von dem Londoner Staatsstreiche setzte in der grünen Insel die Gemüter in große Aufregung. Alle Unzufriedenen, Katholiken und Jakobiten, vereinigten sich zum Widerstand gegen das anglikanische Whigregiment und den calvinischen Oranier; aus England und Schottland strömten Gesinnungsgenossen zu der Stuart'schen Fahne, welche der Gouverneur Tyrconnel ebenso leidenschaftlich und ruchlos wie der Kanzler Jeffreys aufpflanzte. Agitatorische Priester steigerten die Gährung, und französische Aufwiegler stellten Hülfe und Unterstützung von seiten des Versailler Hofes in Aussicht. Jetzt schien die Stunde gekommen, das tyrannische Joch, das einst Cromwell der niedergeworfenen Insel aufgelegt hatte, abzuschütteln. In einer irisch-jakobitischen Nationalversammlung zu Dublin wurde der Beschluß gefaßt, Jakob II. als ihrem rechtmäßigen König treu zu bleiben unter der Bedingung, daß Irland in gerichtlicher und administrativer Beziehung von England emanzipiert und die Güter aller Rebellen, d. h. der Anhänger Wilhelms III. von Oranien, für verfallen erklärt würden. Sie stellten eine Liste von mehr als dritthalbtausend Namen auf, darunter die reichsten Gutsbesitzer und viele englische Bischöfe, deren Vermögen und Grundbesitz konfisziert werden sollte, ein unermeßlicher Reichtum. In einer Denkschrift wurden dem Stuart diese Beschlüsse mitgeteilt. Jakob gab seine Zustimmung. Was lag dem Stuart daran, wenn die englischen und schottischen Ansiedler, die ja doch alle Ketzer und Rebellen waren, zu Grunde gingen!

Eine irische Botschaft von Tyrconnel fand in St. Germain und Versailles eine günstige Aufnahme. Ludwig XIV. hoffte in dem Inselreich den Bürgerkrieg zu entzünden, damit Oranien und die Holländer von dem kontinentalen Krieg fern gehalten würden.

Die Vorgänge in Großbritannien konnten zur Entflammung eines allgemeinen Religionskrieges dienen, wie es das nächste Ziel der politischen Gedanken in Versailles und St. Germain war. Selbst Onno Klopp giebt das zu, indem er in dem „Fall des Hauses Stuart" von diesem kritischen Zeitpunkt sagt: „das nächste Ziel der politischen Gedanken in Versailles und St. Germain, nach der Ankunft des flüchtigen Königspaares, war, die Zustimmung des Papstes und des Kaisers zu erhalten für das Entrollen der Fahne des Religionskrieges, und zwar diejenige des Kaisers zunächst zur Mitwirkung und, wenn diese nicht zu erreichen stand, wenigstens zum Frieden mit Frankreich. Demgemäß suchten die Politiker von Versailles und St. Germain zu wirken, bei dem Papste, bei dem Kaiser, und, wo möglich, durch den Papst auf den Kaiser. Eine lange Reihe von Schreiben voll dieser Aufforderungen zum Religionskriege liegt uns vor: von Jakob II. und Maria Beatrice selbst, von Lord Melford, der wieder als Minister Jakobs II. auftrat, von Ludwig XIV. direkt an den Papst Innocenz XI., u. a."

Digitized by Google

Als Jakob II. sich entschloß, dem Ruf der Getreuen zu folgen, stellte man ihm Geld, Schiffe und Kriegsbedarf zur Verfügung. Auf dem Schiffe, welches den flüchtigen König nach der irischen Küste trug, war die königliche Standarte von England aufgepflanzt.

Nun gestaltete sich die Lage der Dinge in Irland zu einem Kampf auf Leben und Tod. Dem keltisch-französischen Katholizismus gegenüber schlossen sich die germanisch-protestantischen Elemente, Anglikaner wie Presbyterianer, zu einer Association der Selbstverteidigung zusammen. Religiöse, politische und nationale Gegensätze entfachten in dem Inselreich einen bürgerlichen Rassen- und Religionskampf, der seine Verzweigungen in den Niederlanden und am Rhein hatte. Das war um dieselbe Zeit, da die Rheinpfalz und Heidelberg in Flammen gesetzt ward; der katholische Kurfürst Philipp Wilhelm schickte nicht wie Karl Ludwig eine Herausforderung an den französischen Anführer, Melac. War doch sein Gesandter in London dem Stuart'schen König bei seinen katholisierenden Tendenzen besonders hilfreich und dienstbeflissen! Wir wissen, daß er die Messe in der Kapelle seines Palastes zuerst für jedermann zugänglich gemacht hat.

1689 landete Jakob II. in Irland, um mit Hilfe der Einwohner, der Jakobiten und Franzosen, seinem calvinischen Schwiegersohne die angemaßte Herrschaft wieder zu entreißen, dem parlamentarischen Whigregiment ein Ende zu machen und die Fahne des Papsttums im Lande seiner Väter aufzupflanzen. Von allen Seiten strömten irische Häuptlinge mit ihren Kriegsmannen in das Stuart'sche Lager, so daß die Truppenzahl Jakobs dem oranischen Heer weitaus überlegen war. Französische Schiffe kreuzten auf dem Meere, um die Holländer, welche ihrem ehemaligen Statthalter hülfreiche Hand leisteten, von der Landung abzuhalten. Damals waren die Augen Europas mit Spannung auf das Inselreich gerichtet, wo ein gewaltiger Prinzipienkampf seine Entscheidung finden mußte. Ein Sieg der Jakobiten hätte Ludwigs XIV. Streitmacht verstärkt und seinen unionistischen Tendenzen Vorschub geleistet. Nur Wilhelm von Oranien und der Kurfürst von Brandenburg konnten die Gefahr abwenden, die damals über den Bekennern des Protestantismus schwebte. Dank der entschlossenen und energischen Haltung des von der englischen Nation gewählten halblegitimen Oraniers und der Kriegserfahrung des erwähnten pfälzischen Edelmanns Schomberg, den der Brandenburger Kurfürst dem glaubensverwandten König Wilhelm überlassen hatte, nahm der Kampf für die Streiter der religiösen und politischen Freiheit eine günstige Wendung. Im Juni 1690 landete der Oranier in Irland und zog den Marschall Schomberg mit seiner Hilfsmannschaft an sich. Als sich die beiden Heere nahe kamen, sah man Kriegsvolk verschiedener Nationen und Sprachen unter beider Fahnen vereinigt: Engländer und Schotten, Holländer und Deutsche, französische Hugenotten in Wilhelms Heere, voll Begierde, an ihren katholischen Landsleuten im anderen Heerlager Rache zu nehmen. Auch Dänen befanden sich im Heer, ein Name, der den Irländern Erinnerungen und Sagen aus alter Vorzeit in die Phantasie zurückrief. Jakob nahm seine Stellung auf der rechten Seite des Küstenflusses Boyne. Kaum hatten die Jakobiten eine Lagerstätte be-

Digitized by Google

zogen, so erschien das oranische Heer auf der linken Seite. An diesem denkwürdigen Ort, wo die ersten Keime der christlichen Kultur in den irischen Boden gepflanzt wurden, sollte sich die Zukunft des britischen Reiches entscheiden. Es war ein heißer Kampf, nicht unwürdig des hohen Preises, der den Sieger erwartete. Wilhelm ließ sich durch die leichte Wunde, die er beim Besichtigen der Örtlichkeit empfing, nicht abhalten, selbst den Oberbefehl zu übernehmen; unter ihm dienten die beiden Schomberg, Vater und Sohn. Während der letztere, Graf Meinhard, Gemahl der pfälzer Raugräfin Karoline, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig und der Louise von Degenfeld, mit Dragonern und Fußvolk stromaufwärts den Übergang erzwang, führte der Marschall selbst den Kern des gemischten Heeres über den Fluß nach der anderen Seite, ein Unternehmen von der größten Kühnheit und Tapferkeit. Sie wurden von der feindlichen Macht am Aufsteigen gehindert, und mancher brave Kriegsmann mußte sein Leben lassen. Mit jugendlichem Mut stürmte der alte Held Schomberg voran, den Hugenotten zurufend, daß sie im anderen Lager ihre Verfolger finden würden; da machten die Säbelhiebe einiger Jakobiten seinem Leben ein Ende. Aber sein Sohn rächte den Tod des Heldenvaters. Er schlug die beiden Führer der feindlichen Reihen, Lauzun und Tyrconnel, in die Flucht und teilte mit dem König die Lorbeeren des Sieges. Die Jakobiten glaubten den König selbst getötet zu haben; aber bald sahen sie Wilhelm III., hoch zu Roß das gezogene Schwert schwingend, an der Spitze der tapferen Männer von Enniskillen über den Strom setzen und den Kampf erneuern. Und nun hielten die Feinde nicht länger stand; die irischen Dragoner begannen die Flucht, ihre eigenen Waffenbrüder zu Fuß überreitend. Lauzun und Tyrconnel, die den jungen Schomberg vom Vordringen abzuhalten gesucht, standen vom weiteren Kampf ab und ordneten den Rückzug nach Dublin an, wohin Jakob mit einigen Reiterschwadronen vorausgeeilt war. Er segelte auf einem französischen Schiff nach Frankreich zurück. Dort lebte er noch elf Jahre. Als er in einem Kloster der Trappisten sein Leben beschloß, wurde sein Sohn von Ludwig XIV. als König Jakob III. anerkannt. Aber seine Ansprüche konnten nie geltend gemacht werden.

In der Kirche von St. Patrick, wo am nächsten Sonntag Wilhelm dem Gottesdienst anwohnte, wurde Marschall Schomberg mit militärischen Ehren beigesetzt. Dies war die bedeutende Schlacht an der Boyne. Sie entzog dem französischen Machthaber den treuesten und ergebensten Bundesgenossen und schwächte die katholisierenden Tendenzen, die dem Koalitionskrieg der neunziger Jahre zu Grunde lagen. Die englischen Ansiedler der grünen Insel hatten alle Ursache, den Jahrestag der Schlacht an der Boyne als ein Dank- und Siegesfest zu feiern. Erwägt man, daß der französische Befehlshaber dem Stuart eine Art irischer Bartolomäusnacht angeraten, und daß jakobitische Eiferer dem König den Vorschlag gemacht, Dublin und die Umgegend in eine Wüstenei zu verwandeln, wie Louvois die Pfalz, so läßt sich leicht denken, welches Schicksal der protestantischen Bevölkerung bevorstand, wenn der Sieg den rachsüchtigen Jakobiten, den leidenschaftlichen Irländern, den fanatischen Franzosen zugefallen wäre. Die

Digitized by Google

englische Kolonisation, die Arbeit vieler Jahrhunderte, wäre mit der Wurzel vernichtet worden; kein protestantisches Haupt wäre verschont geblieben.

Wie sehr aber auch die Vertreibung Jakobs II. und die Unfälle der Jakobiten in Irland die Pläne des autokratischen Herrschers von Frankreich durchkreuzten und abschwächten, dennoch errangen die Erfolge der französischen Waffen im Felde Triumphe, welche wenigstens der protestantischen Pfalz große Nachteile brachten und den Samen religiöser Zwietracht in das calvinische Nachbarland trugen. Die Religionsklausel, die Frankreich dem Friedensvertrag von Ryswick (Okt. 1697) aufdrängte, war ein scharf geschliffenes Schwert gegen die Pfälzer Reformierten. Nach dieser dem Reiche „obtrudierten" Klausel sollte in allen protestantischen Ortschaften, welche die Franzosen während des Krieges vorübergehend oder dauernd im Besitz gehabt, der katholische Kultus zu Recht bestehen. Wo also innerhalb der acht Kriegsjahre einmal eine Messe gehalten worden war, mußte der katholische Gottesdienst für alle Zukunft gestattet sein. Elisabeth Charlotte verabscheute diese von der Frau von Maintenon genährte und gepflegte Hofbigotterie, und obwohl sie, wie wir wissen, bei ihrer Verheiratung zur katholischen Kirche übergetreten war, hegte sie doch die tolerante Gesinnung, die sie in dem Vaterhause eingesogen. In einem Briefe an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, spricht sie ihren Unmut über den am Hofe herrschenden Zelotismus aus: „Ich muß gestehen, daß, wenn ich in den Predigten höre, wie man den großen Mann (Ludwig XIV.) lobt, die Reformierten verfolgt zu haben, so werde ich immer ungeduldig darüber; ich kann nicht leiden, daß man lobt, was übel gethan ist."

Mit dem Frieden von Ryswick beginnt unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm die Periode in der Pfälzer Geschichte, welche der Historiker Häusser als die Zeit des „kirchlichen Terrorismus" bezeichnet. Der Pfalzgraf stand an Fanatismus seinem Zeitgenossen Jakob II. nicht nach. Infolge der Ryswicker Klausel, die in den späteren Friedensschlüssen von Rastatt und Baden aufs neue anerkannt wurde, ward die reformierte Pfalz dem Bekehrungseifer und der Verfolgungssucht der Jesuiten schutzlos preisgegeben. Mit Hülfe des „unvergleichlichen Monarchen" von Versailles konnte Johann Wilhelm in kurpfälzischen und zweibrückischen Orten die Kirchen ausschließlich dem römisch-katholischen Kultus einräumen, in mehr als hundert andern die reformierten Gemeinden zwingen, ihre Gotteshäuser mit einer kleinen Zahl eingewanderter oder angesiedelter Katholiken zu teilen und allenthalben Klöster und Ordenshäuser als Werkstätten der Bekehrung errichten. So konsequent wurde dieses Verfahren während seiner ganzen Regierung eingehalten, daß, wie die Jesuiten triumphierend rühmen konnten, dem katholischen Kultus 240 Kirchen geöffnet wurden, ohne daß bei einer einzigen katholischen die Reziprozität stattgefunden. Die Entzweiungen zwischen Lutheranern und Calvinisten, die unter einander ebenso erbitterte Kämpfe der Intoleranz führten wie gegen die Romanisten, arbeiteten der katholischen Regierung in die Hände. Der Geschichtsschreiber der rheinischen Pfalz spricht sich im Vorwort seines Werkes über diese Zeit konfessioneller Spaltung dahin aus: „Kirchliche Enge und verketzerndes Hohepriestertum ist mir unter allen Formen verhaßt, doch ziehe ich, wenn

Digitized by Google

mir die Wahl gelassen wird, einen offenen Fanatismus ohne Scheu und Rücksicht dem heuchlerischen und schleichenden unbedingt vor."

Johann Wilhelm erlebte die große Freude, daß auch in Sachsen, wo die lutherische Ketzerei ihren Ausgang genommen, die Dynastie in den Schoß der römischen Kirche zurücktrat und dadurch im Kurfürstenkollegium die Zahl der katholischen Mitglieder sich vermehrte. In denselben Jahr, da der Ryswicker Friede abgeschlossen ward, wurde das sächsische Volk durch die Kunde überrascht, daß Friedrich August der Starke in Baden bei Wien die Religion seiner Väter und seines Volkes verlassen und den römisch-katholischen Glauben angenommen habe. Wieviel dabei der kaiserliche Hof in Wien, wieviel die Bekehrungskunst der Jesuiten, wieviel die Zureden des Konvertiten Christian August von Sachsen-Zeitz, des Kardinals und Erzbischofs von Gran, eines Verwandten des sächsischen Hauses, mitgewirkt haben, ist schwer zu entscheiden; der durchgreifendste Beweggrund war aber offenbar der Wunsch, durch den Übertritt das Hindernis zu beseitigen, das seiner Königswahl in Polen entgegengestanden hätte und von der Gegenpartei zu Gunsten des französischen Mitbewerbers ausgebeutet worden wäre. Die halbironische Bemerkung von Karl Hase, „daß Friedrich August sich gleichzeitig mit seiner Bewerbung um die polnische Krone von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugte," ist ganz zutreffend. Um die leere Würde eines Schattenkönigs zu erlangen, brachte der prunksüchtige Fürst sein Erbland um die ehrenvolle Stellung eines Hauptes des protestantischen Deutschland, die es bisher inne gehabt und die von der Zeit an auf Brandenburg-Preußen überging.

V.

Es ist ein trübes Nachspiel des dreißigjährigen Krieges, das wir in obigen Blättern vorgeführt haben. Die Dämonen der religiösen Zwietracht und des finstern Fanatismus wirkten, wie wir am Eingang bemerkt haben, unter der Decke fort, um da oder dort wieder hervorzubrechen, um ihr unheilvolles Werk von neuem zu beginnen, um bald die offene Kriegsfurie wieder zu entflammen, bald auf den unheimlichen Schleichwegen der Lüge, der Sophistik, der Heuchelei und Falschheit ihe bösartiges Wesen zu treiben. Doch wäre es unrecht, die ganze Periode bis zum Ausgang des Jahrhunderts nach diesen dunklen Phänomenen zu beurteilen. Schon regten sich hier und da in der Menschenseele geistige Kräfte und Bestrebungen, welche das Wirrsal der Zeit und die streitige Kirchenlehre und ihre Dogmen durch höhere philosophische Auffassungen und Gedankenschöpfungen zu überwinden suchten. Der Franzose Cartesius, welcher fand, daß die Atmosphäre in Paris das abstrakte Denken hindere, begründete in Amsterdam eine philosophische Schöpfung, die eine neue Periode in der Geschichte des spekulativen Forschens einleitete, und der holländische Gelehrte jüdischer Herkunft, Spinoza, schuf ein philosophisches System, das unabhängig von den Satzungen und Dogmen der Kirche und der Konfessionen das Verhältnis zwischen der Gottheit und der Welt durch menschliche Geistesarbeit zu ergründen versuchte.

Digitized by Google

Und auch in Deutschland, wo die Leiden der vorausgegangenen dreißig Kriegsjahre die Gemüter empfänglicher gemacht hatten für Toleranz und Versöhnungen in religiösen Dingen, traten Bestrebungen zu Tage, welche den Zweck hatten, durch freie Geistesforschung eine Ausgleichung des Widerstreits in der Menschenwelt zu erzielen. Wenn unter so traurigen Verhältnissen das geistige Leben nicht gänzlich erlosch, wenn das deutsche Volk nicht hoffnungslos auf das Grab seines vergangenen Glückstandes hinschaute, vielmehr alle Kräfte anstrengte, um aus dem allgemeinen Schiffbruch noch einige Güter zu retten, auf den Ruinen ein neues Dasein zu schaffen, mit dem wirtschaftlichen Aufbau auch die Kulturelemente wieder zu sammeln und zu einem neuen Paladium zu gestalten, so darf man in diesem Bestreben einen Beweis erblicken von der kräftigen Natur und dem ungebrochenen Lebensmut der deutschen Nation. Freilich hat Deutschland keine so glänzenden Trophäen aufzuweisen wie das große Nachbarvolk, das in den Tagen, da rechts vom Rhein die nationalen Güter zerschlagen und zerstreut wurden, die seinigen sammelte, wahrte und mehrte; dennoch hat auch die deutsche Kunst und Wissenschaft nicht gefeiert und neben den entlehnten Schätzen auch manches eigne Kleinod zu Tage gefördert und auf den Markt geliefert. Im Gegensatz zu dem poetischen Schaffen des Mittelalters, das seine Hauptsitze im südlichen Deutschland, am Rhein und an der Donau gehabt hatte, nimmt die neuere Poesie, sowohl die selbständig religiöse als die entlehnte und nachgeahmte weltliche Dichtung, ja auch die philosophische Wissenschaft in Norddeutschland, in Schlesien, Sachsen, Brandenburg ihre Wohnstätte; wo im Süden litterarische Versuche gemacht werden, haben sie ihren Ausgang in protestantischen Ländern, in der calvinischen Pfalz und in dem lutherischen Württemberg, ein neuer Beweis, daß die Reformation eine That des germanischen Geistes war, daß der Herzschlag der katholischen Welt einer andern Richtung folgte. Wie sehr auch in den protestantischen Territorien Geistlichkeit und Regierung die freie Bewegung zu hemmen, mit inquisitorischer Strenge die schmale Bahn konfessioneller Orthodoxie einzuhalten bemüht sein mochten: der geistige Bann war doch gebrochen, der Strom des inneren Lebens konnte eingedämmt und verzögert, nicht mehr aber in rückläufigen Fluß gesetzt werden. Wenn in den Tagen, da man in Frankreich die calvinische Ketzerei mit barbarischen Maßregeln auszurotten und in England mit Sophistik und Eidbruch den reformierten Kirchenbau zu untergraben suchte, ein Leibniz den konziliatorischen Gedanken einer Vereinigung aller Konfessionen fassen, unter den Nachwirkungen kriegerischer Zerstörungswut eine „Theodicee“ schreiben und im Weltganzen eine von Gott gesetzte „prästabilierte Harmonie“ erblicken konnte, so giebt dies wahrlich ein edles Zeugnis von der idealen Natur des deutschen Volkes und von dem hoffnungsreichen Glauben an eine höhere Vorsehung und an ein Fortschreiten der Menschheit im Suchen und Ergreifen der Wahrheit. Dem genialen Philosophen war es nach seiner optimistischen Anschauung undenkbar, daß eine Welt, in welcher die Einzelwesen, die unteilbaren Substanzen oder Monaden, die Gottheit oder die Urmonade abspiegelten, von der sie ausgegangen, und sich, wenngleich mit verschiedenen Qualitäten und Erkenntniskräften ausgerüstet, nach den

Digitized by Google

von Anbeginn bestimmten Gesetzen der Notwendigkeit und Kausalität bewegen und entwickeln, daß eine Welt, worin die mit Vernunft und Selbstbewußtsein begabte Menschenseele der Urfubstanz am nächsten steht, nicht unter allen möglichen Schöpfungen die beste sein und das Übel oder Böse Macht haben sollte über das Gute.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

(Kunstgewerbliche Briefe aus Oesterreich v. Dr. Ed. Leisching, Wien. — Großwasserraum-Kessel und Röhren-Kessel — Zirkulations-Röhrenkessel — Unfallverhütungs-Ausstellung — Reichspost-Dampferlinien).

I.

Kunstgewerbliche Briefe aus Österreich von Dr. Eduard Leisching.

Wien im Februar 1888.

Es ist eine dankenswerte Aufgabe, von Fall zu Fall über den augenblicklichen Stand und im Zusammenhange über die fortschreitende Entwickelung der österreichischen Kunstgewerbe Bericht zu erstatten, und gerne unterziehe ich mich ihr, da meine Stellung am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien sowie meine Beziehungen zu der österreichischen, besonders der Wiener Kunstindustrie, welche sich im hiesigen Kunstgewerbevereine vereinigt findet, mich naturgemäß in fortwährende Berührung mit der Ausschlag gebenden Gesamtheit der Kunstgewerbetreibenden bringt. Immerhin ist es aber nicht leicht, ein bis ins Kleinste ausgeführtes und einheitliches Bild des jeweiligen Zustandes zu entwerfen, und ich muß mich nun so mehr auf Streiflichter beschränken, als ja, wie bekannt, unsere Kunstgewerbe einen solchen Umfang gewonnen haben, daß sie kaum mehr mit einem Blicke überschen werden können, wie dies noch vor 10 und 15 Jahren möglich gewesen ist.

Einen nahezu unfehlbaren Maßstab für die Leistungsfähigkeit unserer Kunstgewerbe bieten drei alljährlich wiederkehrende Ausstellungen in Wien: Die ständige Ausstellung des Wiener Kunstgewerbevereins, die Weihnachtsausstellung des österreichischen Museums und die vom Klub der Wiener Industriellen für Wohnungseinrichtung veranstaltete Möbelausstellung.

Die erstere findet eigentlich zwei Mal im Jahre statt, die Gegenstände werden gewöhnlich im Februar und Oktober gewechselt, aber sie ist eine ständige, insofern sie das ganze Jahr hindurch der Besichtigung offen steht. Die Ausstellungsräume befinden sich im Hause des österreichischen Museums, dessen Direktion mit Zustimmung der Regierung dem Kunstgewerbevereine fünf schöne, helle Zimmer zu Ausstellungszwecken unentgeltlich überlassen hat. Eine sehr wohlthätige Maßregel, da der Verein, hierdurch von einer großen und drückenden Ausgabe für Miete befreit, von vornherein auf eine sichere Grundlage gestellt werden konnte und weder zu wahlloser Aufnahme von Mitgliedern noch zur Erhebung eines Eintrittsgeldes von seiten der Besucher gezwungen ist. Hiermit ist aber auch die enge Verbindung des Kunstgewerbevereins mit dem Museum nicht nur äußerlich gekennzeichnet, sondern recht eigentlich begründet und für die Zukunft sicher gestellt und dem Museum auf die Entwickelung der Kunstgewerbe ein bedeutender Einfluß gewahrt. Gewiß zum Heile derselben, da ja das Beste, was wir auf diesem Gebiete geleistet haben und leisten, auf Anregung und unter unmittelbarer Anleitung des Museums und der mit ihm verbundenen Kunstgewerbeschule geschaffen worden ist, an welcher Laufberger wirkte und Männer wie Storck, Beyer, Herdtle, Macht, König, Klotz, Schwarz, Sturm, Kühne, Rieser und Karger (letzterer an Bergers Stelle, der an die Akademie be-

Digitized by Google

rufen worden) mit rastlosem Eifer wirken. So ist der Verein sehr streng in der Aufnahme neuer Mitglieder, und er muß und kann es sein; er hat sich bisher stets von dem Grundsatze leiten lassen, daß nicht in der Höhe der Zahl, sondern in der besonderen künstlerischen Tüchtigkeit der Mitglieder seine Stärke und sein Ansehen beruhe. Er zählt dermalen an 200 Mitglieder, von denen etwa zehn Beamte des Museums und Lehrer an der Kunstgewerbeschule sind, denn auch darauf ist bei der Gründung des Vereins Bedacht genommen worden, daß immer mindestens drei Angehörige der letztgenannten Anstalten im Vereinsvorstande sitzen.

Es bedarf nach alledem keiner weiteren Bekräftigung, daß nahezu alle ersten Kräfte der österreichischen Kunstindustrie und nur tüchtige dem Vereine angehören; wer noch im alten Fahrwasser fährt und die nunmehr seit einem Vierteljahrhundert eröffneten neuen Straßen nicht wandeln will oder kann, wird nicht zugelassen. Man kann sich daher wohl denken, wie die Ausstellungen des Wiener Kunstgewerbevereins beschaffen sind; es ist eine Auswahl des Besten und Tüchtigsten und bietet für alle verschiedenen Zweige den sichersten Maßstab unseres Könnens. Die beiden Ausstellungen des vergangenen Jahres, welche von 164091 Personen besucht wurden, waren von 115 Mitgliedern beschickt, unter denen sich 27 Kunsttischler, 11 Bronzearbeiter, 9 Glasfabrikanten, ebenso viele Porzellanfabrikanten und Porzellanmaler, je 7 Gold- und Silberarbeiter und Lederarbeiter und Buchbinder, je 6 Kunstschlosser und Glasmaler, dann Kunstdrucker, Vergolder, Tapezierer, Drechsler, Holzbildhauer, Galvanoplastiker, Ofen-Fabrikanten, Fabrikanten von Teppich- und Möbelstoffen, Goldsticker, Fächerfabrikanten, Photographen, Uhrmacher, Parketten-Erzeuger u. s. w. befanden. Wir wollen hier keine Rangordnung vornehmen, aber wenn es sich um Namen wie Philipp v. Haas, Ludwig Lobmeyr, Ludwig Bakalowits, Schreiber & Neffen, Alfred Stellmacher, Alois Hanusch, Hollenbach, Carl Lustig, Paul Pollak, Franz Michel, Albert Milde, Ludwig Wilhelm, Geyling und die Tiroler Glasmalerei handelt, so wird kein Einsichtiger im Zweifel sein, daß ihnen der erste Platz in den Reihen der österreichischen Kunstindustrie gebührt. Die immerhin beschränkten Räume des Vereins gestatten einem Aussteller wie Philipp v. Haas nicht, sich in seiner ganzen Pracht zu zeigen, dafür bietet die Weihnachtsausstellung des Museums schon mehr Gelegenheit; doch ist die berühmte Firma auch im Kunstgewerbevereine stets durch einige schöne Stücke, Brokate und Damaste und Teppiche in persischer und Smyrna-Technik würdig vertreten; Farbe und Zeichnung sind unübertrefflich, und es ist gewiß ein Hauptverdienst des unermüdlichen Generaldirektors Laurenz Gstettner, daß die ruhmvollen Überlieferungen des Welthauses erhalten und fortgebildet werden. Lobmeyr, der glückliche Wiedererwecker der böhmischen Glasindustrie, ist immer glänzend vertreten. Er bringt jetzt nicht mehr so ausschließlich wie früher geschliffenes und graviertes Krystallglas, im Gegenteile sehen wir sehr viel farbiges Glas, Gefäße in spanisch-maurischem Stile, vorherrschend in Gold und blau höchst wirksam dekoriert, ferner mattblaue emaillierte Vasen und auch solche mit goldgeränderten weißen, aus gelbbraunem Grunde herausgeschliffenen Reliefornamenten, eine Besonderheit, die den Charakter des Glases zu sehr in den Hintergrund drängt und sich kaum im Geschmacke erhalten dürfte. Lobmeyrs Größe und unvergängliches Verdienst beruht eben doch in jenem Krystallglase, dessen Reinheit und Durchsichtigkeit, verbunden mit reizvoller Profilierung, anmutigem Ornament und unübertrefflicher Genauigkeit des Schliffes und der Gravierung zu den vornehmsten Errungenschaften der Kunstindustrie gerechnet werden muß. Ihm zunächst stehen Bakalowits und Schreiber & Neffen, die besonders im farbigen Glase, in emaillierten Luxusgefäßen, aber auch in weißem, durchsichtigem Tisch- und Tafelgerät vorzügliches leisten.

Die Bronzen von Hanusch und Hollenbach, die Niellen mit inkrustiertem Gold von Lustig, die Lederschnittarbeiten von Pollak, die Kunstschlossereien von Milde und Wilhelm halten sich auf der Höhe der Forderungen, welche wir an die genannten Meister zu stellen gewohnt und berechtigt sind. Hollenbach bleibt im Stile seiner Arbeiten der Renaissance treu, während Hanusch mit der ihm eigenartigen Tüchtigkeit dem wieder zur Barocke hinneigenden Geschmacke Zugeständnisse macht. Die Kunstschlosserei wird immer mehr der Gefahr ausgesetzt sein, ihre technische Fertigkeit an der Ausführung von Arbeiten zeigen zu wollen, welche über den Stil des Stoffes hinausgreifen. Daß in der Beschränkung die Meisterschaft liegt, beweisen

Digitized by Google

Milde und Wilhelm; aber auch Toman, Baierlein und der aufstrebende Schwarz sind hier mit Ehren zu nennen.

Von den vielen hervorragenden Porzellanfabrikanten, welche Österreich besitzt, ist unmittelbar eigentlich nur Stellmacher im Kunstgewerbevereine vertreten; manche andere, wie Zsolnay in Fünfkirchen, sind von dem Wiener Großhändler Wahlisabhängig, der, von unserem Standpunkte aus betrachtet, keinen günstigen Einfluß auf unsere Keramik ausübt. Überhaupt geneigt, die Grenze des Möglichen zu überschreiten, wird sie, trotz ihres herrlichen Stoffes und der Farbenpracht- und Fülle, über welche sie gebietet, gerade von jenem vielfach in ganz falsche Bahnen gelenkt, der es nicht nur liebt der Mode entgegenzukommen, sondern sie auch noch aus eigenem Antriebe zu den tollsten Sprüngen zu verleiten. Dies gilt freilich nicht von Fischer & Mieg (Pirkenhammer bei Karlsbad), Haas & Czizek (Schlaggenwald), der ehemals Fischer'schen Fabrik in Herend (Ungarn), von Knoll (Karlsbad); diese gehören aber, aus unbekannten Gründen, dem Kunstgewerbevereine leider nicht an. Stellmacher hat sich mit seinem Elfenbein-Porzellan einen großen Namen gemacht, welches ganz nach unserem Geschmacke die, allerdings mit täuschender Naturtreue gemachten, Porzellanblumen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat, die Stellmacher früher gern brachte. Das Material, mit welchem er arbeitet, und der warme Elfenbein-Ton, den er herauszubringen versteht, ist unübertrefflich. In neuerer Zeit hält er den Ton allerdings tiefer und, wie uns bedünken will, zum Schaden seiner Arbeit. Der Stoff verliert hierdurch seine Eigenart, und auch der Vergleich mit dem Elfenbein, worauf so viel Gewicht gelegt wird, büßt seine Berechtigung um so mehr ein, je mehr der bestehende und so überaus wohlthuende Glanz verdrängt wird. Auch die Formen übersteigen jetzt manchmal schon das Maß des Erlaubten, die edel geschwungene Linie weicht vielfach zur gebrochenen aus, und wunderlich verrenkte Tiergestalten, Delphine als Deckelknöpfe, Drachen und sonstiges Getier machen den Beschauer stutzig. Immerhin ist Stellmacher ein Kunstgewerbetreibender, auf den stolz zu sein wir alle Ursache haben; seine Scharffeuer- und matten Emailfarben auf der Glasur, die Zeichnung nach japanischem Vorbilde reizvoll durchgeführt, verleihen dem Elfenbein-Porzellan einen unnachahmlichen Reiz.

Die Weihnachtsausstellung des österreichischen Museums, welche zu einer Zeit ins Leben gerufen worden, da sich im Kunstgewerbe alles noch im Entstehen und Werden befand, und der gute Wille bei vielen, die sich später unter dem Einflusse unseres Museums und der Kunstgewerbeschule kräftig und zielbewußt entwickelten, noch für die That genommen werden mußte, hat bis heute den Grundsatz festgehalten, daß auch der Schwächere, sofern er nur gute Absichten verfolgt, zugelassen werden solle. Dieser Grundsatz wurde auch nach der Gründung des Kunstgewerbevereins, ja bewußt oder unbewußt gerade wegen dieser Gründung, festgehalten, denn viele Teilnehmer an der Weihnachtsausstellung stellen sich erst auf ihr zum erstenmale vor und zeigen, was sie können und ob sie wert sind, in den Kunstgewerbeverein aufgenommen zu werden. Da viele Mitglieder der letzteren, die früher im Museum nie fehlten, jetzt nur mehr im Kunstgewerbeverein ausstellen, so ist die Weihnachtsausstellung des Museums naturgemäß nicht mehr das, was sie früher war. Immerhin hält sie sich aber, dank der Anstrengung der gegenwärtigen Direktion, auf anständiger Höhe, ist lehrreich nach verschiedensten Richtungen hin und eine Wohlthat nicht nur für die Kunstgewerbe, denen sie Anregung und Förderung bietet, sondern auch für das Publikum, welches bequem und übersichtlich zu prüfen vermag, was geleistet wird und angekauft werden kann. Die letzte Weihnachtsausstellung war entschieden besser als die vorige, zumal wegen der Keramik, welche, neben Stellmacher durch Fischer & Mieg, Fischer in Herend, Haas & Czizek, Knoll, Dittmar u. a. in großartiger Weise vertreten, der Ausstellung ihr Gepräge aufgedrückt hat. Fischer & Mieg, welche früher ganz in französischer Art mit all' ihren unberechtigten Eigentümlichkeiten arbeiteten, haben sich hier in einer Weise eingeführt, welche sie unbestritten in die erste Reihe der Berufsgenossen stellt. Die große Vase mit Rosen in Emailfarben, einige Services und kleine Ziergefäße, in Form wie Farbe entzückend, haben allgemeine Bewunderung erregt. Die ehemalige Fabrik von Moritz Fischer in Herend, jetzt Aktiengesellschaft, brachte vor allem Porzellan in Meißener Art, dessen Ausführung guten Eindruck machte. Auch Haas & Czizek gehören

Digitized by Google

zu den Tüchtigsten, und ihre Nachahmungen der Alt-Meißner Muster sind höchst schätzenswert; ihr Material ist vorzüglich, die Blumenmalerei duftig und zart, und auch das Blau unter der Glasur sehr gelungen. Die reichste Palette hat unstreitig Knoll, und er verfügt über Töne in seinen Malereien, wie sie kaum einem anderen zu Gebote stehen. Alle Aussteller, welche schon oben genannt werden konnten, übergehe ich hier, ebenso die Kunsttischler, über die im Folgenden einige Worte zu sagen sein werden. Genannt müssen aber folgende Aussteller werden: Bollarth, der nebst anderen trefflichen Arbeiten aus dem Erzgebirge eine nach Zeichnungen von Storck in genähter Spitze ausgeführte Alba gebracht hatte, ein Geschenk unserer Kaiserin und anderer hoher Damen für den Papst; die Schülerinnen des Professors Macht, welche eine Auswahl ihrer reizendsten Emailmalereien ausstellten; ferner Erndt (Öfen), Fellerer, (Gegenstände in getriebenem Kupfer), Ertl und Zamponi (geätzte und gravierte Zinnwaren), Franke (Buchbinderarbeiten), Freyler und Reitsamer (Filigran), Gassmann (Sitzmöbel mit geschnitteneu Leder), Granichstädten (Gold- und Juwelenschmuck), Geyling (Glasmalereien), Löwy (photographische Farbendrucke), B. Mayer (Silbergegenstände), Peinlich (Bronzen) u. a. Nach Schluß der Weihnachtsausstellung kam noch die Tiroler Glasmalerei-Anstalt mit einem vom Kaiser für das Konstanzer Münster gewidmeten Glasgemälde (Krönung Mariens), welches in Hinsicht der Farben, zumal des tiefsatten, feurigen Rot, zu dem Schönsten gehört, was die österreichische Kunstindustrie je hervorgebracht hat, wie denn überhaupt diese von Neuhauser und Zele in Innsbruck geleitete Anstalt, mit ihrer unter Golds Leitung in Wien bestehenden Tochteranstalt, Österreich zur höchsten Ehre gereicht.

Hier wollen wir gleich ein Wort über unsere kirchliche Kunst sagen. Das österreichische Museum hat im vergangenen Jahr eine Ausstellung von Gegenständen kirchlicher Kunst zu dem Zwecke veranstaltet, um Sinn und Verständnis für das Schaffen auf diesem Gebiete neu zu beleben und sowohl den gesunkenen Geschmack durch Vorführung guter alter Vorbilder zu läutern, als den kirchlichen Kunstgewerben Gelegenheit zu bieten, zu zeigen, was sie hier vermögen, und gegenüber einer überwältigenden ausländischen Konkurrenz mit den heimischen Abnehmern unmittelbar in Fühlung zu treten. Hier war bisher noch nichts geschehen, die neue kunstgewerbliche Bewegung hatte hier noch so gut wie gar keinen Einfluß gewonnen, was gemacht wurde, war — wenige Ausnahmen abgerechnet — roh in der Form, aufdringlich und charakterlos in der Farbe, Fabrikware der elendesten Art. Und doch, wie viel wird für Kirchen und Klöster zumal eines so großen katholischen Reiches gebraucht, wie schön wäre die Aufgabe, von dieser Seite veredelnd und bildend auf den Geschmack der breiten Schichten des Volkes einzuwirken! Die Ausstellung hat nun freilich nicht nur an alten Kunstwerken eine unbeschreiblich große Fülle herrlicher Vorbilder enthalten, sondern denn doch auch den Beweis erbracht, daß wir auf allen Gebieten der kirchlichen Kunst leistungsfähig sein könnten, wenn da von allen Seiten mit Hingebung und Eifer zusammengewirkt würde. Und es ist Hoffnung dazu vorhanden. Unsere Glasmaler (außer der Tiroler Anstalt und Geyling ist auch Penner & Schürer zu nennen) bedürfen der Leitung kaum mehr, aber die Bildhauer, welche für die Kirche arbeiten, die Kunststicker, die Metallarbeiter haben sie sehr nötig. Freilich haben wir auch unter ihnen so manch Tüchtigen bemerkt, der etwas leisten kann, wenn er will und wenn verständige Besteller es von ihm fordern; so z. B. Adler und Brix & Anders (Bronzearbeiten), Fellinger & Hassinger, Giani, Krickl & Schweiger (Kunststickereien und Gewebe) und die Bildhauer v. Gasser, Klotz, König, Pendl und Erler, ja selbst die Grödner Bildschnitzer, die so sehr auf die abschüssigen Wege des ungesundesten Realismus gedrängt worden sind. Hier muß aber eben von maßgebender Seite etwas geschehen, es müssen gute Vorbilder geboten werden. Da war es denn ein glücklicher Gedanke der Direktion unseres Museums, die Herausgabe eines Vorlagenwerkes anzuregen, welches, ohne einen bestimmten historischen Stil zu bevorzugen, eine möglichst reiche Sammlung guter Muster aus den verschiedenen Epochen der kirchlichen Kunst für alle Geräte, Gefäße, Gewebe und Stickereien, wie ihrer die Kirche bedarf, zu enthalten hätte. Dieser Plan wurde bereits von der österreichischen Unterrichtsverwaltung genehmigt und wird nun bald in Angriff genommen werden können. Wie J. v. Falkes „Kunst im Hause“ wird wohl auch das geplante Werk „Kunst in der

Digitized by Google

Kirche" seinen Weg machen und zur Läuterung des Geschmackes wie zur Hebung unserer Kunstgewerbe beitragen. Wie ernst diese Angelegenheit aufgefaßt wird, beweist ein Schreiben, welches der Protektor des österreichischen Museums, Erzherzog Rainer, nach Schluß der kirchlichen Ausstellung an die Kirchenfürsten der Monarchie richtete. Darin hieß es u. a.: „Die Aufgabe, welche wir mit der oben beendeten Ausstellung übernommen haben, ist mit dieser freilich nicht als abgeschlossen zu betrachten. Galt es, durch sie gute Muster vorzuführen, von welchen Künstler wie Käufer zu lernen hätten, so wird es unsere weitere Pflicht sein, die gewonnenen Anregungen zu benützen, auf dem Erlernten weiter zu bauen und unsere kirchliche Kunst, welche so schöne und ruhmvolle Überlieferungen aufzuweisen hat, neuerdings jeglicher Aufgabe völlig gewachsen zu machen.

Eine wesentliche Bedingung zur Erreichung dieses Zieles ist aber allerdings, daß wir bei Einrichtung und Ausschmückung unserer Kirchen in erster Linie der heimischen Kunstindustrie Bestellungen und Aufträge erteilen und auf diesem Wege an ihrer lebenskräftigen Entfaltung mitarbeiten. Sie wird sich dieser Förderung gewiß immer würdiger erweisen, wie sie auch jetzt schon viele Beweise ihrer Tüchtigkeit und Entwickelungsfähigkeit an den Tag gelegt hat. Ich bin überzeugt, daß Euer . . . Gnaden auch in dieser Richtung Ihren weitreichenden Einfluß geltend machen und dadurch an einem Werke mitschaffen werden, welches der Kirche wie dem Staate gleicherweise zu gute kommt. Für alle Ihre Bemühungen in der angedeuteten Richtung versichere ich Euer . . . Gnaden im Vorhinein meines Dankes." Möge sich unser hoher und niederer Klerus, der sehr viel zur Hebung der kirchlichen Kunst beitragen kann, diesen Dank zu erwerben trachten! —

Die Möbelausstellung, die dritte unter den alljährlich wiederkehrenden kunstgewerblichen Ausstellungen, wird stets im Frühling in den Sälen der hiesigen Gartenbaugesellschaft abgehalten und ist, wie bereits gesagt, eine Veranstaltung des Klubs der Industriellen für Wohnungseinrichtung. Sie räumt neben Kunsttischlern, wie Michel, Irmler, Herzgesell, Örlei, Hollmann, Würfel, Reschenhofer u. a., die höheren künstlerischen Anforderungen genügen, auch solchen einen Platz ein, deren Arbeiten gefällige stilvolle Formen aufweisen, aber einfach und billig und daher auch von anderen als nur reichen Leuten zu erwerben sind. Die italienische Renaissance, welche unsere Möbelindustrie in früheren Jahren fast gänzlich beherrschte, hat vor Jahr und Tag, wenn nicht ihren Vorrang der deutschen Renaissance abgetreten, so doch die Herrschaft mit dieser teilen müssen. Heute besteht auch dieses Verhältnis nicht mehr, die Neugotik, vor allem aber die Barocke und das Rokoko sind auf den Plan getreten und reißen die Gewalt mehr und mehr an sich. Die beiden letzteren treten allerdings in maßvoller Form auf, und es wird noch weder gegen den Stil des Materials noch gegen die Bequemlichkeit und den Zweck der Möbel gesündigt; sonst sieht man aber auch alle Stilgattungen von Louis XIV. bis Louis XVI. Die Zahl unserer Kunsttischler ist im Laufe der Jahre so groß geworden und der Zulauf nach der Hauptstadt ein so bedeutender, daß wir beim Betreten der Möbelausstellung hätten ausrufen können: „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen." Ich kann daher auch hier weiter keine Namen nennen und will nur so viel sagen, daß die Tüchtigkeit und Leistungskraft unserer Wiener Tischler kaum von den Fachgenossen anderer Städte erreicht werden dürfte. —

Wenn man sieht, wie unermüdlich hier und auf allen anderen Gebieten des Kunstgewerbes geschaffen wird, dabei aber der überaus mißlichen Verhältnisse des geschäftlichen Verkehrs gedenkt, welche in den breiten Schichten des Volkes bestehend mittelbar wie unmittelbar besonders den Erwerb der Kunstgewerbetreibenden auf das härteste treffen, da muß man wohl mit banger Sorge in die Zukunft blicken und sich die Frage vorlegen, wo das enden wird. Jedes Jahr glaubt man, schlechter kann's schon nicht mehr werden, und immer wird es noch schlechter, immer größer wird die Konkurrenz, immer geringer die Zahl jener, welche noch anständige Preise zahlen können.

Ausstellungen bringen gerade den Tüchtigsten schon lange nicht mehr auf seine Kosten, und doch darf sich keiner fern halten, weil er sonst vergessen wird. In diesem Jahre sind wir mit Ausstellungen überreich gesegnet. In München wird, wie bekannt, eine deutschnationale

Digitized by Google

Kunstgewerbe-Ausstellung abgehalten, in Barcelona, Brüssel und Melbourne finden Weltausstellungen statt, und hier in Wien haben wir eine große Gewerbeausstellung, welche anläßlich des 40jährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers einen besonders festlichen Charakter erhalten wird. Wie immer werden auch hier die Kunstgewerbe den Hauptreiz bilden, und nach allem, was man hört und sieht, wird die korporative Ausstellung des Kunstgewerbevereins geradezu großartig werden. Leider ist es ohne Kampf und Streit nicht abgegangen, da der die Ausstellung veranstaltende Gewerbeverein den Kunstgewerbetreibenden zuerst gar keinen gemeinsamen Platz geben wollte und dann infolge großen Druckes von hoher Seite diesen Standpunkt zwar aufgab, aber nur soviel Raum bewilligte, daß auf demselben von den 200 Mitgliedern des Vereins kaum 40 untergebracht werden können. Wie viele unserer Industriellen nach München gehen, steht noch nicht fest; aber daß Österreich würdig vertreten sein wird, unterliegt keinem Zweifel mehr, seitdem nach Auflösung des amtlichen Ausschusses Lobmeyr und Storck die Sache in die Hand genommen haben. Auch in Barcelona und Brüssel werden wir mit zwar wenigen, aber guten Leistungen vor die Öffentlichkeit treten. Im nächsten Berichte werde ich über die Beteiligung Österreichs an all' diesen Ausstellungen, vor allem aber über unsere eigene im Prater schon näheres sagen können. —

II.

Sobald mit der Konstruktion der ersten Dampfmaschine der Anstoß zu einem der großartigsten und folgenreichsten Fortschritte auf dem Gebiet menschlicher Gewerbthätigkeit gegeben war, mußten sich naturgemäß Erfindungsgeist und praktische Erfahrung verbinden, um, den steigenden Anforderungen der stetig vervollkommneten Dampfmotoren und der mächtig anwachsenden Industrie genügend, immer bessere und leistungsfähigere Dampferzeuger zu schaffen. Die Verwendung der Expansionskraft des Wasserdampfes als bewegender Kraft ermöglichte erst den Übergang von dem handwerksmäßigen, auf der Händearbeit beruhenden Kleinbetrieb früherer Zeit zu unserer heutigen Großindustrie-Wirtschaft mit ihren maschinellen Hilfsmitteln und ihrer Massenerzeugung, sie kann zweifellos als epochemachender Fortschritt bezeichnet werden. Sehr erklärlich ist es daher, daß sich die industrielle Thätigkeit ziemlich von Beginn dieser Entwickelung an in hervorragendem Maß auf die Herstellung von Dampfkesseln geworfen, daß sich zahllose technische Kräfte ersten Ranges und durch die Erfahrung herangebildete Praktiker mit Vervollkommnung derselben beschäftigt haben und noch beschäftigen und daß sich endlich die Anfertigung von Dampferzeugern zu einem Industriezweige herausbildete, der viele Nebenendustrien hervorgerufen hat und eine der wichtigsten Stellen in der heutigen Großindustrie einnimmt. Paßt es nun auch nicht in den Rahmen unserer Revue, die nach und nach entstandenen, verschiedenen Systeme von Dampfkesseln eingehend zu besprechen und einen genauen, auf annähernde Erschöpfung Anspruch machenden Überblick über den heutigen Stand dieser verzweigten Industrie zu geben — eine Arbeit, die ganze Bände füllen würde — so halten wir es doch für allgemein interessierend und mit zu den uns gestellten Aufgaben gehörend, die großen Fortschritte, welche die Dampfkesselherstellung zu verzeichnen hat, etwas zu skizzieren und hierbei den noch immer schwebenden Wettkampf zwischen den beiden grundverschiedenen Systemen: „Großwasserraum-Kessel und Röhrenkessel" zu beleuchten.

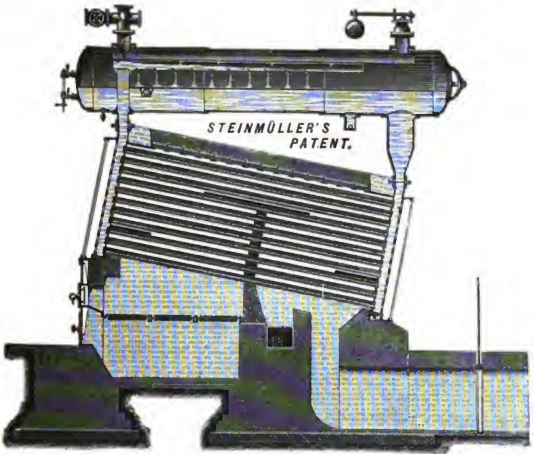
Der Kampf zwischen den beiden, im Prinzip ganz verschiedenen Systemen beginnt schon kurz nach Einführung der ersten Hochdruck-Dampfmaschine und schien zuerst mit der Niederlage der Röhrenkessel, wir erinnern an die Original-Belleville- und Root-Kessel, deren Einführung noch in die Kinderjahre der Hochdruckdampfmaschine zurückreicht, enden zu wollen. Die Konstruktion dieser Röhrenkessel erwies sich als mangelhaft, und ihre Vorzüge, hauptsächlich in der Sicherheit gegen Explosionsgefahr bestehend, konnten gegenüber den vielen Mängeln, wie z. B. zu häufige Reparaturen, zu geringe Leistungsfähigkeit, Mitreißen einer Menge Wassers mit dem Dampf, welches Schädigungen der Betriebsmaschine herbeiführte u. s. w., nicht zur Geltung kommen. Abneigung und Mißtrauen gegen diese Röhrenkessel mehrten sich beständig, und der endgültige Sieg schien den Großwasserraumkesseln, insbesondere den Cornwall- (Einflammrohr-) und Lan-

Digitized by Google

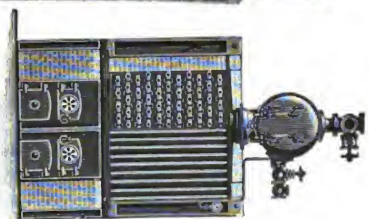
cashire- (Zweiflammrohr-) Kesseln gesichert. Erst in neuerer Zeit, vielleicht seit zehn bis fünfzehn Jahren, traten Röhrenkessel-Konstruktionen wieder mehr in den Vordergrund. Die alten Systeme, wie Belleville und Root, tauchten sogar wieder auf, allerdings insbesondere infolge der Erfahrung, daß Röhrenkessel für einen Betrieb mit wechselnder Dampfentnahme der erforderlichen Dampf- und Wasser-Reserve ermangeln, mit verschiedenen Änderungen, vor allem mit einem Oberkessel, der als Wasser- und Dampf-Reservoir dient, versehen. Doch zeigten auch diese verbesserten Röhrenkessel noch viele Übelstände, während andererseits die sich andauernd mehrenden Unglücksfälle durch Explosionen bei den weitverbreiteten Cornwall- und Lancashire-Kesseln, die steigenden Anforderungen an Dampferzeugung unter hohem Atmosphärendruck, welche die großen Zylinderkessel nicht nur immer gefährlicher machten, sondern auch, da der hohe Druck dicke Blechwandungen derselben bedingte, den Kohlenverbrauch übermäßig steigerten, immer wieder darauf hindrängten, unsere Ingenieure mit der Konstruktion eines Kesselsystems zu beschäftigen, dem die oben erwähnten Übelstände nicht anhaften und welches möglichst den heutigen Anforderungen entspricht. Mögen nun die noch immer zahlreichen Freunde der Großwasserraumkessel anderer Meinung sein und wollen wir auch die endgültige Entscheidung in dem fortgesetzt schwebenden Streit zwischen den beiden Konstruktionen den speziellen Fachleuten und vor allem den weiteren Erfahrungen in der Praxis überlassen, so scheint uns der Sieg sich in letzter Zeit entschieden wieder auf die Seite der Röhrenkessel zu neigen und zwar infolge der Konstruktion und Einführung der sogenannten „Zirkulations-Röhrenkessel." Man muß allerdings unterscheiden zwischen Röhrenkesseln, die wirklich Zirkulations-Röhrenkessel sind, und solchen, die nur unter diesem Namen angepriesen werden. Ein richtiger Zirkulations-Röhrenkessel muß eine lebhafte Wasserbewegung in seinen verschiedenen Teilen ermöglichen. Der in den Röhren erzeugte Dampf muß sofort nach dem Dampfraum oder Dampfsammler entweichen können, ohne lange und vielfach gewundene, enge Wege passieren zu müssen, und der Ersatz für das verdampfte Wasser muß ebenso schnell und ungehemmt den Röhren wieder zugeführt werden. Ein solcher Kessel muß im allgemeinen aus zwei Wasserkammern bestehen, in welchem alle Rohre kommunizieren, und erstere müssen wiederum mit einem Oberkessel in der Art verbunden sein, daß die vordere, höher gelegene Wasserkammer mit dem Vorderteil und die hintere Wasserkammer mit dem Hinterteile des Oberkessels verbunden ist. Die Rohre müssen ferner schräg gelegt sein, damit das Entweichen des gebildeten Dampfes nach dem Oberkessel erleichtert und das rasche Nachströmen des Wassers in den hinteren Teil der Rohre unterstützt wird. Wir können nach diesen wesentlichen Erfordernissen der verschiedenen, als Zirkulationsröhrenkessel empfohlenen Systeme wie Root, Belleville, de Nayer, Beissel, Schmidt, Näher, Field, Dürr ꝛc., die alle in ihren engen Kappenverbindungen der freien Zirkulation von Wasser und Dampf Hindernisse bereiten und dadurch viele Nachteile zeigen, die Eigenschaft eines guten Zirkulations-Röhrenkessels nicht zuerkennen, vielmehr als solche nur die Systeme Heine, Mac-Nicol und besonders Steinmüller bezeichnen. Die beiden ersteren sind mehr kombinierte Großwasserraum- und Röhrenkessel, deren große Oberkessel dem Feuer ausgesetzt liegen, sodaß diese nicht zu den unexplodierbaren gerechnet werden können, während die Steinmüller'schen Zirkulations-Dampfkessel auch wirkliche Zirkulations-Röhrenkessel sind, denen nach dem Urteil der meisten Fachleute wohl die erste Stelle unter sämtlichen Wasserrohrkesseln gebührt.

Wir halten es daher für angezeigt, auf diese spezielle Kesselkonstruktion noch etwas näher einzugehen und dabei die Leistungen des Etablissements der Herrn L. & C. Steinmüller, Gummersbach (Rheinprovinz), welches sich um deren Einführung und Verbreitung verdient gemacht, hervorzuheben. Das erwähnte ausgedehnte Etablissement umfaßt Kesselschmiede, Blechschweißerei und Eisen- und Metallgießerei und hat in Herstellung von Zirkulations-Röhrdampfkesseln, die es als Spezialität baut und deren Vervollkommnung seit Jahren das Ziel seiner Leiter bildete, eine von hervorragenden Technikern und Fachleuten öffentlich anerkannte und vielfach durch Erfolge in der Praxis bestätigte Höhe erreicht. Die Siederohrkessel „System Steinmüller," von welchen folgende Illustrationen ein Bild im Durchschnitt und eine Vorderansicht geben:

Digitized by Google



bestehen im wesentlichen aus zwei Teilen, dem eigentlichen, aus schmiedeeisernen Röhren zusammengesetzten Dampferzeuger, und dem, mit diesem verbundenen, darüber liegenden Oberkessel. Die schmiedeeisernen Röhren sind reihenweise in schmiedeeisernen Wasserkammern vereinigt und hinten geneigt so angeordnet, daß die Rohre der einzelnen Reihen gegeneinander versetzt sind. Der Oberkessel, an welchem sich der Wasserstandsanzeiger befindet, ist zur Hälfte mit



Wasser gefüllt und steht mit dem darunter befindlichen Röhrensystem durch die Wasserkammern vorn und hinten in Verbindung, so daß letzteres stets vollständig mit Wasser gefüllt sein muß. Der Rost liegt unter dem Röhrensystem. Nach dem Anheizen beginnt also die Dampfbildung sofort im vorderen Teil der Rohre; die sich bildenden Dampfblasen drängen nach oben, steigen durch die vordere Wasserkammer aufwärts und reißen eine Menge Wassers mit sich, während durch die hintere Wasserkammer das Wasser aus dem Oberkessel die Rohre stets füllend nachdrängt. Um die völlige Trennung des Wassers vom Dampf im Oberkessel zu erreichen, wird das aufsteigende Dampf- und Wasser-Gemenge oberhalb des Wasserspiegels im Oberkessel in einen langen, horizontal eingebauten Apparat geleitet, dessen Boden durchlöchert ist. (Ein besonderes Patent der Herren L. & C. Steinmüller). — Durch diese Löcher fällt das Wasser bei der verlangsamten Strömung auf den Wasserspiegel zurück, während der Dampf ruhig und trocken entweicht. Das so von Dampfblasen wieder freie Wasser fließt durch die hintere Verbindung in das Röhrensystem zurück, die dichte Wassersäule drängt die sich vorne bildenden Dampfblasen vor sich her, wodurch eine rapide Zirkulation eintritt, welche den gesamten Kesselinhalt nachgewiesenermaßen in wenigen Minuten an den Heizflächen vorbeiführt.

Digitized by Google

Zu Folge dieser vollkommenen und massenhaften Zirkulation wird also in dem Oberkessel eine künstliche Verdampfungsoberfläche erzeugt, deren Ausdehnung umsomehr zunimmt, je mehr Wasser zirkuliert, resp. Dampf erzeugt wird. Durch die Art der Trennung von Dampf und Wasser im Dampfraum ist ein Überreißen von Wasser in die Betriebsmaschine unmöglich, und man erhält durchaus trockenen Dampf, was u. a. eine wissenschaftliche Untersuchung auf der Düsseldorfer Ausstellung 1880 glänzend bestätigt hat. Trockener Dampf ohne Überhitzung ist aber ein so wesentliches Moment zur Erhaltung der Dampfmaschine ꝛc., daß dieser Vorzug nicht genug hervorgehoben werden kann. Ferner zeigt die ganze beschriebene Anordnung aller Teile, daß wir es bei diesem Kessel mit einem wirklichen Zirkulationskessel zu thun haben. Während andere ähnliche Kessel bei etwas großer quantitativer Leistung bedeutende Mengen Wasser überreißen, bei diesen also eine massenhafte Wasserzirkulation verhütet werden muß, braucht der Steinmüllerkessel letztere gerade dazu, eine fließende Verdampfungsoberfläche herzustellen, welche dem Dampf gestattet, trocken in den Dampfraum zu entweichen. Außer den angeführten wichtigen Thatsachen wären noch folgende Vorzüge erwähnenswert. Der Oberkessel ist so angebracht, daß er von den Heizgasen nicht berührt wird, er unterliegt also keiner inneren und äußeren Abnutzung, und es ist bei seiner widerstandsfähigen Konstruktion eine Explosionsgefahr undenkbar. Das Undichtwerden eines Rohres ist wegen des geringen Fassungsraumes derselben von wenig Bedeutung, da der Wasserinhalt des Kessels sich nur ganz allmählich, gefahrlos entleeren würde. Die vollkommene Wasserzirkulation bedingt große Leistungsfähigkeit, große Haltbarkeit der Rohre, starke Dampfentwickelung und ökonomischen, Kohlen-ersparenden Betrieb. Auch wird sich der größte Teil der Kesselsteinbildner im Oberkessel absetzen, und es werden die Siederohre verhältnismäßig rein von Kesselstein bleiben, wie ein uns vorliegendes Gutachten eines vereidigten Chemikers bestätigt. Infolge des geringen Raumes, den die Steinmüller-Kessel einnehmen, sind Transport, Montage u. s. w. wenig umständlich und verhältnismäßig billig. Die Kessel sind ganz aus Schmiedeeisen, denkbar einfach konstruiert und sehr solid und werden bis zu einer Verwendung von 14 Atmosphären konzessionierten Dampfdruckes gebaut. Wegen der Wichtigkeit dieses Punktes müssen wir endlich nochmals hervorheben, daß bei Versuchen, die gelegentlich der Düsseldorfer Ausstellung seitens vieler Fachleute mit den verschiedensten Kesselsystemen vorgenommen wurden, sich ergab, daß ein Steinmüller-Kessel bei Verdampfung von 23,437 kg. per qm. Heizfläche und Stunde nur 0,21% Wasser übergerissen hat, während Brotkessel 5,24 resp. 9% und ein Flammrohrkessel 5,07% übergerissenes Wasser bei geringerer Beanspruchung per qum. Heizfläche ergaben. Wir glauben nach allem diesen mit voller Berechtigung die Aufmerksamkeit der Industriellen auf die Fortschritte hinlenken zu sollen, die allmählich zu dem beschriebenen Zirkulations-Röhrensystem geführt haben, und glauben ebenso berechtigt der Ansicht Ausdruck geben zu dürfen, daß dieses System in dem Ringen der Großwasserraum- und Siederöhr-Kessel-Konstruktionen wieder den Sieg an die Seite der letzteren zu fesseln scheint.

Wenn wir in den vorhergehenden Heften unserer Rundschau auf dem Gebiet des Handels und der Industrie auch schon verschiedenartiger Bestrebungen im Ausstellungswesen Erwähnung gethan haben, so veranlaßt uns doch heute eine geplante, ganz eigenartige Ausstellung nochmals kurz auf dieses Thema zurückzukommen. In Berlin soll nämlich nach kürzlich erschienenen Berichten eine Ausstellung von Vorrichtungen, Maschinen, Werkzeugen u. s. w. stattfinden, welche Verhütung von Unfällen in gewerblichen Betrieben bezwecken, eine Ausstellung, die man also „Unfall-Verhütungs-Ausstellung“ nennen könnte. Zu dieser Ausstellung werden sowohl Schutzvorrichtungen aller Art an sich wie auch ganze Maschinen zugelassen, wenn letztere in Anordnung einzelner Teile im Zusammenhang mit Verhütungsvorrichtungen oder in ihrer ganzen Konstruktion das Bestreben, den vermehrten Schutz des Arbeiters vor Unfällen zu dienen, erkennen lassen. Wer als verantwortlicher Leiter einer industriellen Anlage Gelegenheit hat, die Gefahren, denen die Arbeiter bei Bedienung von Maschinen fortwährend ausgesetzt sind, vor Augen zu sehen; wer sich durch Erfahrungen im gewerblichen Leben einen Überblick gebildet über die große Anzahl von Unfällen, leichten und schweren Körperverletzungen aller Art, die fortwährend zu beklagen sind; wer endlich durch Praxis im Versicherungswesen

Digitized by Google

oder durch Studium der Berichte der auf Grund des Unfallversicherungsgesetzes gebildeten Berufsgenossenschaften Kenntnis erlangt hat von den Schwierigkeiten, die Anzahl der Unfälle zu beschränken, und weiß, eine wie erschreckend große Zahl solcher sich alljährlich in unseren gewerblichen Anlagen ereignen, der wird die Wichtigkeit der erwähnten Ausstellung anerkennen und es freudig begrüßen, wenn solche möglichst allgemeine Beachtung in weiten Kreisen findet und vielseitige Erfolge erzielt. Diese Ausstellung kann, wenn sie reichlich beschickt, ein umfassendes Bild der bis heute erreichten Fortschritte in der genannten Richtung bietet und, zahlreich besucht und studiert, die Kenntnis dieser Fortschritte weithin verbreitet, wie zu neuen Anstrengungen, wirksame Verbesserungen zu erdenken und auszuführen, Veranlassung giebt, sehr segensreich wirken und zur Abstellung vieler Übelstände, wie zur Verhütung zahlloser beklagenswerter Unglücksfälle einen Anstoß von großer Tragweite geben. Wir glauben daher unsere Leser und besonders alle Industriellen, Fabrik-Inspektoren und Vertrauensmänner der Berufsgenossenschaften auf dieselbe aufmerksam machen zu sollen und bemerken noch, daß nähere Mitteilungen, Programme u. s. w. von dem Direktor des für die Ausstellung gebildeten Ausschusses, Herrn Max Schlesinger, Kochstraße 3, Berlin S W, zu erhalten sind.

Wie es jeden Sachverständigen mit freudiger Genugthuung erfüllt haben muß, daß deutscher Handel und deutsche Industrie seit Jahren immer kühner emporstrebend sich von den Fesseln fremder Vermittlung und fremden Zwischenhandels zu befreien suchen, daß in beständiger Folge neue Bestrebungen zur Förderung unseres Handelsverkehrs im In- und Ausland auftauchen und häufig von der weitblickenden, deutschen Staatskunst angeregt, fast immer unterstützt, zu gedeihlichem Abschluß gebracht werden, so geben wir gern den Nachrichten über die ersten Erfolge einer erst kurze Zeit zum Nutzen unseres Ausfuhrhandels ins Leben gerufenen Einrichtung auch in unserer Rundschau Verbreitung. Wir machen mit besonderer Freude darauf aufmerksam, daß die vom Reich subventionierten Dampferlinien, die deutschen Reichspostdampfer nach Ostasien u. s. w., bestimmt mit den Anfängen unserer kolonialen Unternehmungen der Hebung und Erweiterung unseres Ausfuhrhandels zu dienen, schon nach kurzer Zeit günstige, Beachtung verdienende Resultate aufzuweisen haben. Allein der Gedanke, daß durch die Errichtung dieser staatlich unterstützten Dampferlinien dem deutschen Handel- und Gewerbestand die Möglichkeit geboten ist, sich von der früher fast unerläßlichen Verkehrsvermittlung Englands frei zu machen, sollte schon genügen, unsere großen Industriellen und Handelshäuser zu möglichst ausschließlicher Benutzung dieser deutschen Linien beim Versand ihrer Erzeugnisse nach fremden Weltteilen und beim Bezug der Produkte anderer Zonen und Länder zu bestimmen. Sie brauchen nicht mehr sich nach Millionen beziffernde Summen für Frachten und Spesen an andere Nationen zu zahlen, brauchen sich nicht mehr den früher oft beklagten, aus Konkurrenzneid entspringenen Unannehmlichkeiten und Chikanen beim Transit und bei der Beförderung ihrer Güter durch andere Nationen auszusetzen, sind nicht mehr genötigt, sich den seit kurzer Zeit speziell in England streng gehandhabten Bestimmungen des englischen Markenschutz-Gesetzes zu unterwerfen, welche eine Einführung deutscher Waren in den unter englischer Schutzherrschaft stehenden Ländern fast unmöglich machen und zahllose Quälereien und empfindliche Schädigungen im Gefolge haben, unterstützen endlich wieder die heimische Industrie selbst, indem steigende Inanspruchnahme der neuen Dampferlinien zu vermehrter Einstellung von Dampfern, also neuer Beschäftigung unserer Industrie in vielseitiger Beziehung führen wird. Wenn also diese Gesichtspunkte schon eine Benutzung der deutschen Dampferlinien empfehlen, so ist es doppelt erfreulich, daß dieselben durch ihre Leistungen schon nach dem kurzen Bestehen selbst mit den alten englischen Linien nicht nur ebenbürtig konkurrieren, sondern dieselben vielfach noch übertreffen. Die Frachten haben beständig zugenommen, die Gewissenhaftigkeit bei Behandlung der Güter und Zuverlässigkeit in der Spedition werden mehr und mehr anerkannt und die Schnelligkeit derselben in einzelnen Fällen rühmend hervorgehoben. — So lesen und verbreiten wir mit Vergnügen, daß eine Mannheimer Firma am 26. Dezember vorigen Jahres gleichzeitig zwei Briefe aus Honkong erhielt, von denen der eine am 22. November, der andere am 28. November am Abgangsort aufgegeben war. Der am 22. November abgeschickte Brief war zweifellos mit dem an diesem Tage von Hongkong abfahrenden Dampfer Ancona der englischen Peninsular und Oriental-Linie,

Digitized by Google

der am 28. November, also sechs Tage später aufgelieferte Brief aber mit dem Reichspostdampfer Preußen, welcher an diesem Tage Hongkong verließ, überbracht worden. — Hier hat also die neu eingerichtete, deutsche Verkehrsgelegenheit die altbestehende englische sehr wesentlich überholt und sich leistungsfähig gezeigt. Wir glauben dies gebührend hervorheben und mit dazu anregen zu sollen, daß unser Großhandel und unsere Industrie sich der letzteren mehr und mehr ausschließlich bedienen, zum eigenen Vorteil, zur Hebung der eigenen Handelsbeziehungen in der ganzen Welt und damit zum fortschreitenden Aufblühen unseres gesamten Vaterlandes.

Litterarische Revue.

Wir sind stets für den Grundsatz eingetreten, daß der neuerdings ohnehin infolge eines bedenklichen Abfluß seitens dilettantischer Autoren und namentlich Autorinnen stark in Mißkredit gekommene historische Roman sich nicht sowohl mit den hervorragenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte, den Cäsaren und Kanzlern, wie sie etwa Samarow mit besonderer Befliffenheit zum Vorwurfe nimmt, zu beschäftigen habe, sondern daß er uns, allerdings auf breitester kulturgeschichtlicher Grundlage, ein Bild einer bestimmten Epoche, wie sich solche in der Geschichte charakteristisch abgrenzt, entwerfen und durch Belebung mit ihrer Zeit gemäß empfindenden, denkenden und handelnden Charakteren interessant und fesselnd gestalten soll. Jedenfalls muß neben dem rein romanhaften Interesse das kulturgeschichtliche Element die Hauptsache bleiben, und in diesem Sinne sind, wie wir wiederholt betont haben, neben jenen Walter Scotts die Mehrzahl der Arbeiten unseres Willibald Alexis Muster ihrer Gattung und durch weiten Abstand getrennt von jenen modernen, in Romanform gekleideten eklektisch-akademischen Kostümstudien, in welchen unsere braven Leipziger, Wiener oder Berliner Spießbürger in den unwahrscheinlichsten Massierungen auftreten und sich so lange im Spiegel bewundern, bis sie sich, unähnlich dem würdigen Schreiner Schnock in Löwenfelle, für wirkliche Abderiten, Tektosagen oder Azteken halten.

Nun, die Flutwelle der historischen Romane der gekennzeichneten Art scheint allmählich im Abschwellen begriffen, und wir wollen sie durch keine denselben nachzuweinende Thräne vergrößern. Was uns veranlaßt, auf die ganze Frage zurückzukommen, ist das kürzliche Erscheinen eines echten und in jeder Beziehung vortrefflichen historischen Romans: „Die Familie Darner“ von Fanny Lewald. Der Ausdruck kürzlich ist nicht ganz zutreffend, denn das starke dreibändige Werk (Berlin, Otto Janke) ist schon seit Jahresfrist in unseren Händen, aber die Raumverhältnisse verhinderten uns bisher, ihm jene ausführliche Beachtung zu widmen, die es wie wenige neben ihm beanspruchen darf. Wir beginnen mit einer möglichst gedrängten Analyse der vielfach verschlungenen und doch außerordentlich klar und mit sicher ordnender Meisterhand geführten Handlung, deren wechselreiches, in bunten Farben schillerndes Muster dem kunstvollen Gewebe eines persischen Teppichs gleicht.

Der Roman spielt zum überwiegenden Teile in Königsberg, zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der Druck der napoleonischen Herrschaft bleischwer auf Europa lastete. Er führt uns zunächst in die Kreise der alteingesessenen Kaufmannschaft, als deren hervorragendsten Vertreter wir den in den alten Anschauungen seiner Väter aufgewachsenen und stehen gebliebenen ehrenwerten Handelsherrn Kollmann kennen lernen. Derselbe vertritt das „gute alte“ Prinzip, die neue Zeit ist ihm unbehaglich, und so legt er, vorsichtig wie er ist, das Vermögen seiner Frau und seiner Nichte Justine Willberg, der Erbin und letzten Tochter eines gleichfalls sehr alten und angesehenen Patriziergeschlechts, in England an und wirft seinen ganzen Haß auf Napoleon und das mit Macht hereinbrechende, unbekannte „Neue“. Seine Filiale in Riga bricht inzwischen unter dem Druck der Zeitläufte zusammen, und sein Sohn John, welcher derselben vorgestanden, kehrt ins Vaterhaus zurück. Diesem Kollmann und seinem Prinzip steht

Digitized by Google

als Gegenpol gegenüber Lorenz Darner, ein selbstgemachter Mann, von dem keiner sagen kann, von wannen er gekommen ist. Dieser Darner taucht im Jahre 1803 an der Königsberger Börse auf und setzt alles durch seinen Wagemut, seine großartigen Spekulationen, seinen weitschauenden Blick, seine genialen Kombinationen und sein fast unfehlbares Glück in Erstaunen. Er ist der einzige, der den Geist der neuen Zeit voll erfaßt hat und auch Napoleon und die französische Revolution unter einem anderen als dem eng nationalen Gesichtspunkt begreift, und würdig dem Vater zur Seite steht sein blühender, männlich-schöner Sohn Frank, ihm gleich an Energie des Willens, Thatkraft und Umsicht. Darner erwirbt das alte, im Jahre 1620 erbaute Patrizierhaus der Willbergs, Justinens Erbe, und setzt durch seine alles verblüffende Thätigkeit ganz Königsberg und nicht zuletzt die Zungen der Kaffeeschwestern in Bewegung. Die unsinnigsten Gerüchte werden über ihn in Umlauf gebracht, und selbst französischer Gesinnung wird er verdächtigt.

Nun setzt die eigentliche Handlung ein. Justine Willberg ist durch eine Art Familienspruch dem jungen John Kollmann zugedacht, als dieser aber mit seiner Werbung an sie herantritt, weist sie ihn ab, weil sie dem frischen, jungen, treuherzigen Manne mit mehr als schwesterlicher Zuneigung nicht zugethan sein kann. Selbstverständlich erregt das den bösen Zorn des Oheims Kollmann und seiner Frau, doch Justine geht unbeirrt ihren Weg. Auf einem prächtig geschilderten Sylvesterballe im Kneiphofe treten sich Frank Darner und Justine näher, und bald folgt Franks Werbung um ihre Hand. Diese Gelegenheit benutzt Kollmann, um den älteren Darner über seine Lebensgeschichte zu interpellieren. Das Kapitel, in welchem Darner seine Fragen in Gegenwart der ganzen Familie, seiner sämtlichen Kinder u. s. w. beantwortet, ist von hoher dichterischer Bedeutung und ergreifender Gewalt der Tragik. Darner wurde als Sohn eines Hörigen in Mecklenburg geboren. Der wüste Junker, dem er dient, sucht das Darner verlobte Mädchen zu entehren, und da dieser dazwischentritt, schlägt er ihn mit der Hetzpeitsche ins Gesicht. „— Ich entriß ihm die Peitsche und schleuderte sie fort. Er sprang mir an die Kehle, ich that ihm das Gleiche. Er versuchte sich loszureißen. Ich hatte ihn fest gefaßt und schmetterte ihn zu Boden. — — Er stand nicht wieder auf."

Darner muß fliehen, durchirrt Länder und Meere, bringt es schließlich bis zum Steuermann und heiratet auf Helgoland seine Beate, die jedoch schon nach einjähriger Ehe und, nachdem sie ihm Frank geboren, stirbt. Er wird Steuermann auf englischen Schiffen und büßt auf einer Reise als Superkargo seine Jugendschuld, indem er ein Schiff, das ein paar hundert Schwarze an Bord hat, in gefährlichster Lage rettet. „Ein Menschenleben hatte ich zu meiner Verteidigung zerstört. Im Kugelregen eines Piratenschiffes, in wilder Sturmnacht habe ich mit Bewußtsein mein Leben eingesetzt, das Schiff in den Hafen zu bringen, das Leben der mir anvertrauten Menschen zu retten, nachdem der Kapitän gefallen."

Von nun an lächelte Darner das Glück, und in Havannah erwarb er in rastloser Thätigkeit sein Vermögen. Freilich, auch seine zweite Ehe brachte ihm trübes Leid; die katholische Spanierin, die ihn in der Havannah geheiratet und ihm zwei Töchter, Dolores und Virginie, geboren, verfällt unter pfäffischen Einflüsterungen in Gewissensnöte und zieht sich ins Kloster zurück. Von da an hat Darner nur seinen großen Plänen und seinen Kindern gelebt.

Die Erzählung macht einen mächtigen Eindruck auf alle Hörer. Die Hochzeit von Frank und Justine findet statt, und das junge Paar zieht zu Darner in das alte Willberg'sche Haus.

Im zweiten Bande treten neue Erscheinungen auf, unter denen Eberhard von Stromberg, der Erbe eines heruntergekommenen Majorats, die hervorragendste ist. Die Schilderung seines Besuches bei seiner Tante Gottfriede, die sich noch in einer Sänfte durch die Stadt tragen läßt, bis über die Ohren in mittelalterlich-feudalen Anschauungen steckt und dem auch heute noch stark im Schwunge befindlichen Grundsatze huldigt: „Die Menschen sind gleich vor Gott, aber nicht auf Erden," gehört zu den fesselndsten Kapiteln des Romans und ist durch eine bei Fanny Lewald seltene Dosis echten Humors gewürzt.

Über alle diese Dinge werfen selbstverständlich die politischen Ereignisse, Napoleons fortstürmender Siegeslauf, der Zusammenbruch Preußens nach der Schlacht bei Jena u. s. w. ihre düsteren Schatten. Darner schreitet erhobenen Hauptes durch alle diese Schrecken, und

Digitized by Google

während die andern angstvoll erlahmen, bleibt er rastlos thätig und nützt aufs umsichtigste und kühnste alle sich darbietenden Konjunkturen. Auch für sich selbst thut er eine befreiende That. Die Reformbewegung in Preußen setzt ein, die Leibeigenschaft wird aufgehoben, und zur Feier dieses Ereignisses sammelt Darner die Spitzen der Königsberger Gesellschaft in seinem Hause und erzählt bei Tisch frei und offen, in einem Toaste auf Friedrich Wilhelm III. und Louise seine eigene Jugendgeschichte. Das entwaffnet seine Gegner, entkräftet die Verleumdung, läßt die Klatschsucht verstummen. Darners führende Stellung in der Königsberger Gesellschaft ist fortan über Zweifel und Lästerung erhaben, und dies findet später seinen Ausdruck auch darin, daß er nach Erlaß der Städteordnung fast einstimmig zum unbesoldeten Stadtrat erwählt wird.

Der thörichte Widerwille, die Angst vor dem „Neuen", mit welcher das hörige Landvolk seine Befreiung vernimmt — eine Erscheinung, die sich bei allen, auch den segensreichsten Reformen wiederholt — wird von der Verfasserin trefflich geschildert und mit drastischen Beispielen belegt. Inzwischen gedeiht die „Dynastie" Darner, von welcher der Chef des Hauses träumt, aufs beste: Frank und Justine wird ein Sohn und späterhin eine Tochter geboren. Eine weitere Veränderung vollzieht sich in der Familie insofern, als Darners Tochter Dolores, — die Eberhard von Stromberg in wechselseitiger heißer Liebe zugethan, aber durch seine Stellung als Majoratserbe, der keine Mesalliance mit einer Bürgerlichen schließen darf, von ihm getrennt ist, — sich mit einem venetianischen Kaufmann Poludor, einem geborenen Griechen, vermählt und ihm in die Lagunenstadt folgt. Die Verfasserin schildert die unvergleichlichen Reize Venedigs mit derselben Wärme und Anschaulichkeit wie die kältere Schönheit der samländischen Küste. Wir bemerken vorgreifend, daß Dolores sehr unglücklich wird; ihr leichtherziger Gatte fällt zurück in die Netze einer üppigen Sirene und schließlich erliegt er der Kugel eines jüngeren Nebenbuhlers.

Inzwischen haben die Niederlagen der Franzosen in Spanien durch die Engländer die endliche Änderung der Weltlage vorbereitet. Die Reformen in Preußen nehmen ihren Fortgang, so sehr sich der Fendalismus, den Eberhards Oheim, der alte General von Stromberg, mit besonderer Schärfe vertritt, dagegen sträuben mag; Scharnhorst, York, Gneisenau arbeiten an der Kräftigung des Vaterlandes, der Tugendbund umspannt immer weitere Kreise, und im Volke erwachen Hoffnung und Zuversicht. Nur der Monarch schwankt in unentschlossener Haltlosigkeit. Auch die Judenfrage wirft ihre Schatten; in Königsberg sind es besonders Darner und eine hochgebildete Aristokratin, die, allen Vorurteilen zum Trotz, die gesellschaftliche Gleichstellung der Juden durchsetzen. Die Familie Lindheim, deren schöne Tochter Flora durch ihre Ehe mit John Kollmann später die Emanzipation über alle Zweifel hinaus sichtbar macht, repräsentiert das Judenthum in seiner besten Erscheinungsform. Auf die Heiratsverhältnisse der Juden, ihre gesellschaftliche Stellung u. s. w. fallen interessante Streiflichter. Frau Konsul Armfeld, das Schreckenskind der Königsberger Kaufmannsfamilien, faßt ihre philiströse Anschauung darüber in folgenden schönen Satz zusammen: „Menschenliebe, wo sie hingehört, überall, wo Not ist, aber nicht in die Gesellschaft!" —

Eberhard von Stromberg hat inzwischen sein Majorat dem nächsten Agnaten überlassen und ist als Landrat in die Dienste der Regierung getreten. Als Dolores später, nach dem Brande von Moskau, in die Heimat zurückkehrt, erneuert er bei der Witwe Gewordenen seine Werbung, und ihre Herzen und Hände finden sich nach langem, schmerzlichem Irren. Auch für Dolores Schwester Virginie erblüht ein schönes, aber kurzes Glück; der wackere Hauptmann Kleemann, Franks Freund, den sie seit langem im Herzen trägt, wirbt um ihre Hand, und als nach dem Brande von Moskau, nach dem Rückzug der Franzosen aus Rußland, endlich die Peripetie in der gewaltigen Napoleonstragödie eintritt und die Katastrophe sich vorbereitet, legt Darner die Hände der Liebenden ineinander. In der Geschichte der Welt, wie in jener der Familie Darner, drängen sich die Ereignisse; der Brand von Königsberg im Jahre 1811, der russische Feldzug, die abermalige Überschwemmung der Stadt durch die Trümmer der „großen Armee", Friedrich Wilhelms III. zaghaftes Zaudern, Yorks kühne und befreiende That, alles das zieht in so wechsel- wie eindrucksvollen Bildern an uns vorüber. Die Franzosen vermögen

Digitized by Google

sich nicht mehr zu halten, die Russen marschieren in Königsberg ein. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los; Eberhard, Frank Darner greifen zu den Waffen und ziehen aus, das Vaterland zu befreien . . . .

Am 14. April 1814 reiten 16 blasende Postillone in Königsberg ein und verkünden der alten Krönungsstadt der preußischen Könige die Eroberung von Paris, den Fall Napoleons. Der Roman ist zu Ende, unsere Helden kehren siegreich in die Heimat zurück. Nur einer fehlt dem „Haus Darner", Virginiens Gemahl, der Hauptmann, der bei der Belagerung von Paris den Heldentod gefunden hat. Was die sonst so nüchterne und jeglichem romantischen Exzeß und mystischen Nebel abgeneigte Verfasserin veranlaßt hat, an dieser Stelle mit dem „zweiten Gesicht" zu experimentieren, wissen wir nicht; die teilnehmende Rührung des Lesers hätte sich auch ohne dies Gewaltmittel erwecken lassen.

Damit endet der Roman. Ein kurzes Schlußwort giebt uns die beruhigende Versicherung, daß die Familie Darner im Wachsen, Blühen und Gedeihen zu hohen Ehren im Staate Preußen gekommen ist, und daß sie sich in der Person eines Urenkels sogar der deutschen Kolonialpolitik in die Arme geworfen hat. Ob der alte Lorenz Darner das gethan haben würde, erscheint uns, nach allem, was wir von ihm erfahren haben, mindestens zweifelhaft.

Er, Lorenz Darner, steht vom Anfang bis zu Ende im Mittelpunkte des Werkes und unseres Interesses, nicht ohne sich, wie es die Kunstform des Romanes erheischt, in seinem Charakter unter der Einwirkung der Verhältnisse, in welche ihn die Verfasserin stellt, zu entwickeln. Zu Anfang ist er der starre Autokrat, der keinen anderen Willen kennt als den seinigen, in seinen Kindern nur seine Geschöpfe sieht und eine gelegentliche, etwas blasphemische Parallele zwischen sich und dem Weltenschöpfer nicht scheut (Vergl. Bd. 1. S. 184 Z. 34 ff.), ein Standpunkt, der teilweise auch von seinen Kindern anerkannt wird, indem z. B. Virginie ausruft (III., 332): „Vater, Sie sind wie Gott! Alle gute Gabe und alles Glück kommt uns von Ihnen, aus Ihrer Hand!" Darner lehnt das nicht etwa ab, sondern erwidert einfach: „Verdient es, indem ihr meinen Namen ehrt!" Frank allerdings macht seine Selbständigkeit dem Vater gegenüber bald genug geltend, und da es in echt „Darner'schem Geiste" geschieht, ist dieser damit wohl zufrieden.

„Feste Hand und festes Ziel!" „Unser Wille ist unser Schicksal! Alle Kraft einsetzen, um ihn durchzuführen, ist der Genuß desselben" — in diesen und ähnlichen Sätzen gipfelt Darners Lebensanschauung, in dem Schlagworte: „Geld ist Macht!" sein kaufmännisches Prinzip. In geistvollen, klaren, prägnanten Auseinandersetzungen begründet er diesen Standpunkt, entwickelt er die weltbeherrschende Bedeutung seines, des Handelsstandes. Und doch bleibt er nicht stehen bei den einmal für wahr befundenen Ansichten und allmählich arbeitet er sich zu der Überzeugung durch, daß nicht im Egoismus allein das Heil liege, sondern im Schaffen jedes Einzelnen an seinem Platze zu einem Zusammenwirken aller, in der freien Entwickelung der Anlage jedes Einzelnen für eine gemeinsame Bethätigung. Er erfährt es an sich selbst, — daß auch dem stärksten Wollen des Einzelnen das Leben und der Wille der Gesamtheit seine Schranken setzen, vor denen er sich zu bescheiden hat" — und ist damit auf dem Punkte angekommen, zu welchem die Verfasserin den starren Egoisten und Autokraten führen wollte.

Daß Fanny Lewald diese Wandlung als eine notwendige und folgerichtige erscheinen läßt, bleibt ebenso ein Meisterwerk psychologischer Entwickelungskunst, wie es die vollendete Herrschaft der Dichterin über die Form beweist, daß sich die Geschicke der Einzelnen wie der Gesamtheit stets in konzentrischen Kreisen vor unseren Augen bewegen. Wenn man der Verfasserin eine gewisse Nüchternheit und Phantasielosigkeit bisher zum Vorwurf gemacht hat, so wird dies Werk davon nicht berührt. Es zeigt alle alten Vorzüge ihrer Kunst, die Durchsichtigkeit der Disposition, die Sicherheit in der Linienführung, das reiche Wissen, den humanen, klaren, freidenkenden Sinn, und verbindet damit eine Wärme und Innerlichkeit, die in unserer materialistisch-nüchternen, überwiegend auf Äußerlichkeiten gestellten Zeit doppelt erfreulich und anregend wirkt. Ein gut Teil dieses Romanes ist nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen geschrieben, und es mag sein, daß gerade der Rückblick in die Vergangenheit, in die eigene früheste Jugend die jetzt 77jährige greise Dichterin diese innigen Töne hat finden lassen, die

Digitized by Google

uns namentlich aus den Schilderungen des alten Königsberg entgegenklingen. Wir stehen nicht an, dies Werk als das vollendetste und reifste in Fanny Lewalds gesamter schriftstellerischer Laufbahn zu bezeichnen, und wollen uns freuen, wenn wir durch unsere notgedrungen knappe Analyse den Leser zu eigener Lektüre und eigenem Genusse veranlaßt haben.

Das sonst uns vorliegende Material können wir heute nur im Fluge überschauen. In dem gleichen Verlage (Otto Janke, Berlin) erschienen des weiteren „Werner Eltze", ein dreibändiger, sehr lebendig und fesselnd geschriebener Roman von E. Juncker, entschieden der männlichste (im guten Sinne) unter unseren modernen Schriftstellerinnen neben oder nach Fanny Lewald; ferner zwei neue Werke des schnell beliebt gewordenen E. von Wald-Zedtwitz: „Der Fluch von Braueck", 3 Bde. und „Wenn Frauen lieben", 3 Bde.; „Die Laczinskys" von Moritz von Reichenbach, 2 Bde. und „Gräfin Urne" von Hermann Bang. Der Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig gab wiederum eine Anzahl von neuen Werken heraus: „Seelenrätsel" und „Am Starnberger See" von Wilhelm Walloth, die wir mit desselben Verfassers „Paris der Mime" in einem der nächsten Hefte zu besprechen haben werden; ferner „Breide Hummelsbüttel" von Detlev von Liliencron und „Glück und Geld" von G. Renter. Letzteres Werk spielt im modernen Ägypten und schildert die gesellschaftlichen Zustände des Pharaonenlandes und namentlich Alexandrias mit seiner buntzusammengewürfelten Bevölkerung sehr ansprechend. Die Fabel ist geschickt entwickelt, die Charaktere sind wirksam gegeneinandergestellt, auch fehlt es nicht an glücklich und sicher aufgetragenem Lokalkolorit.

Litterarische Berichte.

Ausgewählte Pariser Briefe. Kulturbilder von Max Nordau. Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Leipzig 1887. Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Es ist nicht ganz leicht, sich in die Nordauschen Schriften hineinzulesen. Ein sehr starkes Selbstbewußtsein, eine gewisse Neigung zum Absprechen, welche der Verfasser auf jeder Seite zeigt, verbunden mit dem Umstande, daß manches von dem Gesagten nicht mehr ganz neu ist, stoßen den Leser anfangs zurück. Aber bei fortgesetzter Lektüre wird man sich klar, daß Nordau ein selbständiger und ein scharfer Denker ist, man läßt ihm seine Eigenheiten hingehen und freut sich an den vielen guten Gedanken, die man vorgesetzt bekommt. So ist es auch mit dem vorliegenden Buche, vieles Wahre und Richtige, manches Neue, alles unterhaltend; ein ausgezeichneter Aufsatz ist besonders derjenige, welcher die Ueberschrift trägt: „Pedantische Randglossen zu einer Komödie" (S. 261 bis 272). Hier wird der Unterschied zwischen einer objektiven und einer subjektiven Moral, von denen die erste veränderlich, die zweite unveränderlich ist, aufgestellt und in vorzüglicher Weise durchgeführt; von großem Interesse sind auch die „Porträts des Jahrhunderts" eine Studie, in der bewiesen werden soll, daß Zeitgenossen geneigt sind, einander nicht nur geistig, sondern auch körperlich ähnlich zu werden; und kein einziger Aufsatz ist in dem Buche, der uns nicht in etwas belehren und angenehm unterhalten könnte. Aber so hell Nordaus Fackel auch leuchtet, in Brand setzen wird sie die Welt nicht. Nordau ist ein tüchtiger, anerkennens- und lesenswerter Schriftsteller, aber zu den Geistern, welche mit dem Zucken ihrer Augenbrauen den Himmel ins Zittern bringen können, darf er sich doch nicht rechnen.

K. F.

Lettre au „Figaro" von Fürst N. Galitzyne. St. Pétersbourg 1887.

Es hatte großes Aufsehen erregt, daß ein russischer Politiker auf einen Artikel des „Figaro" antwortete: „La Russie monarchique ne pourra jamais pactiser dans son âme avec la France ecarlate, athée et dissolue — jamais!" Wenn alle russischen Diplomaten ebenso wie Prinz N. Galitzyne denken würden, so wäre ein russisch-französisches Bündnis und damit eine große Kriegsgefahr ad Graecas calendas verschoben. Es ist aber fraglich, ob nicht einmal die Interessen Rußlands über die Moralpolitik gehen und ob nicht die Orientkrisis selbst die wärmsten Anhänger der absoluten Monarchie in das Lager der französischen Republikaner treiben kann. Der Besuch des russischen Botschafters von Mohrenheim bei dem republikanischen Kammerpräsidenten Floquet beweist, daß eine Annäherung Rußlands an die jetzigen Russenfreunde in Paris, selbst wenn sie im Herzen die Polen lieben und die entschiedensten Gegner der monarchischen Staatsform in Frankreich sind, nicht zu den Unmöglichkeiten gehört! Wir

Digitized by Google

wollen damit nicht sagen, daß der russische Botschafter schon mit einem Glase Champagner mit Herrn Floquet auf das russisch-französische Bündnis angestoßen oder dasselbe bereits abgeschlossen hat, aber es ist jedenfalls eigentümlich, daß der Vertreter Rußlands in Paris in ostentativer Weise zu Herrn Floquets Tafel wanderte. — Ob das französische Volk in seiner Mehrheit eine Allianz mit Rußland wünscht, ist sehr zweifelhaft. Die „Deutsche Revue" besitzt auch Beweise dafür, daß besonnene französische Staatsmänner ganz entschieden gegen ein solches Bündnis sind, weil sie dasselbe für Frankreich für ein großes Unglück und mindestens für sehr gefährlich halten. Doch mit dem ersten Schuß aus russischem Geschütz würde die politische Weisheit in Frankreich aufhören und die nationale Leidenschaft an ihre Stelle treten. Würde dann Rußland danach fragen, ob sein Alliierter eine Krone oder nur die Trikolore trägt? Gewiß nicht. Wir sind zwar davon überzeugt, daß Prinz N. Galitzyne und mit ihm eine Reihe gleichgesinnter russischer Politiker keine Sympathie für eine Allianz mit der französischen Republik besitzt, aber würden dieselben eine solche Verbindung verhindern wollen oder können, wenn ein Kampf mit den Waffen bevorsteht? — In Deutschland hat man eine andere Ansicht über den Wert eines solchen Bündnisses für beide Staaten als in Petersburg und Paris und über die Ursachen, weshalb in der Diplomatie, in der Presse und im Volke soviel über die Möglichkeit dieser Allianz gesprochen wird. Doch das hindert nicht, unsererseits dem Prinzen N. Galitzyne unsere volle Anerkennung dafür auszudrücken, daß er seine Ueberzeugung so mutig und offen ausgesprochen hat. Möge man in Petersburg und Paris seine Worte im Interesse des Friedens beherzigen! R.

Almanaccando. Bilder aus Italien von Ludwig Hevesi. Stuttgart 1888. Verlag von Bonz & Comp.

Es klingt außerordentlich bescheiden, wenn man, vertieft in Hevesis Bilder aus Italien, sich erinnert, wie er „almanaccare" ins Deutsche zu übertragen versucht. „Es bedeutet nach ihm „so ungefähr ein Schlendern des Geistes, gedankenlos und gedankenvoll, ein Nichtsthun, bei dem schließlich doch etwas herauskommt." Wir meinen, Hevesi habe auch diesmal, wenn auch „almanaccando", sehr viel geleistet und auf Grund seiner erstaunlichen Belesenheit und seiner gründlichen Kenntnis der Saturnia tellus Bilder geschaffen, die nicht bloß flüchtig angeschaut, nein, die gründlich studiert sein wollen. Erscheint, wie in den „Blutigen Schollen", die Darstellung bisweilen zu sehr überladen und überkommt uns ein fast erdrückendes Gefühl bei der Menge seiner Reminiscenzen, so trennt man sich von seinen anderen Bildern nur ungern und kehrt immer wieder gern zu ihnen zurück. Wer seine Kenntnis Italiens vervollständigen und von Korsikas Land und Leuten alte Erinnerungen auffrischen und neues erfahren will, vermehre seine Bücherei durch den Erwerb von Hevesis „Almanaccando." L.

Correspondence de Marie Louise 1799 bis 1847. Lettres intimes et inédites à la comtesse de Colloredo et à Mlle. de Poutet depuis 1810 comtesse de Crenneville. Avec trois portraits. Vienne 1887. Charles Gerold fils éditeurs.

Der Verleger hat die Kritik einigermaßen entwaffnet, indem er auf den Titel drucken ließ, daß der Ertrag des Buches nach Abzug der Kosten wohlthätigen Zwecken gewidmet werden solle. Die armen Zwecke, — sie werden wohl kaum Seide dabei spinnen. Denn wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß Marie Louise den großen Schicksalen und der großen Stellung, welche die Ereignisse ihr angewiesen hatten, nicht gewachsen war, dann wäre er durch diese Briefe hinreichend geführt. Selbst der pietätvolle Herausgeber weiß keinen sympathischeren Accent ihres Lebens zu betonen, als daß sie bei ihrer Verehelichung mit Napoleon das Bewußtsein hatte, sich „ihrem Vater und ihrem Vaterlande" zum Opfer zu bringen. Für diesen Opfergang war die mächtigste Krone der Welt schon eine ausehnliche Entschädigung, aber wenn es schon aus den Memoiren der Madame Durand, die wir neulich hier besprochen haben, bekannt war, wie wenig Marie Louise aus diesem unvergleichlichen Beruf zu machen verstand, so wird diese Auffassung durch die vorliegenden Briefe lediglich bestätigt. Als aber in der furchtbaren Wandlung ihres Geschickes durch den Sturz Napoleons in der That die Aufforderung einer Selbstaufopferung an sie herantrat, da war sie dennoch nur, was auch aus ihren Briefen überall spricht, eine artige, gehorsame Tochter, welche von der ganzen Größe der Weltkatastrophe, in deren Angelpunkt sie gestellt war, durchaus keine Vorstellung hatte. Aber auch in der späteren Epoche ihres Lebens als Regentin von Parma, Piacenza und Guastalla hat sie ebensowenig in politischen Beziehungen wie in ihren familiären Angelegenheiten — sie hatte sich noch zwei Mal verheiratet — den Eindruck hinterlassen, auf welchen der Herausgeber sich beruft. Die Patrioten haben sie verwünscht, und wer außer Metternich, dessen Rezepten sie mit einer Art von Fanatismus folgte, sie gesegnet hat, ist nicht bekannt geworden. Die Briefe zeigen, mit welchen Gaukeleien ihr Kopf noch in ihren späteren Jahren erfüllt war, während das ihr übertragene Land verlumpte. Übrigens sind diese Briefe — auch wenn man alles historisch-Politische beiseite läßt — doch recht langweilig, und das ist bekanntlich am schwersten zu vergeben. C.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bruno, C. G., Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. 8. (Franz Ebhardt & Comp., Berlin.)

Bulle, Prof. Constantin, Geschichte der neuesten Zeit. 4 Bde. 8. (L. Simion, Berlin.)

Cauer, Dr. Eduard, Geschichtstabellen zum Gebrauch auf höheren Schulen. Neunundzwanzigste Auflage, besorgt von Dr. Paul Cauer. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Dahn, Felix, Deutsche Geschichte. I. Band: Geschichte der Urzeit. 8. (Friedrich Andreas Perthes, Gotha.)

Dahn, Felix, Was ist die Liebe? Erzählung. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Ebers, Georg, Elifen. Ein Wüstentraum. 8. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Eggers, Friedrich, Christian Daniel Rauch. 4 Bde. 8. (Carl Duncker, Berlin.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 54. Lief., enthält Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lief. 22. — Erste Abtheilung, 55. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 21. — Zweite Abtheilung, 47. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 27. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hanstein, Adalbert von, Von Kains Geschlecht. 2. Auflage. 8. (J. F. Conrad's Buchh., Berlin.)

Hellwald, Friedrich v., Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. 8. (Ernst Günther's Verlag, Leipzig.)

Hermann, Ernst, Sokrates. Ein Trauerspiel. 8. (J. Bensheimer, Mannheim.)

Jaenicke, Dr. Hermann, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil: Das Altertum. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Lollée, Frédéric, Nos gens de lettres. 8. (Callmann Levy, Paris.)

Meinardus, Ludwig, Die Bedeutung der Musik im sozialen Leben des deutschen Volkes. 8. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden.)

Reidt, Prof. Dr. F., Planimetrische Aufgaben. Zweiter Teil. Zweite Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Rudorff, E., Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. 8. (Friedr. Andr. Perthes, Gotha.)

Scheichl, Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Taylor, Bayard, Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margarethe Jakobi. 8. (Robert Lutz, Stuttgart.)

Tollens, Dr. B., Kurzes Handbuch der Kohlenhydrate. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Türk, Hermann, Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. 8. (Max Hoffmann, Reudnitz.)

Vieweger, L., Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt. 8. (Leon Saunier, Danzig.)

Wandel der Zeiten. — Vier Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers." 8. (J. F. Bergmann, Wiesbaden.)

Wasielewski, W. J. v., Ludwig van Beethoven. 2 Bde. 8. (Brachvogel & Ranft, Berlin.)

Wickenburg, Albrecht Graf, Gedichte. 2. Auflage. 8. (Karl Gerold's Sohn, Wien.)

Witte, Dr. J. H., Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien. 8. (C. E. M. Pfeffer, Halle.)

Wittstock, Dr. Albert, Lessings Erziehung des Menschengeschlechts als pädagogisches System. 8. (C. G. Naumann, Leipzig.)

Wollny, Dr. F., Die Philosophie im Verhältnis zu Religion und Wissenschaft. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Wollny, Dr. F., Ueber Telepathie. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Wossidlo, Dr. Paul, Lehrbuch der Botanik. 8. (Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dreizehnter Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1888.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIII.

(April bis Juni 1888.)

	Seite
Nach dem Tode des Kaisers.	1
Willibald Beyschlag: Godofred. Ein Märchen fürs deutsche Haus	3
Moriz Carriere: Frankreichs und Deutschlands Kulturaufgaben. Ein Friedensbrief an Ernst Renan	27
Wilhelm Foerster: Grenzen der Menschheit	40
Lord Ampthill	55
F. von Holtzendorff: Rückblicke auf die deutsch-französischen Grenzstreitigkeiten von Pagny und Schirmeck	61
J. N. von Nußbaum: Neue Heilmittel für Nerven	71
Lothar Bucher: Über politische Kunstausdrücke. 3. Klubb	85
Erinnerungen an Botho von Hülsen gesammelt von Helene von Hülsen. X. XI. XII. (Schluß.)	94. 206. 350
Fürst Alexander und die ostrumelische Revolution	110
Georg Ebers: Baum, Äpfel und bunte Enten. Ein ernstes Wort pro domo.	129
Jenny Zink: Durch eine Stunde. Novelle. I. II. (Schluß.)	139. 263
Ludwig Laqueur: Zur Gesundheitslehre des Auges	158
Joseph Kohler: Über die Veroneser Malerschule. I. II. (Schluß.)	170. 311
Paul Mantegazza: Die Pole des Empfindungsvermögens und des Gefühls.	179
Karl Blind: Erinnerungen an den Aufstand in Russisch-Polen	185
A. Lammers: Gift und Arznei in geselligen Freuden	195
M. Vallady: Gegen den Krieg und für den Frieden	257
W. Wereschagin: Meine Kindheit. Erinnerungen. I.	281

Digitized by Google

Seite
F. von Martens: Rußland und Preußen während der Restauration I. . 291
Aus den Aufzeichnungen eines alten preußischen Staatsmannes I. . 318
H. Griesbach: Der Elementarorganismus 328
Richard Garbe: Eine Reise von Triest nach Bombay 337

Berichte aus allen Wissenschaften:

Geschichte.
E. Paul: Ein Expeditionsprojekt Rußlands und Frankreichs nach Indien zu Beginn unseres Jahrhunderts 224
Staats- und Rechtswissenschaft.
Max Dessoir: Verantwortlichkeit und Hypnotismus 233
Kulturgeschichte.
Th. Achelis: Die Anfänge religiöser Entwicklung 235

Kleine Revuen:

Naturwissenschaftliche Revue 111
Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie 119. 240. 368
Litterarische Revue 364
Litterarische Berichte 126. 250. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Digitized by Google

Nach dem Tode des Kaisers.

Deutschland steht an dem Grabe seines großen Heldenkaisers, des Schöpfers der deutschen Einheit. Tiefe Trauer zieht durch das ganze deutsche Volk. Innige Dankbarkeit und unsterblicher Ruhm wird sich für immer an seinen Namen knüpfen. Mit uns beweinen auch alle friedliebenden Völker Europas den treuen Hüter und Beschützer des Weltfriedens. Zu groß und zu schmerzlich ist der Verlust für das Vaterland, für Europa und für jeden Einzelnen, um mit der Feder auch nur ein schwaches Bild des verlorenen Glückes geben zu können. Am besten glauben wir das Andenken an den großen deutschen Kaiser bei unseren Lesern zurückzurufen durch Veröffentlichung einer Reihe ungedruckter Briefe Sr. Majestät, die in einem der nächsten Hefte erfolgen soll. Heut können wir nur der tiefsten Klage, dem innigsten Weh über diesen großen Toten Ausdruck geben und Gottes Schutz und Segen für das Vaterland erflehen.

Wir wollen bleiben „ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr". Wir wollen nicht fürchten unsere Feinde und als friedliebende und den Frieden beschützende Nation in Europa leben. Wir wollen das Reich ausbauen als ein Reich des Friedens, der Freiheit und des Rechts!

Digitized by Google

Keine Ländergier, kein äußerer Glanz soll je uns Deutsche zu einem Angriff auf fremde Völker verleiten. Wir wollen und können zufrieden sein mit dem, was uns durch Gott und was uns durch unseren großen Heldenkaiser gegeben und hinterlassen wurde.

Mit Stolz und mit Liebe blicken wir auf den Erben des Thrones, den ruhmreichen Feldherrn, den erhabenen Beschützer der Kunst und Wissenschaften, welcher das deutsche Volk und das Vaterland so innig liebt. Unter seiner Führung wird das Reich vor Sturm und Gefahren gesichert sein und den höchsten Aufgaben der Menschheit, der Veredlung und Versöhnung durch Frieden, Freiheit und Kultur dienen.

Unser siegreicher erster deutscher Kaiser ist gestorben, doch die Sonne wird über seinem Reiche nicht untergehen! Ein neuer Tag bricht an. Der Himmel möge unseren geliebten, edlen Kaiser Friedrich beschützen, damit er das Werk seines großen Vaters fortsetzt und uns einer Zeit entgegen führt, in der die mitleidlosen Bedrücker der Menschen, Armut und Not, von der Erde verschwinden!

Hoch lebe Kaiser Friedrich!

Redaktion der Deutschen Revue.

Digitized by Google

Godofred.

Ein Märchen fürs deutsche Haus

erzählt von

Willibald Beyschlag.

Ich weiß einen tiefen, tiefen Waldesgrund, darin erhebt sich auf steiler Klippe ein kleines, verborgenes Schloß. An die Bergwand schmiegt es sich an, die hinter ihm immer höher emporsteigt, aber vor ihm und zur Rechten und Linken breiten, so weit du schauen kannst, die Wipfel der Tannen sich aus, als reichten sie bis ans Ende der Welt. Darinnen lebte vor Zeiten ein kleiner, herziger Knabe, der hieß Godofred. Seinen Vater hatte Godofred niemals gekannt; der war bald nach des Kindes Geburt mit den Kreuzfahrern hinweggezogen ins heilige Land und war nicht wiedergekommen. Da hatte die junge, liebliche Mutter sich hieher geflüchtet in die Waldeinsamkeit und hatte das Kindlein, welches Gott ihr geschenkt, darinnen geborgen als ihren einzigen Schatz, der ihr auf Erden verblieben war. Da drunten an des Schlosses Thor im Pförtnerhäuschen wohnten zwei alte Eheleute, die ihnen dienten; aber im Schlosse droben lebten die Beiden, die Frau und ihr Kind, mutterseelenallein.

Es war aber in solcher Einsamkeit gar lieblich und traut. Ein schöner, heimlicher Garten umfing auf beiden Seiten das hochgebaute Haus; über dessen Mauern schauten die Wipfel des Waldes herein. Und in dem Garten standen edle Bäume, die blühten rot und weiß und trugen allerlei goldene Frucht. Traute Vöglein saßen im dunkeln Gebüsch und sangen ihre Weisen; in zierlichen Beeten davor neigten Rosen und Lilien ihre Häupter im Winde und erfüllten die Lüfte mit ihrem Duft. Und aus dem Innern des Hauses kam dem Garten ein stetig laufender Born, ein klarer Wasserstrahl aus ehernem Mund, und fiel in ein steinernes Becken; das war umrankt von dichtblühendem Vergißmeinnicht, und rotgoldige Fischlein spielten und sprangen darin. Aber noch viel Herrlicheres hegte das Schlößlein selbst: so schlicht und einfach es von außen erschien, so hehr und herrlich war es innen erbaut. Denn mitten hineingebaut war ein hohes Gotteshaus, eine wundersame Kapelle: die war im Achteck angelegt und hatte acht schlanke Pfeiler, und hinter den Pfeilern lief unten ein Rundgang mit

Digitized by Google

zierlichen Säulen und Bogen, aber darüber hob sich das Gebäude turmartig in lichte Höhe und wölbte sich zur goldenen Kuppel. In der Mitte aber war die Kuppel offen, also, daß der Himmel hereinschaute mit seinem lichten Blau. Und gerade unter dieser Öffnung sprudelte aus dem Grund der Kapelle ein Springquell und fiel in ein weißes Marmorbecken herab; an dem Saume des Umgangs aber standen, aus Stein gehauen, die Bilder der heiligen Apostel und Propheten und hatten ihre Angesichter dem Springquell zugewandt. Das war dieselbe Quelle, welche draußen den Garten bewässerte: erst spiegelte sie hier innen des Himmels Glanz, dann gab sie der Erde draußen ihren Segen.

Es war aber ein wahrhaftiger Wunderquell, der hier also gefaßt war. Wer reinen Herzens hineinschaute, der sah darinnen wie durch einen durchsichtigen Schleier den Wiederschein des unerschaffenen Himmels, des dreifaltigen Gottes ewige Herrlichkeit. An jedem Morgen führte die liebe Mutter den kleinen Godofred an diesen Wunderquell, netzte ihm die Stirn mit seiner reinen Flut und segnete ihn mit dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und an jedem Abend nahm sie ihn auf ihre Arme und ließ ihn hineinschauen in das himmlische Geheimnis. Da sah er denn, wie sein ewiger Vater auf dem Gottesthrone saß voller Majestät und ihn anschaute mit Augen wie Feuerflammen und doch mild und freundlich, wie ein rechter Vater schaut; und Jesus Christ saß in des Vaters Schoße und breitete seine Hände aus nach ihm, seinem kleinen Bruder auf Erden, und der heilige Geist, die Himmelstaube, strebte vom Himmelsthrone abwärts in Strahlen des ewigen Lichtes, gerade auf Godofreds Herze zu. Und wenn er dann einschlief mit seinen zum Gebet gefalteten Händen, dann kamen die Engel Gottes und umstanden sein Bett, sangen und spielten auf goldenen Harfen und erzählten ihm süße, selige Wundergeschichten, und wenn er aufwachte, waren sie noch da und umschwebten ihn ungesehen; so wie man weiß, daß auch am Tage die Sterne am Himmel stehen, ob man sie gleich nicht sieht wie in der Nacht. Aber von allen Nächten im Jahre war eine die schönste: da kam das Christkind selbst vom Himmel herab im Sternenkranz und weißen Kleide und trug in seiner Hand den Baum des Lebens aus dem Paradies, voller Lichter und goldener Äpfel, und pflanzte ihn dem kleinen Godofred gerade vors Bett, daß, wenn er aufwachte, er mit Händen hineingreifen konnte in die Fülle der himmlischen Gaben.

Und als das Kind wuchs und ein schöner, verständiger Knabe ward, da führte seine Mutter ihn hin vor die Propheten und Apostel, welche die Wunderquelle umstanden, und lehrte ihn die heiligen Männer bei Namen nennen und sie befragen. Da thaten die hehren Gestalten ihren Mund gegen Godofred auf und redeten zu ihm von göttlichen Geheimnissen, Worten und Thaten. Sie erzählten ihm von des Himmels ewiger Herrlichkeit und von seinem Abbild auf Erden, dem Paradies; wie es verloren gegangen durch Adams Schuld und wiedergewonnen worden durch Christi Gehorsam; und von der Gemeinschaft der Heiligen hier auf Erden und droben im Himmel. Halb verstand er's, und halb verstand er's nicht; oft sann er darüber und bewegte die Worte in seinem Herzen. Aber

Digitized by Google

dann sprang er hinaus in den Garten, wo die Vöglein sangen und die Blumen blühten, und lernte auch ihre Namen nennen und ihre Sprache verstehen, den hellen Ton des Lobgesanges auf Gottes Güte und Herrlichkeit und das leise Trauerlied vom Aufblühen und Vergehen ohne Ruh, von der Sehnsucht der Kreatur. Und so war er niemals einsam, auch wenn er allein war: bald jubelte er mit der Lerche um die Wette, bald beim Schlage der Nachtigall ward das Herz ihm schwer, daß Thränen in seine Augen traten, und er wußte nicht, warum. Dann lief er zu seiner Mutter und verbarg sein Angesicht in ihren Schoß; und wenn er dann zu ihr wieder aufsah, da war ihm, als ob ein Wiederschein der ewigen Liebe ihre Züge verkläre, und es war alles, alles gut, wie es nirgends sonst sein konnte in der ganzen Welt.

In solcher Weise kam Godofred bis in sein zwanzigstes Jahr. Er war ein schöner, starker Jüngling geworden und war nicht weiter abgekommen von seiner Mutter Hause, als man den Rauch aufsteigen sehen konnte vom Dach. Er hatte auch nächst seiner Mutter nie andere Menschenkinder gesehen als die stillen, alten Dienstleute drunten am Thor. Mit dem greisen Jägersmanne, welcher dort des Schlößleins hütete, hatte er oftmals den Berg und den Wald umher durchschweift: nun ging er am liebsten allein hinaus in die große Waldeinsamkeit, wo die Rehe kamen und nahmen ihm das Brot aus der Hand; aber mit Lust und Freuden kehrte er an jedem Abend zu seiner Mutter zurück. Da geschah es eines Tages, daß er bei solcher Wanderung im weiten Bergwald an einen alten Turm kam, den er noch nimmer gesehen. Verschlossen schien die Thür; vor das verdunkelte Fenster hatten die Spinnen gebaut. Er spähete an der verwitterten Höhe hinan, und eine Lust ergriff ihn hinaufzuklimmen und von da droben auszuschauen ins weite Land. Er klopfte an: da that die morsche Thür von selbst sich auf. Kein Menschenkind, das ihm entgegentrat; nur aufgescheuchte Nachtvögel flatterten vor ihm her. Eine alte Wendeltreppe zeigte sich: er stieg und stieg; endlich war die verfallene Zinne erreicht. Da that eine neue Welt vor seinen Augen sich auf. Dort endete der dunkelgrüne Wald; von seinem Saume an breiteten weithin lachende Fluren sich aus; dahinter lief eine blaue Berglinie am Abendhimmel hin. Mitten durch die prangenden Gefilde, wie ein Silberstreif, zog sich ein mächtiger Strom; auf seinen Gleisen fuhren Schiffe mit geblähteten, weißen Segeln, und jenseits auf grünen Hügeln standen stolze, hellschimmernde Gebäude; — an ihren Fenstern glühte und leuchtete die Abendsonne, als zeigte sie ein fernes, ungefundenes Glück. Da ergriff den Jüngling mit einem Male eine Sehnsucht hinauszuziehen in diese schöne, unbekannte Welt, und in ihr zu suchen — was? Das wußte er nicht; aber etwas, das vor seiner Seele stand wie ein verborgener Schatz, wie eine verschleierte Braut. Noch einen Blick warf er hinüber, dann sprang er die alte Treppe hinab und lief heim zu seiner Mutter, sagte ihr alles und sprach: „O liebe Mutter, laß mich hinaus in die weite, weite Welt.“

Da füllten sich seiner Mutter Augen mit Thränen, und sie sprach: „Mein Kind, du wirst den Frieden da draußen nicht finden. Aber dieweil du ihn ver-

Digitized by Google

loren hast, mußt du ihn suchen gehen. Morgen am Tage sollst du ausziehen in Gottes heiligem Namen."

In selbiger Nacht träumte Godofred von nichts Anderem als von der schönen, lockenden Ferne mit ihren prangenden Fluren und blauen Bergen und von den schimmernden weißen Palästen mit ihren feurigen Fenstern. Und am anderen Morgen stand seine gute Mutter an seinem Bette und brachte ihm ein schmuckes Gewand und ein Barett mit weißen Federn, ein gefülltes Ränzlein mit allem, was ihm not war, und einen kräftigen Wanderstab. Und führte ihn noch einmal an den heiligen Quell und netzte seine Stirne, segnete ihn und drückte einen langen Abschiedskuß auf seinen Mund. Und er sprach zu ihr: „Lebe wohl, meine liebe Mutter; ich komme wieder." Da wandte sie ihr Angesicht ab und bedeckte es mit ihren Händen, daß er ihre Thränen nicht sähe; und er ging.

Zu Anfang war das Herz ihm wehe und wund, und schier wäre er umgekehrt. Aber so mächtig es ihn zurückzog, noch mächtiger zog's ihn voran. Wie träumend schritt er die Höhe hinunter, auf der seiner Mutter Haus gelegen war; noch einmal sah er liebend zu ihm zurück; dann sprang er eilenden Fußes dem Thale zu. Ein fröhlicher Frühlingsmorgen umfing ihn; die Finken sangen im Walde, hurtige Eichhörnchen kletterten an den alten Stämmen empor; eine kleine grüne Schlange floh vor ihm über den sonnigen Pfad. Wie schnell war er unten, weiter, als jemals vordem sein Fuß sich getraut! Und wie er so vom Berge niedergestiegen, da lichtete sich der Wald zu einem kleinen heimlichen Wiesenfleck, und jenseit desselben teilte sich der Weg in dreie, einen zur Rechten, einen in der Mitte, und einen zur Linken. Da stand der Jüngling unschlüssig stille und sah sich um. Und wie er sich umsah, siehe da stand hinter ihm eine uralte, mächtige Eiche, und unter der Eiche saßen drei hohe Frauengestalten, die schauten auf ihn. Die eine, im schlichten weißen Kleide, mit einem Schleier und einer Perlenschnur im schwarzen Haar, sah aus wie eine Priesterin und hielt auf ihrem Schoße ein verschlossenes Buch. Die andere, angethan mit Purpur und Hermelin, sah aus wie eine Königin und hatte eine Krone in ihren braunen Locken und ein Zepter in ihrer Hand. Und die dritte, in lichtblauem Gewand und einen Kranz von jungen Rosen im goldigem Haar, sah aus wie eine Zauberin — nicht mit schwarzen Künsten, sondern mit dem Zauber ihres lieblichen Angesichts und dem Strahl aus ihren blauen Augen und sie hielt in ihren Händen einen kleinen goldenen Spiegel.

Und der Jüngling grüßte die Frauen sittig und redete sie an: „Wer seid ihr, hehre Wesen, die ihr hier am Scheidewege sitzet? Denn nicht sterbliche Frauen scheinet ihr mir. Gewiß, ihr möget einem blöden Menschenkinde wohl sagen, welchen Weg es erwählen soll?"

Da sprach die erste, die Priesterin: „Ich bin die Weisheit; siehe da meinen Weg. Wirst du ihn wählen, so will ich dich einweihen in alle Tiefen der Erkenntnis und will deinen Augen die Geheimnisse der Welt offenbaren."

Da sprach die andere, die Königin: „Ich bin die Majestät: siehe da meinen Weg. Wirst du ihn gehen, so will ich dich mit Macht und Ehren krönen vor Tausenden und zur höchsten Herrlichkeit der Erde dich erheben."

Digitized by Google

Da sprach die dritte, die Zauberin: „Ich bin die Minne; siehe da meinen Weg. Willst du mir folgen, so soll dein eigen werden, was das Lieblichste unter dem Himmel ist, das allersüßeste Lieb."

Und wie sie das sagte, da sah sie ihn lächelnd an und hielt ihm den Zauberspiegel, den sie in der Hand hatte, vor die Augen. Und er schaute hinein: da sah er darinnen ein Jungfräulein, so minniglich, daß keine Worte es beschreiben können, das hatte ein Antlitz wie eine weiße Rose und trug einen Myrtenkranz im goldlockigen Haar und schlug die blauen Augen scheu und fragend zu ihm auf, daß es ihm durch die Seele ging. Da sprach er zur Frau Minne: „Deinen Weg will ich gehen."

Da stand sie auf und nahm ihn bei der Hand wie eine Schwester ihren jüngeren Bruder und führte ihn den vor ihr liegenden Pfad. Das war der lieblichste und heimlichste von allen dreien und ging durch jungen, lichtgrünen Wald. Bunte Schmetterlinge gaukelten vor ihnen her; Maiglöckchen dufteten aus dem Waldesgrund hervor, und in den Zweigen hüben und drüben sangen Nachtigallen ihr Lied. Als aber der Wald zu Ende ging, da lag eine herrliche südliche Landschaft vor ihnen ausgebreitet. In der Ferne vor ihnen eine Kette stolzer Berge, mit schneeigen Häuptern sich abhebend vom tiefen Himmelsblau, und davor, im Sonnenglanze blitzend und strahlend, ein mächtiger See. Bis zu demselben aber zogen auf beiden Seiten anmutige Hügel sich hin, geschmückt mit dunkelprangenden Gärten um schöne, kleine Schlösser her, oder bedeckt von Rebengelände mit blühenden Obstbäumen und schlanken, dunkeln Cypressen dazwischen. Durch einen lichten Wiesengrund, an einem silberhellen, rauschenden Bach hin, lief der Weg abwärts; nun noch ein Abhang und ein letztes kleines Dickicht, — da rauschten schon, leicht mit weißem Schaum gekrönt, die dunkelblauen Wellen zu der Wanderer Füßen. Ein schöner, buntgeschmückter Nachen lag bereit; zwei weiße Schwäne davor, ihn zu ziehen; lustig flatterte das rosenfarbne Wimpel im Wind. „Siehst du das Eiland dort inmitten des Sees", sprach da Frau Minne zu Godofred, und wies mit ihrer weißen Hand auf einen fern aus den Fluten auftauchenden Punkt: „dort wirst du Rosamunden finden, die ich dir in meinem Spiegel zeigte; aus diesen Wellen zog ich einst das hilflose Kind. Es steht ein Rosenbäumchen in des Gartens Mitte, und eine einzige weiße Rose blüht daran: brich sie und stecke sie an deine Brust, so ist der Zauber gelöst, und die lieblichste Rose, welche die Erde trägt, wird dein eigen. Aber das Rosenstöcklein, an dem du sie findest, das pflege wohl, denn es ist der Baum ihres Lebens." Und sie nahm einen goldenen Ring von ihrer Hand und gab ihm den zum Angebinde für seine Braut, küßte ihn auf die Stirn und war verschwunden.

Der Jüngling aber stieg in das Schifflein wie im Traum. Schnell zogen die Schwäne den Kahn durch die perlende Flut. Ein lustiger Wind schwellte das Segel; die Wogen rauschten und gingen höher; auf und nieder wiegte sich in ihnen das Boot. Godofred aber saß unverwandten Auges am Steuer, und pfeilgeschwinder als das Boot flog seine Seele dem fernen Eiland entgegen. Näher und näher rückten die majestätischen Berge, schon neigte sich die Sonne

Digitized by Google

hinter ihnen zum Niedergang: da lag es vor ihm, das Felseneiland, geheimnisvoll, ringsum von dunklem, rotblühendem Dickicht eingeschlossen. Eine weiße Marmortreppe ging bis in das schmeichelnde Gewässer hinab; auf ihren Pfosten standen, aus Erz gegossen, zwei schöne, geflügelte Knaben, der eine mit Pfeil und Bogen bewehrt, der andere lächelnd, mit einer Fackel in der Hand. Im Nu sprang Godofred die Marmortreppe hinauf, indes das Schwanenboot dadrunten enteilend schon weithin die Flut durchschnitt. Ein Wald von Lorbeer und blühender Myrte nahm ihn auf; dazwischen standen Bäume mit duftiger Blüte und goldenen Früchten zugleich. Glühend fielen durch die Blätter die Strahlen der untergehenden Sonne; buntfarbige Vögel wiegten sich auf den Zweigen und grüßten den Wanderer mit fremdartigem, melodischem Laut. Ein Taubenpaar flog girrend vor ihm auf, dem lief er nach. Endlich lichtete sich das Waldesdickicht, und er stand vor einer verborgenen Schlucht, die war mit meisterlicher Hand zu einem wunderlieblichen kleinen Garten angelegt. Von der Felswand im Hintergrund stürzte sich zwischen hohen Palmen ein schäumender Wasserfall und bildete einen luftigen Bach, der das Gelände wie schirmend im Bogen umzog; inmitten aber war ein weicher, lichtgrüner Rasenfleck, wie von Samt, und war rings von blühenden Gewächsen eingefaßt. Und in des Rasens Mitte stand, gehegt und gepflegt von treuen Händen, ein einsames Rosenbäumlein, daran blühte eine einzige, liebliche, weiße Rose.

Dem Jüngling stockte der Herzschlag, da er das Rosenbäumlein ersah. Er trat herzu; er faßte die weiße Rose mit bebender Hand: durft' er sie brechen? Aber die stürmische Glut seines Herzens ließ ihn nicht zaudern: nun schmückte sie seine hochklopfende Brust. Und in demselben Augenblick schlangen sich zwei zarte Arme um seinen Hals, und zwei blaue Augen schauten ihm in die seinen, die leuchteten hinunter in sein Herz wie Sterne in Meeresgrund. Das war das süße Bild, das ihm Frau Minne im Spiegel gezeigt, im Myrtenkranz, im weißen Kleide, die schönste weiße Rose, eben aufgeblüht; — er hielt es wahrhaftig in seinen Armen. Herz schlug an Herz, und Lippe glühte an Lippe. Und wie sie so sich küßten und selbander selig in die Augen schauten, da stand in der Welt die Uhr der Zeit stille: war's ein Augenblick, war's eine Ewigkeit? niemand weiß es zu sagen.

Als aber die Uhr der Zeit ihren Schlag wiederbegann, da legte die Maid ihre Hand auf des Jünglings Schulter und sprach: „Mein Godofred!" Und der Jüngling umfaßte sie traut und sprach: „Meine liebe, süße Rosamunde!" Und nahm den Ring, den ihm Frau Minne gegeben, und steckte ihn an ihren Finger. Und sie hatte einen gleichen an ihrem Busen verwahrt, den schenkte sie ihm.

Danach faßten sie einander bei der Hand und gingen zu einer Marmorbank, die zwischen blühendem Schlinggewächs an die Felswand gefügt war. Und wie sie da beisammen saßen und hatten die Hände traut ineinander gelegt, da hub Godofred an: „Ich wußte deinen Namen wohl; Frau Minne hatte mir ihn gesagt: aber du, mein süßes Lieb, wie kanntest du mich?"

Digitized by Google

Und Rosamunde errötete sanft und sprach: „Wie sollt' ich dich nicht kennen, Godofred? Von dir hab' ich geträumt seit Jahr und Tag. Im Zauberschlaf hab' ich gelegen all' die Zeit, aber mein Herz wachte; das hat dich von ferne geschaut und auf dich geharrt, daß du kämest und weckest mich. Und nun bist du gekommen und gehst nimmermehr von mir, nicht wahr?"

„Ich bleibe bei dir bis in den Tod," sprach Godofred. „Aber erzähle mir, liebes Herz, wie bist du hiehergekommen in diese Einsamkeit?"

Und Rosamunde besann sich und sprach: „Es war vor langer, unvordenklicher Zeit. Ich war ein kleines, kleines Kind; wir wohnten im fernen Süden, im schönen, sonnenheißen Land. Wilde Feinde verjagten uns; im schrecklichen Feuer hinter uns versank das alte Schloß. Vater und Mutter führten mich an der Hand, trugen mich auf den Armen weit durch die Riesenberge; im kleinen Schifflein fuhren wir über den schäumenden See. Die Wellen kamen wider uns wie graue Türme; sie fielen über uns, da versank unser Boot. Nur mich ergriffen rettende Hände; eine schöne hohe Frau, wie eine Fee, hielt mich in ihren Armen und redete mir freundlich zu. Aber sie war meine liebe Mutter nicht, und ich schrie und weinte nach meiner Mutter und fürchtete mich vor der fremden hohen Frau; jemehr sie mich trösten wollte, desto ungetroster ward ich. Da legte sie mich hin auf das grüne Gras und warf einen Schleier über mich, und sprach die Worte:

Schlaf, armes Kind, im Zauberbann,
Bis Rosenknöspchen blühen kann:
Es kommt ein Knabe, der weckt dich dann.

Da schlief ich ein, und mir war, als wär' ich hineingezaubert in ein Rosenstöcklein; das wuchs aus dem grünen Grunde, darauf ich gelegen, zu einem Bäumchen empor. Ich aber sah darinnen hinauf wie in einem tiefen, engen Turm, der nur hoch oben ein einzig Fensterlein hatte zu Licht und Luft. Und ich rang mich hinauf und klomm auf endlosen Stufen wie jahrelang, und endlich war ich droben, und schaute durch das enge Fensterlein hinaus in die weite, freie, wunderbare Welt. Da sah ich dich von weitem daherkommen in dem Schwanenboote über den blauen See und wußte, wer du wärest, und daß du zu mir wolltest, mich aus dem Bann zu lösen, und breitete die Arme nach dir aus. Aber du warest tief unten und ich hoch droben: da zwängte ich mich durch das enge Fensterlein und rief dir zu: „Godofred, nimm mich auf;" und warf mich hinab. Und da fiel ich und fiel in deine Arme; — da wacht' ich auf. Und nun, nimm mich auf, Godofred, wie ich im Traume dir zurief, denn ich habe nicht Vater, nicht Mutter, noch irgend eine Freundschaft auf dieser Welt, denn dich allein."

Und sie verbarg ihr schönes Angesicht an seinem Hals und weinte. Er aber küßte ihr die Thränen von den Augen und sprach zu ihr: „Ich bin dein und du bist mein; unlösbar haben diese Ringe uns verbunden. Ich will dir Vater und Mutter, Bruder und Freund sein; auf meinen Armen will ich dich tragen und dich sanft betten, wo immer die Hütte uns ersteht. Und die ewige Liebe, die uns einander finden ließ, die wird uns auch finden lassen, wo ein Dach uns deckt."

Digitized by Google

Darüber war die Sonne untergegangen, und ihre letzte Glut war am Himmel verglüht; die Nacht brach herein. Da sprach Rosamunde: „Komm, Godofred, laß uns gehen, daß wir eine Herberge finden.“ Und wie sie heraustraten aus dem Garten, da lag der Wald schwarz und finster vor ihnen, und kein Weg war zu sehen. Da nahm Godofred sein Lieb auf seine Arme, und sie schlang ihre Hände um seinen Hals, und so trug er sie stark und fröhlich in die Nacht hinein. An des Waldes Rand aber, siehe, da wartete ihrer ein holder, geflügelter Knabe, der zündete eine Fackel an, sprang voran und wies ihnen den Weg. Und im Walde war's, als würde alles vor ihnen lebendig; Leuchtkäfer flogen auf und schwebten wie funkelnde Perlen über ihren Pfad, und die Büsche und Wipfel rauschten leise, als flüsterten sie von einem süßen Geheimnis, und Mond und Sterne winkten ihnen freundlich, schalkhaft vom Himmel herab. Bald aber führte der Weg sie hinaus ins Freie: da lag auf einmal vor ihnen ein schmuckes Häuschen, von Rosen und Reben ganz umrankt, mit hellerleuchteten Fenstern, und wie sie hineinschauten, war dadrinnen ein festlich geschmücktes Gemach und ein gedecktes Tischlein, für zweie eben groß genug, und dahinter eine offene trauliche Kammer; aber kein Mensch war zu sehen. Und wie sie nun zur Thüre traten und anklopfen wollten, da hatte der kleine geflügelte Knabe die Thür schon aufgethan und sprach zu ihnen: „Tretet nur ein, es ist alles für euch.“ Da traten sie ein in das schöne, festliche Gemach, wie im Traume, und setzten sich miteinander an den gedeckten Tisch, und der holde Knabe wartete ihnen auf mit weißem Brot und lieblichen, goldenen Früchten und süßem, dunkelfarbenem Wein. Also hielten die beiden mit einander ihr Hochzeitsmahl, teilten mit einander das liebe Brot und tranken zusammen aus einem Becher. Und wurden stiller und stiller; nur leise, selig flüsterten sie mit einander. Endlich nahm der Kleine seine Fackel wieder zur Hand und führte sie in ihre Kammer. Da zündete er mit seiner Fackel eine Kerze an, die abseits auf silbernem Leuchter stand, und ging und schloß hinter sich leise die Thür. Draußen aber am Fenster saß eine Nachtigall im Rosendickicht, und sie sang:

Wohlauf, und schlingt den Reigen,
Ihr Kinder der Frühlingsnacht:
Euch hält in dichten Zweigen
Frau Nachtigall die Wacht.

Frau Nachtigall verstohlen
Den König Lenz erschaut:
Er kommt auf leisen Sohlen
Und weckt mit Küssen die Braut.

Er weckt sie zur Hochzeitsfeier
Samt ihrer Gespielinnen Schaar;
Die Elfen im duftigen Schleier
Umtanzen das Königspaar.

Die Lüfte schmeicheln und kosen;
Die Quellen springen vor Lust;
Es schmiegen die jungen Rosen
Erglühend Brust an Brust.

Digitized by Google

Ich aber darf singen und sagen,
Was alle Welt durchwallt,
Und leise, leise klagen,
Daß es verblüht so bald.

Träumt süß, ihr trauten beide;
Die Mainacht währt nicht lang,
Und Lieb hat Lust mit Leide: —
Das ist mein Brautgesang!

* * *

Am andern Morgen aber, da sie aufgewacht, da war ihnen zu Mute wie Kindern an dem Morgen nach Weihnachtsabend. Nun erst alles recht zu besehen, was ihnen bescheert war, das war eine helle Lust. Und so begannen sie mit einander ihr kleines Heim durchzugehen von unten bis oben. Es war alles nah beisammen, eben wie es sich für zweie schickt; aber alles, was ihr Herz begehren konnte, aufs beste und schönste vorgesehen. Und sie freueten sich an allem und faßten einander immer wieder bei der Hand, als wollten sie sagen: „Es ist alles doppelt schön, weil es nicht nur mein, sondern auch dein ist.“ Als sie aber den Flur bis zu Ende durchschritten, stand da in einer kleinen, schmucken Küche der geflügelte Knabe am Herd und hatte eine weiße Schürze vorgebunden, zündete mit seiner Fackel ein helles Feuer an und sprach: „Laßt mich nur machen; hier im Hause bin ich Küchen- und Kellermeister.“ Und hinter dem Häuschen war ein schöner Garten, der ging in Absätzen und Abhängen hinunter bis an den See. Rings umfing ihn duftiges, blühendes Gebüsch und Rebengelände; edle Fruchtbäume standen darin und fremdartige Ziergewächse mit Riesenblättern; zunächst dem Häuschen aber breitete ein zarter Rasenfleck sich aus, mit blühenden Rosen und anderen Blumen eingefaßt, und dahinter, an das Haus gelehnt, war eine traubliche Laube von duftigem Geisblatt; von da sah man hinaus auf das Spiel der Wellen und auf die blauen, himmeltragenden Berge. Da saßen nun die Beiden Hand in Hand und schauten hinaus in die schöne, weite Welt; aber kein Wunsch ihrer Herzen flog in die Ferne.

Und glückselig wie der erste Tag, so folgte nun in Godofreds Leben ein Tag um den andern. An jedem Morgen ging er hinaus zu der Stelle, wo er seine Rosamunde gefunden, und sah nach dem Rosenbäumlein, begoß es und pflegete sein. Dann kam er heim und brachte seinem Lieb einen Strauß von Waldblumen mit oder einen Kranz um ihre weiße Stirn, oder auch ein buntes Vögelchen, daß es um sie sei und sein Futter nähme aus ihrem Mund. Dann bestellte er den Garten, indessen Rosamunde im Hause waltete und bedient von dem holden geflügelten Knaben das tägliche Brot bereitete; und jede Mahlzeit ward ihnen ein Festmahl. Danach ruderte er sein Lieb hinaus in den sanft bewegten, tiefblauen See, und sie fütterten die Fische in der klaren Flut, die spielenden, stummen Gesellen. Oder sie saßen in ihrer Laube vor dem Meeresspiegel, und Rosamunde spann auf elfenbeinernem Spinnrad seidene und goldene Fäden, Godofred aber las ihr vor aus einem wunderſamen, uralten Buch. In solchem Buche kamen

Digitized by Google

wohl Reine und Mären, die paßten ganz auf sie beide; dann ließen sie Spinnrocken und Märchenbuch ruhen, küßten und herzten einander. Des Abends aber nahm Godofred die Harfe von der Wand und brachte sie Rosamunden; die spielte dann liebliche Weisen darauf und sang dazu mit süßer, heller Stimme, und er verwob seine starke, männliche Stimme mit der ihren, und sie dichteten Lieder und Weisen mit einander zu lieblichem Zwiegesang. Und zuletzt, ehe sie zur Ruhe gingen, traten sie noch einmal hinaus unter den klaren Sternenhimmel und lasen in seinen leuchtenden Bildern, lauschten dem Meeresrauschen zu ihren Füßen und priesen die ewige Macht und Güte, die so freundlich über ihnen waltete Tag und Nacht.

Und der Frühling verflog, und der Sommer kam mit seiner Pracht und Glut; wiederum, der Sommer entwich, und der Herbst brach herein. Das Rosenbäumchen, welches Rosamundens Leben in sich beschloß, war wohlgediehen unter Godofreds pflegender Hand; nun trieb es noch ein zweites Rosenknöspchen hervor. Eines Morgens aber, da Godofred hinausging es zu besehen und zu begießen, da war der Himmel finster und trübrot, und es erhub sich ein Wetter, das ging sausend durch Flur und Wald. Der Sturmwind heulte, und der Regen schlug auf die Erde; die Blitze zuckten riesengroß wie Feuersäulen, und der Donner rollte hinter ihnen her, als wollte das Firmament einbrechen über der irdischen Welt. Mit bangem Herzen lief Godofred durch den dunklen Wald dem Rosengarten zu. Da verlor er den Pfad und irrte hin und her, er wußte nicht, wie lange, aber ihm war, als ob er eine Ewigkeit im Walde liefe und nimmermehr den Ausgang finden sollte. Endlich kam er zurecht; er trat aus dem Walde und hatte das Gärtlein erreicht; wehe, wie hatte das arge Wetter dasselbe verheert! Er lief nach seinem lieben Rosenbäumlein, aber er fand es nicht: ein Blitz war niedergefahren und hatte es zerschmettert; abgerissen, verwelkt lag das Knöspchen, auf das er gehofft, auf schwarz versengter Erde. Ein ungeheurer Schreck überfiel ihn: in namenloser Angst rannte er nachhaus. Es war alles still im Hause, totenstill; er suchte Rosamunden und fand sie nicht. Er lief ins Schlafkämmerlein; da lag sie auf ihrem Bette, todesbleich, an ihrer Seite, in weißes Linnen gebettet, ein totes Kindlein, und vor dem Bette saß der fröhliche, geflügelte Knabe und weinte laut. In unsäglichem Weh beugte er sich über sein regungsloses Lieb und rief sie mit den süßesten Namen; da schlug sie die lieben Augen auf, schlang die Arme um seinen Hals und sprach leise: „Leb' wohl, mein Godofred, ich sterbe; es war zu schön, zu schön; vergiß mein nicht." Und damit sank sie zurück und war dahin. Da warf er sich über sie hin und küßte den bleichen Mund und die kalte Stirn und weinte und weinte bis in die Nacht und die Nacht hindurch bis an den jungen Tag.

Dann stand er auf, zimmerte einen Sarg und füllte ihn mit Blumen, kleidete sein verblichenes Lieb in ein weißseidenes Gewand und that ihr einen Kranz von weißen Rosen ums Haupt; das Kindlein aber bettete er ihr zur Seite. Danach trugen sie, er und der geflügelte Knabe, den Sarg mit einander hinaus, und alle Vöglein im Walde sangen einen Trauergesang. An der Stätte, wo das Rosen-

Digitized by Google

bäumlein gestanden, grub er ihr Grab, senkte den Sarg hinein und pflanzte einen Rosmarin und eine Trauerweide darauf. Und setzte sich auf einen Stein dem Grabeshügel gegenüber und sprach: „Daß ich mit dir hätte sterben dürfen und dir zur Seite ruhen; das wäre das Beste!“

Und nachdem er lange also gesessen, zog ihn der Kleine hinweg, und sie gingen mit einander den Heimweg, ohne ein Wort. Und da er aus dem Walde trat, wo er so oft zu ihr heimgekehrt war, da war das Häuschen verschwunden, als wäre es nie gewesen, und an des Gartens Stelle lag ein öder, einsamer Strand. Ein Schifflein lag davor; zu dem führte ihn der geflügelte Knabe und winkte ihm ein Lebewohl. Und Godofred stieg in das Boot und ergriff das Ruder, steuerte hinaus und dachte nicht, wohin. Da erhob sich ein Wind, und die Wogen rauschten, und das Boot flog dahin. Ein fremdes, wildes Ufer trat hervor, an dem landete er. Dann schritt er weiter durch zerrissenes Felsgebirg, bis er an eine große Heerstraße kam; an der setzte er sich müde, todmüde auf einen Stein und stützte sein Haupt in beide Hände.

Und wie er so dasaß, in sein Leid versunken, da ertönte auf einmal Trompetenschall. Er fuhr auf und erblickte eine daherkommende ritterliche Schaar; hell glänzten die Helme und Waffen in der Abendsonne; stolz schritten die Rosse hinter dem wehenden kaiserlichen Banner her. Und wie die Trompeten schwiegen, da stimmten die Ritter mit hellem Munde ein Kriegslied an, das lautete also:

Es ruft ein scharfer, heller Klang
Zu Krieg und hohem Lohne:
Der deutsche König thut den Gang
Zur alten, heil'gen Krone.
Von himmelhoher Berge Rand
Hinab, hinab ins wälsche Land!

Da liegt die güldne Herrlichkeit
Der alten Welt begraben.
Es flattern über'm Grab der Zeit
Die bösen, schwarzen Raben.
In Abendgluten, Dom an Dom,
Wie hehr du gleißest, falsches Rom!

Es wallt ein wilder Feuerbrand,
Die Bahn zu dir zu wehren:
Hindurch, mein deutsches Vaterland,
Hinan zu deinen Ehren!
Wohlauf, wohlauf ins blut'ge Feld:
Wer bleibt zuletzt der Herr der Welt?

Hinter den Rittern aber kam, inmitten einer Schar zierlich gekleideter Knaben, auf weißem Zelter eine hohe Frau, mit wallendem Schleier, den eine Krone oben zusammenhielt. Und wie sie an Godofred vorüberritt, da begegneten sich ihre Blicke, und er erkannte sie wohl: es war dieselbe, welche er vordem unter der Schicksalseiche sitzen gesehen und die zu ihm gesagt hatte: „Ich bin die Majestät.“ Und sie erkannte ihn auch, hielt an, und da er ehrerbietig sich erhob, sprach sie zu ihm: „Du Armer, ich sehe dir an, wie dir's ergangen ist. Du hast der

Digitized by Google

Zauberin Minne getraut, aber ihre Wege enden in Herzeleid. Komm mit mir und erzähle mir dein Geschick." Und alsbald bot der Edelknappen einer ihm ein gesatteltes Roß, und er durfte der Königin zur Seite reiten. Und sie redete ihm zu wie eine Mutter, und er klagte ihr alle sein Leid. Da sprach sie zu ihm: „Ich bin des deutschen Kaisers Ehgemahl, und mein Herr liegt in Wälschland in schwerem Kampf und Streit, denn die stolzen Städte und der Priester zu Rom haben sich wider ihn zusammengethan, und ich führe ihm Hülfe zu aus dem deutschen Lande; willst du mit uns ziehen in Kampf und Sieg?" Und Godofred antwortete: „Ja, denn ich möchte am liebsten des Todes sterben, und dazu zeigst du den Weg." Die Kaiserin aber sprach: „Du sollst nicht Todes sterben, sondern leben und streiten für Kaiser und Reich. Ist dein Jünglingsherz gestorben in tiefem Minneleid, so sollst du nun ein Mannesherz gewinnen, das weit aufgehe für alles Volk und für Recht und Gerechtigkeit; und so du das willst, werde ich dir Wort halten und dich zu Macht und Ehren bringen vor tausenden." Da neigte sich Godofred vor der hohen Frau, ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen darauf. Und gewann in aller seiner Traurigkeit einen neuen Mut und Sinn.

So zogen sie hin durch die hohen, wilden Berge, zuletzt durch eine enge Klause, da die Felswände schier zusammenstießen über dem schäumenden Fluß und schmalen Pfad. Dann aber flohen die Berge nach beiden Seiten hinweg, und es lag vor ihnen in weiter Ebene das lombardische Land. Daselbst hatte der Kaiser sein Heerlager aufgeschlagen und stand die Feindesmacht ihm gerade gegenüber. Da war ein großes Frohlocken, als die Krieger ihre Kaiserin sahen und die neuen Streitgenossen aus deutschen Landen. Und die Kaiserin führte Godofreden ihrem Ehgemahl zu, und der Kaiser redete freundliche Worte zu ihm und sprach: „Morgen, mein Sohn, kannst du den Ritterschlag dir verdienen." Und am anderen Tage geschah eine große Schlacht. Da ging Godofreden das Herz wieder auf, wie an einem Frühlingstag nach schwerer Krankheit einem Genesenden, und ward ihm wohl in Kampfgetümmel und Todesgefahr, also daß er's in kühnem Wagen allen zuvorthat. Und die wälschen Scharen hatten einen ehernen Fahnenwagen, darauf kämpften ihre besten Helden um ihr Banner her. Die Deutschen aber stürmten den Fahnenwagen, und Godofred sprang zuvorderst hinauf und schlug den Starken nieder, der das Banner trug, und hielt das Siegeszeichen hoch in seiner Hand. Da entfiel den Wälschen das Herz, da sie ihr Banner verloren sahen, und wandten sich in die Flucht, die Deutschen aber behielten das Feld. Und am Abend desselbigen Tages rief der Kaiser sein Helden zusammen und teilte ihnen Gunst und Ehren aus; Godofreden aber gab er das höchste Lob vor allen, und die Ritter schlossen einen Kreis um ihn, darinnen beugte der Jüngling vor seinem Kaiser das Knie, und der schlug ihn zum Ritter.

Danach zogen die Heerscharen weiter nach Süden, wiederum durch wilde Berge hindurch, bis unter die Mauern einer stolzen, herrlichen Stadt, die lag in einem blühenden Gau und war mit hohen Zinnen und Türmen an beiden Ufern eines Flusses erbaut. Und daselbst hatten des Kaisers Feinde sich abermals mit

Digitized by Google

Heeresmacht zusammengethan und ward eine zweite Schlacht geschlagen, die war härter, denn die erste gewesen. Der Kaiser aber war hoch zu Roß und allen voran im heißen Streit, und die Feinde hielten auf ihn mit großer Wut. Und Godofred mit seinem Fähnlein war in des Kaisers Nähe; aber auf einmal sah er inmitten des Getümmels seines Herrn Helmbusch nicht mehr. Da schlug er mit Sturmeseile sich durch, dahin, wo der Streit am heißesten war, und siehe, des Kaisers Streitroß war gestürzt und sein Reiter mit ihm; von allen Seiten reckten die Spieße und Schwerter der Feinde sich nach ihm aus. Da deckte Godofred seinen Herrn mit seinem Schilde und mit seinem eigenen Leib und empfing die Wunden für ihn. Der Kaiser aber, da er wieder zu Rosse saß, hieß ihn nach seinem eigenen Zelt führen, und die Kaiserin verband ihm seine Wunden mit eigener Hand. Der Sieg aber wandte sich wiederum zu den Deutschen, und das Heer ruhete vom Streit, und Godofred genas von seinen Wunden. Da hielt der Kaiser eine große Heerschau und rief seinen Erretter hervor vor allem Volk und sprach: „Es ist im letzten Streite ein Herzog gefallen aus deutschen Landen, der keinen Sohn und Leibeserben hat: Das Lehen ist mein, und ich gebe es dir.“ Also ward Godofred im fremden Lande ein Fürst in seinem Volk.

Und das Heer zog weiter und weiter, und eines Tages lag vor ihm mit unzähligen Kuppeln und Zinnen die Stadt auf sieben Hügeln, die sich die ewige nennt. Eine weite, sumpfige Einöde war um sie her, nur in der Ferne glänzten in weitem Bogen die blauen Berge. Da schlugen die Deutschen ihre Zelte auf und belagerten die ungeheure Stadt. Und der Winter verging mit seinen Stürmen, und der Sommer kam mit seiner Glut: da stiegen giftige Dünste auf aus dem sumpfigen Land und kam ein großes Sterben unter das deutsche Volk. Alle Morgen ging der Kaiser und die Kaiserin durch das Heerlager hindurch und redeten den Kranken Trost und Mut ein; aber an jeglichem Abend, wann die jähe Nacht hereinbrach, trug man die Menge der Toten hinaus und grub ihnen miteinander ein weites, weites Grab. Und eines Tages trat der Kaiser nicht, wie er pflegte, unter das Volk heraus, sondern ließ Godofreden zu sich entbieten. Da der kam, sah er seinen Herrn in einem Sessel sitzen, müde und bleich, und die Kaiserin kniete vor ihrem Ehgemahl und verbarg ihr Angesicht auf seinen Knieen. Und der Kaiser sprach mit matter Stimme: „Der schnelle Tod hat mirs angethan; ich sterbe, Godofred. Und dir befehl' ich mein Gemahl und mein Volk; führe sie heim aus der verderblichen Fremde.“ Und Godofred kniete nieder zur Seite der Kaiserin vor dem sterbenden Kaiser; der legte ihm die Hände auf das Haupt, bis daß sie sanken. Da war es totenstille im Gezelt, und die Kaiserin und Godofred beteten mit einander über dem Toten. Danach stand die hohe Frau auf und sprach zu ihm: „Ich habe keinen Sohn, der des Kaisers Erbe sei; du, Godofred, sollst mein Sohn sein von heute an.“ Und küßte ihn und nahm ihn an der Hand, trat hinaus in den Kreis der Fürsten und sprach: „Mein Herr und Gemahl ist des Todes verblichen; aber das ist sein letzter Wille, daß ihr diesen als seinen Sohn und Erben erkennet,

Digitized by Google

und er soll euch heimführen aus diesem bösen Lande." Da neigten sich die Fürsten allesamt und sprachen: „Des Kaisers Wille ist recht und gut;" und alles Volk rief und sprach: Heil, Herzog Godofred!

Und sie nahmen des Kaisers Leichnam, legten ihn zwischen Spezereien in einen silbernen Sarg und trugen ihn dem Heere voran. Und Godofred führte das Heer, soviel dessen übrig war, glücklich durch das feindselige Land und durch die Schluchten der Berge, bis sie die dunklen Wälder wiedersahen und die roten Dächer und des Rheines hellgrüne Flut. Und alle Leute weinten, da sie des Kaisers Sarg erblickten, oder wenn sie fragten nach ihren Brüdern und hörten, daß sie in fremder Erde schliefen: dazwischen jauchzten sie wieder, wenn sie der Ihrigen einen erkannten, und jauchzten dem jungen Helden zu, der den Rest des Volkes rühmlich nachhause gebracht. Als aber der Frühling kam, da ward ein großes Maifeld gehalten am Rhein, und die Fürsten des ganzen Reiches kamen zusammen, den neuen Kaiser zu wählen. Und die Kaiserin trat majestätisch in die Mitte der Fürsten und redete zu ihnen von des Reiches Wohlfahrt und Sicherheit und warb um ihre Stimmen für Godofred. Da ward er erwählt zum König und Kaiser über das deutsche Reich. Und er saß auf dem kaiserlichen Stuhl, und die hohe Frau legte ihm die Hände aufs Haupt und sprach zu ihm leise: „Ich habe dir Wort gehalten und dich erhoben zur höchsten Macht und Herrlichkeit: nun walte ihrer in Gerechtigkeit und Erbarmen." Und sie verschwand. Er aber sprach zu sich selbst: „Nun sei mein altes Leid begraben in meines Herzens heimlichstem Grund, denn ich gehöre nicht mehr mir selbst an, sondern allen insgesamt. Ich will leben für alle, die mir befohlen sind; ich will mein eigenes verlorenes Glück wiederfinden in einem glücklichen Volke."

Und die Fürsten führten ihn hinauf in die alte Stadt Kaiser Karls am Main, ihn zu krönen. Und führten ihn in den hohen Dom, daß er die Krone vom Altar nähme, und er schritt im Kaisermantel mit Krone und Zepter über buntgewirkte Teppiche zum Kaisersaal in der alten herrlichen Pfalz, und alles Volk stand auf dem weiten Plane davor, auf drei ansteigenden Höhen, und jauchzte ihm zu. Und dieweil er im Kaisersaale mit den Fürsten zu Tische saß, stand da draußen inmitten des Platzes ein Brunnen mit einem zweiköpfigen Adler aus Gold, der sprudelte Wein aus beiden Mäulern, roten aus dem einen und weißen aus dem andern, und tränkte jedermann. Und ganze Rinder wurden gebraten und jedermann ausgeteilt, und die Herolde warfen Gold- und Silbermünzen unter das arme Volk. Danach hielt Godofred einen großen Reichstag drei Monate lang und schlichtete allen Unfrieden im Reich. Jeden Morgen saß er auf seinem Königsstuhl vor allem Volk und sprach Recht, und durfte jedermann ihm nahen und seine Sache vor ihn bringen, vornehm und gering, und er schlichtete alles ohne Ansehen der Person. Und teilte Gnaden aus, soviel er vermochte, an die Würdigsten, und die Ärmsten ließ er tagtäglich speisen vom Überflusse des Königstisches. Und wenn er den Tag über Recht gesprochen und jedermann Gehör gegeben, dann saß er bis in die Nacht mit den Erfahrensten und

Digitized by Google

Getreuesten, die er sich zu Ratgebern erwählt hatte, und erwog mit ihnen das gemeine Beste und that sich nimmer genug.

Und am letzten Abend, da er den Reichstag verabschiedet hatte, da sprachen seine Räte zu ihm: „Nun ruhe sanft, o König, und raste dich aus, daß du deiner Macht und Herrlichkeit froh werdest, denn du hast viele Tage gearbeitet und dich abgemüht schier über Vermögen.“ Da sprach er zu ihnen: „Ruhet und rastet ihr, denn ich habe euch viel geplagt; ein König aber soll nicht Ruhe kennen.“ Und da er allein war, trat er an seines Saales Fenster und sah hinaus in die Nacht, wie sie mit tausend Sternenaugen herabschaute auf die Behausungen der Menschen, und er gedachte: Ob sie nun auch alle in Frieden schlafen, dieweil du für sie wachest? Und sprach zu sich selbst: „Ich habe mein Reich im Glanz der Tage gesehen; ich will ausgehen und es besehen auch im Schatten der Nacht.“ Und wie er hinaustrat aus dem Thor der Kaiserpfalz, da standen vor ihm drei Weiber in schwarzen Kleidern, groß und hager, mit greisem Haar und scharfen Zügen; die sprachen zu ihm: „Wir wissen, was du suchest, o König; wir wollen dich führen.“ Und er fragte sie: Wer seid ihr? Da sprach die erste: Ich bin die Not. Und die zweite sprach: Ich bin die Seuche. Und die dritte sprach: Ich bin die Schuld. Und der König antwortete: Führet mich.

Da führte zuerst die Not ihn hinweg aus der Umgebung des Palastes, da die Reichen und Vornehmen wohnten, und führte ihn in die entlegenen, engen und krummen Gäßchen der Stadt. Und wo aus einer Hütte noch ein kümmerliches Lämpchen leuchtete, da blieben sie stehen, späheten und lauschten hinein. Da sahen sie ein abgehärmtes Weib sitzen in Trauerkleidern, einen Säugling an ihrer Brust, und ihre Thränen flossen auf ihr Kind herab: „Ach,“ rief sie aus, „sieben Kinder, und ihr Vater liegt unter der Erde; wie fang' ich's an?“ Und wiederum vernahmen sie ein Zwiegespräch von solchen, welche die Sorge nicht schlafen ließ: „Geh' hin zu dem harten Manne,“ sprach des Weibes Stimme, „und bitt' ihn um der Kinder willen, daß er Geduld mit uns hat.“ „Ich habe ihn gebeten vom Himmel bis zur Erde,“ antwortete der Mann, „aber er ist wie ein Stein; morgen nimmt er uns alles.“ Abermals blieben sie stehen vor einer matterleuchteten Kammer, da saß ein junges Mädchen an seiner Mutter Krankenbett; seine Wangen waren verhärmt und seine Augen gerötet von Kummer und nächtlicher Arbeit. Sie spann und spann; da sanken ihr die müden Hände, und sie rang sie gen Himmel und fing von neuem an. „Sie wird hin sein, ehe die alte Mutter stirbt,“ sprach die Not; „ihre Kraft ist erschöpft.“ „Halt' ein,“ sprach da der König, „ich will hineingehen in diese Hütten und ihnen Hilfe bringen.“ Aber die Alte sah ihn groß an und lachte bitter und rief: „Was soll das, mein Herr König, daß du dreien oder dreißigen helfen wolltest, und dreißigtausenden hilfst du nicht? Komm und siehe zuerst, wie weit mein Gebiet reicht, komm' mit bis an die letzte Hütte der Stadt und bis an die letzte Hütte deines Reiches, und dann schaffe Hilfe für alle.“ Da stand Godofred stille und sprach: „Du forderst mehr als in meiner Macht ist; aber was ich kann, will ich thun.“ Und

Digitized by Google

nahm die Krone von seinem Haupt und brach die Perlen und Edelsteine aus derselben und sprach: „Nimm hin, und hilf damit, soweit es reicht.“ Da nahm die Alte das Edelgestein und wog es in ihrer dürren Hand, als wollte sie sagen: „Das ist leichte Ware.“ Und als Godofred hinsah, da war ihm, als zergingen die Perlen und Edelsteine in ihren Händen wie Wassertropfen auf erhitztem Gestein. Und er wandte sich betrübten Herzens von ihr hinweg.

Da trat die andere der drei dunklen Gestalten ihm in den Weg und sprach: „Nun folge auch mir!“ Und wie er ihr in die hohlen Augen sah, schrak er zusammen und sprach: „Ich kenne dich, — du bist hindurchgegangen durch unser Heerlager im wälschen Land und hast die Unsrigen hinweggerafft zu tausenden: aber was willst du hier?“ Da antwortete die Seuche: „Ich habe mich an deine Sohlen geheftet, da du die Überbleibsel des Heeres zurückführtest ins deutsche Land; ich bin mit dir gezogen von Ort zu Ort; seit du heimgekommen bist aus der Fremde, geht das große Sterben durch das Reich hindurch Tag und Nacht.“ Und sie führte ihn zu den Lazaretten, die in langer Reihe dranßen vor der Stadt aufgerichtet waren, und zeigte ihm die Leidenden und die Sterbenden, wie sie da zu Hunderten lagen. Da versuchte er ihnen zuzureden und sie aufzurichten; aber des Seufzens und Stöhnens war zu viel, und sie hörten ihres Königes Stimme nicht. Und die Alte führte ihn hinaus auf einen weiten, weiten Gottesacker, auf dem reiheten sich die frischen Grabhügel wie die Ordnungen eines Heeres, und Fackeln waren angezündet, dieweil man bis in die späte Nacht hinein begrub, und viel Volkes kniete und weinte dazwischen. Und an den letzten Gräbern, da weinte ein Kind nach Vater und Mutter und rief sie, daß sie es zu sich nachholen möchten in die andere Welt. Und eine Braut war, die warf sich in wildem Schmerze über den Grabhügel, als wollte sie den Geliebten wieder herausholen aus dem Schoß der Erde. Und eine greise Mutter folgte dem Sarge ihres letzten Sohnes: die hatte keine Thränen mehr; sie sah nur starr hinunter in das noch offene Grab, als wollte ihre Seele mit Gewalt ihrem Kinde nachfahren in die Grube. Dem Könige aber ging der Anblick durchs Herz, und die alten, kaum geschlossenen Wunden darin begannen von neuem zu bluten. Er gedachte der Stunde, da er also an Rosamundens Grab gestanden, und konnte den Leidtragenden kein Wort sagen, verbarg sein Angesicht in seine Hände und weinte mit.

Da zog die letzte der drei Unholdinnen ihn hinweg und sprach zu ihm: „Laß ab, o König, es ist das Schlimmste nicht. Ich will dir Beweinenswerteres in deinem Reiche zeigen, denn ich bin die Sünde, die Schuld.“ Und sie führte ihn die Mauern entlang bis an das andere Ende der Stadt. Da lag in tiefen Schatten ein riesiges, festes Haus mit engen, vergitterten Fenstern, vier finstere Türme an seinen vier Ecken; davor aber im Mondenschein stand ein Hochgericht. Und sie begann dem Könige zu berichten von den armen Sündern, die dadrinnen saßen, was ein jeder von ihnen Schändliches und Schreckliches gethan, und zeigte ihm im Erdverließ der Türme die Räuber und Mörder, die ihrem letzten Morgen entgegenharrten. Und sah den König an mit einem stechen-

Digitized by Google

den Blick und sprach zu ihm: Siehe da, das sind deine Unterthanen und meine; wir regieren mit einander ein großes Volk!" Da schaute Godofred ihr entsetzt ins schreckliche Angesicht und sprach: „Ich habe Macht, sie deiner Macht zu entreißen; das schönste Vorrecht meines Zepters ist die Gnade; ich kann ihnen Schuld und Strafe erlassen." Aber die Unholdin hielt seinen Blick aus und antwortete: „Kannst du meinen Fluch aus ihren Seelen nehmen und das Kainszeichen von ihren Stirnen löschen? Und willst du diese reißenden Wölfe loslassen über deine friedliche Heerde?" Da sprach Godofred wiederum: „Wohlan, so geschehe ihnen ihr Recht. Das ist die Majestät meines Zepters, daß es die Übelthäter treffen kann, aber die Unschuldigen schirmt es mit Frieden." Aber die Unholdin lachte noch höhnischer auf und antwortete: „Ja, wenn es so wäre! Meinest du, es sei eitel Unschuld, was du beschirmst? Oder meinst du, du könntest mit deinem Arm alle grobe Sünde und Schuld erreichen, die in deinem Reiche im Schwange geht? Kennst du den Umfang, welchen mein Reich inmitten des deinigen hat? Sieh her und lies!"

Damit nahm sie ein großes, schwarzes Buch unter ihrem Mantel hervor und hielt es dem Könige hin. Und im selben Augenblick entzündete sich auf dem Hochgericht ein helles, grelles Licht, das fiel auf das dunkle Buch, daß man darin lesen konnte wie am lichten Tag. Und Godofred setzte sich auf die Stufen des Hochgerichts und begann in dem Buche zu lesen. Darinnen waren verzeichnet alle die heimlichen Verschuldungen, Sünden und Schanden in seinem Volke und die Namen aller, welche auf bösen Wegen gingen und der Sünde dienten, Männer und Frauen. Und der König erschrak über die Menge verlorenen Volkes, und sein Zorn wallte auf und er rief: „Ich will strengeres Gesetz geben und strengere Richter setzen und will diesen Auswurf ausfegen aus meinem Reich." Und die Schuld sprach: „Lies weiter." Und er las beschrieben die Wege des Verderbens, wie sie begannen mit bitterer Not, und wie die Gewaltigen den geringen Mann unterdrückten, bis daß er zum Räuber und Mörder ward, wie die Vornehmen die Armut mißbraucht und die Unschuld verführt hatten tausendfältig. Und die Schleichwege der Sünde las er beschrieben, wie die Freiheit dienen mußte zum Deckmantel der Bosheit und das Recht zur Waffe der Ungerechtigkeit; wie die Übertretung einherging mit großer Macht und List und des Gesetzes spottete, und wie sie ihre Netze ausgebreitet hatte bis an die Stufen des Thrones. Und je weiter er las, desto schwerer ward ihm das Herz, und fühlte sich ohnmächtig in aller seiner Kaisermacht, und sein Reich erschien ihm nicht anders denn als ein großes dunkles Moor, daraus giftige Dünste aufsteigen und darüber Irrlichter hin und her tanzen. Da schlug er das Buch zu, gab es seiner Geleiterin zurück und sprach zu ihr: „Laß ab, es ist genug!"

Und er ließ sie und suchte seinen Heimweg durch die Schatten der Nacht. Die hellen Sterne am Himmel waren verschwunden, und ein dunkles Wetter war heraufgezogen, das hing schwer zur Erde herab. Und als er endlich sich zurückgefunden zu der Stätte, von der er ausgegangen war, da sahen die stolzen Häuser der Patrizier ihn finster an; und finster auch, bis auf ein einziges erleuchtetes Fenster,

Digitized by Google

lag vor ihm die kaiserliche Pfalz. Er schaute hinauf, und ihm war, als sähe er droben auf dem Altan die hohe Frau, der er all seine Macht und Majestät verdankte, einsam hinausschauend in die dunkele Nacht. Da hob er die Arme zu ihr empor und rief: „Erhabenes Wesen, das du die Krone auf mein Haupt gesetzt hast und hast den Purpurmantel mir umgethan und das Zepter in meine Hand gegeben, nimm deine Gaben zurück! gieb sie einem Stärkeren, denn ich bin; sie sind mir zu schwer!“ Und nahm Krone und Zepter und Königsmantel und legte sie auf die Stufen der Kaiserpfalz. Da fuhr ein heftiger Blitz vor ihm nieder mit gewaltigem Donnerschlag, und wie er hinsah, da waren die Zeichen der Majestät verschwunden, und lag an ihrer Stelle ein graues Pilgerkleid mit einem Muschelhute und einem Wanderstab. Und Godofred legte das Pilgerkleid an und nahm den Hut und Stab und wanderte zum Stadtthor hinaus durch Nacht und Sturm. Und sprach bei sich selbst: „Ich will gehen, soweit mich meine Füße tragen, ob ich vielleicht das Kleinod finde, das besser ist als alle Macht und Herrlichkeit der Welt.“

So schritt er zu in tiefen Gedanken, und war ihm, als trügen Sturmesfittige ihn weit, weit hinweg von der Stätte, wo er König gewesen. Und als der Tag graute und die Morgenröte sich ausgoß, da fand er sich inmitten des Hochgebirgs in einem wilden, einsamen Thal. Schmal und rauh lief der Pfad dahin am Felsgehänge; die Berge mit schneebedeckten Zinnen starrten zu beiden Seiten himmelan; dazwischen lief ein schmächtiger, grüner Grund voller Felsblöcke, durch die rauschte und schäumte der Wildbach in ewigem Zorn. Aber die Bergluft erfrischte des Wanderers Brust und Stirn, und ein neues Hoffen und Streben ging in seiner Seele auf. Er stieg höher und höher, und die Sonne stieg mit; ihre Mittagsglut brannte auf seinen Scheitel, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, aber er achtete dessen nicht, — ihn zog ein unbekanntes, seine Seele beflügelndes Ziel. Endlich, da die Sonne sank, lag es vor ihm: auf einem anmutigen Hügel, in feierlicher Einsamkeit, erglänzte, von dunkeln Tannen eingefaßt, ein stiller, herrlicher Bau. Ernste Säulen trugen einen Giebel von blendend weißem Gestein: daran stand in goldenen Buchstaben eine geheimnisvolle Inschrift und leuchtete im Abendsonnenglanz. Er konnte die Schrift nicht enträtseln, aber ihm war, als müßte er dadrinnen ihrem Sinne nachfragen als der Lösung für das Rätsel des Daseins, das ihm auf der Seele lag; auf unzähligen Stufen klomm er zu dem hohen Tempel empor. Und droben, vor der geschlossenen Pforte, saß in elfenbeinernem Stuhle eine edle jungfräuliche Gestalt, wie eine Priesterin, im weißen Kleide und weißen Schleier, eine Perlenschnur in dem schlichten, schwarzlockigen Haar, und ihr ernst-schönes Angesicht war hingeneigt über ein großes, altertümliches Buch, das auf ihren Knieen lag. Aber nun schaute sie auf, und wie ihr Auge dem Auge des Wanderers begegnete, da erkannten die beiden einander wohl: es war die Weisheit, die Godofred einst am Morgen seiner Ausfahrt unter der Schicksalseiche gesehen. Und wie er ehrerbietig stillstand und sie begrüßte, kam sie ihm freundlich entgegen, bot ihm die Hand und sprach: „Kommst du endlich, du Schiffbrüchiger, an mein stilles Gestade und suchst

Digitized by Google

die wahren und bleibenden Güter? Glaube mir, königlicher als Königsherrlichkeit erhebt über die Welt die Ruhe des Weisen, und göttlicher als Liebesfeuer durchgeistet die Seele das Licht der Erkenntnis." Da ergriff Godofred ihre Hand mit beiden Händen und sprach: „So nimm mich auf in dein stilles Heiligtum und lehre mich verstehen, was seine Inschrift verkündet!"

Da that sie ihm die Pforte auf und führte ihn hinein. Und sie traten zuerst in eine weite, hochgewölbte Halle, die war von starken Pfeilern getragen und an allen Wänden mit herrlichen Bildern bedeckt. Die Bilder aber stellten die Weltgeschichte vor von Anbeginn bis auf diesen Tag: das Gute und das Böse, das Edle und das Schreckliche, welches je in der Welt gewaltig geworden, das war hier alles in treuen Farben vor die Augen gemalt. Und die Weisheit ging mit ihrem Lehrling von Bild zu Bild und legte ihm alles aus, was Völker groß gemacht und was sie von ihrer Höhe herabgestoßen, was Reiche gegründet und Reiche untergraben, dazu den Zusammenhang, in welchem jeder einzelne Lebenslauf und jede gute oder böse That mit dem Wohl und Wehe des Ganzen gestanden, — alle die geheimen Fäden der Weltgeschichte entwirrte sie ihm. Und er lauschte ihren Worten mit Andacht und bewegtem Herzen und ward des Sehens und Hörens nicht müde. Da sie aber alles durchbetrachtet hatten, stand er sinnend und sprach: „Du hast mir große Dinge enträtselt, o Meisterin: nun verstehe ich erst, was ich erlebt, das dunkle Schicksalsgewebe, an dem ich mitgewoben habe mit unkundiger Kinderhand. Aber mich verlangt nicht, zum zweiten Male in dies Gewebe einzugreifen, und auch seine stille Betrachtung giebt mir den Frieden nicht, den meine Seele sucht. Das ist alles die Welt der harten Wirklichkeit und des ewig unvollkommenen Thuns; o führe mich hinaus über dies Reich des ungeschlichteten Kampfes von Gut und Böse, in dem mir der Mut entsank. Führe mich empor in eine Welt des Friedens und des Einklangs, in ein Reich der Vollkommenheit, darinnen der Widerspruch und das Herzeleid des irdischen Erlebnisses sich lösen!"

Da nickte ihm seine Führerin freundlich zu und that ihm eine zweite Pforte auf, die war schmäler und höher denn die erste, und führte ihn in einen herrlichen, von Säulen getragenen Saal. In unendlicher Flucht reiheten sich zur Rechten und Linken die schlanken Säulen an einander, und vor einer jeden stand ein schönes Marmorbild; die Decke aber, die von den Säulen getragen ward, war in der Mitte offen, daß der Himmel hereinsah und mit seinem herabfließenden Licht die edlen Gestalten verklärte. „Siehe da," sprach die Weisheit, „die Dichter und die Denker aller Völker und Zeiten, meine Lieblinge, denen ich das Auge geöffnet habe und die Lippen geweiht. Sie haben sich erhoben über die ungefüge, friedlose Welt da draußen in das schönere Reich, nach dem du fragest: rede sie an, so werden sie dir nicht schweigen." Und Godofred wandte sich zuerst zu den Meistern, die zu seiner Rechten standen, zu den hohen Sängern der Vorzeit, und grüßte sie. Da wurden die Marmorbilder innerlich lebendig; ob sie gleich regungslos standen, so entströmte ihren Lippen doch auf einmal ein tiefer, gewaltiger Gesang. Und es sang zwar ein jeglicher seine eigenen Worte und seine eigene

Digitized by Google

Weise; doch aber klang es alles einhellig zusammen wie ein hochherrliches Chorlied und wie ein mächtiges Orgelspiel. Da setzte Godofred sich nieder und hielt sich die Hände vor seine Augen und war entzückt in eine andere Welt. Vor seiner Seele vorüber zog das Reich der irdischen Dinge, aber aufgelöst in schöne goldene Traumgebilde: die Natur mit ihrem Zauber und ihren Schrecken, und die Weltgeschichte mit ihren lichten Höhen und dunklen Abgründen, und sein eigenes Herzensleben mit seiner Liebeswonne und seinem Todesweh — es lag alles wie verklärt tief unter seinen Füßen; wie eine Landschaft, auf die der Bergsteiger herabschaut, — da drunten die Thäler und Seen und Städte der Menschen in Farbenspiel und Sonnenglanz, er aber hoch darüber in reiner Himmelsluft. Bis daß der Zaubersang verstummte und Godofred auffuhr aus seinem Traum: da hätte er weinen mögen, daß es zu Ende war. Und er wandte sich zu den hohen Meistern und rief aus: „Habt Dank für diese Stunde seligen Träumens; o daß ich sie hätte festhalten dürfen in Ewigkeit! Aber aus jedem Traume erwacht die Seele einmal, und dann steht sie fragend dem Rätsel des Daseins, dem Rätsel ihrer selbst gegenüber wie zuvor. O wer giebt mir, was auch der wachen Seele standhält; wer giebt mir statt der bezaubernden Traumgebilde die freimachende, die seligmachende Wahrheit?"

Da riefen die Marmorbilder, die auf der anderen Seite des Saales standen, wie mit einem Munde: „Komm herüber zu uns!" Und Godofred wandte sich hinüber zu den hohen Gestalten zur Linken, den Weltweisen, und auch sie begannen zu ihm zu reden und ein jeglicher seine Weisheit zu verkündigen. Aber ihre Stimmen klangen nicht harmonisch zusammen wie die Stimmen der Dichter, sondern tönten verworren durcheinander, also daß Godofred ihre Rede nicht zu vernehmen vermochte. Da sprach er bei sich selbst: Ich muß jeden Einzelnen fragen, und ging zu jedem insonderheit und bat ihn um seine Lehre. Und es sagte ihm jeder seinen besonderen Spruch. Das war allemal ein tiefsinniges Wort, aber wie ein Rätsel anzuhören, das man lösen sollte, um aller Rätsel Lösung zu haben: und Godofred mühte sich jedesmal, und wenn er meinte es gefunden zu haben, da war's, wie wenn ein Wetterleuchten durch die nächtige Welt geht: einen Augenblick schien alles licht und helle, und wiederum ein Augenblick, da war es dunkel wie zuvor. Und er fragte weiter und weiter und meinte, am Ende werde sich alles lichten und klären: aber da er sie alle durchgefragt hatte und versuchte alle ihre Sprüche zusammenzureimen, da ward aus den tausend Lichtblitzen doch kein Tageslicht, darinnen man die Welt erkennen kann, wie sie ist, sondern nur eine große Nacht, in der wohl einzelne Sterne flimmern, aber den dunklen Schleier nicht durchdringen, welcher die Dinge bedeckt. Da sprach er betrübt zu seiner Führerin: „Sie haben wohl alle um die Wahrheit geworben wie um eine Braut, aber zu eigen hat sie sich keinem gegeben." Sie antwortete: „Aber ihr Angesicht hat sie ihnen allen gezeigt. Es hat ein jeder von ihnen einen spähenden Blick gethan in das tiefe Geheimnis des Daseins, und den Lichtfunken, den er erhaschte, hat er dann ausgesponnen, als wär' es das ganze Licht. Laß dich den lauten Widerspruch ihrer Stimmen nicht verdrießen: es ist

Digitized by Google

doch ein geheimer Einklang darin." Da sprach Godofred: „Aber um den herauszufinden, müßt' ich selber hineingeschaut haben in den Quell ihrer Erkenntnis, und tiefer als sie! Wohin hast du sie geführt, daß sie hinabspähen konnten in das Geheimnis des Daseins?" Sie sprach: „Vor den Spiegel der Gottheit, vor die große Natur!" Da ergriff Godofred bittend die Hand seiner Führerin und rief aus: „So führe auch mich vor diesen Spiegel, — führe mich von den abgeleiteten Bächen zu dem Quell der Erkenntnis; aber nicht daß ich nur hinein spähe, nein, daß ich hinuntertauche bis auf den innersten Grund!"

Da sah die Priesterin ihm ernst ins Angesicht und sprach: „Wohlan, ich will auch meine letzte Thür dir aufthun. Aber den Weg, welcher dahinter liegt, kann niemand dich führen, auch ich nicht. Allein mußt du ihn finden und gehen; und wisse, es ist ein Weg auf Leben und Tod. Bist du entschlossen, es darauf zu wagen? Bedenke dich wohl!" Und Godofred sprach: „Nichts hat erkannt, wer das Letzte nicht erkannt hat, und das Höchste ist auch des höchsten Preises wert; ich will!" Da führte ihn die Priesterin an das letzte Ende des langen Saales; daselbst war eine dritte, kleine und verborgene Thür. Die schloß sie auf mit einem silbernen Schlüssel, gab ihm denselben und sprach: „Verwahre ihn wohl; du wirst der verschlossenen Pforten noch mehrere finden;" und gab ihm eine brennende Fackel in seine Hand. Und wie die Thür aufging, da stand Godofred allein und starrte hinein in eine ungeheuere Nacht, und Wasser der Tiefe rauschten meeresgleich zu seinen Füßen.

Da leuchtete er mit seiner Fackel in die Finsternis hinaus, und sie lichtete sich ein wenig im Morgengrauen. Und er erblickte im Zwielicht die Wände wie eines riesigen Felsenthores mit tiefer finsterer Höhle, daraus strömte die Meeresflut wogend hervor und ebbend wieder zurück. Und zu seinen Füßen tanzte auf den Meereswogen ein kleines Boot, gerade groß genug für einen Mann. Da sprang er mutig hinein und pflanzte seine Fackel auf des Nachens Spitze und stieß vom Ufer ab, der finsteren Höhle zu. Aber sobald sein Ruder die Fluten berührte, da war's, als würde das riesige Felsenthor vor ihm lebendig, als eines ungeheuren Drachen aufgesperrter Mund, der die Meereswogen ausspie wie einen schäumenden Gischt, und glühenden Auswurf und Schwefelflammen dazwischen. Hoch auf den Spitzen der empörten Flut schwebte das Schifflein, dann wieder tief unten zwischen Wellenungetümen, die über ihm zusammenschlugen, und feuerschnaubend reckte der dunkle Riesenschlund sich auf, den kühnen Fährmann und sein Boot zu verschlingen. Da sprang Godofred in seinem Schifflein auf, schlug mit dem Ruder in die empörte Flut hinein und rief mit lauter Stimme:

Zur Ruh, du blinder Riese wild:
Ich bin dein Herr, bin Gottes Bild!

Alsbald verlosch das Feuerschnauben aus dem Abgrund, und hinter dem Schifflein ging am Himmelsrande die Sonne auf und goß ihr Licht aus über die wogende Flut. Und die Wogen glätteten sich und wurden helle wie durchsichtiger Krystall, und der Riesenschlund stand wieder still und starr wie ein Felsenthor; fröhlich flog das Schifflein über die strahlende Flut der dunklen Grotte zu.

Digitized by Google

Und nun war es darinnen und war umflossen von wunderbarem Zauberlicht; das quoll in azurnen Strömen aus der klaren Tiefe und malte die vielzackige Decke der Grotte lichtblau, wie einen kleinen, ganz nahen, mit Händen zu greifenden Himmel. Entzückt schaute Godofred hinunter in die dunkelblaue, krystallene Tiefe: da hoben sich aus dem schimmernden Grunde liebliche, blendende Frauengestalten, Schilf und Perlen im Haar, die schlangen die Hände zum Reigen und schlugen die blauen Augen auf zu dem Schiffer da droben und winkten ihm mit ihren weißen Händen hinab. Und Godofred hörte ihren leisen, süßen Gesang:

Willst du nicht herniedersteigen
In den tiefen Wundersee?
Komm in unsern stillen Reigen,
Und gestillt ist all' dein Weh!

Eine ist's, die uns geboren,
Eine Mutter groß und gut:
Selig, wer ins All verloren
Träumend ihr am Busen ruht!

Traulich reichen sich die Hände
Ewiges Leben, ew'ger Tod:
Darum mach' ein kühnes Ende,
Und verlaß dein schlechtes Boot!

Godofred aber sang dagegen:

Nicht hinunter geht mein Sehnen,
Denn da drunten schlägt kein Herz;
Abwärts locken die Sirenen, —
Unser Weg geht überwärts.

Einen Vater hört' ich loben,
Doch ihn selber sah ich nicht:
Darum streck' ich mich nach droben,
Suche stets sein Angesicht.

Jede Stimme macht mir Grauen,
Die von Ihm, dem Ew'gen, schweigt:
Einer Mutter will ich trauen,
Die mir meinen Vater zeigt!

Und damit stieß sein Schifflein auf festen Grund. Und er sprang heraus und warf sich nieder, küßte die Erde und rief: „Mutter Natur, nun führe mich zu meinem Vater!" Da antwortete ihm ein Donnerrollen, das hallte wieder, lange und immer leiser, in einem Stollen, der geradeaus ins Innere der Erde ging. In diesem Stollen drang er voran.

Und zu Anfang erschienen die Wände des Ganges im Wiederschein seiner Fackel durchsichtig wie Glas. Da schaute er hinein allenthalben in die geheimen Werkstätten der Natur. Unter seinen Füßen schimmerten die Erze, und die Goldadern blitzten durch das Gestein; dazwischen saßen die Kobolde bei ihren Lämpchen, hämmernd und schmiedend. Zu seiner Rechten loderten Feuersäulen empor wie aus gewaltiger Esse; daraus sprüheten die Rubinen und Demanten hervor wie Feuerfunken. Und zur Linken rannen unterirdische Wasserströme, suchten das

Digitized by Google

Licht und tränkten die Wurzeln der Eichen und Palmen und der tausenderlei Gewächse, die da droben des Lichtes genossen. Zu seinen Häupten aber, über allem walteten die himmlischen Zeichen, die ewigen Sterne, und regierten die Zeit und gaben allem Maß und Ziel. Allgemach aber verblaßten die wundersamen Schauspiele, und der Gang ward enger und dunkler, also daß die Fackel nur noch spärlich hindurchleuchtete, und führte durch manchen Schacht immer weiter in die Tiefe hinab. Und zuletzt stand Godofred vor einer mächtigen, eichenen Thür mit krausem Schloß. Da versuchte er seinen silbernen Schlüssel und wendete Kraft an, und der Schlüssel öffnete die Thür; aber dahinter ging es weiter hinunter auf unzähligen Stufen. Und nach einer Weile kam eine zweite Thür, die war von Erz. Und er versuchte seinen Schlüssel wieder und mußte noch größere Kraft aufwenden, bis die Thür aufsprang, und wiederum kam ein abwärtsführender Stufengang. Und dann kam eine dritte Thür, die war von getriebenem Silber; und eine vierte, die war von lauterem Gold; und eine fünfte, die war von geschliffenem Stahl; und eine sechste, die war von Demant. Und jedesmal war das Schloß krauser, und die Mühe und Arbeit des Aufschließens schwerer, also daß Godofreden der Schweiß von der Stirne troff und seine Hände zitterten vor übermäßiger Anstrengung. Aber unverdrossen drang er immer weiter vor, von einer Thür zur anderen, und achtete der immer schwereren Mühsal nicht, sondern sprach zu sich selbst: „Wann die siebente Thür kommt, dann wird sich alles offenbaren." Und da die siebente Thür kam, da war sie von Feuer. In dunklen Gluten wallte die schreckliche Lohe empor, und eine Stimme wie Donnerhall rief aus der Feuerlohe ihm entgegen: „Bis hieher und nicht weiter, du Menschenkind, ich wohne in einem Lichte, dazu niemand kommen kann." Da zerschmolz der Schlüssel der Weisheit in seiner Hand und troff zu Boden wie Wachs, und die Fackel erlosch wie von eines Sturmwindes Stoß, und Godofred bedeckte sein Angesicht mit seinen Händen, denn er vermochte nicht in die furchtbare Flamme zu schauen.

Und als er wieder aufsah nach langer Zeit, da war völlige Nacht um ihn her. Und auch in seinem Inneren war völlige Nacht: kein Hoffnungsstern, kein Lebensmut mehr; er setzte sich auf einen Stein und ließ seine Hände sinken und sprach: das ist der Tod. Da zogen die Bilder seines Lebens noch einmal an ihm vorüber in umgekehrter Reihe, anhebend von diesem letzten vergeblichen Suchen und Ringen bis zu dem Tage zurück, da er ausgezogen aus seiner Mutter Haus, und weiter bis zu der Kindeszeit, da er noch nicht hinausbegehrt in die weite, weite Welt. Und vor seine Seele trat seiner Mutter Bild, wie sie ihn täglich hingeführt zu dem Wunderquell in ihrem Hause und ihn gesegnet im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und ihm im reinen Spiegel das ewige, göttliche Geheimnis gezeigt. Da ergriff ihn auf einmal ein Heimweh, wie er es nie gekannt, und in dem Heimweh ward seine müde Seele wieder lebendig, daß er aufsprang und die Hände ausstreckte und von Herzensgrund rief: „O Mutter, Mutter, hole dein Kind heim!" Und wie er so rief, siehe, da stieg auf einmal vor ihm ein kleines Licht auf, wie eine Leuchtkugel,

Digitized by Google

und blieb über seinem Haupte stehen als ein freundlicher Stern. Da fiel ihm ein: „Das ist der Stern, der über der Krippe von Bethlehem gestanden hat, und hat die Weisen aus Morgenland zurechtgewiesen: vielleicht führt er auch dich!“

Und da sah er vor sich im Schimmer dieses Lichtes einen engen, schmalen, aufwärtsführenden Gang, ganz anders als der, auf welchem er hergekommen war, und der Stern stand und leuchtete darüber. Da raffte er sich auf und begann zu klimmen, so todmüde er war, und immer ging der Stern vor ihm her. Steil war der Pfad, und es fiel ihm schwer, gar schwer ihn zu steigen; aber allgemach ward es leichter und immer leichter; ja es ward ihm zu Mute, als trügen ihn unsichtbare Schwingen empor. Und da er eine Weile gestiegen, da erschien über seinem Haupte ein kleines Stückchen Himmel, wie eines Mannes Hand, und der Stern stand mitten darin. Und der Umkreis um den Stern her erweiterte sich, und er atmete Morgenluft, und nun noch wenige Schritte, da war er oben.

Über der Landschaft, in die er hinaustrat, lag stille Morgendämmerung, und der Stern, der ihn geführt hatte, stand am Himmel als Morgenstern. Es war ein Bergesrücken, auf dem Godofred stand; von demselben hernieder breitete sich, soweit er sehen konnte, unermeßlicher Wald. Immer deutlicher trat die Gestalt der Landschaft hervor, und sie kam ihm so heimlich und wohlbekannt vor, als wäre er schon einmal hier gewesen vor langen Jahren; und da lag es vor ihm, das alte Schlößchen in Waldes Mitte, seiner Mutter Haus! Wie träumend ging er durch das offene Thor; leise, daß er die Mutter nicht wecke, durchschritt er den Garten: die Vöglein schliefen noch in den Zweigen, nur der alte Brunnen plätscherte leise mit seinem Wasserstrahl aus ehernem Mund. Und nun stand er wieder in der Hauskapelle, vor jenem heiligen Born, der des Himmels Herrlichkeit spiegelte und an den ihn als Kind seine Mutter an jedem Morgen und an jedem Abend geführt. Da kniete er nieder an des Marmorbeckens Rand und schaute hinunter in den wunderherrlichen Grund, ob sich's noch alles verhielte wie in seinen Kindestagen; und es war alles wie ehedem. Lieblich wie damals saß das Christkind in seines hehren Vaters Schoße, die himmlische Taube zu seinen Füßen, und breitete die Hände aus nach seinem Bruder Godofred. Schöne Engel umkreisten es und sangen „Ehre sei Gott in der Höhe“, und einen dieser schönen Engel mußt' er kennen, — das war seiner süßen Rosamunde Angesicht!

Da segnete er sich wieder wie einst im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und wusch sich die Augen rein und helle aus dem heiligen Born. Aber wie er nun im Wasserspiegel sein eigenes Angesicht erblickte, erschrack er: war er's selber, oder war er es nicht? Sein Haar war weiß geworden und seine Wangen fahl; tiefe Furchen hatten sich in seine Stirne gegraben. So war er viele, viele Jahre in der Fremde gewesen? Und wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn der Gedanke: O meine Mutter! Lebt sie noch, und werd' ich ihr noch einmal in die Augen sehen?

Da stürzte er hinein in seiner Mutter Gemach, wo er so oft zu ihren Füßen gesessen. Es war stille darin, totenstill. Und da saß seine liebe Mutter in ihrem Stuhle wie vorzeit und hatte die Augen geschlossen und die Hände gefaltet und

Digitized by Google

regte sich nicht. Ihre Wangen waren verblichen und ihr Haar schneeweiß geworden, und es war, als säße sie so und schlummerte schon manches liebe Jahr. Und er warf sich bebenden Herzens an ihre Brust, und rief sie: „Meine Mutter, o meine Mutter!“ Da war's, als ob sie erwachte aus langem, tiefem Schlaf, und ihre Züge verklärten sich und wurden himmlisch schön. Und auch ihn ergriff die wunderbare Verwandlung: er war wieder der kleine blondlockige Knabe von ehedem, der seiner Mutter Hals umschlang: sie aber war ein hoher starker Engel geworden; der entfaltete seine Schwingen und trug den kleinen Godofred empor über die arme Erde, hinauf, hinauf zu seinem Vater im Himmel. —

Frankreichs und Deutschlands Kulturaufgaben.

Ein Friedensbrief an Ernst Renan

von

Moriz Carriere.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe oft der schönen Stunden gedacht, da wir im Frühling 1867 zu Paris auf Ihrer gastlichen Stube uns über so manche Lebensfrage der Menschheit besprachen und verständigten, Sie, der Kenner deutscher Wissenschaft, und ich, der Sohn einer französischen Familie, die um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertrieben, in Deutschland eine neue Heimat gefunden, durch deutsche Frauen deutsches Blut und deutsche Gesittung in sich aufgenommen, sodaß ich mich stets als Deutscher fühlte und in Schiller und Goethe, in Kant und Hegel die Führer meiner Geistesbildung hatte. Aber wie Sie war ich nach französischer Art bestrebt die Ergebnisse der Forschung nicht bloß für Bibliotheken oder Gelehrte, sondern für das Leben und das Volk darzustellen. Damals drohte kriegerischer Zusammenstoß der beiden Nationen, aber wir freuten uns, wie die Gewitterwolken sich verzogen, und hofften auf einen friedlichen Wetteifer in der Lösung der großen Kulturaufgaben, die der Menschheit gesteckt sind. Hatte doch Deutschland von Frankreich die Aufklärung des 18. Jahrhunderts in sich aufgenommen und vertieft, sodaß Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Kant das Wort Voltaires, Rousseaus, Diderots im Dichten und Denken auf vollendende Weise für die Weltlitteratur weiterführten, während Frankreich die große That politischer Befreiung und die staatliche Begründung der Menschenrechte übernahm, welche bestehen bleibt, auch wenn blutige Greuel und wilde Kriege die Entwickelung der Menschheit unterbrachen. Und als nach dem Kriege und dem Sturze der napoleonischen Gewaltherrschaft Deutschlands Zustände nicht so Gestalt gewannen wie das Volk es verdient hatte, da blickte es — nicht grollend über harten Druck, sondern gemeinsame Freiheit hoffend — jahrelang nach Frankreich hinüber, und nahm von

Digitized by Google

dort den Anstoß zu neuer Erhebung, zu unverdrossenem Ringen nach Einigung und volkstümlich liberaler Gestaltung des öffentlichen Lebens, die ihm endlich zu teil geworden. In der romantischen Poesie Frankreichs, in der Philosophie Cousins sehen wir, wie deutscher Einfluß wirksam war. Gastfreundlich begrüßten einander die Männer der Kunst und Wissenschaft und tauschten die Ergebnisse der Erkenntnis und des Fleißes neidlos freudig.

Uns war es unverständlich, wenn leitende Staatsmänner in Frankreich mißgünstig sahen und nicht dulden wollten, daß Italien und Deutschland zu Nationalstaaten wuchsen, wie das Frankreich und England längst gelungen war; wir zogen in den Krieg, der uns darum aufgedrungen ward, und hatten die große Gnade der Vorsehung, daß auf dem Schlachtfeld im Ausland, nicht in revolutionärem, blutigem Kampf auf heimischem Boden die Neubegründung des deutschen Reichs in einen freien Bundesstaat durch friedliches Zusammenwirken von Volk und Fürsten gewonnen ward. Durch die Schlacht von Sedan war auch Frankreich der Herr seines Geschickes, und die von so vielen Männern ersehnte Republik ward zum dritten Mal aufgerichtet.

Noch war der Friede nicht geschlossen, als ich den vierten Band meines Werkes über die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung schrieb, in welchem ich, das Zeitalter der Renaissance schildernd, mit wärmerer Anerkennung, als in Deutschland gewöhnlich war, den Wert der französischen klassischen Litteratur, eines Corneille, Racine, Molière ebenso hervorhob, wie ich in dem folgenden Bande die Bedeutung Voltaires, Diderots, Viktor Hugos, George Sand ins helle Licht stellte. Damals, im November 1870, schrieb ich in der Vorrede: „Ich hoffe für Frankreich eine Auferstehung durch Selbsterkenntnis und sittliche Zucht, durch die Schule der Selbstverwaltung im Gemeindeleben. Es wird wieder Friede werden. Germanen und Romanen haben fortwährend von einander zu lernen, einander zu ergänzen."

Mit diesem Gedanken stand und stehe ich nicht allein, er ist der verbreitetste in Deutschland. So oft auch nach Maßgabe des französischen Volkscharakters, besonders nach den Zeitungsstimmen und dem lauten Straßenlärm von Paris, die Notwendigkeit eines neuen Krieges behauptet wird, wir haben jedes Jahr gesegnet, das ohne solchen vorüberging, in der Hoffnung, daß es die furchtbare Gefahr eines blutigen Zusammenstoßes vermindere, das kostbare Gut des Friedens im Volksbewußtsein erhöhe. Und manchmal will es uns bedünken, als ob das wirklich der Fall sei. Symptome genug ließen erkennen, daß die Mehrzahl der Franzosen den Streit nicht suche, in das wüste Revanchegeschrei nicht einstimme, Mißhandlungen Deutscher mißbillige und Freiheit und Wohlstand im Innern durch ruhige Friedensarbeit verlange; doch es schien, daß die Bürger eingeschüchtert seien durch die Schreier der Boulevards, als ob der den Feinden Frankreichs dienstbar sei, wer ein Wort der Versöhnung und des gemeinsamen Wirkens rede. Aber wo sind denn Frankreichs Feinde? In Deutschland nicht. Deutschland hat eine große Errungenschaft sich dauernd anzueignen, in neue Zustände sich einzuleben, das Reich zu erhalten und im Innern auszu-

Digitized by Google

bauen, welchen Gewinn sollte ihm ein Krieg bringen? Er würde die organische Fortentwickelung gefährden, und vor allem: er würde unsägliches Leid für Millionen deutscher Herzen herbeiführen, da nicht gedungene Söldlinge, sondern die wehrhafte Jugend und Manneskraft des ganzen Volkes unter Waffen steht, ins Feld zieht, und dabei also nicht bloß die zur Ernährung der Familie nötige Arbeit unterbrochen wird, und materielle Not in die Familien einzieht, sondern auch die Sorge und Angst der Mütter und Frauen, der Geschwister und Kinder um die zum Kampf Ziehenden, die Thränen um die Verwundeten und Gefallenen, die zerrütteten Lebensverhältnisse, die zerstörten Lebensgenossenschaften in Betracht kommen. Und in Frankreich ist es nicht viel anders, auch dort wird der Kampf zum Volkskrieg, und nicht die Schreier in Paris, sondern die Männer und Jünglinge aus allen Provinzen werden ins Feld rücken, und wenn sie gleich den Deutschen in Waffenlust und Thatenmut der Wunden nicht achten, die Zurückbleibenden in der Heimat werden es thun.

Und wenn es ein Kampf wäre, den ein paar Schlachten rasch entschieden, dem dann bald der Friede folgte! Aber ist daran zu denken? Wird nicht auf beiden Seiten der erste Verlust nur doppelte Anstrengung hervorrufen, wird nicht der Geschlagene die letzte Kraft aufwenden, den letzten Mann und letzten Thaler daransetzen, und wird nicht der Sieger, um endlich dauernd Ruhe zu bekommen, den Besiegten auf das furchtbarste bedrücken und für Menschenalter unschädlich zu machen trachten? Und der Erfolg? Auch der Sieger wird schwach und wund das Feld verlassen, Wohlstand, Gesittung, Bildung werden für Jahre geschädigt sein.

Für Deutschland steht im Kriege das neuerrungene Reich selber auf dem Spiel, für Frankreich nicht minder die Republik. Oder glauben Sie nicht, daß eine an der Grenze verlorene Schlacht die Kommune mit allen Schrecken und Greueln wieder in Paris im Gefolge hat? Oder glauben Sie, daß der siegreiche Feldherr nicht wie ein Napoleon das Heft in der Hand behalten und das Volk wieder mit Ruhm trösten wird für die verlorene Freiheit?

Ich hoffe, ein Mann wie Carnot wird auch daran denken.

Uns in Deutschland machte es einen für Frankreich üblen Eindruck, als um pöbelhaften Straßentumults willen den Gebildeten die Aufführung eines deutschen Musikdramas versagt ward. Wo bleibt da die Autorität der Regierung? Und bald mußten wir lesen, daß den gemäßigten Republikanern die Wahl eines Präsidenten nach ihrem Sinn unmöglich werde, weil einige revolutionäre Rotten mit Barrikaden drohten, wenn Ferry ernannt werde. Da ging wie ein rettender Stern der Name Carnots aus der Urne hervor. Und wer in Europa die Verbindung von Freiheit und Ordnung für die notwendige Grundlage des Staates und der Wohlfahrt ansieht, war freudig von der Kunde bewegt, als aus dem Gegensatz und Kampf der Parteien eine überwältigende Mehrheit nach einem Manne verlangte, der redlich und besonnen das Steuer der Republik für das gesamte Volk ergriffe. Es wird in der französischen wie in der deutschen Litteratur viel Mißbrauch mit dem Prinzip physischer Vererbung getrieben.

Digitized by Google

Selber ein Problem, das für den Materialisten schwer löslich erscheint, so lange ihm der Organismus nur für ein Handwerk blind wirkender Atome ohne Zweck und ordnende Kraft gilt, soll sie das Mittel sein, um dunkle Zusammenhänge zu erhellen, ist aber in der That nur eine übereinkömmliche Phrase. Viel verständlicher und der Geschichte würdiger dünkt mir die Fortpflanzung einer Sinnesrichtung innerhalb der Familie durch Vorbild und Erziehung, im Geist des Hauses, wie ihn die römische und die englische Aristokratie ja bewährt hat; und so dachte ich an Carnots Großvater, der den Sieg für die Ideen des 18. Jahrhunderts organisiert und als Verbannter in Deutschland gastliche Aufnahme und hohe Achtung gefunden; so dachte ich an einen anderen Carnot, der zur Zeit der St. Simonisten für die Hebung der zahlreichsten und ärmsten Klasse zu organischem Fortschritt der Menschheit mit geistvollen Aufsätzen eingetreten, ich dachte dem Atheismus und dem Dogmatismus gegenüber an das Bekenntnis der Gottes- und Menschenliebe, an das der Vorname Sadi anklingt, der Name des persischen Dichters, der Maß- und Geistesklarheit in sich trug und lehrte. Und wie nun Carnot der Enkel mit deutscher Sprache und Bildung vertraut ist, sollte er nicht seinen Ruhm in der Erhaltung der Republik in Frankreich und des Friedens mit Deutschland suchen? Seine Botschaft an die Volksvertreter hat das Wort des Friedens ausgesprochen, der das Verlangen Frankreichs sei und eine Ära fruchttragender Thätigkeit erschließen werde.

Da fragte ich mich, ob es nicht an der Zeit sei, daß diesseits und jenseits der Vogesen Männer des Geistes und des Wortes sich verständigten, um die Unverständigen oder Bethörten, um die von der Leidenschaft des Hasses und der Rache Verblendeten aufzuklären über die Gefahren und Aufgaben der Gegenwart, Kulturaufgaben, die uns gemeinsam sind und die wir nur im Zusammenwirken der Kulturvölker zu lösen imstande sind. „Die Macht ist bei der Wahrheit!" Dieser schöne Spruch Muhammeds giebt mir den Mut, die oben erwähnte Frage an Sie zu richten, von Ihnen zu hören, wie Sie darüber denken. Ich gestehe, daß ich einen neuen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nicht erleben möchte; ich meine, daß auch Sie den Abend Ihres ruhmreichen Lebens in Frieden ungestörter wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit widmen wollen. Sollte es nicht an der Zeit sein, solches offen zu bekennen? Können wirklich die Einsichtigen in Frankreich vergessen, wie in der ersten Revolution der ganze Staat von den Schreckensmännern, die sich auf die Gassenpolitiker von Paris stützten, besiegt und beherrscht ward? Können Sie vergessen, daß das zum Despotismus eines Soldaten führte? Wollen auch die Einsichtigen und Besseren den Krieg, so müssen wir uns in das Unabänderliche fügen. Aber wie Boulanger beseitigt werden konnte, wie sich Gegenstimmen erhoben, als Deroulède sich mit dem reaktionären Russentum verbrüderte, dann schien es uns, daß es hohe Zeit sei, offen und ehrlich zur Aufklärung des Volkes zu wirken.

Ist es denn unmöglich, den Franzosen klar zu machen, daß uns ein Krieg aufgedrungen ward, weil das deutsche Einheitsstreben die Mainlinie nicht überschreiten sollte, weil jesuitischer Einfluß den deutschen Geist zu überwinden hoffte?

Digitized by Google

Die Ehre des französischen Volkes ist nicht gekränkt, wenn der Sieger wiedererlangt, wiedererhält, was ihm, da er schwach war, entrissen worden war. Frankreich hat als Preis seines Mitwirkens für die Einigung Italiens das französisch redende Savoyen erlangt, wir haben es ihm gegönnt. Vielleicht gliedern die Niederlande, die einst zum deutschen Reich gehörten, soweit sie französisch reden, sich an Frankreich, der deutsch sprechende Norden an Deutschland sich an — freiwillig im Laufe der Zeit. Wie ganz anders war die Invasion der Franzosen in Deutschland zu Napoleons Tagen als die der Deutschen in Frankreich! Und doch hatte Deutschland keine Rachegedanken, doch ward Frankreich in seiner nationalen Größe nicht beschränkt. Vielmehr sah Deutschland auf die Entwickelung Frankreichs teilnehmend hin, und die freisinnigen Männer beider Nationen, Dichter und Denker, wetteiferten in gemeinsamem Ringen für die politischen Fortschritte wie für die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Kein Volk mißgönnte dem andern seine Gaben und Güter, aber jedes nahm freudig die Errungenschaft des anderen auf, und ein Alexander von Humboldt war so heimisch in Paris wie in Berlin.

In Kunst und Wissenschaft haben wir einen neutralen Boden freundlichen Zusammenwirkens, das erkennt auch Ihr Kollege, Jules Zeller, in seinem Brief an den Herausgeber dieser Zeitschrift an, und wir begrüßen dankbar freudig die französischen Bücher und Aufsätze, die über Herder, über Goethe, über unsere Geistesentwickelung überhaupt auch jüngst erschienen sind. Auf dem Gebiete der Naturforschung zumal reichen sich Deutsche und Franzosen die Freundeshand. Von da aus lassen Sie uns in gegenseitiger Achtung ein Beispiel der Verständigung geben, daß die Leidenschaften auch in anderen Kreisen der friedlichen Ausgleichung weichen. Jedes Wort, das ein Franzose in solchem Sinne spricht, wird herzlich von uns aufgenommen und erwidert.

Sind denn nicht die Franken von Osten über den Rhein gegangen, und nannte sich Ihr Vaterland nicht nach ihnen? Sind die Burgunder nicht Germanen gewesen, nicht Karl der Hammer und Karl der Große? Kelten, Römer, Germanen sind in Ihrem Lande zusammengeflossen, aber der fränkische Geist ist tonangebend geworden, während der Formensinn der Romanen in Staat, Sitte, Kunst ihm zur Seite stand, die Beweglichkeit, Erfindungs- und Neuerungslust der Gallier ihm vielfach die Initiative erringen half. Deutschland ist langsamer, innerlicher, individualistischer in seiner Entwickelung, aber es hat die romantische Epik des Mittelalters psychologisch feiner durchgebildet und ideal vertieft, es hat die Anregung, welche Abälard im Mittelalter und Descartes in der neueren Zeit gegeben, durch Albertus Magnus, durch Leibniz und Kant reicher entwickelt, und Frankreich hat den antikisierenden Formalismus seiner Poesie mit Hilfe des deutschen Geistes gebrochen und zu freier Entfaltung hingetrieben, es hat deutsche Gedankenarbeit sich gern angeeignet. Sie selbst, hochgeehrter Herr, haben das Beispiel einer internationalen Thätigkeit, einer Verschmelzung germanischen, tief dringenden, mutigen Forscherſinnes und romanischen Stiles und leicht gestaltenden Formtalentes gegeben.

Digitized by Google

So weist uns die Geschichte auf das Bündnis Frankreichs und Deutschlands hin; und statt es zu schließen, sollen wir einander zerfleischen, und sollen selbst dafür arbeiten, daß das noch halb barbarische Slawentum an unsere Stelle in Europa tritt? Sollen wir wirklich der Kulturdünger sein für die nordische Gewaltherrschaft? Denn daß diese, wenn Deutschland und Frankreich in furchtbar verheerendem Kriege ihre Kraft selber gebrochen, nun viel mehr als nach dem Sturz Napoleons eine europäische Diktatur sich anmaßen und das Moskowitertum an die Stelle unserer Bildung und Gesittung setzen würde, wer möchte sich dagegen verblenden?

Vielleicht aber träumt man in Frankreich davon, im Verein mit Rußland uns zu überwältigen; aber dann steht ja der Weltkrieg bevor, dann tritt Österreich-Ungarn, tritt Italien auf unsere Seite, Europa wird zum Schlachtfeld, und die Menschheit muß durch ein Meer von Blut einem neuen Morgen zuwandeln. Vielleicht, daß der Mammonismus, der Materialismus des Kopfes und Herzens, der gotteslengnerische Zug nicht bloß in der Sozialdemokratie eine solche Erschütterung der Seelen durch den Zusammenbruch rein äußerlich glänzenden Wohllebens herausfordert, um die Einkehr der Menschen in ihren wahren Lebensgrund, die Einsicht in ihre sittlich-religiöse Bestimmung herbeizuführen. Die Nachwelt wird dann von einem großen Gottesgericht zu reden haben. Die Klugen dieser Welt werden solch' eine Kassandrastimme belächeln; mich drängt mein Gewissen dazu, daß ich sie nicht in mir verschließe.

Wie viel schöner und würdiger wäre es doch, wenn Frankreich und Deutschland sich die Hand reichten, um die orientalische Frage durch einen freien Bund der Balkanstaaten zu lösen, und Rußland darauf hinwiesen, in Asien, wo es zivilisatorisch wirken kann, seine Macht weiter zu entfalten, in Kleinasien oder Persien, statt in Konstantinopel das offene Meer zu suchen! Ein europäischer Staatenbund im Dienste der Bildung und Gesittung, jedes Volk seiner Eigenart und seiner Wohlfahrt sicher und froh; — welch anderes Bild als die Selbstzerfleischung zweier stammverwandter Nationen!

Vor uns stehen die edelsten Kulturaufgaben, welche unsere vereinte Kraft erfordern.

Zunächst die soziale Frage. Ein Goethe, ein Fichte sind ihr ebenso gut bei uns in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahe getreten wie St. Simon und Fourier und Ihre geniale Freundin George Sand in Frankreich. Es galt unseren Dichtern und Denkern mehr um den Inhalt als um die Form der Verfassung: Wohlstand, Bildung, Freiheit sollten jedem Bürger möglich gemacht, ein jeder sollte nach seinen Anlagen erzogen werden, nach seiner Begabung sich seinen Beruf wählen, in genossenschaftlichen Bündnissen sollte die Arbeit organisiert, jeder Arbeit ihr Lohn werden. Ein christlicher Sozialismus erkennt die Brüderlichkeit aller Menschen an, ihm ist jeder ein Kind Gottes, wir sind allzumal Glieder eines Leibes; wenn eins leidet, leiden die andern mit; im Wohl des Ganzen ist das Wohl des Einzelnen begründet; ein atheistischer, naturalistischer Sozialismus von heute aber ruft die gemeinen Leidenschaften, den Neid, die

Digitized by Google

Selbstsucht wach, und an der Stelle der herrlichen Mannigfaltigkeit aller Kräfte, an der Stelle beglückender Selbstbestimmung und freier Kraftbethätigung will er gemeinsam umfassende Arbeitskasernen errichten, wo der kommunistische Aufseher jedem sein Werk vorschreibt und seinen Unterhalt zumißt. Da ergiebt sich nun die große Kulturaufgabe: die bethörte Masse aufzuklären über die Bestimmung des Menschen, über die schauerliche Öde und Langeweile, die über eine kommunistische Gesellschaft kommen würde, über die Knechtschaft, in die sie geraten würde, über das Unvermögen derselben im Wettkampf auf dem Weltmarkt mit frei arbeitenden Völkern. Aber ebenso notwendig ist es, die Besitzlosen oder Armen vor Not und Elend sicher zu stellen, Hilfe in Krankheit und Arbeitslosigkeit nicht bloß als ein Almosen zu spenden, sondern durch eigene Mitthätigkeit in der Genossenschaft jedem zu sichern, für den Invaliden der Arbeit wie für den des Krieges zu sorgen, und jedem die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins durch Erziehung und Bildung zu gewähren, die Möglichkeit, daß er durch Geschick, Fleiß, Sparsamkeit zu Besitz und Wohlstand gelange. Ich sage: die Möglichkeit. Denn Wohlstand, Freiheit, Bildung wollen durch eigene Kraft errungen sein; da gilt das Goethesche Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Freiheit ist Selbstbestimmung, die kann kein anderer für uns vollziehen; Bildung ist Entfaltung der eigenen Natur, ist Aneignung des von anderen Geleisteten, die kann uns niemand schenken, die müssen wir selbst vollenden.

Ich denke, das deutsche Reich hat vor allem seine Friedensmission dadurch erwiesen, daß es die soziale Frage in Angriff genommen; die Botschaft des Kaisers an die Nation, die Maßregeln des großen Kanzlers in diesem Sinne gehören zu den bahnbrechenden Thaten der Gegenwart, und freudig sehen wir, wie auch andere Völker diesen Weg einschlagen. Wenn diese Versicherung gegen Unfall, Not, Krankheit und Altersschwäche durch das Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitnehmern durchgeführt ist, hat die bestehende Gesellschaft Recht und Pflicht, jeden Angriff eines revolutionären Kommunismus, eines auf Umsturz des Staates sinnenden Sozialismus auch mit Waffengewalt niederzuschmettern. Denn in unseren freien Verfassungen sind alle zur Mitwirkung am Staate berufen, und ist die künstlerisch fortbildende Reform an die Stelle der zerstörenden Gewalt gesetzt.

Wohl sind auch in Deutschland gar manche der Ansicht, daß auch hier die Geschichte nicht durch die Vernunft, sondern durch Selbstsucht, Leidenschaft und Gewalt gemacht werde; so werde es zu einem Umsturze der bestehenden Ordnung kommen, und erst aus dem Chaos und aus der kommunistischen Ungestalt des Lebens heraus werde ein neuer Kosmos sich bilden, aus einem Meere von Blut und Elend erst eine schönere Welt sich emporringen. Gewiß, wenn die heutigen Leiter der Gesellschaft, die politischen und geistigen Führer des Volkes rat- und thatlos zusehen wollten! Aber wir wollen es nicht, die Hand ist ans Werk gelegt, und diese große Befreiungsthat der Menschheit, dieser Kampf und Sieg über die materielle und geistige Not wie über die Irrlehren und verkehrten Anschläge und Umsturzdrohungen innerhalb der Gesellschaft, die Rettung und Aus-

Digitized by Google

breitung der Kultur ist als die große Kulturaufgabe erkannt und sie ist zu lösen, wenn die edelsten und besten Kräfte der Kulturvölker im Herzen Europas, wenn namentlich Deutschland und Frankreich sich dazu verbinden, dafür gemeinsam wirken, statt einander zu zerfleischen, statt Leid und Not allgemein zu machen, sie lindern und überwinden. Das Gerechte in den Forderungen der Sozialdemokratie zu verwirklichen, das Thörichte und Verderbliche auszuschneiden, durch hilfreiche Liebe wie durch den Ernst und die Strenge des Gesetzes unser gemeinsames Leben zu erhalten, den Genuß der idealen wie der materiellen Güter allen in dem Maße zu bieten, wie sie sich sie verdienen wollen, das Wohl des Ganzen mit der Freiheit des Einzelnen in Einklang zu bringen, das ist die menschenwürdige Aufgabe des neuen Jahrhunderts, der wir heute den Boden bereiten, für die wir heute einstehen und das Volk erziehen und berufen sollen — welch' eine andere Aufgabe als die eines Rachekrieges ohne ethische Ziele, ohne einen ersichtlichen würdigen Preis für das ungeheure Ringen und die furchtbaren Zerstörungen, die er zweifellos mit sich bringt!

Fühlt man denn in Frankreich nicht allmählich die Milliarde, die das Land alljährlich aufbringen muß, um die Zinsen zu zahlen für die enormen Summen der Kriegskosten und Kriegsrüstungen? Wir in Deutschland tragen die schwere Rüstung nicht aus Lust an Soldatenspielerei, sondern im Gefühl der Notwendigkeit, weil uns ein Doppelangriff von Frankreich und Rußland droht, den dort täglich und stündlich die Presse predigt, ich will hoffen eine Bande von Schreibern thut es, die wenig zu verlieren haben. Aber im übrigen Europa besteht die Besorgnis, daß der Straßenkampf verblendeter Hitzköpfe in Paris das besonnenere Frankreich wieder einmal besiegen und fortreißen könnte. Wir Deutschen sagen uns, daß auch die Schulung in den Waffen das Volk erzieht, Geistesgegenwart, pünktliche Pflichterfüllung, Einordnung in ein großes Ganzes dem Gefühl des Mutes gesellt; aber wir sagen uns auch: wenn ein Teil des für Kriegsrüstung gebrauchten Geldes in Deutschland und Frankreich aufgewandt würde, um die Volkserziehung und Berufsbildung der ärmeren Klassen zu fördern und die mit keinem väterlichen Erbe gesegneten Arbeiter mit Erwerbsmitteln zu unterstützen und für Waisen, Witwen und Altersschwache zu sorgen, so würden wir in der Lösung der sozialen Frage, soweit sie rein materiell, eine Magenfrage ist, rasch weiter kommen. Aber Sie sehen, daß diese Kulturaufgabe also nur in friedlichem Zusammenwirken der Kulturnationen gelöst werden kann. Und die Lösung, meine ich, drängt in Frankreich wenigstens ebenso sehr wie in Deutschland. Oder sind die Schrecken und Greuel der Kommune vergessen? Sind die Elemente nicht mehr vorhanden, die einen neuen Ausbruch drohen?

Diese Greuel und Schrecken sind so entsetzlich geworden, weil der Mensch nicht von Brot allein lebt, weil die soziale Frage nicht bloß eine des Magens, sondern auch des Herzens und des Kopfes ist. Als im römischen Kaisertum die Not auch groß war, da predigte das Christentum den Armen das Evangelium, die frohe Kunde der Kindschaft Gottes, das Reich Gottes, das im Gemüte und im Willen gewonnen wird, das Heil, das im Frieden der Seele liegt, die nicht

Digitized by Google

in der Fülle irdischer Genüsse, sondern in der Ruhe des Gewissens ihr Wohl sucht; das Christentum lehrte das irdische Leben nicht für das einzige, sondern für die Schule der Ewigkeit ansehen. Es verwies auf den Vater im Himmel, ohne den kein Sperling vom Dach und kein Haar vom Menschenhaupte fällt. Und indem es den Reichen Mildthätigkeit predigte und die Barmherzigkeit zu einer Tugend machte, die nicht bloß in Privatwohltätigkeit, sondern in Gemeindeanstalten sich zu bewähren hätte, bot es auch den Armen keinen Stein statt des Brotes, sondern mit dem Brote das Wort Gottes.

Und heute? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot," so lautet die neue Lehre der Sozialdemokratie. Der Materalismus des Kopfes und Herzens ist an die Stelle des Idealismus der Liebe getreten, das Geld ist zum Gott geworden, in den äußeren Genuß wird das Glück gesetzt, Haß und Neid gegen die mit Glücksgütern Gesegneteren zernagen die Gemüter der nicht an den Wurm in dem glänzenden Schein des Apfels, nicht an die Sorgen, Schmerzen und Gefahren im Hause des Reichen Denkenden. Die Religion wird von den starken Geistern verworfen und verhöhnt als ein Beschwichtigungsmittel für die Schwachen und Feigen, ihre Lehren seien ja von der Wissenschaft längst überwunden, und der Dienst der Zeremonien sei hohl und eitel. Und wahrlich, wäre der Mensch nur ein Sinnenwesen, so wäre er ja das unvollkommenste und unglücklichste Tier, indem er das Ziel niemals erreichen könnte, das die Phantasie ihm vorspiegelt, indem die idealen Güter, die das Leben lebenswert machen, sich in Illusionen auflösten, und zu dem leiblichen Leiden des Augenblicks auch die Erinnerung und die Furcht vor Not und Schmerz und die Qualen der Seele in ihrer Unbefriedigung hinzukämen. Daß die Welt dann besser nicht da wäre, sagt der Pessimismus mit Recht, und während er sie sich verekelt, regt sich in aktiven Menschen der Drang nach Lust und Glück, und sie lassen den Kampf ums Dasein als Naturgesetz gelten, demgemäß sie nun alle Mittel der Zerstörung als das Recht des Stärkeren für sich in Anspruch nehmen, zu Dynamit und Petroleum greifen; das Sittengesetz steht ja im Fabelbuch, und Gelehrte haben ja die sittliche Weltordnung für ein Märchen erklärt! Ist es ein Wunder, daß solch' theoretischer Selbstvertierung die praktische nachfolgt? Ich wundere mich nur, daß sie ihr nicht auf dem Fuße folgt, daß doch die edlen Instinkte in der Menschenbrust stärker sind als die falschen Theorien des irrlichterierenden Verstandes; so sind immer nur wenige schlimm genug, um durch Verbrechen, durch Raub und Mord jene Lehre zu bethätigen. So unterscheiden ja auch die Gebildeten den praktischen Materalismus vom theoretischen, und die Nachwirkung der Erziehung, die sittliche Atmosphäre, in der sie leben, und der innere Drang einer edlen Natur, des unverlorenen Seelenadels, läßt sie wohlwollend und recht handeln und dem Sittengebot folgen. Aber lehrt man erst die Kinder und die geistig und leiblich Verwahrlosten, daß nur die Materie wirklich, daß Freiheit und Gewissen, Gott nur Wahngebilde und ins Fabelbuch geschrieben seien, so geht die böse Saat auf und schießt ins Kraut, und da es kein Jenseits giebt, so soll das Diesseits in ungebundenem Naturdrange gewissenlos genossen werden!

Digitized by Google

Seit Jahren ist in Deutschland die innere Mission wirksam, um vom Evangelium aus durch Liebeswerke, durch Trost und Belehrung der verwahrlosten Kinder, der verirrten Männer und Frauen sich anzunehmen, Leib und Seele zu retten, und zur Ehre der strenggläubigen, am Augustinisch-lutherischen Dogma von Sünde und Erlösung durch den Glauben an Jesus und seinen Opfertod festhaltenden Theologen sei es gesagt, daß sie mit gutem Beispiele vorangehen und erfolgreich wirken. Aber sind nicht vielfach die Gebildeten, die sich an die Naturwissenschaft Haltenden dadurch aus den Kirchen hinaus gepredigt worden, daß man die Religion, die doch Sache des Herzens, Ergebung an Gott und Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen, Versöhnung und ein Leben der Liebe ist, daß man die Religion, sage ich, mit Lehrsätzen über Welt- und Menschenschöpfung, über böse Dämonen, über Wundererzählungen verknüpft, denen die Ergebnisse der Naturforschung unserer Tage widersprechen, denen die Vernunft ihre Zustimmung versagt? Stimmen Sie da mit Strauß überein, daß die Wissenden und Gläubigen verschiedene Wege gehen und nur einander dulden sollen, oder sehen Sie mit mir eines der tiefsten Leiden und Gebrechen unserer Zeit darin, daß sich eine Kluft bildet und befestigt zwischen großen Kreisen des Volkes, die schon jetzt einander nicht mehr recht verstehen, und daß Kopf und Herz bei so vielen tüchtigen Menschen nicht mehr im Einklang sind?

Ich habe versucht, in meinem Buch von der sittlichen Weltordnung dem Materialismus zum Trotz gerade von den Thatsachen der Erfahrung aus, von der Naturwissenschaft wie von unserem Freiheitsbewußtsein, unserem Gewissen und unsern moralischen Urteilen aus, darzuthun, daß der Naturmechanismus die Grundlage und zwar die notwendige Bedingung für ein ideales Reich des Geistes, das Gute, Wahre, Schöne bildet, daß dies uns auf die ursprüngliche Einheit alles Seins hinweist, die aber nicht ein bloß objektives, gegenständliches sein kann, sondern auch als ein subjektives, bei sich selbst seiendes, selbstbewußt wollendes gedacht werden muß, wenn wir aus ihr die ganze und volle Wirklichkeit erklären wollen. Wenn Strauß im „neuen Glauben" behauptet, die Welt sei zwar nicht von Vernunft, aber doch auf Vernunft angelegt, der innerste Kern des Universums sei Weisheit und Güte, so erwiedere ich: auf Vernunft anlegen kann nicht die Unvernunft, sondern nur ein vernünftiger Wille, und Weisheit und Güte kennzeichnen das Wesen des Geistes! So ist ein Wille der Liebe, der aber zugleich Natur, Urkraft, sich selbst erfassende Realität ist, das Prinzip der Welt, ihr sowohl einwohnend als über ihr bei sich selbst. So überwinden wir die Einseitigkeit und bewahren die Wahrheit des Pantheismus wie des Deismus und gewinnen die Idee eines lebendigen Gottes, welche die Intelligenz wie das Gewissen, das Gemüt wie den Verstand befriedigt.

Und hier sagen wir weiter: Soll der Glaube selig machen, so darf nichts als Glaubenssatz aufgestellt werden, dessen beseligende Kraft nicht jeder in eigener Seele erfahren kann. Sind das, wie Sie gewiß mit mir sagen, die eigenen Worte Jesu, so soll uns an ihnen genügen, so soll uns dasselbe Recht gewährt und dieselbe Pflicht geboten sein wie den Kirchenvätern diese Worte Jesu ebenso

Digitized by Google

in Zusammenhang mit der Natur- und Geisteswissenschaft der Gegenwart zu bringen, wie die Kirchenväter sie mit der Philosophie und Kosmologie der Griechen verbanden, um eine befriedigende Lehre von Gott und Welt daraus zu entwickeln. Das, hochgeehrter Herr, dünkt mir unsere Aufgabe. Wer die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts für ihm genügend erachtet, der bleibe bei ihnen, aber er verwechsele sie nicht mit der Religion Jesu und verschließe denen die Pforte des Christentums nicht, denen jene nicht genügen, die sie im Widerspruch mit den Ergebnissen der Wissenschaft finden und darum ihre Weltanschauung so begründen, daß sie die sittlichen, religiösen Wahrheiten des Evangeliums mit den Gesetzen der Natur und den Normen der Vernunft zum Aufbau einer neuen Weltanschauung verbinden.

Von Cromwell und seinen Soldaten habe ich einmal nach Carlyles genialer Auffassung gesagt: Sie fürchteten Gott, sonst niemand. Wohl uns, wenn der Ausspruch Bismarcks in seiner neuen großen Friedensrede von der Zukunft eben so wahr erfunden wird: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt — und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt." Leider konnte bald darauf Bebel im Reichstag verkündigen: alle großen Geister seit Jahrtausenden seien Atheisten. So will die Kleinheit sich groß machen, so brüstet sich die Unwissenheit oder die eben so schlimme Halbbildung mit der vermeintlichen Weisheit der Thoren, die in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott. Bebel weiß schwerlich viel von Platon und Aristoteles, von Leibniz und Kant, von Kepler und Newton, aber begierig liest er und seinesgleichen die frechen und frivolen Deklamationen der Feuilletonisten, die seit Jahren die Volksseele vergiften — ohne es zu wollen, indem sie ihre Geistesfreiheit damit zu bezeugen meinen, daß sie nur an sich selbst glauben. Den Unglauben aber habe ich noch nimmer große Thaten in der Geschichte verrichten sehn, während der Glaubensmut zu allen Zeiten Siege erfochten und Völker emporgehoben hat. Und ich freue mich des Widerhalls, den Bismarcks kühnes Wort in den Herzen von Millionen gefunden hat, und ich hoffe, daß es auch Zweifelnde oder Gleichgültige zum Nachdenken und zur Selbstbesinnung führt. Kann doch der Mensch sich gar nicht als endlich auffassen, ohne den Gedanken des Unendlichen mitzudenken, in welchem er lebt und webt, und das kleiner wäre als das Endliche, wenn es nicht bei sich selbst wäre.

So wenden wir uns wieder wie Schleiermacher in bezug auf die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, wie an die Autoritätsgläubigen des Materialismus, die verführten Halbgebildeten und Ungebildeten; wir lassen uns die Thatsachen der inneren wie der äußeren Erfahrung nicht wegleugnen, unsere sittliche Verantwortung so wenig wie die Unzerbrechlichkeit der Naturgesetze; wir lassen dem Verstand und dem Herzen sein Recht und können nun, während das Herz durch Liebeswerke gewonnen wird, auch dem Verstande der Sozialdemokratie eine bessere Nahrung bieten als unverständliche Dogmen oder jene materialistischen Doktrinen, mit denen die Pfaffen des Atheismus das Welträtsel doch nicht lösen.

Sollen wir diese große Kulturarbeit vollenden, sollen wir Glauben und Wissen versöhnen, ohne sie zu beeinträchtigen, und die Kluft ausfüllen, welche Männer

Digitized by Google

und Frauen, Gebildete und Ungebildete, Naturalisten und kirchliche Christen scheidet und dadurch noch bedenklicher wird, daß auch die politischen Parteien ihre Gegensätze verschärfen, indem die Liberalen unkirchlich, ja oft ungläubig, die Konservativen kirchlich und bekenntnistreu zu sein pflegen? Ich glaube, es ist unsere Pflicht, ich glaube, die Zukunft der Völker beruht auf dem gemeinsamen Nationalbewußtsein, auf einem gemeinsamen Glauben, dessen Lehre man auch glauben kann, dessen Formen den wissenschaftlichen Widerspruch und Zweifel nicht herausfordern. Ich weiß, daß ich mit dieser Ansicht und mit dem Wirken in diesem Sinn keine große Genossenschaft habe, vor der Hand haben die kirchlichen hier, die Gleichgültigen oder Glaubenslosen dort die Mehrzahl für sich. Aber es finden sich doch auch schöne Zeichen der Zeit, und je schwerer die Aufgaben, desto größer die Pflicht. Damit, daß sie die Masse des Volkes auf die Religion hinweist, ohne selber religiös zu sein, kommt die obere Schicht der Gesellschaft nicht weiter. Man kann Christ sein, ohne das Bekenntnis von Trient oder von Augsburg zu beschwören, solche Christen waren ja die Apostel selbst. Die christliche Religion ist das gottinnige Leben der Liebe, ist der Eingang der mit Gott Versöhnten in sein Reich, das mitten unter uns ist, wenn auch seine Vollendung in der Zukunft liegt. Von hier aus, von Jesu eigenen Worten und seinem vorbildlichen Leben aus wollen wir versuchen, die neue Weltanschauung im wissenschaftlichen Kampfe mit den bestehenden widerstrebenden kirchlichen Mächten wie mit den irreligiösen Richtungen der Gegenwart auszubilden und den religiösen Frieden unter mannigfachen Formen der Bekenntnisse zum Gemeingut des Volkes zu machen. Dazu bedürfen wir den Frieden. Seine Segnungen werden auch dem materiellen Wohle zu Gute kommen; Ackerbau, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft werden zur Blüte gelangen, wenn erst wieder das Vermögen des Volkes mehr auf die Werke des Aufbauens als des Zerstörens verwandt wird.

Sollte es unmöglich sein, in Frankreich, wo der Präsident, wo so viele Staatsmänner und vorzügliche Zeitungen sich als Freunde des Friedens bekennen, um die Hetzer schweigen zu heißen und offen die Fahne der Versöhnung zu erheben? Sie weht längst in Deutschland. Der Kaiser, der Kanzler, der Reichstag, die Männer der Wissenschaft wie der Arbeit wollen den Frieden, sagen das offen und laut. Doch in Frankreich hören wir stets die Notwendigkeit oder Unabwendbarkeit eines Krieges besprechen, wenn auch augenblickliche Friedensbeteuerungen daran geknüpft werden. Der Krieg ist nicht nötig um der Großmachtstellung Frankreichs willen, die ist ja unbestritten, und wir Deutsche sind nicht eifersüchtig auf die Stärke und Bedeutung der Nachbarvölker, wir gönnen ihnen gern ihre Ehre. Frankreich hat allerdings mehrmals, aber unter Gewaltherrschern, seine Macht, sein politisches Übergewicht gebraucht, um auf die Nachbarn zu drücken; aber der Staat und Ludwig XIV. wie Napoleon haben dafür gebüßt; ihr Beispiel lockt uns nicht, würde uns warnen, wenn es der Warnung bedürfte. Starker Druck von außen, von Ost und West, war nötig, um das Volk von Denkern auch zu einem Volke in Waffen zu machen, um die auseinanderstrebenden individualistischen Teile zu einem Ganzen zusammen zu pressen.

Digitized by Google

Darauf hat jüngst ja auch Bismarck hingewiesen, der Druck ist notwendig gewesen, um das Band zwischen dem deutschen Reiche und Österreich unzerreißbar zu machen, das germanische Doppelreich zu befestigen. Aber nun will Deutschland erhalten, was es hat, und es genügt ihm das, was es hat. Ja, wenn in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich eine edle Lebensidee verwirklicht, ein menschheitliches Kulturziel erreicht werden könnte, dann möchte man den Schrecken nicht ansehen und durch das rote Meer von Blut in das gelobte Land der Freiheit, Bildung und Gesittung einziehen, aber so droht das Blutmeer die idealen Güter zu verschlingen!

Wohin kommen wir, wenn der Haß fortwuchert, wo bleibt das Humanitätsideal des achtzehnten Jahrhunderts, die gemeinsame Errungenschaft Englands, Frankreichs, Deutschlands? Damals sang Klopstock: „Ein Jahrhundert nur noch, und es herrscht das Vernunftrecht vor dem Schwertrecht!" Damals sang Schiller:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernstes, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit;
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Und statt das Vernunftrecht auszubilden soll Europa sich wieder auf das Schwertrecht stellen? Statt des Palmenzweiges die Brandfackel schwingen und die Verwilderung der Natur wieder herbeiführen? Wir wollen es anders. Ich hoffe auch Sie, auch Frankreich!

Und so lassen Sie uns die Hand reichen mit dem herrlichen Worte eines großen Franzosen! Gleichzeitig mit unsern Dichtern sprach Mirabeau: „Unsere Schlachten sind die Worte der Wahrheit, unsere Feinde sind verzeihliche Vorurteile, unsere Siege werden nicht grausam sein, unsere Triumphe von denen selbst gesegnet werden, die ihnen folgen müssen. Die Geschichte hat nur zu oft nichts erzählt als Thaten wilder Tiere, unter denen man in weiten Zwischenräumen einige Helden unterscheidet; es ist uns vergönnt zu hoffen, daß wir die Geschichte der Menschen anfangen, die Geschichte von Brüdern, die geboren, um sich wechselseitig glücklich zu machen, sogar im Widerspruche noch übereinstimmen, weil ihr Ziel dasselbe und nur ihr Mittel verschieden ist. Wehe dem, der eine reine Entwickelung stört und dem traurigen Zufall ungewisser Ereignisse das Schicksal der Welt überliefert, das nicht mehr zweifelhaft sein kann, wenn wir alle alles von der Gerechtigkeit und der Vernunft erwarten wollen!"

München, im Februar 1888.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

M. Carriere.

Digitized by Google

Grenzen der Menschheit.

Ein öffentlicher Vortrag, gehalten zu Berlin im Januar 1888

von

Wilhelm Foerster.

Da es ein Astronom ist, welcher heut zu der hochgeehrten Versammlung über die Grenzen der Menschheit reden will, so wird Ihre Erwartung sich im allgemeinen auf eine astronomische Betrachtung über diese Grenzen, etwa über die Grenzen menschlichen Erkennens im Himmelsraume, gerichtet haben; doch wird es Ihnen hoffentlich keine Enttäuschung bereiten, wenn ich mein Thema zwar im Geiste der Erkenntnismethode, welche man wegen ihrer frühsten und einleuchtendsten Erfolge die astronomische genannt hat, aber keineswegs mit Einschränkung auf astronomische Fragen behandle, vielmehr im weitesten Umfange, wenn auch nur in den allgemeinsten Zügen die Grenzen des Menschen überhaupt in den Kreis der Betrachtung ziehe.

Und das alles im Bereich einer Stunde! wird man sofort einwenden. Vieltausendjährige Probleme sollen in einer solchen kurzen Frist an dieser Stelle erörtert werden! O weh! Das kann ja nur sehr dunkel und orakelhaft geschehen. Wie viel schöner wäre es doch, wenn der Redner die Grenzen der Menschheit, statt sie kritisch zu erörtern, praktisch beachtet und uns blos annutende Darlegungen aus seinem eigensten Gebiete gebracht hätte.

Gewiß liegen solche Bemerkungen sehr nahe, und ich bin mir auch meines Wagnisses und des Anfluges von Wunderlichkeit, welcher demselben auf den ersten Blick anhaftet, wohl bewußt.

Es erschien mir jedoch äußerst erstrebenswert, gerade jetzt, wo Probleme jener Art die große Zahl der Denkenden auf allen Lebensgebieten so nahe angehen und auch wirklich viele derselben — und zwar vielleicht noch mehr außerhalb als innerhalb der wissenschaftlichen Welt — stark im Innersten bewegen, für das Problem der Probleme nach einer möglichst einfachen und einleuchtenden Darstellung zu suchen, welche ein wenig dazu beitragen könnte, in diesen düstern und umwölkten Zeiten die Eintracht zu fördern und Gedanken und Strebungen auf die Wieder-Erhellung des Horizontes der Menschheit hinzulenken.

Unter den vielen Anklängen, welche durch die Worte meines Themas geweckt werden, will ich an erster Stelle zwei hervorheben.

Zunächst die Erinnerung an Goethes herrliches Gedicht „Grenzen der Menschheit", in welchem das Unzureichende der Menschennatur so schön in zwei Haupttypen geschildert wird. Von dem einen heißt es dort:

Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Digitized by Google

Und von dem andern heißt es:

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Ferner ruft mein Thema die Erinnerung wach an die beiden hochbedeutsamen Vorträge von Emil Du Bois-Reymond:

„Über die Grenzen des Naturerkennens“ und

„Die sieben Welträtsel.“ —

Zu den großen Linien von Goethes dichterischen Bildern wird mich der Gedankengang zurückführen.

Was aber die beiden Vorträge: „Über die Grenzen des Naturerkennens“ und „Die sieben Welträtsel“ betrifft, so werde ich, so nahe dies mein Thema auch legt, in eine kritische Erörterung dieser tiefernsten und höchst förderlichen Darlegungen nicht eintreten.

Dazu würde weder die Zeit noch vielleicht die dialektische Kraft ausreichen. Aber der allgemeinen Tendenz jener Vorträge, nämlich der aus ihnen hervorgehenden Mahnung zur Selbstbesinnung und Selbstbescheidung, huldige auch ich von ganzem Herzen, und ihr soll auch mein heutiger Vortrag gewidmet sein, indem er verwandte Fragen noch von einer anderen Seite zu fassen und zu beantworten sucht. —

Nicht bloß auf dem Gebiete des Erkennens, sondern auch auf demjenigen des Wollens und Wirkens hat es sich bisher als eine der verhängnisvollsten Hemmungen und Einschränkungen der Menschheit erwiesen, daß die Quelle ihrer höchsten Kraftentwicklung, nämlich der Drang ins Unbegrenzte, der Trieb nach den idealsten Verallgemeinerungen zugleich die Quelle unabläßiger Verwirrungen wurde.

Es wird nicht erforderlich sein, dies näher auszuführen. Nicht bloß die neuere gewaltige Entwickelung der Naturforschung, sondern fast jede große Epoche der Kulturgeschichte, fast jeder Genius oder jeder weltbewegende Held wurde unmittelbar oder mittelbar, bald in höherem, bald in geringerem Grade der Ausgangspunkt oder Anhaltspunkt von schrankenlosen Übertreibungen, unbegrenzten Verallgemeinerungen und Maßlosigkeiten verschiedenster Art, durch welche häufig genug der Reingewinn der Menschheit aus großen Thaten erheblich vermindert, mitunter wohl ganz in Frage gestellt worden ist.

Eben in diesem Sinne heißt es vom Menschen bei Goethe:

Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Digitized by Google

Man hat nun aus jenem Sachverhalt die Folgerung ziehen wollen, daß es unweise sein würde, sich gegen die Übertreibungen zu ereifern, welche in fast allen großen und förderlichen Entwickelungsmomenten der Menschheit zur Erscheinung kommen. Es sei die Gefahr vorhanden, daß man durch eine lediglich kritische Behandlung und Verfolgung jener Übel auch der Quelle alles Großen, nämlich dem ins Ungemessene und Unendliche gerichteten idealen Streben selber, Abbruch und Verkümmerung bereite.

Gewiß sind solche Erwägungen nicht unberechtigt, denn sie können dazu dienen, auch die Kritik der Übertreibungen oder die sogenannte Reaktion — dies Wort in weitestem Sinne genommen — vor dem Unmaß zu behüten, in welches auch diese leicht verfällt.

Aber die Menschenwelt wird doch nicht darauf verzichten dürfen, auch gegenüber den von den schöpferischen Kräften und von den idealsten Strebungen in die weitesten Kreise getragenen Bewegungen die Forderungen edlen Maßes immer und immer wieder aufzustellen und immer mehr zur Anerkennung zu bringen, um dadurch in Zukunft die Verluste und Verwirrungen allmählich zu mindern, mit denen ihr bisheriger langsam aufsteigender Gang so stark belastet gewesen ist. —

Lassen Sie uns etwas näher betrachten, wie es sich insbesondere mit der Entwickelung des Naturerkennens in dieser Beziehung verhält.

Die Beschäftigung mit der Erforschung der Natur ist ursprünglich keineswegs aus der Neigung des Menschen zu idealen Verallgemeinerungen hervorgegangen. Der Trieb zu letzterer Art von Gestaltungen des Denkens fand zuerst innerhalb des religiösen und ethischen Ideenkreises reiches Genügen. Mit der Aufzeichnung, Maßbestimmung und Ergründung der Naturerscheinungen beschäftigte man sich dagegen anfangs zu wesentlich praktischen Zwecken.

Aus der geordneten Aufzeichnung von bloßen Wahrnehmungen hatte sich, zunächst in einigen Fällen, z. B. bei der Wiederkehr bestimmter Lichtgestalten des Mondes und anderer Himmelserscheinungen, durch bloße Zählung von Tagen und weiterhin durch übersichtliche Gruppierung größerer Reihen von Zählungsergebnissen, welche für das Gedächtnis aufbewahrt wurden, ein Anhalt für das Vorauswissen analogen künftigen Geschehens ergeben. Und diese Anfänge methodischen Vorauswissens waren schon sehr früh ein gefeiertes Machtmittel der politischen und sozialen Gewalten, ja vielleicht zu Anfang die sicherste Grundlage ihrer Herrschaft geworden.

Chronologie und Astrologie, Astronomie und Heilkunde erwuchsen auf diese Weise aus den einfachsten Gedankenverbindungen, welche sich zuerst nach der sogenannten statistischen oder Zählungsmethode vollzogen, zu bedeutungsvollen Geheimlehren in den Händen mächtiger Körperschaften.

Aber diese Art hierarchischen Betriebes der Natur-Erforschung und -Bemeisterung wurde allmählich auch zu einer Schranke der wissenschaftlichen Entwickelung.

Zwar vervollständigte sich durch tausendjährige geordnete Aufzeichnungen und stetige praktische Verwertungen derselben das Erfahrungsmaterial; aber in der Ein-

Digitized by Google

tönigkeit dieser geistigen Prozesse und in der Gebundenheit der Einzelnen innerhalb der streng geschlossenen Gemeinschaften scheint die Fähigkeit zu solchen kühneren Verallgemeinerungen erlahmt zu sein, aus denen allein auf dem Wege neuer Schöpfungen der Einbildungskraft umfassendere und zutreffendere Nachgestaltungen der Erscheinungen und danach gesichertere Voraussbestimmungen derselben hervorgehen.

Ein lebensvollerer Hauch kam in diese Gedankenwelt, als die griechische Kultur sich an der Hand jener ältesten Forschung und Technik reicher und reicher zu entfalten begann, als der hellenische Geist in der ganzen jugendlichen Frische der Einbildungskraft, aus welcher zunächst eine Welt der Schönheit hervorgegangen war, den Erfahrungsschätzen der ältesten Kulturwelt ganz neue Gesichtspunkte abgewann.

Die ersten Schritte tieferer Naturerklärung, die jetzt erfolgten, charakterisieren sich allerdings als wahre Schwelgereien in idealsten Verallgemeinerungen.

Ein einziger Stoff oder ein einziges Prinzip sollte der ganzen Welt als das All-Eine zu Grunde liegen, und die unendliche Fülle der Einzelheiten sollte, von diesem Letzten ausgehend, lediglich nach einfachen und strengen Gedankenverbindungen, zum Beispiel nach den bloßen Gesetzen des Zahlenreiches, abzuleiten und zu erklären sein. —

Wundervolle Ergebnisse blühten aber wirklich aus diesem kühnen Philosophieren hervor:

Die Weltharmonik, der ergreifende Gedanke, der in der weiteren Folge der Entwickelung nicht nur viele Menschenseelen erfüllen und beglücken, sondern auch der Welterforschung in entscheidenden Momenten die Fackel vorantragen sollte;

die Atomistik, ihren tiefsten Grundlagen nach in der chemischen und physikalischen Forschung der Gegenwart zu den höchsten Ehren gelangt;

sodann auf rein astronomischem Gebiete das erste bedeutsame Auftauchen der unaussprechlich kühnen Abstraktion, welche in der kopernikanischen Lehre enthalten ist;

daneben ein Reichtum an grundlegenden idealen Schöpfungen des Gedankens auf rein mathematischem Gebiete.

Aber in den weitesten Kreisen des Lebens nahm diese „Fülle der Gesichte" eine ganz andere Gestalt an.

Hier trat überwiegend die auflösende Wirkung in den Vordergrund, welche die neue Gedankenwelt auf die alte religiös-sittliche Weltanschauung ausübte.

Mochten auch Geister ersten Ranges, wie Plato, die bedeutsamsten Grundelemente jener älteren Weltanschauung aus dem unvergänglichen Drange menschlichen Idealbildens heraus neu erschaffen; mochte er auch seine allumfassende Weltseele nicht bloß mit den reinsten Wohlgefühlen einer verklärteren Sittenlehre, sondern auch mit dem Zauber der Weltharmonik umgeben und dadurch der Erkenntnissehnsucht des menschlichen Geistes kongenialer machen, auf dem Markte des geistigen Lebens überwogen doch, wie es bis jetzt fast nach allen großen

Digitized by Google

und schnellen Erweiterungen des menschlichen Horizontes geschehen ist, zunächst die trübenden Elemente, nämlich die Sophisten und Skeptiker.

Ist es doch der Menge bisher stets als ein Zeichen besonders starken Geistes erschienen, wenn man kühne Schlußfolgerungen, die den Männern ersten Ranges auf wohlbegrenztem Gebiete denkwürdige Ergebnisse geliefert haben, nachher ohne weiteres aufs radikalste und schrankenloseste verallgemeinert.

Wenn nun auch die gesellschaftlich und politisch auflösenden Wirkungen des Treibens der Sophisten und Skeptiker nicht ohne wohlthätige Folgen für die Welt geblieben sind, indem diese Auflösungen dazu beitrugen, auch die echten und edlen Früchte hellenischer Geistesarbeit weiter und schneller unter den Völkern zu verbreiten, so ist dies doch nur ein schwacher Trost beim Anblick der Übel, durch welche sophistisches und skeptisches Unmaß den unmittelbaren Gewinn so stark verkümmerte, den die Menschheit aus den Großthaten des Denkens und Gestaltens jenes merkwürdigen Weltalters empfangen konnte.

Welch' herrlicher Segen in diesen Thaten enthalten war, das wurde noch kurz vor dem Ende der alten Welt offenbar, als sich unter den besten der römischen Kaiser, getragen von dem geordnetsten, sittlich ernsten römischen Wesen, um das 2. Jahrhundert nach Christo eine hohe Blütezeit hellenischen Forschens und Wissens im Bunde mit weihevollster Durchbildung der menschlichen Persönlichkeit entfaltete, allerdings schon umflort von dem wehmütigen Vorgefühl des Kampfes und des Endes, mit welchem diese Kultur durch neue, unaufhaltsam emporbringende Elemente der Menschenwelt bedroht erschien.

Seit jenen ergreifenden Zeiten bis zur Gegenwart haben sich nun Entwickelungen vollzogen, bei denen auch wieder in ähnlichem Sinne die Grenzen der Menschennatur hervorgetreten sind, indem vorübergehend gerade aus dem Hohen und Segensvollen sich manche der schwersten Übel entwickelten.

Betrachten wir von allen diesen Entwickelungen etwas eingehender diejenige, welche uns am nächsten liegt, nämlich die Entwickelung, aus welcher der gegenwärtige Stand des Naturerkennens hervorgegangen ist.

In der langen Zeit, in welcher die Laienwelt in Europa fast gänzlich unter der Vormundschaft der Kirche stand, waren es die Araber und die Juden, welche die Naturforschung der großen griechischen Zeit als eifrige Jünger derselben, fortführten; jedoch blieb in dieser Übergangszeit, trotz vieler feinsinnigen und geistreichen Leistungen, der so eben geschilderte idealische und schöpferische Zug der alten Meister ohne Nachfolge.

Die christliche Kirche selber dachte nicht daran, etwa in ähnlicher Weise, wie es die uralten Priesterschaften gethan, systematische Naturbeobachtung zu pflegen und durch fortschreitendes Verständnis und vorauswissende Bemeisterung natürlichen Geschehens noch stärkere Macht über die Seelen der Menschen zu erwerben. Ihre Macht über die Seelen war tiefer und fester begründet; denn es gelang ihr besser, das Leben von den Schatten des Todes zu befreien, und für die meisten Menschen ist der Tod die größte Angelegenheit des Lebens.

Digitized by Google

Nur in einigen kritischen Zeitpunkten bemühte sich die Kirche eifrig und erfolgreich um die Förderung der Naturbeobachtung und der Vorausbestimmung der Erscheinungen, nämlich das erste Mal, als ihr Festkalender infolge mangelhafter astronomischer Grundlagen in Verwirrung geriet, das andere Mal, als insbesondere die Vorfechter der ecclesia militans, die Jesuiten, in den fremden Erdteilen großartige Bekehrungs- und Organisations-Erfolge errangen, durch welche der urchristliche Drang nach der universellen Bekehrung der Menschenwelt, der die Kirchenväter einst zur Verwerfung der Lehre von der Kugelgestalt der Erde und der Existenz von Antipoden geführt hatte, einen großen Aufschwung nahm. Jetzt handelte es sich auch für die Kirche darum, die Schiffahrt zu den nun wirklich nachgewiesenen Antipoden durch Förderung der Astronomie immer sicherer zu gestalten. Und dies geschah in der That, ganz abgesehen von der höheren Belebung, mit welcher überhaupt der im Christentum erwachte Menschheits-Gedanke jenes große Streben durchdrang, in einem wichtigen Zeitpunkte mit eingreifender Klugheit zu Gunsten der Forschungen Keplers, während allerdings fast um dieselbe Zeit durch die brutale Hand der Inquisition die Schwingen des eben so hohen Genius Galilei gelähmt wurden.

Fälle vereinzelten förderlichen Eingreifens der Kirche werden auch in der wissenschaftlichen Entwickelung der Heilkunst vorliegen; aber auch auf diesem Gebiete haben systematische Bethätigungen solcher umfassenden Art, wie sie aus uralter Zeit von hierarchischen Institutionen bekannt sind, seitens der Kirche nicht stattgefunden. Selbstverständlich sind die von ihr stets gepflegten Werke der Barmherzigkeit in vielen Fällen auch der ärztlichen Forschung zu gute gekommen, während andererseits im Mittelalter der unduldsame Kampf kirchlicher Parteien gegen die arabischen und jüdischen Ärzte die Forschung geschädigt hat.

Die europäische Laienwelt, die also offenbar einer festen Führung seitens der Kirche auf dem Gebiete der Natur-Erforschung gänzlich entbehrte, geriet dann in jener Zeit der Unmündigkeit auf die wunderlichsten Abwege.

Macht über die Natur strebte man leidenschaftlich zu gewinnen, teils zur Erwerbung inneren Frohgefühls, teils im Hinblick auf Reichtum und sinnlichen Genuß. Und zwar erstrebte man dies nicht sowohl auf dem Wege stetiger Arbeit als vielmehr nach Art des Glücksspiels, nötigenfalls durch Hingabe an die Dämonen, deren Existenz die Kirche nicht bestritt, deren Eingreifen in den natürlichen Verlauf der Dinge sie zwar mehrfach in Abrede nahm, aber schließlich doch zu unsäglichem Elend der Menschen für möglich erklärte.

Auf die letzten und fernsten Ziele der Erkenntnis richtete man in heißer Ungeduld den begehrlichen Blick, wie es Fausts Monolog so eindrucksvoll ausspricht mit den Worten:

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und thu' nicht mehr in Worten kramen."

Solches Anstürmen gegen die Schranken der Menschheit konnte sich auch bei dem Bekanntwerden mit den großen spekulativen Gedanken der griechischen Welt-

Digitized by Google

betrachtung nicht sofort beruhigen. Was konnte dieser überhitzten Sehnsucht die Weltharmonik oder die Atomistik der griechischen Philosophen bieten, von welcher der Weg bis zur Beherrschung der Erscheinung noch so unsäglich weit und nach Faustischer Anschauungsweise so grau und dürr war; denn er führt nur durch die strengen Gebilde des Zahlen- und Formen-Reiches, nur durch Messung und Rechnung hindurch zum Lichte, nur durch Regionen des Denkens, deren letzte Tiefen dem Faust Goethes als das Reich der Mütter grauenhaft erhaben erscheinen, deren machtvolle Bedeutung für das Wiedererwachen der antiken Welt gleichwohl von Goethe in wunderbarer, ahnungsvoller Weise berührt wird.

Erquickend ist es nun, zu sehen, wie trotz alledem das Wiedererscheinen der griechischen Geistes-Kultur über dem Horizonte der europäischen Menschheit in der Zeit des Humanismus und der sogenannten Renaissance so klärend und beruhigend wirkte.

Zwar der scheußliche Dämon des Wahnglaubens an Zauberei feierte seine entsetzlichsten Orgien unter der Masse der Menschen noch während der Dämmerung dieses holden neuen Morgens europäischer Kultur; aber wenigstens in der wissenschaftlichen Welt begann sehr bald eine Tageshelle einzuziehen, die allmählich auch dem tollen Spuk der Zauberei ein Ende machte, leider, wie es scheint, noch nicht für immer; denn die Gegenwart ist ja Zeuge eines neuen Auftauchens des Dämonenwesens geworden, wovon ich weiterhin, als von einem Markſteine der Grenzen der Menschheit, noch zu reden haben werde.

Entscheidend für die schnelle und intensive Verbreitung jener Tageshelle in einer Geisteswelt, die von so starken Trübungen erfüllt gewesen war, ist neben der unvergleichlich befreienden Wirkung, welche in jenen Tagen die der Wissenschaft voraneilende Blüte der Kunst ausübte, gerade das Wieder-Erstehen der Schriften Platos gewesen.

Die kühnen naturphilosophischen Verallgemeinerungen der Heroenzeit griechischer Naturbetrachtung, von denen ich einige als die hypothetischen Grundlagen höchst erfolgreicher Natur-Erklärungen bereits hervorgehoben habe, waren in Platos Schriften in einer Form dargestellt worden, welche zwar allen mathematisch-experimentellen Forschern von der strengen Observanz in hohem Grade mißfällt, aber auf ein Zeitalter, welches mit sehnsüchtigen Phantasmen im Gebiete der Natur-Erforschung so erfüllt war, wie das späte Mittelalter, gerade durch ihre sympathisch-gestimmten Abklänge ins Unendliche und Allumfassende zugleich beseligende und reinigende Wirkungen ausübte.

Sowohl Plato als Aristoteles hatten aber zur Prüfung jener Hypothesen auch auf den Weg ausdauernder und sorgfältiger Messungen und Rechnungen hingewiesen, und diese vereinten Mahnungen, welche schon in der vorhin erwähnten letzten Blütezeit griechischer Geisteskultur im zweiten Jahrhundert nach Christo zu bedeutenden Erfolgen geführt und später die arabische Forschungsthätigkeit belebt hatten, bildeten nun einen mächtigen Anreiz zu stetiger und folgerichtiger Forscher-Arbeit, welcher während des Mittelalters ganz gefehlt hatte.

Digitized by Google

Sehr bald wurden damit glänzende Erfolge erzielt und nach wenig mehr als drei Jahrhunderten die materiellen Grenzen des Naturerkennens durch höchst bedeutsame Verschärfungen und Bereicherungen der Sinneswahrnehmung weit weit hinausgerückt, während gleichzeitig innerhalb dieser erweiterten Grenzen der Wahrnehmung die Sicherheit des Verständnisses des Erscheinungs-Verlaufes in der immer genaueren und vollständigeren Voraussbestimmung oder in der künstlichen Hervorrufung der Erscheinungen von Jahr zu Jahr größere Triumphe feierte, denen kein wesentlicher Abbruch dadurch geschieht, daß es daneben noch viele dunkle und der Bemeisterung noch gänzlich widerstrebende Gebiete giebt.

Den großen Erfolgen der Natur-Erforschung fehlte auch das Geleit der Sophisten und Skeptiker nicht. Die verwirrenden und auflösenden Wirkungen, die aus der Bethätigung ihres Unmaßes wiederum hervorgingen, hatten mehr als einen Rückschlag zur Folge, wobei sich nicht nur die hierarchischen Mächte, sondern auch die leitenden Mächte der bürgerlichen Wohlordnung mitunter ebenfalls zu maßlosem Thun, nämlich zu Verkümmerungen der Freiheit der Lehre der Wissenschaft, des alleinigen gründlichen Heilmittels gegen Sophisma und Skepsis, hinreißen ließen.

In allen diesen Konflikten und Krisen trat es auch immer deutlicher hervor, daß die Schuld derselben nicht allein in der in Goethes Grenzen der Menschheit geschilderten Haltlosigkeit des einen, in verallgemeinender Überhebung schwelgenden Typus der Menschennatur, sondern auch in der Unzulänglichkeit des in dem zweiten Bilde daselbst geschilderten Typus liegt:

Steht er mit festen, markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Hiermit ist eben nicht bloß die abgeneigte Verständnislosigkeit getroffen, welche die vielen am Begrenzten und Gewohnten festhaltenden Menschen dem Bedürfnis vieler anderen nach idealischer Ausbreitung und Entwickelung des Denkens und Wirkens zufolge der Strebenden entgegensetzen, sondern zugleich die Unzulänglichkeit selbst der Geister ersten Ranges, welche Bedingtheit der Menschennatur in ihren eigensten und tiefsten Gebieten des Denkens gewissermaßen festwurzeln und nur zu selten das Bedürfnis und die Gabe haben, zugleich in der erforderlichen Stärke und Ausbreitung eine unmittelbare Wirksamkeit klärender und festigender Art auf die Mitlebenden zu üben. Auch sie reichen trotz ihrer einzelnen Größe, wenn dieselbe an dem Ganzen der Menschheit, dem großen Gesamt-Individuum, gemessen wird, nicht auf, um „mit der Eiche oder der Rebe sich zu vergleichen."

Und in letzterer Betrachtung besonders dürfte auch für die Geister ersten Ranges eine Mahnung erhalten sein, mit ihren heroischen Kräften aufs äußerste an der Überwindung jener Schranken zu arbeiten, wie es mit hohem Pflichtgefühl Alexander von Humboldt gethan, und wie es jetzt auch immer häufiger aus den

Digitized by Google

Kreisen der strengsten Fachgelehrten heraus zu geschehen beginnt, nämlich auch unmittelbar aus ihrer Fülle zur Klärung und Ordnung allgemeinen menschlichen Denkens und Thuns beizutragen und dadurch eine einschränkende und mäßigende Wirkung auf die weniger Berufenen unter den Vermittlern zwischen den Höhen des Denkens und der großen Zahl der Menschen zu üben. —

Was die in den letzten drei Jahrhunderten gelungenen großen Erweiterungen der materiellen Grenzen des Naturerkennens, nämlich der Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung betrifft, so ist es einleuchtend, daß man sich hüten muß, über diese Grenzen in irgend einem Moment eine Festsetzung treffen zu wollen. Schon im nächsten Momente kann auf irgend welchem Gebiete der Forschung durch neue Hilfsmittel völlig Ungeahntes, weit über die bisherigen Grenzen der verschärftesten Wahrnehmung und selbst über die bisherigen Arten der Vermittelung der Wahrnehmbarkeit für die Sinne Hinausliegendes gefunden werden.

Wie entsagungsvoll standen z. B. die Astronomen bis jetzt den Bewegungs-Erscheinungen in den allerfernsten Himmelsräumen gegenüber, wo sich ganze Weltensysteme in äußerst kleine leuchtende Flächen für uns zusammendrängen, so daß vielleicht Tausende von Jahren hätten vergehen müssen, ehe man in den kleinsten Veränderungen der scheinbaren Konfigurationen mit Sicherheit Bewegungen wahrgenommen hätte, selbst wenn dieselben unter der Wirkung gewaltiger Kräfte mit enormen Geschwindigkeiten vor sich gegangen wären. Da ergab auf einmal die Spektral-Analyse eine völlig neue Art von Maßbestimmungen für die Bewegungen leuchtender Körper nach uns hin oder von uns hinweg, eine Art von Messung, welche — wenigstens der Theorie nach, und die Praxis wird diese Theorie sicherlich aufs vollkommenste zu verwirklichen suchen — derartige Bewegungen auch in den allergrößten Entfernungen von uns ebenso wie im nahen Himmelsraume in derselben Weise im Augenblick zu erkennen erlaubt. Es läßt sich gar noch nicht ausdenken, wie groß dieser Gewinn in der Erweiterung und Bereicherung unserer Wahrnehmungen werden kann. Fast zu gleicher Zeit erwies es sich als möglich, auf photographischen Platten, obwohl die lichtempfindlichsten derselben auch nicht entfernt mit der Lichtempfindlichkeit der Netzhaut unseres Auges vergleichbar sind, durch stundenlange Konzentration einer und derselben Lichtwirkung auf ein sehr kleines Flächenteilchen der Platte Bilder von äußerst lichtschwachen Himmels-Objekten hervorzurufen, wie sie noch nie ein Auge im lichtstärksten Fernrohr erblickt hat, weil ähnliche Dauerwirkungen in unserem beweglichen Auge auch nicht entfernt erzielbar sind.

Und dieses neue Mittel, das Fernste oder Kleinste erkennbar zu machen, tritt überdies in eine höchst produktive Verbindung mit dem vorher erwähnten Mittel, Geschwindigkeiten von äußerst fernen Bewegungen in einem ruhenden Bilde in jedem Moment sichtbar zu machen, während dieselben sonst erst durch tausendjährige Winkel-Messungen erkennbar geworden wären.

Trotz aller solchen Möglichkeiten beliebiger Erweiterung der Grenzen sinnlicher Wahrnehmung kann man aber nicht annehmen, daß auch die verschärfteste, ausgedehnteste und anhaltendste menschliche Sinneswahrnehmung jemals das Ganze

Digitized by Google

der Welt umfassen wird. Insbesondere wird dies erst in unendlich ferner Zeit, d. h. niemals, stattfinden, wenn die Annahme zutrifft, daß die Welt selber von unendlicher Größe ist.

Wesentlich anders scheint es auf den ersten Blick mit der Frage nach den Grenzen des Natur-Erkennens zu stehen, wenn man darunter, wie es dem Sinne des Wortes „Erkennen" entspricht, die Grenzen der Erklärung und Bemeisterung der Natur-Erscheinungen versteht.

Es könnte scheinen, als ob man, um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, mit anderen Worten, um bis zu der letzten Ursache alles Entstehens und Werdens, aller Veränderung und alles Vergehens zu dringen und so zu sagen durch Auffindung ihrer Formel den Schlüssel der ganzen Welterscheinung zu erfassen, keiner absoluten Vollständigkeit der Wahrnehmungen bedürfe; denn es könnte sich vielleicht aus dem Befunde alles deutlich Wahrgenommenen und Erkannten mit höchster Wahrscheinlichkeit erweisen lassen, daß alles noch nicht Wahrgenommene nur eine bedingte Wiederholung des bereits Bekannten sein könne und sonach in der Grundformel oder letzten absoluten Erklärung mit enthalten sei.

Was aber die Auffindung eines solchen Letzten oder Absoluten betrifft, so läßt die Geschichte der Forschungs-Entwickelung in dieser Beziehung folgendes erkennen:

Fast alle von bedeutenden Geistern auf ein solches Absolute gerichteten Denk-Arbeiten sind nach vielen Seiten hin förderlich gewesen; denn jeder, auch nur in formaler Folgerichtigkeit durchgeführte Versuch der Aufstellung einer möglichst einfachen Erklärung für große Gruppen von Erscheinungen bereichert und klärt das Verständnis der Außenwelt, zumal wenn er mit einer stetigen und vollständigen Ableitung sehr vieler Einzelheiten aus einer letzten und einfachsten Hypothese und mit einer sorgfältigen Prüfung dieser Ableitungen an den Erscheinungen selber verbunden ist. Aber bei ehrlicher Besinnung, die nicht „mit Worten kramen" mag, hat man stets gefunden, daß das sogenannte Absolute nichts Anderes war als eine mehr oder minder sinnreich erdachte General-Hypothese, deren Wert sich nach dem Grade ihrer Leistungsfähigkeit im Sinne einheitlicher und stetiger Darstellung zahlreicher Erscheinungen bestimmte, die aber, weit entfernt, das Letzte zu sein, für die schärfste Kritik noch auf einer Unzahl von stillschweigenden Voraussetzungen der verwickeltsten und beweislosesten Art beruhte.

Es frommt der Seele nicht, die allerletzten Fragen, bei denen uns jeder erfahrungsmäßige Anhalt oder jede Führung seitens des gesetzmäßig aufbauenden mathematischen Denkens verläßt, so weit zu verfolgen, daß im Bewußtsein die gewohnten festen Umrisse des Weltbildes zu schwinden beginnen und die Öde der Unendlichkeiten der Zeit und des Raumes uns entgegenstarrt.

Auf solche allerletzte Fragen antwortet die Seele des Menschen nur dadurch, daß sie jene dunklen Fernen und die ganze, niemals bis auf das Letzte zu ergründende Welt der sogenannten Kräfte und Gesetze mit einer völlig anderen, den tiefsten, innigsten und erhabensten Empfindungen des Menschen verwandten

Digitized by Google

Idealwelt gewissermaßen durchdringt, welche mit jener sogenannten realen Welt nur die Menschenseele hienieden gemeinsam hat.

Nur die Gesetze der Seele gelten in beiden zugleich, im übrigen sind beide Welten von einander völlig unabhängig. In der Welt der Kräfte kämpft und arbeitet die Seele, um dieselbe immer mehr zu verstehen und zu bemeistern, vielleicht dereinst nach ihren eigenen höheren Zielen zu lenken. In der andern, der Idealwelt, ruht die Seele von ihrer Arbeit. Zu ihren größten Freuden aber gehört es, während des Verlaufes der allmählichen wissenschaftlichen Ergründung und Bemeisterung der Welt der Kräfte, mit den Mitteln dieser Welt Idealgebilde — nicht erschöpfend genug als das Schöne bezeichnet — zu verwirklichen und in diese Welt zum Wahrzeichen der vergeistigenden Mission des Menschen hinzustellen.

So etwa könnte man sich in einer Art von Vision oder General-Hypothese den Kern der Auffassung denken, welche die Menschheit als Ganzes mehr und mehr begonnen hat, von den großen Problemen ihrer Weltstellung sich zu bilden. —

Schöner und vollständiger ist wohl das ganze Bild des Menschen bis jetzt nicht hingestellt worden als in Goethes Faust.

Auch die ganze von mir nur in den knappsten Umrissen dargelegte Entwickelung des Natur-Erkennens aus dem Mittelalter heraus durch die humanistische Zeit bis zur neueren Blütezeit wird uns dort in den allgemeinsten und zugleich ergreifendsten Zügen vorgeführt.

Von dem Ansturm gegen die Grenzen der Menschheit, von der Sehnsucht nach dem zu ergründenden Letzten in der Welt der Kräfte hebt die Dichtung an, um schließlich den kraftvollen, hochstrebenden Menschen durch eine Fülle der Erlebnisse hindurch, welche beinahe die gesamte Menschheit und ihre Kultur-Entwickelung als Ganzes darstellen, zu der Selbstbescheidung zu führen, daß es das Höchste des strebenden Menschen sei, zu der langsamen Bemeisterung der Welt der Kräfte im Dienste menschlicher Wohlfahrt und im Glauben an eine solche Mission der Menschheit durch kühne und ernste Arbeit innerhalb begrenzter Aufgaben beizutragen und sich dabei an ahnungsvollem Vorgefühl dessen zu laben, was in der Fülle der Zeiten aus dieser Gesamtarbeit, in welche man seine Person mit einsetzt, emporwachsen kann.

In ganz verwandter Weise läßt Goethe auch die hochstrebende Unruhe Wilhelm Meisters ausklingen, und Schiller preist neben der Freundschaft als das Höchste des Lebens

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Hält der Naturforscher in solcher Selbstbescheidung sich ebenfalls von Illusion und Unmaß fern, bedrängt er die Menschheit nicht mit absoluten Folgerungen aus seinen höchst fragmentarischen und logisch fragwürdigen, wenn auch noch so

Digitized by Google

staunenswerten und nützlichen Ergebnissen, dann darf er andrerseits auch verlangen, daß ihm nicht der Zugang zu irgend einem Forschungsgebiet erschwert werde. Dies gilt auch besonders von den Erscheinungen des Seelenlebens.

Zwar ist es völlig einleuchtend, daß man, um das Bewußtsein, überhaupt die Erscheinungen des Seelenlebens, in die naturwissenschaftlichen Erklärungs-Systeme, nämlich in die Deutungen durch Konfigurationen der Atome, durch Masse, Bewegung, Kraft und Arbeit einzuordnen und somit im Sinne der Berechenbarkeit verständlich zu machen, besten Falles eine völlig neue General-Hypothese, vielleicht sogar mehrere von einander unabhängige, an sich unbewiesene und wohl stets unbeweisbare Voraussetzungen einzuführen haben würde. Man hätte dazu etwa den letzten Stoffteilchen oder gewissen Gruppierungen derselben Eigenschaften zuzuschreiben, die an sich zwar völlig rätselhafte und willkürlich erdachte wären, deren Annahme aber doch den unermeßlichen Gewinn bieten könnte, daß alle oder sehr viele Einzelheiten der Erscheinungen daraus durch stetige gesetzmäßige Gedankenverbindungen abgeleitet, also im naturwissenschaftlichen Sinne als erkannt und praktisch bemeistert angesehen werden könnten, gerade so wie die Bewegungen der Himmelskörper als erkannt angesehen werden, nachdem es gelungen ist, ihren Verlauf durch Messung und Rechnung für Vergangenheit und Zukunft aus der Annahme einer an sich völlig rätselhaften und geheimnisvollen Eigenschaft der Massenteile, nämlich ihrer gegenseitigen Anziehung nach einem bestimmten Gesetz, abzuleiten.

Emil du Bois-Reymond erweist in seinem Vortrag über die sieben Welträtsel noch an mehreren anderen Beispielen, wie unsere ganze Naturwissenschaft zunächst nicht mehr erreichen kann und will, wie groß aber auf vielen Gebieten auch noch bis zur Erreichung solcher Ziele die Schwierigkeiten sind.

Und sein Vortrag über die Grenzen des Naturerkennens hebt insbesondere die großen Schwierigkeiten und Bedenken hervor, welche selbst auf den Wegen zu solchen begrenzten Zielen hinsichtlich der naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Bewußtseins-Phänomene obwalten, wobei zugleich der philosophisch unfertige und unbefriedigende Charakter einer rein naturwissenschaftlichen Lösung dieses Problems, d. h. einer praktischen, zurück- und vorausblickenden Bemeisterung des Verlaufes der Erscheinungen hervorgehoben wird.

Natürlich wird aber von ihm in vollem Maße anerkannt, und es kann dies nicht nachdrücklich genug ausgesprochen werden, daß jene philosophische Unbefriedigung den Naturforscher von der Arbeit an einem so eingreifend wichtigen Problem der Menschheit am wenigsten abhalten darf; denn gerade gegenüber dem Seelen-Leben, dem gesunden und dem kranken, ist es so wichtig, unser systematisches Verständnis und unsere Voraussicht für das Einzelne zu stärken und uns dadurch in Förderung, Linderung und Heilung gegenseitig immer hülfreicher zu erweisen.

Nur dem Sophismus und der Skepsis soll der Boden entzogen werden, auf welchem sie aus den kümmerlichsten Anfängen der Gehirn-Erforschung bereits sittliche Verneinungen niederdrückenden Inhalts und schnöder, übermütiger Form abzuleiten beflissen waren, oder auf welchem man andererseits in ebenso ver-

Digitized by Google

wirrender Weise durch ebenso illusionsreiche philosophische Erörternngen über die Unwirklichkeit unserer Raum- und Zeit-Vorstellungen sogar innerhalb der Pädagogik sich nicht scheut, die Gesundheit, Freudigkeit und Sicherheit des Fortschreitens der Menschheit zur zweifellosen und hochbeglückenden Erwerbung einer gesetzmäßigen Herrschaft über die Sinneswelt zu bekriteln und zu lähmen.

Ein wunderliches Sophisma, das ich bereits bei Gelegenheit des mittelalterlichen Dämonenglaubens zu erwähnen hatte, war in letzter Zeit selbst in naturwissenschaftliche Kreise und zwar sogar im Gewande mathematischer Anschauungen eingedrungen, nämlich ein neuer Dämonenglaube, ein Versuch, die Idealwelt der Seelen, und zwar den in derselben bestehenden sehnsuchtsvollen Zusammenhang mit den aus der äußeren Erscheinungswelt geschiedenen Seelen, in dieser letzteren Erscheinungswelt auch für die sinnliche Wahrnehmung zu verwirklichen.

Naturwissenschaft und Unsterblichkeitsglaube sollten zugleich durch diese Veranstaltungen versöhnt werden. Absichtliche schnöde Täuschung und hallucinatorischer Enthusiasmus schmerzlich überreizter Einbildungskraft reichten sich hierbei die Hände.

Ein Blick in die Geschichte menschlicher Irrungen zeigt, daß wir in diesen Vorgängen nur uralte Symptome einer und derselben Not der Menschen vor uns haben.

Die Gefahr einer Verwischung der Grenzen zwischen der Idealwelt und der Sinneswelt gehört eben mit zu den Grenzen der Menschheit, und die Sehnsucht nach der Ewigkeit der Seele hat von jeher hierbei eine wichtige Bedeutung gehabt.

Sehr wohlthätig ist es in dieser Hinsicht, näher zu betrachten, wie diese Seite des Menschenwesens in Goethes Faust behandelt wird.

Bei Goethe und in der mit ihm einst so eng verbundenen Seele Herders stand der Unsterblichkeitsgedanke durchaus im Hintergrunde des Denkens und Gestaltens. Es giebt einen Grad der Gesundheit und Intensität des Seelenlebens, bei welchem so zu sagen die frohe Selbstgewißheit einer gesteigerten Form der Existenz, verbunden mit der Seligkeit des gesetzmäßigen Erkennens und nun gar des schöpferischen Idealbildens im Sinne der Kunst, jedes Hangen und Bangen in betreff der Zukunft ausschließt.

Dem entspricht Fausts ganze, so zu sagen, keusche Stellung zu diesen sonst innerhalb der Poesie so leidenschaftlich gepflogenen Erörterungen. Aber in dem letzten Augenblick, in welchem sich das Auge seiner Seele für die Welt der Sinne geschlossen hat, entfaltet sich um ihn in seligen Harmonieen eine von allen Trübungen gereinigte Idealwelt.

Noch eine Schlußbetrachtung gestatten Sie mir an meine bisherigen Darlegungen anzuknüpfen. Sie betrifft das Zusammenwirken der Menschen überhaupt, welches gerade in Betracht der Grenzen des Einzelnen und der Grenzen der Gesamtheit von so entscheidender Bedeutung auch im Sinne der Ausgleichung menschlicher Irrungen ist.

Digitized by Google

Kann denn bei voller Überlegung jedes Einzelnen überhaupt noch von einem andern Kampf um's Dasein als von einem Wettkampf der Arbeit die Rede sein innerhalb einer Gemeinschaft, in welcher die Leistungsfähigkeit und das Wohl eines jeden eigentlich solidarisch mit der Leistungsfähigkeit und dem Wohl aller andern verbunden ist?

Daß diese Überlegung zugleich mit so manchen andern von der Menschheit längst erworbenen Zügen sittlichen Adels noch nicht gehörig zur Geltung kommt, wird zunächst dadurch verschuldet, daß man in leitenden Kreisen noch immer glaubt, die Gesetze der Sittlichkeit und des Zusammenlebens nicht auf die so vollkommen sichere Grundlage des zweifellos Gemeinsamen und Naturgesetzlichen im Menschenwesen begründen zu dürfen, sondern wesentlich an solche Vorstellungsgebiete anschließen zu müssen, welche innerhalb engerer Gemeinschaften am innigsten verbinden und am unmittelbarsten befriedigen. Nun ist es aber eine Folge der Schranken der Menschennatur, daß nicht bloß die Einzelnen, sondern gerade ganze Fachgemeinschaften, Stammesgemeinschaften, Staatsgemeinschaften und nun gar Glaubensgemeinschaften zur Überschätzung der eigenen und zur Unterschätzung der Bedeutung der anderen hinneigen. Hiermit steht es auch in Verbindung, daß in derartigen Gemeinschaften sich Gesamtanschauungen zu bilden pflegen, welche nicht unbedingt der aus dem Zusammenwirken vieler Menschen hervorgehenden Wohlthaten der Ausgleichung unvermeidlicher Irrungen teilhaftig werden, sondern in der Regel infolge der Gemeinsamkeit gewisser Lebens- und Arbeitsbedingungen oder gewisser natürlicher Anlagen mit einem zuweilen recht erheblichen, gemeinsamen Irrtum behaftet sind. — Und leider wird dann der egoistische Charakter solcher Irrtümer den meisten Gliedern solcher Gemeinschaften durch die an sich so edle Erwärmung für das Heil der engeren Gemeinschaft gänzlich verhüllt.

Bei gewissen Entscheidungen umfassender Gemeinschaften, wie des Staates, wird alles dies auch von bedeutenden Staatsmännern bereits gebührend beachtet.

Man hält natürlich daran fest, daß der Kaufmann und der Gewerbetreibende, der Landwirt, der Fachgelehrte und der Fachtechniker, der Jurist, der Lehrer, der Geistliche und der Soldat das maßgebende Urteil in allen denjenigen Einzelheiten der öffentlichen Angelegenheiten haben, welche ausschließlich in ihr Fach einschlagen, aber man ist sich deutlich bewußt geworden, daß es eine Gefahr für das öffentliche Wohl sein würde, wenn in den gemeinsamen Angelegenheiten aller bei wichtigen Entscheidungen das Urteil eines bestimmten Fachkreises, selbst bei Fragen, die denselben am Nächsten angehen, überwiegend oder allein zur Geltung gelangte, denn der spezifische Irrtum oder die spezifische Übertreibung der allgemeinen Urteile jeder solchen Gemeinschaft bedarf der Ausgleichung durch die voraussichtlich nicht nach derselben Seite irrenden Urteile anderer Gemeinschaften oder durch den genialen Blick eines einzigen umfassenden Geistes. In solchem Sinne wird in Zukunft das Zusammenwirken der verschiedenen Nationen, der verschiedenen Kulturen, der verschiedenen Sprach- und Litteratur-Gebiete unter der segensvollen Aegide großer Menschen von höchster Bedeutung sein für die Hervorbildung möglichst

Digitized by Google

zutreffender und irrtumsfreier Gesamtanschauungen der Menschheit über das wirklich Gemeinsame und Notwendige.

Bei der großen Wichtigkeit der Sprache für die Eigentümlichkeiten der Begriffs- und Ideen-Entwickelung gilt dies besonders von dem unabhängigen Zusammenwirken der verschiedenen Sprach- und Litteratur-Gebiete. Es wird danach im Interesse der höchsten Aufgaben menschlichen Zusammenwirkens liegen, daß gerade diese Vielartigkeit vor den sonst so berechtigten Unifikations-Bestrebungen thunlichst bewahrt werde.

Dies wird um so mehr gelingen, je früher man sich entschließt, für das wirklich Gemeinsame und von den Verschiedenheiten der Sprachen nicht wesentlich Abhängige des Verkehrs und der Gesamtaufgaben der Menschen ein bloßes geläufiges Verständigungs-Mittel in einer allgemeinen Welt- und Verkehrs-Sprache von bequemster Struktur und Schreibart in engem Anschluß an den bereits vorhandenen Kern des großen, gemeinsamen Schatzes der griechisch-lateinischen und wissenschaftlich-technischen Bezeichnungen zu schaffen. Eine solche wird die lebendigen, auf dem Boden der Volksseelen gewachsenen Sprachen nicht nur nicht verdrängen, sondern große Summen von Kräften, welche jetzt bei der Erlernung vieler Sprachen für bloße Verkehrszwecke konsumiert werden, für die tiefere Erfassung der Volks-Sprachen und Litteraturen und für andere gute Dinge frei machen.

Es wäre deshalb zu bedauern, wenn die gegenwärtig schon im Gange befindlichen Versuche der Erprobung einer universellen Verkehrssprache sich auch wieder durch enthusiastisches Unmaß in Gestalt übertriebener Verallgemeinerungen ihrer Ziele einer ruhigeren und tieferen Betrachtung gegenüber für längere oder kürzere Zeit diskreditieren sollten.

Von den gemeinsamen Angelegenheiten der Menschen zu reden, konnte der jetzige Zeitpunkt auf den ersten Blick ungeeignet erscheinen, denn infolge unumgänglicher, an sich gesunder und in vielen Beziehungen heilsamer Entwickelungen befinden wir uns gegenwärtig, wie es scheint, sowohl nach den äußeren Beziehungen als nach den Gesinnungen vieler, von einer ruhigen gegenseitigen Würdigung der verschiedenen Nationen, sowie der verschiedenen Parteien, Bevölkerungs-Schichten und sonstigen engeren Gemeinschaften *innerhalb* der verschiedenen Staaten außerordentlich weit entfernt.

Eine tiefere Betrachtung wird indessen in diesem Stande der Dinge auch manch' hoffnungsvolle Zeichen entdecken.

Umfassendere Blicke in die Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts können jedenfalls zur Heilung von Spannungen jener Art ein Scherflein beitragen, vielleicht mehr als diejenigen ahnen, welche mitten in der Aktion stehen.

Vor allem aber möge die Milde, welche aus solchen Betrachtungen in unsere Herzen fließt, uns gründlich allen denjenigen entfremden, welche dem Unmaße gegenseitiger Verhetzung ganzer Nationen oder ganzer Gemeinschaften innerhalb der Nationen fröhnen.

Digitized by Google

Lord Ampthill.

Wer heutzutage in die Spalten der großen politischen Blätter blickt, wer alle die zahllosen Telegramme und Originalberichte liest, der glaubt gewiß ein gut Teil von alle dem zu erfahren, was in der diplomatischen Welt vorgeht; und doch, wie wenig lernt er dasjenige kennen, was sich wirklich zuträgt! Nur in den seltensten Fällen liegt es in dem Interesse einer Regierung, daß die große Welt wissen soll, wie die Beziehungen der Staaten zu einander sind, welche Fragen diskutiert werden, welche Differenzen vorliegen. Deshalb behandelt man diese Dinge in Depeschen oder Briefen, die später in den Archiven des auswärtigen Ministeriums, jedem profanen Auge entzogen, vergraben liegen; lediglich die vollzogene Thatsache wird bekannt gegeben, und wenige ahnen nur, welche unendliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, bis das anscheinend so einfache Resultat erreicht wurde. Diejenigen aber, auf denen die Bürde der Verhandlungen lastet, von deren Kenntnis der Verhältnisse und Personen alles abhängt, die unendliche Mühe und großen Takt besitzen müssen, die Gesandten nämlich, ernten nicht in der Anerkennung des Volkes den Lohn ihrer vielleicht für das Wohl des ganzen Landes segensreichen Thätigkeit. Der Staat giebt ihnen die höchste gesellschaftliche Stellung, bezahlt ihre Dienste anscheinend verschwenderisch, und damit haben sie sich zu begnügen. Es ist daher nur eine Pflicht allgemeiner Gerechtigkeit, die Verdienste solcher Männer ans Licht zu ziehen, die in dieser verantwortlichen Stellung alles aufgeboten haben, die Beziehungen zwischen zwei großen Staaten freundschaftlich zu gestalten, was allerdings, wie es in der Natur der Sache liegt, erst immer nach ihrem Ableben geschehen kann. Eine solche Persönlichkeit ist der frühere großbritannische Botschafter am Berliner Hofe, Lord Ampthill, zweifellos gewesen. Seinem Eintreten, seiner Sympathie für Deutschland ist es zu verdanken, daß alle die Differenzen, die naturgemäß zwischen den verschiedenen Staaten auftauchen und so auch zwischen Deutschland und England hin und wieder entstanden, in freundlicher Weise arrangiert wurden, ohne die Beziehungen der beiden stammverwandten Länder je ernstlich zu trüben.

Der historischen Familie der Russell entsprossen, deren Haupt die Herzöge von Bedford sind, wurde Odo William Leopold Russel als jüngster Sohn des früheren großbritannischen Gesandten am preußischen Hofe, Lord William Russell, am 20. Februar 1829 geboren. Teilweise in Deutschland erzogen, scheint er schon dort den Grund seiner Sympathien für unser Vaterland gelegt zu haben, die er bis an sein Lebensende zum Wohl und Gedeihen der beiden Großmächte uns bewahrte. Ein frühzeitig, außerordentlich entwickeltes Talent für Sprachen und Musik bestimmte ihn für die diplomatische Laufbahn, und, kaum 20 Jahre alt, wurde er nacheinander den Gesandtschaften zu Wien, Paris, Konstantinopel, Washington und 1858 zu Florenz attachiert, von welch' letzterem Ort er in besonderer Mission an den päpstlichen Hof nach Rom delegiert wurde, um die halboffiziellen Beziehungen des Reiches mit dem heiligen Stuhl in Rom zu unter-

Digitized by Google

halten, wo er als diplomatischer Vertreter Englands auch dann belassen wurde, als infolge des Zusammensturzes des Königreichs Neapel die englische Gesandtschaft in der Hauptstadt desselben einging. Hier war es auch, wo er seine Gattin, Lady Emily Villiers, Tochter des verstorbenen Lord Clarendon, heimführte, und die Empfangsabende im Palazzo Chigi in den Jahren 1869 und 1870 gehörten zu den gesuchtesten und begehrtesten der distinguierten Gesellschaft in Rom und zeichneten sich nicht bloß durch ihre geschmackvollen Arrangements als auch durch ihren kosmopolitischen Charakter besonders aus. In dieser selbständigen und äußerst schwierigen Stellung legte Russel so viel Takt und Gewandtheit an den Tag, daß seine Regierung ihn im August 1870 als Unterstaatssekretär ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berief und als solchen im November desselben Jahres, in einem für England sehr kritischen Momente, in besonderer Mission in das kaiserlich-deutsche Hauptquartier nach Versailles schickte. Rußland nämlich nahm die Gelegenheit wahr, wo Deutschland und Frankreich engagiert waren, und glaubte damals für notwendig zu erachten, den Pariser Vertrag einer Revision zu unterwerfen, wie es sich ausdrückte, und die plötzlich auftauchende, unliebsame Pontusfrage gab England zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß. so daß es sich in seiner Herzensangst an den Doyen der europäischen Politik, den Fürsten Bismarck, wenden zu müssen für nötig hielt. Lord Augustus Loftus, der damalige englische Botschafter am preußischen Hofe, hatte sich einerseits durch seine französischen Sympathien, die er, und namentlich seine Damen, durch allzu fleißiges Besuchen der französischen Gefangenen unverhüllt zur Schau trugen, und die wohl in seiner französischen Erziehung lagen, recht unliebsam in Berlin gemacht, anderenteils war er noch einer der Diplomaten der alten Schule, von denen Talleyrand schon sagte, daß sie die Redegabe hätten, um ihre Gedanken zu verbergen, und schien nicht mehr geeignet, intime Beziehungen zwischen den beiden Höfen aufrecht erhalten zu können. Er war also nicht der Mann, mit dem der Fürst Bismarck, der Gründer der neuen diplomatischen Schule, der seine Gedanken und Wünsche unverhüllt und unverblümt auszusprechen gewohnt, zu verhandeln im stande war. In diesem Augenblicke höchster Not sandte der englische Premier den jungen Mr. Russel nach Versailles und, war es nun sein bedeutendes Überredungstalent, oder war es die bestechende Liebenswürdigkeit, die den gewandten Diplomaten jederzeit in so hohem Grade kennzeichnete, kurz es gelang ihm, den Fürsten Bismarck in einer sechs Stunden währenden Unterredung günstig zu stimmen, und er erlangte wenigstens das, daß Deutschland durch sein Stillschweigen zu erkennen gab, es sei mit dem Verhalten Rußlands nicht einverstanden. Von dieser Zeit scheinen sich auch die intimeren Beziehungen zwischen den beiden Diplomaten zu datieren, und der große Kanzler hat das unbegrenzte Vertrauen zu Mr. Odo Russel, welches wesentlich dazu beitrug, die späteren Beziehungen beider Großmächte in so freundschaftlicher Weise zu gestalten, demselben bis an sein Ende bewahrt und gern mit ihm verkehrt, so daß Bismarck so manchen Abend in der englischen Botschaft in Berlin zubrachte. Mr. Russel war damals bei dem viel beschäftigten Kanzler in Versailles ein gern gesehener

Digitized by Google

Gast nach Tisch, und es wird die Anekdote erzählt, daß Bismarck einst bei einer solchen Gelegenheit geäußert haben soll, er hege Mißtrauen gegen alle Engländer, die das Französische fließend und ohne Accent sprächen, indem er hinzufügte, er mache bei Mr. Russel eine Ausnahme, der, obwohl er ein perfektes Französisch spreche, doch ein Mann von größter Ehrenhaftigkeit sei und ein Brite durch und durch. Russell wurde bis zum März 1871 von seiner Regierung in Versailles belassen und befestigte während dieser Zeit das intime Band, das ihn an den Kanzler fesselte, und, als die Ablösung von Lord Augustus Loftus zur Notwendigkeit geworden war und man ängstlich nach einem Ersatz für den wichtigen Botschafterposten bei dem nunmehr neu erstandenen deutschen Reiche unter den englischen Diplomaten Umschau hielt, schien nichts natürlicher und günstiger, als den 42jährigen Mr. Russel damit zu betrauen, allerdings ein, in Anbetracht der Jugend des in Rede Stehenden, in der englischen Diplomatie beinahe unerhörter Fall. Am deutschen Hofe wurde die Ernennung Russels sehr beifällig aufgenommen und derselbe überall als persona gratissima angesehen. Nicht sowohl, daß der Kaiser intime Beziehungen zu dem verstorbenen Grafen Clarendon, dem Vater der Lady Emily Russel, gehabt zu haben scheint, deren Ursprung wohl von des damaligen Prinzen von Preußen längerem Aufenthalt in England zu datieren ist, sondern auch das Kronprinzliche Paar war sehr liiert mit der neuen Repräsentantin des englischen Botschaftshotels in Berlin. Mit der Kronprinzessin verband sie die Landsmännin und die gemeinsam in England verlebte Jugend, eine hohe Liebe und großes Interesse für Kunst und Wissenschaft; sie huldigten den nämlichen Anschauungen und dem Bestreben, Männer von wissenschaftlicher Bildung und hervorragender Persönlichkeit auszuzeichnen und in ihre Salons zu ziehen. So war denn auch in Berlin, wie in Rom, der Salon der Lady Ampthill der Sammelpunkt einer distinguierten, geistreichen Gesellschaft, die vielseitige Nahrung in den Talenten fand, mit denen das Botschafterpaar ausgerüstet war. Wie schon erwähnt, verlebte Lord Ampthill einen Teil seiner Jugend in Deutschland. Hier hatte den Jüngling eine hohe, fast verzehrende Liebe und Verehrung zur deutschen Litteratur ergriffen, die er zu seinem wirklichen Studium machte. Er sammelte und studierte alles, was über die große Zeit, in der Schiller und Goethe damals in dem kleinen Ilm-Athen lebten, erschienen war, und seine Belesenheit in der Goethelitteratur wurde oft selbst von Deutschen bewundert, so wie auch erzählt wird, daß er als Knabe 42 Bände Kotzebuescher Theaterstücke durchgelesen habe, die sich seinem empfänglichen, frischen Gedächtnis in solchem Maße einprägten, daß er aus denselben in späterem Alter noch oft rezitierte, wie seine Kenntnis und Bekanntschaft alter, längst vergessener Stücke seine Freunde oft überraschte. Aber auch den neuen Erscheinungen auf dem dramatischen Gebiete blieb er nicht fremd, sondern las dieselben aufmerksam durch und kritisierte sie nachher mit vielem Verständnis, sowohl deutsche wie französische Werke, wie dies eine Lieblingserholung von ihm bildete. Eine gleiche Neigung zu den Naturwissenschaften kennzeichnete den durch und durch gebildeten Mann in hohem Grade und ließ ihn auch an dem Studium derselben Vergnügen finden, daher er

Digitized by Google

einen regen Verkehr mit Leuten, wie Dr. Peters, Virchow und anderen unterhielt. Weitere Koryphäen der Wissenschaft, unter denen ich nur Namen wie Gneist, Abel, Helmholtz, Dubois-Reymond, Mommsen, Ranke, Brandis, Max v. d. Borne sowie viele Professoren der Berliner Universität nennen will, verkehrten viel mit ihm, und hatte er sich die Hochachtung in jeder Weise erworben, die ihm auch nicht vorenthalten wurde. So gehörte er unter anderem auch einer Gesellschaft „Graecia" an, in der die Mitglieder, um früheres Studium auf diesem Gebiete wieder aufzufrischen, abwechselnd griechische Klassiker lasen, die dann erklärt und in der eingehendsten Weise diskutiert wurden. Max Duncker, G. von Bunsen, Eduard Zeller, Professor Dorner und andere waren Mitglieder dieser Vereinigung, und Lord Ampthill sprach es gern aus, wie er ganz besonders die Ehre schätzte, die ihm diese Männer der Wissenschaft zu teil werden ließen, indem sie ihn als Mitglied in ihren Zirkel aufnahmen. Ebenso wie in gelehrten Kreisen war das Botschafterpaar auch in Künstlerkreisen geehrt, heimisch und ein gern gesehener Gast. Es war besonders Professor Richter und dessen Frau, mit denen ein wahrhaft intimes Freundschaftsverhältnis unterhalten wurde, und die Professoren v. Werner, Menzel, Meyerheim, Begas, sowie Joachim und viele andere, auf deren Namen und Wert Deutschland mit Recht Grund hat stolz zu sein, gehörten mit zu den Auserwählten, die in den Räumen der britischen Botschaft gern und oft verweilten und die mit den Bewohnern derselben in vollstem Maße harmonierten und sympathisierten. Neben all' diesem außerordentlichen Interesse und wirklichen Verständnisse, mit dem sich dieser begabte Mann, wie Lord Ampthill einer war, allem hingab, was Kunst und Wissenschaft betraf und diese kennzeichnete, war er noch mit einem ungewöhnlichen Talent von Gott begnadigt, das ihn zu einem künstlerischen Dilettanten in der Musik machte. Von Jugend auf derselben huldigend, entwickelte sich seine Stimme zu einem ungewöhnlich schönen Tenor, den bei den besten Lehrern und Meistern, sowohl in Wien, als auch später in Italien er auszubilden Gelegenheit fand, in welch' letzterem Lande er so lange Jahre zubrachte, und wo seine wunderbar klangvolle Stimme außerordentlich gewürdigt wurde und ungeteilte und gerechte Bewunderung erregte. Die Liebe zur Musik ließ ihn jeden nur irgend freien Moment, in dem er nicht durch Berufspflichten oder eine andere Kunst in Anspruch genommen war, sich derselben widmen, und er fand in ihr großen Genuß, wobei das ihm von der Natur in so reichem Maße verliehene Talent nach und nach fast bis zur wirklichen Künstlerschaft ausgebildet wurde. Erst als er zum Botschafter in Berlin ernannt wurde, die Geschäfte sich häuften und die Arbeit zu wichtig und anhaltend war, um vielen Mußestunden sich hingeben zu können, war er genötigt, sehr gegen seinen Willen, seine Passion nach dieser Richtung hin etwas einzuschränken.

Wie sehr man in England mit der Wahl des Botschafters zufrieden war, und wie sehr man die Thätigkeit Ampthills am deutschen Hofe guthieß, dafür ist das gewiß ein Zeichen, daß Lord Beaconsfield, als er ans Ruder kam, ihn nicht nur auf seinem Posten beließ, sondern ihm auch viel Anerkennendes zuteil werden ließ. In England wurden nämlich früher bei einem Wechsel der regierenden Parteien

Digitized by Google

gemeiniglich auch alle Vertreter bei den fremden Mächten gewechselt, sodaß es als ein Zeichen ganz besonderen Vertrauens angesehen werden muß, daß der Tory Beaconsfield den Wigh Russell auf dem so wichtigen Posten in Berlin beließ. Daß Russell trotzdem aus seiner Gesinnung kein Hehl machte, bewies er auch dadurch, daß er eine Ernennung zum peer, die ihm Disraeli angeboten, im Jahre 1879 ausschlug, indem er nur seiner Partei eine derartige Auszeichnung verdanken wolle, da er gewohnt, stets offene Politik zu treiben, ohne Hinterthüren. Das war aber der Mann des Fürsten Bismarck; mit einem solchen liebte er es, sich offen auszusprechen und zu verständigen, und, je länger die beiden Staatsmänner, dienstlich und außerdienstlich, mit einander verkehrten, und sie kamen viel zusammen, desto kordialer und freundschaftlicher gestaltete sich der Verkehr zwischen ihnen, bis beide dann aufrichtige, persönliche Freundschaft mit einander verband. Ein großes Verdienst gebührte Lord Odo Russel durch seine Thätigkeit während des Berliner Kongresses, wo er, neben Lord Beaconsfield und dem Marquis of Salisbury, der dritte Vertreter Englands war. Es fing an, etwas flau zu werden; lange war hin und her debattiert worden; Rußland glaubte nicht nachgeben und die Forderungen Englands bewilligen zu können; kurz es war eine Schwüle eingetreten, und der leicht erregte Lord Beaconsfield hatte schon einen Extrazug bestellt, der ihn aus Berlin heimführen sollte, da, im Moment der höchsten Not, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, ersuchte Lord O. Russell den Grafen Schuwaloff um eine Unterredung und brachte denselben soweit, daß dieser nachzgab und der Kongreß seinen weiteren Fortgang nahm und zu Ende geführt werden konnte. Übrigens erhielt der russische Vertreter später von seiner Regierung über diese seine Nachgiebigkeit einen derben Verweis, aber welche Folgen wären entstanden, wenn der Kongreß damals unverrichteter Dinge auseinandergegangen, der Krieg fortgeführt worden wäre, und welch' Blutvergießen, Elend und Drangsale des Krieges sind durch die Überredungsgabe Lord Russels verhütet worden, eine That, wie sie ihm nicht hoch genug gedankt werden kann. Unter allen Kabinetten gelang es ihm, die Hochachtung, Anerkennung und Zufriedenheit des regierenden Chefs zu erlangen und nicht etwa durch ein Liebäugeln mit dem bestehenden Ministerium und durch ein Ändern seiner Ansichten und Anschauungen, sondern gerade durch ein striktes Festhalten an dem, was er für recht und gut hielt, wobei er stets die Interessen seines Vaterlandes und der von ihm vertretenen Macht wahrnahm und die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland auf das eifrigste nährte. Dies wurde ihm oft, besonders bei der veränderlichen Schaukelpolitik Gladstones nicht leicht gemacht, und er gab eine Probe seines diplomatischen Talentes wiederum ab, als sich das deutsche Volk für Gründung deutscher Kolonien aussprach. Es ist ohne Zweifel, daß der Reichskanzler früher einmal geäußert hatte, er mache sich nichts aus Kolonieen, und er hatte damals damit seiner wirklichen Überzeugung Ausdruck gegeben. Amphtill hatte in diesem Sinn seiner Regierung Meldung gemacht und berichtet, sodaß diese sich in den Gedanken eingelebt, daß nach dieser Richtung hin nichts vom Kanzler oder von Deutschland zu fürchten sei und keinerlei Schritte von dem

Digitized by Google

ersteren in dieser Beziehung ernst gemeint seien. Als nun später der Fürst Bismarck die Wünsche des deutschen Volkes hörte, das sich mächtig für Gründung deutscher Kolonieen aussprach, wie ja denn auch kein Zweifel sein kann, daß Schiffahrt, Handel und Reichtum des Landes sich heben müssen, welches im Besitz vieler günstig gelegener Kolonieen ist, die Stapelplätze für Handel und Wandel abgeben, so ordnete er, hochherzig, großartig und unselbstsüchtig, wie er in solchen Lagen sich immer bewiesen, seine frühere Ansicht dem Verlangen des Volkes unter, indem er sagte, des Volkes Wille müsse respektiert werden, und nahm sich der Sache mit Wärme an. In England verstimmte diese Umwandlung natürlich sehr, von der man erst nicht recht glauben wollte, daß sie ernst und aufrichtig gemeint sei, und daher zögerte Lord Derby lange damit, anzuzeigen, daß er oder vielmehr England offiziell Notiz von der Besitzergreifung von Angra Pequena genommen habe. Immer antwortete er ausweichend, und die englischen Zeitungen besonders, die sehr gegen die Sache eingenommen waren, aus Eifersucht, das immer mächtiger und emporblühende deutsche Reich, welches den Engländern in der kurzen Zeit seines Bestehens schon ein gut Teil des Handels und der Industrie aus den Händen gerungen hatte, drohe auch auf dem Gebiete der Kolonieen demselben gefährlich zu werden, schürten das Feuer. Hier war es wieder Lord Ampthill, der in diskretester Weise eine Ausgleichung und Versöhnung zu vermitteln suchte, und wiederum gelang es seinem Talent, offene Feindseligkeiten zu verhüten.

Die vielfachen Auszeichnungen, die ihm seine Monarchie und seine Regierung zuteil werden ließen, zeugen von dem Werte, den man seinem versöhnlichen Vermittlungstalent beilegte, und von der Anerkennung, die man ihm als Vertreter seines Reiches zollte. Nachdem ihn die Königin Viktoria mit der Dekoration des Bathordens und später des Michael- und Georgsordens ausgezeichnet hatte, wurden Mr. Odo Russel im Jahre 1871, kurz nachdem sein Bruder das Erbe der Herzöge von Bedford angetreten hatte, der Titel und die Rechte eines Herzogssohnes verliehen, was ihn von nun an zum Lord Odo Russell machte. In anbetracht seiner vielfachen Verdienste um den Staat wurde ihm weiter im Jahre 1881 die peerage des vereinigten Königreiches verliehen, durch die er Lord Ampthill of Ampthill wurde. Seine und seiner Gemahlin intime Beziehungen zur kaiserlichen und kronprinzlichen Familie sind bereits erwähnt. Die Beziehungen zum deutschen Kaiserpaare wurden besonders genährt durch einen äußerst freundschaftlichen Verkehr während der Sommerszeit, die Lord Ampthill gewöhnlich in Potsdam, in der Nähe Sanssoucis zubrachte. Seine Monarchin und die kronprinzliche Familie gab diesem Wohlwollen und dieser Freundschaft noch besonderen Ausdruck, indem die hohen Herrschaften bei dem dem Ampthill'schen Ehepaare im Jahre 1874 geborenen Zwillingspaare Gevatter standen. Ein Leberleiden warf den thätigen Mann auf ein kurzes, aber schweres Krankenlager; alles, was ärztliche Hülfe vermochte, wurde versucht. Seine Majestät der Kaiser schickte seinen eigenen Leibarzt zur Konsultation, und wirklich schien eine Besserung eingetreten zu sein, indem sich die Familie und zahlreiche Freunde noch tags vor dem Tode, an welchem Ihre Majestät die Kaiserin persönlich bei Lady Ampthill vorfuhr, sich

Digitized by Google

nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen und ihre Teilnahme auszudrücken, der Hoffnung hingaben auf eine Erhaltung des Lebens. Ein plötzlicher Rückfall endigte das segensreiche Wirken und Leben eines Mannes, der durch sein diplomatisches Talent viel dazu beigetragen hat, Unheil und Streit zu verhüten. Seiner Gemahlin, die sorgend und trauernd an seinem Krankenlager aushielt, seinen Kindern, den zahlreichen Verwandten und treuen Freunden kann der Verlust des vortrefflichen Mannes nicht ersetzt werden, wie auch sein Wirken in der deutschen Hauptstadt für lange dankbarlichst nicht vergessen werden wird.

Rückblicke auf die deutsch-französischen Grenzstreitigkeiten von Pagny und Schirmeck.

Von

F. von Holtzendorff.

Nachdem sich der Pulverdampf einer hitzigen, diesseits und jenseits der Vogesen geführten Zeitungsfehde verzogen hat, erscheint es angemessen, jene Vorfälle, welche die Presse Europas im Frühling und im Herbst des Jahres 1887 in Bewegung setzten, einer nochmaligen Betrachtung in Hinsicht der dabei verhandelten Streitpunkte zu unterziehen. An sich kommen ähnliche Vorkommisse an der Grenze größerer Staaten beinahe alljährlich vor; man hat ihnen aber bisher nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Namentlich in den Schweizer Gebirgsgegenden gehören Grenzstreitigkeiten und Grenzüberschreitungen zu den Vorkommissen, über welche der Bundesrat beinahe alljährlich Rechenschaft ablegt, und die in kürzester Zeit entschieden zu werden pflegen. Was den Vorfällen an der deutsch-französischen Grenze eine ganz eigenartige Bedeutung verleiht, ist das zwischen den beteiligten großen Nationen bestehende Mißtrauen und eine seit Jahren eingewurzelte Eifersucht. Unter so bewandten Umständen gewinnen Dinge Bedeutung, die an sich, wenn sie unter andern Grenznachbarn vorkommen, wenig zu besagen haben. Es ist nicht undenkbar, daß aus ähnlichen Veranlassungen einmal ein Kriegsfall konstruiert werden könnte. Die politische Atmosphäre, die sich zwischen Frankreich und Deutschland gelagert hatte, war im Lauf des verflossenen Jahres eine derartige, daß nach einer bekannten und häufig benützten Redewendung zu befürchten stand, es würden die Gewehre sich von selbst entladen. Aus diesem Grund wäre es voreilig, zu meinen, daß jene beiden Grenzstreitfälle, die wir im Auge haben, deswegen aufhören, Interesse zu haben, weil sie bei der großen Menge in Vergessenheit geraten. Die Erinnerung daran wird sofort wieder aufleben, wenn ähnliche Ereignisse, gegen deren Wiederkehr niemand eine Bürgschaft übernehmen kann, sich wiederholen sollten. Es ist daher nicht nur ein historisches, sondern auch ein gleichsam präventives Interesse, das sich an eine nochmalige Prüfung der Sachlage knüpft.

Digitized by Google

Wenden wir uns zuvörderst zum Schnäbele-Fall. Der Thatbestand ist in der Kürze dieser: Am 20. April 1887 überschritt ein französischer Grenzkommissarius, der von deutscher Seite zu einer Konferenz in Grenzangelegenheiten eingeladen worden war, die deutsch-französische Grenze zwischen Pagny sur Moselle und Novéant. Kaum hatte er einige Schritte diesseits unserer Grenze gethan, als deutsche Polizeimannschaften, welche sich verborgen gehalten hatten, sich auf ihn warfen, um ihn festzunehmen, und zwar in Gemäßheit eines Haftbefehls, welcher gegen ihn ergangen war. Der französische Kommissarius leistete gewaltsam Widerstand, stieß einen seiner Angreifer zurück und flüchtete sich (nach der französischen Version) über die Grenze heimwärts, während von deutscher Seite behauptet wird, daß seine alsbald darauf erfolgte Festnahme diesseits der Grenze bewerkstelligt worden sei. Schnäbele wurde ins Untersuchungsgefängnis nach Metz abgeliefert, wo verschiedene Vernehmungen sowohl des der Teilnahme am Landesverrat Angeschuldigten Schnäbele als auch von Zeugen stattfanden. Schnäbele wurde von deutscher Seite beschuldigt, in verräterischem Verkehr mit Elsäßern gestanden, insbesondere auch an einen gewissen Klein Briefe gerichtet zu haben zum Zwecke des Verrats solcher Geheimnisse, deren Vorenthaltung und Bewahrung durch das Wohl des deutschen Reichs bedingt und geboten war. Nach zehntägiger Haft wurde Schnäbele auf einen vom Reichskanzler erwirkten Befehl des Kaisers aus der Untersuchungshaft entlassen.

Die wesentlichsten Erläuterungen zu dem kurz berichteten Vorfall bietet eine Note des Reichskanzlers an den französischen Botschafter zu Berlin, Herrn Herbette. In diesen Auseinandersetzungen des Reichskanzlers wird die gerichtliche, bezw. von der Staatsanwaltschaft gegen Schnäbele vorgebrachte Beschuldigung als eine wohlbegründete bezeichnet, deren weitere gerichtliche Verfolgung und Aburteilung vorbehalten bleiben solle. Auch wird auf Grund der stattgehabten Erhebungen versichert, daß ein Eingriff in die französische Gebietshoheit durch die festnehmenden Polizeimannschaften nicht stattgefunden habe, weil ohne irgend einen Zweifel Schnäbele auf deutschem Gebiete diesseits der Grenze verhaftet worden sei. Motiviert wird die trotzdem geschehene Freilassung des Schnäbele durch den Hinweis darauf, daß nach feststehenden Grundsätzen des Völkerrechts die Gewährung eines sicheren Geleites überall da zu präsumieren sei, wo ausländische Beamte zum Zwecke dienstlicher Beratungen eingeladen worden waren, das diesseitige Gebiet zu betreten.

Aus dieser Motivierung geht hervor, daß der Reichskanzler in der Beurteilung der strafrechtlichen Verhältnisse sich auf den Standpunkt der Gerichtsbehörden stellt, somit den französischen Einwendungen aus dem Grunde behaupteter Gebietsverletzung keinerlei Zugeständnis gemacht worden ist. Ein völlig neuer Gesichtspunkt, dessen Herbeiziehung schwerlich von irgend jemand vorher erwartet worden ist, der Hinweis nämlich auf das Recht des sicheren Geleits, über den die bisherigen Völkerrechtssysteme so gut wie nichts enthalten, wurde herbeigezogen, um die juristische Spitze dieser Angelegenheit abzubrechen. Hätte Schnäbele selbst den Einfall gehabt, sich auf die diplomatischen Privilegien der Exterritorialität

Digitized by Google

oder auf ein Recht sogenannten sicheren Geleites zu berufen, so würde die Anklagebehörde oder der Richter schwerlich davon irgend welche Notiz genommen haben. Dem Schnäbele wurde eine Rücksichtnahme und ein Privilegium sozusagen suppeditiert, an welches französische Publizisten sicherlich auch dann kaum gedacht haben würden, wenn sie in Beziehung auf den Ort der Verhaftung sich von der Richtigkeit der deutschen Angaben und Behauptungen überzeugt hätten. Und doch sieht man deutlich, daß der Reichskanzler in der Motivierung der Entlassung des Schnäbele einen politisch und moralisch höchst wichtigen Punkt zur Geltung gebracht hatte, als er die Analogie der ehemals im Mittelalter bedeutsamen Einrichtung des sicheren Geleits herbeizog. Treu und Glauben im internationalen Verkehr würden in der That aufs schwerste verletzt werden, wenn es zulässig sein sollte, Agenten einer auswärtigen Regierung durch Einladung zur Vornahme amtlicher Geschäfte ins Inland zu locken und unter der Anschuldigung irgend welcher Strafthat festzunehmen. Eine derartige Handlung würde nach dem modernen Rechtsbewußtsein beinahe den Charakter des Verräterischen an sich tragen. Der Reichskanzler hat daher durch die Motivierung der Freilassung des Schnäbele einen Grundsatz aufgestellt, welcher den Völkerrechtssystemen als allgemein giltig bisher nicht entnommen werden konnte, aber in Zukunft wohl einverleibt zu werden verdient, einen Grundsatz, den die Gerichte in späteren Fällen ähnlicher Art als geltendes Recht anzuerkennen alle Veranlassung haben würden. Eine große Vorfrage wird aber immerhin die bleiben, ob Straf- und Zivilrichter völkerrechtliche Grundsätze als praktisch anwendbare in der Rechtspflege auch dann beachten werden, wenn sie durch ausdrückliche Vorschriften wie in Beziehung auf die Exterritorialität der Gesandten nicht dazu genötigt würden. Es handelt sich also um die wichtige Frage, ob der Richter in Deutschland auch die gewohnheitsrechtlich gewordenen Sätze der von ihm bisher so sehr vernachlässigten völkerrechtlichen Materie in Anwendung bringen soll, oder ob das Völkerrecht in Deutschland sozusagen nur dann zur gerichtlichen Verwertung gelangt, wenn es in Gestalt reichskanzlerischer Anweisungen und Reskripte im einzelnen Fall konstatiert wird.

Bei näherer Betrachtung des Sachverhalts ergeben sich denn auch in Hinsicht zukünftiger ähnlicher, immerhin möglicher Fälle nicht unerhebliche Bedenken. Der Befehl des Kaisers, welcher Schnäbele aus der Untersuchungshaft befreite und damit in angemessener Weise eine internationale Streitigkeit beseitigte, die sehr üble Folgen hätte haben können, ist in dem Rahmen unserer bisherigen Gesetzgebung schwer unterzubringen. Der König von Preußen entbehrt des Rechtes, Untersuchungen niederschlagen zu dürfen, weil nach der Verfassung darin ein Eingriff in den regelmäßigen Gang der Justiz solange zu erblicken sein würde, als der Volksvertretung das Recht der Mitwirkung zur Niederschlagung von Untersuchungen gewährleistet bleibt. Dem Kaiser und seinem Begnadigungsrechte ist eine derartige Schranke in Beziehung auf die zur Kompetenz des Reichsgerichts gehörenden schwersten Verbrechensfälle nicht auferlegt. Zwar mögen auch hier Einwendungen gegen die Niederschlagung einzelner Untersuchungen im Prinzip vorgebracht werden können, jedenfalls aber steht die Thatsache fest, daß das kaiser-

Digitized by Google

liche Begnadigungsrecht in den seiner Kompetenz unterliegenden Fällen eine ausdrückliche Einschränkung nicht erfahren hat, sondern beim Schweigen der Prozeßgesetze eine Einengung des Begnadigungsrechts in überzeugender Weise nicht deduziert werden kann. Allein handelt es sich denn im vorliegenden Fall überhaupt um die Bethätigung eines in den Prozeßgang eingreifenden Begnadigungsrechtes? Augenscheinlich ist dies nicht der Fall. Denn die weitere Untersuchung gegen Schnäbele für den Fall seiner Wiederbetretung deutschen Gebietes wurde vorbehalten und in Aussicht gestellt, sodaß von einer Niederschlagung einer im Gange befindlichen Untersuchung nicht die Rede sein kann. Vielmehr wurde das Strafverfahren gegen den Mitbeschuldigten Schnäbele aus einem Verfahren gegen den Verhafteten umgewandelt in ein Kontumazialverfahren gegen den entlassenen, also abwesenden Schnäbele. Wir haben es somit in dieser Sache mit einer rein administrativen, außerhalb des Begnadigungsrechtes liegenden Bethätigung der kaiserlichen Machtvollkommenheit zu thun, und eben in diesem Punkt tritt das reichsrechtlich bedenkliche Moment des gewählten Auskunftsmittels offen zu Tage.

Wir setzen folgenden Fall: Wenn hochverräterische Unternehmungen gegen einen einzelnen deutschen Bundesstaat unter ähnlichen Verhältnissen von einem Ausländer ins Werk gesetzt würden, und dessen Festnahme unter analogen Umständen in einem Staat wie Bayern erfolgt wäre, z. B. diesseits der österreichischen oder schweizerischen Reichsgrenze, so hätten sich ähnliche diplomatische Verwickelungen ergeben können, ohne daß durch eine Intervention des Reichskanzlers und des Kaisers der Gang der bayerischen Justiz irgendwie zu beeinflussen war, um die für das Reich entstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Nicht viel anders wäre die Sachlage, wenn in den östlichen Provinzen Preußens, in der Nähe der russischen Grenze, eine dem Schnäbele-Fall ähnliche Verhaftung seitens der Gerichts- und Strafverfolgungsbehörde angeordnet worden wäre. Der König von Preußen als solcher ist ebenso wenig wie der König von Bayern berechtigt, eine Untersuchung völlig niederzuschlagen. Schon aus diesem Grund wäre dafür zu erachten, daß auch von der höchsten Instanz der vollziehenden Gewalt durch direkte administrative Einmischung die Aufhebung eines Haftbefehls nicht angeordnet werden kann. Der französische Präzedenzfall hat nun aber erwiesen, daß ein vom Reichskanzler als allgemein giltig, auch für die Zukunft behaupteter Rechtssatz in Beziehung auf die Nicht-Verfolgbarkeit von Ausländern amtlicher Qualität in irgend einer Weise verwertet werden muß, um einer Lücke in der Gesetzgebung zu begegnen.

Die Verfolgung der von Ausländern im Auslande begangenen Verbrechen bildet eine Materie, welche nicht bloß von rein juristischen und strafprozessualischen Gesichtspunkten, sondern auch nach völkerrechtlichen Regeln beurteilt und gehandhabt werden muß. Die strafrechtliche Aktion in allen denjenigen Fällen, wo diplomatische Differenzen oder Schwierigkeiten befürchtet werden könnten, muß notwendigerweise von der Anwendung derjenigen Vorschriften emanzipiert werden, welche die Bethätigung souveräner Justiz im Inlande zur Voraussetzung haben. Diese Betrachtungsweise der Dinge ist um so natürlicher, als das deutsche Strafgesetzbuch

Digitized by Google

von Hause aus die Regel aufstellt, daß die im Ausland begangenen Missethaten nicht verfolgt werden, woneben nur ein die Ausnahme ergänzender Satz steht, daß solche verfolgt werden *können* (aber nicht *müssen*). Wenn es daher in inländischen Sachen, falls dieselben in ein gewisses Stadium der Strafverfolgung eingetreten sind, als unzulässig erscheint, daß die Staatsanwaltschaft über eine bereits erhobene Anklage disponiert, dieselbe willkürlich und aus Nützlichkeitsgründen zurückzieht, so gebietet die Folgerichtigkeit aus jener für das ausländische Verbrechen festgestellten Vorschrift notwendigerweise, daß überall da, wo eine Verfolgung von Ausländern nur eintreten *kann*, nicht aber eintreten *muß*, der Anklagebehörde oder direkt den höchsten Organen der auswärtigen Staatsvertretung ein Einfluß auf den Gang des Prozeßbetriebs in allen Stadien gewahrt bleiben muß. Die von uns angedeutete Lücke der Strafgesetzgebung wäre daher möglicherweise in der Art auszufüllen, daß alle von Ausländern im Ausland begangenen Strafthaten nur mit *Ermächtigung* des auswärtigen Amts für verfolgbar erklärt würden und diese Ermächtigung der höchsten diplomatischen Stelle in jedem Stadium des Verfahrens zurückgezogen werden könnte. Dieser Satz würde alsdann nicht bloß auf den Hoch- und Landesverrat gegen das Reich, sondern auch auf dieselben Verbrechen, wenn sie gegen einen einzelnen Bundesstaat verübt worden sind, bezogen werden müssen. Nur in der hier angedeuteten Art kann auf die Dauer den zu befürchtenden Kollisionen zwischen Völkerrecht und Strafprozeßrecht vorgebeugt werden. Die Befürchtung internationaler Streitigkeiten liegt jedenfalls um so näher, als die Gesetzgebungen und die Theoretiker in der Beantwortung dieser Fragen weit auseinandergehen, namentlich der Frage, in wie weit die von Ausländern im Ausland begangenen Verbrechen von der heimischen Strafjustiz verfolgt werden können. Deutschland hat in diesem Stücke besondere Veranlassung vorsichtig zu sein, da abweichend vom allgemein üblichen Recht zur Begründung der Kompetenz eines Gerichtshofes gegen Ausländer nicht einmal deren Ergreifung im Inland erforderlich ist, sondern sogar gegen Abwesende ein Verfahren bei uns zulässig ist, gegen welches die große Mehrzahl der Rechtslehrer und insbesondere auch die französische Praxis den entschiedensten Widerspruch einlegt.

Der zweite Grenzstreitfall, der nach dem Namen des in ihm gefallenen Opfers als der Fall Brignon bezeichnet werden mag, folgte in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den ersten. Eine Gesellschaft französischer Schützen, begleitet von Brignon als ihrem Jagdtreiber, widmete sich dem Waidwerk in der wegen ihrer Wilddieberei berüchtigt gewordenen Gegend von Schirmeck oder Vexaincourt, wo die Grenzlinie zwischen Frankreich und Deutschland in gebirgigem Terrain durch dichtbesetzte Waldstrecken im Zickzack laufen soll. Zur Unterdrückung der Wilderei an die Grenze kommandiert, bemerkte der Oberjäger Kauffmann, wie die genannte Schützengesellschaft die deutsche Grenze überschritt und sich in der Richtung der Grenzlinie weiter vorwärts bewegte. Da auf den Haltruf des Grenzwächters ein Stillstand nicht erfolgte, gab Kauffmann mehrere Schüsse ab, von denen der eine bekanntlich einen französischen Offiziersaspiranten verletzte, der andere Brignon nieder-

Digitized by Google

streckte. Sofort nachdem der Thatbestand rnchbar geworden war, erhob sich auf französischer Seite die Anklage auf Mord, indem man annahm, daß die Verletzung der getroffenen Person auf französischem Gebiet erfolgt sei. Ehe noch diese Streitfrage in definitiver Weise entschieden war, ob die beiden getroffenen Personen zur Zeit des gefallenen Schusses auf französischem oder deutschem Gebiet sich befunden hatten, erbot sich die deutsche Regierung aus Billigkeitsgründen zu einer sehr namhaften Schadenserfatzsumme, deren Betrag von 50000 Fr. an die Witwe Brignons ausgezahlt wurde. Daß von einem Mord in diesem Falle nicht die Rede sein kann, lag auf der Hand. In sachlicher Hinsicht ist zu bemerken, daß, wenn ein Mord wirklich in den Umständen irgend welche, wenn auch nur schwache Anhaltspunkte gefunden hätte, die hinterbliebene Witwe Brignons sicherlich viel schlechter davon gekommen wäre. In einem solchen Fall würde zwar ein deutscher Zivilist von den Geschworenen als Angeklagter aller Wahrscheinlichkeit nach nicht freigesprochen worden sein, aber mit Sicherheit darf angenommen werden, daß nach den obwaltenden Verhältnissen selbst im Fall eines Mordes ein deutscher Gerichtshof eine Entschädigungssumme von 50000 Fr. den Hinterbliebenen nicht bewilligt hätte. Noch viel unwahrscheinlicher ist, daß die deutsche Reichsregierung, wenn unter ähnlichen Umständen deutsche Zivilisten als vermeintliche Wilderer erschossen worden wären, sich einer Entschädigungspflicht in annähernd gleichem Umfang unterzogen haben würde. Was die subjektive Schuldfrage anbelangt, so ist im schlimmsten Fall nur denkbar, daß Kauffmann, als er Feuer gab, sich im Irrtum befand, den Charakter der jagenden Personen beispielsweise mißverstand oder in der Dichtigkeit des Waldes die wirkliche Grenzlinie in der Weise übersah, daß er deutsches Gebiet als vorhanden präsmmierte, wo in Wirklichkeit französisches Gebiet vorhanden war. Auch die Tötung eines deutschen Treibers auf französischem Gebiet durch deutsche Forstbeamte würde übrigens einen Grund zu Reklamationen geboten haben. Von irgend welchem politischen Motiv gegenüber dem gefallenen Brignon und seinem verletzten Landesgenossen konnte somit von vornherein nicht die Rede sein.

Der vorliegende Fall Brignon ist in verwaltungsrechtlicher Hinsicht weitaus bemerkenswerter als in internationaler Beziehung. In letzterer Hinsicht steht fest, daß keine Regierung es sich gefallen zu lassen braucht, wenn aus benachbartem Staatsgebiet Schüsse zum Schutze der öffentlichen Ordnung in ein fremdes Staatsgebiet abgefeuert werden. Ob Personen, wie Brignon, dabei getötet werden, ist politisch genommen von untergeordneter Bedeutung im Vergleich zu der allgemein bedeutsamen Thatsache, daß das Leben von Staatsangehörigen gefährdet werden kann, wenn Schüsse von Grenzwächtern die Linie kreuzen, welche beide beteiligten Staaten von einander scheidet. Besteht daher die Thatsache der Wilderei, so wird ein wirksamer Schutz nur dadurch zu erreichen sein, daß zu deren Unterdrückung innerhalb einer gewissen Grenzzone die beiden beteiligten Regierungen sich mit einander verständigen und z. B. auch dafür Sorge tragen, daß etwaige Jagdunternehmungen legitimer Art rechtzeitig vorher angesagt werden, um eine hinreichend sichere Unterscheidung von der Wilderei zu ermöglichen.

Digitized by Google

Ob der Jäger Kauffmann bei seinem Vorgehen sich genau an die ihm erteilten Instruktionen und die bestehenden gesetzlichen Vorschriften gehalten hat, läßt sich nach dem gegenwärtig vorliegenden Material mit Sicherheit noch nicht erkennen. Erfreulich ist es aber, daß in der vom Grafen Münster überreichten, auf den vorliegenden Fall bezüglichen Note die Unbilligkeit des gehandhabten Verfahrens anerkannt worden ist, um ein Fundament für die Billigkeitsansprüche der hinterbliebenen Witwe aufzufinden.

Eine Reihe von sehr erheblichen Fragen interessiert im berichteten Vorgang auch das deutsche Publikum. Z. B.: darf ein Forst- oder Jagdschutzbeamter überhaupt auf unbewaffnete Treiber, welche seinem Anruf keine Folge leisten, Feuer geben?

Die Gesetze über den Waffengebrauch der Forstbeamten rühren vielfach aus einer Zeit her, in welcher die persönliche Freiheit und das Leben etwa exzedierender Menschen weniger geachtet wurden, als dies heutzutage der Fall ist. Noch wichtiger ist es, daran zu erinnern, daß jene älteren Bestimmungen, welche in Preußen aus dem Jahre 1837 datieren, den neueren Vervollkommnungen der Schußwaffen nicht mehr entsprechend sind. Ein modernes Gewehr trägt gegenwärtig auf ebensoviel Meter und noch weiter, als ältere Gewehre nach dem Maßstab der Fußrechnung tragen konnten. Wenn jemand in einem dichtbestandenen Walde, hinter einem Baum gedeckt oder durch das Dickicht verborgen, seinen Anruf an verdächtige Personen auf die Entfernungen erläßt, welche durch die neue Schußwaffe erreicht werden können, so ist es sehr wohl denkbar, daß die Stimme des Rufenden nicht gehört und deswegen auch nicht beachtet wird. Der Angerufene, der von unsichtbarer Seite einen sicherlich nicht deutlich zu vernehmenden Ton zu ihm herüberschallen hört, wird daher in sehr bedenklicher Weise einer Lebensgefahr ausgesetzt. Eine Revision derartiger älterer Bestimmungen scheint im Interesse der Sicherheit des Lebens geboten und liegt außerdem auch im Interesse der deutschen Strafrechtseinheit, da in verschiedenen Staaten verschiedene Bestimmungen gelten. Auch durch die Militärwachen sind gegenüber fliehenden Personen mehrfach Tötungen vorgekommen, welche von der öffentlichen Meinung entschieden mißbilligt werden. Man denke an die Fälle, wo eine nur wörtlich beleidigte Schildwache einem unbewaffnet Fliehenden inmitten einer belebten Straße Schüsse nachsendet, unter Umständen also, wo die Wahrscheinlichkeit, daß Unschuldige getroffen werden, viel größer ist als diejenige der Niederstreckung eines Exzedenten. Mancher unter unsern Lesern wird sich eines Falls erinnern, der sich im Berliner Invalidenpark vor längeren Jahren zutrug und von der Tötung eines Unschuldigen begleitet war. Will man die Sache auf die Spitze treiben, so wäre es denkbar, daß von einer Militärwache, um einen Fliehenden zu treffen, in einen dicht versammelten Menschenhaufen hineingefeuert wird. Jedenfalls wird bei der Prüfung derartiger Verhältnisse eine Reihe von Unterscheidungen zu setzen sein und darauf unter anderem geachtet werden müssen, daß in den Straßen einer Stadt andere Verhältnisse bestehen als in einer Wildnis, wo das Leben des Schutzbeamten sehr häufig,

Digitized by Google

zumal gegenüber einer Mehrheit auf ihn eindringender Personen, in nahe Gefahr versetzt wird.

In den beiden von uns berichteten Fällen hat sich die deutsche Reichsregierung, bevor der Thatbestand vollkommen klar gestellt war, zu einem weitgehenden Entgegenkommen bereit gezeigt. Wie aber, wenn der umgekehrte Fall eingetreten wäre? Wenn deutsche Beamte auf französischem Gebiet festgenommen worden wären, und zwar unter denselben Umständen einer gegen dieselben vorliegenden Anschuldigung strafbarer Handlungen, oder wenn in einem zweifelhaften Fall, wie derjenige Brignons in Beziehung auf eine stattgehabte Grenzverletzung noch heute geblieben ist, ähnliches auf französischer Seite sich zugetragen hätte? Würde gegenüber der erregten Volksmeinung in Frankreich die Regierung des Nachbarstaates in eben derselben Weise vorgegangen sein? Würde in Frankreich nicht der in Deutschland unmögliche Vorwurf gehört werden, daß die französische Regierung aus Furcht oder Schwäche einer benachbarten Großmacht zuweitgehende Zugeständnisse gemacht habe? Hätte eine französische Regierung, ohne ihren Bestand zu riskieren, gegenüber der Volksmeinung dieselbe Versöhnlichkeit gegen das Ausland vertreten können? Im Hinblick auf derartige Eventualitäten muß man es doch für wünschenswert erachten, daß vorkommende Grenzstreitigkeiten nicht bloß nach der persönlichen Disposition leitender Ministerien entschieden werden. Hier ist eine rechtlich gesicherte Ordnung der Verhältnisse ein dringendes Bedürfnis. Wenige Angelegenheiten eignen sich so sehr wie diese zu einer vorgängigen Vereinbarung unter den beteiligten Grenznachbarn, um zuvörderst eine gesicherte Thatbestandserhebung zu ermöglichen. Bleibt die Untersuchung geteilt in verschiedenen Händen, so ist von vornherein eine Vereinbarung in Beziehung auf den Gang des Beweisverfahrens und eine Aufklärung der von den Zeugen zu erwartenden Widersprüche ausgeschlossen. Jeder der von seiner Partei vernommenen Grenzpatrioten — und dies ist eine ganz absonderliche Gattung von Menschen — sieht die Sache von seinem eigenen Standpunkt an und hält sich verpflichtet, für sein Vaterland günstig auszusagen. Daraus erklärt es sich denn auch, daß sowohl im Fall Schnäbeles als in dem Brignons zahlreiche Widersprüche in den beiderseitigen Zeugenvernehmungen zum Vorschein gekommen sind. Wenn ein besonderes Abkommen zwischen der deutschen und französischen Regierung zu dem Zwecke getroffen worden ist, um die Grenzzeichen zwischen den beiden Staaten gegen Verfall zu schützen und unverletzt zu erhalten, so liegt es doch nahe, darauf aufmerksam zu machen, daß man weiter gehen müßte und Grenzschutzgerichte für gewisse Distrikte in der Form von Schiedsgerichten aus beiden Staaten auf Grund gemeinsamer Vereinbarungen einsetzen sollte. Wem dies vorderhand zu viel verlangt oder unerreichbar erscheint, der sollte wenigstens erwägen, ob nicht für die Bildung unparteiischer Untersuchungskommissionen Vorkehr getroffen werden sollte. Die gütliche Beilegung der beiden Grenzstreitfälle des vergangenen Jahres gewährt keine Bürgschaft dafür, daß in aller Zukunft und von jeder Regierung ebenso verfahren wird, wie dies von der deutschen Reichsregierung der Fall gewesen ist. Ob daher die Maxime, bei völkerrechtlichen Streitigkeiten den Weg diplomatischer

Digitized by Google

Ausgleichung überall zu bevorzugen und einer rechtlichen Entscheidung aus dem Wege zu gehen, immer das Richtige sein würde, lassen wir dahin gestellt, indem wir uns damit begnügen, unserem Zweifel Ausdruck zu geben. Sicher jedoch erscheint uns, daß die deutsche Reichsregierung im Fall Brignons materiell und moralisch mehr zugestanden hat, als wozu sie im Fall eines ungünstigen richterlichen Spruches genötigt gewesen sein würde.

Obgleich ich nicht zu denjenigen gehöre, welche von der Einführung völkerrechtlicher Schiedsgerichte die Abschaffung des Krieges und die Beilegung aller möglichen Staatsstreitigkeiten erwarten, bin ich dennoch der Ansicht, daß die Förderung internationaler Rechtspflege, insbesondere auf dem Gebiet der Grenzstreitigkeiten, erheblichen Vorteil für die Befestigung friedlicher Beziehungen unter den Nationen gewähren würde. In allen modernen Bewegungskräften der Gesellschaft, zumal in der Religion und in der Volkswirtschaft, tritt die Tendenz einer ins Internationale gerichteten Erweiterung sehr deutlich wahrnehmbar hervor. Auch die Rechtspflege wird sich auf die Dauer diesem Zug unserer Zeit nicht entziehen können. Schon gegenwärtig ist insbesondere auch darauf hinzuweisen, daß in gewissen Ländern die Tagespresse einen mehr und mehr bedrohlichen Charakter annimmt. Der Journalismus einer auf die Teilnahme des Straßenpublikums vornehmlich zählenden Presse hetzt von Tag zu Tag die aufregungsbedürftige Masse gegen gewisse als Zielscheibe auserkorene Nationen, hemmt die ruhige Erledigung und die sachgemäße Erörterung obschwebender Streitfragen und drängt manche Regierung, die um ihre Popularität besorgt sein muß, zu voreiligen Entscheidungen, indem sie etwa vorhandene Ansprüche ins Maßlose ausdehnt oder die Nachgiebigkeit und Neigung zur Versöhnlichkeit als Schwäche und Verrat an den Pranger stellt.

Man bemerkt hier einen analogen Vorgang, der an die Bestimmungen des Preßgesetzes erinnert, wonach die Mitteilung von Beweisurkunden oder Anklageschriften vor dem Ausgang eines Strafverfahrens untersagt ist. Wie diese Bestimmung darauf berechnet ist, die Unabhängigkeit der Geschworenen gegenüber der Erregung der öffentlichen Meinung zu verstärken oder zu schützen, so haben auch die Regierungen ein erhebliches Interesse daran, daß internationale Rechtsstreitigkeiten der sachgemäßen Erledigung durch die beteiligten Staaten überlassen und der Gang der diplomatischen Verhandlungen nicht durch leidenschaftliche Erörterungen gestört werde. Die Diplomatie ist unter den verschiedenen Funktionen des Staates diejenige, welche die Aufreizungen durch eine zügellose Presse am wenigsten zu ertragen vermag, durch voreilige Aufhetzereien oder Drohungen unverantwortlicher Journalisten am ersten gefährdet werden kann. Die Parlamente haben in der Diskussion auswärtiger Angelegenheiten sich im Verlauf der Zeiten Bescheidenheit und Zurückhaltung angeeignet. Von der Presse ist das Gegenteil zu sagen: im Verlauf der letzten Jahrzehnte ist die Kurzsichtigkeit der Presse in manchen Staaten des europäischen Kontinents eben so sehr gewachsen wie ihre Unkenntnis auf dem Gebiet der auswärtigen Politik und ihre Neigung, sich bei jeder passenden Gelegenheit mit dem Glorienschein des Patrio-

Digitized by Google

tismus zu umgeben. Solange nun die Beilegung von Staatsstreitigkeiten unter allen Umständen in den Händen der Diplomatie verbleibt, auch wo es sich um reine Rechtsfragen handelt, wird die ohnedies vorhandene Neigung zur Einmischung in der Presse dadurch gesteigert werden, daß man den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten in Republiken ihre Abhängigkeit von der Volksmenge zum Bewußtsein bringt. Und auch in despotisch regierten Ländern, wo man auswärtige Angelegenheiten als ein Sicherheitsventil betrachtet, um den Unmut über die Beschaffenheit innerer Staatszustände abzulenken, werden ähnliche Erscheinungen zum Vorschein kommen. Wo die Zensur beispielsweise den Ausdruck freier Meinungen hindert, wird jeder gegen das Ausland gerichteten Aufhetzung der Schein der Gesinnungstüchtigkeit schon deswegen innewohnen, weil man allgemein annimmt, daß eine über alle Machtmittel des Staates ungemindert verfügende Regierungsgewalt Angriffe gegen das Ausland in der Presse nicht dulden würde, wenn dieselben schädlich oder nachteilig wirken könnten. Bestände nun ein Gerichtshof auf Grund allgemein giltiger Vereinbarungen unter den Staaten, um über solche Rechtsverletzungen zu befinden, welche durch Kompetenzüberschreitungen der Regierungsorgane eines Staates gegenüber Ausländern hervorgerufen sein sollen, so würde schon das Vorhandensein einer derartigen Instanz als ein Faktor wirken, der im stande wäre, der aufgeregten Menge gewissermaßen einen Riegel vorzuschieben bis zur rechtmäßigen Entscheidung der Sache.

Nicht wenige Leute sind der Ansicht, daß der Wichtigkeit eines internationalen Rechtsstreits auch die Beschleunigung seiner Erledigung auf diplomatischem Wege notwendigerweise entsprechen müsse. Solche Leute wissen aber auf der anderen Seite sehr gut, daß jede sorgfältig im Rechtsverfahren zu führende Untersuchung ein bestimmtes Maß von Zeit notwendigerweise erfordert. Aus diesem Grunde steht zu erwarten, daß der juristische Weg der Sacherledigung in vielen Fällen der Aufrechterhaltung freundschaftlicher Gesinnungen unter den Regierungen dienstlich sein könnte.

Vor hundert Jahren war es die Geheimniskrämerei einer jetzt veralteten Kabinetspolitik, welche den Interessen des Friedens und des völkerrechtlichen Bestandes erhebliche Nachteile zufügte. Man verheimlichte und verschwieg wichtige Vorkommnisse und dekretierte alsdann, unbekümmert um die öffentliche Meinung, eine Kriegserklärung, die vielleicht vermeidbar gewesen sein würde, wenn die öffentliche Diskussion Zeit gefunden hätte, sich vernehmen zu lassen. Damals waren es die Philosophen oder die Ideologen, die Litteratoren und Schriftsteller, welche in Europa, im Gegensatz zur Kriegslust der Kabinette, die Stimme des Friedens erhoben und die Aufgabe der Versöhnlichkeit predigten. Heutzutage ist es der Entzündungszustand der öffentlichen Meinung und die Aufregbarkeit eingebildeter patriotischer Gesinnung, welche den Frieden unseres Weltteils am meisten gefährdet. Den Wandelungen des Zeitgeistes müssen aber notwendigerweise auch die Mittel in ihrer Entwickelung folgen, deren sich die Staatsgewalt zur Vertretung ihrer auswärtigen Interessen bedient. Das hergebrachte Mißtrauen der Diplomatie in die Fähigkeit des Richters, Völkerrechtsstreitigkeiten zu entscheiden,

Digitized by Google

mag durch die bisherigen Umstände häufig gerechtfertigt gewesen sein, zumal wenn man den Bildungsgang in Erwägung nimmt, den das richterliche Amt voraussetzte. Gegenwärtig liegt die Sache aber so, daß gewisse Staatsstreitigkeiten, deren Beilegung juristischen Beirat erfordert oder in positiven Rechtszuständen wurzelt, dem richterlichen Amte überlassen werden können, wenn für die Unabhängigkeit und Sachverständigkeit der urteilenden Personen ausreichende Bürgschaften gefunden werden. Es ist ein unnatürlicher Zustand, daß in allen inneren Angelegenheiten, insbesondere in der Zivil- und Strafrechtspflege die vermutete Leistungsfähigkeit der richterlichen Personen bis zum Unfehlbarkeitswahn sich gesteigert hat. Es gilt für respektwidrig und leichtfertig, richterliche Urteile, die in den schwierigsten Angelegenheiten ergangen sind, der Kritik zu unterziehen. Hier schweigt die Presse, gegenüber fehlerhaften Urteilen, wo Beruf und Pflicht dazu mahnen, zu reden; sobald aber die Rechtspflege des Auslandes in Betracht kommt, erwacht überall der Wahn, daß Unbefangenheit des Richters als Unmöglichkeit zu erachten sein würde. Die Staatsregierungen sagen sich in ihren Noten und Depeschen alle möglichen Artigkeiten, keine von ihnen aber ist bereit, in den internationalen Streitigkeiten eine rechtliche Entscheidung ausländischer Behörden als vertrauenswürdig anzunehmen. So kann man also sagen: bei der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes wird in den Augen der Politiker der Wert internationaler Rechtspflege überhaupt degradiert. Auch aus diesem Grunde erscheint es wünschenswert, endlich damit zu beginnen, daß wenigstens in Grenzstreitigkeiten und ähnlichen Angelegenheiten die Entscheidung einer unparteiischen Instanz überlassen werde, um zu verhüten, daß politische Kombinationen und eigennützige Interessen oder auch Schwäche und Nachgiebigkeit auf die Entscheidung von Streitpunkten Einfluß gewinnen, die ihrer innersten Natur nach rechtlicher Art sind.

Neue Heilmittel für Nerven.

Von

J. N. von Nußbaum.

Das Gehirn bildet eine Halbkugel, welche in das strangförmige Rückenmark übergeht. Bei hervorragend geistiger Entwicklung ist das Gesamtgewicht des Gehirns ein größeres und sind die Hirnwindungen viel feiner und zahlreicher.

Die graue Hirnrinde ist der Ort für die höheren psychischen Funktionen, und die Größe und das Übergewicht dieses Hirnteiles zeichnet den Menschen vor den Tieren und auch vor dem Affen aus. Die anderen Teile des Gehirns gehören lediglich mechanischen Aufgaben an.

Aus dem Gehirn und Rückenmark entspringen alle Gefühls- und Bewegungs-Nerven.

Digitized by Google

Aus dem Gehirn kommen die Geruchs-, Gesichts- und Gehörnerven. Die Gefühls- und Bewegungs-Nerven gehen größtenteils als fingerdicke oder federkieldicke Stränge, welche sich endlich fadenförmig zerteilen, aus dem Rückenmark heraus und überziehen die ganze Körperoberfläche vom Scheitel bis zur Sohle mit Nerven. Die Gefühlsnerven enden mit sogenannten Tastorganen, Tastkörperchen, welche dort, wo wir ein feines Gefühl haben, sehr zahlreich und eng aufeinanderstehen, dort, wo wir kein so feines Gefühl haben, aber sparsamer angehäuft sind.

Die Physiologen messen das Gefühl mit einem Zirkel, indem sie beobachten, wie weit die beiden Zirkelspitzen von einander entfernt sein müssen, bis der Untersuchte alle 2 Spitzen fühlt.

Hierbei zeigt sich, daß die Zungenspitze das feinste Gefühl hat.

Wenn die Zirkelspitzen nur einen Millimeter von einander entfernt sind, fühlt man schon beide Zirkelspitzen. Dann kommen die Fingerspitzen, wo die Zirkelspitzen nur 2 mm von einander entfernt sein müssen, auf daß man beide Spitzen fühlt.

Das wenigst feine Gefühl haben wir aber auf der Haut der Oberarme und des Rückens, wo die Zirkelspitzen 66 mm von einander entfernt sein müssen, bis wir beide Spitzen fühlen.

Am Rücken haben viele Menschen sogar ein paar kleine Stellen, wo sie garnichts fühlen, welche Stellen man Anodynieen nennt.

Interessant ist, daß unsere Gefühlsnerven kleine Temperaturunterschiede viel deutlicher unterscheiden als große.

Wenn man jemandem die Augen verbindet und dann einen kühlen und einen warmen Thaler auf dessen Stirn legt, so kann derselbe leicht unterscheiden, welcher Thaler kühl und welcher warm ist.

Wenn wir aber einen heißen und einen eiskalten Thaler auf die Stirn desselben legen, so fühlt der Geprüfte immer nur einen sehr unangenehmen Eindruck, kann aber den heißen und eiskalten Thaler nicht von einander unterscheiden.

Auch das Tempo der Berührung und Verletzung ist für die Größe des Schmerzes von enormem Einfluß. Ich erinnere mich oft daran, wie ich sah, daß Berliner Schuljungen unter großem Gelächter ihrer Kameraden feine Nadeln sehr langsam durch die Dicke der Hand stachen und keinen Schmerz dabei hatten.

Ebenso sind mir eine große Anzahl von Maschinen- oder Kriegsverletzungen der gräßlichsten Art erinnerlich, welche nicht die Spur eines Schmerzes machten. Bei kämpfenden Soldaten mag es allerdings die psychische Erregung, der Enthusiasmus sein, der den Schmerz ganz unfühlbar macht, aber sehr schnelle Verletzungen gehen auch ohne jede psychische Erregung schmerzlos vorbei.

Wenn im Kriege einem reitenden Offizier von einer Kanonenkugel der Schenkel weggerissen wird, so hat der Verletzte oft nur das Gefühl, als ob ihn jemand mit einem Stocke auf den Schenkel schlage.

Ich kenne einen jungen Müller, dessen rechter Arm von einem Transmissionsriemen erwischt wurde.

Digitized by Google

Plötzlich sah der Müller den Ärmel seines Rockes am Rade hängen und dachte sich, daß jetzt der ganze Rock ruiniert sei, hatte aber gar keine Ahnung, daß im Rockärmel auch sein rechter Arm gesteckt hatte. Erst als er das Blut aus seiner Brust strömen sah, merkte er, daß mit dem Rockärmel sein ganzer Arm schmerzlos von der Brust weggerissen war.

Ganz langsame Verwundung, wobei sich der Schmerz auf recht viele Zeiten verteilt und sehr schnelle Verletzungen, wobei die Trennung der Nerven schneller ist, als die Leitung des Schmerzes zum Bewußtsein gebracht werden kann, verringern oder verhindern den Schmerz.

Der Schmerz ist eine Hirnfunktion, aber wie der Vorgang dabei im Gehirn ist, wissen wir nicht. Wir wissen bestimmt, daß unsere Nerven ganz ähnlich den Telegraphendrähten sind, ja es ist sogar bewiesen, daß elektrische Ströme in unseren Nerven stattfinden und daß diese Ströme vom Stoffwechsel, von der Ernährung der Nerven abhängig sind. Die Thätigkeit der Nerven ist aber nicht so schnell als der elektrische Strom; es dauert viel länger, bis wir eine ausgedachte Bewegung ausführen oder bis uns die Berührung eines Nerven zum Bewußtsein kommt. Ein elektrischer Strom macht in 1 Sekunde 464 Millionen m, was wir ja jetzt täglich durch Telegraphen und Telephone ausnützen, während unsere Nervenerregung in 1 Sekunde nur 30—40 m durchläuft. Wenn ich also z. B. mit der Fingerspitze eine heiße Platte berühre, so bedarf dies ungefähr $^1/_{60}$ Sekunde Zeit, bis mir die Hitze zum Bewußtsein kommt. Die Nerven sind überall vom Blute ernährt. Das Blut bringt sowohl den mit den Lungen aus der Luft eingeatmeten Sauerstoff als auch die Nahrung, welche Blutgefäße aus dem Darme mitnehmen, zu den Nerven, und namentlich zu Gehirn und Rückenmark.

Ist ein Nerv über das Normale thätig, so tritt Ermüdung ein, weil die verbrauchten Stoffe vom Blute nicht mehr genügend nachgeschafft wurden. Es bleiben dann saure Zersetzungsprodukte im Nerven zurück, welche das Gefühl der Ermüdung geben, bis das neu hinzuströmende alkalische Blut die Säuren neutralisiert oder fortschwemmt.

Man darf sich daher gar nicht wundern, wenn man zu allen Zeiten gute Luft und gute Nahrung als die besten Heilmittel für Nerven bezeichnete.

Jeder Gedanke, jede Thätigkeit geht auch mit einer chemischen Veränderung im Nerven Hand in Hand.

Es ist nicht ganz unrichtig, wenn man von besserer Nahrung auch bessere Gedanken, bessere Nerventhätigkeit erwartet.

Man darf dies allerdings nicht so weit treiben, daß man meint, jemand, der heute gebratene Hühner verspeiste, antworte viel gescheiter und tüchtiger als ein anderer, welcher nur Kartoffel aß.

So lächerlich dies für einen Gedanken, für eine Antwort ist, so kann doch ein gewisser Grad von Wahrheit nicht geleugnet werden. Jeder General weiß, daß seine Soldaten mit ganz anderem Feuer in die Schlachtlinie marschieren und kämpfen, wenn sie gut gegessen und getrunken hatten; durch magere Ernährung

Digitized by Google

und Hungern bändigt man oft den wildesten Charakter, die Depression der hungernden Nerven ist unleugbar.

Landstriche, in welchen Armut herrscht und recht schlecht gegessen wird, zeichnen sich höchst wahrscheinlich in keiner Richtung besonders aus.

Alle Willensimpulse, alle Vorstellungen, alle psychischen Affekte müssen wir als Leistungen unserer Nervenmasse betrachten; die Kindesliebe wie die Freundschaft wie die Rache, wie alle geistige Arbeit; doch das Wie? Auf welche Weise unsere Nervenmasse so große Leistungen zustande bringt, das hat noch niemand ergründet.

Bei diesen geheimnisvollen, fast ganz ungekannten Verhältnissen darf man sich nicht wundern, wenn man die Nerven Jahrtausende kaum zu berühren wagte. Erst in unserem Jahrhundert, wo man neben guter Nahrung und guter Luft auch Abhärtung durch kalte Waschungen, Douschbäder und Elektrizität als Nervenheilmittel zu benutzen anfing, versuchte man bei Nervenverletzungen und Nervenerkrankungen auch verschiedene chirurgische Eingriffe und zwar mit dem brillantesten Erfolge. Während man sonst, wie gesagt, die Nerven kaum zu berühren wagte, scheut man sich jetzt nicht, eine Reihe von Operationen an den Nerven selbst zu machen.

Ist ein Nerv abgeschnitten oder abgerissen und deshalb ein Arm oder Fuß gefühllos und lahm, so nähen wir den abgerissenen oder abgeschnittenen Nerven mit feinster Seide oder karbolisiertem Schafsdarm wieder zusammen und stellen so die Telegraphenleitung wieder her und bringen oft Gefühl und Bewegungsfähigkeit wieder. Ist ein ganzes Stück aus einem Nerven herausgerissen und deshalb Gefühl und Bewegung gelähmt und deshalb ein Zusammennähen nicht möglich, so nähen wir in die Lücke kleine Stückchen nachbarlicher Nerven oder gar ein Stück eines Tiernervs hinein oder wir brechen den Knochen, schieben ihn übereinander und machen so den Arm kürzer, daß der zusammengenähte Nerv lang genug ist.

Bei Kaninchen und Hühnern ist es schon wiederholt gelungen, wenn Lähmung da war, weil ein Stück des Nerven ganz fehlte, dieses Stück durch Einnähen eines fremden Nervens zu ersetzen.

Bei den heftigsten Nervenschmerzen und bei Krämpfen aller Art suchen wir die Nerven auf, nehmen sie in die Hand und dehnen sie zentrifugal und zentripetal und haben oft die glänzendsten Erfolge davon.

Eine große Anzahl von Epilepsien wird in der Jetztzeit teils durch solche Dehnung der Nerven, teils dadurch geheilt, daß wir Narben am Kopf, in welche Nerven hineingewachsen sind, samt einem kleinen Stück Knochen und einer kleinen Partie des anhängenden Gehirns entfernen. Die erreichten Resultate sind in hohem Grade überraschend. Es bleiben oft epileptische Anfälle ganz aus, welche im verflossenen Jahre über 200 Mal aufgetreten waren.

Alle diese Eingriffe gehören der Neuzeit an. Ich möchte Ihnen aber heute Rapport machen über einige Heilverfahren, die im gegenwärtigen Moment das größte Aufsehen erregen, weil die Resultate unleugbare und bisher ungekannt gute sind.

Digitized by Google

Sie alle wissen den großen Wert, den wir dem Turnen zuerkennen müssen, allein das Turnen ist ja für wirklich kranke Menschen unbrauchbar, da es viel Kraft erfordert und nur ein Teil der Turnübungen auf Kräftigung der Muskel beruht, ein anderer Teil durch eine gewisse Übung, Geschicklichkeit und Kunst erreicht wird. Deshalb ist die Einwirkung des Turnens auf Krankheiten nur mehr oder weniger eine prophylaktische. Aber aus dem Turnen sind *2 große Heilmittel hervorgegangen*: die schwedische Heilgymnastik und die Massage.

Die schwedische Heilgymnastik hat drei große Rezepte und kann fast auf alle Organe des Menschen günstig einwirken. Die schwedische Heilgymnastik macht passive, aktive und duplizierte Bewegungen. Passive Bewegungen sind solche, wobei der Kranke gar nichts zu thun hat; der Arzt oder Gymnast aber drückt, knetet, reibt, streicht und erschüttert den kranken Körperteil. Diese passiven Bewegungen leisten bei lahmen und steifen Gliedern oft wunderbare Resultate.

Viele passive Bewegungen sind der Massage ganz gleich; auch gegen die Trägheit des Unterleibes leisten solche passive Bewegungen recht viel. Seit hundert Jahren gehen in der Weltstadt Rom am frühen Morgen alte Frauen von Haus zu Haus und reiben und kneten den trägen Unterleib verschiedener Kranken.

Es macht nun gegenwärtig eine Heilanstalt in London das größte Aufsehen, wo Dr. Hellgren, ein Laie, bei verschiedenen Nervenleiden die Nerven aufsucht, passive Bewegungen, sogenannte Nervenvibration erzeugt und Resultate liefert, die so auffallend sind, daß die Wissenschaft davon Notiz nehmen muß. Diese *Nerven-Vibration* ist unleugbar ein neues großes Heilmittel für die Nerven.

Ein zweites Rezept der Heilgymnastik bilden die aktiven Bewegungen; selbe stehen dem Turnen am nächsten, werden aber weit langsamer gemacht und sind deshalb für den Stoffwechsel auch wirksamer als das Turnen. Das dritte und wirksamste Rezept der Heilgymnastik bilden die sogenannten duplizierten Bewegungen.

Jede Bewegung, welche der Patient macht, während ein Widerstand geleistet wird, ist eine duplizierte Bewegung.

Hebt der Patient den Arm langsam auf, so ist dies eine aktive Bewegung, geben wir ihm ein Gewicht in die Hand, so muß er sich schon mehr plagen, den Arm zu heben, das Gewicht bildet einen Widerstand, daher nennt man die Bewegung jetzt schon eine duplizierte. Der Widerstand kann aber auf verschiedene Art geleistet werden. Hebt der Patient den Arm auf, während er an einem Kautschukschlauch zieht, haben wir auch eine duplizierte Bewegung.

Den besten Widerstand liefert die Hand des Arztes, welche dem Patienten das Erheben eines Gliedes beliebig erschweren kann.

Diese duplizierten Bewegungen erfordern natürlich die meiste Muskelanstrengung, machen daher den Muskel auch am stärksten blutreich und leiten das Blut am ergiebigsten von Gehirn und Nerven, von Herz und Lunge weg, bilden gleichsam einen fortwährenden Sinapismus.

An der Brust haben sie noch eine andere sehr schätzenswerte Wirkung. Da sich nämlich die Brust- und Armmuskeln an den Rippen ansetzen, so können kräftige

Digitized by Google

Muskelbewegungen den Rippenkorb so günstig erweitern, daß der phtysische Habitus, die enge zur Lungensucht disponierende Brust, sehr gut erweitert wird und keine Gefahr mehr bringt.

Teils um recht kräftig passive Bewegungen machen zu können, teils um bei duplizierten Bewegungen größeren Widerstand zu leisten, hat man nun in neuester Zeit eine Maschinen-Gymnastik ersonnen. Es giebt jetzt Institute, wo 20—30, ja sogar 50 Maschinenapparate, wovon ein Teil durch Dampfkraft getrieben sind, aufgestellt sind, um die Nerven zu walken, zu streichen, in Vibration zu bringen und recht kräftigen Widerstand zu leisten. Diese Maschinen-Gymnastik bringt sehr bemerkenswerte Erfolge, so daß die Wissenschaft darauf bedacht sein muß, das, was jetzt noch in Laien-Händen schon viel Gutes leistet, zu studieren und noch mehr auszubeuten. Es ist sehr interessant, daß viele bedeutende Heilmittel zuerst immer lange in Laienhänden waren, bis sich die Wissenschaft darum annahm. Denken Sie nur an die jetzt von jedem Kliniker hochgeachtete Hydropathie. Wie lange war selbe nicht in den Händen ihres Erfinders, des Bauern Prießnitz?

So wird es mit der obengenannten Maschinen-Gymnastik auch gehen. Wie ich höre, werden wir in Bayern bald eine solche Maschinen-Gymnastik besitzen. Professor Schönborn in Würzburg soll daran sein, solche Apparate aufzustellen.

Damit Sie sich eine Vorstellung machen können, wie man eine Maschine zu Heilzwecken benützt, zeige ich Ihnen hier einen sogenannten Ergostaten. Es ist dies eine Maschine, von Dr. Gärtner in Wien erfunden, welche eigentlich zur Entfettungskur bestimmt ist.

Nach den ausgezeichneten Arbeiten von unseren Gelehrten Geheimrat von Pettenkofer und Obermedizinalrat von Voit geschieht alle Muskelarbeit auf Kosten der Kohlenhydrate, auf Kosten des Fettes. In 10stündiger Arbeit werden ungefähr 8 gr Fett verloren. Wenn die Muskeln angestrengt werden, setzt sich kein Fett an. Kein Bauer spannt den Ochsen, welchen er mästen will, vor den Pflug. Das beste Futter würde nichts nützen.

Muskelarbeit ist auch die rationellste Entfettungskur, denn Beschränkung der Diät ist viel schwerer zu ertragen und viel unsicherer. Der Ergostat, diese Maschine, welche ich Ihnen hier zeige, hat den großen Vorteil, daß er eine Kurbelarbeit verlangt. Mit der Kurbel werden nämlich eine große Anzahl von Muskeln angestrengt, am Hals und Nacken, an Brust und Rücken, am Unterleib, an Armen und Füßen. Deshalb kann man auch mit der Kurbel die meiste Arbeit leisten, und richten große Bauunternehmer die schwerste Arbeit für die Kurbel ein.

Bei diesem Ergostaten werden so viele Muskeln in Anspruch genommen, daß jeder Mensch, welcher z. B. bei der gegenwärtigen Hebelbelastung hundertmal umdreht, immer ungefähr 1 gr Fett verliert. Ich zeige Ihnen aber diesen Apparat nicht, weil ich ihn für die beste Entfettungskur halte, sondern weil er auch bei Überreizung des Gehirnes und der Nerven ein herrliches Heilmittel ist.

Wir wissen bestimmt, daß jenes Organ, welches wir stark anstrengen, von Blut überfüllt wird, und wissen, daß durch einen thätigen Muskel viel mehr Blut läuft als durch einen ruhenden. Wenn wir daher bei Überreizung des Gehirnes

Digitized by Google

und der Nerven durch diesen Apparat recht viele Muskel arbeiten lassen, ziehen wir das Blut in wohlthätigster Weise von dem Gehirne weg auf die Muskel. Ein russischer Gelehrter, welcher in Gefangenschaft kam, mußte Strafarbeit leisten und wurde in einer Buchdruckerei zum Radtreiben verwendet. Bei dieser Kurbelarbeit wurde sein früher sehr leidender Kopf so gut, daß er schon nach ein paar Wochen nachhause schrieb, daß er jetzt gesünder und heiterer sei als je.

Wenn man bedenkt, welche Masse von Muskeln am menschlichen Körper sind und daß sie alle dazu da sind, damit sie benützt werden; wenn man bedenkt, was Tänzer, Gaukler, Kunstreiter und Equilibristen mit den nämlichen Muskeln leisten, die wir auch alle besitzen, so darf man sich nicht wundern, wenn ein Büreaumann, ein Gelehrter, der keine Muskelbewegung macht, als vielleicht täglich zweimal seinen kleinen ebenen Büreauweg, und wenn eine Salon-Dame, die nur wöchentlich ein paarmal, wenn es schön Wetter ist, spazieren geht, ich sage, man darf sich nicht wundern, wenn solche Leute, die nur ein paar Fuß-Muskeln ein klein wenig anstrengen, nervös überreizt und krank werden. Seit Eisenbahn, Telegraph und Telephon jeden interessanten Gedanken in wenigen Minuten auf der ganzen zivilisierten Welt verbreiten, wächst die Anforderung an den geistig thätigen Menschen. Schon die Kinder findet man nervös überreizt. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, das Turnen in den Schulen einzuführen, um der Überfüllung des Gehirns mit Blut ein Gegengewicht zu bieten.

Ich bezweifle es nicht, daß diese wohlthätige Einrichtung alsbald zum Wohle der Kinder eine bedeutende Vergrößerung erfahren wird. Ebenso möchte ich auch einem solch' kleinen Apparate wie diesem Ergostaten eine große Zukunft voraussagen. Wer sein Gehirn viel anstrengen muß und keine Gelegenheit hat zu größeren Muskelarbeiten wie Bergsteigen, Gartenarbeit, Schreinerei, Holzspalten und ähnlichem, der würde mit dem größten Vorteil einen solch' kleinen Apparat gebrauchen, welcher billig ist, in jedem Winkel Platz hat und eine vortreffliche Entlastung des Gehirnes und der Nerven erwirkt. Die Zukunft wird in dieser Beziehung manches Bedürfnis zeigen.

In der neuesten Zeit hat aber die ganze zivilisierte Welt ihr Augenmerk noch auf ein Heilmittel gerichtet, von dem ich Ihnen heute auch etwas erzählen möchte.

Es ist dies: die Hypnose, oder der tierische Magnetismus. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich eine sehr schlüpfrige Bahn betrete, wenn ich davon zu sprechen wage, aber ich baue auf die vielen Beweise von Vertrauen, welche ich in München schon erlebt habe, so daß ich glaube, daß man mich nicht für fähig hält, einer Schwindelei das Wort zu reden. Ich fühle mich um so mehr verpflichtet, bei dem heutigen Thema meines Vortrages davon zu sprechen, als ich schon recht oft darüber befragt wurde.

Viele halten heute die ganze Angelegenheit noch für einen Schwindel, eine Gaukelei, während andere ein ganz wunderbares magnetisches Fluidum annehmen, welches in diesem oder jenem Menschen stecken müsse.

Beide Anschauungen dürften aber nicht die richtigen sein, sondern die Hypnose, der tierisch-magnetische Schlaf ist offenbar ein Reizzustand unserer Nerven, unseres

Digitized by Google

Gehirnes und Rückenmarkes, und da wir alle nahezu gleich ausgestattet sind, so bezweifle ich gar nicht, daß jeder Mensch hypnotisieren kann, und daß jeder Mensch hypnotisiert oder magnetisiert werden kann. Nur scheint der eine mehr dafür geeignet zu sein als der andere.

Die Hypnose, der tierische Magnetismus, ist eine höchst interessante Eigenschaft des Nervensystems, welche uns eine Reihe von Wundern erklären hilft. Leider blieb diese interessante Angelegenheit bis auf die allerneueste Zeit fast ganz in Laienhänden, weil der sogenannte Mesmerismus, wie man den tierischen Magnetismus im vorigen Jahrhundert nannte, so viele gaukelhafte Schaustücke damit lieferte und eine so lukrative Ausbeute machte, daß sich jeder wissenschaftlich gebildete Arzt seines Studiums schämte, weil er fürchtete, alsbald auch für einen Schwindler gehalten zu werden.

Sogar der berühmte Engländer Braid, der all' seine Kraft und seinen Mut zusammenraffte und die Hypnose als eine wertvolle physiologische Errungenschaft hinstellte, sogar Braid konnte nicht durchdringen und zog sich wieder zurück.

Erst in den letzten zehn Jahren haben gelehrte Ärzte, Professor Charcot in Paris und die Schule von Nancy und einige andere, die bewundernswerten Thatsachen gesammelt, studiert und zum Nutzen der Kranken zu verwerten gesucht. Der tierische Magnetismus, die Hypnose, ist eine wunderbare Thätigkeit, welche der Schöpfer in unsere Nerven gelegt hat.

Schon bei der Massage hatten einige behauptet, daß es nicht gleichgültig sei, ob die Massage von diesem oder jenem Menschen gemacht würde. Für die meisten Fälle z. B. für eine geschwollene dicke Hand, für ein steifes, dickes Knie halte ich es aber für vollständig gleichgültig, ob dieser oder jener, oder ob der Kranke selbst sein Knie massiert, reibt, drückt und klopft. Man will ja mit der passiven Massage-Bewegungen eine Geschwulst nur zerteilen, verreiben, auseinanderstreifen, aber für nervöse Krankheitszustände, wenn die Massage angewandt wird, für neuralgische Schmerzen und Krämpfe, da will ich schon zugeben, daß die Hand, welche massiert, nicht ganz gleichgültig ist. Wir haben ja manche Thatsachen, welche diese Annahme unterstützen.

Niemand kann sich z. B. selbst so kitzeln, daß er stark lachen muß, während fremde Hände einen Menschen totkitzeln können.

Ein noch grellerer Beweis, daß die berührende Hand oft nicht gleichgültig sein dürfte, wird von der verschiedenen Empfindlichkeit gegen Elektrizität geliefert.

Die meisten von Ihnen werden wissen, daß es positiv und negativ elektrische Körper giebt.

Was durch Reiben so elektrisch wird, daß es alle kleinen, leichten Körper an sich zieht, nennt man positiv elektrisch. Siegellack ist positiv elektrisch, Metall, z. B. Eisen, ist negativ elektrisch, d. h. wenn wir Siegellack reiben, so wird es so elektrisch, daß es alle leichten Körper, Papierschnitzchen, Korkstückchen u. a. an sich zieht, während Metalle durch Reiben nicht elektrisch werden. Professor Charcot in Paris, der sich ganz hervorragend mit Magnetismus und Elektrizität beschäftigt, zeigte einem berühmten medizinischen Gelehrten z. B. eine Dame, welche durch ihr Gefühl augenblicklich

Digitized by Google

unterscheiden konnte, in welcher Schachtel ein elektrisch positiver und in welcher ein elektrisch negativer Körper eingewickelt war, obwohl ein Bröckchen Siegellack und ein Bröckchen Eisen in viele Papiere und in zwei ganz gleiche Schachteln eingewickelt war.

Ein so feines Gefühl dürfte auch ein Beweis sein, daß die Homöopathie kein Betrug ist wie viele glauben; denn wenn man durch viele Papiere und Schachteln hindurch noch deutlich unterscheidet, ob man einen elektrisch positiven oder negativen Körper in der Hand hat, dann kann man wohl auch die Wirkung eines Milliontel Tropfens fühlen. Es sind zwar nur ganz wenige Menschen so feinfühlend. Ich will Ihnen noch einen Beweis erzählen, daß die verschiedenen Menschen verschieden große Elektrizität besitzen. Es giebt Stubenmädchen, meistens sind es brünette, schwarzäugige Mädchen, welche keiner Dame die Haare frisieren können, weil ihre Finger so elektrisch sind, daß die leichten Haare den Fingern nachlaufen und alle in die Höhe stehen, sobald das Stubenmädchen die Hände vom Kopfe der Dame wegzieht; während ein blondes, blauäugiges Stubenmädchen die gleichen Haare vielleicht ganz mühelos glatt kämmt.

Sie alle wissen, daß Magnetismus und Elektrizität ganz enge mit einander verwandt sind. Man kann ja jeden Eisenstab sofort zu einem kräftigen Magnet machen, wenn man den Draht eines galvanischen Stromes um ihn herumwickelt; umgekehrt kann man aber auch in jedem Kupferdraht einen elektrischen Strom erzeugen, wenn man denselben um einen Magnet herumwickelt. Die enge Verwandtschaft von Elektrizität und Magnetismus läßt sich also gar nicht leugnen, deshalb es auch sehr wahrscheinlich ist, daß Menschen, welche sehr verschiedene Grade der Elektrizität zeigen, auch für den Magnetismus von einander verschieden disponiert sind.

Man nennt den hypnotischen Schlaf auch den tierisch magnetischen Schlaf, weil der metallische Magnet auf solche Schlafende einen ganz enormen Eindruck macht. Ist jemand in Hypnose, respektive in hypnotischen Schlaf gebracht, und man nähert einen metallischen Magnet, so tritt große Unruhe ein, und es entsteht eine höchst merkwürdige Erscheinung, welche man Transfert, einen Umtausch, nennt. Schreibt der Schlafende z. B. mit der rechten Hand einen Vers, so schreibt er, wenn man einen Magnet nähert, mit der linken Hand, und zwar sogenannte Spiegelschrift, wenn er selbe auch nie gelernt hat.

Ist der linke Arm von Krämpfen befallen und man bringt, während dieser Patient im hypnotischem Schlafe liegt, einen Magnet in die Nähe, so geschieht der Transfert, daß der Krampf vom linken Arm auf den rechten übergeht.

Ferner wandelt der Magnet auch alles in das Gegenteil um.

Hat man dem Schlafenden z. B. beigebracht, daß er diese oder jene Person haßt, so bewirkt der genäherte Magnet den Transfert des Hasses in Liebe, der Freude in Leid.

Der tierisch magnetische Schlaf, die Hypnose, wird immer durch Konzentration aller Gedanken auf den Schlaf und durch monotone Erregung der verschiedenen Nerven erzeugt.

Digitized by Google

Das sogenannte Medium, das ist die Person, welche sich einschläfern läßt, muß alle Gedanken auf den Schlaf konzentrieren. Die einen Ärzte schläfern dann ein, indem sie bis zur Ermüdung schwach glänzende Gegenstände z. B. einen Metallknopf an die Nasenwurzel halten und fest hinieren lassen. Andere lassen auf das Ticken einer Uhr lauschen, wieder andere machen sogenannte Passes, monotone Streifungen, und eine große Anzahl von Ärzten hypnotisieren nur dadurch, daß sie immer zureden, an den Schlaf zu denken. Dies ist die sogenannte Suggestion, wobei man alles, was man nur will, einreden, respektive suggerieren kann.

Bei einigen dauert es nur ein paar Minuten, bis sie schlafen, bei anderen geht es noch nach einer Stunde nicht. Je öfter jemand hypnotisiert wird, desto leichter geht es. Schließlich kann man sogar durch das Telephon dem Kranken befehlen, daß er schlafen soll, worauf sich derselbe, selbst wenn das Telephon 1800 Meter entfernt ist, hinlegt und schläft. Der magnetische Schlaf dauert stundenlang und tagelang, bis der Operateur sein Medium weckt. Während dieses Schlafes ist die eingeschläferte Person in einem hochgradigen Erregungszustande der Nerven.

Solche Schlafende lesen ganz kleine Schrift in großer Entfernung, hören leises Sprechen durch dicke Mauern. Dieselben sind vollkommen willenlos, sind das willenlose Werkzeug des Magnetiseurs. Zur Stunde vermögen wir die Absicht des Schöpfers noch gar nicht einzusehen. Nur das, was der Magnetiseur thut und sagt und will, existiert für die schlafende Person. Wenn der Arzt z. B. einen Knaben einschläfert, dessen Vater und Mutter danebenstehen und zuschauen, und der Arzt sagt zu dem schlafenden Knaben: „Ihre Mutter ist nun fortgegangen", so existiert für den schlafenden Knaben die Mutter nicht mehr. Selbe darf den Knaben stechen, schlagen und zwicken. Derselbe fühlt nichts davon und bleibt ruhig liegen, während er laut aufschreit, wenn ihn der Vater ein wenig sticht oder kneipt. Der Schlafende ist eben das willenlose Werkzeug des Operateurs.

Dieser Zustand hat natürlich eine sehr ernste forense Bedeutung, obwohl hervorragende Juristen behaupten, daß unsere gegenwärtigen Gesetzbücher hierfür ausreichen.

Das Allerbedenklichste möchte ich in dem sogenannten posthypnotischen Zustand suchen, da der Schlafende vom Magnetiseur auch Befehle bekommen kann, welche er erst eine oder mehrere Tage nach dem Schlafe ausführen muß und auch wirklich ausführt.

Wenn der Arzt resp. der Magnetiseur zu dem schlafenden Knaben sagt: „Morgen mittag 12 Uhr werden Sie ihren Bruder ins Gesicht schlagen," so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß dies geschieht, obwohl der Knabe gar nicht weiß, daß ihm dies im Schlaf befohlen wurde. Zur Warnung vor diesem posthypnotischen Zustande möchte ich Ihnen noch ein anderes Beispiel erzählen. Einer alten Dame wurden Schmuckgegenstände gestohlen, der Arzt bringt die zwanzigjährige Enkelin in magnetischen Schlaf und sagt zu ihr: „Schauen Sie durch das Schlüsselloch, so

Digitized by Google

sehen Sie, wie Ihr Vetter Max aus dem Körbchen die Schlüssel nimmt, den Schrank der Großmama öffnet, die Pretiosen nimmt, wieder zusperrt, die Schlüssel an ihren Platz legt und fortgeht. Sie sehen alles so genau, daß Sie es bei dem Herrn Untersuchungsrichter beschwören können. Die junge Dame erwachte und wußte gar nicht mehr, was im Schlafe zu ihr gesagt worden war, wurde aber vier Tage später beim Untersuchungsrichter eidlich vernommen und schwur darauf, daß sie den Diebstahl ihres Vetters durch das Schlüsselloch deutlich beobachten konnte. In diesem posthypnotischen Zustande sagte sie alles genau, so wie es ihr der Arzt eingeredet hatte.

Allerdings sagen die Juristen, daß der falsche Eid, überhaupt jedes Verbrechen in magnetischem Schlafe, wie im posthypnotischen Zustande, immer auf den Hypnotiseur, auf den Arzt, den Magnetiseur, nie auf die hypnotisch eingeschläferte Person zurückfällt.

Eine andere Frage ist aber, ob es immer klar wird, daß dies oder jenes während der Hypnose suggeriert, eingeredet wurde.

Es läßt sich gar nicht leugnen, daß sich durch die Suggestion, durch das Zureden während des magnetischen Schlafes viel Unrecht, Erbschleicherei und alles mögliche Böse erreichen läßt.

Sie sehen, man muß von einem Mißbrauch dieser wunderbaren angeborenen Nerventhätigkeit sehr warnen. Auch in körperlicher Beziehung kann dadurch sehr geschadet werden. Öfters hypnotisiert werden, ist entschieden schädlich, bei manchen entsteht sogar eine ernste Nervenkrankheit daraus, ein wirklicher Somnambulismus, der ihn zu einem unglücklichen Menschen macht. Daher gehört dieses große Nervenexperiment ganz und gar in wissenschaftliche Hände, in die Hände der Ärzte und in die Hände der Physiologen. Zu Schauspielen, zu Gaukeleien soll der magnetische Schlaf nie benutzt werden. Man fängt jetzt auch an verschiedenen Orten an, dies zu verbieten. Namentlich gehören Krankheitszustände nicht auf das Theater zur Belustigung.

Jetzt, wo die Ärzte einmal anfangen, die Sache zu studieren, sollte selbe nur noch in wissenschaftlicher Hand bleiben. Man wird da bald sehen, was sich zum Nutzen der kranken Menschen damit machen läßt.

Wenn man schon bei Chloroformnarkosen die Ärzte warnen muß, nie ohne Zeugen zu narkotisieren, so gilt diese Warnung noch viel mehr für die Hypnose.

Das, was ich Ihnen bis jetzt erzählte, war alles vom Übel und gefährlich, wovor man warnen mußte.

Die guten Resultate des magnetischen Schlafes möchte ich in drei Ordnungen bringen.

Erstens kann man bei manchen Kranken dadurch eine Ruhe, eine Beruhigung, einen hypnotischen Schlaf erzeugen, der für den vorhandenen Erregungszustand unendlich wertvoll ist und durch nichts Anderes, weder durch Opium und Morphium noch durch Wein oder Chloralhydrat so wirksam erzeugt werden kann; sogar das rasch schlagende Herz hat man dadurch schon zur ruhigerer Bewegung gebracht.

Digitized by Google

Die zweite bedeutende Leistung des magnetischen Schlafes ist die Anaesthesie, die Befreiung von Schmerz. Die Anaesthesie ist an manchen hypnotisierten Personen so groß, daß man kranke Arme und Füße schon schmerzlos amputierte, und wiederholt glaubte man, man könne dadurch die Chloroformnarkose mit allen ihren Unannehmlichkeiten und Gefahren ersparen; allein es giebt sehr viele Menschen, bei welchen eine solche Anaesthesie nicht eintritt, sodaß bis zur Stunde die Chloroformnarkose noch nicht entbehrlich ist.

Die allergrößten Resultate erreicht man aber drittens durch die Suggestion, durch das Zureden des Magnetiseurs. Wenn ich Ihnen bereits böse Vorkommnisse von Suggestion erzählt habe, so kann die Suggestion auch zu vielem Nützlichen und Guten, selbst zu ganz frommer Eingebung und Betrachtung, bei Nervenleiden zu ganz bedeutenden Heilzwecken benützt werden.

Wenn ich von Nervenleiden spreche, die man durch Suggestion, durch Zureden im magnetischen Schlafe heilen kann, so dürfen Sie nicht an eingebildete oder gar simulierte Leiden denken, sondern an wirkliche Schwächen und Krämpfe und Schmerzen, die durch kranke Nerven hervorgerufen werden.

Denken Sie z. B., jemand sieht einen epileptischen Anfall, erschrickt recht davor und bekommt nun selbst epileptische Anfälle, wie man dies öfter hört.

Dies kann und muß man doch ein wahres Nervenleiden nennen. Da ist keine Narbe am Kopfe, keine Geschwulst im Gehirne, welche Epilepsie macht, sondern lediglich ein krankes Nervensystem. Das ist gewiß ein höchst passender Fall für die Suggestion im hypnotischen Schlafe, und solche Fälle giebt es sehr viele. Dutzende haben schon durch Schrecken die häßlichen Zuckungen und Bewegungen des Veitstanzes geerbt.

Solche traurige Nervenzustände muß man daher Nervenkrankheiten nennen, ohne ernst objektive Veränderungen, und solche sind es zweifellos, welche ganz besonders für Heilung durch den magnetischen Schlaf, namentlich durch Suggestion passen.

Jede Empfindung kann man durch Suggestion geben und jede nehmen. Krämpfe, Schmerzen und Lähmungen, denen keine bedeutenden objektiven Veränderungen zu Grunde liegen, werden das Hauptkontingent für die Hypnose sein.

Im hypnotischen Schlaf kann man jede Arzneiwirkung durch Suggestion erreichen, gleichgültig ob die Arznei wirklich vorhanden oder nur fingiert wird.

Wenn der Hypnotiseur einem schlafenden Knaben eine einfache Visitenkarte auf den entblößten Arm legt und zu dem Schlafenden bestimmt sagt: „Sie werden jetzt an der bedeckten Stelle Brennen fühlen und einen roten Fleck bekommen", so klagt der Knabe beim Erwachen über Brennen und hat einen roten Fleck am Arme so groß, wie die aufgelegte Visitenkarte war. Die Suggestion bei magnetischem Schlaf giebt uns einen Schlüssel für weitere wunderbare Vorgänge. Das unbedingte Vertrauen hat ja schon tausende von wunderbaren Heilungen gebracht, und das unbedingte Vertrauen kann während des magnetischen Schlafes eingeredet, suggeriert werden. Zu dem berühmten Fürsten Hohenlohe kam ein Mann, der wegen Zungenlähmung nicht sprechen konnte.

Digitized by Google

Fürst Hohenlohe wollte die Temperatur der kranken Zunge messen und steckte einen feinen Thermometer unter die Zunge. Der Kranke, der mit festem Vertrauen zum Fürsten Hohenlohe gekommen war, hielt den Thermometer für ein Instrument, womit Hohenlohe die Zunge operieren würde, fiel auf die Kniee und rief mit fester Stimme aus: „Gott sei Dank, ich bin geheilt, ich kann wieder sprechen."

Auf ganz gleiche Weise müssen viele Wunder erklärt werden. Die frommen stigmatisierten Jungfrauen, die Schmerzlosigkeit der christlichen Märtyrer während der gräßlichsten Verstümmelung, das unschädliche lange Hungern mancher frommen Leute läßt sich durch Suggestion durch Einreden von zweiten Personen oder durch Selbst-Suggestion erklären. Ich glaube nicht, daß dies den Lehren der katholischen Kirche zuwiderläuft, wenn man behauptet, die Betrachtungen der frommen stigmatisierten Jungfrauen waren so innig, so tief, sie dachten sich so ernst in die Schmerzen und das Bluten der fünf Wunden hinein, daß wirklich Bluts-Tropfen an den Handtellern herauskamen. Alles, was Christus auf Erden sagte, ist wahr. Niemand kann eine Lüge nachweisen.

Christus sagte aber zu seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr einen Glauben hättet ein Senfkorn groß, so könntet ihr zu den Bergen sagen, geht da weg und geht dorthin, und nichts wäre unmöglich."

Nur so läßt es sich erklären, daß bei einer tiefen Betrachtung der Wunden Christi die eigenen Hände zu bluten beginnen.

Man hat in ärztlichen Kreisen durch Suggestion und Zureden schon Blutabgang an verschiedenen Körperstellen gebracht, so kann man auch Blutungen aus den Handtellern kommen lassen. Natürlich gab es unter den stigmatisierten Jungfrauen auch Betrügerinnen. Mein berühmter Vorgänger Geheimrat von Walther soll einmal eine solche Betrügerin entlarvt haben. Das fromm scheinende Mädchen hatte jeden Freitag Blutungen in den Handtellern. Vorgesetzte von ihr, denen die Sache nicht recht wahr vorkam, weil das Mädchen in ihrem übrigen Lebenswandel nicht so gar fromm war, gaben sie zur Beobachtung in ein Separat-Zimmer.

Das Mädchen hatte auch dort alle Freitage blutige Hände. Geheimrat von Walther legte mit Salbe und Leinwand einen Verband über die Hände und siegelte denselben mit seinem Siegelring zu.

Man war sehr erstaunt, als trotz unverletztem Siegel am Freitag die Hände nach Abnahme des Verbandes sehr blutig waren. Geheimrat von Walther legte nochmals einen solchen Verband an und siegelte ihn wieder zu, aber diesmal legte er zwischen zwei Leinwandschichten, ohne daß es das Mädchen sah, ein kleines Blättchen Tabakblei hinein. Am nächsten Freitag waren die Hände wirklich wieder blutig, aber das hineingewickelte Blättchen des Tabakbleis zeigte deutlich, daß mehrmals eine Nadel durch den Verband durchgestochen worden war. Die Betrügerin war also entlarvt, da man ihr nachweisen konnte, daß sie die Blutungen mit einer Nadel erzeugt hatte. Allein es ist gar nicht zu bezweifeln, daß andere fromme Mädchen sich die blutenden Hände durch tiefe und wirklich fromme Betrachtungen der Schmerzen Christi und durch Hinlenken des Blutstromes an ihre Hände erzeugt hatten.

Digitized by Google

Manches andere Gute und Brauchbare für das Leben läßt sich noch erwarten, da man sowohl Liebe als Haß, Eifer und Fleiß zusprechen kann und der Erfolg auch ganz bestimmt pädagogisch verwertbar ist. Der österreichische Rittmeister Balassa soll die Hypnose auch bei den wildesten Pferden, die auf gewöhnliche Weise nicht abzurichten waren, mit dem schönsten Erfolge angewandt haben.

Zur Erreichung solcher Zwecke ist aber in erster Linie die Disposition zum magnetischen Schlaf nötig, welche wir Deutsche wenigstens den jetzt üblichen Methoden gegenüber in keinem hohen Grade zu besitzen scheinen, während unsere französischen Nachbarn die brillantesten Resultate liefern.

Als ich mich vor 30 Jahren einmal mehrere Monate in Paris aufhielt, waren jeden Donnerstag abends in einem Kaffee des Palais royal Sitzungen eines philantropischen Vereins, wo Ärzte und Nichtärzte gegen ein ganz kleines Entree Zutritt hatten.

Man nahm es den französischen Ärzten oft übel, daß sie alle Laien in diese magnetischen Angelegenheiten einweihten, allein da man bei der Hypnose so viel erlebt, wovor man warnen muß, ist es gewiß nützlich, ein wenig etwas davon zu wissen. Man kann sich dann eher vor Gefahren bewahren.

In Paris wurden nun alle Leute, welche es wünschten, magnetisiert, und von 10 Parisern ist es bestimmt bei 5—6 gelungen, sie einzuschläfern und die wunderbarsten Experimente damit zu machen.

Wir deutschen Mediziner hätten natürlich das höchste Interesse daran gehabt, eingeschläfert zu werden, um alles dabei Vorkommende möglichst selbst durchzumachen; allein es ist bei keinem einzigen von uns gelungen, ihn einzuschläfern, so daß die französischen Ärzte, die sich damit beschäftigten, immer ungehalten wurden, wenn wieder einer von uns hypnotisiert werden wollte. Les Allemands passen nicht hierfür, meinten sie.

Eine zweite solche Erfahrung, daß wir Deutsche nicht sehr disponiert sind für die Hypnose, machte ich in meiner chirurgischen Klinik in den sechziger Jahren.

Als der berühmte Engländer Braid seine interessanten Veröffentlichungen über den hypnotischen Schlaf machte, hörte man bald, daß es in Pariser Kliniken gelungen war, in der Hypnose schmerzlos zu amputieren. Sie können sich denken, daß ich mir die größte Mühe gab, auch in unserer Klinik einen solchen hypnotischen Zustand zu erzeugen, um das Chloroform, womit wir soviel Kummer und Sorge ausstehen, entbehrlich zu machen.

Braid hatte geschrieben, daß man den hypnotischen Schlaf leicht erzeugen könne, wenn man Nerven recht ermüde durch das Beschauen eines mattglänzenden Gegenstandes. In Paris hatte man viele Operationen schmerzlos ausgeführt, nachdem man den Kranken durch das Beschauen eines an die Nasenwurzel gehaltenen mattglänzenden Knopfes ermüdet und eingeschläfert hatte.

Ich habe das gleiche Experiment oft und oft versucht, aber meine Kranken wurden wohl müde, ein paar schliefen auch ein bischen ein, weil ich sie nebenbei immer recht bequem hingelegt hatte, aber sobald ich einen nur mit einer Nadel berührt, wachte jeder sofort auf. Ich sah, daß die französischen Ärzte vor

Digitized by Google

30 Jahren schon recht hatten, wenn sie sagten: Les Allemands passen nicht für diese Sache. Ich denke, wir dürfen darüber nicht traurig sein, daß wir für solche Ermüdung und Überreizung der Nerven wenig Disposition haben. Jetzt, wo diese wichtige Nerventhätigkeit von wissenschaftlich gebildeten Männern gepflegt wird, kann man zwar in Bälde nützlichere Resultate erwarten; aber zweifellos findet man dann Methoden, wodurch dieses wunderbare Heilmittel allen Menschen zugängig gemacht wird.

Bei dem jetzigen Stande dieser Angelegenheit kommt man viel öfter in die Lage, noch vor solch'Experimenten warnen zu müssen, als dieselben anraten zu dürfen.

Über politische Kunstausdrücke.

Von

Lothar Bucher.

3. Klubb.

Das englische Wort club hat durch die neuere deutsche Schreibart Klubb, die wegen des kurzen Selbstlauters die richtigere ist, das volle Bürgerrecht in unseren Wörterbüchern erhalten. In Frankreich, von woher das Wort zu uns eingewandert ist, wurden ihm noch Schwierigkeiten gemacht, als das Ding schon lange daselbst eingebürgert war; während man sich im Juni 1848 in den Pariser Straßen schlug, verlor die Nationalversammlung sich in einen Streit darüber, ob das Wort auf französisch oder auf englisch auszusprechen sei, wie ein Mitglied der Versammlung uns erzählt hat. Suchen wir es zunächst in seiner Heimat auf.

Die Wörterbücher geben zwei Bedeutungen, zwischen denen ein sachliches oder begriffliches Band zu fehlen scheint; erstens eine Keule, ein schwerer Knüttel; zweitens eine Gesellschaft, die sich zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigt und sich gewisse Gesetze gegeben hat. Für die Ableitung des Wortes wird verwiesen auf das lateinische clava, die Keule — das wir aber auf sich beruhen lassen wollen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß zur Bezeichnung einer in rohen Zuständen üblichen Waffe sich das lateinische Wort von den mit Schwert und Spieß ausgerüsteten römischen Legionen her erhalten habe, welche im Jahre 428 die Insel räumten. Möglich, daß clava und club Geschwisterkinder sind, Nachkommen eines gemeinschaftlichen Ahnherrn im fernen Asien. Einleuchtend ist die Verwandtschaft mit dem angelsächsischen cleofan, d. h. teilen, dem plattdeutschen klöwen, d. h. spalten, wovon Kloben im Sinne von Scheit, und mit dem gleichbedeutenden hochdeutschen Klieben. Für die erste Bedeutung paßt diese Ableitung vollkommen, eine Keule wird hergestellt durch Spaltung, Teilung eines Blockes; aber wie für die zweite, die Vereinigung mehrerer zu einem gemeinsamen Zweck? Man hat zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen vor sich und könnte vermuten wollen, es mit einem der Wörter zu thun zu haben, von welchen nach-

Digitized by Google

gewiesen wird, daß sie beides, einen Sinn und seinen Gegensinn haben, wenn man sich nicht sagen müßte, daß die Sprachen nur in ihrer Jugend die Kraft zu solcher Leistung haben könnten. Man hat allerdings eine Verbindung zwischen beiden Bedeutungen von club dadurch herstellen wollen, daß man die zweite näher dahin bestimmt: ein Verein, dessen Mitglieder die Ausgaben desselben unter sich teilen. Das klingt befriedigend, wenn man die heutigen Klubbs im Sinne hat, ist aber schon sprachlich nicht haltbar, weil ein Zeitwort to club als zielendes und als zielloses vorkommt, und zwar in Verbindungen, welche nur die Bedeutung vereinigen, vereinigt sein ergeben und zulassen; z. B. im Tatler: We were resolved to club for a coach, wir waren entschlossen, für eine Kutsche zusammenzulegen; und in einer physiologischen Schrift von Collier: fibres being distinct, how should they club their particular informations into a common idea? Wie sollten die Fibern, die doch getrennt sind, ihre besonderen Wahrnehmungen zusammenschießen, verschmelzen zu einer gemeinsamen Vorstellung? Es ist vielmehr zu vermuten, daß club die Keule und club der Klubb nicht verwandt, sondern aus verschiedenen Stämmen entstanden sind, wofür sich weiterhin noch ein Grund ergeben wird. Leider ist die philologische Gesellschaft in London, seit 30 Jahren mit einem Wörterbuche beschäftigt, welches die Geschichte der Wörter geben soll, mit der Veröffentlichung ihrer Arbeit erst bis zu dem Buchstaben B gelangt; wir müssen uns einstweilen mit gelegentlich gesammelten Lesefrüchten behelfen.

In der Bedeutung Keule wird das Wort in den ältesten Sprachdenkmälern zu finden oder doch zu suchen sein; in der zweiten, mit der wir uns ferner zu beschäftigen haben, erscheint es sehr spät. Die Unbekanntschaft mit dieser Thatsache hat den Franzosen Villemain in seinem Werke über Oliver Cromwell zu einem Mißverständnis verleitet, welches Carlyle veranlaßt, die Franzosen vor dem Buche überhaupt kräftig zu warnen. Während der Kämpfe zwischen dem Parlament und Karl I. treten 1645 in einigen Grafschaften club-men auf, die ihre Dörfer gegen Plünderung verteidigen wollen, den Truppen des Parlaments keine Lebensmittel liefern, die Freilassung der Verhafteten fordern, an den König Beschwerdeschriften zu richten beabsichtigen, im Grunde selber nicht wissen, was sie wollen. Villemain belehrt seine Leser, daß diese Leute sich in Klubbs vereinigt und daher den Namen haben. Cromwell berichtet über dieselben einmal an den Oberbefehlshaber Lord Fairfax, er hätte eine Ansammlung von ihnen in der Nähe von Shaftesbury nach einem kurzen Gefecht zersprengt und 300 gefangen genommen. Viele darunter seien „arme, thörichte Geschöpfe", die er, wenn Fairfax einverstanden sei, nachhause schicken werde; sie hätten versprochen, sich in Zukunft sehr pflichtmäßig zu betragen und versichert, „sie wollten eher gehängt sein als wieder ausrücken." Es waren Landleute, die sich in Ermanglung kriegsgerechter Waffen mit Keulen, Heugabeln u. dergl. versehen hatten, wie deren jetzt auf der schottischen Insel Lewis ihr Wesen treiben.

Die Ermittlung, wann und wo das Wort zuerst in der zweiten Bedeutung vorkommt, wird dadurch erschwert, daß Schriftsteller, die sich mit der Geschichte

Digitized by Google

des 17. Jahrhunderts beschäftigen, gewisse Vereine oder Gesellschaften als clubs bezeichnet haben, die selbst sich nicht so genannt hatten. Eine Gesellschaft von Puritanern, die sich abends in dem Kafehause eines Mr. Miles in Westminster zusammenfand und sich über politische, religiöse, philosophische Fragen unterhielt, wird von späteren der coffee-house club genannt, nannte sich selbst aber mit dem lateinischen Worte Rota, das Rad. Es wird berichtet, daß in dem Zimmer ein großer ovaler Tisch aufgestellt war mit einer Einbuchtung in der Mitte, von welcher aus der Wirt die Gäste mit Kafe bediente. Milton, Harrington, Nevill und andere bekannte Männer saßen da, umdrängt von ihren Freunden. Ob der Name von der Gestalt des Tisches hergenommen oder der Tisch um des Namens willen hergerichtet war, wird nicht berichtet; das aber darf man annehmen, daß der Name von Milton gewählt war, der 1648 von dem Staatsrat zum Sekretär für die fremden Sprachen bestellt wurde und als Probestück ein Schreiben zu verfassen hatte, welches beginnt: Senatus Populusque Anglicanus Amplissimo Civitatis Hamburgensis Senatui Salutem. Sollten schon Zeitgenossen die Rota als einen club bezeichnet haben, so könnte doch die Vorstellung von einem Teilen, Klöwen gemeinsamer Aufwendungen nicht auf das Wort club geführt haben; jedes Mitglied wird sein Täßchen dem Wirte direkt bezahlt haben. Um dieselbe Zeit bestand ein Widerspiel der Rota, ein geheimer Verein von Anhängern des Königs, der sich the Sealed Knot, der versiegelte Knoten, nannte, in den letzten Jahren Cromwells eine Erhebung plante, aber so unvorsichtig war, einen Kundschafter aufzunehmen und in den Tower wandern mußte. Auch dieser Verein wird von späteren, wir glauben mit Unrecht, zu den clubs gerechnet.

Das erste sichere Vorkommen des Wortes in der heutigen Bedeutung finden wir in Macaulay, der in seiner Geschichte Englands unter dem Jahre 1689 folgendes erzählt. Sir James Montgomery, einer der Kommissarien, welche dem Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin die Krone angeboten und den Eid abgenommen hatten, rechnete darauf, die erste Stelle in der schottischen Regierung zu erhalten; man bot ihm aber nur den immerhin sehr ehrenvollen Posten des Lord Justice Clerk an, den er unter seiner Würde und Fähigkeit hielt. Von London nach Edinburg zurückgekehrt, voll Haß gegen seinen undankbaren Gebieter und seinen siegenden Nebenbuhler, versammelte er um sich eine Anzahl von Whigs, die mit den getroffenen Anordnungen ebenso unzufrieden waren und sich gern der Leitung eines so kecken und geschickten Führers unterwarfen. Sie traten zu einer Gesellschaft zusammen, genannt der Klubb (called the Club), bestellten einen Schriftführer und versammelten sich täglich in einem Wirtshause, um sich darüber zu beraten, wie Opposition zu machen sei. An diesen Kern setzte sich bald eine Schar von gierigen und gereizten Politikern. Mit solchen unehrlichen Mißvergnügten, denen es nur darum zu thun war, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und Anstellungen von ihr zu erlangen, verbündeten sich andere Mißvergnügte, die im Laufe eines langen Widerstandes gegen Unterdrückung so reizbar und verkehrt geworden waren, daß sie unfähig waren, auch unter der

Digitized by Google

mildesten und ganz konstitutionellen Regierung zu leben. Zu diesen gehörte Sir Patrick Hume. Ebenso streitsüchtig, unpraktisch, eifersüchtig gegen jede höhere Gewalt wie früher, war er aus vierjährigem Exil zurückgekehrt, ebenso erpicht auf Redenhalten, ebenso versessen darauf, den König zu einem Schattenkönige zu machen, wie er während des Aufstandes der Jakobiten den Grafen von Argyll zu einem Schattengeneral hatte machen wollen. In einer Handschrift aus jener Zeit wird gesagt, „er liebe schön gesetzte Reden und könne sich darum in solchen auch nur mit seinen Freunden unterhalten." Ein Mann, weit höher stehend an Charakter und Einsicht, Fletcher von Saltoun, gehörte zu derselben Partei, war ein sehr thätiges Mitglied des Klubb. Er haßte die Monarchie, haßte die Demokratie und wollte aus Schottland eine oligarchische Republik machen; die ganze Gewalt, gesetzgebende und ausführende, sollte in den Händen des Parlamentes sein. Unter alle diese hatten sich nun noch Politiker gemischt, die nur durch Furcht bestimmt waren und ihren Frieden mit dem mächtigen und rachsüchtigen Klubb machen wollten. — Um die unerbauliche Geschichte dieses ersten politischen Klubbs kurz zu Ende zu bringen, sei noch erwähnt, das Montgomery sich mit dem flüchtigen Jakob II. einließ und von ihm die Ernennung zum Staatssekretär und Grafen erhielt, daß, als diese Umtriebe entdeckt wurden, die Häupter des Klubbs einander verrieten und meistens ein schlechtes Ende nahmen.

Man ersieht nicht, ob die Gesellschaft den Namen The Club sich selbst gegeben, oder von außen beigelegt erhalten hat. Der bestimmte Artikel the und der Umstand, daß Macauley das Wort mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibt, können auf die Vermutung führen, daß dasselbe hier als Eigenname, nicht als Gattungsbegriff gebraucht ist. Wie dem immer sei, so kann auch in diesem Falle die Vorstellung des Teilens nicht der Anwendung des Wortes zum Grunde gelegen haben; die Gesellschaft versammelte sich in einem Wirtshause, und die kargen Schotten werden nicht den Verzehr zunächst als eine gemeinsame Schuld übernommen und dann ausgeteilt, sondern jeder wird für seine Rechnung gelebt haben. Das Wort muß auch hier mit dem Zeitwort to club, zusammenbringen, in Verbindung stehen; und vielleicht ist in der schottischen Mundart, damals noch viel mehr verschieden von der englischen als heute, die Wurzel zu suchen. Und damit genug von der Ableitung.

Während der Regierung der Königin Anna, 1702—1714, bestanden in London und im Lande eine Menge von geschlossenen Gesellschaften, die sich selbst clubs nannten, aber mit den heutigen nur eine entfernte Ähnlichkeit hatten, keine Häuser oder eigene Räumlichkeiten besaßen, sondern ihre Versammlungen in Wirtshäusern hielten, auch schwerlich gemeinsame Aufwendungen zu teilen hatten. Einige waren politisch, andere beschäftigten sich mit Litteratur, die meisten hatten eigentlich nur den Zweck der Geselligkeit, erhielten aber bei den damals sehr heftigen, zuweilen sich sonderbar kreuzenden Gegensätzen der Parteien in Staat und Kirche mehr oder weniger politische Farbe; Anhänger verschiedener Richtungen würden sich auch beim Glase Wein oder Punsch schwer vertragen

Digitized by Google

haben. Der „Oktober-Klubb", der in dem Wirtshause zur Glocke in Westminster zusammenkam, bestand aus etwa 200 Gutsbesitzern, Tories, die viel tranken, im Flüsterton auf die Gesundheit des katholischen Jakob II., mit großem Getöse auf das Wohl der Staatskirche und das Verderben der Dissenters. Mit ihrem ungestümen Verlangen, daß nunmehr alle Häupter der Whigs angeklagt, alle Beamten, die nicht ihre, die blaue, Farbe tragen wollten, sofort entlassen werden sollten, wurden sie dem Toryministerium, das 1710 an die Regierung kam, sehr unbequem; und als es Swift, der den Auftrag dazu hatte, gelungen war, der Mehrheit ein Verständnis für die überlegte, schonendere Politik der Minister beizubringen, traten die Übrigen aus und stifteten einen „Märzklubb" nach ihrem Herzen.

Die Führer der Whigs dagegen hatten ihre Zusammenkünfte bei dem wegen seiner leckern mutton-pies, Hammelpasteten, berühmten Speisewirt Christopher Katt. Durch Zusammensetzung seines Namens mit Kit, eine große Flasche, erhielt die Gesellschaft den Namen „Kitkat-Klubb". Sir Godfrey Kneller malte alle Mitglieder auf Leinwand, 36 Zoll hoch, 28 Zoll breit, woher das den Kunstfreunden heute noch bekannte Kitkat-Format. Auch ihre Trinkgläser, in jedes ein Reim zu Ehren einer herrschenden Schönheit eingeschliffen, waren später sehr gesucht und mögen sich noch in einzelnen Sammlungen erhalten haben. Das Speisehaus lag in der engen, schmutzigen Sackgasse Shirelane und stand vor 30 Jahren noch mit seinen niedrigen Räumen, in denen Grünkram und Kohlen feilgehalten wurden. Angesichts der Paläste der heutigen Londoner Klubs kann man sich schwer vorstellen, daß dort Halifax, Somers, Steele, Addison, die Herzöge von Somerset, Richmond, Devonshire, Marlborough und Robert Walpole ihre Abende bei dem nie fehlenden mutton-pie zugebracht haben.

Wie weit ein Klubbleben der Art unter Anna und Georg I. durch alle Schichten verbreitet war, ist aus den ansprechenden Essays der gleichzeitigen Humoristen zu ersehen, denen man ein so lebendiges Bild der Zustände verdankt. Der „Garstige Klubb", der „Immerwährende", der Klubb „She romps" (Sie ulkt) und vor allem der „Spectator's Club" mit der liebenswürdigen Gestalt Sir Roger de Coverley's werden in der Litteratur- und der Sittengeschichte unvergessen bleiben. Wesentlich in allen diesen Klubbs war die gemeinsame — sei das Wort gestattet — Kneiperei.

Vereine ganz anderer Art, auch Klubs genannt, zeigen sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts, die ihren Ursprung in Irland hatten. Unter dem Einfluß der französischen Revolution war die geheime „Gesellschaft der vereinigten Irländer" entstanden, die auf Losreißung der Insel ausgingen. Um sie zu bekämpfen, bildeten sich vorzugsweise in der von eingewanderten englischen und schottischen Protestanten stark bevölkerten Provinz Ulster Vereine, welche sich in der Erinnerung an den Kampf zwischen Wilhelm von Oranien und Jakob II. Orange-Klubs nannten, sich bewaffneten, in Verbindung mit einander und unter gemeinsamen Oberen standen. Später nach England und den Kolonien verpflanzt und mit einem Zweige der Freimaurerei verwachsen, wurden sie zu Orange-Lodges

Digitized by Google

Gegen Ende der Regierung Wilhelms IV., unter der sie sich einem bestehenden Verbote zuwider im Heere stark verzweigt hatten, wurde ihnen u. a. Schuld gegeben, die Thronerbin Prinzessin Viktoria beiseite schieben und den Herzog von Cumberland, späteren König von Hannover, an ihre Stelle setzen zu wollen — angenehme Aussicht für Deutschland! Auf eine von Josef Hume beantragte Untersuchung schärfte das Parlament das Verbot in betreff des Heeres ein und sprach einen Tadel über das ganze Treiben aus. Seitdem beschränkten die Orange-Logen sich darauf, den Jahrestag der Schlacht am Boyne durch Aufzüge und Schlägereien zu feiern.

Die heutigen englischen Klubbs sind bekannt; doch mag hier eins erwähnt werden. Die politischen, z. B. der Carlton, das Hauptquartier der Konservativen, die früher Tories hießen und jetzt wieder so heißen, und der Reformklubb haben keine Ähnlichkeit mit dem, was man in Österreich Klubb, in Deutschland Fraktion nennt. In England bestimmt der Führer der Partei nach Verständigung mit den bedeutendsten Mitgliedern die Haltung im großen und ganzen, die durch die Zeitungen und im Gespräch zur Kenntnis aller Mitglieder gelangt; bei den Abstimmungen geht der Regel nach ein jeder in das Zimmer, auf welches der „Einpeitscher" hinweist. Es ist nicht Sitte, die Tagesordnung des Parlaments vorher durchzuberaten; Parteiversammlungen werden nur berufen, wenn es sich um eine Frage von ungewöhnlicher Wichtigkeit, etwa eine Ministerkrisis handelt, und manche Session ist verlaufen, ohne daß eine einzige Berufung stattgefunden hätte.

Wie erwähnt, ist das Wort Klubb von England zunächst nach Frankreich und von dort nach Deutschland gekommen. Wie fremd dasselbe zu Ende des 17. Jahrhunderts den Franzosen war, erhellt aus Aubertin (L'Esprit public au 18. siècle). Im Jahre 1692, erzählt er, hatte sich eine kleine Akademie von 13 Mitgliedern gebildet, die sich jeden Dienstag im Palais Luxemburg bei dem Abbé Choisy versammelte mit einem Programm, ähnlich dem der Académie des sciences morales et politiques. Im folgenden Jahre entstand eine ähnliche Gesellschaft in dem Entresol des Hauses des Präsidenten Henault, daher conférence de l'entresol und die Mitglieder entresolistes genannt. Bolingbroke, damals Flüchtling, hielt daselbst Vorträge über die englische Freiheit, über welche er schon vorher Voltaire belehrt hatte. Argesson nannte den Verein un café d'honnêtes gens, Bolingbroke bezeichnete ihn als un club.

Die Kämpfe der Regierung mit den alten Parlamenten, die Berufung der Notabeln 1787 und die Wahlen zu den General-Staaten erzeugten zunächst in den höheren Ständen das Bedürfnis, sich über die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen; das Recht dazu wurde, wie Zinkeisen in seinem quellenreichen Werke über die Jakobiner ermittelt hat, zum ersten Male in einer in Vizilles im der Dauphinee während des Parlamentszwistes abgehaltenen Versammlung der drei Stände förmlich proklamiert. Die Vereine, die sich zu solchem Zwecke bildeten, nannten sich comités, ein Wort, sagt das Wörterbuch der Akademie, welches von den Engländern entlehnt ist, bei welchen es einen Ausschuß des Ober- oder des

Digitized by Google

Unterhauses bedeutet, der gebildet wird, um eine Sache zu prüfen. Wahrscheinlich hatten die Waffengefährten Lafayettes das Wort committee in Amerika kennen gelernt. Lafayette war es auch, der das comité Duport, so genannt nach seinem Vorsitzenden, in einem Briefe vom 10. November 1788, als „unseren konstitutionellen Klubb" bezeichnete. Der erste Verein in Paris, der sich selbst club nannte, war der im Jahre 1785 gegründete „Club des Américains", deren Mitglieder sich als „puristes libéraux" bezeichneten, der es übrigens zu keiner Bedeutung gebracht, auch nicht den Anstoß zu den späteren Bildungen gegeben hat.

Dieser ging vielmehr von Mirabeau aus, der einmal zu einem jungen Advokaten aus Rennes, namens Chapelier, äußerte: „Was uns fehlt, das sind die Klubbs." „Klubbs," entgegnete der andere, „was ist das?" „Mein Freund," fuhr Mirabeau fort, „das sind Menschen, die sich vereinigt haben; das muß man wissen; denn zehn Menschen vereint können hunderttausend getrennt zittern machen." So erzählt in den Denkwürdigkeiten von Condorcet. Das Wort ward bald Körper und ein Körper, der bestimmt war, zu einem riesenhaften Ungeheuer zu erwachsen. In wenigen Tagen vereinigte Chapelier die 44 Abgeordneten des dritten Standes aus der Bretagne zu einem Comité Breton, das sich noch im Mai 1789 in einem gemieteten Hause der Avenue Saint Cloud aufthat zu dem Zwecke, die Gegenstände, welche am folgenden Tage in den General-Staaten zur Verhandlung kommen sollten, vorher zu beraten. Im Oktober war die Mitgliederzahl auf 150 gestiegen. Bei Übersiedelung der General-Staaten, die sich inzwischen zur Nationalversammlung erklärt hatten, nach Paris, mietete das Komitee erst den Speisesaal des Klosters der Jakobiner, dann die Bibliothek und bei der immer wachsenden Beteiligung endlich die Kirche des Klosters, dieselbe, in welcher 1585 die Ligue unterzeichnet worden war. Seitdem lebt der Verein in der Geschichte als der Jakobinerklubb. Er selbst hatte sich nicht so genannt, sondern nach der Übersiedelung Société des amis de la constitution getauft. Erst als ihm die Bezeichnung Jakobiner von den Gegnern als ein Spitz- und Ekelname beigelegt war, nahm er denselben, wie dergleichen oft geschehen ist, trotzig als Ehrennamen auf und nannte sich durch Beschluß vom 21. September 1792 Sociétés des Jacobins, amis de la légalité et de la liberté.

Abgesehen von den Kräften und Stoffen, die in der Zeit vorhanden waren und wirksam geblieben wären, auch wenn dies und das zufällig anders gekommen wäre und dieser oder jener anders gehandelt hätte, verdankt der Jakobinerklubb seine Macht drei damals neuen Eigentümlichkeiten: in der Geschäftsordnung war vorgeschrieben, daß auch Personen, die nicht Mitglieder der Nationalversammlung waren, in beschränkter Zahl, auf gute Empfehlung und nach sorgfältiger Prüfung, aufgenommen werden dürften — eine Bestimmung, die nur anfangs streng gehandhabt wurde; zweitens erzeugte oder adoptierte die Société Mère, wie der Klubb in den Provinzen genannt wurde, die zahlreichen Töchter in Städten und Dörfern, welche Taine, den man den Naturforscher der Revolution nennen kann, mit unermüdlichem Fleiße aufgesucht hat; drittens wurde durch Nachträge zu der

Digitized by Google

ursprünglichen Geschäftsordnung die Öffentlichkeit der Sitzungen und der Druck der Verhandlungen angeordnet.

Aus der Revolution kam das Wort nach Deutschland. Zwar hatte Schubart schon 1785 in einem Briefe geschrieben: „Ich glaube also, daß wir mit der Anzeige eilen müssen, um diesen Klubb teuflischer Sammler meiner Arbeiten, die wie Räuber in Gebüschen lauern, auseinander zu stäuben"; und um dieselbe Zeit in einem Gedichte:

Wer hat mit toller Trunkenheit
Im Klubbe rasender Bachanten
Mit Schläuchen, Flaschen, vollen Kannen
Den Hain Germaniens entweiht?

Aber die Jahreszahl beweist, daß Schubart das Wort nicht aus Frankreich, wo damals nur der ganz unbedeutende club des Américains bestand, sondern unmittelbar aus England, aus einer Schilderung der wüsten Trinkgelage entlehnt haben muß, die dort üblich waren. Der Brief und das Gedicht sind erst in diesem Jahrhundert veröffentlicht worden, haben also zur Einführung des Wortes nicht mitgewirkt.

Dasselbe wird natürlich zuerst in den Zeitungen, in den Berichten über die pariser Vorgänge erschienen sein. Dann findet es sich auch bei Schriftstellern vereinzelt und als Fremdling behandelt. In Goethes „Bürgergeneral" (gedichtet 1792, zuerst gedruckt im folgenden Jahre) sagt der Richter: „In diesem Hause ist also der Club (so geschrieben in der Ausgabe von 1840), die Zusammenkunft der Verräter, der Sitz der Rebellen?" Und in seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (zuerst in den Horen 1795 erschienen) heißt es: „Insbesondere waren die daselbst (in Mainz) zurückgebliebenen Klubbisten (so geschrieben ebendaselbst) ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs." Klopstock hat in den Oden die Form Jakoberklub. Durch den vielgelesenen Roman „die Klubbisten von Mainz" wurde das Wort in Erinnerung gehalten zu einer Zeit, wo von der Sache in Deutschland wenig zu finden war. Das Jahr 1848 brachte politische Klubbs in Menge hervor; doch wurde die Bezeichnung von parlamentarischen Vereinen in Berlin nicht angenommen, wohl aber in Frankfurt und Wien. An dem letzteren Orte hat sie sich erhalten als gleichbedeutend mit unseren „Fraktionen", in welchem Worte die Zerbröckelung der ursprünglichen Parteien sich ausdrückt.

Alle Vereine von Abgeordneten in Deutschland, Österreich und wo sonst, außer in England, parlamentarisches Leben vorhanden ist, sind in einer Beziehung, freilich unbewußt, Nachahmer der Jakobiner, haben deren Geschäftsordnung mehr oder weniger nachgebildet. Dieses, vom 8. Februar 1790 datierte Aktenstück enthält u. a. folgende Bestimmungen:

Artikel I. Der Zweck der Gesellschaft der Freunde der Konstitution ist 1. im Voraus die Fragen zu beraten, welche in der Nationalversammlung zur Entscheidung kommen sollen, ꝛc.

Artikel VIII. Die Beamten der Gesellschaft sollen sein ein Präsident, vier Sekretäre und ein Schatzmeister. Außerdem sollen, wenn die Umstände es ver-

Digitized by Google

langen, besondere Kommissarien gewählt werden, teils zur Vorbereitung der verschiedenen Arbeiten, womit sich die Gesellschaft beschäftigen will, teils zur Führung der Korrespondenz.

Artikel IX. Der Präsident und zwei Sekretäre sollen alle Monat gewechselt und durch geheime Abstimmung mit einfacher Mehrheit ernannt werden.

Artikel X. In Abwesenheit des Präsidenten soll sein Platz von dem letzten seiner Vorgänger eingenommen werden, welcher in der Sitzung zugegen ist.

Artikel XII. Der Zahlmeister nimmt den Betrag jedes Mitgliedes zu den Ausgaben der Gesellschaft in Empfang; er hat die für diese Ausgaben nötigen Zahlungen bis zur Höhe der Fonds zu leisten, die er erhalten haben wird, ohne verflichtet zu sein; Vorschüsse zu machen; auf Verlangen muß er Rechnung legen. Außerdem hat er für alle ökonomischen Angelegenheiten zu sorgen, Wohnung, Heizung, Beleuchtung u. s. w. Kann er allein allen diesen Geschäften nicht genügen, so wird ihm ein Gehilfe ernannt.

Artikel XIII. Die Gesellschaft versammelt sich alle Tage, welche nicht durch Sitzungen der Nationalversammlung belegt sind, um 6 Uhr des Abends, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Nötigenfalls werden außerordentliche Sitzungen anberaumt werden.

Ein Artikel der jakobinischen Geschäftsordnung ist in die Nachbildungen derselben nicht aufgenommen worden, der XIV., welcher lautet:

„Man wird in der Gesellschaft alles beraten, was die Freiheit, die öffentliche Ordnung und die Konstitution angeht, und zwar dem Geiste und den Grundsätzen gemäß, welche in der Einleitung angegeben sind; aber die in der Gesellschaft stattfindenden Verhandlungen sollen in keiner Weise die Freiheit der Meinungen ihrer Mitglieder in der Nationalversammlung beschränken."

Die im Druck hervorgehobene Stelle beruht offenbar auf der Erwägung, daß in der Nationalversammlung Thatsachen, welche dem Klubb unbekannt gewesen, Gründe, auf die er nicht gekommen, zur Sprache gebracht werden könnten. Ob eine gleiche Bestimmung heute möglich wäre oder nicht, vom Übel wäre oder nicht, das führt auf ein weites Feld der Betrachtung, auch auf die eine besondere, kleine Studie verdienende Untersuchung, was zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Leuten unter parlamentarischer Regierung verstanden worden ist. Das jedoch fällt in die Augen, daß bei Anwendung dieses Vorbehalts die Plenarberatungen etwas anderes sein würden, als was sie heute sind.

Digitized by Google

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

Vierunddreißigster Abschnitt.

Einiges aus den siebziger Jahren.

Der Junimond, der mit der Jubelfeier für Botho von Hülsen begonnen hatte, brachte in seiner zweiten Hälfte auch noch das großartige militärische Schauspiel des Einzuges unserer siegreichen Truppen. Von dem Jubel der Bevölkerung Berlins und dem festlichen Arrangement der Stadt, bei dem sich der Magistrat selbst übertroffen hatte, sage ich nichts Näheres.

Nur wer diesen ewig denkwürdigen Tag miterlebt und mitgefeiert, kann sich davon ein Bild entwerfen. Mein Mann und meine Kinder sahen von den Fenstern der Berliner Wohnung meiner Eltern, unter den Linden Nr. 5, dem prachtvollen, militärischen Schauspiel zu, — sahen den geliebten Kaiser, den Kronprinzen und sämtliche beteiligt gewesene Prinzen und Generäle, Moltke und Bismarck, — durch die Ehrenpforten und Triumphbögen, welche die Linden vom Brandenburger Thor bis zum königl. Schlosse zierten, — aus diesem opferreichen, aber in der Weltgeschichte einzig dastehenden Feldzuge wiederkehren,

Wir sahen vor allem unseren ältesten, vor Paris Offizier gewordenen Sohn und unseren nach zweimaliger Verwundung hergestellten Schwiegersohn, unter Thränen der Freude und begleitet von dem unabläßigen Jubel der zu beiden Seiten der Linden Spalier bildenden Menschenmenge, an uns vorüber ziehen, und das stolze Bewußtsein des Sieges über Frankreich, dem unser glorreicher Kaiser und sein Heer zurückgezahlt, was es vor 60 Jahren an Preußen und Deutschland verbrochen, machte unsere Herzen höher schlagen. — Es verstand sich von selbst, daß die Galafestvorstellung im königlichen Opernhause bei dieser Gelegenheit nicht fehlen durfte, sondern den Schluß des Einzugstages zu bilden hatte. Wie lebhaft sich der Kaiser für diese Vorstellung und ihre Ausführung in seinem Sinne interessierte, und wie Höchstderselbe, inmitten aller sonstigen, ihn tief bewegenden und überstürmenden Obliegenheiten noch Zeit für deren genaue Kenntnisnahme fand, zeigen die nachstehenden Briefe am wirksamsten. Der erste ist vom Juni 1871 an meinen geliebten Mann gerichtet, und heißt es daselbst:

An den Generalintendanten und Kammerherrn, Ritter höchster Orden von Hülsen.

„Den Prolog finde ich unaussprechlich schön, nur muß es vielleicht nicht heißen: „Heute enthüllt!" — da es am 16. Juny enthüllt und erst am 17. das Festspiel stattfindet. Dagegen wird nach diesem ergreifenden, sehr ernsten Prolog das Festspiel und auch Wallensteins Lager scharf kontrastieren. — Wäre es nicht vielleicht besser nur den „Kyffhäuser" folgen zu lassen?? — Und das „Lager vor

Digitized by Google

Paris" an einem andern Tage, vielleicht Sonntag, zu geben, ꝛc. darauf nochmals den Kyffhäuser?? — Dadurch würde auch am 17. die Aufführung verkürzt! — Wenn nicht die trivialen Gesänge der Husaren, Grenadiere und Artillerie im Feldlager vorkämen, könnte der, um soviel verkürzte 2. Akt dieser Oper wieder, statt der Szenen vor „Paris" eingelegt werden, womit dann drei große Geschichtsepochen dargestellt würden: Siebenjähriger Krieg, Befreiungskrieg, (Prolog) und die „neue Zeit" Kyffhäuser.

verte. Wilhelm.

„Um noch eine Meinung, ein Urteil über meine hierin ausgesprochene Ansicht zu hören, wollen Sie die drei Piecen dem Minister von Schleinitz vorlegen, den ich um sein Urteil gebeten habe."

Es scheint mir wirklich staunenswert, daß Se. Majestät der Kaiser noch Zeit und Möglichkeit fand, sich um diese immerhin unter den sich überstürzenden Ovationen und Repräsentationspflichten verschwindenden Details zu bekümmern. Jedenfalls fiel diese Festvorstellung aber dadurch zu seiner vollkommensten Zufriedenheit aus und war auch wirklich imposant zu nennen. Der Theaterzettel des 17. Juni 1871, der vor mir liegt, zeigt folgende Anordnung:

Königliches Opernhaus.

Festvorstellung zum Einzuge der siegreichen Truppen. Ouverture zum Feldlager in Schlesien von Meyerbeer.

Prolog von Friedrich Adami.

gesprochen von Frau Erhartt (unserer damaligen bildschönen Heroine.)

Hierauf: Zur Heimkehr.

Festspiel in drei Bildern von S. Rodenberg. Musik von Eckerlt.

Diese ebenso patriotisch als poetisch empfundene Dichtung des liebenswerten Menschen und hervorragenden Schriftstellers und Journalisten fand ebenfalls außerordentlichen und wohlverdienten Beifall.

Hierauf: Barbarossa.

Dichtung in 1 Aufzug von Hein, Musik von Hopfer, mit 5 lebenden Bildern. Den Schluß bildete der von Frau Ingeborg von Bronsart eigens komponierte: Kaiser-Wilhelm-Marsch, und ein glänzendes Siegesbild,

das ich, wie die ganze prachtvolle Festvorstellung, noch in frischester Erinnerung habe. — Mein Mann hatte Seine Majestät den Kaiser, der ein abgesagter Feind aller ihn öffentlich verherrlichenden Ovationen war, dringlich gebeten, ihm doch wenigstens das Aufstellen seiner Büste zu gestatten. Er erlangte das nur nach vielem Widerstande, und ich erinnere mich noch, wie der Kaiser meinem Manne lächelnd gedroht und ihm zugerufen hatte: „Na, Sie werden mich wohl heute wieder schön mitnehmen!" — Daß der Jubel beim Anblick der mit Lorbeer gekränzten Büste des vielgeliebten, nach so unsterblichen Siegen heimgekehrten Herrschers ein grenzenloser und die Woge der Begeisterung nahe am Überfluten war, wird man begreiflich finden. Schon bei dem ersten Erscheinen desselben wollte der Enthusiasmus kein Ende nehmen, und ich habe alte Herren Thränen

Digitized by Google

der Freude vergießen und recht wenig gefühlvolle Leute völlig hingerissen gesehen. Ein ewig denkwürdiger Augenblick! —

Nach kaum Jahresablauf ging übrigens auch das vom Balletmeister Taglioni eigens bezüglich der glorreichen Heldenthaten unserer Armee verfaßte Ballet: „Militaria“ in Szene, das sich dazumal großen Erfolges erfreute. Es war sehr geschickt gesetzt und mit mancherlei Anspielungen auf besondere Kriegs-Vorkommnisse gewürzt. Besonders pflegte das Erscheinen der 7. Ulanen, so wie das als Fahnenaushang herumgetragene Kutschke-Lied, mit der Aufschrift: „Was kraucht da in dem Busch herum? Gewiß es ist Napolium!“ — — ꝛc. immer einen wahren Beifallssturm zu entfesseln. Auch den Kaiser amüsierte dieses Ballet besonders, für das er sich schon bei dessen Szenierung lebhaft interessiert, und über das er auch sogar schon, kurz vor dessen erster Aufführung, mit seinem Generalintendanten korrespondiert hatte. Ein die soldatischen Darsteller betreffendes Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers mag hierselbst, — als im höchsten Grade bezeichnend für seine derartigen Auffassungen, — noch eingeflochten werden. Dasselbe lautet:

An den Generalintendanten der königlichen Schauspiele
Herrn von Hülsen.

27. April 1872.

„Nachdem ich alle meine Erinnerungen zurückgerufen habe, kann ich mich doch keines Falles erinnern, wo wirkliche Soldaten einen wirklich existierenden Truppenteil auf der Bühne dargestellt haben, es müßte denn in dem Ballet: „Glückliche Rückkehr“ 1814 oder 1815 gewesen sein. Aber ich glaube, daß die Soldaten damals von Statisten dargestellt wurden. Um also in dem morgenden Ballet keine Skrupel zu haben, bestimme ich, daß die Ulanen und Alexandriner ganz in ihren Uniformen bleiben, aber die Kragen mit rotem Tuche ꝛc. überzogen werden, wo bei der Beibehaltung des Grenadier-Helmes und des Ulanen-Szabkas Garde-Adlers, eine Ölzweig-Zusammenstellung eintritt, von der kein Truppenteil existiert, (d. h. Garde-Grenadier-Adler mit roten Kragen.) Daß die Achselklappen aufgerollt werden, haben Sie schon selbst angeordnet.

Wilhelm.

Wer Kaiser Wilhelm kennt oder ihm gar persönlich näher getreten ist, wird dieses eingehende Interesse für alles, was irgend mit dem Militär zusammenhängt, bei ihm verstehen und erkannt haben. Aber nichts destoweniger bleibt diese bis in das kleinste Detail sich erstreckende Berücksichtigung immerhin so charakteristisch und staunenswert, daß ich mir diese seine eigene Bethätigung des Gesagten hier nicht vorenthalten mochte. — Ich kann ebensowenig umhin, gerade bei dieser Veranlassung auch noch eines rührenden Zuges der großen Herzensgüte Höchstdesselben Erwähnung zu thun, der gleichfalls mit dem Ballet: „Militaria“ im engsten Zusammenhange steht.

Als nämlich Kaiser Napoleon III. gestorben, und diese Nachricht Kaiser Wilhelm zugegangen war, hatte mein Mann gerade wieder „Militaria,“ das noch immer so beliebte kriegerische Ballet, angesetzt. — Aber noch vor Beginn der Vorstellung erschien ein Kaiserliches Handschreiben, dessen Inhalt meinen Gatten tief

Digitized by Google

rührte und mit Bewunderung erfüllte. Der Kaiser befahl nämlich darin, daß mein Mann das vorerwähnte Kutschkelied „Was kraucht da in dem Busch herum u. s. w. fortnehmen lassen solle: „denn es scheint mir," bemerkte Höchstderselbe, „für den, nicht mehr unter den Lebenden weilenden, Feind nicht angebracht und würde verletzend auf mich wirken!" —

Wie edel, wie zart empfunden war wiederum diese Weisung! Wie staunenswert, daß der Kaiser sofort bei der Nachricht, daß der Exkaiser Napoleon gestorben sei, daran gedacht hatte! — —

Von diesen mit dem Ballet zusammenhängenden Erinnerungen will ich nun aber zu anderen, in musikalischer, wie in jeder Hinsicht, zu diesen im schroffsten Gegensatze stehenden übergehen. Sie betreffen die erste Aufführung von Richard Wagners „Tristan und Isolde."

Mein Mann hatte sich lange dagegen gewehrt, weil ihm der Stoff sowohl als die Musik, wenige Schönheiten einzelner Nummern ausgenommen, nicht ansprechend war. Nun aber drängten verschiedene Fürstlichkeiten sowie ein großer Teil des Publikums zu der Vorführung eines Werkes, das der Komponist des „Lohengrin" und „Tannhäuser" der musikalischen Welt erneut geschenkt und dargeboten hatte. Es war natürlich Richard Wagners lebhaftester Wunsch, diese Oper, die bereits in München und anderen Orten einen gewissen Erfolg gehabt, auch in Berlin, in der neuen Kaiserstadt, zur Geltung gebracht zu sehen.

So hatten denn seine Bewunderer alle Minen springen lassen, um diese Aufführung daselbst zu erreichen, was — nach verschiedenen Seiten hin — auf große Schwierigkeiten stieß. Denn Richard Wagner hatte ebenso wohl Feinde als Verehrer am preußischen Hofe, und so war der Kampf unvermeidlich. Er wurde mit wahrer Erbitterung und von mehreren, dem Throne zunächst stehenden Fürstlichkeiten in eifriger Parteinahme geführt, bis endlich die Wagnerianer den Sieg errangen und die Oper „Tristan und Isolde" befohlen wurde.

Mein Mann hatte sich, wie gesagt, lange dagegen gesträubt. Denn — so sehr er „Lohengrin", „Tannhäuser", den „Fliegenden Holländer" und selbst Wagners verleugnete Schöpfung „Rienzi" liebte, — so wenig hatte er sich mit dieser Oper befreunden können.

Aber, — was auch Hülsen für Einwendungen dagegen erhoben, und wie wenig er mit deren Annahme sympathisiert hatte, — jetzt, — (wo dieselbe stattgefunden), — war er mit völliger Hingabe bei der Einstudierung, und die würdige Aufführung ihm eine Art von Ehrensache.

Richard Wagner kam selbst dazu nach Berlin, und bei dieser Gelegenheit lernte auch ich ihn persönlich kennen. Er hatte meinem Manne, als derselbe — (ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, —) Bayreuth passierte, daselbst eine brillante Soiree arrangiert, worauf Hülsen durchaus nicht vorbereitet gewesen war. Natürlich aber wäre mein Gatte der Letzte gewesen, der diese, — unter besagten Umständen nicht abzulehnende Gastfreundschaft, — ohne Erwiderung gelassen hätte. So gaben wir denn Herrn Richard Wagner zu Ehren ein Diner, zu dem nicht nur mehrere hochgestellte Persönlichkeiten, sondern auch

Digitized by Google

sämtliche Beamte meines Mannes und verschiedene der hervorragendsten, in Tristan und Isolde beschäftigten Künstler, wie die Herren Niemann, Betz, Fricke ꝛc. eingeladen waren. Ein damals sehr gelesenes Witzblatt, welches die Hauptdarsteller von „Tristan und Isolde“ in treffenden Zeichnungen und mit witzigsatirischen Unterschriften brachte, zeigte auch den Meister und ein Bild Bothos von Hülsens, das den Mittelpunkt bildete. Darunter stand, um seine momentanen, durch die vielfachen und höchst angreifenden Proben noch erschwerten Obliegenheiten zu geißeln: „Einer, der zwar kein Sänger ist, der aber in der ganzen Zeit, bis zu der Aufführung von „Tristan und Isolde“, Mozarts Don Juan, Akt I, Szene II mit Vorliebe kultivierte. d. h.

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
„Nichts was mir Vergnügen macht.“ ꝛc.

Dieses Witzblatt hatte so unrecht nicht. Es war wirklich wieder einmal eine ausnahmsweise angreifende Zeit, welche diesem Wagner-Diner-Tage und dieser ersten Aufführung der mit höchster Spannung erwarteten Oper vorangegangen war. Noch mit wehmütiger Erhobenheit denke ich daran. Ich meine, die glänzende Tafel in unserem unteren Saale Französischestraße 36 vor mir und Richard Wagner neben mir zu sehen. Ich blicke auf die vornehme Erscheinung meines Mannes, der in liebenswürdiger Gehaltenheit der Tafel präsidiert und an jeden ein freundliches Wort, einen heiteren Scherz zu richten weiß.

Ich sehe den Hofmarschall Grafen E; den Zeremonienmeister H. von R.; die Sänger Niemann, Beetz in lebensvollster Deutlichkeit vor mir. Ich fühle noch, wie ich unwillkürlich immer ein wenig zusammenfahre, wenn einer oder der andere der Sänger „Herr Meister“ sagt, eine Anrede, die sich Richard Wagner ausbedungen hat.

Und dann höre ich diesen in ziemlich leisem, durchaus wohlklingendem Tone mir die Unterhaltung machen. Ich lausche seinen Worten und wundre mich im stillen, daß dieser so anspruchslos erscheinende Mann der als so arrogant verschrieene, hochmütige Wagner sein soll. —

Er erzählt mir von seinem künstlerischen Streben und beklagt sich, daß er nichts unternehmen, nichts thun könne, was nicht unliebsam gedeutet oder gar verkehrt oder verleumderisch ausgebeutet werde. Endlich erfaßt er plötzlich meine Hand und küßt sie ehrerbietig.

„Nehmen Sie Dank, hochverehrte Frau; es ist einer der glücklichsten Tage meines Lebens, der heutige. Einmal, weil ich die Ehre habe an diesem Tische zu sitzen. Zweitens, weil meine Oper „Tristan und Isolde“ morgen hier in so vorzüglicher Darstellung gegeben wird, denn Frau von Voggenhuber ist die beste Isolde, Niemann der beste Tristan, den ich noch gesehen habe. Drittens aber, weil ich hoffen darf, daß ich nunmehr immer erfolgreicher mit Ihrem Herrn Gemahl zusammenwirken werde!“

Ich war überrascht und sehr angenehm berührt. Wenn ich auch gestehen muß, daß ich diese Oper niemals von Anfang bis zu Ende gesehen habe, weil ich ihre Längen und auf meine Nerven wirkende Instrumentation nicht aushalten

Digitized by Google

konnte, so war sie mir szenenweise doch hoch interessant und ihre Darstellung hinreißend. Wagner, der an jenem Abende, wo auch Frau Cosima in unserer Loge war, immer zwischen dieser, seinem Zuschauerplatze und der Bühne hin und her flog, äußerte sich denn auch sehr entzückt davon, und so kam dieses musikalische Ereignis denn zu seinem denkbar günstigsten Abschluß. Freilich erweckte dieser „Tristan" auch großen Widerspruch. Ein großer Teil der Musikliebhaber und des Publikums verwarf ihn völlig, und so wurde diese Oper ein neuer Zankapfel für die Wagnerianer und ihre Gegner.

Mein Mann, der sich aufrichtig freute, sie so glänzend zur Darstellung gebracht zu sehen, glaubte indessen nicht an ihre Zukunft.

„Lohengrin" und „Tannhäuser" sind für die Unsterblichkeit geschrieben!" — äußerte er hin und wieder. „Von Tristan und dem Nibelungenringe aber wird man schwerlich noch in fünfzig Jahren sprechen!"

Fünfunddreißigster Abschnitt.
Petersburg 1873.

Das Frühjahr 1873 brachte Botho von Hülsen eine ganz unerwartete, freudige Überraschung. Er sah nämlich einen längst gehegten Wunsch erfüllt, indem Se. Majestät der Kaiser Wilhelm, der dem Kaiser von Rußland seinen Besuch zugesagt hatte, ihn zu seiner Begleitung nach Petersburg aufforderte. Es war diese ehrenvolle Auszeichnung natürlich auch mir eine große Freude, zumal sie meinem Gatten große Anregung und Erfrischung brachte. So sah ich ihn denn in dem letzten Drittel des Aprilmonats nach der Zarenstadt enteilen, über deren Leben und Treiben ich nun das genaueste durch denselben zu hören hoffen durfte. Und ich sah mich nicht getäuscht und füge die nachstehenden Excerpte aus Hülsens Petersburger Briefen als eine der interessantesten Episoden diesen Erinnerungen bei. Derselbe schreibt:

(Hotel de France) Petersburg, den 27. April 1873.

„Ich bin des Kaisers Gast, habe Wagen und kaiserlich russische Lakeien und bin auf kaiserliche Kosten hier in zwei brillanten Zimmern einquartiert. Nur bin ich, — leider, — getrennt von den Übrigen, die in dem dicht daneben belegenen Winterpalais wohnen.

Von der Reise hierher ist eigentlich wenig zu sagen. Durchweg flache, sterile Gegenden, sparsam darin verstreute Dörfer, grau in grau mit ihren schmucklosen Holzhäusern.

Bäume sieht man viel in verwahrlosten oder vielmehr schlecht verwalteten Wäldern, und viele Birkenalleen an den Wegen. Auffallend war es mir, daß die Dörfer fast niemals Bäume hatten. Fichten und Tannen wollen die Leute nicht pflanzen, und Laubbäume gedeihen wohl zu selten. — Die Einteilungen der Mahlzeiten ꝛc. auf der Reise wurden genau nach Vorherbestimmung innegehalten. — Dejeuner in Wirballen, Diner in einem, mir nicht genau erinnerlichem Orte und um 11 Uhr abends Souper, doch da schlief ich schon in meiner Koye,

Digitized by Google

wie im Bette. — Der Kaiser (der unsere natürlich) war fortwährend in der besten Laune. Er hatte mehrfache Scherze mit mir und ging z. B. einmal durch das Koupe, in dem ich saß, und stieß mich an, daß ich die Balance verlor. Er hat es so gut mit mir im Sinn!"

Petersburg, den 28. April.

„Seit gestern plage ich mich mit einem Hexenschuß. Es wäre wirklich ein Jammer, wenn mir der hiesige Aufenthalt dadurch verdorben werden sollte. Ich ging also nicht zur Marschallstafel, sondern aß auf meinem Zimmer und fuhr dann nach dem „Grand Theatre," wo ein dummes Ballet von 7 ½—11½ Uhr abgespielt wurde. Nach den Schilderungen von Graf D. hatte ich mir mehr davon versprochen. Das Personal ist zwar sehr zahlreich, aber nur mit Hilfe der Balletschulen in besonderen Quadrillen.

Die Ausführung war sehr präzis, und sind die Premiers Sujets und Koryphäen teilweise bedeutend. Auch die Ausstattung war brillant; das ganze aber doch ermüdend und langweilig. Ich war während zweier Tableaus in der großen Loge. Dann holte mich der Intendant zu sich, doch war seine Loge bereits sehr besetzt! — Er hat mich aber immer dahin eingeladen! — Ich besuchte auch von dort die Szene, die auffallend tief ist, und wurde ich in der wunderbarsten und primitivsten Neugier von der jungen Mädchenschaar umgeben und angestarrt. — Auf der Fahrt nach dem „Grand Theatre" kam ich übrigens durch den schönsten Teil der Stadt. Wahrhaft prachtvolle Gebäude. — Das Gefahre auf den Straßen war enorm und die kleinen offenen Droschken sind sehr originell. Das Militär sieht aber, — nach meinem Geschmack, — nicht gut aus!

Perponcher, (Hofmarschall des Kaisers), ist wirklich zu nett. Er besuchte mich noch gestern expreß (wegen meines Hexenschusses), ehe er zur Tafel fuhr! Heute sollen nun Visiten gefahren werden! — Abends 10¼ Uhr. Lieber Gott! welch' ein Tag! War das eine Wirtschaft, und dazu noch Hexenschuß! — Um 10½ Uhr früh schickte Perponcher, daß ich um 11 Uhr in Gala sein, und mich bei Majestät einfinden möge. Ich eilte zu ihm; Contreordre! — Ich legte das Galakostüm also ab und frühstückte bei ihm. Um ¼1 Uhr aber fuhren wir in 24 Wagen Visiten, ca. 80 (laut der eingeteilten Liste). Großfürstin Nikolas, die beiden Michael, Georg von Mecklenburg ꝛc., waren auch dabei, und diese sprachen uns Alle. Danach aufgeschrieben bei Wladimir und Oldenburg. Um 6 Uhr Marschallstafel, aber nur Herren. Dann fuhr ich zu Gräfin T., die sich sehr freute, zum Geheimen Hofrat Louis Schneider und endlich in das Französische Theater, wo ich aber nur kurze Zeit blieb. Ich wollte noch einen Versuch machen, in das Marientheater (Russisches Schauspiel) zu gelangen, doch war es vergeblich, da es geschlossen. Endlich zu hause! — Gute Nacht, ihr Geliebten! Ich habe schon Heimweh und ist doch erst ein Tag hier vorüber. Gott über uns!"

Petersburg, 29. April 1873.

„Was soll ich dir sagen, wie dir beschreiben, was eine russische Kaiserkur zu bedeuten hat! — Säle, Räumlichkeiten und Personenzahl stehen zu unserer Kur ungefähr in einem Verhältnis, wie ein Operuball zu einem gewöhnlichen bei

Digitized by Google

uns in Berlin! Alles ist kolossal! Man wandert von einem Saale in den andern und ist einer immer größer als der andere. Endlich in die Kapelle! — Der Metropolit besitzt eine Baßstimme! — Heiliger Fricke!!! —

Der Vortritt für den Kaiser besteht aus einigen hundert Herren; und hundert Hofdamen, in russischen Kostümen, folgten demselben. Kanonenschüsse verkündeten dann die Rückkehr aus der Kapelle, und begab ich mich — nach beendeter Feierlichkeit, zu hause, um mich umzukleiden und zur Wachtparade zu fahren. Es war herrliches Frühlingswetter und der Platz mit Kies bestreut. Die Suite des Zaren bestand aus mindestens 250 Offizieren, welche nach der Wachtparade sämtlich unserem Kaiser vorgestellt wurden, wie auch alle sonstigen Generale und Stabsoffiziere.

Hierauf ritten 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 1 Mann von jedem Petersburger Kavallerie-Regimente vor und die wilden Völkerschaften schossen und kabriolten „à la diable!" Dann fuhr ich, 1/2 3 Uhr, abermals in mein „Hotel de France", und besuchte mich der gute, treue Perponcher, um zu hören, ob ich auch über alle Vorhaben orientiert sei.

Um 6 Uhr ist Galadiner, um 9 Uhr Zapfenstreich und nachher wird, im offenen Wagen und wohlverwahrt mit Pelzen, die Illumination der Stadt besehen! —

Zum Theater ist also heute keine Zeit!"

Petersburg, den 30. April 1873.

„Das gestern geplante Programm setzte sich also dahin fort, daß um 6 Uhr Galadiner im Wappensaale war, wo Graf Adlerberg präsidierte. Es waren mehrere hundert Kouverts, und die Bedienung war fabelhaft prompt. (Die kaiserlichen Herrschaften hatten unterdessen Familientafel.) Nach dem Galadiner schnell umkostümiert, 1 Akt in das Theater, und dann mit Perponcher durch die illuminierte Stadt gefahren und den Zapfenstreich gehört. Derselbe fand auf dem mit elektrischem Lichte erleuchteten Platze vor dem Winterpalais statt. Cirka tausend Musiker, und wurden 10 Piecen von ihnen brillant exekutiert. Dann trank ich Thee bei Perponcher und fuhr gegen 11 Uhr zu hause. Es regnet heute und ist somit mein Hexenschuß wieder verschlimmert, wobei wohl das Wetter mitwirkt! Ich bin schon ganz nervös davon.

Heute 12 Uhr waren wir übrigens zum Thronfolger in Gala bestellt! Er ließ sich aber entschuldigen, da er Vorparade hatte. Die Großfürstin empfing uns nach dem Fürsten Bismarck, der eine halbe Stunde Audienz bei ihr hatte. Sie ist eine angenehme, nicht große Erscheinung, ohne besondere Repräsentation und verlegen. Nach beendetem Empfange daselbst gab ich noch meine Karte bei unserem Botschafter ab und fuhr dann, natürlich immer in kaiserlicher Equipage, mit Lakai, nach der Isaakskirche. Es ist ein wundervoller, reicher Raum, mit Monolithen von Malachit, prachtvollen Vergoldungen, Skulpturen und Bildern. Das Dämmerlicht darinnen macht einen würdigen, großartigen Eindruck. Die Kirche an sich ist nicht so gewaltig wie die Kasankirche, die ich auch noch besuchte.

Digitized by Google

Heute haben wir um 6 Uhr Diner der Herrschaften mit preußischem Gefolge, mit kleiner Uniform im Konzertsale und um 9 Uhr Ball in der Eremitage. Gott befohlen! — Die herzlichsten Grüße und Handkuß an Mama verstehen sich von selber.

Petersburg, den 1. Mai 1873.

Heute ist Regentag, aber nicht kalt, und mitunter sogar Sonnenblicke. — Die Neva brach gestern auf, und ist heute schon bis zu den Inseln klar.

Um 11 Uhr hatten wir Vorstellung bei dem Großfürsten Constantin, der auffallend liebenswürdig zu uns war. Zwischen derselben und der Marschallstafel fuhr ich, in offener Kalesche, nach dem Alexander-Newsky Kloster. Die Besichtigung desselben war höchst interessant, und der Reichtum daselbst an Gold, Silber und Edelsteinen ist unbeschreiblich. —

Von der Großartigkeit aller hiesigen Verhältnisse kann ich dir überhaupt schriftlich schwer eine Vorstellung geben, sondern später nur mündlich zu erzählen versuchen. Es ist wirklich fabelhaft! — Gestern ging ich noch in das russische Schauspiel, wohin Geheimrat Wilmowsky mir folgte. Das Alexandra-Theater ist ebenfalls groß und geräumig, und obgleich ich nichts verstand, fesselte mich doch die Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit der Darstellung. Dabei spielte das Stück in niederen Volkskreisen, so daß ächt russische Typen hervortraten. Auch waren die Kostüme dem Leben abgelauscht, so daß mich das Ganze sehr interessierte, und ich mich freue es gesehen zu haben. Heute um 11 Uhr ist nun große Parade, vor beiden Kaisern. Unser Herr ist bis jetzt sehr munter und gefällt sich sehr. Der Zar war indessen gestern etwas heiser. Ich werde sogleich zur Parade aufbrechen, aber nicht zu Pferde steigen. Die Truppen marschieren schon. —

Später:

„Die Parade fand also auf dem „Champ de Mars" statt, und das Wetter begünstigte den Kaiser. Das Champ de Mars selbst ist aber ein halber Sumpf, und die Leute standen zum Teil bis an die Knöchel im Schmutze. Ich fuhr um $^3/_4$10 Uhr fort und bin erst um $^3/_4$4 Uhr zurückgekehrt. — Wir alle, die wir nicht zu Pferde waren, versammelten uns in der Eremitage, wo wir, Wilmowsky, Lauer, Bülow und ich, durch einen, besonders zu unserer Führung kommandierten Major, zu dem kaiserlichen Zelte geleitet wurden. Nachdem die Großfürstinnen dort eingetroffen und plaziert worden waren, gingen wir hinein und saßen auch zum Teil. Auch erhielten wir eine Tasse Thee, die sehr angenehm war, da man Erwärmung gebrauchen konnte. — Über das militärische Schauspiel an sich behalte ich mir nähere, mündliche Berichte vor. Es war ziemlich wie bei uns, nur wird, teils durch die orientalischen Völkerschaften, teils durch den Lauf-Paradeschritt der Jäger und die verschiedenen wechselnden Gangarten der Kavallerie viel Abwechselung geboten. Jedenfalls war es auch interessant und großartig! — Das Festprogramm hat sich übrigens geändert, da sowohl Kronstadt, wie das in Petershof projektierte Diner, aufgegeben worden ist. Ob morgen dasselbe in Zarskoë-Zelo stattfinden wird, habe ich noch nicht erfahren können. Der Ball in der Adelsversammlung, woselbst natürlich auch der Hof erschien, ist schon gestern

Digitized by Google

vor sich gegangen, und wenn nun morgen Ruhe ist, so will ich die Theaterschulen besichtigen.

Lebt wohl, Geliebte! — Gott schütze uns! —"

Petersburg, den 4. Mai.

„Gestern wollten wir zur Gedächtnismesse für die Kaiserin Alexandra Feodorowna (Prinzessin Charlotte von Preußen, Mutter Kaiser Alexander II.) nach der Festung fahren. Als ich aber zu Perponcher kam, erfuhr ich, daß der Geheime Hofrat Bork in der Nacht gestorben sei, und die Mehrzahl unseres Gefolges deshalb diese Partie aufgegeben habe, was auch ich that. Um $^3/_4$4 Uhr aber ging es nach dem Bahnhof von Zarskoe-Zelo, von woselbst, in kleiner Uniform, abgefahren wurde. Nur die beiden Kaiser, das preußische Gefolge, nebst Gesandschaft, Oubril, Maltzahn und zu uns kommandierte russische Offiziere bildeten die Gesellschaft. Schöne Waggons, mit Doppelfenstern, Heizeinrichtungen, kurz mit jedem erdenklichen Komfort ausgestattet, wurden von uns bestiegen und führten uns nach Ablauf von $^3/_4$ Stunden nach Zarskoe-Zelo, woselbst es per Equipagen, immer zu Zweien, und über Stock und Stein, nach dem Schloß ging. Menschenmassen, die Spalier bilden, Hurrahrufe, Fanfaren, Tücherschwenken, Musikchöre,

„Heil dir im Siegerkranz!" — ꝛc.

versteht sich überall von selbst, wo die Kaiser Wilhelm und Alexander fahren oder sich blicken lassen. So war der ganze Weg in Petersburg hin und zurück zum Bahnhofe, und dito in Zarskoe-Zelo garniert. Man wird schließlich auch das gewohnt! —

Nachdem nun das herrliche Schloß daselbst besichtigt war, fuhren wir zum Arsenale, ein burgartiges, isoliert stehendes Gebäude, mit einer wunderbaren Sammlung. Ein dortiger Zivilbeamter versicherte uns, daß der Wert dieser Waffen ꝛc. ca. 19 Millionen Rubel betrüge. Dann ging es wieder durch eine schöne breite Avenue in den Vorhof des sich kolossal und brillant darstellenden Schlosses, in dem zuerst eine ganze Enfilade von Zimmern besichtigt wurde. Der mittlere Teil desselben, das zwei Seitenflügel hat, ist ungefähr so lang, wie unsere Berliner Französische, von der Markgrafen, bis zur Wallstraße. Wirklich kolossale Dimensionen! — Bei der Mittagstafel saß ich zwischen den Generalen Werder und Thile, den beiden Kaisern gegenüber, was selbstredend sehr interessant war. Nach derselben hätte ich gern noch ein kleines chinesisches Theater besehen, von dem der Zar mir sagte. Aber das Wetter war zu schlecht, und die Zeit zu kurz, so daß ich es aufgeben mußte. Denn nach dem Kaffee ging es sofort, Hals über Kopf, nach Petersburg zurück, woselbst ich erst um 9 Uhr anlangte. Ich fuhr aber doch noch in das Deutsche Theater, wo Fräulein Mila Röder ihr Benefiz hatte. Es war aber schauderhaft langweilig. Ich schlief ein, entfloh um $^1/_2$11 Uhr, trank Sodawasser und ging zu Bette. — Unser Kaiser war übrigens verstimmt, was wohl durch den Tod von Bork erklärlich ist. — Es geht ihm sicher im Kopfe herum, wer ihn ersetzen soll; — eine wichtige Frage! — Der Kaiser war auch nicht im Theater und hat heute befohlen:

Digitized by Google

„Donnerstag Abend 8 Uhr Abreise, also Freitag Abend 10 Uhr in Königsberg, Sonnabend Vormittag Besichtigung, 12 1/2 Uhr Dejeuner, und um 2 Uhr Abreise nach Berlin."

„Ach, wäre es erst so weit."

N.-S. Morgen ist das Programm: Um 1 Uhr Wachtparade. Um 1 1/2 Uhr Konzert im Saale des Adels, wo letzthin der Ball war. Um 5 1/2 Uhr Galadiner im Winterpalais, und zwar 750 Kouverts. Abends Ballet. Von uns freut sich alles, daß man sich der Rückreise nähert. —

Die Wirtschaft ist zu groß und anstrengend!"

Petersburg, 5. Mai 1873.

„Ich bin weder ins Konzert, noch zum Galadiner gegangen, sondern habe im Hotel gut diniert, und bin dann in das Ballet „Trylly" gefahren, woselbst ich auf der Bühne den Russischen und auch unseren Kaiser sprach, so wie auch den Großfürsten Konstantin. Die ersteren beiden amüsierten sich sehr, daß ich, — (während unseres eifrigen Gesprächs, —) beinahe in einen Vogelbauer geriet und Gefahr lief, gefangen zu werden. — Ein amüsanter Zwischenfall! — Heute habe ich Ruhe. Abends aber ist Ball bei dem Thronfolger, und morgen werde ich die Theaterschulen, in Begleitung von Herrn von Wilmowski besichtigen. Militärisches habe ich jetzt hier zur Genüge gesehen! —

den 7. Mai 1873.

„Morgen geht es, nachmittags 4 Uhr, nach Gatschina, woselbst auch Besichtigung des Schlosses und Diner stattfindet. Um 6 Uhr geht dann der Reisezug mit der kaiserlichen Dienerschaft von Petersburg, und um 8 Uhr der unsere hier von Gatschina aus nach Königsberg und der Heimat ab; — ein beseeligender Gedanke! — Adieu denn, bis Sonntag! — Möge der Allgütige mit uns sein! —

Hülsen.

Sechsunddreißigster Abschnitt.
Unsere Silberhochzeit 1874.
(Katzenmusik.)

Am 6. August des auf die Reise nach Petersburg folgenden Jahres fand unsere Silberhochzeit statt, deren Vorfeier im Saale des königlichen Schauspielhauses zu Berlin glänzend begangen wurde. Es war eine in ihrer Art wohl einzig dastehende Festlichkeit aus dieser, sonst meistens nur dem Familienkreise angehörenden Jubelfeier geworden, bei der sich einige der in Berlin während der Ferien anwesenden Künstler und das gesamte dienstthuende Personal der königlichen Theater beteiligt hatte. Durch die mit Blumengewinden und Festgrüßen geschmückte Seitentreppe stieg ich, an der Seite meines geliebten Mannes, den 5. August abends zu dem Saale des Schauspielhauses empor, an dessen Rückseite man eine Art von Estrade erbaut und zwei Sessel für uns aufgestellt hatte.

Von einem Musikrusch empfangen, von Freude und Rührung überwältigt, schauten wir auf den glänzend hergerichteten Raum und die nicht minder festlich

Digitized by Google

gekleidete Versammlung teurer Verwandten, Freunde und (teilnehmender) Bekannten nieder, die sich hierselbst zusammengefunden hatten. Ein Festspiel, — dessen Hauptfiguren der nachherige Direktor Arthur Deetz und Fräulein Louise Erhardt bildeten, entfalteten sich vor uns, und unsere drei Kinder Dietrich, Dora und Georg, wetteiferten mit einer reizenden Kousine: Fräulein von Zeschau, in Vorträgen eigens für die so schöne Feier gedichteter Ansprachen und Gedichte. Daß gewisse, auf unsere grüne Hochzeit zurückweisende Bezüglichkeiten darin nicht fehlten, und das Ganze von innigster Liebe ersonnen und mit zartestem Verständnis ausgeführt war, ist wohl selbstverständlich, und nicht minder auch wohl, wie beglückend dieses Bewußtsein auf uns wirkte. Ein trübender Schatten allein warf sich auf diese wunderbar gelungene Feier, wenn auch ein höchst erfreulicher Grund ihn hervorgerufen. Unsere älteste Tochter, Marie von Naso, die sich ganz besonders auf dieses Fest gefreut, fehlte nämlich dem Kreise unserer Kinder, da sie den Tag zuvor ihren Gatten mit einem Söhnchen beschenkt hatte. Es war zwar eine freudige Überraschung, aber doch für meinen Mann und mich ein schmerzliches Vermissen der geliebten Tochter, das wir beide tief empfanden. Selbstredend hat aber der kleine, gerade zu unserer Silberhochzeit erschienene Ankömmling, zu Ehren und zur Erinnerung an den Großpapa, den Namen „Botho“ erhalten, der ihn dem geliebten Geschiedenen ähnlich machen und ihm Glück bringen möge!

Wie froh im übrigen diese Feier verlief, und welche reiche Gaben und herzbewegende Ovationen sie Hülsen und mir brachte, darf hier nur eine flüchtige Erwähnung finden. — Nur ein uns von einem ferner stehenden Bekannten gewidmetes Gedicht und ein Brief S. K. Hoheit, meines hochverehrten Kronprinzen, soll hierselbst eingewoben werden. Bildet doch, namentlich der letztere, ein ganz unschätzbares Dokument für mich und die teuren Meinigen, bei dem hoffentlich noch kommende Geschlechter mit stolzer Genugthuung und inniger Dankbarkeit verweilen und des Hohen Herrn in solcher gedenken werden. Das Schreiben Höchstdesselben ist an mich addressiert und lautet wie folgt:

Sandown, Insel Wight, 25. Juli 1874.

„Da ich nicht genau den Tag der Feier Ihrer silbernen Hochzeit erfahren konnte, erlaube ich mir auf das „Geratewohl“ diese Zeilen abgehen zu lassen, um Ihnen und Hülsen der Kronprinzessin wie auch meine herzlichen Glückwünsche aus Anlaß jenes Familienfestes zuzusenden. — Lebhaft erinnere ich mich jener Zeit, wo das „Lied vom Herzen“, unmittelbar den Märztagen von 1848 vorantönend, den Schleswigschen Feldzug durchklang, seine schöne Verwirklichung durchsetzte und dann, von dem jungen Paare, mir als freundlicher Gruß für die Universitätsjahre zugerufen ward!!

Daß ein Vierteljahrhundert bereits seitdem verflossen ist, will mir schwer in den Sinn. Ein Stück Weltgeschichte spielte während desselben, und ließ unser engeres Vaterland zu einem kaum geahnten Emporblühen gelangen, dessen Möglichkeit wohl am wenigsten in der Zeit erwartet wurde, wo Ihre Ehe gestiftet ward.

Digitized by Google

Ihre nächsten Anverwandten, — aus beiden Stammhäusern, — beteiligten sich, sowie die Vorfahren dieses gethan, an allen Geschicken unseres Landes, und mehr wie Einen finden wir unter den Helden verzeichnet, welche ihr Leben für die höchsten Güter opferten. — Möchte nun das zweite „Vierteljahrhundert" Ihres Ehebundes das Zeitalter des Friedens erleben, auf daß die, soeben ins Leben getretene jüngere Generation Gelegenheit findet, auch in den Künsten dieser Lebensart sich der Eltern und Heimat würdig zu erweisen.

Empfehlen Sie uns allen Ihren Angehörigen, namentlich dem goldenen Jubelpaare, dessen Fest Ihrer silbernen Hochzeit ja voranging, und rechnen Sie stets, meine gnädigste Frau, auf die Anhänglichkeit

Ihres

sehr ergebenen

Friedrich Wilhelm"

Kronprinz.

Daß unsere Empfangnahme dieses gnädigen Glückwunschschreibens unsere Festfreude wesentlich erhöhte, darf wohl keine besondere Erwähnung finden. Auch meine Eltern, welche kurz zuvor ihre goldene Hochzeit auf dem Gute meines Schwagers, Karl von Treskow, in Schloß Friedrichsfelde gefeiert hatten, fühlten sich höchlichst beglückt davon, sowie von allen Beweisen ehrender und liebevoller Teilnahme, die uns in so überreicher Weise zuteil geworden waren. Mag das, uns von Herrn E. L. öffentlich gewidmete Gedicht hier eine Stelle und somit die Schilderung unserer Silberhochzeit, die noch durch ein, bei uns statthabendes großes Familiendiner gefeiert ward, ihren Abschluß finden.

Zur Feier der Silbernen Hochzeit
Seiner Exzellenz des Generalintendanten der Königlichen Schauspiele,
Herrn von Hülsen,
Ritter hoher und höchster Orden,
und Ihrer Exzellenz, Frau Helene von Hülsen, geb. Gräfin Haeseler,
am 6. August 1874.

„Verehrung drängt mein Herz, das treu ergeben,
So lang es schlägt, dir, edles Jubelpaar,
Auch eine Blume in den Kranz zu weben,
Den Lieb' und Dank heut' reicht vereint Euch dar! —
„Heut', wo in friedlich schönem Eheleben,
Euch hingeschwunden 25 Jahr',
Sei es auch mir vergönnt, mein tief Empfinden
In heißen Segenswünschen zu verkünden.

Wie treue Liebe Eure Pfade immer
Mit duft'gen Rosen anmuthsvoll umlaubt,
Wie Euren edelmüth'gen Herzen nimmer
Der süße Himmelsfriede ward geraubt,
So möge auch der Myrthe Silberschimmer,
Der heut' umstrahlet Euer teures Haupt,
Im reinsten Glanz sich ungetrübt erhalten
Und Euer Glück stets glücklicher gestalten.

Digitized by Google

Denn, nächst der Rose ist gar stolz entsprossen
Der Lorbeer an des Hauses trautem Herd,
Bei allen kunsterglühten Zeitgenossen
Hat Euer Name guten Klang und Wert!
Des Kaisers Herz ist huldreich Euch erschlossen,
Hat abermals den Gatten hochgeehrt,
So, daß des Lebens höchste Wonnestunden
Du, edles Jubelpaar, vereint empfunden!

O, möge nie der gute Genius weichen,
Der, Segen spendend, Euch bisher umschwebt,
Mögt Ihr der Wünsche höchstes Ziel erreichen,
Der Himmel krönen einst, was Ihr erstrebt,
Daß Ihr beglückt, — geehret, ohne Gleichen,
Noch eine lange Zukunft froh durchlebt,
Und Euer Herz, in seligem Behagen
Des höchsten Glücks', befriedigt möge schlagen!

E. L.

Auch Doktor Julius Rodenberg, der sich, von meinem Mann und mir gleich hochgeschätzt, an dieser Feier ebenfalls liebenswürdig beteiligte, fügte einem echt poetischen Glückwunschgedicht als Schlußstrophe noch die Worte hinzu:

„Daß einst auf Eure Silberhaare
Sich leise senkt der Kranz von Gold!"

Leider ist dieser Wunsch aber nicht in Erfüllung gegangen! —

Von Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta ging Hülsen und mir übrigens noch ein höchst gnädiges Schreiben mit den herzlichsten Wünschen zu, dem das Portrait der hohen Frau, neben demjenigen des Kaisers, in einem Rahmen von Silber, beigefügt war. Ich wage indessen diesen Brief nicht zu veröffentlichen, wenngleich derselbe, besonders für meinen Gatten, höchst schmeichelhaft ist.

Se. K. Hoheit der Prinz Karl von Preußen aber telegraphierte und schloß die gnädigsten Wünsche für die einstige Feier der goldenen Hochzeit ein. Es ist, — mit einem Worte, wohl selten eine Silberhochzeit so glänzend und unter so warmer Beteiligung der verschiedensten Gesellschaftskreise begangen worden, und mit Dank gegen Gott und Menschen werde ich dessen eingedenk bleiben.

Wie aber, sowohl bei dem einzelnen, als auch im allgemeinen, die Extreme sich häufig bedingen und sogar berühren, so sollte dieses Jahr auch nicht ohne eine Denkwürdigkeit anderer, weniger schmeichelhafter Art für Hülsen zu Ende gehen. Es war dieses nämlich eine „Katzenmusik", welche ihm von einem Teil der Berliner Studenten gebracht und vor seinem Hause, Französische Straße Nr. 36, ausgeführt wurde. Die Ursache dieser mißliebigen Demonstration war, so viel ich mich erinnere, folgende: Mein Mann hatte schon bald nach der Übernahme der Generalintendanz, in Berücksichtigung ärmerer Studierender, sogenannte „Studentensitze" geschaffen, welche sich in numerierten Plätzen auf dem Amphitheater des Opernhauses und dem dritten Range im Schauspielhause befanden. Er wollte somit den unbemittelten Studenten gegen ein geringes Entree-Geld die Möglichkeit schaffen, hervorragende Opern und vor allem die klassischen Dramen aus

Digitized by Google

eigener Anschauung kennen zu lernen. Man hatte diese Munificenz dankbar entgegen genommen und Jahre hindurch davon Vorteil und Nutzen gezogen. Da begannen, zu Anfang der siebenziger Jahre, einzelne unter diesen Studierenden demonstrative Parteinahmen für oder gegen die Darsteller an den Tag zu legen. Nicht selten wurden unzeitige Beifallsakklamationen, mitunter sogar auch Äußerungen des Mißfallens und Tadels aus jenen Regionen vernommen, an denen sich die Betreffenden weideten oder auch ärgerten. Es war sogar hin und wieder schon ein schrilles Pfeifen oder lautes Zischen von jenen Plätzen her vernehmbar, und ein Stein des Anstoßes für Künstler und Publikum geworden.

Einzelne Klagen der ersteren hatten das Ohr des Generalintendanten erreicht, der selbst schon einige Male Zeuge solcher Demonstrationen geworden und darüber sehr ärgerlich war. So ließ er denn den Herren Studierenden melden, daß (im Falle sich dieselben wiederholen und nicht unterbleiben sollten,) ihnen dieses äußerst wohlfeile Entree zu den königlichen Theatern entzogen und diese Vergünstigung aufgehoben werden sollte. Anfänglich schien diese Maßnahme wirksam zu sein. Aber schon nach wenigen Tagen begannen solche demonstrative Äußerungen von neuem, und so wurden die Herren Studierenden von den betreffenden Plätzen zurückgewiesen. Daß die Unschuldigen dabei — wie fast immer — mit den Schuldigen leiden mußten, ist selbstverständlich, wie auch nicht minder, daß eine große Empörung über die Zurücknahme einer so lange genossenen, der Mehrzahl so angenehmen Vergünstigung entstand. Man beschloß also derselben einen öffentlichen, seit dem Jahre 1848 und 1849 öfter in Anwendung gebrachten Ausdruck zu geben, und zwar durch eine „Katzenmusik", die den Generalintendanten über die Mißliebigkeit seiner Maßregel aufklären und ihn gleichfalls tüchtig ärgern sollte.

Es war ein frostkalter Abend. Hülsen hatte sich, da es fast 11 Uhr, schon zur Ruhe begeben, und ich war soeben auch mit den Vorbereitungen zu derselben beschäftigt, als ein unglaubliches Geschrei und Gewirr von Stimmen und Mißklängen mein Ohr traf. Schnell eilte ich an das Fenster und sah zu meiner Verwunderung die Straße mit schwarzen Gestalten bedeckt, die sich in wüstem Durcheinander und unter den schrillsten Disharmonien vor unserem Hause zusammen gerottet hatten.

Erschreckt, fliegenden Fußes eilte ich in das Zimmer Hülsens, der sich aber schon bei den ersten Tönen erhoben und schleunig in seinen Schlafrock geworfen hatte.

„Eine Katzen-Musik, die Studenten bringen mir eine Katzenmusik, laß mich, laß mich!" — rief er mir schon entgegen und war bereits, bevor mir die Sache noch ganz klar geworden, an mir vorbei gestürmt, und ein Licht in der Hand, in den auf die Straße gehenden Erker meines Salons getreten. In einem Momente waren die Fenster geöffnet. Unter einem wahren Höllenlärme von Pfeifen, Johlen und wildem Stimmengequike stand Hülsen da, indem er sich wiederholentlich nach allen Seiten verbeugte und mit laut durchdringender Stimme rief: „Dank, meine Herren, besten Dank für die Ehre und außergewöhnliche Auszeichnung, die Sie mir hier so überraschend zuteil werden lassen. Sprechen Sie, bitte, diesen Dank auch allen denen in meinem Namen aus, die sich etwa an

Digitized by Google

der Beteiligung dieser, mir heute Abend zugedachten Ehre behindert sehen. Ich befand mich schon im Bette, wollte mich Ihnen aber doch persönlich zeigen, um meine Erkenntlichkeit auszusprechen!" Einen Augenblick standen die, — auf so unerwartete Weise in ihrem Vorhaben unterbrochenen Musiker, — sprachlos da und blickten zu Hülsen empor, der sich noch immer in seinem Erker stehend nach allen Seiten verbeugte. — Dann erhob sich der Tumult aber von neuem, und unter Pereats und Hurrahrufen, Mützenschwenken und den verschiedensten, sich einander widersprechenden Demonstrationen verlief sich die Menge. Hülsen aber stand, unter hellem Gelächter, noch so lange auf seinem Platze, bis sich mit Hilfe einiger Konstabler die Ruhe wieder hergestellt hatte. Berlin aber besaß für die nächsten vierundzwanzig Stunden ein amüsantes Gesprächsthema, und der Kladderadatsch brachte in seiner nächsten Nummer ein brillant gezeichnetes Bild, die Studenten unten, und Hülsen im Erker stehend, mit Überschrift: „Exzellenz von Hülsens Erfolg, für Rasselinstrumente eingerichtet, und von einem fröhlichen Dilettantenchor vor dem Hause der General-Intendantur der königlichen Schauspiele mit aufgehobenem Abonnement ausgeführt." — Die andere Seite des beliebten Witzblattes aber zeigte nachstehendes Gedicht:

Die traurige Geschichte von der lustigen Katzenmusik.

„Auf!" — so sprach ein alter Kater,
Schart euch, Freunde Glied an Glied,
Laßt dem Lenker der Theater
Singen uns ein schaurig Lied! —
So ein Lied, — ich geb' das Zeichen, —
Habt nun Acht und stimmt mit an, —
So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!" —

Und sie stimmten unverzüglich
Nun ihr „Charivari" an,
Doch am Fenster stand vergnüglich
Lächelnd, Hülsen, der Tyrann.
Und zu seines Danks Bezeugung,
Für der Töne Hochgenuß,
Beut, mit zierlicher Verbeugung,
Er den Künstlern seinen Gruß!

Da verstummt das Lied, so schaurig,
Hinz und Peter, Murr und Mieß
Wurden plötzlich still und traurig.
„Kein Erfolg! — auf Cerevis!" —
Zogen leise dann von hinnen,
Schlichen heimlich sich nachhaus!
Schliefen, mit vertrunknen Sinnen,
Ihren „Katzenjammer" aus! —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fürst Alexander und die ostrumelische Revolution.

Von kompetenter Stelle geht uns nachstehendes Schreiben zu:

Hochgeehrte Redaktion!

In Ihrem März-Hefte bringen Sie einen Artikel: „Zur Genesis der Weltstellung Rußlands". Gestatten Sie einem Manne, welcher schon seit Jahren die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und welchem es möglich war, manche dem größeren Publikum nicht bekannte Einzelheiten zu erfahren, auf einen Punkt der Nachschrift des genannten Artikels zurückzukommen.

Der Verfasser sagt, „daß der Battenberger einen Fehler beging, als er dem Berliner Vertrage zum Trotz Rumelien annektierte". — Es läßt sich in der That darüber streiten, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn die ostrumelische Revolution nicht stattgefunden hätte, doch hat Fürst Alexander auf diese selbst gar keinen Einfluß gehabt und haben können. Sie entstand aus einer nationalen Bewegung, die schon vor dem russisch-türkischen Kriege sich bemerklich gemacht hat, die durch den russisch-türkischen Krieg ein bestimmtes Ziel erhielt und die nach demselben durch die Russen in Ostrumelien mit allem Nachdrucke genährt wurde. Unter diesen ihrem Anwachsen günstigen Bedingungen erstarkte sie soweit, daß ihr Ausbruch nur eine Frage der Zeit war. Die Leiter des Aufstandes waren in ihrer Mehrheit keineswegs besonders hervorragende Persönlichkeiten, aber die Träger einer Idee, die Ostrumelien mit gleicher Leidenschaftlichkeit beherrschte wie Bulgarien. Gerade die unnatürliche Zurückhaltung durch den Berliner Vertrag mußte zur Folge haben, daß — wenn einmal die Idee zur That wurde — sich eine Stimmung entwickelte, der niemand in Bulgarien widerstehen konnte. Sich ihr widersetzen, wäre gleichbedeutend mit „weggeschwemmt werden" gewesen. Weder der Fürst noch seine Minister waren im stande, eine Bewegung zu hemmen, die, obgleich sieben Jahre lang künstlich zurückgehalten, sich langsam und stetig vorbereitet hatte und an welcher sich, als sie am 6. September 1885 mit elementarer Gewalt losbrach, ganz Bulgarien, Greis wie Jüngling, beteiligte.

Jeder, auch der höchstgestellte, wurde von ihr mitgerissen oder wäre durch sie erdrückt worden. So kam es auch, daß Fürst Alexander sich an die Spitze derselben stellte. Wohl mag er gefühlt haben, daß er hierdurch dem schon vielfach durchlöcherten Berliner Vertrage einen neuen Riß beifügte, aber schwerlich hätte ein anderer im gleichen Falle anders gehandelt und anders handeln können. Nicht allein, daß er im Falle der Weigerung, das fait accompli anzunehmen, um Thron und Leben spielte, er mußte sich auch gleichzeitig sagen, daß er dann den größten Verwirrungen und inneren, blutigen Kämpfen, um nicht zu sagen der Anarchie, Thür und Thor geöffnet und dadurch das Schreckgespenst aller Bulgaren, die russische Okkupation, hervorgerufen hätte.

Er mußte sich seiner Regierung anschließen und mit Thatsachen rechnen, denn nur ihm war es möglich, die entfesselten Leidenschaften wieder in gesetzliche Formen zurückzuführen.

So wie die bulgarische, wird auch die mazedonische Frage über kurz oder lang Europa erschrecken, dieselbe entwickelt sich auf ganz gleiche Weise wie seiner Zeit die rumelische und wird eines Tages wie eine reife Frucht vom Baume fallen.

Es ist begreiflich, daß viele in Bulgarien den schwarzen Punkt der nächsten Zukunft erblicken. Es ist aber auch keine Lösung dieser brennenden Frage ersichtlich, wenn die Großmächte sich nicht dazu aufraffen, über den Widerstand einer Macht offen zur Tagesordnung überzugehen. Eine Wiederherstellung des — noch so berechtigten Einflusses Rußlands in Bulgarien, ohne der Selbständigkeit Bulgariens zu nahe zu treten, ja ohne dieselbe gänzlich zu vernichten, ist nicht denkbar.

Eine gesunde und kräftige Entwickelung der Balkanvölker, der natürlichen Erben der europäischen Türkei, welche doch zur Genüge ihre Existenzberechtigung bewiesen haben, ist nur dann möglich, wenn die verschiedenen Nationalitäten — nach innen selbständig und frei — sich nach außen zum Schutze ihrer Interessen und zur Gewährleistung ihres Besitzes die Hand reichen.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Revue.

Totale Sonnenfinsternis vom 19. August. — Photographie und Astronomie. — Kohlenstoff und Platin in der Sonne. — Diamanten in Meteoriten. — Strahlungspunkt des August-Meteoriten-Schwarms. — Valentiners gestirnter Himmel. — Geophysik, ein Teil der Geographie. — Polareis und Meeresniveauschwankungen. — Seebeben. — Geologie von Deutschland. — Lenkbarer Luftballon. — Germanium. — Encyklopädie der Chemie. — Stickstoffaufnahme der Leguminosen. — Symbiose von Pilzen und höheren Pflanzen. — Funktion des Chlorophylls. — Encyklopädie der Botanik. — Die Flechten Deutschlands. — Die natürlichen Pflanzenfamilien. — Anpassung von Pflanzen an Tiere. — Sinne der Insekten. — Augen der Seeigel. — Encyklopädie der Zoologie ꝛc. — Fremdländische Stubenvögel. — Bilder aus dem Naturleben. — Nester und Eier der in Deutschland ꝛc. brütenden Vögel. — Vögel der Heimat. — Das Weib. — Ferd. Arlt. — Bacillus des Krebses. — Buch der Gesundheit. — Baumwollenbildung. — Elektrizität und Magnetismus. — Elektrizität des Himmels und der Erde. — Pyromagnetische Maschine. — ABC des Gaskonsumenten.

Das wichtigste astronomische Ereignis des vergangenen Jahres war die totale Sonnenfinsternis vom 19. August. So unbequem die Tageszeit war, zu welcher sie in Deutschland statt fand, so schien dieser ungünstige Umstand reichlich dadurch aufgewogen, daß die Zone der Totalität über Gegenden sich erstreckte, die von kultivierten Völkern bewohnt werden, und daß dadurch Gelegenheit gegeben zu werden schien, auch für die das Ereignis begleitenden physikalischen Erscheinungen, auf die sonst wenig geachtet werden konnte, eine Menge fähiger Beobachter zu finden. Namentlich hinsichtlich der Dämmerungserscheinungen hoffte man auf mancherlei wichtige Aufklärung. So hatte man sich denn allerorts zu der Beobachtung ausgerüstet, alle gebildeten Nationen hatten, wie gewöhnlich, Expeditionen ausgesandt, aber eine beispiellos ungünstige Wetterlage hat alle diese Bemühungen vereitelt. Nur in Sibirien, wohin sich keine dieser Expeditionen begeben hatte, war das Wetter günstig, die von Deutschland, England, Frankreich, Italien und Amerika nach Rußland geschickten Gelehrten sind ebenso unverrichteter Sache zurückgekehrt wie die von Amerika nach Japan entsendeten. Der bekannte russische Gelehrte Mendelejeff wollte in Klin an der Petersburg-Moskauer Bahn, wo die Totalität um 7 Uhr morgens eintrat, im Luftballon aufsteigen. Als es aber so weit war, erwies sich der Ballon zu schwach, um zwei Personen zu tragen, und als Mendelejeff gegen den Willen des Astronauten allein auffitieg, hatten die Verhandlungen mit demselben soviel Zeit in Anspruch genommen, daß der Luftschiffer während der Totalität sich noch in den Wolken befand. So sind nach Scheiners[1]) Resumé alle erhaltenen Resultate nur die, daß sich am Sonnenrande drei bis vier kleine Protuberanzen befanden, daß die Ausbreitung der Corona gering, ihre Begrenzung unregelmäßig war und daß sie wahrscheinlich einige hellere Strahlen enthielt, welcher Befund sich, da die Sonnenthätigkeit nahezu im Minimum war, erwarten ließ.

Bei solcher Sachlage wäre es für die Erkenntnis der Sonnenkorona von der allergrößten Wichtigkeit gewesen, wenn Huggins Bestrebungen, dieselbe zu photographieren, Erfolg gehabt hätten. Es ist zu bedauern, daß hier die Photographie die Astronomie im Stiche gelassen hat, ähnlich wie bei dem Venusdurchgang des Jahres 1874, wo die Sonnenphotographieen nicht die Genauigkeit der Beobachtungen ergaben, die man fordern mußte. Dagegen hat sich die Photographie, einem Vortrage von Valentiner[2]) zu Folge, abgesehen von brauchbaren Darstellungen des Mondes und der großen Planeten, je länger, je mehr als wichtiges Hilfsmittel zur Erforschung des Fixsternhimmels ergeben. Es dürfte bekannt sein, daß sie die Entdeckung eines Nebelfleckes in den Plejaden ermöglicht hat, und so haben sich die Astronomen der verschiedenen Länder geeinigt, sie für den angegebenen Zweck künftighin nach gemeinschaftlichem Plane zu benutzen. Auch bei der Untersuchung des Sonnenspektrums ist sie neuerdings

[1]) Scheiner, naturwissenschaftliche Rundschau 1887. S. 461.

[2]) Valentiner, Über die Entwickelung der Photographie in ihrer Anwendung auf die Astronomie.

Digitized by Google

von großem Nutzen gewesen. Von der zuerst durch Draper behaupteten Gegenwart des Sauerstoffs in der Sonne haben sich zwar Autchins und Trowbridge[1]), die dies Hilfsmittel benutzten, nicht überzeugen können, dagegen glaubten sie Kohlenstoff zu finden, was freilich in Anbetracht der bis jetzt ungenauen Kenntnisse, die wir von dem Spektrum dieses seltsamen Körpers besitzen, noch nicht völlig sicher sein dürfte. Dagegen wird man das Resultat, welches Hutchins in Gemeinschaft mit Holden[2]) erhielt, nicht abweisen können, daß die Sonne Platin enthält, ein Element, dessen Vorkommen in ihr bis jetzt geleugnet wurde.

Überraschend wäre das Vorhandensein des Kohlenstoffes in der Sonne kaum gewesen, da ihn ja die Meteorite auf ihren Bahnen durch den Weltenraum führen. Wenn sich die Nachrichten einer russischen Zeitschrift bestätigen, dann ist die daraufhin schon in der Revue ausgesprochene Möglichkeit, daß in diesen Körpern auch einmal Diamanten vom Himmel fallen könnten, bereits zur Wirklichkeit geworden. In dem 2 kg schweren Aerolithen, welcher am 4. September 1886 in Krasnostobodsk im Gouvernement Pensa fiel, wollen nämlich Latschinof und Jerofeief kleine, 1% des ganzen Steines ausmachende Körperchen gefunden haben, die alle Kennzeichen der Diamanten trugen.[3])

Würde dieser Fund wichtige Fingerzeige hinsichtlich der Herstellung künstlicher Diamanten geben, so wäre eine Beobachtung Dennings[4]) geeignet, bedeutungsvoll für die Aufklärung der physischen Natur des Teiles der Körper zu sein, welche jedesmal im August auf die Erde fallen. Danach verschiebt sich der Punkt, von welchem sie am Himmel ausgehen, in der Zeit vom 13. Juli bis 22. August, während ihr Fall vom 9. bis 12. August seine größte Häufigkeit erreicht. Es wäre allerdings nicht unmöglich, daß die Anziehung der Erde Ablenkungen in der Bahn dieser Körper hervorriefe.

Welches große Interesse solche astronomische Thatsachen auch auf das Publikum ausüben, beweisen die immer von neuem erscheinenden gemeinfaßlichen Darstellungen des Lehrgebäudes der Astronomie. Auch diesmal haben wir wieder einer solchen zu gedenken, die Valentiner[5]) unter dem Titel: Der gestirnte Himmel herausgegeben hat. Der Leser, der sich für astronomische Gegenstände interessiert, wird dort Gelegenheit finden, seinen Wissensdurst in jeder Hinsicht zu befriedigen.

Die Kenntnis des Erdkörpers ist man bisher gewohnt aus verschiedenen Wissenschaften zu schöpfen. Sie teilt neuerdings G. Gerland[6]) als ihr eigenstes Gebiet der Geographie zu, als der Wissenschaft von den an und in der Erdmaterie wirksamen Kräften, deren Teile die Geophysik, die mathematische Physik und die Länderkunde sind, welche letztere das Gewordensein und die Eigenschaften der einzelnen Teile der Erdfeste kennen zu lehren hätte. In diesem Sinne geographisch vorgebildete Männer würden Bedürfnis sein für die dem Seefahrer so wichtige Meereskunde, die Meteorologie, die Gradmessungs- und kartographischen Arbeiten, für die Kenntnis der Kolonieen und des eigenen Landes, anstatt daß Geographen bisher nur Stellung als Lehrer finden konnten.

Es ist nicht zu erwarten, daß diese neue Auffassung, so streng richtig sie ist, sofort allgemeine Billigung finden wird, und so ist es für sie von Bedeutung, daß ihr als Proben derselben sogleich einige Abhandlungen folgen, von denen wir eine von Hergesell[7]) über die Änderung der Gleichgewichtsflächen der Erde durch Bildung polarer Eismassen und die dadurch

[1]) Philosophical Magazine 1887. Ser. 5 vol. 24 S. 302 u. 310 nach naturw. Rundschau 1887 S. 477.

[2]) Philosophical Magazine 1887. Ser. 5 Vol. 24 S. 325 nach naturw. Rundschau 1887. S. 503.

[3]) Nature 1887 Vol. 37 S. 110.

[4]) Philosophical Magazine 1887. Ser. 5 Vol. 24 S. 340 nach naturw. Rundschau 1887. S. 505.

[5]) Stuttgart, Ferd. Enke.

[6]) Beiträge zur Geophysik 1. Bd. Stuttg. Schweizerbartsche Verlagshandlung.

[7]) Ebendaselbst S.

Digitized by Google

verursachten Schwankungen des Meeresniveaus und eine zweite von Rudolph[1]) über submarine Erdbeben als von allgemeinerem Interesse hervorheben. Kommt die erste zu dem Resultate, daß Pencks Ansicht, an den Polen periodisch sich anhäufende Eismassen könnten die in Skandinavien, im Mittelmeer u. s. w. beobachteten Schwankungen des Meeresspiegels verursacht haben, nicht haltbar ist, so führt die letztere eine Reihe Erscheinungen vor, die an Merkwürdigkeit hinter den Erdbeben nicht zurückstehen, aber in viel geringerem Grade bekannt geworden sind, da sie weit weniger schreckliche Folgen haben wie jene. Das ruhig seinen Lauf verfolgende Schiff erbebt plötzlich in allen seinen Fugen, seine Masten zittern, die Mannschaft glaubt auf den Grund aufgefahren zu sein (und manche Untiefen sind so fälschlich in die Seekarten hineingekommen), oft wird das Schiff gehoben und sinkt wieder herab, gehorcht auf Augenblicke dem Steuer nicht mehr und nach einigen Sekunden maßlosen Schreckens verfolgt es seinen Lauf so ruhig, als ob nichts geschehen wäre. Dabei erfüllt ein donnerähnliches Geräusch die Luft, während die See nur selten plötzlichen Wogenschlag zeigt, manchmal aber sprühen Wasserstrahlen aus ihr hervor, die sogleich wieder zurück fallen, oder das Wasser wird heiß und entsendet reichliche Wolken Dampfes. Lange hat man nicht gewußt, wie diese Erscheinungen zu erklären sein möchten. Sprengungen, welche neuerdings im Hafen von St. Franzisko vorgenommen wurden, haben aber dargethan, daß unterirdische Erdstöße und Eruptionen die Ursache sein müssen. Erdstöße pflanzen sich als Verdichtungen mit folgenden Verdünnungen wie Schallwellen durch das Wasser fort, an der Oberfläche als solche wirklich in die Luft hineingehend. Eruptionen bringen auch Wellen hervor, die Dampf-Gas- oder Lavaausströmungen derselben aber erhitzen, ja verdampfen das Wasser, wobei sie es noch in einzelnen Strahlen emportreiben können. Die Verbreitung der Seebeben, sowie der Umstand, daß sie am heftigsten im großen, weniger heftig im indischen, am schwächsten im atlantischen Ozean auftreten, in allen dreien aber gleich häufig sind, hat zu dem Schlusse geführt, daß jener das jüngste, dieser das älteste Meer besitzt, so daß die die Kontinente enthaltende Erdhalbkugel am frühesten ihre jetzige Bildung erhalten zu haben scheint.

Für die Prüfung dieser Ansichten ist die Kenntnis des geologischen Aufbaus der Kontinente und ihrer Teile selbstverständlich von größter Bedeutung. Für Deutschland sucht dies der erste Band der Handbücher deutschen Landes- und Volkskunde, in dem Lepsius[2]) die Geologie unseres Vaterlandes und der angrenzenden Gebiete behandelt, zu leisten. Die erste bis jetzt vorliegende Lieferung hat die Orographie und die Schichtensysteme des rheinischen Schiefergebirges zum Gegenstand, während eine sehr schöne, die geologischen Schichten in verschiedenen Farben gebende Karte und eine Menge von Durchschnittsbildern dem Verständnis auf das erfolgreichste zu Hilfe kommt. Namentlich auch den Laien fesselnd ist die Beschreibung der obersten Schichten des Diluviums und Alluviums, bei deren Beginn sich der Rheinstrom bildete, während von Skandinavien her sich mächtige Gletscher bis zu dem jetzigen Paderborn und Dortmund ausbreiteten und in dem von den Flüssen, namentlich dem Rhein, zusammengespülten feinsten Zerreibungsprodukt ihrer Unterlage, dem Löß, neben den von ihnen transportierten (erratischen) Granitblöcken uns die Spuren ihrer Thätigkeit hinterlassen haben. Damals trat auch der Mensch in diesen Gebieten auf als Zeitgenosse der jetzt ausgestorbenen Mammute, Nashörner, Riesenhirsche (Schelche) und Urstiere (Ure) ꝛc.

Das Leben der damaligen Bewohner von Deutschland dürfte nicht viel behaglicher gewesen sein als das unserer heutigen Eskimos in ihren, dem Nordpol so viel näheren Wohnsitzen. Die Idee eines offenen Meeres an demselben scheint aber aufgegeben zu sein und infolge davon die Bestrebungen, mit Schiffen zu ihm vorzudringen. Die Wahrscheinlichkeit, den Pol so zu erreichen, ist sehr gering geworden, aber wer weiß, ob uns nicht dereinst das Luftschiff leistet, was uns jetzt das Seeschiff versagt. Es scheint hierzu nur seine Lenksamkeit erforderlich, eine Aufgabe, deren

[1]) Ebendaselbst S.

[2]) Stuttg. J. Engelhorn. 1. Bd., 1. Lief. Pr. 11 Mk. 50 Pfg.

Digitized by Google

Lösungen nach Moedebeck[1]) vielleicht nicht mehr allzu fern ist. Ist die dies schildernde kleine Schrift schon deshalb zur Anschaffung angelegentlichst zu empfehlen, daß ihr Ertrag der Luisenstiftung bestimmt ist, so ist sie es nicht weniger um ihres Inhalts willen. Daß die beiden französischen Hauptleute, Krebs und Renard, die ersten gelungenen Fahrten mit dem lenkbaren Luftballon machten, wird sich der Leser aus einer früheren Revue erinnern. Jetzt erfahren wir, daß die Idee desselben zuerst von einem Deutschen, dem Mainzer Hänlein, erfaßt und im kleinen in einem Modell, dann aber auch im größern Maßstabe mit den Mitteln einer österreichischen Gesellschaft verwirklicht wurde, deren Mittel jedoch denen des französischen Hauses entfernt nicht zu vergleichen waren und nicht ausreichten, um die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens erfolgreich zu überwinden. Wir lernen den großen Anteil, den der bekannte Ingenieur Giffard an der Entwicklung des Luftballons hatte, kennen und den weit geringeren des nun so viel mehr genannten Tissandier würdigen. Schließlich wird unsere Aufmerksamkeit auf einen Koloß gerichtet, der jetzt in Petersburg im Bau begriffen ist. Eine Dampfmaschine, die über 100 Pferdestärken entwickeln kann, wäre nötig, um das Problem zu lösen. Vielleicht können einst Maschinen aus den so leichten Metallen Aluminium oder Magnesium dazu wichtig werden.

Überbrückte die Entdeckung des ersten derselben durch Wöhler im Jahre 1828 die alte Kluft zwischen anorganischer und organischer Chemie, so haben die zuletzt entdeckten Metalle stets Lücken ausgefüllt, welche noch in dem von Mendelejeff angegebenen System der Elemente gähnten. Dem jüngsten derselben, dem Germanium ist nun durch seinen Entdecker Winkler[2]) auch eine Stelle in der Nähe des Siliciums endgültig angewiesen, was hohe Zeit war, da das in Freiberg in Sachsen es bergende Erz, der Argyrodit, in nur ganz geringen Mengen gefunden worden ist. Von der Encyklopädie der Chemie[3]) liegen uns heute wieder zwei Hefte vor, die von Isomorphie bis Kobalt gehen und die interessanten Artikel über den von Mitscherlich entdeckten Isomorphismus, das von Davy 1807 zuerst dargestellte Kalium, den 1625 von Herrera aufgefundenen Kautschuk und die 1842 von Montgomery als dem ersten nach Europa gesandte Gutta-percha, sodann über Ketone, Knochen und Zähne und das 1735 von Brandt entdeckte Kobalt enthalten. Werden die Darstellungsweisen des Kautschuk und der Gutta-percha den Leser besonders interessieren, so wird beim Kalium die Bildungsweise des Salpeters aus Ammoniak und Stickstoff haltenden organischen Stoffen seine Aufmerksamkeit erregen.

Ist doch diese Frage in neuester Zeit des öfteren behandelt, namentlich im Hinblick auf die eigentümlichen Wachstumsverhältnisse der Leguminosen. Das bis jetzt wahrscheinlichste Resultat der Versuche Frauks, Ehrenbergs[4]), Hellriegels[5]) und Wilfahrts[6]) ist das, daß diese für unsere Ernährung so wichtigen Pflanzen den Stickstoff aus der Luft aufzunehmen im stande sind, und daß dazu die an ihren Wurzeln in gewöhnlichen Verhältnissen sich bildenden Knöllchen, in denen man Bakterien vermutet, für das Gedeihen der Pflanzen nicht notwendig sind. Deshalb kann es doch, wie Miles[7]) gefunden hat, nitrifizierende Mikroben geben, die zur Verbesserung des Bodens benutzt werden können, wobei freilich noch unerklärt bleibt, warum ihre Wirkung erst mehrere Wochen nach der Aussaat beginnt und sie nur bei Anwesenheit von kohlensaurem Kalke ihre nutzbringenden Wirkungen beginnen.

Damit würde denn auch die Beobachtung von Frank[8]) in Einklang zu bringen sein, daß die Wurzeln der Cupuliferen und einiger verwandter Bäume, sowie der Ericaceen stets verpilzt

[1]) Die Luftschiffahrt in ihrer neuesten Entwicklung. Berlin 1887. Mittler & Sohn. Pr. 80 Pfg.

[2]) Journal für praktische Chemie 1887. S. 177.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Zeitschrift für physiol. Chemie 1887. S. 438 nach naturw. Rundschau 1887. S. 379.

[5]) Botan. Centralbl. XXXII. S. 57.

[6]) Tagebl. der 60. Versamml. deutscher Naturf. u. Ärzte in Wiesbaden. S. 362.

[7]) Vergl. auch Cohns Vortrag im Klub der Landwirte. Industrieblätter 1887. S. 305 ff.

[8]) Tageblatt der 60. Versammlung deutscher Naturf. und Ärzte in Wiesbaden.

Digitized by Google

sind, während zugleich Pilze ihr Inneres ganz erfüllen. Man würde hier an ein Zusammenleben, eine Symbiose zu denken haben, bei der beide Pflanzen ihre Rechnung finden.

Ist hier eine neue Frage des Pflanzenlebens aufgetaucht und eifrig bearbeitet, so ist die der Bedeutung des grünen Farbstoffs der Pflanzen dadurch in eine neue Phase getreten, daß ihm Hansen[1]) und neuerdings Schunk[2]) die entsprechende Rolle zuweisen, die der Farbstoff des Blutes für das Leben der Tiere hat. Wie dieser Sauerstoff zu loser Verbindung aufnimmt, um ihn wieder an das Plasma abzugeben, so jener Kohlensäure, die in der Pflanze bekanntlich in ihre Bestandteile zerlegt wird. Es dürfte durch diese neue Annahme die Frage noch keineswegs entschieden sein.

Alle diese Vorgänge finden in dem Zellinhalt, dem Protoplasma, statt, und da kommt das neue Heft des Handbuches der Botanik aus der Encyklopädie der Naturwissenschaften[3]) zur Orientierung gerade recht. In demselben behandelt Zimmermann die Morphologie und Physiologie der Zelle. Man findet dort auch die Knöllchen der Leguminosen besprochen und neigt sich der Verfasser der Ansicht einer Symbiose der in ihnen geborgenen Bakterien und der höheren Pflanzen zu. Auch der weitere Zellinhalt, die Zellmembran und die physikalischen Eigenschaften derselben werden eingehend beleuchtet.

Endlich haben wir auf botanischem Gebiete die von Sydow[4]) bearbeiteten Flechten Deutschlands und zwei neue Hefte der natürlichen Pflanzenfamilien noch zu erwähnen. Das erste Werk beabsichtigt eine Anleitung zur Kenntnis und Bestimmung der deutschen Flechten zu geben, und es dürfte dieser Zweck, den gute Holzschnitte wirksam unterstützen, völlig erreicht werden. Hinsichtlich der Frage, ob die Flechten Symbiosen eines Pilzes mit einer Alge oder ob sie selbständige systematisch individualisierte Organismen seien, nimmt der Verfasser nicht Stellung, für die Bestimmung der Flechten dürfte dies auch gleichgültig sein. Von den natürlichen Pflanzenfamilien[5]) liegen die 10. und 11. Lieferung vor, die Amaryllideen, den Anfang der Irideen, die Bromeliaceen und einige kleinere aber darum nicht minder interessante und reizvolle Familien enthaltend. Den genannten Gattungen gehören nicht wenige unserer Haus- und Gartengenossen, die schöne orangegelbe Clivia (Imatophyllum) mit den dunkelgrünen schwertförmigen Blättern, die weniger imposante, aber dankbare und deshalb noch weiter verbreitete Vallota, deren orangeroten Blütenbüschel im Sommer aus so vielen Fenstern schauen, die stattlichen Gewächse, die gewöhnlich als Amaryllis bezeichnet werden, die lieblichen Frühlingsboten Schneeglöckchen, Krokos und Narzisse, die seltsamen und selten blühenden Agaven, der so viele Blumentische zierende Curgiligo, dann wieder die genügsamen Billbergien, die aus purpurroten Blütenhüllen die grünen blauberänderten Blüten alljährlich treiben, die köstlichen Ananas und so viele andere. Auch diese Lieferungen machen prächtige Abbildungen wieder besonders erfreulich.

Nicht minder interessant sind Beobachtungen, die neuerdings Lundström[6]) über die Anpassung gewisser Pflanzen an Tiere gemacht hat. Eine Anzahl Bäume, namentlich die Linden, besitzen an den Winkeln der Blattrippen auf der Unterseite des Blattes Haarbüschel, die einen kleinen Raum, das Domatium, herstellen, welcher von Milben als Wohnung benutzt wird. Nachts verlassen dieselben ihren Schlupfwinkel, um ihrer Nahrung nachzugehen. Sie fressen alle Sporen und parasitischen Pilze, welche den Blättern verderblich werden könnten, halten wohl auch schädliche Tiere von ihnen ab. Diese Bedeutung, welche Lundström den Domatien für die Blätter beilegt, wird dadurch wahrscheinlicher gemacht, daß sie filzblättrigen Pflanzen, bei denen die Sporen nicht zur Oberfläche des Blattes gelangen können, fehlen. Vielleicht nehmen auch die Blätter das sich aus den Auswurfstoffen der Tierchen entwickelnde

[1]) Naturwissensch. Rundschau 1887. S. 501.

[2]) Ebend. 1887. S. 494.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Sydow, die Flechten Deutschlands. Berlin, J. Springer. Pr. 7 Mk.

[5]) Engler und Prantl, die natürlichen Pflanzenfamilien. Leipz. Engelmann, Subskriptionspreis der Lieferung 1,50 Mk., sonst 3 Mk.

[6]) Nova Acta Reg. Soc. Scient. Upsal. Ser. III. vol. XIII. F. II. 1887.

Digitized by Google

Ammoniak direkt auf. Noch merkwürdiger ist die Beobachtung, welche Lundström an Wachtelweizen gemacht hat. Die Laub- und Hochblätter dieser Kräuter besitzen kleine Honiggefäße, welche die Blütezeit überdauern, also nicht bestimmt sein können, die die Befruchtung vermittelnden Insekten anzulocken. Dagegen ahmen die Samenkörner so sehr die Gestalt der Ameisenpuppen nach, daß sich die vollkommenen Insekten täuschen lassen und dieselben mit jenen in ihr Nest tragen. In der Erde wirft das Samenkorn indessen bald seine Hülle ab, die Ameisen bekümmern sich nicht mehr darum und es kann nun keimen. So dienen auch vielleicht die Honiggefäße an den zwei bis drei ersten Frühlingsblättern der Pappeln und einigen Wickenarten, um die Ameisen behufs Fernhaltung der in dieser Zeit durch ihren Fraß schädlichen Insekten anzulocken, während möglichenfalls einigen andern Wickenspezies die auf ihnen nie fehlenden Blattläuse diesen Dienst erweisen.

Daß die Ameisen hierzu scharfer Sinne bedürfen, liegt auf der Hand. Die Sinne der Insekten hat neuerdings Forel[1]) einer genauen Untersuchung unterworfen. Die Ameisen empfinden mit den Augen außer den anderen Farben das für uns unsichtbare Ultraviolett, mit der Haut auch starkes Sonnenlicht oder -wärme. Ihre Nebenaugen dagegen dienen nur zum Sehen im Halbdunkeln. Für das Organ des Geruchssinnes der Insekten erklärt Forel die Fühlhörner, im Gegensatz zu Graber, der die ganze Körperoberfläche dafür hält. Auch Geschmackssinn schreibt Forel ihnen zu und verlegt ihn in die Kinnbacken, die Zunge und den Gaumen. Außer den zirpenden hält er die Insekten für taub, doch glaubt dies Will[2]) nicht von den so geräuschvoll fliegenden Käfern und Schmetterlingen. Tastfähig ist dagegen die ganze Haut mit Ausnahme der Flügel und Flügeldecken, während Temperatursinn und Schmerzgefühl nur schwach entwickelt sind.

Wie die Insekten haben auch die Seeigel, wie P. u. F. Sarasin[3]) gefunden haben, Facettenaugen, die als regelmäßig angeordnete Flecken über die Körperoberfläche verbreitet sind. Namentlich gegen Licht und Schatten zeigen sie große Empfindlichkeit und im Aquarium aufbewahrte richteten ihre Stacheln sogleich gegen einen sich nähernden Gegenstand.

Wir schließen hier die Besprechung des neuesten Heftes der Encyklopädie[4]) an, welches die Zoologie, Anthropologie und Ethnologie behandelt und von Magyaren bis Mernaken reicht. Interessant ist u. a. der Artikel über die Makedowalachen, einen stark zerrissenen Volkszweig der Südrumänier, die in Dörfern bei Wien, in Istrien und zwischen den albanesischen Stämmen wohnen, romanisierte Autochthonen sind und großen Ruf als Goldschmiede, Schmiede und Baumeister haben, sodann der Artikel, der die ihrer Vernichtung durch die Europäer mit Ergebung entgegen gehenden Maori in Neuseeland schildert. Ihre verschlechterte Kleidung und Nahrung und ihre gelockerten Sitten sind schuld an ihrem Geschick. Auch die die Mandingo, die Manis (Schuppentiere), die Marquesasinsulaner, Marronneger, Mastodonten, Megapodiiden (Wallnister), Reisen behandelnden Abschnitte sind u. a. sehr lesenswert.

Wer sich für die Vogelwelt näher interessiert, den machen wir auf die nun in dritter Auflage vorliegende Darstellung der fremdländischen Stubenvögel von Ruß[5]) aufmerksam. Er findet darin die genaue Beschreibung derselben und die Angaben, wie sie in gesunden und kranken Tagen gehalten werden müssen. Wer dies einmal versucht hat, weiß, mit welchen Schwierigkeiten es verknüpft ist, und wird gern zu diesem ebenso ausreichenden wie unentbehrlichen Hilfsmittel greifen. Auch ein hübsches Buch von Zeise[6]), das kleine Bilder aus dem Naturleben giebt, wollen wir hier erwähnen; namentlich für jugendliche Gemüter geschrieben, wird die Liebe, welche es zur Natur atmet, jeden anmuten, aber wissenschaftlich gehaltene Abschnitte darin zu finden, darf man nicht erwarten. Dem Tierliebhaber wird das in dritter Auf-

[1]) Recueil zoologique Suisse T. IV. pag. 145.
[2]) Entomologische Nachrichten 1887. S. 227.
[3]) Ergebnisse naturwiss. Forschung auf Ceylon 1. Heft, auch naturw. Rundschau 1887 S. 386.
[4]) Breslau, E. Trewendt.
[5]) Magdeburg, Kreutz'sche Verlagshandlung, Pr. 8 M.
[6]) Altona, Reber.

Digitized by Google

lage vorliegende, von Willibald[1]) verfaßte und von Düringen ungearbeitete Buch, die Nester und Eier der in Deutschland und den angrenzenden Ländern brütenden Vögel mit einen acht schön kolorierten Tafeln willkommen sein. Für den Naturfreund, Lehrer und Schüler reiferen Alters geschrieben ist es weit davon entfernt, unsinnigem und spielendem Sammeln Vorschub zu leisten, und indem es Liebe und Interesse für die Vögel, ihre Eier und Wohnungen erweckt, wird es der Schändlichkeit böser Buben, diese Wohnungen zu zerstören, wirksam entgegen arbeiten. Dazu beizutragen, wird auch das Buch von Ruß[2]) die Vögel der Heimat, von dem drei weitere Lieferungen (12—14) vorliegen, berufen sein. Es bespricht die Brachvögel, Ufer- und Strandläufer, Rallen, Wasserhühner, Entenvögel, Pelekane, Steißfüße, Möven und Geier, während die vortrefflichen Tafeln u. a. eine Wachtelfamilie, den prachtvoll gefärbten Bienenfresser und Eisvogel, die Heher und die Kreuzschnäbel und unseren Haussperling in naturgetreuer Abbildung enthalten, was hinsichtlich des letzteren, wie man aus so vielen mißglückten Versuchen schließen muß, ein entschiedenes Verdienst ist.

Steigen wir nun zum Menschen empor, so geben uns die Schlußlieferungen von Ploß'[3]) anthropologischen Studien über das Weib nicht gerade immer Gelegenheit, ihn in seiner Größe zu bewundern. Sehen wir ihn auch dem in schwerer Lebenslage befindlichen Nebenmenschen hilfreich beistehen, so treten uns wiederum so trübe Sitten und Gewohnheiten hinsichtlich der sozialen Stellung des Weibes bei so vielen Völkern, so entsetzlicher Aberglauben entgegen, daß man sich mit Schauder abwendet. Aber man freut sich zu sehen, wie der größere Teil der Menschheit im stande gewesen ist, den weiten Weg zu seiner jetzigen Kultur zurückzulegen, welche dem Weibe die ihm zukommende Stellung, oft freilich vielleicht auch darüber hinaus, angewiesen hat.

Dieselbe Kultur hat den Menschen befähigt, Krankheiten und schädlichen äußeren Einflüssen in ganz anderer Weise zu widerstehen, wie es ohne sie möglich wäre, sie hat ihm aber auch eine Fülle von Wissen zu erwerben und anzuwenden gestattet, wofür dem Barbaren jeder Sinn fehlt. Einen schlagenden Beleg für den ersten Satz bietet die ungemein lesenswerte Selbstbiographie des Augenarztes Ferdinand Arlt,[4]) die zugleich die Entwickelung eine der merkwürdigsten Zweige der wissenschaftlichen Medizin, der Augenheilkunde, darstellt. Fällt doch sein Leben nicht nur in die Zeit dieser Entwickelung, er selbst wirkte erfolgreich und thätig daran mit, und nicht wenige Errungenschaften dieser Disziplin, die wir jetzt als selbstverständlich hinnehmen, sehen wir hier in der Entstehung und Entwickelung begriffen.

Die fesselnde Art der Darstellung, die liebenswürdige und bescheidene Offenheit des Verfassers, der sich aus den ärmlichsten Verhältnissen heranarbeitete, die sich von selbst ergebende Hereinziehung einer Menge noch berühmter Männer wetteifern mit der wunderschönen Ausstattung, um das Buch in jeder Hinsicht empfehlenswert zu machen.

Können wir in Arlt einen Wohlthäter der leidenden Menschheit verehren, so ist ganz Deutschland bereit, dies in dem in noch höherem Maße zu thun, der ein sicheres Heilmittel gegen die fürchterliche und unheimliche Krankheit des Krebses ausfindig machen würde. Großes Aufsehen erregte deshalb die Nachricht, daß der diese Krankheit verursachende Bacillus durch Scheurlen[5]) entdeckt sei. Indessen wird sie noch so viel einesteils umstritten, anderenteils angezweifelt, daß wir vorziehen, sie hier eben nur zu erwähnen. Hilfe könnte die Entdeckung den Leidenden auch nicht bringen, immerhin aber Ursache werden, sich davor zu schützen.

Diese prophylaktische Methode wird angesichts anderer Bacillen in der Medizin in umfassender Weise angewandt, sie hat indessen hohen Wert auch dann, wenn es sich um irgend welche andere Krankheiten handelt. Diese Zwecke verfolgen deshalb viele der populären Ge-

[1]) Leipzig, E. A. Koch's Verlagshandlung.

[2]) Leipzig, G. Freitag, Pr. der Lief. 1 M.

[3]) Ploß, das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau.

[4]) Arlt, kleine Erlebnisse. Wiesbaden J. F. Bergmann.

[5]) Tägliche Rundschau nach Industrieblätter 1887. S. 393.

Digitized by Google

sundheitsschriften, wie eine solche uns heute in Kühners[1]) Buch der Gesundheit vorliegt. Da wird die Luft und das Atmen, die Einwirkung des Lichtes auf den Menschen, die Wärme und Kälte und die Kleidung beleuchtet und Verhaltungsmaßregeln gegeben, denen man mit Vorteil wird folgen können. Ob aber bei der Reichhaltigkeit dieser Art der Litteratur das Buch vermöge seiner Originalität sich einen Platz wird erobern können, wird abzuwarten sein.

Dasselbe gilt von der Ersetzung der von Jäger so warm empfohlenen Wollkleidung durch Stoffe aus bester langfaseriger Baumwolle, wie sie neuerdings Lahmann[2]) vorschlägt. Sie soll den zu starken Hautreiz, den die Wolle ausübt, vermeiden, auch größere Reinlichkeit ermöglichen, während sie, in entsprechender Weise bearbeitet, der Wolle in ihrer Durchlässigkeit für Gase und Gerüche nicht nachsteht. Dagegen wird sie billiger und haltbarer hergestellt werden können, doch muß ihr Preis noch viel niedriger werden, wenn sie dem Jäger'schen System erfolgreich Konkurrenz machen soll.

Schließlich noch einen Blick auf die jüngste Errungenschaft unserer Kultur, auf die Elektrizitätslehre und ihre Anwendungen. Durch die Arbeiten Faradays hatte sich in England eine Behandlungsmethode dieser Erscheinungen eingebürgert, die die in Deutschland und Frankreich übliche an Anschaulichkeit weit übertraf. Sie ist dann namentlich von der Elektrotechnik ausgebildet und hat sich auf dem Kontinent verbreitet. Aber es fehlte an einer gemeinverständlichen, zusammenhängenden Darstellung der Elektrizitätslehre, die sie zu Grunde legte, bis Silvanus Thompson[3]) seine elementaren Vorlesungen über Elektrizität und Magnetismus veröffentlichte. Wie sehr das Buch einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam, beweist der Umstand, daß in kurzer Zeit nicht weniger als 28 Auflagen nötig wurden. Nun ist es durch Heimstedt in gelungener Weise ins Deutsche übertragen, und wenn es auch hier und da etwas zu hohe Anforderungen stellt, auch die Darstellung manchmal durchsichtiger sein könnte, so wird man schon im Hinblick auf seine große Vollständigkeit über derartige Mängel gern hinwegsehen.

Während sich dies Buch namentlich denen nützlich erweisen wird, deren Beruf auf eingehendes Studium hinweist, wendet sich Urbanitzky[4]) in seiner Elektrizität des Himmels und der Erde an das große Publikum. Folgt der Verfasser auch der in Deutschland bisher üblichen Darstellungsweise, so vermeidet er, indem er in seinem ersten Abschnitte die Spannungs-, nicht wie sonst üblich die Reibungselektrizität behandelt, den sonst etwas schwierigen und weitläufigen Übergang zu den elektrischen Strömen, und so enthält die bis jetzt vorliegende erste Lieferung die Erregung des elektrischen Zustandes, den Sitz und die Verteilung der Elektrizität, die Spitzenwirkung und die Influenz und beginnt die Erregung der elektrischen Ströme, in dem ersten Kapitel auch zugleich die Beschreibung der galvanischen Elemente gebend. Schöne Holzschnitte und eine prachtvolle Farbentafel machen diese Lieferung besonders wertvoll.

Bei der Erregung stärkerer elektrischer Ströme mittelst Dynamomaschinen ist der Umstand verbesserungsfähig, daß die Wärme der Heizmaterialien erst in die Arbeit einer Dampf- oder Gaskraftmaschine umgesetzt werden muß. Hier setzt eine Erfindung Edisons[5]) ein, die die Eigenschaft des Magneten, bei Temperaturveränderungen auch seinen Magnetismus zu ändern, in einem neuen Apparat, der pyromagnetischen Maschine, benutzt, um durch diese Änderungen direkt Ströme in den den Magnet umgebenden Drahtspiralen zu erregen. Die erste derartige Maschine hatte aber nur eine Leistungsfähigkeit von 1,5 Meterkilogramm, die zweite nach des Erfinders Annahme einen solchen von 225 Meterkilogramm oder 3 Pferdekräften. Man sieht bereits daraus, daß die pyromagnetische Maschine die Arbeitskraft der dynamoelektrischen schwerlich erreichen wird, doch können vielleicht die abziehenden Gase die Heizung des Hauses übernehmen, dessen Beleuchtung die von ihnen in Betrieb gesetzte Maschine besorgt.

[1]) Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

[2]) Zentralblatt für Textilindustrie Nr. 26 nach Industrieblätter 1887, S. 353.

[3]) Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

[4]) Wien, A. Hartleben. Pr. der Lief. 60 Pf.

[5]) Uhlands Wochenschrift für Industrie und Technik 1887. S. 423 ff. Nature 1887. Bd. 137, S. 33.

Digitized by Google

Auf die Fortschritte der Gastechnik, die durch die Konkurrenz der elektrischen Beleuchtung hervorgerufen worden sind, hatten wir bereits mehrfach Gelegenheit hinzuweisen. So unscheinbar er auf den ersten Blick aussieht, so ist der Beitrag zur Verbesserung der Gasbeleuchtung, den Muchall[1]) in seinem A B C des Gaskonsumenten, das bereits in 3. Auflage erschienen ist, liefert, doch von großer Bedeutung. Durch die schön ausgestattete Brochüre wird Gelegenheit gegeben, die Gasbeleuchtung vollständiger auszunutzen, als dies bis jetzt infolge der zu geringen Kenntnis geschieht. Namentlich dürften sich die kurzgefaßten Verhaltungsmaßregeln für die Bedienung der Gas-Einrichtung als höchst nützlich und namentlich auch als bedeutende Kostenersparnis ermöglichend ausweisen.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

(Moderne Verkaufs- und Versandt-Geschäfte. — Kesselstein-Abscheider, Patent Walther & Cie. — Dampfentwässerungs-Apparat Ehlers. — Feuerlöscheinrichtung mit Feuer-Alarm-Apparat, System Grinnell. — Schwimmende Ausstellung deutscher Gewerbe-Erzeugnisse.)

Wie auf dem Gebiet der Güter-Erzeugung unsere heutige Industrie, sich die Lehre von den Vorteilen der Arbeitsteilung immer mehr zur Richtschnur nehmend, meist dahin strebt, die Herstellung von Spezialartikeln in getrennten Betrieben einzurichten, ein Verfahren, dem wir zweifellos einen großen Teil der erstaunlichen Fortschritte in der Hervorbringung und Vervollkommnung verschiedener Artikel verdanken, so bewegt sich auch die rein geschäftliche Thätigkeit der einzelnen Gewerbetreibenden, also der Austausch der Güter zwischen Produzenten und Konsumenten, wie der Warenaustausch zwischen verschiedenen Ländern, in den einzelnen Geschäften meist in engbegrenztem Rahmen in bezug auf die Art der in Betracht kommenden Waren. Ein Kaufmann befaßt sich beispielsweise nur mit dem Vertrieb von Manufakturwaren — selbst diese finden wir wieder in Unterabteilungen, als Kleiderstoffe, Tuche, wollene, baumwollene Gewebe u. s. w., Anlaß zu Spezialgeschäften gebend —, ein anderer mit Garnen und Kurzwaren, ein dritter mit Metallen u. s. w. in unzähligen, verschiedenartigsten Abstufungen. Obschon dies System seine unleugbaren Vorzüge hat — wir erinnern nur daran, daß der Inhaber eines Spezialgeschäftes am ersten befähigt ist, seine Artikel durch und durch kennen zu lernen, die besten Bezugsquellen herauszusuchen, sich mit den Wünschen und Anforderungen seiner Abnehmer bekannt zu machen, diesen in seinen speziellen Artikeln eine möglichst reichhaltige und vollkommene Wahl zu bieten, also das denkbar Vollkommenste zu leisten — daher im allgemeinen auch zum Nutzen unserer gesamten Handelsbewegung mit Recht immer mehr ausgedehnt wird, so finden wir andererseits gerade in neuerer Zeit, ebenso wie es einzelne industrielle Anlagen giebt, die in vielseitiger Herstellung der verschiedenartigsten Güter ihre Aufgabe erblicken, großartige Geschäfte entstehen und blühen, die fast alle Bedarfsartikel von einiger Wichtigkeit zum Gegenstand ihrer Geschäftsthätigkeit wählen. Besonders in den wichtigen Verkehrszentren, unseren heutigen Großstädten, sehen wir solche Verkaufs- und Versandt-Geschäfte, meist Paläste an Ausdehnung und Ausstattung entstehen, deren Warenlager an Reichhaltigkeit der gebotenen Auswahl der allerverschiedensten Gegenstände kleinen Weltausstellungen gleichen; Geschäfte, die sowohl durch die Mannigfaltigkeit ihrer Artikel wie durch die Großartigkeit ihrer Einrichtungen in bezug auf inneren Betrieb wie auf gute, schnelle und bequeme Bedienung ihrer Abnehmer hervorragen. Derartige Geschäfte entstanden zuerst in London und Paris und lenkten namentlich die großen Pariser Etablissements dieser Art, wie „Louvre“, „Printemps“

[1]) Wiesbaden, J. F. Bergmann. Pr. 80 Pf.

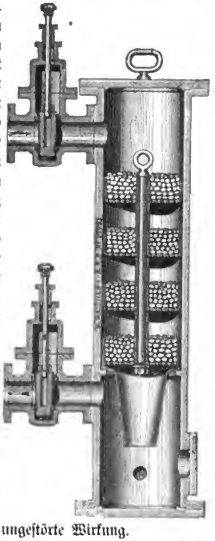
Digitized by Google

und „Bon marché“ durch geschickte Reklame und durch sich gegenseitig überbietende Einrichtungen, ihren Besuchern neben einer großen Wahl aller erdenklichen Artikel auch alle möglichen Annehmlichkeiten und Zerstreuungen, wie beispielsweise Restauration, Lesekabinet, Billardzimmer, Gemäldegalerie u. s. w. zu bieten, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Mit dem allgemeinen Aufschwung von Handel und Industrie sind solche großen Verkaufs- und Versandt-Geschäfte auch in mehreren deutschen Städten entstanden und tragen wesentlich mit zu der Ausdehnung des Verkehrs und zu den Fortschritten im Handel bei; einige, wie das bekannte Geschäft von Rudolf Hertzog, Berlin C, Phil. Freudenberg & Comp., Elberfeld und Cöln, P. W. Offendorff, Köln, beschränken sich bei großer Vielseitigkeit noch immer auf ein bestimmt abgegrenztes Gebiet, während wieder andere, z. B. Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, ähnlich den oben genannten französischen Magazinen, fast alle vorkommenden Gebrauchsgegenstände führen, resp. liefern. Die ersteren, besonders Hertzog und Freudenberg haben sich hauptsächlich die Deckung des Bedarfs an Manufakturwaren und Modestoffen, Seiden- und Samt-Stoffen, Gardienen, Stickereien, Spitzen, Decken, Teppichen, Möbelstoffen u. s. w., also fast aller Artikel für Damen- und Kinder-Konfektion, wie innere Haus-Ausstattung gewählt, P. W. Offendorff führen neben diesen noch Wäsche, Kurzwaren und Bettwaren und Mey & Edlich bieten in ihren verschiedenen Versandts-Abteilungen, wie gesagt, fast alles, was der Einzelne oder ein ganzer Haushalt gebraucht. — Die hier erwähnten und noch manche ähnliche vielseitige Verkaufsgeschäfte in anderen großen Städten liefern den Beweis, daß sich auch durch Vereinigung verschiedener Zweige der Handelsthätigkeit, wenn die ganze Einrichtung eine zweckentsprechende, große Erfolge erzielen lassen und dem Verkäufer wie dem Einkäufer vorteilhaftes, dem Aufschwung des Verkehrslebens förderliches geschaffen werden kann. Dieselben sind meist Zierden der sie beherbergenden Städte, gewähren einer großen Anzahl direkt Angestellter und indirekt für sie Thätiger Arbeit und Verdienst und geben, in der Lage, von neuen Einrichtungen und Erfindungen zuerst Gebrauch zu machen und deren Verwendbarkeit zu erproben, Anregung zur allgemeinen Einführung mancher wichtigen und nützlichen Neuerung. Wir glauben daher auch derselben in unserer Revue über die Fortschritte im Handel Erwähnung thun zu sollen und behalten uns vor, auf allgemein wissenswerte Leistungen und Neuheiten bei dieser Art geschäftlicher Anlagen gelegentlich zurückzukommen und darüber zu berichten.

Vor einigen Monaten beschrieben wir in unserer Rundschau über Fortschritte auf industriellem Gebiet einen wirksamen, patentierten Apparat zur Verhütung von Kesselstein in Dampfkesseln. Bei der Wichtigkeit, die derartige wirklich erfolgreiche Erfindungen für fast alle Industrielle haben, stehen wir nicht an, heute einen dem gleichen Zweck dienenden Apparat, einen sogenannten „Kesselstein-Abscheider“, einer Besprechung zu unterziehen. Dieser Apparat, von welchem nebenstehende Illustration eine klare Anschauung giebt, arbeitet vollständig kostenlos und ohne Chemikalien, bedarf auch keinerlei Beaufsichtigung während des Betriebes. Ein weites Rohr wird aufrecht stehend in den zirkulierenden Wasserstrom eines Dampfkessels eingeschaltet und zwar so, daß das oben abzweigende Rohr nahe unter dem Wasserniveau, das unten abzweigende an einem möglichst tiefen Punkt mit dem Kessel in Verbindung gebracht wird. In dem aufrecht stehenden Rohr befinden sich an einer Stange eine Anzahl Teller aufgehängt, welche mit einem praktischen Filtermaterial wie Eisenschlacken, Kohlenschlacken, Steinschlag u. s. w. belegt sind. Das in den oberen Teil des Dampfkessels eingeführte Speisewasser erwärmt sich rasch durch Vermischung mit dem Kesselwasser. Luft und Kohlensäure entweichen, und die Kesselstein bildenden Salze, wie kohlensaurer Kalk, schwefelsaurer Kalk, Magnesia-Verbindungen u. s. w. scheiden sich aus und werden von dem zirkulierenden Wasserstrom mitgeführt. Dieser tritt oben in die Filtervorrichtung ein und setzt auf seinem Wege durch das Filtermaterial in diesem den Kesselstein ab, so daß das Wasser rein unten in den Kessel wieder eintritt. Sind die Filter nach längerer Zeit mit Kesselstein angefüllt, so werden dieselben, wenn sich der Kessel außer Betrieb befindet, mittelst der Stange aus dem Filterrohr herausgezogen und das verunreinigte Filtermaterial erneuert. Der Kessel braucht zu diesem Zweck, wenn die Verbindungs-Rohre zum Apparat, wie in unserer Zeichnung, absperrbar sind, nicht abgelassen

Digitized by Google

zu werden. Durch Öffnen des Hahnes am unteren Teile des Filterrohres kann in diesem Fall der Schlamm auch während des Betriebs abgeblasen werden. Ebenso kann, wenn die Wasserschieber am Ein- und Austritts-Stutzen des Filterrohres angebracht sind, die Erneuerung des verunreinigten Filtermaterials auch während des Betriebs erfolgen.



Die Anbringung dieser Wasserschieber hat noch den weiteren Vorteil, daß das Filtermaterial durch regelmäßiges Abblasen fast vollständig gereinigt werden kann. Zu diesem Zweck braucht das Wasser im Kessel kurz vor einer Ruhepause nur möglichst hochgepumpt zu werden, so daß der Wasserstands-Anzeiger fast bis oben voll steht. Kurz vor Wiederbeginn der Arbeit wird dann der untere Schieber geschlossen und der Ablaßhahn so lange offen gehalten, bis der Wasserstand im Kessel wieder auf den normalen gesunken. Der heftige Strom beim Ablassen reißt dann den feinen Schlamm zum größten Teil mit, und die Reinigung der Filter durch Herausnehmen der Teller wird nur in längeren Perioden erforderlich. Am besten wird täglich mittags vor Wiederbeginn der Arbeit und nach Feierabend abgeblasen. Als besondere Vorzüge dieses Apparates, dessen einfache und sichere Wirksamkeit aus vorstehendem leicht ersichtlich, mögen neben den bekannten, allgemeinen Vorteilen, die durch Vermindern des Absatzes von Kesselstein im Kessel überhaupt erreicht werden, folgende speziell hervorgehoben werden:

1. Der Apparat liegt außerhalb des Kessels, so daß der Betrieb des letzteren durch dessen Reinigung in keiner Weise gestört wird.

2. Er wirkt vollkommen selbstthätig und mechanisch; bedarf weder einer besonderen Beaufsichtigung, noch werden irgendwie besondere Kosten verursacht, wie bei Verwendung von Chemikalien, die zudem sorgfältig abgemessen oder abgewogen werden müssen.

3. Seine einfache Konstruktion sichert eine gleichbleibende, ungestörte Wirkung.

4. Der Apparat ist bei seinen geringen Dimensionen selbst bei beschränktem Raum leicht anzubringen.

5. Seine Beschaffungskosten sind gering und endlich

6. Der Apparat ist der einzige, welcher durch einen durchgetriebenen Dampf- und Wasserstrahl jederzeit selbstthätig leicht gereinigt werden kann.

Dieser Kesselstein-Abscheider ist ein Patent der auf dem Gebiet des Kesselbaues bekannten und renommierten Firma Walther & Cie., Aktien-Kommandit-Gesellschaft, Kalk bei Köln, und verdient unseres Erachtens weite Beachtung.

Dieselbe Firma, die für hervorragende Leistungen auf ihren Spezialgebieten bei Gelegenheit verschiedener Ausstellungen, z. B. Köln 1875 und 1876, Berlin 1879, Melbourne 1880, Frankfurt a. M. 1881, Mailand 1887 mit hohen und höchsten Auszeichnungen gebührend prämiiert wurde, baut auch den durch Patente geschützten „Dampf-Entwässerungs-Apparat Ehlers", dem wir wegen seiner Wichtigkeit für Kesselanlagen (siehe unsere Ausführungen über Zirkulations-Röhrenkessel im Märzheft der Revue) ebenfalls eine kurze Besprechung widmen wollen. Zur Erleichterung des Verständnisses sei kurz rekapituliert, daß das vom Dampf aus dem Dampfkessel mitgerissene oder in den Rohrleitungen kondensierte Wasser für den Betrieb sehr störend und schädlich ist, da es Verlust an Brennmaterial, Schläge in der Betriebsmaschine, Undichtigkeiten und Brüche in den Rohrleitungen, Undichtigkeiten der Ventile und Hähne und sonstige Störungen in den Dampfmaschinen verursacht, auch einzelne Maschinenteile durch aus dem Kessel mitgeführten Schlamm oder aufgelöste Salze verunreinigt oder zerstört; daß daher

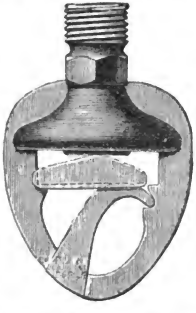
Digitized by Google

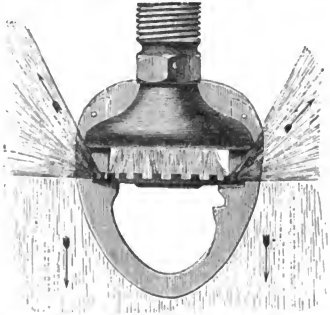
die Abscheidung dieses Wassers aus dem Dampf, ehe letzterer in den Zylinder der Dampfmaschine tritt, eine der wichtigsten Aufgaben der mit Kesselbau und Dampfmaschinenherstellung beschäftigten Industrieen bildet. Der erwähnte Apparat Ehlers um, welcher zwischen Kessel und Absperrventil eingeschaltet werden muß, besteht im wesentlichen aus einem weiten Rohr, in welchem zwei bis drei Trichter, mit ihrer engeren Oeffnung gegen die einströmende Dampfrichtung stehend, angebracht sind; innerhalb jeden Trichters befindet sich ein Kegel, mit seiner Spitze gegen die Trichteröffnung hinneigend. Der einströmende Dampf tritt also in den ersten Trichter und stößt gegen den in demselben liegenden Kegel, wodurch sich am Mantel des Kegels schon ein Teil des mitgerissenen Wassers absetzt. Ein weiterer Teil scheidet sich beim Durchströmen des Dampfes zwischen Kegel und Innenwand des Trichters an letzterer ab. Der Dampf geht dann weiter in den Hohlraum des Kegels und aus diesem in den zweiten Trichter, wo sich der Vorgang wiederholt u. s. w. Das in den Rohrleitungen schon früher kondensierte Wasser fließt durch den ersten, das an den Kegeln und Trichtern niedergeschlagene Wasser in die beiden folgenden, vertikalen Stutzen, welche in ein gemeinsames Sammelrohr münden, das das Wasser zurück in den Kessel oder in einen Kondensationstopf führt. Die mehrfache Änderung der Bewegungsrichtung, zu welcher der Dampf durch die geschilderte Einrichtung im Apparat gezwungen wird, fördert die Scheidung von Dampf und Wasser. Der zweite und dritte Trichter haben außen eine ringsum laufende Rippe, durch welche das ausgeschiedene Wasser gehindert wird, sich wieder mit dem Dampf zu vermischen. Dieser Entwässerungsapparat soll, alle bekannten Apparate an Wirksamkeit übertreffend, sehr trockenen Dampf liefern und hat zudem den Vorzug, daß er wenig Raum einnimmt und keiner Wartung bedarf. Fachleute wird es interessieren, das Urteil einer Autorität auf diesem Gebiet, des Ingenieurs Böcking vom rheinischen Dampfkessel-Überwachungs-Verein, über den beschriebenen Apparat zu hören. Derselbe schreibt: „Der Apparat ist bei diversen Kesselanlagen mehrerer Mitglieder unseres Vereins angebracht und funktioniert bei allen zur vollen Zufriedenheit. Der Dampf ist nach Einschalten desselben bedeutend trockener, und sind die Übelstände in der Dampfmaschine, die durch nassen Dampf hervorgerufen waren, jetzt vermieden. Während der letzten Gewerbe-Ausstellung zu Düsseldorf hatte ich Gelegenheit, einen derartigen Apparat zu beobachten und auf seine Leistungsfähigkeit zu untersuchen. Zu diesem Zweck wurde dem Dampfkessel Glaubersalz zugeführt und dann gleichzeitig Dampfproben kurz vor und hinter dem Apparat und Wasserproben dem Dampfkessel in der Höhe der Verdampfungsoberfläche entnommen. Die Dampfproben wurden in einem Kühlapparat kondensiert. Die so erhaltenen drei Proben wurden auf gewöhnlichem, analytischem Wege auf Schwefelsäuregehalt untersucht und durch Vergleichung derselben der Wassergehalt des Dampfes bestimmt. Aus diesen Bestimmungen ergab sich, daß der Dampf im Apparat 83,33% seines Wassergehalts verloren hatte. Bei den Apparaten, welche an Kesseln von Mitgliedern unseres Vereins angebracht sind, wird das Wasser, welches dem Dampf im Apparat entzogen wird, durch ein einfaches Rohr dem Kessel direkt wieder zugeführt und somit Wärmeverlust vermieden." — Endlich sei noch bemerkt, daß der Entwässerungsapparat Ehlers auch eine zweckmäßige Verwendung auf Dampfbooten findet; hier verhindert er, in das Ausblaserohr der Sicherheitsventile eingeschaltet, den auf dem Deck so häufig belästigenden Sprühregen.

Haben wir bisher in unseren monatlichen Rundblicken über Fortschritte und Verbesserungen in ganzen Industriezweigen, in einzelnen Etablissements und geschäftlichen Anlagen, wie über wichtige Vervollkommnungen einzelner Maschinen und Apparate allgemein interessierende Mitteilungen gemacht, so glauben wir der uns gestellten Aufgabe entsprechend zu verfahren, wenn wir unsere Leser auch mit einer wichtigen Erfindung bekannt machen, die zum Schutz industrieller und geschäftlicher Anlagen, zum Schutz wertvoller Maschinen, Apparate, Vorräte und Utensilien gegen Zerstörung durch Feuersgefahr dient. Wenn auch in größeren Städten ausgezeichnet organisierte Feuerwehren die Gefahr gänzlicher Vernichtung großer Gebäude wesentlich vermindert haben, wenn auch von Feuerversicherungen bei Bränden ein hinreichender Ersatz für zerstörtes und beschädigtes Eigentum zu erlangen ist, so liegen doch andererseits gerade die be-

Digitized by Google

deutendsten Anlagen vielfach so weit von den Städten entfernt, daß sie auf Schutz seitens deren Feuerwehren kaum rechnen können, und es sind auch die durch Unterbrechung des Betriebs entstehenden Verluste, wie die unvermeidliche Gefahr für Gesundheit und Leben sicher genügende Gründe, jeden Leiter oder Besitzer einer ausgedehnten, gewerblichen Anlage zu veranlassen, den





Ausbruch von Schadenfeuern nach Möglichkeit zu verhüten zu suchen. Eine epochemachende Erfindung zu letzterem Zwecke ist die „selbstthätige Feuerlösch-Einrichtung mit Feuer-Alarm-Apparat. System Grinnell", deren Patent-Inhaber für Europa Mather & Platt in Manchester sind. Wir glauben also diese Erfindung weiterhin bekannt machen zu sollen, schon wegen ihrer kurz erläuterten Wichtigkeit, wie auch, weil die Herstellung der zu ihrer Ausführung benötigten Vorrichtungen zu einer umfangreichen industriellen Thätigkeit geführt hat und sicher in steigendem Maße führen wird. In dem Gebäude, in welchem die einzelnen Säle durch diese Einrichtung vor Ausbruch eines Feuers gesichert werden sollen, steigt ein Hauptwasserrohr von 60—150 mm Durchmesser zu einem hochgelegenen Wasserreservoir oder entnimmt das Wasser einer Wasserleitung mit genügendem Druck. Von diesem Rohr zweigt in den einzelnen Stockwerken ein horizontales Leitungsrohr ab, welches an der Hauptmauer und nahe unter der Decke liegend entlang geht. Dieses liefert in den einzelnen Sälen das Wasser in eine größere Anzahl Zweigrohre von 20—50 mm Durchmesser, welche ebenfalls nahe unter der Decke, nach der Quere des Raumes liegen, untereinander parallel und etwa 3 m von einander entfernt. An jedem dieser Zweigrohre befinden sich in Entfernungen von ebenfalls 3 m von einander die zum Löschen bestimmten Apparate, der Hauptgegenstand der Erfindung, die Grinnell'schen Brausen.

Jede derselben beherrscht einen Raum von etwa 9 Quadratmeter. Die Brause besteht aus einem abwärts gerichteten Ventil von 13 mm Öffnung, dessen Teller durch einen Hebel und eine Hebelstütze festgeschlossen gegen den Ventilsitz gehalten wird, sodaß kein Wasser austreten kann. Die Hebelstütze ist an einen Messingbügel des Ventilkörpers angelötet mit einem leichtflüssigen Metall, welches schon bei 73° C. oder 58° R. schmilzt. Bei einem im Raum entstehenden Feuer wird die Temperatur von 73° C. an der nächstbefindlichen Brause bald erreicht, das Lot an der Hebelstütze schmilzt und letztere, sowie der Hebel selbst fallen ab. Damit ist der Ventilschluß gelöst, der Ventilteller geht um ca. 10 mm nach unten, das Wasser strömt aus und schlägt auf den Ventilteller auf. Die obenstehenden Zeichnungen, eine Grinnell'sche Brause geschlossen und eine solche nach Abfallen des Hebels in Thätigkeit zeigend, erläutern die Wirkung „wie das Wasser, durch den gezahnten Rand des Ventiltellers gegen die Decke in Strahlen geworfen, als Sprühregen auf den Fußboden fällt und das in seinem Bereiche liegende Feuer löscht," das Ventil ist so konstruiert, daß der Wasserdruck zum vollkommenen Schluße mitwirkt, so daß es nicht undicht werden kann. Der Verschluß löst sich bei der Temperatur von 73° C.

Digitized by Google

absolut sicher. In Räumen mit häufig höherer Temperatur, z. B. auf Trockenböden, wird für die Hebelstütze eine schwerer schmelzbare Legierung gewählt. Als Feueralarmapparat ist in die Hauptleitung ein Ventil eingeschaltet, welches sich sofort öffnet, wenn eine Brause sich löst und dessen Bewegung auf ein Läutewerk übertragen wird. Auf diese Weise wird also der Ausbruch eines Feuers an irgend einer Stelle in einem ausgedehnten Gebäude selbstthätig augenblicklich weithin vernehmbar gemeldet und somit sofort das Ergreifen weiterer Maßregeln ermöglicht. Das Wasser kann gleich abgestellt werden, wenn die Gefahr beseitigt. Der Alarm-Apparat tritt auch in Thätigkeit, wenn die Rohrleitung an irgend einer Stelle undicht wird, zeigt also auch ein event. Schadhaftwerden der Einrichtung an. Diese Feuerlöscheinrichtung würde unwirksam werden, wenn das Wasser, wie es bei anhaltendem Frost vorkommen kann, in den Röhren gefriert. Um einem solchen Unwirksamwerden vorzubeugen, werden die Röhren im Winter entleert, und wird der Eintritt des Wassers in die Röhren dann wieder durch eine selbstthätige Einrichtung bewirkt, welche das Wasser in die Röhren läßt, im Augenblick, in dem sich eine Brause durch entstandenes Feuer löst. Die eben geschilderte Einrichtung hat denn auch infolge ihrer überraschend vollkommenen Wirkung zuerst in Nordamerika während der Jahre 1881—1886 in mehr als tausend Fabriken Eingang gefunden; in Amerika sind über 500,000 Brausen und in England 70,000 Brausen in 3 Jahren angewendet worden, und zahlreiche Zeugnisse beweisen ihre Wirksamkeit bei ausgebrochenen Bränden. Es kann ohne Übertreibung behauptet werden, daß durch deren Anbringung der Verlust von Millionen an Eigentum verhütet worden ist. Wie die statistischen Nachweise der Versicherungs-Gesellschaften darlegen, entstehen zwar dreiviertel der Brände bei Tag, aber dreiviertel des verursachten Schadens fallen auf Brände in der Nacht, oder an Sonntagen, also in die Zeit, in welcher die Arbeiter abwesend. Dies erhärtet zahlenmäßig den Wert einer sicher wirkenden, selbstthätigen Löscheinrichtung, wie sie durch die geschilderte in den Verkehr gebracht ist. Einen ähnlichen ziffernmäßigen Beweis für den Wert dieser Einrichtung liefert folgender Bericht des Repräsentanten der vereinigten Gegenseitigkeits-Versicherungsgesellschaften in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ein Bericht, welcher sich auf alle Brandfälle, bei denen die genannten Gesellschaften in den letzten 8 Jahren beteiligt waren, erstreckt. Es kamen vor Braudfälle in unbeschützten Fabriken 533, in mit Brausen beschützten Fabriken 195. Es betrugen die Schäden für jeden Brand durchschnittlich bei den Brandfällen in den unbeschützten Fabriken 32,480 Mk., bei den in den mit Brausen beschützten Fabriken 1400 Mk. Der Durchschnittsschaden in letzteren beträgt also nur ein $^1/_{23}$ des Durchschnittsschadens in den unbeschützten Anlagen. — In 70 Prozent der 195 Brandfälle in den beschützten Fabriken war der Schaden so unbedeutend, daß ein Anspruch auf Ersatz überhaupt nicht erhoben wurde. Diese Resultate, wie in England gemachte weitere Erfahrungen veranlaßten denn auch eine Anzahl der bedeutendsten, englischen und amerikanischen Versicherungs-Gesellschaften, einen Rabatt von 10—30% der Prämiensummen denjenigen Fabriken zu gewähren, welche vollständig durch Grinnell-Brausen geschützt sind; ein Verfahren, das auch in Deutschland empfehlenswert wäre, um immer weitere Kreise zur Anwendung dieser segensreich wirkenden Erfindung anzuregen. Bis 1887 waren nach einer uns vorliegenden Zusammenstellung in Europa schon über 80,000 Einrichtungen bestehend, resp. in Ausführung begriffen und über 500,000 Brausen angebracht. In dem Verzeichnis finden wir zu unserer Freude eine Anzahl der bedeutendsten Firmen in Deutschland, wie zahlreiche Zeugnisse, die interessante Mitteilungen über einzelne überraschende Wirkungen der Löscheinrichtung geben. Es sei uns gestattet, nochmals kurz zusammenfassend, die Hauptvorteile dieser selbstthätigen Feuerlöscheinrichtung hervorzuheben. Ein ausgebrochenes Feuer wird selbstthätig und mit überhaupt erreichbarer, vollkommener Sicherheit gelöscht. Das Feuer wird auf einen Raum von einigen Metern vom Entstehungspunkte beschränkt und also dem Ausbruch großer Brände in wirksamster Weise vorgebeugt. Die Einrichtung tritt zu jeder Zeit, am Tage oder in der Nacht, in An- oder Abwesenheit des Personals, sobald Feuer ausbricht, in Wirksamkeit. Der Alarm-Apparat meldet weithin das Ausbrechen eines Feuers. Unnötiger Wasserschaden wird vermieden, da das Wasser sich nur da ergießt, wo wirklich Feuer entstanden. Der selbstthätige Apparat zum Einlassen des Wassers in die Röhren sichert die

Digitized by Google

Wirkung auch im Winter. Dieselbe wirkt auch in sonst unzugänglichen und raucherfüllten Räumen und zwar direkt auf den Herd des Feuers. Endlich bedarf dieselbe keiner besonderen Aufsicht; sie ist stets in gutem Zustand, zum Funktionieren bereit; die Brausen können sich nicht verstopfen, noch versagen, und das Undichtwerden der Röhren wird durch den Alarm-Apparat sofort gemeldet. Es bedarf also keiner Hilfeleistung, sondern der Apparat arbeitet selbstthätig in größter Vollkommenheit an der richtigen Stelle, zur richtigen Zeit und mit dem vollkommensten Mittel. Die alleinigen Vertreter der genannten Patent-Inhaber der beschriebenen Feuerlösch-Einrichtung für ganz Deutschland, resp. die allein Berechtigten in Deutschland, dieselbe herzustellen, sind wieder Walther & Co. in Kalk bei Cöln, welche in ihrer Fabrik auch ein Versuchsgebäude errichtet haben, in welchem jederzeit die Wirkung der Feuerlösch-Einrichtung durch Vorführung von Versuchen mit brennenden Materialien gezeigt werden kann. Indem wir hoffen, mit vorstehender Schilderung in weiteren Kreisen Interesse für diese Erfindung wachzurufen, geben wir gern der Erwartung Ausdruck, daß solche immer mehr Anwendung finden möge, zum Schutz der in industriellen und geschäftlichen Anlagen angesammelten Werte und zur Förderung der an ihrer Herstellung beteiligten Industrie.

Eine Zeitungsnotiz, daß in Hamburg Verhandlungen schweben, um durch eine Gesellschaft von Fachmännern und Kapitalisten eine schwimmende Ausstellung deutscher Gewerbe-Erzeugnisse im Ausland zu stande zu bringen, veranlaßt uns zum Schluß der heutigen Rundschau nochmals einer Besprechung des Ausstellungswesens und zwar dieses speziellen, noch neuen Teiles derselben einigen Raum zu geben. Die Idee, durch eine schwimmende Ausstellung, also durch eine Sammlung von Maschinen, Waren u. s. w. in einzelnen Musterstücken, wie in zum direkten Verkauf bestimmten Vorräten an Bord eines Schiffes, welches an überseeischen, wichtigen Handelsplätzen anläuft und, dort einige Tage ankernd, seine Ausstellung den Besuchern an Bord öffnet, die Kenntnis der Leistungsfähigkeit der heimischen Industrie weiter zu verbreiten und neue Absatzgebiete zu erschließen, stammt aus den letzten Jahren. Sie ist eine Frucht des Strebens, der mächtig angewachsenen Produktion neue Absatzwege zu öffnen und die sich fühlbar machenden Schäden der Überproduktion abzuschwächen, wie den allgemeinen Handelsverkehr mehr und mehr zu heben. Unseres Wissens war die vom „Zentralverein für Handelsgeographie in Berlin und der deutschen Exportbank" im Jahr 1886 ausgesandte „deutsche Handelsexpedition 1886, Schiff Gottorp" der erste praktische Versuch, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Die genannte Expedition hat jedenfalls vielseitige Anknüpfungspunkte zur Folge gehabt, und wenn die Ansichten über direkt durch dieselbe erzielte Resultate auch noch auseinandergehen, da sich letztere vielleicht erst nach Jahren endgültig feststellen lassen, so beweist doch die große Aufmerksamkeit, welche diesem Unternehmen von anderen Staaten geschenkt wurde, die vielfache und lebhafte Anregung zur Nachahmung derselben besonders in Frankreich, Italien und Schweden, daß weite Kreise diesen Versuchen einen bedeutenden Wert beilegen und sich von einem richtig ausgeführten Unternehmen große Erfolge versprechen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß sich mit einem solchen schwimmenden Musterlager bei verhältnismäßig geringen Kosten für die einzelnen Beteiligten in kurzer Zeit an vielen Plätzen hintereinander ein Bekanntmachen von deren Leistungen, Anknüpfung von Handelsbeziehungen u. s. w. erreichen läßt, jedenfalls viel billiger und in weiterem Umkreis, als durch Aussenden von Reisenden, Errichtung von ständigen Musterlägern an einzelnen Orten u. s. w. — Auch läßt sich wohl nicht bestreiten, daß solche Expedition, wenn sie das umfangreiche Programm, als: „Bekanntmachen der an Bord befindlichen Waren in den angelaufenen Hafenorten; teilweiser Verkauf derselben; Anknüpfung von Verbindungen mit Importeuren und Anwerbung von Agenten für die an Bord vertretenen Firmen; Studium der Marktverhältnisse bestimmter, zum Absatz für geeignet befundener Ländergebiete im Interesse bestimmter Industrien und bei günstigem Befund Vorbereitung für die Einrichtung ständiger Ausstellungen daselbst; Eröffnung neuer, von der Küste abgelegener, noch unbekannter Absatzgebiete;" — mit richtigen Mitteln löst, resp. seiner Lösung näher bringt, zur nachhaltigen Förderung der Industrie eines ganzen Landes wirken kann. Wir begrüßen es daher freudig, daß die Idee der Ausrüstung einer neuen solchen Expedition in Deutschland wieder auftaucht, und möchten in unseren Leserkreisen

Digitized by Google

mit anregen, daß Interesse und rege Beteiligung an dem Unternehmen demselben baldige Ausführung und wahrscheinliche Erfolge sichern. und hoffen, dasselbe möge, aus den Erfahrungen vorangegangener Versuche Nutzen ziehend, seine Ziele erreichen und dadurch wieder zum weiteren Aufschwung von Handel und Industrie in unserem Vaterland beitragen.

Litterarische Berichte.

Die Anfänge des Christentums im Rahmen ihrer Zeit. Von Dr. Berth. Volz, Direktor des Viktoria-Gymnasiums in Potsdam. Leipzig 1888. Verlag von Otto Spamer.

Die in Matth. 13 so schön mit dem Wachstum des Senfkornes und der Wirkung des Sauerteigs verglichene äußere Ausbreitung und innerlich wirkende Macht des Christentums, deren Ausdehnung und Erfolg wir nun über fast zwei Jahrtausende betrachten können, mahnt uns immer von neuem an die Anfänge und die ersten treibenden Kräfte der Religion, welche die Welt überwinden soll, und zwar einmal deshalb, weil auf diesen Grundlagen alles weitere Gedeihen beruht, und ferner, weil dieselben noch in mancher Beziehung unerforscht und Objekte entgegengesetzter Anschauungen sind. Da nun besonders dem Laien eine klare Darstellung jener ersten Anfänge des Christentums ebenso notwendig wie interessant sein wird, so ist die uns vorliegende Schrift von V. als ein höchst willkommener Beitrag zur Kenntnis dieser Periode der Kirchengeschichte zu begrüßen. Es dürfte vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus vielleicht manches als nicht genau genug dargestellt erscheinen, so z. B. der Zusammenhang zwischen Johannes dem Täufer und Jesus, die Motive für den Uebertritt des Paulus, der Gegensatz der paulinischen und der petrinischen Richtung, die Entstehung des Papsttums, die Geschichte des Nicenums; es läßt sich ferner manches direkt anfechten, so z. B. die Behauptung, die ersten Christen seien immer der Obrigkeit gehorsam gewesen, und der Ebräer-Brief rühre sicher nicht von Paulus her. Es darf schließlich ein dritter Einwand nicht verschwiegen werden, der darauf beruht, daß der Verfasser — und das ist zu verlangen — sein Urteil über die Person Jesu nicht klar ausspricht; denn es genügt nicht zu sagen, daß der „klügelnde Menschenwitz" dies niemals ergründen werde, es muß auch erkannt werden, ob der Verfasser, der den „Zimmermannssohn Jesus von Nazareth" „das Zimmermannsbeil beiseite stellen" läßt, in ihm einen Gott oder einen Menschen sieht; denn der Leser sucht ein solches, nach einer Seite hin unumwunden ausgesprochenes Urteil. Dem gegenüber aber enthält das Buch ganz besondere Vorzüge. In schöner, durchweg klarer, ja meist spannender Darstellung entrollt es vor uns ein deutliches Bild der ersten Verhältnisse des Christentums, seines Wesens, Wirkens, Kämpfens und Siegens. Ganz vortrefflich geradezu sind die Erörterungen über die Entstehung und Verbreitung des Wunderglaubens, über den Zerfall der römischen Religion, über die Anfänge des Mönchstums und über die christliche Kunst. Ebenso schön ist die Darstellung der Christenverfolgung durch Diocletian und der Begünstigung der neuen Lehre durch Constantin, wenn auch hier der interessante Hinweis darauf vermißt wird, daß beide Kaiser merkwürdigerweise aus demselben Grundsatze handelten, nämlich zum Zweck der Festigung des Reiches, nur daß der eine an die Zerstörbarkeit, der andere an die Unbesiegbarkeit des Christentums glaubte. Mit Recht aber ist auf den alten Irrtum hingewiesen, als habe Constantin die neue Lehre zur Staatsreligion erhoben, was erst Theodosius der Große gethan hat, was ebenso wie manches andere, so z. B. die Erörterung über den Tod des Apostels Johannes und über den Brand Roms, dessen Ursache der Verfasser den fanatischen Juden zuschreibt, beweist, daß im vorliegenden Buche auch die Resultate neuester Forschungen gebührend berücksichtigt worden sind. Vor allem aber, wie schon erwähnt, ist die überaus reichhaltige und dabei überall einfach klare Darstellung des Stoffes nicht genug anzuerkennen, und ganz besonders deswegen soll das Buch Theologen, Historikern und Laien aufs wärmste empfohlen sein. C. S.

Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Stuttgart 1886. Verlag von Ferd. Enke.

Wird der Leser zunächst betroffen, wenn er sieht, daß der erste psychologisch-anthropologische Teil (die Thatsachen des sittlichen Lebens) 233 Seiten umfaßt, daß die sich daran im zweiten Teil (die philosophischen Moralsysteme) anschließende historisch-kritische Würdigung der Moralsysteme von den Griechen an bis auf S. 371 reicht, betroffen, als würde er in den Außenwerken zu lange aufgehalten, so versöhnt ihn doch der Inhalt dieser beiden Abschnitte,

Digitized by Google

und die meisten Leser werden dem Verf. für die straffe und lichtvolle Anfrollung eines Gebietes von ziemlicher Ausdehnung dankbar sein. Die vier Kapitel des ersten Teils behandeln in zusammen 14 Abschnitten die Sprache und die sittlichen Vorstellungen, die Religion und die Sittlichkeit, die Sitte und das sittliche Leben, die Natur- und Kulturbedingungen der sittlichen Entwickelung. In den abermals 4 Kapiteln des zweiten Teils sehen wir uns in 16 Abschnitten vorgeführt die antike, die christliche, die neuere Ethik und eine allgemeine Kritik der Moralsysteme. Dem Kern des Werkes nähern wir uns sodann im dritten Teil „die Prinzipien der Sittlichkeit." Seine 4 Kapitel, in 20 Abschnitte zerfallend, heißen: Der sittliche Wille (Wille und Bewußtsein, Individualwille und Gesamtwille, die Willensfreiheit, das Gewissen), die sittlichen Zwecke, die sittlichen Motive, die sittlichen Normen (ihre allgemeine Bedeutung und Einteilung, die individuellen Normen, die sozialen Normen, die humanen Normen, die Rechtsnormen, die N. und die sittlichen Lebensgebiete). Der vierte, in die unvermeidlichen 4 Kapitel und 16 Abschnitte sich gliedernde Teil ist (S. 511 f.) der Betrachtung der sittlichen Lebensgebiete gewidmet, sodaß die einzelne Persönlichkeit (Besitz, Beruf, bürgerliche Stellung, geistige Interessen), die Gesellschaft (die Familie, die Gesellschaftsklassen, die Vereine, die Gemeinde), der Staat, die Menschheit (der wirtschaftliche Völkerverkehr, das Völkerrecht, der Verband der Kulturstaaten, das geistige Gesamtleben der Menschheit) nach einander abgehandelt werden. — Dies ungefähr das Gerippe des Ganzen. An dieser Stelle bleibt zweierlei zu erwähnen übrig. Erstlich erscheint eine andere Andeutung über den Inhalt als die obige für diejenigen Leser passend, welche der Sache nicht als Fachleute gegenüberstehen. Was ihnen an dem Buche des berühmten Forschers interessant sein kann, ist kaum in dem obigen Inhalts-Verzeichnis hinlänglich erkennbar. Die Anknüpfung des Nicht-Gelehrten, welcher nur mit seinem gesunden Menschenverstand und seiner durch theoretische Grübelei nicht getrübten sittlichen Empfindung an ein Buch über Ethik herantritt, läßt sich vielleicht in drei Fragen herstellen. Auch dem gewöhnlichen Bewußtsein leuchtet ein, daß manche unserer Gedanken und Handlungen völlig gleichgültig sind in bezug auf die Sittlichkeit, also weder sittlich noch unsittlich, andere dagegen sind eins von beiden, sodaß von Leuten, welche zum Denken mehr Zeit haben, wohl gefragt werden kann, wodurch sich sittliche Gedanken und Handlungen von anderen unterscheiden. Was ist sittlich im Gegensatz zu Gleichgültigem? Sehr bald würde sich dann zeigen, daß diese erste nicht so leicht zu beantwortende Frage eine zweite nach sich zieht: wie das Sittliche entstanden sei? Ist es uns nur durch die Religion zugekommen? Ist es eine selbstverständliche Verhaltungsweise des Menschen? Ist es durch den Zwang mächtiger Menschen der widerstrebenden Roheit der Menge aufgenötigt worden? Wie kommt es, daß nicht alle Menschen sittlich oder gleich sittlich sind? Drittens möchte ein gewissenhafter oder neugieriger Frager noch sich danach erkundigen, worin das Sittliche besteht, d. h. ob es ein Verzeichnis wohlgezählter sittlicher Gedanken, Grundsätze und Handlungen giebt. Wie sollen wir uns das Verhältnis des Bösen zur Einrichtung und Regierung der Welt denken? Ist das Böse notwendig auch neben der Sittlichkeit? Statt der Anhäufung von Fragen wird eine kurze Antwort über die Anschauung des Verfassers erwünscht sein. Er sagt (S. 349): „Wie die Zwecke des Ethischen anerkanntermaßen über das Individuum hinausgreifen, so müssen auch seine Motive allgemeineren Ursprungs sein. Eine Anschauung dieser Art wird aber nicht durchgeführt werden können, ohne daß man das Sittliche als eine geistige Entwickelung zu begreifen strebt, deren Teilkräfte die Individuen sind." — Zweitens muß angedeutet werden, daß der Verf. in die beliebte bedingungslose Lobpreisung der englischen Ethik nicht einstimmt. Ihre Anregungen willig anerkennend, hält sich doch der Verf. einigen spezifisch deutschen Gedankenrichtungen nahe, wie sie uns in der Philosophie nach Kant z. B. bei Schelling begegnen. Schelling nämlich legte, allerdings nur mit den Mitteln seiner Zeit, die Wichtigkeit des Entwickelungsgedankens vor Augen. Wir sehen heute überall die Antwort auf allerlei Rätsel in der Formel „Entwickelung." Wundt verschafft diesem Gedanken auch für die Ethik Geltung, ohne die Schelling'sche Phantastik und ohne Schellings geschichtliche Irrtümer. So betrachtet denn auch der Verf. (III) die Völkerpsychologie als die eigentliche Vorhalle zur Ethik, ja an einer anderen Stelle widmet er der Völkerpsychologie eine besondere Betrachtung (Philos. Studien, herausgegeben von W. Wundt, Leipzig, Engelmann, Bd. IV, Heft 1, S. 1 bis 27). — Das Buch zu empfehlen ist wohl überflüssig. Der noch nicht durch die Wissenschaft abgehärtete Leser wird nur eins bedauern, daß auch Philosophen genötigt sind, um der Kürze willen viel Fremdwörter zu brauchen. Vielleicht haben folgende, als rätselhaft, einige Anziehungskraft: individioneller und universeller, subjektiver und objektiver Evolutionismus, Intuitionismus, Historismus, Utilitarismus, Intellektualismus, utilitaristischer Relativismus, evolutionistische Ethik, Universalismus und Individualismus, utilitaristische Reflexionsethik mit egoistischer Basis. — Unterdessen ist im Gefolge der Ethik eine kleine Schrift von Wundt erschienen „Zur Moral der literarischen Kritik," Leipzig, Engelmann 1887, 77 S. worin sich der Verf. gegen einen Kritiker verteidigt und wesentliche, von jenem falsch aufgefaßte Behauptungen der Ethik teils erläuternd wiederholt, teils mit noch eindringlicherer Klarheit herausstellt. Wir geben Wundt in seiner

Digitized by Google

Verteidigung und in der Beurteilung seines Gegners überall Recht und empfehlen seine allgemeineren Äußerungen über litterarische Kritik S. 56 f. weitester Beachtung. Wundt sei schließlich gebeten, obige Notiz über sein Werk in keiner Beziehung unter die von ihm S. 68 geschilderte Kategorie zu rechnen.

B.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Teil. Zweite durchaus revidierte Auflage. Heilbronn 1888. Verlag von Gebr. Henninger.

Die Schröersche mit durchgehender Erklärung versehene sorgsame Ausgabe des Goetheschen Faust ist mit dem vorliegenden zweiten Teil in zweiter genau durchgesehener Auflage vollendet. In verhältnismäßig kurzer Zeit war die erste Ausgabe vergriffen, was stets ein untrügliches Merkmal der Brauchbarkeit eines Buches ist. Die Vorzüge der Schröerschen Arbeit sind: sorgfame Textrevision, orientierende Einleitungen, unter den Text gestellte fortlaufende Erklärungen, die sowohl den ganzen Zusammenhang, als den Sinn der irgendwie schwierigen Stellen berücksichtigen und die nötigen sachlichen und Wort-Erläuterungen mit Ueberlegung und wohl erworbenen Kenntnissen geben. Prof. Schröer ist ein trefflicher Goetheкenner und ein Mann von Geschmack, der trivialen Anmerkungen ausweicht. Er gehört überdies der älteren Schule an, die von dem Idealismus der Goetheschen Zeitgenossen noch den Hauch verspürt. Diesen seinen Standpunkt hat er in dem lesenswerten Vorwort „Goethes Methode und die Goetheforschung“ entwickelt, in welchem er besonders nachweist, wie Goethe niemals von der Idee, sondern von der Anschauung ausgegangen ist, daß man aber trotzdem nach dem idealen Gehalt in seinen Dichtungen wie in allem Organischen zu suchen habe. Wir empfehlen den Schröerschen Faustkommentar als einen sichern Helfer und Berater bei dem lesen der unsterblichen Dichtung, die namentlich im zweiten Teil viele Rätsel aufgiebt, deren Lösung auch den Klugen und Gelehrten nicht immer zur Hand ist.

Q.

Der eiserne Siegfried. Eine neuzeitliche Nibelungenmär von Hermann Hoffmeister. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1888. R. v. Deckers Verlag.

Allen Verehrern unseres „eisernen Kanzlers“ bietet der Verfasser in seiner „Nibelungenmär“ eine Gabe, die bei ihrem ersten Erscheinen freudig begrüßt, in ihrer neuen Gestalt noch willkommener wird geheißen werden. Ein großer Wurf ist dem Dichter gelungen. Das gewagte Unternehmen, unseren unsterblichen Kanzler jetzt schon mit verklärendem Kranze der Sage zu schmücken, ist Dr. H. Hoffmeister geglückt, ohne daß er der geschichtlichen Wahrheit zu nahe getreten oder in den Ton eines fervilen Schmeichlers verfallen wäre. Möge diese Siegfriedssage weiteste Verbreitung finden, besonders unter unserer Jugend, daß diese mehr und mehr verstehen lerne, des großen Kanzlers unermüdliche Thatkraft, seinen frommen Christenglauben und seine Vaterlandsliebe sich zum Muster zu nehmen, daß sich auch ihr diese Tugenden verbinden fest zu Einem:

„Zu der Treue in den Pflichten
Gegen Gott und meinen Kaiser!“

L.

Goethe als Pädagog. Von Adolf Langguth. Halle 1887. Verlag von M. Niemeyer.

Seinem ein Jahr früher erschienenen, von uns seiner Zeit hier angezeigten Buche „Goethes Pädagogik“ hat der Herr Verf. eine Fortsetzung folgen lassen, in welcher er an bestimmten Persönlichkeiten Goethes pädagogisches Verfahren und Erziehungskunst darlegen will. „An individuellen Anschauungsbildern“ will er zeigen, wie der Dichter auf jeder Altersstufe und in jeder sozialen Sphäre sein tiefes Sinnen über Natur und Entwickelung, die reiche Erfahrung seines hochbegabten Geistes und vielseitigen Lebens in wahrhaft meisterhafter Weise auch praktisch bethätigte.“ Herr L. beginnt mit Goethe als Erzieher Friedrichs von Stein, wie schon das reiche Material, das wir gerade für diese Beziehung des Pädagogen Goethe besitzen, forderte, erwähnt darauf seine Bemühungen um Peter Baumgarten, seinen erziehenden Einfluß auf den Herzog Karl August und führt dann seine Teilnahme an den Kindern von Knebel, Herder, Fr. Jacobi, Schlosser und Voß aus. Nach Erwähnung mehr vorübergehender Förderung zweier junger Leute aus armen Verhältnissen geht der Verf. auf Goethe als Bühnenpädagogen über und schließt mit Ausführungen über seine erziehende Thätigkeit für den Sohn und die Enkel. Das Buch würde sich bequemer lesen, wäre es in Abschnitte und Kapitel gegliedert und hätte es ein Register oder wenigstens eine Inhaltsübersicht. Dann würde der Verf. selbst bemerkt haben, daß der Aufbau nicht ganz glücklich ist. Mit Bedauern haben wir den Ausfall gegen B. Suphan im Vorwort gelesen. Ein Schmuck des Buches ist die Wiedergabe der anmutigen Silhouette, die Goethe im belehrenden Gespräche mit Fritz v. Stein darstellt.

Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Baum, Äpfel und bunte Enten.

Ein ernstes Wort pro domo

von

Georg Ebers.

Ein kleines rundes Bild, nicht gemalt, sondern in gobelinartiger Manier gewoben, liegt vor mir. Ich habe es oft und lange betrachtet, und doch giebt es nichts darauf zu sehen als recht kindische Dinge; einen Baum, an dem zwei rote Äpfelchen hängen, und ein paar hübsche bunte Enten. Diese sind niedlich und kenntlich gearbeitet, aber von eigentlichem Kunstwert ist nichts an dem gewobenen Bilde. Dennoch hat mir der Anblick desselben das Herz gerührt, und ich meine, daß es jedem nicht ganz Verhärteten ähnlich ergehen wird, wenn ich ihm den Baum mit den roten Äpfelchen und die Enten zeige und dabei sage: Dies ward von dem Schulterteile eines kleinen Röckchens geschnitten, das man an den vertrockneten Überresten eines fünf- oder sechsjährigen Kindes entdeckte, das in einem ägyptischen Grabe aus später Zeit die ewige Ruhe gefunden. Einer Mutter süßer Liebling hat dies Kleidchen weiland getragen, und nachdem ihn der Todesengel geküßt, zog sie es ihm an und legte ihn damit in den Sarg. Während der ganzen langen Dauer des Lebens jenseits des Todes sollte es hübsch geputzt sein und sich des bunten Entenkleidchens freuen, dem es in die Händchen klatschend und mit strahlenden Augen zugeeilt war, wenn es ihm an Festtagen angethan werden sollte. Dieser Baum, diese Äpfel und bunten Vögel haben einmal rechte Freude bereitet, und wenn sie auch andere als den Verfasser veranlassen werden, ihnen einige Verse zu widmen, so soll's ihn nicht wundern.

Aber nicht nur das Gemüt und die Einbildungskraft, sondern auch der denkende Geist fand sich angeregt durch dies schlichte Gewebe, und in der That ließe sich daran, wollte man es nach allen Seiten hin wissenschaftlich erklären, eine so reiche Fülle von Betrachtungen knüpfen, daß sie in einem ganzen Hefte dieser Zeitschrift kaum Platz finden möchten. Denn, wo ist das Bildchen gefunden worden? Welcher Zeit verdankt es den Ursprung? Zu welcher Gruppe von ähnlichen Altertümern gehört es? Wo und wann ist die Technik der Weberei à haute lisse, der es den Ursprung verdankt, und deren Erfindung bis vor kurzem den Franzosen zugeschrieben ward, zuerst geübt worden?

Digitized by Google

Wäre nun auch die eingehende Beantwortung aller dieser Fragen in jedem anderen als einem streng wissenschaftlichen Organ übel am Platze, so darf doch an dieser Stelle unser Bildchen unbedenklich benützt werden, um neues Licht auf eine Angelegenheit zu werfen, die dem Verfasser am Herzen liegt, und die auch dem Leser nicht fremd sein möchte. Ich habe anderwärts behauptet, daß die Kulturvölker des Altertums bei ihrem Handeln wesentlich den gleichen Beweggründen, bei ihrem Empfinden den nämlichen Antrieben und Zielen und bei ihrem Sinnen und Erwägen den gleichen Denkgesetzen gefolgt sind wie wir Kinder einer späteren Zeit und meiner Überzeugung bei der Darstellung zahlreicher Menschenschicksale in verschiedenen Epochen der Weltgeschichte Ausdruck gegeben. Bei einer ausführlichen Begründung dieser Meinung war es mir vergönnt, mich auf die Zustimmung vieler hervorragender Geister zu stützen und zu bemerken, daß, wäre ich im Unrecht, weder die Heilslehren der Bibel, die im Kreise eines sinnlichen und trotzigen morgenländischen Hirtenvolkes des Altertums entstanden, noch die Ethik des Plato oder des Aristoteles Ästhetik sich derjenigen Gültigkeit erfreuen könnten, die wir ihnen, und zwar mit Recht, heute noch einräumen. Die logischen Gesetze, welche die Alten gefunden, könnten nicht auch für unser Denken bindend sein, wenn die Evolutionen der Geister, denen sie abgelauscht wurden, sich nicht durch alle Zeiten gleich geblieben wären. Dies alles ist zwar von vielen Seiten zugegeben, daneben aber hervorgehoben worden, daß trotz alledem gewisse Regungen des Menschengemüts, und allen voran die über den bloßen Sinnenreiz erhabene, mehr vergeistigte, ins Gebiet des Sentimentalen fallende Liebe als ein Produkt des Christentums, der Ritter- und Minnesängerzeit betrachtet werden müsse. Aber auch diesem Einwurf läßt sich begegnen; denn man bedenke, daß Verse wie:

„O liebe Mutter,
Ich kann nicht spinnen,
Ich kann nicht sitzen
Im Stübchen innen,
Im stillen Haus:
Es stockt das Rädchen,
Es reißt das Fädchen!
O liebe Mutter,
Ich muß hinaus!"

dem frühen griechischen Altertum den Ursprung verdanken, daß Theokrit, ein echter hellenischer Heide, das Idyll „die Zauberin" gedichtet, daß der schwelgerische und sinnliche Reiteroffizier Antonius in seinem Testamente bestimmte, seine Leiche möge, wo er auch sterbe, neben der der geliebten Kleopatra bestattet werden, und berücksichtigt man ferner, daß in der Poesie der Ägypter, Chinesen, Japaner und zahlreicher anderer alten Völker auffallende Züge jener selben sentimentalen Liebe vorkommen, die auf dem Boden des Christentums erwachsen sein soll, so kann das wahrlich nicht zur Nachgiebigkeit stimmen; ja der Widerspruch wird schärfere Formen annehmen, wenn wir bemerken, wie flüchtig die Gegner mit dem wahren Wesen der Lebenskreise vertraut sind, auf die es hier ankommt. —

Digitized by Google

Muß man ihnen sagen, daß zu keiner Zeit in den Kulturreichen des Abend- und Morgenlandes die Stellung des Weibes eine weniger günstige, ja unwürdigere war als in derjenigen, welche das Christentum sich ausbreiten und festen Fuß fassen sah? Die Anmut der Frau galt damals für einen Köder des Satans, diejenigen, welche nach besonderer Heiligung trachteten, begingen die widerwärtigste der Zagheiten, der Berührung der eigenen Mutter aus dem Wege zu gehen, und ganz allgemein galt die Liebe zum Weibe für einen Abfall von den höchsten Geboten. Erst mit dem Marienkult gelangten diese Dinge auf andere, würdigere Bahnen, aber schon in der Pharaonenzeit hatte man am Nil, wie wir sehen werden, das Knie vor einer Gottesmutter mit dem Kinde gebeugt. Ein in monogamischer Ehe lebendes Kulturvolk, wie die Ägypter, räumte der Frau, und vorzüglich der Gattin und Mutter eine Stellung ein, die den Spott der gleichzeitigen Griechen erregte, da sie die der Männer zu beeinträchtigen schien, und ich habe schon früher an der Hand der Denkmäler gezeigt, daß in der ägyptischen Gesellschaft die Hausfrau und Mutter nicht nur ebenso hoch, sondern in vielen Stücken höher gehalten ward als in der unseren. Auch der Liebe fehlte es in diesen heidnischen Kreisen keineswegs an jenem sentimentalen Anstrich, den sie in den späteren christlichen zurückgewinnen sollte. Die Fürstentochter, welcher der Vater den Mann ihrer Wahl verweigert, ruft jenem — dies ist die wörtliche Übersetzung des Originaltextes — außer sich zu: „Beim Ra Harmachis, wenn man ihn mir fortnimmt, so werde ich nicht mehr essen und nicht mehr trinken, nein, so sterb' ich sogleich!"

Selbst dem realeren Sinn der Römer ist das Sterbenwollen vor Liebe etwas Wohlbekanntes. Alcesimarchus will sich um einer Holden willen wie Ajax ins Schwert stürzen, und was die Griechen angeht, ist die Legende von der Sappho, die verschmähte Liebe zum tödlichen Sprunge ins Meer treibt, bekannt genug. Ja, wie Anacreon minniglich und in ritterlicher Unterwürfigkeit seiner Trauten huldigt, wenn er ihr in süß klingenden Versen zuruft:

„Zum Gürtel dient' ich gerne dir,
Zur Perle, deines Halses Zier,
Zum Schuh, den du dir angeschnürt,
Damit mich nur dein Fuß berührt,"

so heißt es in den hübschen lyrischen Gedichten eines altägyptischen Poeten, die sich auf einem der Harris Papyri gefunden:

„O dürft' ich nur der Pförtner sein
An ihres Gartens Thore,
Ich macht' sie schelten, daß ihr Schrein
Doch dräng' zu meinem Ohre!"

In der römischen Komödie sehen wir Jünglinge, die, sentimental wie die Verliebten aus der Wertherzeit, den Brief der Geliebten in Thränen baden und Sonne und Mond ihr Leid vertrauen. Eine Fülle von Liebesklängen, die man leicht für Produkte der Gegenwart halten möchte, schallen uns entgegen, wenn wir die Fragmente griechischer Lyriker, welche Bergk herausgab, und die Anthologie durchblättern, und was das Gegenspiel der Liebe, den Haß, angeht, so hatten

Digitized by Google

schon die Alten das Gesetz frühe genug erkannt, welches ihn als ein Kind verschmähter Liebe bezeichnet. Die Ägypter geben diesem Gesetze in dem Märchen von den zwei Brüdern in einer Weise Ausdruck, die vorsichtige Kritiker zu der Behauptung veranlaßte, die Geschichte vom keuschen Joseph und der Frau des Potiphar sei eben diesem Märchen entlehnt, während die Griechen in der Phaedra-Hippolytos-Tragödie der gleichen Wahrnehmung in durchaus selbständiger Weise dramatisches Leben verliehen.

Aber dem Gesagten zum Trotz hören wir die Gegner unserer Ansicht, die dem bis zur Ermüdung oft nachgesprochenen Worte: „Moderne Gestalten in antikem Kostüm" das Ohr geliehen, rufen: „Mögen die Grundempfindungen der Menschennatur, ja selbst die zärtlichen Gefühle, welche die Geschlechter zu einander hinziehen, wirklich zu allen Zeiten im wesentlichen gleich geblieben sein, so haben wir sie doch vielfach verfeinert und bringen sie jedenfalls in anderer Weise zum Ausdruck."

Ob wir diesen Sätzen wohl beipflichten dürfen?

Da liegt unser Bildchen; und es mag uns gestattet sein, an seiner Hand einem jener Grundgefühle und der Art und Weise, in der es zu verschiedenen Zeiten zum Ausdruck gelangte, mit großen Schritten und so schnell zu folgen, wie das knapp zu haltende Essay es fordert.

Die Mutterliebe war es, dem unser Baum mit den Äpfeln und die bunten Entchen den Ursprung verdankten. Fassen wir sie denn ins Auge. Sie zu definieren ist überflüssig, denn wer sie nicht empfunden, der hat sie genossen. Sie ist aller beseelten Wesen gemeinsamer Besitz, und bei den höchst organisierten Tieren — Menschen und Affen — findet sie sich am schönsten entwickelt. Das Geschöpf, für welches die Mutter in der Zeit seiner jugendlichen Unselbständigkeit am längsten und treusten Sorge trug, hatte schon etwas vor den anderen voraus, und so ist denn auch die reichere und dauerhaftere Mutterliebe zu den Gründen gezählt worden, welche den Menschen über die anderen animalischen Wesen erheben. Die niedrigste unter diesen, wie die Schwämme im Meere, stoßen ihre Nachkommenschaft — winzige Fasern — auf Nimmerwiedersehen von sich, während die der Sprache mächtige Menschenmutter ihr Kind Zeit Lebens im Auge behält. Selbst das dem Tier am nächsten stehende Papuaweib läßt es auch dann nicht aus den Augen, wenn es sich selbständig fortzubringen vermag, und es ist wunderbar, in wie gleichförmiger Weise der Mensch zu allen Zeiten und unter allen Breiten die ersten Redeversuche des Kindes benützt hat, um seinem Liebesgefühl wohlzuthun und sich mit der Vorstellung zu schmeicheln, von dem Kleinen begehrt und gerufen worden zu sein; denn bei allen Völkern der Erde bedeuten, wie bekannt, die Lautbilder „Mama" und „Papa" Vater und Mutter, und dies erklärt sich leicht daraus, daß, wo es Eltern gab, diese die ersten und leichtesten Lippenbewegungen ihrer Kinder „m" und „p" dahin deuteten, als seien sie selbst mit denselben gemeint. Wie gern beließen sie ihnen darauf die Bedeutung „Vater" und „Mutter!"

Solbald unser Geschlecht immer weiter dahin gelangt war, die Pflichten des einen gegen den anderen zu sondern und sie in Gesetzesform den Mitgliedern

Digitized by Google

ihrer Genossenschaft einzuschärfen, erging auch das Gebot die Eltern zu ehren an die Kinder. Eine Verordnung, welche jenen vorschriebe, die Nachkommen zu lieben, kennt kein Gesetz, und wie überflüssig wär' auch ein solches! Die Elternliebe ist eben der menschlichen Natur eingeboren wie das Bedürfnis nach Speise und Trank, und das Ereignis, welches der schönen Erzählung vom Urteil Salomonis zu Grunde liegt, könnte zu jeder Zeit und unter jedem Volke vorgekommen sein. Wie die Juden wußte jede andere Nation, und mit am freudigsten die germanische den Segen der Mutterliebe voll und ganz zu erkennen. Des zum Beweise diene das Wort „mutterseelenallein", das freilich auf den ersten Blick befremdlich erscheint; denn wer wäre wohl weniger einsam als die Mutter mit ihrem Kinde? Aber „Mutterseele" wird für das bloße „Mutter" gebraucht, wie „Menschenseele" für „Mensch," — „allein" bedeutet in einer älteren Form und Zeit nicht „einsam", sondern „verlassen", „von der Mutter verlassen," und die Bedeutung, welche unserm Worte innewohnt, ist also: „Mutterverlassen" „von der Mutter verlassen," und welcher Zustand schrecklicherer Vereinsamung ließe sich denken? Das Volk, unter dem dies Wort entstand, wußte den ganzen Segen der Mutterliebe und Sorge zu schätzen.

Die Göttlichkeit dieser Empfindung hat die Mythologie vieler Völker zum Ausdruck gebracht, und längst bevor das Christentum das rührende Bild der mater dolorosa und das liebliche der Madonna mit dem Kinde geschaffen, wurde die erstere im Kult der kleinasiatischen Gattin-Mutter, mit der die Niobelegende eng zusammenhängt, gefeiert, beteten fromme Ägypter zu der Isis mit dem Horusknäblein an der Brust; ja die späteren, aus hellenistischer Zeit stammenden Bilder dieser Vorläuferin unserer Muttergottes mit dem Kinde haben wohl sicher den ersten byzantinischen Künstlern, welche Madonnen darstellten, zum Muster gedient, und wäre dies nicht der Fall, so stünden wir hier einem wahren Wunder gleichmäßiger Auffassung und Verbildlichung derselben Idee in verschiedenen Zeiten und Religionskreisen gegenüber. Der mater dolorosa Liebe überdauert den Tod. Wir kennen die ägyptische Mutter, welche dem verstorbenen Kinde das Lieblingskleidchen anthat, und hätte sie ihm auch, wie es heute wohl geschieht, Blumen in den Sarg gelegt, es könnte uns nicht befremden; denn die Mumien fürstlicher Männer, Frauen und Kinder, die jüngst aus ihrem Versteck zu Dêr el-Bahri (Theben) hervorgezogen wurden, fanden sich reich mit Blumen und Guirlanden geschmückt, und in einer Blüte lag noch die Wespe, die ihren Saft getrunken.

Das Gesetz „du sollst Vater und Mutter ehren" lernen wir in der Schule als viertes Gebot, und daß es uns auch bei solchen Völkern begegnet, die von dem alten Testament nichts wissen, ist begreiflich genug. Auffallender erscheint es schon, daß ihm auch unter den Ägyptern und Japanern die Verheißung folgt, welche unser viertes Gebot begleitet. Bei jenen lautet dieselbe: „Auf daß du alt werdest wegen dessen," bei diesen, „so werden dann die Kinder ein ruhiges und langes Leben genießen." Hier kann von Entlehnung keine Rede sein, aber die Analogie des menschlichen Denkens hat dahin geführt, die Wertschätzung der Eltern mit derjenigen Gabe zu lohnen, welche die höchste ist, die die zur Er-

Digitized by Google

kenntlichkeit vermahnten Kinder von Vater und Mutter empfangen, d. h. mit dem Leben.

Der Jude, welcher die lange Dauer des Erdendaseins ebenso hoch schätzt wie der Ägypter, der den Bevorzugten wünscht, hundertzehn Jahre hinieden zu wandeln, verheißt wie dieser dem Erfüller des vierten Gebotes ein „langes Leben," während der japanische Buddhist, der ein beschauliches Dasein jedem anderen vorzieht, seiner Verheißung auch noch ein „ruhesames" Erdenwallen gesellt.

So erlangt das Gesetz, welches das Verhalten der Kinder gegen die Eltern zu ordnen bestimmt ist, an den verschiedensten Stellen einen recht ähnlichen, wenn auch individuell gefärbten Ausdruck, und wären altdeutsche Gebote dieser Art auf uns gekommen, so hieße es in ihnen wahrscheinlich: „auf daß dir ein langes, kampfreiches und sieghaftes Leben werde wegen dessen."

Daß sich die Eltern überall und zu jeder Zeit angelegen sein ließen, die Kinder nicht nur aufzuziehen, sondern sie auch zu ergötzen und an ihrer Freude das eigene Herz zu erwärmen, würden wir wissen auch ohne die vielen Stellen in der klassischen Litteratur, welche es beweisen, auch wenn sich nicht in ägyptischen Kindergräbern Puppen, Gliedermänner, Bälle und dergleichen und in anderen anderes Spielzeug gefunden hätte; aber von dem Bestreben der Mütter des Altertums, ihre Kinder niedlich zu putzen und dazu Gewänder zu wählen, welche anderen gefallen mußten und zugleich darauf berechnet waren, das Auge der Kleinen durch Bilder zu ergötzen, die dem kindlichen Geschmack besonders entsprachen, davon war auch dem tiefsten Kenner des Altertums nichts bewußt, bis unser Kinderkleidchen mit dem Bauche, den Äpfeln und den Entchen an der Leiche des kleinen Lieblings gefunden wurde, der es getragen. Die Plastik hatte es vorgezogen, die runden Formen des Kindeskörpers unverhüllt und in anmutiger Nacktheit zu bilden, und waren uns auch auf Gemälden bekleidete Knaben und Mädchen begegnet, so ist doch auf ihre Darstellung keine so eingehende Sorgfalt verwandt worden, daß sie uns gestattet hätte, auf die Stoffe, aus denen sie bestanden, und ihre Verzierung Schlüsse zu ziehen[1]). Wäre es nun dem Schöpfer einer im Altertum spielenden Dichtung in der Gegenwart eingefallen, eine griechische Mutter darzustellen, welche ihren Liebling mit einem Kleidchen putzt, das in so raffinierter Weise dem Verlangen entspricht, anderen zu gefallen und zugleich dem Geschmack des Kindes zu genügen, welcher Willkür, ja welchen Verstoßes hätte man ihn geziehen! Denn seine Tadler wären von der Überzeugung ausgegangen, daß das Grundgefühl der Mutterliebe zwar im Altertum vorhanden gewesen, doch in weit einfacherer Form zum Ausdruck gekommen sei als in unserer Zeit und unseren Kreisen.

So lehrt unser Bildchen, wie sehr man sich zu hüten hat, diese Verschiedenheit des Ausdruckes zu scharf zu betonen, und damit zugleich noch ein anderes:

[1]) Ein griechisch-ägyptisches Kind hat unser Kleidchen getragen, und wenn die hellenische Mutter am heißen Nil ihr Kind mit dem Röckchen bekleidete, hat sie das sicher in der nördlicheren Heimat gethan, wo der Winter von recht fühlbarer Kälte, ja manchmal so hart ist, daß man Kinder in keinem Falle nackt aus dem Hause lassen kann.

Digitized by Google

Man hüte sich vor dem argumentum a silentio und glaube nicht, daß das Altertum so gar viel von uns Gebrauchtes oder Gefühltes nicht gekannt habe, weil wir davon noch keine Spur oder Erwähnung gefunden. Man bedenke lieber, eine wie große Menge von Werken und Schriften aus alter Zeit verloren gegangen ist, und vergegenwärtige sich die Natur des Geretteten. Dies besteht im wesentlichen aus Monumenten, deren feste Beschaffenheit sie vor der Vernichtung bewahrte, sowie aus Schriften wissenschaftlichen und poetischen Inhalts, von denen sich nur wenige mit dem täglichen Leben und seinen Erfordernissen befassen.

Auch die Alten schrieben Romane, aber unsere realistischen Erzeugnisse derselben Gattung, in denen es über das Gebiet der nackten Wirklichkeit herauszugehen verboten, die aber dafür den Nachkommen alles zeigen werden, was unser Alltagsleben an nennbaren und unnennbaren Dingen erfordert und an Gefühlen der höchsten und niedrigsten Art in Thätigkeit setzt, waren unbekannt unter den Alten, — und wie wenig würde die Nachwelt von unseren intimsten häuslichen Zuständen erfahren, wenn ihr von unserer Litteratur nichts erhalten bliebe als ähnliche Schriften, wie sie uns die Kulturvölker der alten Welt hinterließen!

Unser Bildchen mahnt uns zur Vorsicht und zeigt, daß die antiken Mütter auch rein äußerlich dem Gefühl der Kindesliebe in der verfeinerten Weise unserer Mütter Ausdruck zu geben verstanden, und der gleiche Nachweis ließe sich gegenüber den meisten Grundempfindungen des menschlichen Wesens und ihrer Äußerung sicherlich führen.

Dennoch wollen wir keineswegs behaupten, das Leben der Alten habe in jeder Hinsicht dem unseren entsprochen. Wenn uns diese Ansicht beherrschte, würden wir unsere Stoffe ganz gewiß der Gegenwart und nicht dem Reich der Antike entlehnen! Fragt man aber nach der Natur des Unterschiedes, der uns veranlaßt, der alten vor der neuen Zeit den Vorzug zu geben, so lautet die Antwort: So nahe die wunderbaren Erwerbungen unserer Kultur Mensch und Mensch, Volk und Volk geführt haben, so weit haben sie uns von der Natur entfernt, mit der das Sein der Alten in all' seinen Regungen so eng verknüpft ist, in so beklagenswerter Weise ist uns mitten im Genuß reicher Errungenschaften auf dem Gebiet des Realen das Gefühl für ideale Schönheit verloren gegangen, das den Geist und das Leben besonders des hellenischen Volkes ganz und gar erfüllte. Wie dies gekommen, wie die christliche Welt sich nach und nach und mehr und mehr dem Schönen und dem Leben in und für dasselbe entfremdete, kann an dieser Stelle nur flüchtig angedeutet werden, wohl aber ist es uns hervorzuheben gestattet, daß der Abfall von der Natur auch den Alten selbst auf manchem Lebensgebiet zur Last fällt, und zwar in einer Weise, welche die späteren veranlaßte, den Bruch zu heilen und ihr wieder näher zu treten. Wer zum Exempel — um bei dem Beispiel der Mutterliebe zu bleiben — dächte, das Nährenlassen der Kinder durch Ammen sei erst den weniger kräftigen Wöchnerinnen unserer Zeit zugestanden worden, dem können wir versichern, daß diese Sitte bei

Digitized by Google

mehreren Kulturvölkern des Altertums unter den höheren Gesellschaftsklassen geradezu Gesetz war, während von den verständigen Frauen unter uns die Amme nur als Nothehelf betrachtet wird und wir von deutschen Fürstinnen wissen, die sich das süße Vorrecht, das eigene Kind zu stillen, nicht nehmen ließen. Auf gewisse Laster vor allem, die wir wegen ihrer Unnatur zu den Verbrechen zählen, muß wenigstens hingedeutet werden.

Auch der Gebrauch von Sklaven unterscheidet das antike Leben wesentlich von dem unseren, doch wie beklagenswert solcher in sittlicher Hinsicht auch genannt werden muß, will es uns doch dünken, als eigne sich die mit erkauften, aber verständig schaffenden Arbeitern erfüllte Werkstätte immer noch besser für die poetische Behandlung als diejenige, aus der die Maschine die beseelten Wesen verdrängte oder sie selbst zu mechanischen Dienstleistungen verdammte.

Suchen wir unter dem litterarischen Nachlaß der Alten nach Schriften, welche uns ihr wirkliches Leben wenigstens in ähnlicher Weise zeigen, wie der moderne realistische Roman das unsere auf spätere Geschlechter bringen wird, so werden wir uns zunächst der Komödie zuwenden müssen. Die Gestalten, welche Aristophanes und Menander, Plautus und Terenz auf die Bühne führten, sind sämtlich Typen aus dem wirklichen Leben, Männer und Weiber, wie man sie täglich auf den Straßen der Städte oder den Landsitzen in Griechenland und Italien wiederfinden konnte. Wie verhalten sich nun diese Personen zu den typischen Gestalten aus unserer Zeit und unseren Kreisen? Da finden wir Leute in allen Altern und Stellungen des Lebens, vom Greis bis zum Jüngling, vom vornehmen Herren bis zum Sklaven, und unter den Alten sehen uns liebenswürdige, behagliche Herren mit weißem Haar und jugendhellen Augen an und lassen uns teilnehmen an ihrer Lebensklugheit mit dem freundlichen Wohlwollen, das sie um so lieber spenden, je öfter sie eines solchen in ihrem langen Leben selber bedurft. Aber neben ihnen erweckt der kleinliche, harte, grauköpfige Geizhals unser Mißfallen, reizt uns der frivole, alte Lebemann zur Mißbilligung und zum Lachen, meinen wir in dem jovialen gefälligen Hagestolz einen alten Bekannten zu treffen. Die Jünglinge benehmen sich in einer Weise, die wohl geeignet erscheint den Sinn derer zu wandeln, welche die sentimentale Liebe als ein Produkt späterer Zeit bezeichnen; denn verliebt sind sie fast alle und die meisten freudig bereit, Gut und Leben zu opfern für den Besitz der angebeteten Schönen. Und das Mädchenherz? Kann es da freigesprochen werden von Sentimentalität, wo, wie Athenaeus erzählt, eine Bacchis, die das kostbarste Halsband besitzt, dies der Plangon, ihrer Nebenbuhlerin, schenkt, um sie dem eigenen treulosen Geliebten geneigt zu machen und ihn dadurch von der Trübnis zu erlösen, die ihn ergriffen?

Advokaten und Ärzte, Kuppler und Wucherer, Schwindler und Schmarotzer, wackere Frauen, die für ihr gutes Recht derb und klug eintreten, oder auch gefällige Courtisanen, die außer den Sinnen auch den Geist des Mannes zu reizen verstehen, gehören zu den beliebtesten Typen, und wer da glaubt, daß der Sklave auf der Bühne sein Menschenrecht verliere oder als beseelte Maschine, schablonenhaft dargestellt werde, der irrt sich; denn gerade die Sklaven werden scharf in-

Digitized by Google

dividualisiert, und wir begegnen unter ihnen allen Schattierungen des Wesens, das auch die Dienenden unserer Zeit kennzeichnet. Da giebt es den treuen ergrauten Pappos, der für des Gebieters Haus einsteht, als sei es das eigene, da findet sich der ergötzliche La Fleur, der Tausendsasa mit dem Kopf voller Intriguen, der dumme Tölpel, der höher beanlagte, gewandte Gil Blas; ja sogar die geistige Spitze der bezahlten Hausgenossen, der pedantische Pädagog, befindet sich unter ihnen. — Daß reiche Herren unter allen Kulturvölkern Kammerdiener benutzten, wer wird es bezweifeln? Aber der Satz: „Niemand ist groß vor seinem Kammerdiener" klingt sehr modern, man schreibt ihn gewöhnlich dem Talleyrand zu. Dennoch war es uns vergönnt, den verstorbenen Verfasser „der geflügelten Worte" darauf hinzuweisen, daß er wörtlich einer Schrift des Plutarch entlehnt ist, und wir könnten Seiten füllen mit ähnlichen Sentenzen, die sämtlich alten Zeiten den Ursprung danken. Wollte man echten Bühnenkünstlern unserer Zeit die Aufgabe stellen, diese Typen zur Darstellung zu bringen, würden sie sich nach antiken Kostümen umzusehen haben; aber die Maske, die Haltung, die Redeweise, das Spiel könnten Zug für Zug, Ton für Ton, Miene für Miene dieselben bleiben, als hätten sie einen liebenswürdigen Greis, einen feurigen Liebhaber, einen gewandten Schmarotzer, einen schmutzigen Geizhals, einen prahlerischen Soldaten, einen gewissenlosen Rechtsverdreher von heute zur Darstellung zu bringen. Und sollte der Romanschriftsteller, welcher es unternimmt antike Charaktere zu schildern, von anderen Voraussetzungen ausgehen müssen? Wir möchten es bezweifeln; denn gelingt es ihm in einer Erzählung, die er im Kreise irgend eines Kulturvolkes zu irgend einer Zeit spielen läßt, nur Menschen zu schildern, an die der Leser zu glauben vermag, deren Herzschlag er zu vernehmen vermeint, in denen er sich selbst oder andere Zeitgenossen wiedererkennt, denen gegenüber er empfindet, daß sie vermöge ihrer Menschennatur so und nicht anders fühlen und handeln mußten, als es hier vor ihm geschieht, dann ist dem Dichter das Werk gelungen, und er darf sich für wohl berechtigt halten, den Tadlern und Mäklern ins Gesicht zu lachen, wenn anders es ihm glückte, den folgenden drei Anforderungen gerecht zu werden.

Er muß, wie gesagt, die Entfernung im Auge behalten, welche das von ihm gewählte Volk von der Natur trennte, und darf nie vergessen, ein wie mächtiger Faktor das Gefühl für ideale Schönheit im Geist und Leben etlicher Völker des Altertums war.

Zweitens muß er verstehen, die Grundeigentümlichkeit, welche dem Volksindividuum wie der menschlichen Persönlichkeit innewohnt, aufzufassen und sie kenntlich wiederzugeben, oder, in anderen Worten, sich für verpflichtet halten, sein Gemälde mit dem Kolorit der darzustellenden Epoche wohl zu bekleiden. Was wir damit meinen, zeigt schon die oben erwähnte Verheißung beim vierten Gebot der buddhistischen Japaner. Das kleine Wort „ruhig" verleiht ihr die entsprechende Färbung. Das Feingefühl des Volksgeistes hat sie mit diesem den Buddhisten charakterisierenden Beiwort glücklich getroffen. Dies Kolorit einer Zeit zu erkennen, kann der intuitiven Kraft des Dichtergeistes sehr wohl gelingen, wenn es

Digitized by Google

auch nicht leicht ist, z. B. die ungetrübte, von den schweren Bedenken, die uns die religiöse Überzeugung und die ritterliche „Ehre“ auferlegen, völlig freie, aufrechte Daseinsfreude der hellenischen Welt oder die konventionelle Gebundenheit des byzantinischen Wesens mit faßlicher Deutlichkeit zur Darstellung zu bringen. Drittens wird alles zu berücksichtigen sein, was der Menschengeist seit dem Abschluß der betreffenden Erzählung auf jeglichem Gebiete des Lebens errungen oder verloren, so daß also der Verfasser eines Romans aus der Zeit der Völkerwanderung sich hüten muß, die Stunde schlagen oder den Mais wachsen zu lassen, der erst aus dem später entdeckten Amerika zu uns gekommen. Wie gegenüber solchen rein materiellen Dingen hat der Dichter sich auch gegenüber den meisten Ideen und Anschauungen, die er behandelt, zu fragen, wann sie entstanden, und ob sie angemessen sind dem Wesen des Kulturkreises, dem er seine Gestalten entlehnt, und es ist nicht eben schwer, einen alten Ägypter von republikanischen Ideen mit den Anforderungen der oben erwähnten mittelalterlichen, ritterlichen „Ehre“ und einen Zeitgenossen des Alcibiades fern zu halten von allem, was mit Kasteiung, Tötung des Fleisches und dem christlichen Sündenbewußtsein in Zusammenhang steht. Die ägyptische Religion und des Pythagoras goldene Sprüche verbieten geradezu, „das Herz zu verzehren“ oder Reue zu empfinden; aber sie thun es freilich im Sinne des Jean Paul'schen! „Und deine ganze Reue sei eine schönere That.“

Was in einer gegebenen Zeit unmöglich, lehrt die Wissenschaft; aber möglich ist immerdar alles gewesen, was allgemein menschlich, und dies kann jeglichen Ausdruck gefunden haben, zu dem die Mittel der betreffenden Epoche ausgereicht haben. Als de Rougé die Biographie des Schiffsführers Ahmes nach einer hieroglyphischen Inschrift übersetzte, wollte Seyffarth die Verkehrtheit seiner Übertragung aus dem Umstande erkennen, daß in derselben von der Dekoration des Offiziers, dessen Lebensgeschichte erzählt wird, mit dem goldenen Halsband die Rede war. „Orden um 1500 vor Christus!“ lachte er spöttisch, und doch erwies es sich bald, daß schon die Pharaonen der achtzehnten Dynastie ihre vorzüglichsten Krieger mit verschiedenen Ehrenzeichen dekorierten, denen sogar Diplome beigegeben wurden. Jetzt lachen wir über Seyffarth, und das bekräftigt wohl unsere Ansicht am besten, daß des Juvenal und der anderen Alten Satiren nichts geißeln, was nicht auch uns tadelnswert erschiene. Was die Zeitgenossen dieser Sittenrichter zum Lachen zwang, das wird uns sicher, sobald wir es recht verstehen, zum Mitlachen reizen; was den Alten das Herz bewegte, das rührt auch uns. Geschlechter kommen und gehen, aber das ganze Geschlecht, der Mensch, bleibt sich in seinen Grundzügen immerdar und überall gleich, wo er die Sorge um das nackte Dasein überwunden hat und dahin gelangt ist, den besten Teil seiner Kraft — als Kulturmensch — dem Ausbau seines geistigen und gemütlichen Lebens zu widmen.

Digitized by Google

Durch eine Stunde.

Novelle

von

Jenny Zink.

Sie waren allein — endlich! An ihren Gatten — seit wenig Stunden war er ihr Gatte! — gelehnt, blickte Elise den letzten Gästen, Vater, Mutter, den nächsten Verwandten, nach, sich über die gewundene Stiegenrampe beugend und mit den nach der Tiefe Entschwindenden einen letzten Abschiedsgruß tauschend — jetzt Stille drunten und Finsternis — endlich allein!

Heinrich nahm sein junges Weib in die Arme und trug sie in die Wohnung zurück, in das weiche, hübsche Nest, in dem für ihn das eigentliche Leben nun endlich beginnen sollte, ein Leben, in dem auch die Freude, der Genuß einen Platz haben würde, nicht nur mühe- und sorgenvolles Hasten nach Erwerb, unter dem seine Jugend entschwunden.

Wie er so stolz und selbstbewußt dahinschritt, die reichgekleidete, schöne Frauengestalt im Arm, achtlos auf den gediegenen Luxus, mit dem die Wohngemächer ausgestattet waren, wer hätte da wohl vermuten können, aus welch' bitterem Elend heraus er zu Wohlhabenheit, ja zum Reichtum gelangt. Er sah aus, als wäre sein Fuß stets in so weiche, dicke Teppiche versunken, als sei er daran gewöhnt von Kindheit an, sein Bild aus hohen Spiegeln zurückgeworfen zu sehen. Und es war eine elende Bauernhütte gewesen, in der er geboren worden, er, der älteste von acht Geschwistern, in einem Dorfe Deutschböhmens, in dem sein Vater Flickschneider gewesen, ein kleines, kränkliches Männchen, Jude, und doch so blond und weiß, als stamme er von Hermann dem Cherusker selber ab. Blond auch im Denken und Fühlen — nicht einen Hauch jener dunkelgekrausten Geschäftigkeit in sich, die im Staube nach Geld und Geldeswert hastet. Wieso er in diese Gegend gekommen, in der fast keine seiner Glaubensgenossen lebten, das wußte sein Sohn nicht — den Armen und Elenden bleibt keine Zeit, dem Kinde zu künden: Das war mein Vater! — die Sorge um Gegenwart und Zukunft erfüllt das Denken und verwischt das Erinnern; erst wenn die beiden frei und befriedigt gestaltet vor dem Menschen liegen, wendet er sich dankbar nach der Wurzel zurück, aus der solch' gedeihend Leben entsproßte.

In dem kränklichen Manne, der jeden Hauch der schwachen Brust fleißig benützte, den ihm nur zu reich gewordenen lebendigen Segen zu ernähren, lag ein mächtiger Fond geistigen Reichtums, sodaß er nicht anders konnte, als während der mühseligen Tagesarbeit seinen Sinn in die freie, sonnige Höhe schweifen zu lassen, die Wissen und Poesie vor dem denkenden Menschengeist aufbauen. Wo mochte er sie erworben haben, die Bruchstücke jener idealen Schätze, die er als fruchtbringende Samenkörner in die Seele seines ältesten Buben senkte, sobald dessen kleines Gehirn zu arbeiten begann? In einer Zeit, in der man unter glücklicheren Verhältnissen nur auf fröhliche, körperliche Entwickelung der Kinder bedacht ist,

Digitized by Google

mußte dieser schwankende Trieb schon Blüte und Frucht bringen, denn auch die schwachen Kräfte des kleinen Körpers wurden nutzbringend verwendet, sobald dies nur anging. War ja die Mutter noch kränklicher als der Vater, von Gicht geplagt, die es ihr das eine Mal unmöglich machte, die Füße zu gebrauchen, das andere Mal ihre Hände zur Ruhe zwangen. Trotzdem alljährlich einem neuen Weltbürger das Leben gebend, war sie wenig dazu angethan, die Last zu erleichtern, die der reiche Kindersegen dem Hausvater auflud. Da hieß es denn, das kleinste herumtragen, sobald das größere fest auf den kleinen Beinchen stand. Mit der lebenden Puppe auf den wiegenden Armen hockte sich Heinrich zum Vater auf die „Geiß" und mühte sich ab mit Buchstabieren, bis er das Lesen inne hatte; mit Linienziehen, gebeugt über die zappelnde Last auf dem Schoße, bis er schreiben konnte. Er zählte noch nicht sechs Jahre, als er soweit gekommen. Unermüdlich war er, dem Vater zuzuhorchen, wenn dieser ihm mitteilte, was er wußte. Dessen war wirklich nicht wenig. Vom Pfarrer, der dem stillen, fleißigen Manne wohlwollte, erbat er sich Bücher und lehrte, so gut es ging, ein wenig Latein und das andere elementare Wissen. Was ihm versagt geblieben, sein Bub' sollte es erreichen, er sollte nicht bei der Ausübung eines Handwerks verschmachten, nein, sich satt trinken am Born des Wissens. Wie das geschehen könne, darüber plante er vor dem zuhorchenden Zukunftsgelehrten manche und manche Stunde. Und gut war's, daß er dies so zeitig begonnen, denn dadurch prägte sich der Weg, den es einzuschlagen hatte, frühzeitig dem Kinde ein. Die schönsten Stunden für Heinrich aber waren die, wenn ihm der Vater seine Gedichte vorsagte, die er bald auswendig wußte. Ja — des Vaters Gedichte! Es war ein wunderliches Bild — der kleine Mann mit den gekreuzten Beinen und der hektischen Röte auf den Wangen, die Nadel fleißig durch die Stoffe ziehend, und dabei leise wohllautende Verse rezitierend, die Gottes schöne Natur oder innige, heilige Empfindungen verherrlichten, neben ihm der blonde Bub', einen schlafenden Säugling im Arm, atemlos lauschend, offenen Mundes, mit strahlenden Augen voll scheuer, staunender Ehrerbietung und Liebe zum Vater aufschauend.

Ach! daß meistens gerade in solchen Momenten Marianne rief, das „kleinste" in die Wiege legte und Arbeit heischte, Marianne, deren Gebote ohne Widerspruch befolgt werden mußten.

Was wäre, trotz all' seines Fleißes, der Haushalt Meister Schenks ohne Marianne gewesen! Sie trug mehr dazu bei als der Hausherr selbst, daß in die hungrigen Schnäbel der halbflüggen Brut wenigstens die schmalen Bissen gesteckt werden konnten, die sie unbedingt nötig hatten. Nur eine Magd, eine grobknochige, magere Gestalt, mehr männliche als weibliche Formen, nur Sehnen und Gebein, das Gesicht blattergenarbt und harten Ausdruckes — und doch die Vorsehung der armen Judenfamilie, der sie diente. Als Kind irgendwo hinter einem Zaun aufgelesen, herumgestoßen in den Bauernhäusern, die sie abwechselnd beherbergten, in denen man ihr jeden Bissen unter Schelten zuwarf, zu schwerer Arbeit angehalten, die über ihre Kräfte ging, und geschlagen, wenn sie dieselbe nicht ausführen konnte, verhöhnt, zurückgejagt von den Dorfkindern, wollte sie

Digitized by Google

sich deren Spielen zugesellen, das war ihre Kindheit gewesen. Niemand hatte ein freundliches Wort, ein Lächeln für sie gehabt, warum war sie auch so häßlich, so häßlich schon, ehe noch die Blattern das Letzte dazu gethan, sie zu einer wirklich abschreckenden Erscheinung zu machen. Die Krankheit befiel sie, als sie vierzehn Jahre alt war, und die Bäuerin, in deren Hause sie krank geworden, hatte vor Meister Schenk gescholten und gegreint über die Gefahr, die durch das gefundene Bettelding den Hausbewohnern drohte. In den Stall hatte man ihn gewiesen, als er um die Frau gefragt, und dort zeigte diese ihm das Häufchen Elend, das sie beherbergen mußte — in einem Winkel, auf Stroh gebettet, mit einigen zerrissenen Lumpen zugedeckt. „Zu trinken!" wimmerte die Kranke. „So geht's den ganzen Tag, und auch in der Nacht läßt sie der Dirn, die hier schläft, keine Ruhe — wir haben mehr zu thun, als die immer zu bedienen." Und zornig war sie fortgegangen. Meister Schenk hatte ein tiefes Erbarmen gefühlt für das unglückliche, verlassene, herumgestoßene Geschöpf, das er schon seit lange bedauert, er hatte ihr den Krug an den Mund gehalten, ihr das Stroh bequemer unter den Kopf gerichtet und ihr Trost zugesprochen. Aber den Blick, mit dem sie ihn darauf aus dem glühenden Gesicht angesehen, den ward er nicht aus seinem Erinnern los. Es war ihm, als ob das Jahrtausend alte Elend seines Volkes zu zwei Menschenaugen geworden wäre, die ihn anschauten aus der Tiefe der Verzweiflung, in die Schmach und Verfolgung seine Stammesgenossen gestürzt. Daheim erwartete ihn sein junges Weib, in dessen Schoß damals seine erste Frucht reifte, sie hielt das Mahl bereit, aber er mußte den Bissen zurücklegen auf den Teller, es quoll ihm etwas im Hals, was ihn am Essen hinderte. Und als sie ihn fragte, was er habe, gestand er, wie tief ihn die Kranke erbarme. „Wenn du wolltest — wir haben droben eine leere Kammer — ich glaube, es müsse unserem Kinde Glück bringen, wenn wir die Verstoßene aufnehmen." Sarah hatte freilich Bedenken, aber sie that doch nach seinem Willen, und noch am selben Abend sandte die Bäuerin die Kranke, vor Freude, daß man ihr diese Last abnahm, einen mächtigen Vorrat Lebensmittel mitschickend. Diese Samariter-Handlung war's auch gewesen, die fortan den übrigens wirklich gutherzigen und nicht zelotischen Pfarrer in dem Juden nur den guten Menschen sehen ließ, den er unterstützte, wo er konnte.

Als Marianne genesen, verließ sie des Juden Haus nicht mehr. Nach ihrer Krankheit war die Dirne in die Höhe geschossen wie ein Weidentrieb; als Sarah Heinrich das Leben gab, war sie längst wieder so stark, um den Haushalt zu übernehmen und die nötigen Arbeiten zu leisten. Das Kind aber — das war ihre erste Lebensfreude. Das schrak nicht vor ihrer Häßlichkeit zurück, sondern jauchzte ihr entgegen, sobald es zu lachen und unverständlich zu lallen anfing. Jetzt war für die lange, eckige Gestalt die Zeit fröhlichen Kinderspieles gekommen, wie zwei junge Hunde wälzten sie sich miteinander im Sand — für alles Gold der Erde hätte Meister Schenk nicht die Liebe erkaufen können, wie sie in Mariannen jeder Bewegung des Kleinen lauschte. So war's geblieben. Nie war von Lohn gesprochen worden, nie von Dank, mit Thaten vergalt

Digitized by Google

Marianne denen, die Mitleid mit ihr gehabt. Als Kind auf Kind erschien, Sarah anfing, krank und unfähig zur Arbeit zu werden, als Meister Schenks Fleiß nicht mehr genügte, die Seinen vor dem Hunger zu schützen, verzehnfachte Marianne ihre Anstrengungen! In der Zeit, wenn im Dorfe jede fleißige Hand gesucht ward, übernahm sie von den Bauern Arbeit, soviel ihr deren zu bewältigen möglich war. Kaum daß das erste leichte Morgengrau am Horizont dämmerte, stand sie auf den Wiesen und mähte mit ihren langen, jetzt starken Armen in mächtigen Bogenstreifen das thauschimmernde Gras. Bis daheim die Kinder erwachten, hatte sie schon ein Tagewerk hinter sich. Dann ward das Häusliche besorgt, und nach dem Essen ging's wieder hinaus auf Wiese und Feld. Ihr Vespermahl, schäumende Milch und schwarzes Brot, ward das Nachtessen der Kleinen, die ihr zur Feierstunde entgegenliefen. Und wenn alles im Hause schon schlief, den Meister ausgenommen, der auch bis in die Nacht hinein thätig war, da stand sie noch am Waschtrog oder flickte ein Gewand der kleinen Bande, die ihrer Nadel leider immer Arbeit genug gab. Mehr als fünf Stunden des Schlafes wurden ihr nie, meist aber weniger. Mit Geld ließ sie sich nicht von den Bauern entlohnen, nur durch Nahrungsmittel, dadurch erhielt sie das Doppelte von dem, was ihr sonst geworden wäre. Und wenn die Arbeitszeit im Dorf vorüber, dann handelte sie sich Eier, Butter und anderes ein, trug es nach der nächsten Stadt und war mit einem hübschen Verdienst zurück, wenn man daheim ihrer bedurfte. Wäre nicht Sarahs Krankheit gewesen und hätte nicht der Tod im Laufe der Zeit drei von den acht Kindern geholt, in Schenks Häuschen müßte ein ganz behaglicher Wohlstand geherrscht haben, so freilich warfen die Krankheits- und Begräbniskosten sie stets wieder zurück.

Auch Heinrich half jetzt schon verdienen. Durch seinen Lerneifer und seine außergewöhnliche Auffassungsgabe hatte er sich so das Wohlwollen des Geistlichen zugezogen, daß dieser ihn allwöchentlich einige Stunden unterrichtete. Der hochwürdige Herr beherbergte jetzt seinen Bruder, einen berühmten Arzt, der seine Praxis aufgegeben und sich in die ländliche Stille zurückgezogen hatte, um ungestört ein Buch zu schreiben, in dem er die Summe seiner Erfahrungen der Nachwelt hinterlassen wollte. Nur hier und da folgte er einem Rufe zu irgend einer Konsultation, die man ihm mit Gold aufwog. Sein großes, umfangreiches Werk gedieh, als er aber den ersten Band in den Druck geben wollte, stieß er auf eine Schwierigkeit. Unmöglich selbst für den geübtesten Setzer, die Handschrift zu entziffern, deren Hieroglyphen auf seinen Rezepten alle Apotheker zur Verzweiflung gebracht. Es blieb nichts übrig, er mußte jemand kommen lassen, dem er in die Feder diktierte.

„Versuch's doch einmal mit dem Heinrich," sagte der Pfarrer eines Tages zu ihm, als er eine Aufgabe des Knaben durchsah, die wie gestochen auf dem Papier verzeichnet stand. Und siehe, das ging, ja, der Bub' ward sogar bald so vertraut mit den wunderlichen Schriftzeichen des Professors, daß er ihn nur noch bei den Fremdwörtern und den lateinischen Namen befragen mußte, wie er sie zu schreiben habe. Der erfreute Professor belohnte ihn so reichlich, daß des

Digitized by Google

Vaters und Mariannens Verdienst hinter dem seinen zurückblieben. Zum erstenmal kam er dazu, einen Sparpfennig zu erübrigen. Welche Freude! Und welcher Jammer gleich darauf, als Meister Schenk sich aufs Krankenlager legte und binnen kurzem vor den Sorgen des Lebens im Grabe Ruhe fand. Das ganze Wissen des Professors hatte nicht helfen können gegen die Schwindsucht. Fünf Kinder, das älteste kaum über zwölf, das jüngste noch nicht vier Jahre alt, die Mutter fast gänzlich gelähmt, unfähig, das Bett zu verlassen — das war herzbrechendes Elend! Aber Marianne war da, und Marianne half. Das drittälteste Kind, ein Mädchen, war im achten Jahr, die mußte jetzt die Mutter pflegen, und im Verein mit ihrem um ein Jahr älteren Bruder Karl auf die zwei kleinsten schauen. Marianne aber lief mit der Butte auf dem Rücken in der ganzen Umgegend herum und handelte und feilschte, als ob in sie der kaufmännische Geist gefahren, von dem in der Familie Schenk so wenig vorhanden war. Auch Heinrich nahm seine Arbeit wieder auf, und so gelang's den beiden, zu erwerben, was sie und die andern brauchten. Noch eifriger als früher nahm sich der Pfarrer des verwaisten Knaben an, welcher daheim, wie er's schon seit Jahren that, den Bruder in dem unterrichtete, was er gelernt. Als er das vierzehnte Jahr erreicht, ward ihm durch des Professors Fürsprache ein Freiplatz im Gymnasium zu Prag erwirkt, mit einem kleinen Bündel in der Hand machte er sich auf den Weg. Am schwersten ward ihm dabei der Abschied von Marianne, an der er beinahe mehr hing als an der Mutter. Bis zur Stadt begleitete ihn die treue Pflegerin seiner Kindheit, die schwere Butte auf dem Rücken, mit bloßen Füßen über die steinige Chaussee stapfend, erst am Stadtthor die Schuhe anlegend — es mußte gespart werden, wo's ging. Sie hatte einen Fuhrmann erforscht, der für Gotteslohn den Knaben mitfahren ließ bis Prag, ihr gemeinschaftliches Ziel, und unter heißen Thränen trennten sich die beiden. Für eine Wohnung war durch den Professor schon vorgesorgt, ein Kollege hatte auf seine Bitte bei einer Familie ein Bodenkämmerchen erfragt, welches diese dem Burschen unter der Bedingung überließen, daß er den Sohn des Hauses dessen Lektionen repetieren helfe. Bald fanden sich noch andere, die das Gleiche heischten, einmal in diesem, einmal in jenem Hause vereinigten sich „seine Schüler", und so hatte er bald für jeden Tag seinen Freitisch und brauchte um seine Verköstigung nicht mehr besorgt zu sein. Mitleidig gaben ihm die Mütter, deren Sprößlinge er überwachte, außerdem so viel von all' jenen Dingen, von denen sie annahmen, er bedürfe deren, daß er allwöchentlich von seinem Überfluß dem Fuhrmann, der ihn mitgenommen, und mit dem er unterwegs gut Freund geworden, ein Bündelchen an seine Marianne senden konnte. Und als er sein erstes blinkendes Honorar erhielt, einen neuen Doppelgulden, den ihm der Vater eines seiner Schüler schenkte, weil dieser, ein flattrig Bürschlein, durch Heinrichs Mühen endlich einmal das Examen gut bestanden — wer war glücklicher und stolzer als der jugendliche Lehrmeister! Natürlich sandte er seinen Ehrensold der geliebten Marianne, „aber für dich ist der, für dich allein!" schrieb er dazu. Und da Marianne genügte, den Lebensunterhalt für die Familie zu erwerben, um so

Digitized by Google

mehr, als jetzt Karl bei dem Professor unter dessen Diktur als Kopist fungierte, erfüllte sie den Wunsch ihres Lieblings — sie ließ ein Loch durch das Silberstück schlagen und trug es an Sonn- und Feiertagen als Schmuck — den einzigen, den sie besaß — sie hat ihn auch mit ins Grab genommen.

So trieb er's weiter, nach dem Gymnasium die Universität, kein freier Atemzug, kein Hauch von Jugendlust und Jugendthorheit. Erwerben! erwerben! Wissen und Geld, so viel er bedurfte, um sich zu ernähren, um seinen Bruder Karl zu unterstützen, den er sich hatte nachkommen lassen und der seinem Beispiel folgte, machte auch seine schwächere Kapazität nötig, die Hilfe des Bruders anzunehmen, während dieser gleich auf den eigenen Füßen festgestanden.

Nach absolviertem Examen hatte ihn einer seiner Professoren — alle wollten dem fleißigen, talentierten Schüler wohl — als Assistenten angenommen, ihm außerdem eine dotierte Stellung in einem Privatkrankenhaus, dem er als Direktor vorstand, zuweisend. Das Glück stand ihm bei, bald verdiente er so viel, um Mariannen sagen zu können: „Ruhe dich aus! Beschäftige dich nur noch mit der Pflege der Mutter."

Sein Bruder Karl war Ingenieur geworden, auch er hatte bald eine Stellung erlangt, die es erlaubte, nun gemeinschaftlich mit Heinrich für die Familie zu sorgen.

Als sie auch die beiden jüngsten nach Prag riefen, wo der eine sich für die richterliche Karriere vorbereiten sollte, während der Letztgeborene in ein Handlungshaus eintrat, hatte die Schwester die Brüder begleitet.

Dem Lehrherrn des Benjamin aber gefiel das stille, einfache Mädchen so, daß er Heinrich bat, er möge die Schwester einige Zeit in Prag behalten, damit sie sich näher kennen lernen könnten. Nicht lange dauerte es, und auch der Schwester Zukunft war durch eine glückliche, friedliche Ehe gesichert, die sie in den behaglichsten Wohlstand führte. Alle Kinder hatten nun gebeten, ja darauf gedrungen, daß die Mutter und Marianne zu ihnen übersiedeln solle — diese waren nicht dazu zu bewegen gewesen. Heinrich hatte sich sogar mit Mühe losgerissen, war selbst zu ihnen gefahren, um sie zu überreden — umsonst!

Marianne hatte geweint wie ein kleines Kind und sich an ihrem großen, stattlichen Doktor kaum satt sehen können, aber sie war fest geblieben. „Wir passen nicht dorthin, wo ihr lebt, wir würden uns dort unglücklich fühlen, während wir hier zufrieden sind." Damit mußte er sich begnügen, ja, ihr sogar im stillen Recht geben. Früher war er an Mariannens Erscheinung gewöhnt gewesen, jetzt, wo er die männlichen, durch harte Arbeit noch markierter gewordenen Bewegungen nach so langer Trennung wiedersah, konnte er sich nicht verhehlen, daß diese eigentümliche Figur in einer Stadt ein ihr jedenfalls unangenehmes Aufsehen hervorrufen würde, während sie hier jeder kannte und schätzte, namentlich seit „der Herr Doktor" so reichlich für das materielle Behagen der beiden Frauen sorgte. Und seine Mutter? Die Arme mußte von Marianne gehoben und gelegt werden, selbst ihr Denken war schwerfällig geworden, so daß sie die Kinder nicht vermißte. Hier hatte sie wenigstens gesunde Luft, das Auge

Digitized by Google

des Arztes sah, daß ihr eine Loslösung aus der gewöhnten Umgebung vielleicht gar Schaden zufügen würde. So ließ er es denn, wie jene es wollten, und trug jetzt das Scheitern seines Wunsches leichter, als er es ohne diesen Besuch gethan. Seine Geschwister unterwarfen sich seinem Urteil, so gern sie auch „ihre beiden Mütter" bei sich gehabt hätten.

Bis zu seinem dreißigsten Jahre lebte er unter diesen sich so ziemlich gleich bleibenden Bedingungen weiter. Da aber ward ihm eine sehr vorteilhafte Stellung in Wien angeboten, es ward ihm freilich hart, von den Geschwistern zu scheiden, aber das, was ihm geboten, war zu günstig, um es zurückzuweisen. Bald hatte er sich auch in seiner neuen Stellung die allgemeine Achtung erworben, und auch seine Privatklientel mehrte sich von Jahr zu Jahr. Obwohl er jetzt dem Gelde nicht mehr nachjagte, weil das nicht mehr nötig war, und er immer noch weit mehr arme als reiche Patienten besaß, sammelte sich doch das, was er nicht brauchte, zu einem ganz hübschen Kapitälchen an. Er hatte eine herzliche Freude an dem durch seine Thätigkeit verdienten Besitz. Nicht des Geldes selbst wegen, auch nicht dessen wegen, was ihm durch dies Geld erreichbar, nein, weil es ihm ein greifbares Zeugnis war, daß seine Mühen nicht umsonst gewesen. Er freute sich über die buntbedruckten, sicheren Wertpapiere, in denen er seinen Überfluß anlegte, wie ein Kind über ein mühsam selbstgeschnitztes Spielzeug — was da vor ihm lag, war die Frucht seines Fleißes — das gab dem Erworbenen den eigentlichen Wert. Seine Lebensweise war noch so einfach wie früher, die harte Gewöhnung zur Mäßigkeit war ihm zur zweiten Natur geworden. Seine Kleider trug er so lange, bis irgend ein Bedürftiger in ihm den Gedanken erweckte: „Du könntest dir schon einen neuen Rock machen lassen", und selbst dann gab er oft das Bessere her, weil ihm das mehr Gewöhnte bequemer. Seiner eingestoßenen, abgegriffenen Hüte wegen mußte er manche Neckerei seitens seiner Bekannten erleiden und er lachte fröhlich mit über die Scherze, die seine Kopfbedeckung hervorrief, ohne deshalb die pensionsfähigen dem wohlverdienten Ruhestand zuzuweisen und sich dem Drucke eines neuen Exemplars auszusetzen. Ebenso hielt er's mit dem Essen; mahnte der Hunger, so lief er ins erste beste Gasthaus und stillte denselben mit dem, was er am schnellsten bekommen konnte. Obwohl seine Mittel ihm längst erlaubt, sich eine eigene komfortable Wohnung einzurichten, verließ er doch das einfache Zimmer nicht, das er gemietet, als er nach Wien gekommen; nur ein Vorzimmer, in dem seine Patienten warten konnten, hatte er denselben zugefügt. Das Zimmer war hell, groß, luftig und peinlich sauber gehalten, so liebte er's, alles Übrige war ihm eine Last. Den einzigen Luxus, den er sich erlaubte, waren gute Plätze im Theater oder in Konzerten, nur störten ihn leider zu oft seine Patienten an diesem Genuß. Von vielen Seiten suchte man ihn in Familienkreise zu ziehen, aber es gab deren wenige, in denen er sich behaglich fühlte. Und wo das nicht der Fall, da sah man ihn trotz aller Einladungen nicht wieder.

Schon oft hatte man ihn zum Heiraten ermuntert, was er stets mit der Motivierung ablehnte: „Dazu habe ich keine Zeit." Eine Ehe zu schließen, nur

Digitized by Google

damit er eine Frau habe, fiel ihm nicht ein, und sein Herz war bis jetzt stumm geblieben. Das hatte sich in Heinrichs Jünglingsjahren so zurückgesetzt, so zur Ruhe verurteilt gesehen, daß es ganz vergessen zu haben schien, wie ein schnelleres Klopfen beim Anblick einer hübschen Frau eigentlich die Pflicht eines ordentlichen Männerherzens sei. Doch auch seine Stunde sollte schlagen.

In einem der wenigen Häuser, in denen er gern verweilte, war er oft mit Elise Precht zusammen gekommen, wohl dem schönsten Mädchen des Gesellschaftskreises, in dem er sich bewegte. Elise gefiel ihm, als er sie zum ersten Mal sah, durch ihre prachtvolle Gestalt, durch die Gesundheit und Frische, deren sie sich erfreute. Sie war die einzige Tochter eines sehr reichen Fabrikanten und von Kindheit an von der Liebe, ja von der Anbetung ihrer sie vergötternden Eltern umgeben. Als sie sich dann zu einer wirklich auffallend schönen Erscheinung entwickelt hatte und man ihr überall, wo sie sich zeigte, huldigend und schmeichelnd begegnete, da konnte es wohl nicht ausbleiben, daß sich in ihrem Köpfchen eine außerordentlich hohe Meinung über ihren Wert festsetzte. Gar sehr würde es ihr gefehlt haben, wäre man ihr weniger aufmerksam begegnet, aber da ihr Hofstaat seine Pflicht erfüllte, nahm sie die Bemühungen um ihre Gunst sehr kalt und von oben herab entgegen. Das war's auch, was Heinrich nach flüchtiger Beobachtung an ihr mißfiel. „Ein Bild ohne Gnade." Damit beachtete er sie nicht weiter. Aber dieses „Bild ohne Gnade" besaß Augen, so schön schon an sich selbst, nicht nur dann, wenn sich Empfindungen in ihnen widerspiegelten, daß ihre Besitzerin mächtige Wirkungen mit ihnen hervorbrachte, sobald sie das wollte. In feuchtglänzendem Perlmutter schwammen zwei tiefblaue Sterne, ein Stückchen Meeres- oder Himmelsbläue von dort, wo beides am schönsten, die den Wunsch hervorriefen: „in euch sich versenken, in euch aufgehen, euch für mich erstrahlen machen!" So fromm unschuldig, so kinderrein war der Blick, der unter dem Wimpernaufschlag Elisens aufstrahlte, lag ihr etwas daran, ihre stärkste Waffe siegen zu lassen, daß jeder Mann, den er traf, wie im Gebet flüsterte: „Madonna!" Aber gleich darauf sprach noch etwas, erstand ein anderes Empfinden — ein heißer Wunsch, der prickelnd durch die Adern stürmte und mehr als die zuerst hervorgerufene Regung die Männer zu ihren Sklaven machte. Denn tief versteckt und verschleiert, aber doch sich ahnen lassend, lag unter dem blauen Himmelsfrieden der Sturm der Leidenschaft, schlafend noch, aber die Sehnsucht erweckend: „Über mich laß' deine Wellen zusammenschlagen!" Und je frömmer die Augen blickten, wie mit ahnungslos vertrauendem Anschmiegen eines suchenden Herzens, je wilder ward das Verlangen, das sie entzündeten. Sie war sich ihrer Macht wohl bewußt, obschon sie sich den Anschein gab, als bemerke sie nichts von dem Unheil, das sie anrichte, es machte ihr Vergnügen, dieselbe an jedem neuen Bekannten zu erproben — die Unglücklichen dadurch auf längere oder kürzere Zeit zu Herzklopfen und Unruhe verurteilend, während bei ihr der Puls auch nicht um einen Schlag mehr that, wenn man das Empfinden, das sie erweckt, in heißen, um Erwiderung flehenden Worten vor ihr aussprach. Eine stattliche Anzahl Körbe hatte das schöne Kind schon ausgeteilt, da es noch

Digitized by Google

keinem gelungen, den Wunsch in ihr wach zu rufen: „Für den möchte ich die Eltern verlassen.“

Da begegnete sie Heinrich, blond, groß, schön wie sie. Von ihm, von seiner Kälte den Frauen gegenüber, hatte sie sprechen hören. Die Freundin führte ihn ihr zu und stellte sie einander vor — sie senkte das Köpfchen auf die Seite, schlug die Wimpern auf, der Madonnenblick, unter dem Frau Venus, die Teufelin, lauschte, flog in die Höhe und wirkte zum ersten Male nicht. Heinrich hatte schon sein: „Bild ohne Gnade“ abgegeben und gerade einen sehr schweren Fall im Kopf, über den er nachgrübelte mitten in dem seichten Gespräch, das ihn nur halb fesselte. Diese Gleichgiltigkeit machte ihr den jungen Doktor interessant; so oft es anging, suchte sie ihn fortan in ihre Nähe zu ziehen, und die wunderschönen blauen Augen boten alles auf, um ihn in ihre Bande zu schmiegen. An der Arglosigkeit Heinrichs scheiterte ihr Bemühen. Das Mädchen war gescheit, und er plauderte gern mit ihr. Aber eben weil sie stets von „etwas“ sprachen, nicht über nichts Worte drechselten, war er mit seiner Aufmerksamkeit bei ihrer Unterhaltung, dadurch das übersehend, was oberflächlichere sofort gefangen nahm. Gerade durch dieses Übersehenwerden ihrer Koketterie kam Elise endlich zu dem verhängnisvollen: „Diesen oder Keinen!“ Sie ward nervös, gereizt, verlor den Appetit und ihre frischen Farben, und Mama fand zu ihrem größten Schreck den Liebling einmal in Thränen aufgelöst, als sie unerwartet deren Zimmer betrat. Durch ihre angstvollen Fragen und Bitten erfuhr sie, was im Herzen der Tochter vorging.

Papa ward von ihr in das Geheimnis eingeweiht, und nachdem im elterlichen Rat reiflich erwogen, daß ja eine Heirat mit dem wohlhabenden, hochgeachteten und brillant situierten Arzt ganz wünschenswert sei, fing man an, diplomatische Schachzüge zu entwerfen, um dieselbe in Szene zu setzen. Die auf ihr Kind so stolzen Eltern waren überzeugt, daß der beneidenswerte Doktor auf den leisesten Wink freudetrunken um Elise werben würde. Das war ein Irrtum. Der ganz und gar Ahnungslose verstand weder die Anspielungen von Papa und Mama, noch begriff er, was die plötzlich sich ganz unendlich vermehrenden Einladungen in das Precht'sche Haus zu bedeuten hatten. Es half schließlich nichts — da Elisens Gesundheitszustand immer bedenklicher ward, mußte der geängstigte Vater endlich gerade herausprechen und eingestehen, daß das Lebensglück seiner Tochter in Heinrichs Händen läge.

Der war wie vom Donner gerührt bei dieser Eröffnung. Aus Liebe zu ihm verfiel die blühende Gesundheit des schönen Mädchens, deren Verbleichen seinem Blick nicht entgangen war? Unglaublich! „Es ist leider so, beobachten Sie selbst,“ gestand der in seinem Vaterstolz tief gedemütigte Precht.

Und Heinrich beobachtete. Mit Herzklopfen, das zuerst nur seiner wohlthuend berührten Männereitelkeit entsprang. Er mußte sich geschmeichelt fühlen, wußte er doch, wie viel man Elise umworben. Aber nun, nachdem man ihm die Augen geöffnet, nachdem er auf das Weib in dem gescheiten Persönchen aufmerksam geworden war — nun wirkte auch auf ihn der Blick, der schon so viel

Digitized by Google

Glut entzündet. Mit einem Schlag loderte er in hellem Feuer. Es war wie eine Explosion. Alles, was seine mühebelastete Jugend entbehrt, erwachte zum Leben, vereinigte sich in dem Gefühl, das ihn Elisen zu eigen machte. In der Zeit, als er ihr so kalt gegenüberstand, hatte sie oft zornig gedacht: „Wenn er mich lieben lernt, will ich ihn so zappeln lassen, wie er's mir jetzt thut;" — als aber mit einem Mal sein ganzes volles, reiches Herzensleben ihr entgegenschlug, nach ihr begehrte, da dachte sie nicht mehr ans „Zappelnlassen", sondern ließ mit glückseligem Lächeln ihr Lieben in das seine fluten.

Aber während die Sehnsucht, die Ungeduld, die sie früher gemartert, in Heinrich eingezogen, war über Elise eine selige Ruhe, eine tiefe Befriedigung gekommen. „Du bist kalt und liebst mich nicht!" sagte ihr jetzt oft der Mann, um den sie hatte werben müssen, wenn sie seinen Liebkosungen auswich und stillbeglückt den Kopf an seine Brust lehnte, mit den ruhigen, frommen Augen zu ihm auflächelnd. Mit stürmischer Ungeduld drängte er der Heirat entgegen, deren Ankündigung in dem Bauernhäuschen im fernen Böhmenlande Mariannens hellen Jubel erweckt.

Da nichts derselben entgegenstand, waren bald die nötigen Vorbereitungen getroffen, eine Wohnung reich und stattlich eingerichtet und zum fröhlichen Hochzeitsfest gerüstet worden. Alle Geschwister kamen zur Feier desselben. Von einer Hochzeitsreise ward abgesehen, Heinrich war zu praktisch durch seine harte Jugend, zu gewissenhaft seinen Pflichten gegenüber, als daß er seine Kranken hätte verlassen mögen, um sein junges Glück durch triviale Hotelzimmer zu schleifen. Heute Nachmittag hatte die Trauung stattgefunden, darauf in ihrer Wohnung das Hochzeitsmahl; dort auf Elisens Wunsch, die es freute, in ihrem luxuriösen, neuen Heim die Freunde bewirten zu können. Das war jetzt auch vorüber und sie allein mit ihrem Glück.

Die Flucht der Gemächer, in denen sie die Gäste empfangen, lag auf dem anderen Flügel der Wohnung, kein Laut von den dort beschäftigten Dienern drang in den stillen Raum, in dem sie weilten.

Heinrich hatte seine süße Last vorsichtig aus den Armen gleiten lassen und kniete in verstummtem Entzücken neben ihr, voll glückseliger Bewunderung die Schönheit des geliebten Frauenbildes mit durstigen Blicken trinkend. Zu übermächtig war sein Gefühl, zu hoch gesteigert die Flut seines Empfindens — er konnte nur in leise gestammelten Worten künden, was ihn so überwältigend durchwogte. Stunden ruhte er so an ihrer Seite, fast ohnmächtig von dem Übermaß seines Glückes, das er um so stärker empfand, je unzersplitterter er sein ganzes Herzensleben demselben entgegengetragen. Und als dann endlich die Leidenschaft ihn fortriß, da schlug sie so hohe Wellen, daß eine neue Welt in Elise erstand. Die ruhige Befriedigung, mit der sie ihre endlich erwiderte Liebe erfüllt, ging in dem Gluthstrom unter, den Heinrich in ihren schlummernden Sinnen wachküßte.

Zum ersten Mal in seinem Leben ließ sich Heinrich von etwas erfüllen, beherrschen, fortreißen, was den Bedürfnissen seines Herzens, dem Drängen seiner Jugendkraft entsprang, nicht der berechnenden klügelnden Leitung seines Kopfes,

Digitized by Google

der dies beides bis jetzt im Zaum gehalten und unterdrückt. Das schöne und geliebte Weib gewährte ihm die volle Berechtigung dessen, was Herz und Sinne zugleich erträumen konnten, so daß er alles Andere vergaß und, berauscht von Seligkeit, auch sein Weib in den Strudel riß, der ihn erfaßt hatte, dem er sich widerstandslos überließ.

Sechs Monate waren ihnen so verflogen in unveränderter und sich ewig erneuernder Glückseligkeit, von der Elise annahm, daß sie nie enden könne, als sie gezwungen ward, den geliebten Gatten auf kurze Zeit zu verlassen. Die Mutter der ihren, ihr lieb's Großmütterl, an der sie sehr hing, war in der Provinzstadt, in der sie wohnte, ernstlich erkrankt und wünschte, Tochter und Enkelin zu sehen. Diese Bitte mußte natürlich erfüllt werden. Dem jungen Ehepaar ward der Abschied so schwer, als gelte es eine Trennung auf Jahre. Wie leer und öde erschien Heinrich seine schön geschmückte Wohnung, als er heimkehrte und sein Weib ihn nicht wie sonst empfing. Als er am Abend das einsame Schlafgemach betrat, stieg dem gefesteten Mann eine feuchte, verdächtige Glut in die Augen — aber er schalt sich ob seiner Schwäche und ward bald ihrer Herr. Ermüdet streckte er sich in die Kissen — ach, neben ihm war der Platz leer, wo sonst das schöne blonde Haupt seines Weibes ruhte, das er mit sich stets gleich bleibendem Entzücken bewundernd betrachtete und liebkoste. Aber — wie mit einem unwillkürlichen Aufatmen dehnte und streckte sich sein ruhebedürftiger Körper und überließ sich bald, sehr bald einem tiefen, erquickenden Schlaf.

In den ersten Tagen war's doch beinahe unerträglich, wie ihm Elise fehlte; ein Glück, daß ihn jeden Abend der Schlummer immer sehr bald umfing. Er erhielt die zärtlichsten Briefe von seinem Weib, die sein Herz in demselben Ton erwiderte. Sie konnte nicht so schnell zurück, wie sie gehofft, jeden Tag mußte man den Tod der hochbetagten Greisin erwarten, die aber bei voller Besinnung war, deren letzte Lebensstunden die Anwesenheit von Kind und Kindeskind beglückte, sodaß es Grausamkeit gewesen wäre, sie einem einsamen Todeskampf zu überlassen.

Jetzt, wo Elise fern, fühlte Heinrich erst recht deutlich, wie viel sie ihm war, er kam zur Besinnung, wie sehr er sie liebte. Jetzt sprachen die Sinne nicht mehr mit, nur das Herz. Seine Liebe vertiefte sich und ward zärtlicher, inniger, als sie es in dem Leidenschaftsrausch gewesen, in den er an ihrer Seite versunken. Seit er verheiratet, war er nur noch für seine Patienten thätig gewesen, alle anderen Beschäftigungen hatte er beiseite geworfen. Jetzt nahm er wieder seine Bücher und wissenschaftlichen Untersuchungen vor, denen er ja immer noch den größten Teil seiner Zeit gewidmet, und mit verstärktem Eifer holte er nach, was er versäumt. Bald war er wieder so ganz in dieselben versunken, daß er Elisens Abwesenheit viel leichter ertrug, als er's im Anfang für möglich gehalten. Nachdem diese volle sechs Wochen gedauert, meldete sie den Tod der Großmama. Sein Schwiegervater reiste zum Begräbnis, Heinrich war es absolut unmöglich abzukommen. Nach demselben kehrte Elise mit den Eltern zurück, überglücklich,

Digitized by Google

daß sie endlich wieder mit dem Gatten vereinigt. Er empfing sie, als sei sie ihm von neuem geschenkt worden, kam er ihr doch auch wirklich als ein anderer entgegen. Das ungekannte Glück, das ihm sein Weib gebracht, hatte ihn aus sich selbst herausgerissen, er hatte mit vollen Zügen aus dem Quell getrunken, dem seine Lippen vorher nicht nahe gekommen, mit vollen Zügen, die ihn berauscht — und gesättigt.

Denn er gehörte zu den seltenen Naturen, in denen die Bedürfnisse des Geistes die des Körpers überwiegen; erzwingt der letztere doch einmal die Herrschaft — lang dauert sie nicht. Bald verfliegt der Rausch, und in ruhiger Klarheit stellt sich wieder das gestörte Übergewicht des seelischen Momentes her. War es ein Niedriges, ein Unwürdiges, was bei derartig angelegten Charakteren das Auflodern einer Leidenschaft hervorgerufen, so ist über dasselbe in dem Moment, in dem der Verstand wieder sein Regiment antritt, auch schon das Urteil gesprochen — es verschwindet, verweht, ohne eine Spur von der Macht zu hinterlassen, die es auf kurze Zeit ausgeübt. War es aber ein großes, reines Gefühl, das sich zu übermächtig geltend gemacht, so klärt, veredelt es sich zu einer innigen, tiefen Zärtlichkeit, die das Leben mit mildem Schimmer überstrahlt, sich vollkommen mit dem vertragend, daß im Kopf Raum bleiben muß für ernstes Denken und den Geist vollbefriedigende Arbeit.

Auf diesem Standpunkt war Heinrich angelangt, schneller dadurch, daß die Abwesenheit Elisens ihn der Ruhe zurückgegeben. Diese aber war nicht mit der Wandlung zufrieden, die sie nur zu bald bemerken mußte. Nicht in den ersten Tagen ihres Wiedersehens, denn in ihnen hatte das Glück, sein geliebtes Weib wieder zu haben, die ganze Bräutigamszärtlichkeit wiedererstehen lassen. Als sich aber diese hoch wogende Freude gelegt, da fand sie sich nicht mehr in ihrem Heinrich zurecht. War seine Sprechstunde vorüber, seine Krankenvisiten erledigt, so verbrachte er die ihm bleibende freie Zeit nicht wie früher mit Ausübung des Kultus, den er ihr geweiht; er kniete nicht mehr Stunden lang neben ihr und plauderte und scherzte in den Lauten beglückter Liebe, die die Worte verstümmelt und eine Kindersprache lallt, als erschlösse sich für so Beglückte erst jetzt das Leben und die Fähigkeit, langsam Worte zu bilden und in ihnen auszdrücken zu können, was sie fühlen. Jetzt zog er sie zu sich auf einen Divan und ergriff ein Buch, eine wissenschaftliche Brochüre, sich in diese vertiefend. Ja er versuchte auch ihr Interesse an dem, was ihn beschäftigte, zu erregen — zu ihrem Entsetzen, denn die Häßlichkeit körperlichen Leides stieß sie ab und widerte sie an.

„Ich bitte dich, sag' mir nichts von dem gräßlichen Zeug, ich träume sonst davon!" bat sie und versuchte, ihm die Bücher zu entwinden. Doch das ließ er nicht zu, ihr halb scherzend, halb ernsthaft erklärend, daß die Zeit des dolce far niente aufhören, und er wieder ernsthaft zu arbeiten beginnen müsse. Sie wollte die Notwendigkeit davon nicht einsehen. „Du hast genug zu thun mit deinen Patienten, wie ermüdet kömmst du manchmal heim, zu was dich noch mit anderem plagen? Wir sind reich, wenn du wolltest, könntest du auch deine Praxis aufgeben — wozu also auch die wenigen Stunden, die uns bleiben, aufopfern?"

Digitized by Google

Dabei blieb sie, immer eigensinniger sich auf diesen Standpunkt stellend, je weniger es ihr gelang, ihn zum Verlassen des seinigen zu bewegen.

In einer Art hatte sie Recht; wenn sie auch schonend sagte: „wir sind reich," was richtiger geheißen: „ich bin reich" — Thatsache war, daß sie dem Gatten eine Mitgift zugebracht, vollkommen ausreichend, um davon allein ihren ziemlich kostspieligen Haushalt bestreiten zu können. Jetzt war ihr noch durch der Großmutter Tod ein bedeutendes Erbe zugefallen, sie war das einzige Kind ihres sehr reichen Vaters, dessen Vermögen ja auch einmal in ihren Besitz gelangen mußte, sie hätten sich also dem Lebensgenuß allein ohne jedes Bedenken hingeben können. Aber Heinich war nicht der Mann, für den eine solche Existenz gepaßt, ganz abgesehen davon, daß er sich nie dazu hingegeben haben würde, von seines Weibes Vermögen zu leben. Seinem Beruf zu entsagen, wäre für ihn eine Unmöglichkeit gewesen, nur in der Arbeit allein fand er volle Befriedigung und einen würdigen Lebenszweck. Er beschwichtigte Elisens Klagen, so gut es ging, wandelte aber unverrückt seine Bahn weiter. Wäre er nur dabei der geblieben, der er in den ersten Monaten seiner Ehe gewesen, sie hätte sich in das andere gefunden. Aber der war er nicht mehr, und sie hatte viel zu wenig Lebenserfahrung, um sein verändertes Wesen richtig beurteilen zu können. Obwohl sie oft und oft klagte: „du liebst mich nicht mehr!" sah sie doch selbst recht gut ein, daß sie ihm damit Unrecht that. Die wahrhaft tiefe Herzensneigung, die er für sie hegte, sprach sich zu deutlich in jedem seiner Worte, jedem seiner Blicke aus, als daß sie ernsthaft am Vorhandensein derselben hätte zweifeln können. Hätte er ihr Eheleben gleich von Anfang in die Bahn solch friedlichen Beglücktseins gelenkt, anstatt zügellos der Leidenschaft das Regiment zu überlassen — die Wolken, die jetzt den Horizont ihres Glückes überschatteten, wären nie heraufgezogen; jetzt, da er selbst sein Weib aus ihrer Ruhe gerissen, war sie nicht mehr im stande, sich in dieselbe zurück zu gewöhnen.

Sie grübelte fort und fort darüber nach, was es sei, das sich trennend zwischen sie stelle, was das Aufhören jener überschwenglichen Zärtlichkeit veranlasse, die ihr so wohlgethan, die sie nicht mehr entbehren wollte und konnte. Sie nahm seine Ruhe, seine sich vertieft habende Liebe, die er in sein Herz geborgen, während er sie früher auf den Lippen trug, für Kälte, gegen die sie ankämpfte mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen. Aus sich heraus, instinktiv, betrat sie Wege, welche sonst nur die Unglücklichen einschlagen, die die Würde des Weibes dem Verlangen opfern, durch welche Mittel immer die Männer an sich zu fesseln und zu beherrschen. Sie überraschte und bezwang seine Ruhe durch ihr Entgegenkommen, sie erneuerte das Aufflammen dessen, was allein ihr als Liebe erschien, aber sie ermüdete und ernüchterte auch dadurch sein poetisch angelegtes Empfinden. Er konnte dem Reiz nicht widerstehen, den ihre Schönheit, ihre Liebkosungen ausübten, aber es kam wie eine Trauer über ihn, daß sein Weib ihn mit so bacchantischer Zärtlichkeit umfing. Das erzeugte stets eine Reaktion, hatte sie ihn dazu gebracht, zurück zu tauchen in jene Sturmperiode, die er überwunden, die er jetzt nicht mehr verstand, und während sie sich ab-

Digitized by Google

flatterte wie ein Vogel gegen die Stäbe seines Käfigs, um in ihm wach zu erhalten, was längst entschlafen war, erstand mehr und mehr der Wunsch nach einem ruhigen, friedlichen, leidenschaftslosen Glück in ihm. Trotzdem sich die beiden von Herzen liebten, waren sie doch nicht mehr glücklich, ja es gab Stunden, in denen sich Elise geradezu in eine wahre Verzweiflung hineinredete.

Es giebt wenig Frauen, die einen Herzenskummer nicht übertreiben, Elise aber besaß in hohem Grade die Eigenschaft, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen und einen kleinen, Kränkung verursachen könnenden Umstand aufzubauschen. So zum Beispiel äußerte Heinrichs Körperkonstitution ein ganz ungemeines Schlafbedürfnis; daß er sich diesen oft hatte abbrechen müssen, war eigentlich die größte Entbehrung seiner Jugendzeit gewesen, sie hatte ihm mehr gekostet als die Entsagung gegenüber all' jenen Freuden, nach denen sonst die Jugend verlangt. Seit er in gesicherter Lebensstellung, war diese Eigentümlichkeit die Hauptursache, daß er sich nie so recht dem Gesellschaftsleben hingegeben. Wenn er nach des Tages Arbeit sich einem langdauernden, friedlichen Schlummer überlassen konnte, so tauschte er das Wohlbefinden, welches ihm daraus entstand, nicht gegen welche Unterhaltung immer, an der er sich in dieser Zeit hätte beteiligen können. In den ersten Monaten seiner Ehe war er aber so verwandelt, so in Extase, daß er ganze Nächte mit Elisen verplauderte; nahm ihm doch der Tag viel zu viel von der Zeit, die er am liebsten bei ihr zugebracht. Daß dies jetzt anders, empfand sie wie eine Beleidigung, eine Zurücksetzung. Wenn sie ihr Schlafgemach aufgesucht, plauderte er so ziemlich apathisch eine kleine Weile mit ihr, griff dann gähnend nach einem Buch, verlöschte aber immer bald mit einem schlaftrunkenen: „Gute Nacht, meine teuere Elise" sein Licht, sofort durch regelmäßige Atemzüge verkündend, daß er in tiefen Schlummer gesunken. Dann setzte sie sich auf und betrachtete das Gesicht des Mannes, den sie so heiß liebte, und begriff es nicht, daß er schlafen konnte, schlafen, statt zu leben, zu plaudern, sich zu sagen, wie lieb sie sich hätten. Am Tage sah man sich ja kaum, die kurzen gestörten Augenblicke genügten ihr nicht, um, so oft sie's gewünscht, immer und immer zu wiederholen, was ihr Herz so ganz erfüllte: „ich habe dich lieb!" Sie saß und dachte zurück und kam sich elend und vernachlässigt vor, rang die Hände und weinte um seine entschwundene Liebe, denn in solchen Momenten schwand jede klare Überlegung, und sie bezweifelte selbst das, von dessen Existenz sie doch tief innerlich überzeugt war. In den stillen Nachtstunden, die sie so an des schlafenden Gatten Seite zubrachte, sich exaltierend, marternd und peinigend, fühlte sie sich als das unglücklichste Weib, das es gäbe.

Heinrich nahm die aus diesem Konflikt entspringenden Szenen sehr leicht, es war ihm unbegreiflich, daß die Klagen Elisens ernst gemeint, daß sie sich wirklich unglücklich fühle. Der Arzt hatte zu oft derartige Frauen-Manöver gesehen und hielt diese Übertreibungen für einen Ausfluß der weiblichen Nervenkonstruktion, sodaß er phlegmatisch bei seiner Frau ebenso leicht und scherzend solche Stimmungen zu verjagen suchte wie bei seinen Patientinnen, die er gesund werden sah, sobald ihre Klagen errungen, was Madame wünschte: eine Badereise

Digitized by Google

oder was sonst immer es war. Hätte doch nur Elise solche Wünsche gehabt, wie gern hätte er sie erfüllt, aber das, was sie wollte: daß er seinen Lebenszweck aufgebe — darin konnte er nicht nachgeben.

„Sie wird sich schon hineinfinden, wenn sie sieht, daß ich fest bleibe.“ Damit tröstete er sich und behandelte sie wie ein krankes, eigensinniges Kind, mild, zärtlich, aber zu sehr von der Höhe seiner ruhigen Geistesklarheit herab, was sie auch wieder verletzte und unwillig machte. Sie begriff nicht, was ihr geschah, sie befragte ihren Spiegel — war sie denn nicht mehr die schöne Elise, die soviel Leidenschaften erweckt? der Mund und Augen der Männer so oft gesagt, daß es in ihre Macht gegeben sei, zu beglücken oder elend zu machen? Die bejahende Antwort des befragten Glases allein genügte ihr nicht, sie wollte es an Lebendigem erproben, ob in ihr die Ursache der Kälte Heinrichs läge. Sobald Gelegenheit dazu, führte sie ihren Vorsatz aus — aber ihr Experiment hatte ein Resultat, welches ihr einen tüchtigen Schrecken einjagte.

Beim Besuch eines Konzertes nämlich entdeckte sie in ihrer Nähe einen jungen Mann, der eifrig um sie geworben und mit einem zierlichen Körbchen bedacht worden war. Seit er es erhalten, hatte er sie gemieden. Elise bemerkte, wie jener die Farbe wechselte, als das junge Ehepaar in seiner Nähe ihre Plätze einnahm, und wie er sie unausgesetzt beobachtete. Harmlos schaute sie sich um, ihre Augen trafen auf ihn — hafteten mit dem bewußten Blick einige Sekunden in den seinen. — Sie sah, wie dann eine jähe Glut in sein Gesicht schoß — sie ließ die langen Wimpern als Schleier niedersinken und wendete sich, befriedigt mit dem Eindruck, den sie hervorgerufen, ab, aus diesem Grunde das Spiel noch einige Male wiederholend. Aber die Reihe des Errötens kam an sie, als in der nächsten Pause jener sich ihr näherte, sie anredete, sich durch sie Heinrich vorstellen ließ und diesem so eifrig die Cour machte wie früher ihr. Auch nach Schluß des Konzertes richtete er es so ein, daß er in ihrer Nähe blieb, und ersuchte Heinrich im Laufe des Gesprächs um die Erlaubnis, ihn besuchen zu dürfen. Dem hatte der neue Bekannte, von dem er wußte, daß dessen Familie zu den intimen Bekannten seines Schwiegervaters gehöre, recht gut gefallen, und seine Einladung ward deshalb im herzlichsten Tone abgegeben. Elise fühlte sich verletzt. Die Augen des jungen Mannes schauten sie mit einem Ausdruck an, der in ihr ein unangenehmes Mißbehagen hervorrief — sie wußte nicht, daß jetzt sich jenem Blick ein ganz anderer Ausdruck beigesellt hatte, daß sich bei der Frau accentuierte, was man bei dem Mädchen kaum zu ahnen gewagt, und daß dieser Blick jetzt Wünsche herausforderte, deren Vorhandensein schon eine Beleidigung für eine achtbare Frau war. Der übliche Handkuß beim Abschied ward auch in solch eigentümlicher Art gegeben, daß er auf ihren Fingern brannte und sie unwillkürlich mit dem Taschentuch die Stelle abwischte — sie war aufs höchste unzufrieden mit dem alten Verehrer, anstatt daß sie es eigentlich mit sich hätte sein sollen. Und noch schlimmer war es, als dieser seinen ersten Besuch abstattete. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Heinrich, der bei seinem Kommen anwesend war, nach wenig Minuten zu einem Kranken gerufen ward.

Digitized by Google

„Lassen Sie sich nicht stören und leisten Sie meiner Frau ein wenig Gesellschaft," mit dieser Aufforderung verließ der Hausherr die beiden, seiner Pflicht nachgehend. Obwohl Elise ihre eisigste Miene zur Schau trug — sie hatte mit jenen Blicken Veranlassung zu einer unangenehmen Szene gegeben, die sie jetzt für ihr Thun bestrafte und ungeachtet dessen ihre vollste Empörung wachrief. Der junge Mann, der ihre heutige Kälte nach jenen herausfordernden Blicken für Koketterie annahm, über die er hinweg zu gehen versuchte, mußte allerdings auf eine sehr stürmische Liebeserklärung eine tüchtige Abweisung entgegennehmen, aber nachdem ihm diese geworden, ersparte auch er, der Unvorsichtige, in seinem Depit die Kritik nicht, die sie seiner Ansicht nach verdiente. Sie konnte sich nicht einmal über die ihr zugefügte Beleidigung beklagen, da sie ja ganz gut wußte, wie sie selber Veranlassung gegeben, daß ihr solches hatte geschehen können. Die Affaire hinterließ bei ihr eine eigentümliche Nachwirkung. In den ersten Tagen war sie erzürnt, beleidigt, empört bis ins Innerste ihrer Frauenwürde, sie errötete vor sich selbst, wenn sie daran dachte, mit welch' harter Verurteilung jener in seiner Enttäuschung ihr Spiel ihr vorgeworfen — aber nach und nach verschwand das, und mit einer gewissen Befriedigung erinnerte sie sich dessen, was vorgegangen. Wie hatte er am ganzen Leibe gezittert und gebebt, mit welch' flehenden Blicken, mit welch' weichen Tönen um das kleinste Zeichen ihrer Gunst gebeten, wie hinreißend ihr geschildert, welchen unvergeßlichen Eindruck sie auf ihn gemacht, sodaß er nicht mehr Herr seiner selbst, seit er wieder in ihre Nähe gekommen, — — sie war also doch noch fähig, Liebe zu erwecken und leidenschaftliches Begehren hervorzurufen — nur Heinrich, gerade Heinrich war unempfindlich dagegen! Aber wie dem auch immer sein mochte, die Lehre, die ihr geworden, ließ sie davor zurückschrecken, solch' gewagtes Experimentieren zu erneuern, obwohl sie gern das Spiel wiederholt, das ihrer Eitelkeit, die Heinrich täglich verletzte, so viel Befriedigung gewährt haben würde.

Um sich zu betäuben, um die Leere in ihr, die täglich fühlbarer ward, auszufüllen, fing sie an, sich mehr und mehr an gesellschaftlichen Amüsements zu beteiligen. Sie erweiterte den Kreis ihrer Bekannten, machte zahlreiche Einladungen, nahm deren an und war bald in einen solchen Strudel von Zerstreuungen gerissen, daß ihr keine Zeit mehr blieb, über ihr vermeintliches Unglück nachzugrübeln. Ihr Gatte war mit ihrem Thun vollkommen einverstanden. Sie besuchte die Zirkel, in denen sie verkehrte, stets in Begleitung ihrer Eltern oder intimer Freunde, sodaß sie ebenso beschützt war, als wenn er an ihrer Seite geweilt hätte. So oft es anging, begleitete er sie auch selbst, aber alle Welt wußte ja, er sei nicht Herr seiner Zeit und es gehe darum nicht gut anders, als daß die junge Frau meistens ohne ihren Mann den Einladungen der ihr befreundeten Familien folgte. Daß er es außerdem ein bischen übertrieb und lieber bei seinen Büchern hockte als in Gesellschaften ging, wußte man ebenfalls und verdachte es der Frau Doktorin durchaus nicht, wenn diese sich lieber zu zerstreuen suchte als sich zuhause zu langweilen. Erschien er doch selbst bei den Soireen, die in seinem Hause veranstaltet worden, oft nur auf kurze Zeit, unter

Digitized by Google

dem Vorwand: „er müsse noch Krankenvisiten machen“ bald verschwindend und sich vergnügt in sein stilles Studierzimmer zurückziehend. Hatte Elise ihre Gäste verabschiedet, ehe er eingeschlafen, so ließ er sich von ihr erzählen, wie man sich amüsiert, und war herzlich zufrieden, daß sich sein liebes Weibchen gut unterhalten, ohne daß er gezwungen gewesen, deshalb seine Bücher einem ihn langweilenden Frohndienst zu opfern. Er hatte jetzt, was er sich wünschte: seine teure Elise ohne ihre überschwenglichen Anforderungen, einen angenehmen Haushalt und freie Verfügung über seine Zeit — das genügte vollkommen, um ihn so recht zu beglücken.

Elise hingegen war weit entfernt von seiner olympischen Befriedigung und Ruhe, sie jagte und hetzte von einem Vergnügen zum andern, um dem Alleinsein mit sich zu entfliehen und das zu übertäuben, was in ihr so leidenschaftlich nach Heinrichs Liebe verlangte. Nein, sie konnte sich nicht mehr in diese Ruhe zurückfinden, nachdem sie Heinrich selbst in den Sturm hineingewirbelt, und da er nicht mit ihrem Verlangen Schritt hielt, suchte sie es von sich zu entfernen und zu unterdrücken. Es war ihr so ziemlich gelungen — die vielen Ansprüche von außen verhinderten eine Einkehr in sich selbst, die Huldigungen, mit denen man der schönen und gescheiten Frau begegnete, versöhnten ihr verletztes Selbstbewußtsein — aber glücklich? nein, glücklich war sie nicht. Wenn sie wenigstens jemand gehabt, gegen den sie ihr innerstes Empfinden aussprechen gekonnt, sie hätte sich um vieles erleichtert gefühlt. Aber keine ihrer Freundinnen stand ihr so nahe, daß sie vor einer von ihnen rücksichtslos die Wunde hätte entschleiern mögen, unter der ihre Liebe und ihr Stolz litt — ihre Mutter aber, eine nüchterne, etwas beschränkte Natur, hätte sie nicht einmal verstanden und, wenn verstanden, jedenfalls getadelt. Ihrem Vertrauen am nächsten stand ein junger Verwandter, der seit ein paar Monaten im elterlichen Hause lebte, ein weitläufiger Kousin, der schon als Kind einige Jahre bei ihnen gewesen war und dessen geistige Veranlagung ihre innigste Sympathie geweckt hatte. Sein Vater war Pächter und Verwalter einer der größten Herrschaften Galiziens, und dort in dem Maße reich geworden, daß er für den Sohn die ehrgeizigsten Pläne entwarf. Vorläufig sollte dieser in Wien Jus studieren. Richard Lilienfeld hegte aber andere Träume, nach denen er seine Zukunft zu gestalten gedachte — Schriftsteller, Dichter werden, das schwebte ihm als beglückendstes Lebensziel vor. Noch wagte er das nicht auszusprechen, nur seine schöne Kousine, zu der es ihn mächtig zog, hatte er zu seiner Vertrauten gemacht, ihr brachte er seine Gedichte, die so meistens sie befangen, wenn auch so verschleiert, daß sie nicht gerade gezwungen war, dies zu verstehen, wollte sie es nicht thun. Ihr las er seine Novellen und Theaterstücke vor und nahm beglückt sowohl Lob als Tadel entgegen, mit denen sie seine Versuche kritisierte. Das hatte sie einander sehr nahe gebracht. Wenn es sich auch von selbst verstand, daß sie den jungen Mann nicht in ihre Herzenskämpfe blicken ließ — mehr wie jedem andern verriet sie ihm, daß sie ihre Existenz nicht voll beglückte, daß nicht allen ihren Wünschen Befriedigung geworden.

Digitized by Google

Richard war ein paar Jahre jünger als Elise, war so harmlos, so schüchtern, die freundschaftliche Teilnahme, die sie ihm widmete, konnte unmöglich irgend eine nachteilige Konsequenz haben. Ihm gegenüber war's auch ungefährlich, hier und da die Macht ihres Blickes zu erproben — wenn sich auch der arme Junge ein wenig in die schöne Kousine verliebte, das bewahrte ihn höchstens vor gefährlicheren Verirrungen, die dem bildhübschen Burschen von allen Seiten winkten.

Da Richard im Hause von Elisens Eltern wohnte, die auf die Bitte seines Vaters gern bereit gewesen, ein wenig über den jungen Mann, den sie ja schon als Kind ein paar Jahre im Hause gehabt, zu wachen, ward es etwas Selbstverständliches, ihn stets in der Nähe seiner Kousine zu erblicken, und niemand fiel es ein, an der Vertraulichkeit, die zwischen den Verwandten herrschte, Anstoß zu nehmen. Er war es, den sehr oft, wenn Elise ein Theater, eine Gesellschaft zu besuchen wünschte, und ihre Eltern den Abend lieber behaglich daheim zugebracht hätten, Heinrich zur Begleitung seiner Frau aufforderte, welchem Wunsch dieser natürlich mit Vergnügen nachkam. Ihm war die schöne Kousine das Ideal seiner Dichterträume geworden, sie, die erste geistig und körperlich reizvolle Frauenerscheinung, die ihm nahe getreten. Welch' ein Unterschied zwischen ihr und denen, die er daheim kennen gelernt, dazu ihre Teilnahme für seine Zukunftspläne, die Intimität, in der sie miteinander verkehrten — es war wahrlich kein Wunder, daß Richards Herz und Kopf nur von Elisens Bild erfüllt war. Eine honette, unverdorbene Natur, unerfahren, wie es nur ein junger Mann sein kann, der in einer Umgebung groß geworden, wo es keinen anderen Gedanken gab als Gelderwerb, wußte er allerdings, daß er seine Kousine anbete, aber er begnügte sich mit diesem Bewußtsein und hatte noch nicht darüber nachgedacht, wohin diese Neigung führen könne, die Elise ja nicht bekannt werden zu lassen sein eifrigstes Bestreben war. Er wäre immer gerne dem Doktor um den Hals gefallen, wenn dieser ihn zum Begleiter seiner Frau erkor. Neben der geschmückten jungen Kousine in dem traulichen Koupee zu sitzen, auf Augenblicke ihre glänzende Erscheinung im Laternenschimmer auftauchen und wieder im Halbdunkel verblassen zu sehen — jetzt ihren blendenden Nacken, ihre volle Büste spitzenumwogt, diamantenblitzend, sinnverwirrend, hellbeleuchtet neben sich zu haben, während im nächsten Moment die schneeige Pracht nur noch undeutlich aus dem Dämmerschein, der den engen Raum erfüllte, herausschimmerte — dazu der Duft ihres Bouketts, des Parfüms, dessen sie sich bediente — das alles war so unsagbar beglückend, daß es ihn berauschte und ihm Seele und Leib in Aufruhr brachte. Elise aber amüsierte es, durch eine scheinbar unbeabsichtigte Berührung, durch ein rasches Wenden des Kopfes, wodurch ihre Locken sein Gesicht streiften, durch ein Versinkenlassen ihres Blickes in den seinen, den „kleinen Kousin" in einen Taumel von Entzücken zu versetzen. Sie behandelte ihn wie ein großes Kind, was er sich gerne gefallen ließ, da ihm das vieles gewährte, was ihm nicht geworden, hätte diese Art des Verkehrs die Sache nicht als etwas ganz Harmloses hingestellt. Freilich — seine zwanzig Jahre rasten manchmal recht ungeberdig durch seine Adern und kämpften gegen die Barrikade seiner Schüchternheit, so daß es gut

Digitized by Google

war, daß der heranbrechende Frühling dem Festtrubel und den Begleitungen zu denselben ein Ende machte. Leider kehrte in Elise, sobald diese wieder mit sich allein war, jenes sich Unbefriedigtfühlen zurück, dem sie während des Winters entflohen. Ja, stärker als je erhob sich wieder ihre Sehnsucht: nichts Anderes zu denken, nichts Anderes zu leben als ihre grenzenlose Liebe zu Heinrich. Bis ins Herz der Stadt drangen die lockenden Liebesrufe des Frühlings, selbst in die aufgetürmten Steinhaufen grüßte Blütenhochzeit und Vogelgesang hinein, gerade dadurch mächtiger die Phantasie erregend, daß es nur wie verschleiertes, leises Echo ertönte. Draußen im Freien, im vollen, frischen Hochzeitsjubel der Natur, da reißt es die Menschen mit fort, da schallt der Kuß laut von Lippe zu Wange — — in den Mauerburgen schwellt der fernher kommende Fliederduft die Brust zu verlangenden Seufzern, lockt zu einem Flug in die Weite, die Höhe — zum alles vergessenden Aufgehen in einen Andern!

Elise hätte Tag und Nacht vor dem Gatten knieen mögen, mit Worten, Blicken und Küssen das Drängen in ihr in einem ewigen: „ich liebe dich!“ über ihn ausströmend. Und Heinrich schloß sich gerade jetzt beinahe von ihr ab. In seinem Spital hatte er zahlreiche Blatternkranke, die heimtückische Krankheit trat in diesem Jahre epidemisch auf, und mit ängstlicher Sorgfalt wehrte er darum Elise von sich ab. Nicht einmal als Braut hatte sie mit solch' zärtlicher Ungeduld seinem Kommen entgegen gesehen wie jetzt, wenn sie ihn erwartete — und wenn er erschien, durfte sie ihm nicht nahen, bis er die Kleider gewechselt und Gott weiß was für Vorsichtsmaßregeln getroffen. Auch dann noch wich er ihren Umarmungen aus, ja, wenn seine Zeit knapp war, erschien er nicht einmal zum Speisen, sondern verurteilte sie zu einsamem Mahle. So wenig er für sich etwas fürchtete, noch irgend eine Gefahr scheute, so sehr war er besorgt um seine Frau und ward von dieser Sorge auf Schritt und Tritt geängstigt. Wenn sie ihn umfangen hielt, konnte er den Gedanken nicht verjagen: „Fliegt nicht jetzt vielleicht ein verderbenbringender Keim, der sich an mich geheftet, zu ihr hinüber?“ Das lähmte in ihm jedes Verlangen nach Liebesgenuß und ließ ihn kalt und hölzern erscheinen. Sie hätte ihn manchmal nehmen und schütteln mögen, um Leben in ihn hinein zu bringen, und konnte doch nicht anders, als ihn aufs neue liebevoll umschmeicheln. War sie wieder allein, ohne daß es ihr gelungen, sein Herz zum Sprechen zu bringen, so weinte sie in ohnmächtigem Zorn, erfüllte sie ein Gefühl des Gedemütigseins, der Erniedrigung, unter dem sich ihr Stolz ächzend krümmte. Heinrich sah ein, daß etwas geschehen müsse, um diesen unerquicklichen Szenen, ihren Klagen über seine Kälte, die doch nur Liebe war, ein Ende zu machen. Er wendete sich an seine Schwiegermutter. Sobald diese von seiner Besorgnis gehört: „er könne vielleicht Elisen die Krankheit zubringen, die er bei anderen bekämpfte“, hätte sie ihn am liebsten sofort aus seinem Hause verjagt. Sie stimmte seinem Vorschlag bei, daß die junge Frau diesmal früher als sonst die Villa beziehen solle, die die Schwiegereltern in der Brühl besaßen. Freudig erklärte auch sie sich zur baldigsten Übersiedlung bereit, damit die Tochter nicht allein sei, wenn der Doktor nicht allabendlich hinausfahren könne.

Digitized by Google

„Mein Alter wird jetzt wohl noch nicht mitkommen, aber wir haben ja Richard, den nehme ich mit — also bleiben Sie nur in der Stadt, lieber Sohn, so oft Sie müssen." Gern hätte sie ihm gesagt: „komm lieber gar nicht" — so entsetzt war sie über eine mögliche Gefahr für ihr Herzblatt.

Trotzig und verdrossen widersprach Elise nicht, als sie erfuhr, was Mutter und Gatte bestimmt, aber es gab Augenblicke, wo eine wilde Empörung gegen Heinrich in ihr aufstieg. Sie war so verstimmt, daß sie sich, nachdem sie hinausgezogen, draußen meistens in ihre Zimmer einschloß, die Mutter und Richard meidend, so viel sie das nur irgend thun konnte. Noch war die Zeit der Villegiatur nicht gekommen, Besuche also nicht zu erwarten, sie lehnte deshalb im ungezwungensten Negligee fast den ganzen Tag auf Divan oder Fauteuil, ein Buch in der Hand, bei dem sich ihre Gedanken nicht fesseln lassen wollten. Ihre Mutter ward ängstlich über diese ungewohnte Art der Tochter, Heinrich beruhigte sie jedoch damit, daß er diese Stimmung als Nervenüberreizung erklärte, die eine Folge des Winter-Amüsements sei.

„Lassen Sie nur Elise so ruhig als möglich, das ist das beste für sie."

Richard war in Verzweiflung. Er hatte sich so auf das Zusammenleben, das Alleinsein mit der angebeteten Kousine gefreut, und nun sah er weniger von ihr als in der Stadt, da sie sich, nachdem das gemeinschaftliche Mahl, dem sie sehr einsilbig beiwohnte, vorüber, wieder in ihre Zimmer zurückzog. Wie ihm zum Hohn klagten die Nachtigallen im Mondschein — wie schön wäre es gewesen, an ihrer Seite diesem Konzert zu lauschen, während ihm jetzt nichts übrig blieb, als seinen Kummer in unzählige „Herz und Schmerz" zu reimen.

(Schluß folgt.)

Zur Gesundheitslehre des Auges.

Von

Ludwig Laqueur.

Von einem Besitze, der uns besonders wert und teuer ist, pflegen wir zu sagen: wir hüten ihn wie unseren eigenen Augapfel. Hieraus scheint hervorzugehen, daß wir nichts mit einer größeren Zartheit behandeln, mit einer peinlicheren Sorgfalt umgeben als unser Auge. Ist dies aber thatsächlich der Fall? Gewiß, so weit es sich um den Schutz vor gröberen Verletzungen, vor Verwundungen durch Hieb, Schlag oder Stoß handelt; — keineswegs aber, wenn man zahlreiche andere Schädlichkeiten berücksichtigt, deren Wirkungen weniger augenfällig sind. Diesen gegenüber verhält sich die Mehrzahl der Menschen gleichgültig und setzt sich ihnen teils aus Unwissenheit, teils aus Trägheit und Leichtsinn in unverantwortlichem Maße aus. Hier sehen wir, um einige Beispiele aus dem Leben herauszugreifen, einen Schüler, der in der Dämmerung

Digitized by Google

ein schlecht gedrucktes Buch liest; dort ein junges Mädchen, welches täglich bis tief in die Nacht hinein bei einer ungenügenden, flackernden Lampe sich mit Feinstickerei beschäftigt; hier ist ein Mann, der den ganzen Tag an seinem Schreibtische arbeitet, gegenüber einer von der Sonne beschienenen weißen Mauer, dort ein anderer, der kurzsichtig ist und beim Brillenhändler die erste, beste Konkavbrille kauft, mit welcher er etwas besser in die Ferne sieht. Wie oft finden wir Männer, welche durch übermäßiges Tabackrauchen, durch Aufenthalt in verdorbener Wirtshausluft dem edelsten Sinnesorgane Schaden zufügen, indem sie die Schleimhaut des Auges in einen hartnäckigen Reizzustand versetzen. Alle diese Dinge äußern ihren schädlichen Einfluß nicht von einem Tage zum andern und werden eine Zeitlang ungestraft vertragen; so meinen viele, daß sie sich ihnen immer ohne Nachteil aussetzen können.

Es ist daher gewiß kein nutzloses Unternehmen, das Volk in den weitesten Kreisen über die Gefahren aufzuklären, von denen das Auge bedroht wird, und gesunde Kenntnisse über ihre Verhütung zu verbreiten. Dies ist in höchst verdienstlicher Weise durch eine Anzahl vortrefflicher Schriften bereits geschehen, aber, wie es zu gehen pflegt, wenn auf die großen Massen eingewirkt werden soll, noch nicht mit genügendem Erfolge. Die große Zahl derjenigen Erblindungen, welche alljährlich noch vorkommen und verhütet werden konnten, ist geeignet, dies zu beweisen. Die bei den letzten Volkszählungen vorgenommenen Erhebungen haben ergeben, daß es im deutschen Reiche nicht weniger als ungefähr 40000 vollständig Blinde giebt, d. h. 40000 Personen, welche auf beiden Augen des Sehvermögens völlig beraubt sind. Genauere Untersuchungen der Erblindungsursachen ließen erkennen, daß diese erschreckend hohe Zahl keineswegs in der Natur, in der Erblichkeit, oder anderen unabänderlichen Umständen begründet ist, sondern daß ein großer Teil, nicht weniger als ein Drittel der Erblindungen, hätte verhütet werden können. Das bedeutet, daß in unserem Vaterlande etwa 14000 unheilbar erblindete Personen sich ihres Augenlichtes erfreuen könnten, wenn die zu Gebote stehenden Mittel der Gesundheitslehre und der Heilkunst rechtzeitig angewandt worden wären. Wie viel Unglück hätte dann zahlreichen Familien erspart werden können!

Wenn wir aber von der bekannten Zahl der nachweislich Blinden absehen, wer zählt das Heer derjenigen, die eine Schwächung ihrer Sehkraft beklagen und die durch dieselbe in der Ausübung ihres Berufes, wie in ihrem Lebensgenusse beeinträchtigt sind! Von der Häufigkeit dieser Fälle erhält der Laie erst einen Begriff, wenn er einmal die Räume der Augenklinik einer größeren Stadt betritt; im gewöhnlichen Leben bemerkt er sie nicht, weil der größte Teil der Leidenden sein Übel zu verbergen sucht. Der Augenarzt allein, zu welchem die Kranken hülfesuchend zusammenströmen, ist in der Lage, über die Verbreitung dieser Störungen ein richtiges Urteil zu gewinnen. Von ihnen läßt sich, mit gleichem Rechte wie von den Erblindungen, behaupten, daß ein großer Teil derselben verhütet werden kann.

Digitized by Google

Die Maßregeln zum Schutze des Auges haben sehr früh, buchstäblich schon im Augenblicke der Geburt, zu beginnen. Der Neugeborene ist nämlich von einer entzündlichen Erkrankung der Augen — der eitrigen Bindehautentzündung — bedroht, welche am zweiten bis fünften Tage des Lebens zu beginnen pflegt und ihn einer ernsten Erblindungsgefahr aussetzt. Die Fortschritte der Heilkunst haben uns zwar eine Art der Behandlung gelehrt, durch welche die gefährliche Entzündung nahezu sicher ohne bleibenden Schaden vorübergeführt werden kann. Dies ist aber nur dann der Fall, wenn die Behandlung frühzeitig eingeleitet wird. Leider wird dies vielfach versäumt, namentlich auf dem Lande, wo sachverständige Hülfe nicht leicht zu erlangen ist. So kommt es denn, daß noch jetzt die Augenentzündung der Neugeborenen Verheerungen anrichtet und an 10% aller Erblindungen liefert. Ja, in manchen Blindenanstalten war bei 40—60% aller Insassen die Erblindung auf diese Ursache zurückzuführen. Wir können nun heute behaupten, daß es nicht nur möglich ist, die Augenentzündung der Neugeborenen, wenn sie rechtzeitig behandelt wird, sicher zu heilen, sondern sie auch vollständig zu verhüten. Sie könnte ganz ausgerottet werden, wenn die verfügbaren Mittel allseitig angewendet würden. Das Verdienst, gegen diese gefährliche Krankheit eine leicht auszuführende, unschädliche und sicher wirkende Prophylaxe entdeckt zu haben, gebührt dem Leipziger Professor von Credé. Sie besteht darin, dem neugeborenen Kinde unmittelbar nach der Geburt die Augen sorgfältig zu reinigen und in dieselben dann einen Tropfen einer 2%igen Lösung von salpetersaurem Silber (Höllenstein) einzuträufeln. Die Erfolge, welche mit diesem einfachen Verfahren in Entbindungsanstalten — in denen allein eine genaue Statistik der Erkrankungen zu gewinnen ist — erzielt wurden, sind wahrhaft überraschend. Vor der Einführung der Prophylaxe hat Credé selbst unter 2897 Neugeborenen 314 Fälle (d. h. 10,8%) von Augenentzündung beobachtet; nach Einführung der Einträufelungen kamen in seiner Anstalt unter 1160 Neugeborenen nur zwei Fälle (d. h. 0,2%) vor; also fünfzigmal weniger als früher. Ein ähnliches Verhältnis wurde von anderen Beobachtern konstatiert, und jetzt ist aus den meisten Entbindungsanstalten und Findelhäusern die Krankheit verschwunden, welche früher in denselben ein fast ständiges und gefürchtetes Uebel war. Die heilsame Wirkung des Credé'schen Verfahrens ist aber nicht eine einfache Erfahrungsthatsache; wir kennen auch den wirklichen Grund derselben. Es ist nämlich bewiesen, daß die Krankheit auf dem Eindringen eines mikroskopischen Spaltpilzes in die Augenschleimhaut beruht, und man hat gefunden, daß unter den vielen Substanzen, welche den Pilz zu töten vermögen, keine so wirksam ist wie das Silbersalz.

Sollen wir nun das Credé'sche Verfahren in allen Fällen anwenden und jedes neugeborene Kind bei seinem Eintritt ins Leben künftig mit einer Einträufelung in die Augen begrüßen? Die Antwort auf diese Frage muß unseres Erachtens so lauten, daß dies überall geschehen muß, wo die geringste Gefahr besteht, daß die Augenentzündung sich entwickeln könnte, was zu beurteilen dem Arzte überlassen werden muß. Im allgemeinen wird die Prophylaxe in den

Digitized by Google

Familien der besseren Stände, in denen die hygienischen Verhältnisse günstig sind und eine sorgsame Reinlichkeit geübt wird, unterbleiben können. Hier ist die Wahrscheinlichkeit, daß das Kind einer gesunden Mutter von der Krankheit ergriffen wird, eine unendlich geringe. Anders in den öffentlichen Entbindungsanstalten und in den Familien der Armen, wo die Not kümmerlicher Verhältnisse es schon recht schwierig macht, die Gebote der gewöhnlichen Reinlichkeit zu erfüllen, besonders in den Familien, in welchen schon Fälle der Augenentzündung früher vorgekommen sind. Hier sollte die Prophylaxe nicht verabsäumt werden; ja es ist nicht undenkbar, daß eine spätere Zeit sie, ähnlich wie die Kuhpockenimpfung, ganz allgemein zwangsweise eingeführt sehen wird.

Im Kindesalter drohen dem Auge Gefahren durch Verletzungen verschiedener Art. Gar häufig sind die Fälle, in denen die Kinder sich selbst oder einander durch spitze und schneidende Werkzeuge, wie Stahlfedern, Zirkelspitzen, Messer, Nadeln, Pfeile, Scheeren und dergleichen, schwere Verletzungen des Auges zufügen, die den dauernden Verlust des Sehvermögens zur Folge haben können. Höchst gefährlich ist in dieser Beziehung das bei Kindern leider so sehr beliebte Spielen mit Zündhütchen. Die kleinen Sprengstücke fliegen bei der Explosion leicht in das Innere des Auges und erregen eine Entzündung, welche nicht nur das getroffene Auge zerstört, sondern selbst das andere Auge auf sympathischem Wege zu Grunde richten kann. Wie oft der Verlust eines Auges durch Zündhütchen gerade im Kindesalter vorkommt, darüber belehrt uns eine Statistik des Herrn Boissonneau, des bekannten Fabrikanten künstlicher Augen, in Paris. Derselbe giebt an, daß unter 4000 Einäugigen, welche sich an ihn wandten, 936 eins ihrer Augen im Kindesalter und nicht weniger als 343 unter diesen durch Schußverletzungen und Explosionen von Zündhütchen verloren hatten. Professor Magnus in Breslau, dem wir ein gutes Buch über die Blindheit, ihre Entstehung und Verhütung verdanken, berichtet, daß das kindliche Alter sich mit einem hohen Prozentsatze bei der sympathischen Entzündung beteiligt; denn von 34 auf diese Weise erblindeten, von ihm beobachteten Individuen standen 16 im Alter zwischen 1 und 15 Jahren. Diese Zahlen bedürfen keiner Erläuterung; sie sprechen laut dafür, wie notwendig es ist, die Kinder zu überwachen und ihnen die Handhabung spitzer, scharfer und explosiver Körper nicht zu gestatten. —

Mit dem Eintritt in die Schule beginnt für das Kind die Periode des Lebens, in welcher an seine Augen die Anforderungen anstrengender und anhaltender Arbeit gestellt werden. Je nachdem man sie in diesem Lebensabschnitte vernünftig gebraucht oder mißhandelt, werden sie aus den Anstrengungen des Schullebens ungeschwächt hervorgehen oder dauernden Schaden davon tragen; daher die Wichtigkeit, welche die Augenhygiene in den Schulen für die ganze künftige Generation besitzt. Es ist vorzugsweise die Kurzsichtigkeit, welche als die Folge übermäßigen Gebrauchs oder unzweckmäßiger Schuleinrichtungen erkannt worden ist; deshalb hat gerade dieser Augenfehler im letzten Jahrzehnt die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich gelenkt und die Regierungen fast aller Kulturländer zu Maßregeln oder wenigstens zu vorbereitenden Schritten gegen

Digitized by Google

die übermäßige Verbreitung des Übels veranlaßt. Dem ersten Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem verstorbenen Feldmarschall Freiherrn von Manteuffel, gebührt das Verdienst, diese wichtige Frage neben anderen Fragen der Schulhygiene einer eingehenden Prüfung durch eine amtliche Kommission von Sachverständigen unterbreitet zu haben, deren Ergebnisse in drei verschiedenen Gutachten veröffentlicht worden sind. Andere Regierungen, wie die königlich-preußische, die großherzoglich-hessische sind seinem Beispiele gefolgt, und die von den Sachverständigen gemachten Vorschläge beginnen zum Teil verwirklicht zu werden.

Die außerordentlich große Verbreitung der Kurzsichtigkeit unter den Angehörigen der gelehrten und gebildeten Stände steht, namentlich für Deutschland, außer Zweifel. Professor H. Cohn in Breslau hat schon vor zwanzig Jahren durch sehr mühsame und ausgedehnte Untersuchungen von Schulkindern statistisch nachgewiesen, daß mehr als der vierte Teil aller Schüler der höheren Bildungsanstalten dieselben mit mehr oder weniger ansehnlichen Graden der Kurzsichtigkeit verläßt. Er hat zugleich gezeigt, und andere Beobachter haben es bestätigt, daß die Zahl der Kurzsichtigen um so größer ist, je höher die Schule ist, d. h. ein je größerer Lehrstoff von ihr bewältigt werden muß, und daß in den gelehrten Schulen sowohl die Zahl der Kurzsichtigen wie der Grad der Kurzsichtigkeit nahezu konstant von Klasse zu Klasse steigt. Unter den Studierenden der deutschen Universitäten ist wohl die Hälfte aller mit Kurzsichtigkeit behaftet, während in der gleichen Altersstufe bei Landleuten, Schiffern und den meisten Handwerkern der Prozentsatz der Kurzsichtigen ein sehr geringer ist. Angesichts dieser Thatsachen kann man sich schwer der Annahme widersetzen, daß die Schule und die mit ihr verbundene häusliche Arbeit, besonders das Lesen und Schreiben, mit der Entwickelung der Kurzsichtigkeit in ursächlichem Zusammenhange steht.

Hier erhebt sich nun die Frage, ob die Kurzsichtigkeit wirklich ein so großes Übel ist, daß sie die Kraft und die Leistungsfähigkeit der Nation in Gefahr bringen kann, wie von einzelnen behauptet worden ist, oder ob sie nicht, wie andere wollen, nur einen verhältnismäßig unbedeutenden Fehler im Bau des Auges, eine Art von Anpassung desselben an kleine Gegenstände, die unter Umständen sogar recht nützlich werden kann, darstellt. Die Antwort hierauf muß unseres Erachtens so lauten, daß es wesentlich auf den Grad der Kurzsichtigkeit ankommt. Auf den niederen Stufen verhindert sie zwar den Menschen, in die Ferne scharf zu sehen; mit Hilfe von Konkavgläsern sieht er aber in die Weite ebenso gut wie der Normalsichtige; er hat dadurch, daß er eine Brille zu tragen genötigt ist, manche Unbequemlichkeit zu erleiden, seine Sehschärfe ist aber normal und sein Auge gesund. Anders verhält es sich bei den höheren und höchsten Graden. Hier kann auch durch die bestgewählten Konkavgläser die Sehschärfe nicht auf die normale Höhe erhoben werden; die inneren Augenhäute zeigen krankhafte Veränderungen, welche im späteren Laufe des Lebens den vollständigen Verlust des Organs nach sich ziehen können. Ist nun anzunehmen, daß eine aus kleinen Anfängen entstehende Kurzsichtigkeit allmählich in die hohen, gefahrdrohenden Grade übergehen kann? Die Ansichten der Augenärzte über diesen Punkt sind

Digitized by Google

geteilt. Die einen halten einen solchen Übergang nicht nur für möglich, sondern sogar für gar nicht selten vorkommend, während die anderen behaupten, daß die in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit zwar während der ganzen Periode des Körperwachstums allmählich ansteigt, aber doch in der Regel einen gewissen mäßigen Grad nicht überschreitet und zu Entartungen des Organs keinen Anlaß zu geben pflegt. Als Beweis dafür führen sie an, daß wir in den gebildeten Kreisen tausenden von solchen kurzsichtigen Augen begegnen, welche durchaus gesund und leistungsfähig sind, und deren Träger oft bis ins hohe Alter eine vielbewunderte Arbeitskraft und Ausdauer entfalten. Die hohen, gefahrbringenden Stufen der Kurzsichtigkeit hätten nach dieser Ansicht mit der Schule direkt gar nichts zu thun; sie beruhen auf angeborenen oder durch Krankheit entstandenen schweren Veränderungen des Augeninnern. Die Anstrengungen der Schule können diese zwar steigern, aber niemals allein hervorrufen. Thatsache ist, daß wir diese „deletäre" Form der Kurzsichtigkeit häufig bei Kindern der Dorfschulen, sowie bei schwächlichen, blutarmen Kindern antreffen, welche sich niemals einer anstrengenden Augenarbeit unterzogen haben.

Mögen nun auch manche Gründe für die zweite Annahme sprechen, und mag auch der strenge Beweis für den Übergang der in der Schule erworbenen Kurzsichtigkeit in die deletäre Form nicht erbracht sein, so ist doch das Übel auch in seinen niederen und mittleren Graden so lästig und für viele Berufsarten so störend, daß die Maßregeln zur Bekämpfung desselben vollauf gerechtfertigt erscheinen. Dieselben bestehen in einer sorgsamen Verteilung des Lehrstoffs, in angemessener Abwechslung zwischen Lesen, Schreiben und mündlichem Unterricht, in der Sorge für gute, gleichmäßige Beleuchtung, für gesundheitsgemäße Subsellien, guten Bücherdruck und anderes. Auf die Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, weil dies zu weit führen würde. Wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Überwachung der häuslichen Arbeiten und Beschäftigungen der Schüler und Schülerinnen, der Lektüre und der weiblichen Handarbeiten mindestens dieselbe Wichtigkeit hat wie die in der Schule zu treffenden Maßnahmen. Dies gilt in besonderem Maße von den Kindern, deren Eltern beide, oder deren Vater oder Mutter allein kurzsichtig sind, denn diese sind mehr als die Kinder augengesunder Eltern zu dem Übel prädisponiert.

Unter den Gefahren, welche das Auge der Erwachsenen bedrohen, sind wiederum in erster Reihe die Verletzungen zu nennen. Dieselben können chemischer Natur sein, wie die Ätzungen durch Kalk, durch Mineralsäuren und dergleichen, oder sie wirken durch mechanische Gewalt. Manche Berufsarten sind diesen Gefahren in besonderem Grade ausgesetzt; es sind die Maurer und Bauarbeiter, welchen häufig der ätzende Kalk in die Augen dringt; sodann die Metallarbeiter, die Schlosser, Schmiede, Dreher, Mechaniker, welche überaus häufig durch Eisenstücke am Auge verletzt werden. Die beim Hämmern, Bohren, Drehen abfliegenden Eisenspäne finden gar oft den Weg an das Auge des Arbeiters, nicht selten sogar in das Innere desselben und können das zarte Organ völlig zerstören; ja noch mehr, die Fälle sind nicht selten, in denen nach der Zerstörung des verletzten Auges auch

Digitized by Google

das andere durch sympathische Entzündung zu Grunde gerichtet wird. Unter den Ursachen der doppelseitigen Erblindung nehmen die Verletzungen einen hervorragenden Platz ein; sie bilden an 8—9% der Gesamtzahl. Wie ist nun diesem traurigem Zustande abzuhelfen — denn überaus traurig sind die Vorkommnisse dieser Art; sie betreffen meist junge, kräftige Männer, die für uns die harte, aber unentbehrliche Arbeit der Metallindustrie verrichten. Es giebt ein Mittel, um diesen Unglücksfällen vorzubeugen, es wird aber nicht allgemein angewendet. Dasselbe besteht in einer Schutzbrille mit einem feinen Drahtnetz oder aus Glimmerplatten, welche der Arbeiter bei jeder gefährlichen Verrichtung vor dem Auge tragen muß. Die Arbeiter machen aber leider von der Schutzbrille nicht oft genug Gebrauch. Sie unterschätzen die Gefahr, in der sie schweben, und lassen sich durch die Unbequemlichkeiten, welche die Brille mit sich führt, von deren regelmäßigem Gebrauche abhalten. Die Schutzbrille wird in der That nach einiger Zeit lästig; sie behindert die Luftcirculation vor dem Auge; die Glimmerplatten werden trübe, die Öffnungen des Drahtnetzes verstopfen sich, der Arbeiter sieht dann nicht mehr deutlich genug und zieht es vor, ohne die schützende Brille zu arbeiten. Die erwähnten Übelstände lassen sich leider nicht ganz beseitigen; sie lassen sich aber durch eine öftere Erneuerung der Brillen wesentlich vermindern und sind nicht erheblich genug, um ihretwegen den Schutz vor großer Gefahr zu entbehren. Es muß daher nachdrücklich dahin gewirkt werden, daß die Arbeiter bei den gefährlichen Verrichtungen mit Schutzbrillen versehen sind. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Belehrung und Ermahnung allein nicht zu dem gewünschten Ziele führen, so läßt sich die zwangsweise Einführung in manchen Fabriken wohl rechtfertigen und ist auch von mancher Seite schon verlangt worden. Einen solchen zu ihrem Wohle eingerichteten Zwang werden die Arbeiter weniger unangenehm empfinden, als wenn man, wie von anderer Seite vorgeschlagen worden ist, die ohne Schutzbrille Verunglückten von der Wohlthat der Unfallversicherung ausschließen wollte.

Eine wichtige Rolle spielt in der Hygiene des Auges die Brille. Das völlig gesunde Auge bedarf im Alter von 45 Jahren eines Converglases, um seine Gegenstände in der Nähe deutlich zu sehen; es ist in diesem Lebensabschnitt weitsichtig geworden und wird es mit vorrückendem Alter immer mehr und mehr, weil seine Fähigkeit, sich für nahe Gegenstände einzustellen, geringer geworden ist. Das bedeutet aber keineswegs eine Schwächung der Sehkraft; denn entfernte Dinge werden noch ebenso scharf gesehen wie vorher. Viele Menschen schaden nun ihrem Auge dadurch, daß sie sich, sei es aus Eitelkeit, sei es aus Bequemlichkeit, Jahre lang sträuben, zu dem so einfachen Hilfsmittel der Converbrille ihre Zuflucht zu nehmen. Sie ziehen es vor, sich mit dem Entziffern kleiner Schrift bei greller Beleuchtung abzuquälen, oder auf das Erkennen kleiner Objekte gänzlich zu verzichten. Dieser Kampf gegen die verhaßte Brille ist ebenso unvernünftig wie aussichtslos; denn die Weitsichtigkeit schreitet unaufhaltsam vor, und wenn man mit 48 Jahren noch ohne Glas mit Mühe und Not lesen kann, so ist dies mit 55 oder 60 Jahren durchaus unmöglich. Eine scheinbare Ausnahme von dieser Regel bilden nur die leicht kurzsichtigen Augen, welche bis ins höhere Alter hinauf

Digitized by Google

eines Konverglases entraten können. Das Richtige ist, sich mit einem konveren Augenglase zu versehen sobald man merkt, daß das Lesen feiner Schrift, z. B. der Fußnoten eines Buches, des Abends Schwierigkeiten macht. Ein Schaden kann dem Auge durch die Brille nicht erwachsen, wohl aber bewirkt sie eine erhebliche Erleichterung des Schafts und trägt dadurch zur Erhaltung des Organs bei.

Eine besondere Berücksichtigung verdient in der Gesundheitslehre des Auges die Frage der künstlichen Beleuchtung. Während des größten Teils des Jahres, zumal im Winter, sind wir gezwungen, viele Stunden lang uns des Abends künstlicher Lichtquellen, sowohl bei der Arbeit wie bei der Unterhaltung, zu bedienen. Für Arbeiten, welche eine ganz besondere Sammlung des Geistes erfordern, ziehen wir in der Regel sogar die Abend- und Nachtzeit vor, um durch das Geräusch des Tages nicht gestört zu werden, und man darf wohl behaupten, daß die edelsten Erzeugnisse des Menschengeistes, die großen Schöpfungen der Wissenschaft und die Meisterwerke der Dichtkunst, öfter beim Scheine der nächtlichen Lampe als unter den Strahlen des Tagesgestirns entstanden oder wenigstens niedergeschrieben worden sind.

Welche Eigenschaften soll nun eine künstliche Beleuchtung haben, wenn sie dem Auge keinen Schaden zufügen soll? Die Antwort auf diese Frage lautet: sie muß eine hinreichende Lichtmenge liefern, sie muß gleichmäßig sein, die Farbe des Lichtes muß der des Sonnenlichts möglichst nahe kommen; die Lichtquelle darf überdies das Auge nicht blenden und soll womöglich nicht direkt gesehen werden.

Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß wir jetzt Beleuchtungsarten besitzen, welche diese Forderungen in nahezu vollkommenem Maße erfüllen. Auf kaum einem andern Felde hat die Neuzeit so gewichtige, so staunenerregende Fortschritte gemacht wie auf dem Gebiete der künstlichen Beleuchtung; sie kommen in ihrer Bedeutung für das Wohlergehen der Menschheit den großen Erfindungen im Verkehrswesen, den Eisenbahnen, der Telegraphie und der Telephonie, nahe. Man vergegenwärtige sich nur den Zustand des Beleuchtungswesens, wie er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war: als die Straßen unserer Städte durch Öllampen spärlich und dürftig erhellt wurden, als die Wohnungen der Landleute durch ein Kienfeuer im Kamin, die Zimmer der Wohlhabenden durch Talglichte erleuchtet waren, welche flackerten und alle fünf Minuten geschneuzt werden mußten, als die gute Beleuchtung eines großen Saales nur mit ungeheuerem Aufwande möglich war und nicht einmal in allen Palästen gefunden wurde. Heute liefert die Petroleumlampe, bei welcher die arme Näherin des Abends ihre Arbeit verrichtet, ein besseres Licht als die Wachskerzen, welche den Schreibtisch des königlichen Philosophen von Sanssouci erhellten.

Prüfen wir die einzelnen Lichtquellen näher, so können wir uns in betreff der Kerzen aus Wachs oder Stearin kurz fassen. Sie sind zwar gegen früher bedeutend vervollkommnet worden, indem sie wenig flackern und im Brennen ihren Docht verzehren; sie sind aber als Arbeitslichter nicht zu empfehlen und auch kaum mehr als solche im Gebrauch. Ihr Licht ist nämlich nicht weiß genug; es

Digitized by Google

ist zu reich an roten Strahlen, welche auf die Dauer dem Auge nicht wohl thun. Auch ist die Lichtmenge, welche eine Kerze liefert, nicht hinreichend groß. Bedient man sich aber, um die Beleuchtungskraft zu erhöhen, mehrerer Kerzen, so werfen sie störende Schatten auf das Arbeitsobjekt. Zudem können die Flammen nicht gut verdeckt werden, sie wirken also blendend. Die Kerzen mögen daher im Haushalt und bei den bekannten feierlichen Gelegenheiten ihre Verwendung finden, von dem Arbeitstische mögen sie fern bleiben.

Einer allgemeinen Verbreitung erfreuen sich die Lampen, welche mit Petroleum gespeist werden. Die mit Pflanzenöl gespeisten, selbst die mit sehr verbesserten Systemen — die sogenannten Moderateurlampen — sind in Deutschland mit Recht nahezu vollständig außer Gebrauch gekommen. Sie brennen zwar ruhig und geben eine genügende Helligkeit; ihr Licht aber ist rötlich, ihre Handhabung und Reinhaltung beschwerlich, ihr Gebrauch kostspielig. Allerdings haben sie vor den Erdöllampen den Vorzug der geringeren Feuergefährlichkeit; aus diesem Grunde, und weil bei den letzteren der unangenehme Geruch des Erdöls nicht immer vermieden werden kann, haben sie ihren Platz in den Salons der vornehmen Welt in Frankreich, Italien und England teilweise behauptet. Doch wird die Moderateurlampe auch auf diesem Gebiete allmählich durch die Petroleumlampe verdrängt, deren Licht weißer und bei gutem Brenner noch ruhiger und gleichförmiger ist und wenig Wärme entwickelt. Nur ist es bei ihr, mehr noch als bei der Öllampe, von Wichtigkeit, das Auge durch geeignete Schirme vor der direkten Einwirkung der Flamme zu schützen. Undurchsichtige Schirme, die an der unteren Seite weiß lackiert sind, werfen zwar das Licht kräftig auf das Arbeitsobjekt zurück und beleuchten dasselbe sehr gut; sie werfen aber starke Schatten auf die Umgebung und erzeugen damit zu mächtige Kontraste. Das Auge, das von der Arbeit aufblickt, findet eine ganz dunkle Fläche. Besser sind die kegelförmigen Schirme aus mattem Glase, welche den ersteren zwar an Beleuchtungswert nachstehen, dafür aber das Auge des Arbeitenden nicht blenden. Dieser Vorzug wird aber wieder aufgehoben, wenn der kegelförmige Schirm, wie es vielfach geschieht, mit blauem, grünem oder buntbemaltem Papier bedeckt wird.

Wie verhält es sich mit dem Leuchtgase, welches in den Städten so ungeheuer verbreitet ist? Gutes Gaslicht — es ist in verschiedenen Städten von recht verschiedener Güte — giebt eine genügende Helligkeit und bei guten Brennern und geeigneten Zylindern, die nie fehlen dürfen, auch eine im ganzen hinreichend ruhige und gleichmäßige Flamme, welche einen rötlichen, warmen Farbenton hat und die Netzhaut wenig blendet. Trotzdem können wir das Gas als Arbeitslicht nicht empfehlen, wie sehr es manche auch aus Gründen der Bequemlichkeit und Sauberkeit bevorzugen. Die Gasflamme ist nämlich sehr reich an Wärmestrahlen; sie erhitzt daher außerordentlich. Wird sie dem Objekte so weit genähert, daß dieses gut beleuchtet ist, so trifft die strahlende Wärme unsern Kopf, kann Kopfschmerzen und Unbehagen erzeugen und das Auge reizen; wird sie aber so weit entfernt, daß wir die Wärmestrahlen nicht mehr empfinden, d. h. wenigstens auf einen Abstand von einem Meter gebracht, so wird leicht die Helligkeit ungenügend.

Digitized by Google

Zu diesem Übelstande gesellt sich die Luftverderbnis, welche das Gas in Räumen mit mangelhafter Lufterneuerung hervorbringt, weil es mehr als andere Lichtquellen Sauerstoff verzehrt und Kohlensäure und andere Gase erzeugt. In Räumen, in welchen viele Gasflammen brennen, ist diese Wirkung nicht minder lästig, ja noch schlimmer als die Erhitzung. Die letztere, welche wir in Theatern und großen Sälen oft so unangenehm empfinden, kann sogar unter Umständen von Vorteil sein — der kleine Handwerker kann an vielen Herbst- und Frühlingsabenden, ohne sein Zimmer zu heizen, bei der Gasflamme arbeiten, während ihm bei der Petroleumlampe die Finger erstarren würden — die Luftverderbnis ist unter allen Umständen ein großer Übelstand.

Dem Gaslicht ist bekanntlich im letzten Jahrzehnt ein mächtiger Nebenbuhler erwachsen in dem elektrischen Lichte. Ein heißer Kampf ist zwischen beiden entbrannt, und wiewohl der Sieg sich dem jüngeren Kämpfer zuzuwenden scheint, läßt sich über den endgiltigen Ausgang noch nichts Bestimmtes aussagen. Auf manchen Punkten wird zwar das Gas dem elektrischen Strome ohne Zweifel das Feld räumen müssen, so in den Theatern wegen seiner großen Feuergefährlichkeit, welche die verheerenden Theaterbrände der letzten Jahre jedermann klar vor Augen geführt haben. Auch die Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Plätze, der großen Säle und Hallen, der Bahnhöfe und Werkstätten hat sich die Elektrizität stellenweise erobert und macht täglich auf diesem Gebiete neue Fortschritte. Ist sie auch berufen, die Petroleumlampe und die anderen Lichtquellen auf dem Arbeitstische zu verdrängen? Es kommt in dieser Beziehung nur die eine Art der elektrischen Beleuchtung, die durch Glühlichter, in Betracht. Dieselben werden dadurch erzeugt, daß eine feine Pflanzenfaser in einer luftleeren Glasglocke durch den elektrischen Strom glühend gemacht wird. Je nach der Spannung der Ströme ist das Licht mehr rötlich oder bläulich; es hat unter allen Umständen eine sehr bedeutende Leuchtkraft; in der Regel ist es reicher an violetten Strahlen als die übrigen Lichtquellen und nähert sich dadurch in seiner Zusammensetzung dem Sonnenlicht. Die großen Vorzüge des Glühlichts hinsichtlich der Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ungefährlichkeit sind allgemein anerkannt. Wird es aber vom Auge gut ertragen? Wir besitzen für die Beantwortung dieser Frage zwar noch nicht völlig erschöpfende, aber doch ziemlich genügende Erfahrungen. Was wir bis jetzt in dieser Beziehung gehört haben, spricht zu Gunsten des elektrischen Glühlichts, vorausgesetzt, daß die Lampen mit geeigneten Schirmen versehen werden. Der große, neue Zentralbahnhof in Straßburg — beiläufig der Zeit nach die erste große elektrische Beleuchtungsanlage des Kontinents — ist in allen seinen zahlreichen Büreauzimmern seit 5 Jahren mit Glühlichtern erleuchtet, bis vor einem Jahre mit dem Edison'schen, seitdem mit dem Siemens'schen System, und keiner der dort beschäftigten Beamten hat eine nachteilige oder unangenehme Wirkung der neuen Beleuchtungsart an sich empfunden. Zu einem gleichen Ergebnis führte eine Erkundigung, welche der Verfasser in einer großen Straßburger Buchdruckerei angestellt hat, die seit einem Jahre alle ihre Arbeitssäle mit Edison'schen Glühlichtern versehen hat. Ein amerikanischer Augen-

Digitized by Google

arzt, Dr. A. Andrews in New-York, berichtet neuerdings, daß er über tausend Arbeiter beobachtet habe, welche seit längerer Zeit mehrere Stunden der Nacht bei elektrischem Lichte thätig waren. Bei keinem von ihnen habe er einen Reizzustand der Augen gefunden; die meisten gaben ihm an, daß sie sich bezüglich des Sehorgans bei der neuen Beleuchtung wohler fühlten als vorher. Hiernach scheint es, wie wenn wir in den elektrischen Glühlämpchen nicht nur ein sehr helles, reines und ruhiges, sondern auch dem Auge unschädliches Licht gewonnen hätten. Bis dasselbe aber eine allgemeine Verbreitung gefunden, dürfte die Petroleumlampe als Arbeitslicht den ersten Platz behaupten.

Es ist aber, wollen wir unser Auge vor Schaden bewahren, nicht nur nötig, ihm bei der Arbeit ein genügendes und gleichmäßiges Licht zuzuführen, es muß auch außerhalb der Arbeit vor greller Beleuchtung und vor raschem Wechsel der Lichtmenge geschützt werden. In diesen beiden Beziehungen wird vielfach gesündigt. Mancher stellt seinen Arbeitstisch so auf, daß er während des Schreibens eine weiße, von der Sonne beschienene Mauer beständig vor Augen hat. Ein anderer liest mit dem Gesichte gegen das Fenster in einem Buche, welches von der Sonne beschienen ist, während er mit geringer Mühe seinen Stuhl umwenden und in den Schatten rücken könnte. Wie schädlich das Sehen auf große, weiße Flächen ist, lehrt die Schneeblindheit, welche die Thätigkeit des Auges vorübergehend vollständig zu lähmen vermag. Es ist bekannt, wie gefährlich sie dem Alpenwanderer auf der Höhe wird; sie kann aber auch den Thalbewohner an hellen Wintertagen befallen. Bekannt ist ferner, daß das Sehen in die Sonne sehr erhebliche Blendungserscheinungen, ja dauernde Blindheit herbeiführen kann. Nach der Sonnenfinsternis des Jahres 1883 hat Verfasser nicht weniger als 7 Personen in Behandlung bekommen, welche sich durch Beobachtung der Sonne ohne Schutzgläser oder mit ungenügend geschwärzten dunkle Flecken im Gesichtsfelde zugezogen hatten, von welchen ein Teil nicht wieder verschwunden ist. Nur durch sehr bedeutende Abschwächung vermittelst rauchgrauer oder geschwärzter Gläser wird das direkte Sonnenlicht dem Auge erträglich. Dieselbe Vorsicht ist geboten, wenn man mit den außerordentlich hellen, künstlichen Lichtquellen, dem elektrischen Bogenlichte, Magnesium — oder Kalklicht zu hantieren hat.

Wie die anderen Sinnesorgane wird die Netzhaut durch den schnellen Wechsel der auf sie einwirkenden Reize ermüdet und erschöpft. Unser Auge besitzt die Fähigkeit, sich verschiedenen Helligkeiten anzupassen, es bedarf dazu aber einer gewissen, wenn auch nur geringen Zeit. Treten wir aus einem finsteren Raume, in dem wir längere Zeit verweilt haben, in einen hellen, so sehen wir in den ersten zehn oder zwanzig Sekunden gar nichts; wir sind „geblendet" und empfinden zugleich einen ziemlich heftigen Schmerz in den Augen und im Kopfe. Nach einiger Zeit, einer halben bis einer Minute, hat sich das Auge an die helle Beleuchtung gewöhnt, und wir sehen nunmehr sehr deutlich. Desgleichen wissen wir, daß unser Auge, wenn wir des Abends aus einem hell erleuchteten Saale auf die dunkle Straße treten, anfangs gar nichts erkennt; nach und nach gewinnen die Dinge deutlichere Umrisse, und wir sehen so viel, als die schwache Beleuchtung überhaupt

Digitized by Google

zu sehen erlaubt. Die Erscheinung beruht, wie neuere Forschungen ergeben haben, auf eigentümlichen chemischen Vorgängen in der Netzhaut und wahrscheinlich auch auf Ortsveränderungen der Pigmentmoleküle in einer ihrer Schichten. Das Licht zerstört nämlich den roten Farbstoff, den Sehpurpur der Netzhaut, der sich im Dunkel wieder neu bildet; sehr schroffe Übergänge von hell zu dunkel und umgekehrt müssen daher diesen Vorgang in ungünstigem Sinne beeinflussen. Oft genug setzen wir aber unser Auge dem grellen Wechsel der Beleuchtung aus. Viele verdunkeln ihr Schlafzimmer so vollständig wie möglich und treten aus demselben unmittelbar in das benachbarte Zimmer, in das vielleicht die Morgensonne scheint. Daß ein solcher plötzlicher Übergang vermieden werden soll, versteht sich von selbst.

Wir wollen diese Bemerkungen nicht schließen, ohne noch einer unter Gebildeten, Männern wie Frauen, weit verbreiteten üblen Gewohnheit zu gedenken, welche vom ärztlichen Standpunkte bekämpft werden muß. „Ich kann nicht einschlafen, wenn ich nicht im Bett wenigstens eine halbe Stunde lese", kann man von vielen hören, wenn das Gespräch auf das Kapitel vom Schlafe gelenkt wird. Hierauf läßt sich erwiedern, daß es meistens auf den Versuch ankommt. Der Gesunde, dem nicht Sorgen oder Kummer das Gemüt beschweren, schläft auch ohne Buch oder Zeitung ein; er versuche es nur, und es wird gelingen, wenn nicht das erste Mal, so doch nach einigen Tagen. Wir würden uns einer Übertreibung schuldig machen, wollten wir behaupten, daß das Lesen im Bett immer von üblen Folgen begleitet sei. Das hindert aber nicht, daß manche Störung des Sehorgans auf diese Ursache zurückzuführen ist. Das Lesen im Bett ist nämlich ohne Zweifel mehr ermüdend als das Lesen außerhalb desselben. Denn zum bequemen Sehen mit beiden Augen gehört außer der guten Beleuchtung und der angemessenen Entfernung auch noch eine ansehnliche Senkung der Blicklinien. Diese müssen unter einem Winkel von 30—45° nach unten gerichtet sein. Man versuche einmal eine halbe Stunde lang in einem Buche zu lesen, welches senkrecht grade vor unserem Gesichte gehalten wird; man wird sehr bald einen unangenehmen Druck empfinden, der von der ungewohnten Anstrengung der Augenmuskeln herrührt. Aus demselben Grunde wirkt das längere Verweilen in Gemäldegalerien so ermüdend auf die Augen; hier sind wir nämlich genötigt, mit gradaus gerichteten, oder gar erhobenen Blicklinien lange aufmerksam zu sehen. Wenn wir im Bette liegend lesen, vermögen wir aber unsere Blicklinien nicht so tief zu senken, wie es für das andauernde Sehen erforderlich ist. Rechnet man noch dazu, daß die Beleuchtung häufig mangelhafter ist, als wenn wir am Tische sitzen, und daß der Wunsch, eine Seite oder ein Kapitel zu beendigen, uns oft verleitet, gegen den Schlaf anzukämpfen, so ist wohl der Ausspruch gerechtfertigt, daß das Lesen im Bett eine Unart ist, welche besser unterlassen wird. Denn der Schlaf ist nicht nur der von der Natur geforderte, unentbehrliche Ruhezustand des Gehirns, sondern auch der unserer Augen, welche im wachen Zustande unausgesetzt thätig sind.

Digitized by Google

Über die Veroneser Malerschule.

Von

Joseph Kohler.

I.

Wiederum stehe ich mit ehrfurchtsvoller Scheu vor S. Zeno, der genialen Konzeption einer rohkräftigen Zeit, die hier ihre gewaltigen Bildungskeime zur Reife gebracht hat. Diese schon von der Fassade aus markierten drei Schiffe mit ihrer klaren Abstufung und dem Apsisschlusse, wie einfach und erhaben, wie groß und mächtig muten sie uns an, wie ein Akkord aus jenen gewaltigen Zeiten des Kaisertums, in welchem die Poesie des Werdens die Welt durchzog und die germanisch-christliche Völkerfamilie noch ihre kräftigen Jugendjahre verlebte. Diese Fassade mit der Vorhalle, deren Säulen auf Löwen ruhen, mit dem Glücksrad, welches Ströme von Licht in das Innere der Kirche einläßt, mit der scharfen und klaren Zeichnung durch Lisenen und Friese, zuletzt mit den rohen, wundersamen Skulpturen, in welche sich ein kindliches Gefühl in liebender Formung vertieft! Auch die allmählich immer mehr von der Tünche befreiten Fresken beginnen mit den rohen Formen und steigen auf bis zu den wunderbaren vollendeten Madonnen eines Altichieri.

Aber auch in den rohen Schöpfungen dieser Fresken weht uns ein unsäglicher Ernst, eine heilige, tiefe Kraft entgegen, sie verraten epische Breite, geistige Tiefe der Auffassung, und einige dramatische Gruppen erinnern in der Freiheit und Sicherheit der Handlung, in den geistdurchlebten Zügen der Personen und in der ergreifenden Stimmung, die durch das Ganze zieht, an Giotto. Zu den schönsten Gruppen gehört an der ersten Längswand eine (teils durch einen Altar verdeckte) Grablegung voll großartiger Züge, lebendig aus der Seele herausgefühlt. Auch die Fresken aus der Geschichte Nic. de Baris zeigen Leben, Ausdruck und Würde. Und weiterhin an der Empore bietet dieselbe Wand uns die Beerdigung des heiligen Zeno und den heiligen Georg den Drachentöter, alles Darstellungen voll Leben, Kraft, Nachdruck und Adel. Verraten schon diese Gruppen den belebenden, lösenden Einfluß Giottos, so gehören die zwei Madonnen mit dem Kinde auf der gleichen Wand zu den heiligsten und wärmsten Schöpfungen Altichieris; daneben ist eine Madonna mit zwei Heiligen in der altertümlichen Weise, voll hehrer, unnahbarer Größe, wie ein Stern aus dunkler Nacht zu uns herniederschauend, während in den Darstellungen Altichieris bereits die Magd

[1]) Vergl. zum folgenden: Vasari, Vite dei pittori, hier nach der Übersetzung von Förster, III. B. S. 185 f., zitiert, sodann insbesondere Bernasconi, Studi sopra la storia della pittura Italiana, Verona 1865; Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei (deutsche Original-Ausgabe von Jordan), namentlich Band II. S. 393 f. und V., S. 375 f; Lermolieff, die Werke italienischer Meister in der Gallerie von München, Dresden und Berlin (übersetzt von Schwarze), Leipzig 1880. (Bekanntlich ist Lermolieff Pseudonym für den bedeutenden Kunstforscher Morelli). Lübke, Geschichte der italienischen Malerei, 1879, II., S. 571 f.

Digitized by Google

des Herrn, die liebende Mutter voll menschlich inniger Ergebung hervortritt. Andere Fresken, wie die Taufe und die Erweckung des Lazarus auf derselben Seite, zeigen die Naivität einer rohen, unbehülflichen Zeit, aber als erster Versuch des Geistes, sich zu den Höhen der Kunst zu erheben, sind sie für den Forscher von besonderem Interesse — eine ganze Geschichte der Malerei ist aus der Fülle der Fresken zu lesen, die hier verschwenderisch die Wand bedecken. So auf der anderen Längswand: nicht weniger als drei Kreuzigungen, wovon die eine erst neuerdings aufgedeckt, von verschiedenem Alter, mehrere Magdalenen, eine Madonna voll Anmut und Innigkeit. In der Apsis endlich treten uns Figuren von großartiger Kraft und markigem Leben entgegen, mehrere Heilige und eine Kreuzigung, die noch etwas steif und befangen ist — das Epos blüht immer früher auf als das Drama, auch in der Malerei, — und die Kraft der Einzelfiguren tritt dem unbefangenen Sinne früher entgegen als die Fülle der kontangierenden psychischen Kräfte, welche sich im dramatischen Zusammenwirken entfalten. Diese alten Fresken sind Zeugen einer uralten selbständigen Schule von Malern in der Etschstadt, von Malern, deren Namen denuneist verklungen sind. Sie atmen alle den tiefen Andachtssinn, den kräftigen Geist und die scharfmarkierte Lebensauffassung, welche die Veroneser Schule bis in ihre letzten Ausläufer charakterisieren[1]).

Als der Genius Giotto's Italien durchleuchtete und auch in Verona die Kunst in neue Bahnen lenkte, da nahm das dramatische Leben der Freskenbilder einen neuen Aufschwung, und der unbekannte Meister jener Gruppenbilder der rechten Längswand zeigt, wie der neue Keim auf fruchtbaren Boden gefallen war; noch mehr beweist dies das mit dem Jahr 1397 und dem Maler Petrus Paulus a Capella[2]) bezeichnete schöne Bild über der Empore, wo der Prior des Klosters der Madonna durch S. Zeno vorgestellt wird, ein Bild voll reichen Lebens, durchgeistet, frei und mild, mit bereits beginnender Perspektive, allerdings sehr ähnlich dem berühmten Altichieri in S. Anastasia. Dem Altichieri selbst wird in S. Zeno ein wunderbares Kruzifix zugeschrieben in der Nähe des Portals; welche Ruhe, Würde und Größe! Denn Altichieri ist einer der großartigsten Nachfolger Giottos, unter ihm erreicht bereits der Stil Breite und Fülle, eine Fülle, welche in einigen Zügen an Masaccio anklingt — das beweist die Capella S. Felice und S. Giorgio in Padua[3]).

[1]) Über einen Maler Eribertus aus dem 9. Jahrhundert vgl. meine Notiz in Lützows Zeitschrift 1885, Chronik Sp. 684, und meine Urkunden aus dem Antichi Archivi der Bibl. comm. von Verona II., S. 13.

[2]) Vergl. Crowe und Cavalcaselle, II., S. 408.

[3]) Vergl. von Altichieri auch die Kreuzigung im Museo civico zu Verona, mit sehr lebendiger, dramatisch bewegter Gruppe. Ein etwas späterer Zeitgenosse des Altichieri ist Martino da Verona. Von ihm rührt eine großartige Kreuzigung her, jetzt im Museo civico zu Verona, wo Christus im schwarzen Gewande mit der Krone auf dem Haupte am Kreuze hängt; die Madonna und die Heiligen sind von imponierender Größe, das Ganze ringt sich aus der allegorischen Starrheit zum frischen Leben hervor. Ferner gehören ihm die kräftigen Gestalten an der Kanzel von S. Fermo, wohl auch noch andere Fresken dieser Kirche an.

Digitized by Google

Und so wäre S. Zeno schon eine der höchsten Offenbarungen oberitalischer Kunst, auch ohne das wunderbare Bild Mantegnas, welches in seiner Renaissance-Architektur, in seinen Fruchtgewinden, in seiner Gruppenbildung den gewaltigen Meister dramatischen Bildes, den Meister der Ornamentik, den Meister der Gruppierung und Perspektive, den Meister der Darstellung kräftiger, energischer Männlichkeit in der höchsten Vollendung bekundet. — Doch darüber habe ich bereits an anderer Stelle gehandelt[1]), und das Blatt über S. Zeno muß sich schließen; es schließt sich, aber der Geist bleibt erfüllt von der überwältigenden Schönheit und von dem tiefsittlichen Ernste, welchen wir in dem unvergleichlichen Bau empfangen. Ich stand staunend einst in S. Peter, ich stand in S. Paolo und in Maria Maggiore in Rom, ich stand in stiller Betrachtung vor den Meisterwerken des Vatikan — aber immer bleibt S. Zeno eine der höchsten und reichsten Erinnerungen, und wenn an anderen Orten mit größerer geistiger Kraft und mit männlicherer Technik geschaffen wurde, nirgends ist mit reinerem Herzen und edlerer Gesinnung gewirkt worden, nirgends fühlt man mehr den Pulsschlag liebevollen, ernsten Strebens als hier.

II.

Die Besucher Veronas pflegen sich in S. Fermo hauptsächlich bei den angeblichen Giottos am Chorbogen und bei dem virtuos gemalten, aber sehr verweltlichten und theatralischen Caroto in S. Sacramento aufzuhalten. Aber das größte, meist unbeachtete Juwel der Kirche ist die wunderbare Verkündigung von Vettore Pisano (Pisanello), über dem Grabe Brenzonis, eines der wenigen erhaltenen Bilder des großen Meisters, zugleich wohl die bedeutendste Darstellung des großartigen Momentes durch die Kunst des Malers — ein Meisterbild der pittura mystica. Nur die älteren Meister verstanden es[2]), das höchste Geheimnis, den unsagbar mystischen Akt der Inkarnation, in einer großartigen, würdigen Weise darzustellen; es war in einer Zeit, wo die sinnlich-weltlichen Züge in der Malerei noch wenig zur Entwickelung gelangt waren und die Unvollkommenheit des menschlichen Ausdruckes dem transzendentalen Göttlichen größeren Spielraum gewährte. In unserem Bilde ist die heilige Jungfrau nicht, wie in den meisten Darstellungen, voll mädchenhafter Schüchternheit, vielmehr ist es das Verständnis des großen welthistorischen Momentes, das Gefühl der ungeheueren Schickung, die ihrer wartet, das Einssein mit dem Göttlichen, was sich in dem Gesichte der Jungfrau spiegelt; und welche Verehrung, welche Tiefe des ewigen Verständnisses im Antlitze des sich neigenden himmlischen Boten[3])!

Nur eine Darstellung dieses Gegenstandes kenne ich, die diese erreicht, es ist die Verkündigung Donatellos in S. Croce zu Florenz; dies ist aber auch das Höchste, was die scultura mystica erreicht hat. Es war der jugendliche, feurige Donatello, welcher die Gruppe geschaffen hat, es war noch nicht der unerbittliche Realist, der in der Ausprägung des Individuellen seine höchste Kunst

[1]) Vergl. darüber meine Schrift: Aus dem Lande der Kunst S. 12 f.

[2]) Verfehlt ist beispielsweise die Tizianische Verkündigung in S. Salvatore in Venedig.

[3]) Vergl. über das Bild auch Maffei, Verona illustrata III., p. 234.

Digitized by Google

entfaltet; es ist ein Werk jugendlicher Intuition, ein Werk ahnungsloser, naiver Begeisterung, das um so liebreizender und inniger auf den Zuschauer wirkt[1]).

Vettore Pisano war zweifellos der Erneuerer der Veroneser Malerschule in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und einer der berühmtesten Meister seiner Zeit. Gleichzeitige Schriftsteller gedenken seiner mit den größten Lobeserhebungen[2]), und man liest von zahlreichen Werken, welche er in den verschiedensten Städten Italiens ausgeführt habe. Doch die Zeit war der Erhaltung seiner Schöpfungen nicht günstig, und die Nachwelt hat ihn lange Zeit nicht nach seiner Größe geschätzt[3]); aber was übrig geblieben, zeugt von der Großartigkeit seiner Auffassung, der Tiefe seines künstlerischen Verständnisses und der Kraft seines Könnens. Die erwähnte Verkündigung ist von ihm gezeichnet; die Worte Pisanus pinsit sind noch heute zu lesen, wie zu Zeiten Maffei's, während die Autorschaft eines anderen Werkes zweifelhaft bleibt, ich meine die meisterhaften Fresken in S. Maria della Scala in der ehemaligen Kapelle, wo jetzt die Glockenseile durchziehen, das Leben des Filippo Benizzi darstellend. Ein heiliges, bedeutendes Leben waltet in diesen Bildern; die Architektur ist großartig gedacht, und das Schiff mit Insassen erinnert an Kraft und Wirklichkeit der Darstellung lebhaft an Giotto. Die Unterschrift scheint eher auf Stefanus zu deuten, wie die Schöpfung denn auch gewöhnlich dem jüngeren Stefano da Zevio[4]) zugeschrieben wird. Aber die Großartigkeit der Darstellung, die Ähnlichkeit der Architektur mit derjenigen des Bildes in S. Fermo lassen der Vermutung Raum, daß das Bild, wenn nicht von Pisano gemalt, doch von ihm entworfen und auch teilweise ausgeführt sein mag, wie denn auch besondere Umstände darauf hinweisen, daß die Ausführung zwischen 1441 und 1446, also in die Zeit der gereiften Kraft Pisanos fällt.[5]) Sicher gehört ihm jener heilige Georg an, welcher in St. Anastasia über den Bogen der Kapella Pellegrini gemalt ist: der christliche Held, im Begriff auf das Pferd zu steigen und daneben die befreite Königstochter. Das Bild, wenn auch beschädigt, zeigt große Mannigfaltigkeit, reiches Leben, Hoheit und Adel. Führt uns dieses Bild in das frische Leben, so lenkt ein anderes wieder unsern Blick in die Tiefen des Mysteriums, es ist die Madonna im Blumengarten mit der hl. Katharina in der Veroneser Gallerie Nr. 341. Die

[1]) Etwa aus dem 20. Lebensalter des Meisters. Vergl. Hans Semper, Donatello S. 108 fg.

[2]) Biondo: unus superest, qui fama ceteris nostri seculi faciliter antecessit, Pisanus nomine (bei Maffei, Verona illustrata III., p. 231). Weiteres bei Bernasconi p. 59 f 80 f.

[3]) Vergl. über ihn die vortreffliche Darstellung von Bernasconi S. 59 fg., 223 fg., ferner Lermolieff, S. 400.

[4]) Dem S. da Zevio gehört unter anderm auch ein hl. Augustin in Glorie über dem Seitenportale von St. Eufemia, welcher die ganze Großartigkeit von Pisanos Schule verrät, ferner die Anbetung der Könige in der Brera zu Mailand Nr. 287, (datiert 1435), ein etwas verunglückter dramatischer Versuch, wo noch die rechte Freiheit der Gruppierung fehlt. Über einen älteren Stefano da Zevio und sein Altarbild zu Illasi (unweit Verona) vergl. Bernasconi S. 220.

[5]) Vergl. den Nachweis bei Bernasconi S. 229.

Digitized by Google

Himmelsmutter ist voll heiligen Schauens, als blickte sie in eine andere Welt, als sähe sie eine höhere Erscheinungsform der Dinge vor sich: ein hoher Ernst, eine tiefe Ergriffenheit spiegeln sich in ihren Zügen und teilen sich dem Beschauer mit; ihr Blick bekundet Teilnahme mit uns, aber es ist die Teilnahme eines höheren Wesens, welches in dieser Welt nur Anklänge, kein Ebenbild findet.[1]) Dieses Bild führt uns aber sofort auf ein weiteres, welches nicht als ein Vettare Pisano gilt, sondern bald dem Gentile da Fabriano, bald dem Stefano da Zevio zugeschrieben wird, welches ich aber ganz sicher für ein Werk desselben Meisters halte wie das Veroneser, ich meine jenes Bild im ersten Saale der Galleria Colonna in Rom: Madonna mit Engeln. Wer das Bild der Veroneser Pinakothek im Geiste hat, kann kaum zweifeln, daß dieses Madonnenantlitz von demselben Meister geschaffen worden ist: derselbe Typus, derselbe hoheitsvolle, tiefsinnige Blick der Madonna, derselbe Ausdruck mysteriösen Sinnes, dieselbe Überweltlichkeit der Gottesmutter.

III.

Ist Vettore Pisano der erste große Erneurer der Veroneser Malerschule, so ist der zweite der große Domenico Morone; unter ihm nimmt der dramatische Stil eine Größe, Fülle und Kraft, unter ihm nimmt die Darstellung des Heiligenlebens eine Tiefe und typische Breite an, die an die größten Meister, insbesondere an Gentile Bellini gemahnt. In der dritten Kapelle von S. Bernardino in Verona, jener Kirche, welche die Capella Pellegrini, die gewaltige Schöpfung San Micheles, enthält, in der dritten Kapelle, in der Kapelle S. Antonio, sind aufgedeckt Fresken aus dem Leben des heiligen Antonius von dramatischer Kraft, eindringlichem Leben, der Heilige von überzeugender Gewalt des Wortes[2]); den großen Stil Moroues aber bewundern wir vornehmlich in dem ehemaligen Refektorium des Klosters S. Bernardino, das niemand unbesucht lassen sollte; hier hat Morone mit all' seiner Kraft und in der Fülle seines technischen Könnens gearbeitet; das Fresko an der einen Schmalwand, die Anbetung der Madonna durch zwei Heilige, gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen, die Verona aufzuweisen hat; die beiden anbetenden Heiligen entfalten eine Gewalt und Größe der Individualität, eine Würde und Mächtigkeit der Persönlichkeit, in deren Gedanken- und Willenskreis eine ganze Geschichte spielt: denn das ist die wahre Größe des Malers, daß er die geschichtliche Einwirkung einer Person und die

[1]) Crowe und Cavalcaselle (übers. v. Jordan) V., S. 477 fg. sprechen sehr wenig lobend von diesem Bilde. Allein nur das ist zuzugeben, daß die Technik unvollkommen ist; in der Auffassung ist das mystische Bild herrlich. Lermolieff S. 395, Anm. 1 schreibt das Bild dem Stefano da Zevio zu und weist auf den Pfau hin als das Zeichen dieses Künstlers. Das Bild hat allerdings Pfauen, aber auch noch andere Tiere; schwerlich dürfte hieraus etwas geschlossen werden. Andrerseits halten Crowe und Cavalcaselle V., S., 485 das Bild im Palazzo Colonna für einen Stefano da Zevio. Sicher scheint es mir jedenfalls, daß beide Bilder von derselben Hand herrühren.

[2]) Störend ist die zu breite Fleischbehandlung, auf welche auch Crowe und Cavalcaselle V., S. 518 aufmerksam machen. Dieser Fresken gedenkt Vasari III., b S. 233.

Digitized by Google

geschichtliche Einwirkung der von dieser Person getragenen Idee prophetisch in die Gestalt des Mannes selbst zu legen weiß; es ist nicht mehr der einzelne, es ist die in ihm verkörperte geschichtliche Idee, welche vor unsern Sinn tritt. Das Bild ist gemalt im Jahre 1503 im 61. Lebensjahre des Meisters, dem bis in dieses Alter ein ständiges Fortschreiten vergönnt war.[1]),

Von Domenico Morone gehen die drei Maler aus, welche den Geist der Veroneser Schule am treusten gewahrt haben, Francesko Morone, Michele da Verona[2]) und der große Paolo Morando, genannt Cavazzola, in welchem die Veroneser Schule ihre größte Vollendung erreicht, — denn Paolo Veroneſe gehört dieser Schule nicht mehr an.

Von Francesko Morone rührt die Kreuzigung in S. Bernardino her, wo der Heiland hoch oben schwebend jenes Bild der trostlosen Vereinsamung bietet, das uns in der Dürerschen Kreuzigung so sehr erschüttert; von ihm stammt die miniaturartig fein gemalte Altartafel, Madonna mit zwei Heiligen in S. M. in Organo,[3]) von ihm die großartigen Mönchsgestalten in der Sakristei ebenda, in welchen die Größe des Domenico wiederkehrt.

IV.

Noch andere Meister treten in der Veroneser Schule auf und geben ihren Werken einen mannigfacheren tieferen Charakter. Das dramatische Leben entzündete namentlich Niccolo Giolfino; eine durch und durch dramatische Ader leitet seinen Pinsel, aber das Können steht oftmals weit hinter dem Wollen zurück: oftmals passen die Einzelpersonen nicht zur Gesamtposition, oftmals wird die dramatische Bewegung der Person, weil ihr das innere Leben fehlt, zur Verzerrung und Karrikatur, oft sinkt unter dem Streben der Belebung das Heilige zum Gewöhnlichen herab. Solche dramatisch bewegte Aufgaben waren insbesondere die Auferstehung und die Ausgießung des heiligen Geistes, an beiden hat sich der Meister versucht. Eine Auferstehung findet sich in S. Maria in Organo, wo die Figuren etwas Studiertes und Gepreßtes haben und nicht recht in die Handlung hineinpassen. Die Ausgießung des heiligen Geistes hat der Meister in S. Maria della Scala versucht, wo einzelne Individualitäten von großer Schönheit sind, ohne daß es dem Meister gelungen wäre, den lebendig begeisterten Aus-

[1]) Ob ihm das etwas kalte Bild in der Brera Nr. 163: heiliger Bernhard mit zwei Engeln, angehört (vergl. Crowe und Cavalcaſelle S. 518 fg.), wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls könnte dann die Jahreszahl 1460 kaum echt sein, da Morone damals erst achtzehn Jahr alt war (geb. 1442).

[2]) Ihm scheinen insbesondere einige jener großartigen Fresken in S. Anastasia anzugehören, insbesondere die Ausgießung des heiligen Geistes über dem Altar der Miniscalchi (über dem Giolfino).

[3]) Vom Jahr 1503; vergl. über sie Vaſari III., b. S. 237. Ihm gehört ferner das Bild der Brera Nr. 296: Madonna mit dem Kinde und dem heiligen Nikolaus de Bari und S. Zeno (aus der Kirche S. Giacomo alla Pigna zu Verona). Außerdem dürfte das Bild in S. Anastasia, welches meistens dem Girolamo dai Libri zugeschrieben wird, gleichfalls von ihm herrühren. Übrigens ist ein Zusammenwirken beider nicht ausgeschlossen, da sie (nach Vaſari III., b. S. 235) wie Brüder zu einander standen und auch sonst zusammen arbeiteten.

Digitized by Google

druck der Jünger zur erhabenen Gruppenbildung zu vereinigen. Gelungener ist derselbe Gegenstand in S. Anastasia behandelt, wo die Personen in gleichzeitiger Begeisterung, in Scheu, Entzücken, Lobpreisung zur herrlichen Gesamtkomposition vereinigt sind und kein vorlauter Mißton den Gesamteindruck des Bildes stört. Das Bild ist bezeichnet mit dem Jahre 1518, während das vorige die Jahreszahl 1486 trägt; zweiunddreißig Jahre Ringens bedurfte es, bis sich der Meister zu der vollendeten Komposition emporgearbeitet hatte, die wir in S. Anastasia in der Kapelle der Minifalchi bewundern. Noch andere Bilder, wie die Darstellungen in S. Bernardino, verraten den Meister in bald größerer, bald geringerer Vollendung; so Christus vor Pilatus und Christi Kreuzigung, namentlich aber die Gefangennahme Christi voll überzeugender, dramatischer Kraft: hier ist es nicht die ungerechte Macht des einzelnen, es ist ein tumultuarisch aufgereiztes Volk, ein zügelloser, alle Autorität abschüttelnder Haufe, dem der Heiland zum Opfer fällt. Darin liegt das tief ergreifende, darin die geheimnisvolle Macht des Bildes, es sind die Sturmfluten der Volksleidenschaft, die den Edelsten verschlingen — jede andere menschliche Macht läßt sich beschwichtigen, aber der erregte Pöbelhaufe ist der menschlichen Einwirkung entzogen, er ist eine elementare Gewalt, die das Höchste gleichmäßig in den Staub tritt.[1])

Ist bei der Veroneser Schule der Einfluß des mächtigen Mantegna zu verspüren, so giebt es unter ihren Anhängern Geister, welche, völlig von der Macht des Paduaner Genius hingerissen, ihre Eigenart und Schule aufgaben und zur Mantegnesken-Manier erstarrten. Der verführerische Zauber der derbmännlichen Kraft des großen Malers, die hinreißende Gewalt seiner individualisierenden Charakteristik vermochte manchen schwächeren Jünger mit zu reißen; sie versuchten es, seine eherne Art anzunehmen und die Gestalten durch das Feuer des antikisierenden Geistes zu stählen und zu läutern. Aber die Rüstung des Riesen paßt nicht für jedermann, und die gewaltige Art Mantegnas bedarf des Mantegneskten Feuergeistes und der Mantegneskten Manneskraft, um nicht zur leeren, hölzernen Schablone, zur unangenehm, düster abstoßender Manier zu werden. Zu denjenigen nun, welche durch die Mantegneske Größe hingerissen und dem naiven heimischen Stil entfremdet wurden, gehört insbesondere Bonsignori; ihn mußte die Art des Paduaners um so mächtiger berühren, als auch in ihm eine trotzige, prometheische Ader lebte. In seinem Bilde in S. Paolo ist er noch einfach und innig naiv[2]), und in seinem Altarbild in der Blasiuskapelle in S. Nazaro und Celso, seinem letzten Werke, (von 1519), kehrt er zu dem zarteren Stil zurück; das Bild ist so ausdrucksvoll und tief gedacht, als nur je Bonsignoni gemalt hat: ein milder Zauber liegt in den Zügen der Madonna, eine sanfte Andacht in den Gestalten der Heiligen, die nichts vordrängend Repräsentatives an sich tragen,

[1]) Dem N. Giolfino gehört auch die Madonna mit Kind und mit zwei Heiligen im Museo civico Nr. 256 an; sodann in S. Stefano die Altartafel rechts vom Hochaltar: Madonna mit dem Kind und dem Täuferknaben, unten Heilige.

[2]) Vgl. über dasselbe Vasari III b S. 228.

Digitized by Google

die Glut einer mächtigen Individualität ist sanft zurückgedrängt[1]). Dagegen das Altarbild in S. Bernardino in der Kapelle dei Bandi: Madonna mit dem Kind in stehender Haltung, zwei musizierenden Engeln und zwei Heiligen[2]), trägt bereits den ehernen Charakter des Paduaners an sich, und bis zum Unerfreulichen ist die Art gesteigert in dem etwas klotzigen Bilde im Veroneser Museum über der Ausgangsthür des vierten Saales, mit herbem Gesichts- und düsterem Fleischton, aber einzelnen großen Individualitäten.

Untergeordneter sind zwei andere Maler, welche den Einfluß des Paduaners verspürten, ohne daß die große Art desselben in ihrem Innern Widerhall fand; hier geht der Adel in Starrheit, die Kraft in Steifheit, die Energie der Individualität in Dürftigkeit und Eintönigkeit über. So Liberale, zu dessen besten Darstellungen das etwas befangene Bild der S. Metrone in S. Maria del Paradiso, das düstere Bild in der Antoniuskapelle von S. Fermo und die großartig gedachte Glorie der M. Magdalena in S. Anastasia gehören: alle Büßung ist vollendet, aller Mißklang gesühnt, hehr und erhaben blickt sie der Glorie entgegen; endlich der heilige Sebastian in der Brera zu Mailand (Saal VII. Nr. 315); der Heilige ist von großer Resistenzkraft, im Gefühl des Schmerzes seufzt er der Verklärung entgegen[3]). Niedriger steht Francesco Benaglio; sein Bild in S. Bernardino, welches wie eine Karrikatur des herrlichen Mantegna in S. Zeno erscheint, ist steif, hölzern, geistlos, es ist zum hohlen Repräsentationsschema geworden, die herrlichen Putten Mantegnas sind zu unbedeutenden Kindern entwürdigt. Besser ist sein Bild im Museum, Nr. 338: (Madonna mit Engeln und Heiligen), wo die Madonna eine hohe Milde und Gelassenheit zeigt[4]). Francescos Vater war Girolamo Benaglio, dessen mittelmäßige Bilder das Veroneser Museum bewahrt, so Nr. 349 — rein äußerlich, ohne kernige Individualität, unfertig und kraftlos; besser noch Nr. 346[5]).

[1]) Eine merkwürdige Wandlung! Treffend bemerkt Bernasconi p. 254: Se irrefragabili documenti non ci assicurassero che la tavola . . . . è veramente opera del Bonsignori, sarebbe impossibile attribuirla a lui col confronto delle altre sue.

[2]) Vgl. darüber Vasari III b. S. 228.

[3]) Berühmt sind ferner seine Fresken an einem Hause der Piazza d'Erbe Adam, Eva und Krönung der Maria, welche dem Besucher der Piazza von selbst in die Augen fallen. Ihm schreiben Crowe und Cavalcaselle V. S. 496 Note 75 auch die vier Heiligen auf den Orgelflügeln in S. Bernardino zu, von welchen zwei (der heilige Bernhard und der heilige Franziskus) sich an der Orgel, die anderen zwei (heiliger Ludwig und heilige Bonaventura) über der Kirchenthür befinden und welche vom Jahre 1481 stammen. Ich halte sie für Werke des Dom. Morone (vgl. auch Bernasconi p. 240). Dem Francesco Morone (Kübke II. S. 576 f.) können sie, da derselbe erst 1473 geboren wurde, nicht angehören.

[4]) Dem Benaglio scheint auch ein Bild der Sakristei von Nazaro Celso anzugehören: Christus mit Engeln und Heiligen.

[5]) Ein anderer weniger bedeutender Maler ist Giovanni Badile, welchem das Altarwerk Nr. 350 des Museo civico in Verona angehört: Madonna mit Kind, und auf jeder Seite drei Heilige auf Goldgrund. Die Heiligen haben einen großartigen Zug; das Bild ist bezeichnet. In den Kreis des Benaglio rechnet Lermolieff S. 13 f auch mit Recht das Bild der Münchner Pinakothek Nr. 549, welches dem Mantegna zugeschrieben wurde.

Digitized by Google

V.

Nicht der größte, aber der liebenswürdigste Veroneser, sicherlich der Liebling so vieler, welche ein Gemüt naiver Unschuld in sich tragen, ist Girolamo dai Libri. Naive Größe der Auffassung, klare Darstellung des heiligen Lebens, herrliche Landschaft üben einen unauslöschlichen Reiz aus. Die reichen Farben haben etwas Kaltes, Fröstelndes, was aber nicht abstößt, sondern nur den Eindruck erhöht: die Figuren werden dadurch in eine weihevolle Ferne gerückt, man sieht wie über eine weite Kluft hinweg, man blickt andächtig zu jener Höhe auf, wo jene Heiligen in hehrer Majestät zu uns herniederblicken. So eines seiner schönsten Werke in S. Paolo (am dritten Altar rechts): die heilige Familie mit Anna und Joachim, dem das Jesuskind einen Zweig reicht, hinten ein Baum und im Hintergrund herrliche Landschaft; eine ruhige Weihe schwebt über der Szene, die Figuren sind edel, groß und heilig, von rührender Innigkeit.

Wie anders jenes lebensfrische, farbenglühende Bild des Paolo Veronese in demselben Kirchlein, wo die Gestalt des heiligen Antonius in einen steifen, zeremoniellen Ton verfällt, eine Klippe, an welcher Paolo Veronese öfters scheitert; denn die Pracht und Fülle des Äußern verführt diesen Meister nicht selten zu einer Leerheit und Geziertheit des inneren Wesens. Dies ist bei früheren Malern nicht möglich; sie haben viel Idee und wenig Darstellungsmittel; die Idee hat mit der Darstellung zu ringen, nicht umgekehrt. — —

Ein anderes der schönsten Girolamos ist das wunderbare Bild in S. Giorgio mit der feierlich ernsten Madonna, den großartigen Heiligen und den musizierenden Putten[1]). Und zwei andere im Museo civico Nr. 278. 276. zeigen den Meister in seiner höchsten Vollendung; auf dem einen wieder die Madonna auf herrlichem Thron; ein liebenswürdiger Engel hält den Baldachin, hinten liebliche Bäume und im Hintergrund freundliche Landschaft; kommt der Meister auch nicht an Kraft und Feuer dem Cavazzola gleich, so zeigt er eine zarte Milde, eine schwärmerische Gelassenheit, einen unbeschreiblichen Farbenreichtum, eine herrliche Umgebung, in welcher die heilige Szene lebt. In dem andern Bilde: Petrus, Andreas, oben Madonna, im Hintergrund die Taufe Jesu mit weiter Landschaft, hat der Meister wohl die kräftigsten Töne angeschlagen, deren er je fähig gewesen ist[2]).

Girolamo dai Libri stammt aus einer alten Veroneser Maler- und Miniatorenfamilie, deren Genealogie der verdienstvolle Bernasconi aus den Mmizipalarchiven Veronas klar gelegt hat. Der älteste bekannte Meister der Familie ist Stefano dai Libri, von ihm stammte Francesco dai Libri, von diesem unser Girolamo (1474—1556) und von diesem wieder ein Francesco dai Libri, der aber früh und ohne Nachkommen starb[3]). Hat man den Cavazzola den Veroneser Rafael

[1]) Vom Jahre 1526 (bezeichnet).

[2]) Über ein Bild desselben in der Berliner Galerie vgl. Lübke II. S. 578 f.

[3]) Vgl. Bernasconi, p. 230 sq. 289 f., 292.

Digitized by Google

genannt, so könnte man ebenso unseren Girolamo den Veroneser Giambellini nennen, an den er in der heiligen Weihe des Andachtsbildes so manchmal erinnert, wenn auch die Farbenkälte des Veroneesers weit absticht gegen die Glut und Innigkeit, welche der Venezianer Meister in seine Schöpfungen gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Die Pole des Empfindungsvermögens und des Gefühls.

Von

Paul Mantegazza.

Wenn auch die menschlichen Empfindungen und Gefühle zahlloser sind als der Sand am Meere und als alle Worte sämtlicher Sprachen des Erdballs, so können sie doch in folgende vier Pole eingeschlossen werden: Lust und Schmerz in Bezug auf die Welt der Empfindungen, Liebe und Haß für die der Gefühle.

Um diese Pole kann man ohne besondere Anstrengung einen großen Teil der ganzen vergleichenden menschlichen Psychologie gruppieren. Das Studium des Vergnügens führt uns zur Untersuchung der Feste und jeder Art von Ausschmückung, zur Wahlverwandtschaft der Rassen und der von ihnen bevorzugten Vergnügungen, und das vergleichende psychologische Studium des Schmerzes führt uns auf die natürlichste Weise zur Untersuchung der verschiedenen Äußerungen des Schmerzes, zu den Trauerfeierlichkeiten, zur Analyse des Pessimismus, sei es die Folge einer schlechten Körper-Konstitution oder die Frucht langer, mühevoller, philosophischer Gedankenarbeit.

An die Liebe schließen sich alle Gefühle des Wohlwollens, von der Neigung zu den Tieren bis zur Geschlechtsliebe an; zu ihr gesellt sich auch das Studium der Familien und ihrer traurigen Formen.

Das Studium des Hasses giebt uns den Schlüssel zu allen menschlichen Vergehen, es treibt uns an, tiefer in die verschiedenen Formen der Grausamkeit einzudringen und alle jene Geschichten zu lesen, welche der Mensch in den langen Annalen seiner Geschichte mit Blut geschrieben hat.

In all' diesem liegt ein so großer Teil vom Menschen, daß die Untersuchung desselben nicht nur das Leben eines Einzelnen, sondern das mehrerer Generationen ausfüllen würde. Zwar ist es eine Schande es zu gestehen, aber leider ist es nur zu wahr, daß die vergleichende Psychologie der menschlichen Rasse noch zu den unbekanntesten Gebieten der Anthropologie gehört. Wir wissen viel mehr über die Struktur der Haare und die verschiedenen Schädelformen als über die mannigfaltige Art und Weise der Menschen zu lieben und zu hassen. Und doch liegt mehr vom Menschen in einem Lächeln oder einer Verwünschung als in einem Schädel oder einem ganzen Skelett.

Digitized by Google

Freilich ist es viel leichter Schädel zu messen als psychische Phänomene zu beobachten, und dann schaut auch der Mensch sehr ungern in den Spiegel seines eigenen Gewissens. Es könnte fast scheinen, als ob das Bild, das er darin entdeckt, nicht gerade nach seinem Geschmack wäre. Aber wenn die Aufgabe auch schwierig und mühevoll ist, um so höher steht sie und um so nützlicher ist sie für den, der nicht den Beruf eines Anthropologen oder Psychologen erwählt hat.

Wir erben einen solchen Wust von religiösen und philosophischen Vorurteilen, daß wir ohne Übertreibung sagen können, daß das uns am wenigsten bekannte Ding der „Herr Ich" ist, und es erfordert ebenso große Mühe, dasjenige zu erlernen, was man weiß, als das zu verlernen, was man besser nicht gelernt hätte. Niemand würde glauben, daß wir bis zum XIX. Jahrhundert nur einen Bain, einen Herbert Spencer, Maudsley gehabt haben, die uns schließlich nur das Alphabet der wahren, positiven Psychologie geben.

Die positive Psychologie müßte die Universal-Wissenschaft sein, die Einführung zu jedem anderem Studium, müßte mit einem Worte an die Stelle der sogenannten Philosophie treten, welche heute noch die Einleitung zu jeder andern hohen, ernsten Geistespflege ist. Statt dessen herrschen noch immer Vorurteile, Befürchtungen, Mißtrauen gegen dieselbe, und nie werde ich die Geberde des Entsetzens vergessen, mit der ein berühmter argentinischer Dichter, der auch zugleich Minister des Äußeren war, meine Physiologie des Vergnügens zum Geschenk entgegennahm. „Sie analysieren das Vergnügen? Mein Gott, damit zerstören Sie es ja!"

Selbst diejenigen, welche die Spukgestalten des Aberglaubens bekämpfen wollen, möchten sich noch gern eine Nebelhülle, ein goldenes Wölkchen bewahren, in dem sie die Träume ihrer eigenen Phantasie verbergen können. Etwas Unbegreifliches, etwas Unerklärliches gefällt ja allen, und auch die starken Geister müssen mehr, als man glaubt, dem Äskulap ihren Hahn opfern.

Ich habe lange über dies geheime, verborgene Bedürfnis des menschlichen Herzens nachgedacht und bin zu dem Glauben gekommen, daß die Wissenschaft es studieren sollte; wenn sie sich aber zur Genüge mit demselben beschäftigt hat, so sollte sie sich nicht zu sehr um dasselbe kümmern. Sich selbst erkennen kann uns nur gutes bringen, und wenn wir bei der Fahrt auf dem Lebensozean die Nebel zerstreuen, welche die Felsen und die Wolken und das feste Land verhüllen, so verhindert dies den Schiffbruch. Die Poesie wird durch die Wissenschaft nicht zerstört werden und ebensowenig hat sie etwas vom Laboratorium des Physiologen zu fürchten. Sie gehört zu den höchsten menschlichen Bedürfnissen und hat ihre besonderen Symptome, welche die Wissenschaft immer achten wird. Die Worte von den Dingen zu unterscheiden ist die erste Aufgabe jeder positiven Wissenschaft. Bis jetzt haben uns die metaphysischen Philosophen mit Worten erfüllt, wir aber wollen Dinge. Auch die Krankheit des Realismus und die Übertreibungen des Verismus, des Wahren in Kunst und Litteratur, sind natürliche Äußerungen der antimetaphysischen Reaktion.

* * *

Digitized by Google

Vergnügen und Schmerz sind keine einfachen, spezifischen Empfindungen wie eine Berührung, ein Geruch, Geschmack oder Klang, sondern sind charakteristische Züge, welche irgend einen Akt des Bewußtseins begleiten können. Es sind verschiedene Arten der Empfindung, aber nicht die ganze Empfindung.

Vergnügen und Schmerz sind Molekular-Äquivalente der Komposition und Diskomposition, sind der Natur des Organismus, in dem sie entstehen, entweder homogen oder entgegengesetzt, sind vielleicht die ersten Verbindungsglieder zwischen den einfachsten und zusammengesetztesten chemischen Verwandtschaften der organisierten Körper. Ich lasse hier zwei Formeln folgen, die psychologische sind und chemische zu sein scheinen:

Hungernder Organismus — Speise = Schmerz.
Hungernder Organismus + Speise = Vergnügen.

Das sind passende Formeln, um auch viele andere psychische Phänomene der höchsten Kategorien auszudrücken.

Je stärker ein Verlangen, ein Bedürfnis ist, desto größer ist das Vergnügen es zu befriedigen, desto größer ist auch der Schmerz, wenn es nicht befriedigt wird. Kleine Bedürfnisse können uns dagegen nur geringes Vergnügen und geringen Schmerz verursachen.

Dieselben Thatsachen bieten sich uns in der sogenannten physischen Welt dar. Die Zitronensäure hat nur eine schwache, chemische Verwandtschaft mit der Magnesia, und ihre Verbindung ist von keiner besonders auffallenden Erscheinung begleitet. Kalium dagegen hat eine außerordentliche Verwandtschaft mit Sauerstoff und verbindet sich mit ihm im Wasser unter starker Licht- und Wärme-Entwickelung. So können sich zwei kleine elektrische entgegengesetzte Strömungen das Gleichgewicht halten, ohne daß wir es gewahr werden, während zwei sehr starke Strömungen uns Donnergeroll und Blitzstrahlen bringen.

Der psychologische Mechanismus des Menschen ist um so verwickelter und vielfältiger, je tiefer sich oftmals das elementare Phänomen verbirgt, so daß wir nur die untergeordneten Thatsachen wahrnehmen, die zuweilen sogar mit ihm in scheinbarem Widerspruch stehen. So sehen wir, daß aus der Verletzung der Naturgesetze viel Vergnügen entsteht und daß viele Schmerzen uns Nutzen bringen.

* * *

Der Mensch genießt und leidet, weil er ein Tier ist, aber er genießt und leidet mehr als jedes andere Tier, weil er eine viel größere Zahl von Bedürfnissen besitzt. Die höheren Rassen müssen daher mehr genießen und leiden als diejenigen Menschen, welche auf der niedersten Stufe der menschlichen Skala stehen.

Im allgemeinen ist das Empfindungsvermögen so beschaffen, daß man in gleich hohem Grade genießen und leiden kann, und man kann wohl behaupten, daß derjenige, welcher große Schmerzen ertragen kann, auch berechtigt ist, nach den größten Freuden zu streben. Doch giebt es auch Ausnahmen. Wer von Natur einen olympischen Optimismus oder eine große, starke Willenskraft besitzt, wird sich die angeborene Fähigkeit zu genießen unberührt erhalten und die

Digitized by Google

Drohungen des Schmerzes schon bei ihrem Erscheinen unterdrücken. Man braucht nicht an die unsterblichen Beispiele eines Goethe und Tintoretto zu erinnern oder noch weiter zurückzugehen bis zum Kaiser Gallienus, ein jeder unter uns kennt in dem kurzen Wechsellauf seiner Erfahrungen Menschen, die mehr befähigt sind zu genießen als zu leiden, und andere, die vom Leben nur die Dornen kennen.

Diese verschiedene Fähigkeit des Vergnügens und des Schmerzes kann sich auch bei einem Volke, bei einer Rasse in höherem Grade vorfinden und bildet dann den wahren ethnischen Charakter desselben. Wir haben ernste und heitere, melancholische und lärmende, lustige Völker sowohl auf den höchsten als auf den niedersten Stufen der menschlichen Rangordnung.

Heiter sind die Kaffern, überhaupt die Neger im allgemeinen, die Chiriguani und Tehuelschen, welche nach den Berichten Musters ein ewiges Lächeln auf den Lippen haben. Die Wanyamulzi in Zentral-Afrika singen immer, und die Krumen im westlichen Afrika singen, spielen und tanzen unausgesetzt. Nach einer mühevollen Tagesarbeit ersuchen sie den Herrn um Erlaubnis spielen zu dürfen, und sie tanzen und singen bis über Mitternacht hinaus.

Unter den höheren Rassen zeichnen sich durch gute Laune aus die Franzosen, Österreicher und Slawen.

Unter den traurigen, melancholischen Völkern will ich die Manaos und die Abiponen anführen, die ich auf einer langen Reise in Südamerika gründlich studiert habe. In Europa sind die Spanier vielleicht das ernsteste Volk.

An keinem Orte der Welt habe ich einen schlagenderen Kontrast zwischen der guten Laune zweier Völker gesehen als auf meiner Reise von Kalkutta nach Darjiling, der Hauptstadt des englischen Sikkim. Wenn man in Kurseong die arische Welt verläßt und die ersten Zöpfe sieht und damit in die mongolische Welt eintritt, so läßt man die melancholischen, ernsthaften Gesichter der Inder hinter sich und vor sich hat man die lachenden Physiognomien der Leptscha, Limbu, Bhutia, der Tibetaner und aller mongolischen und mongolenähnlichen Rassen in Sikkim. Entsteht dieser Unterschied infolge des Gebrauchs von Alkohol oder infolge der dünneren Luft, welche die Menschen zu erhöhter Lungenthätigkeit anregt, oder beruht er auf der Verschiedenheit der Rasse? Das ist sehr schwer zu unterscheiden.

Im Dasein des Individuums wird das Leben gewöhnlich umsomehr genossen, je weniger man ausgiebt, und alles, was den Wechsel der Materie beschleunigt, vermehrt wiederum die Intensität und Zahl der Genüsse. Im Leben der Völker, jedoch nicht immer, sind die Gebirgsbewohner heiterer als die Bewohner der Ebene; häufiger aber sind die Bewohner der kalten Gegenden fröhlicher als solche, die am Wendekreise oder in sehr heißen Ländern wohnen.

* * *

Ein gewisser Physiologe glaubte das Vergnügen und den Schmerz durch gewisse Grade der Intensität der Empfindungen erklären zu können. Nach seiner Ansicht würde eine flüchtige Empfindung indifferent, eine stärkere angenehm, eine

Digitized by Google

sehr starke schmerzhaft sein. Das Volk könnte dann im Anschluß an diese Theorie sagen, daß eine zu heftige Liebkosung zum Schlage wird.

Diese Theorie kann aber selbst vor der oberflächlichsten Kritik nicht bestehen. Sehr wahr freilich ist es, daß die gesteigerte Liebkosung zum Schlage werden kann, daß der angenehme leichte Moschusgeruch unangenehm werden kann, sobald er um weniges stärker auftritt, daß ein wohllautender, ferner Glockenklang abscheulich wird, sobald er zu nahe an unserem Ohr erschallt, und wahr ist es auch, daß ein laues Getränk ekelerregend ist und dagegen angenehm wird, sobald es sehr kalt oder sehr warm genossen wird.

So lange uns die Physiologie nicht enthüllt, worin die Molekular-Bewegung eines genießenden und eines leidenden Menschen besteht, so lange müssen wir uns begnügen, die Phänomene zu sammeln, sie zu ordnen und dann zu untersuchen, ob sich uns aus dieser Ordnung ein allgemeines Gesetz ergiebt.

* * *

Welches auch immer die Theorie sein mag, die das wie und warum des Vergnügens und des Schmerzes erklärt, sicher ist, daß sich um diese beiden Pole die ganze menschliche Familie bewegt, und daß das Leben der Individuen sowohl als der Völker und Rassen durch folgende allgemeine Formel ausgedrückt wird: Den Schmerz zu fliehen und das Vergnügen zu suchen. Das gilt für das Individuum, für jedes Volk, sei es groß oder klein, glücklich oder unglücklich, schwach oder kraftvoll, je nach dem Gleichgewicht seiner eigenen Freuden und seiner eigenen Schmerzen, je nach dem Gebiete, in dem es das Vergnügen sucht, je nach den Schmerzen, welche es in der Umgebung, in der es sich befindet oder in die es versetzt wird, erleidet.

Wird nicht etwa auch die Kunst nach dem Kriterium des Vergnügens, das sie uns bereitet, oder des Schmerzes, welchen sie uns verursacht, beurteilt?

Haben nicht sogar die Religionen Vergnügen und Schmerz über das Grab hinaus getragen, indem sie uns den Lohn für die Tugend, die Strafe für die Schuld verheißen?

Der Gedanke des Menschen ist so weit vorausgeeilt, hat sich zu so hohem Schwung erhoben, aber nie hat er sich eine Idealität schaffen können, die ihm nicht Vergnügen verschafft hätte, oder einen Bannfluch schleudern können, der nicht von Schmerzen begleitet gewesen wäre. Der einzige Unterschied zwischen dem Kretin, der sich kratzt, und dem Philosophen, der bei der Schöpfung eines neuen Buches in Extase gerät, ist die heitere Muse, der sowohl der eine als der andere ihr besonderes Vergnügen verdanken. Die Geschichte der Menschen wurde immer mit Freuden und mit Schmerzen geschrieben, und sowie die Trunkenheit eines siegreichen Volkes dasselbe zu einem verhängnisvollen Stolz führen kann, so kann der Schmerz einer besiegten Nation dieselbe je nach den Umständen auf immer töten oder ihr durch Reaktion einen neuen Aufschwung des Staatswesens schaffen.

Digitized by Google

Jedes Volk bestimmt sich mit dem Gleichgewicht seiner Freuden und Schmerzen in der intellektuellen und moralischen Rangordnung seinen eigenen Platz selbst. Diese Art der Transition ist viel genauer als jene, die untersucht, wieviel Stolz, wieviel Schamgefühl, wieviel Haß sich bei einem Volke finden. Welches sind nun aber die von einer Rasse oder von einem historischen Wesen empfangenen Genüsse? Welches sind die Schmerzen, vor denen sie mit höchster Energie zu entfliehen suchen? Hat man diese Fragen beantwortet, so hat man die halbe Geschichte eines Landes, eines Volkes oder einer Rasse geschrieben. Hat man sich gewisse Genüsse mit größter Leidenschaft zu eigen gemacht, so macht die Pflege derselben sie nur noch lieber und werter, und um dieses Zentrum bilden und kristallisieren sich viele andere Gruppen der Energie, welche den nationalen Charakter konstituieren und sich um so reiner erhalten, je länger sie sich von fremden Einflüssen isoliert halten.

Leset Cäsar, wenn er über die Lieblingsvergnügungen der alten Gallier spricht, und ihr habt mehr als die halbe Psychologie der modernen Franzosen in der Hand. Leset Tacitus, und in den Lieblingsvergnügungen der alten Germanen werdet ihr die moderne Geschichte Deutschlands finden, vom Kultus des Familienlebens und dem tiefgewurzelten Pflichtgefühl bis zum geheimen inneren Wohlgefallen, mit dem sich ein berühmter Professor „Geheimrat" titulieren läßt.

* * *

Eine letzte kleine Analyse, um zu beweisen, welche Bedeutung das Suchen nach Vergnügen, der Schrecken vor dem Schmerze in unserem Leben hat. Um deren außerordentlichen Einfluß zu erklären, genügt schon die einfache Thatsache, daß wir uns des Vergnügens stets mit großer Leichtigkeit entsinnen und den Schmerz bald vergessen.

Bei gleicher Intensität der Empfindung wird man sich leichter des Vergnügens als des Schmerzes erinnern, und ohne das Maß der Intensität wird jeder Versuch zu einer Vergleichung nur Irrtum hervorrufen. Natürlich freilich ist es, daß ein scharfer, intensiver Schmerz länger im Gedächtnis haften bleibt als ein flüchtiges Vergnügen.

Warum aber nur erinnern wir uns bei gleicher Stärke der Empfindung besser des Vergnügens als des Schmerzes? Aus einem sehr einfachen, klaren Grunde. Weil wir lieber an heitere Dinge denken und vor den traurigen gerne entfliehen. Eine Erinnerung wird um so fester, je öfter man sich mit ihr beschäftigt, und täglich sehen wir den Botaniker, der alles andere vergessen kann, nur nicht die Namen seiner Lieblingspflanzen; der Geschichtsforscher erinnert sich der Namen und Daten und der Chemiker seiner Formeln. So entsinnt sich der ausschweifende Mann leichter der wollüstigen Szenen seines eigenen Lebens, der Gastronom der lukullischen Mahle u. s. w., u. s. w. In diesen Fällen aber begleitet das Vergnügen und die Gewohnheit, sich häufiger der angenehmen Dinge zu erinnern, die größte Intensität der entsprechenden Empfindungen.

Digitized by Google

Sobald aber nur die Erinnerung an einen Schmerz unserem Gedächtnisse nahe tritt, ersticken wir unsere Erinnerung mit der ganzen Macht unserer Geisteskräfte, um nur nicht den Schmerz zu erneuern, und nach und nach verwischt sich die Erinnerung an denselben.

Auch die Ausnahmen bestätigen die Regeln. Wenn wir über eine Rache nachdenken, so führen wir uns oft und gern die erduldeten Beleidigungen, den erlittenen Schmerz vor Augen, und dann erhalten wir die erduldete Empfindung in ihrer ganzen Kraft lebendig in uns, und darum erklärt es sich auch, warum die zentrifugale Energie stärker und schrecklicher wirkt und uns zur Rache anspornt. Bei anderen Gelegenheiten pflegen wir mit Leidenschaft die Erinnerung an einen Schmerz wie einen heiligen Tribut an eine unglückliche Neigung, die wir um keinen Preis aus den Annalen unsers Herzens auslöschen wollen.

* * *

So sehen wir in den kleinsten und unscheinbarsten Mysterien unseres Lebens wie in den größten sozialen Revolutionen, welche die Geschichte eines Volkes gänzlich umwandeln, immer das Vergnügen und den Schmerz mit ihren unzertrennlichen Begleitern, der Liebe und dem Haß, vorherrschen. Zwischen diesen Polen steht die Geschichte der Individuen und der Völker geschrieben.

Erinnerungen an den Aufstand in Russisch-Polen.

Von

Karl Blind.

Längere Zeit nach Niederwerfung des Aufstandes in Russisch-Polen schrieb General Fadejeff, der grimmigste Feind der Türkei und Österreich-Ungarns, der ein großes Slawen-Reich unter der Oberhoheit des Zaren, mit Konstantinopel als Bundeshauptstadt, gegründet sehen wollte, wörtlich folgendes:

„Niemand kann sich einbilden, daß die polnische Frage in Wirklichkeit geregelt ist. Alle ihre Bestandteile sind noch heute so lebendig wie zuvor. Die westlichen Provinzen Rußlands, und nicht das Königreich Polen allein, sondern auch Volhynien, wo die Katholiken nur zehn Prozent der Bevölkerung bilden, werden vollkommen polnisch und feindlich gegen Rußland werden beim ersten Erscheinen eines auswärtigen Feindes."

Dies stimmt wohl nicht mit dem vielberufenen Worte: „Finis Poloniae!" Indessen haben die Ereignisse von 1830—31 und von 1863—64 bewiesen, daß die polnische Frage auf russischem Boden gelegentlich in der That sehr lebendig werden kann. Das Kosciuszko zugeschriebene Wort ist übrigens eine Erfindung. Es ist von Kosciuszko selbst als ein durch die „Unwissenheit oder die

Digitized by Google

Böswilligkeit" ihm fälschlich in den Mund gelegter Ausruf bezeichnet worden, den er als eine „schnöde Beleidigung" seines Volkes, als eine „Lästerung (blasphémie), gegen welche ich von Grund meiner Seele Einspruch erhebe," aufs schärfste brandmarkt[1]).

Die entrüstete Erklärung hat dem polnischen Führer freilich nichts geholfen. Man fährt getrost fort, ihn mit jenem schlecht ersonnenen, seiner Sache nachteiligen Ausrufe als Helden feiern zu wollen.

Es gehen auch über den Aufstand von 1863—64 allerhand falsche Sagen um. Bei der heutigen europäischen Lage mögen daher die nachfolgenden, kurz gefaßten Erinnerungen von Nutzen sein.

Fünfunddreißig Jahre nach der dritten Teilung Polens brach (1830) der Aufstand in Warschau aus. Zweiunddreißig Jahre nach „Wiederherstellung der Ordnung" wurden alle Staatsmänner Europas abermals von einer für unmöglich gehaltenen bewaffneten Erhebung überrascht, welche das gewaltige Zaren-Reich bis ins Jahr 1864 hinein in Anspruch nahm. Seitdem dieser tief eingreifende Versuch mißlang, sind dreiundzwanzig Jahre verflossen: und heute zuckt in Mittel-Europa die Wagschale von Monat zu Monat zwischen Krieg und Frieden auf und nieder . . . General Fadejeffs Ansicht könnte da beinahe wieder „lebendig" werden.

Wie vollkommen irrig die Auffassung der europäischen Diplomatie, selbst nach vorhergegangener mehr als zweijähriger „unbewaffneter Bewegung" in Russisch-Polen, noch kurz vor Ausbruch des Aufstandes gewesen war, das ergiebt sich am besten aus dem zwei Tage vor der Erhebung von 1863 durch den englischen General-Konsul in Warschau, Oberst Stanton, an Lord John Russell, den Minister des Auswärtigen, abgesandten Bericht. In dem wenig bekannten Schriftstücke hieß es:

„Leider haben sich eine Anzahl Arbeiter und andere, den geheimen Gesellschaften Angehörige verleiten lassen, nicht weit von dieser Stadt sich zu versammeln, indem sie dem Befehle der Häupter der Bewegung Gehorsam leisteten. Ihre Zahl wird indessen auf nicht mehr als 500 oder 600 geschätzt, von denen der größere Teil ohne Waffen ist. Die Schwäche der Ultra-Partei und die Unmöglichkeit, der Regierung Widerstand zu leisten, wird durch diesen thörichten Versuch klar bewiesen werden; und ich glaube, Mylord, es ist nicht zu viel angenommen, wenn ich sage, daß die polnische Bewegung nunmehr in kurzer Zeit zu Ende gebracht und das Land, wenn nicht eine friedliche Haltung, so doch eine vergleichsweise ruhige annehmen und von revolutionären Versuchen von nun an ganz frei sein wird."

---

[1]) Das ganze umfängliche Schreiben, an den Grafen Ségur, den Verfasser der „Décade Historique," gerichtet, ist mir aus der Urkunden-Sammlung der Familie Ségur durch Herrn Ch. Ed. Choiecki mitgeteilt worden. Da der gefälschte Ruf: „Finis Poloniae" immer noch in der Geschichte und bei politischen Erörterungen eine Rolle spielt, so gebe ich am Schluß die wortgetreue Übersetzung des Kosziusko'schen Briefes.

Digitized by Google

Dies war am 19. Januar 1863 geschrieben. Zwei Tage nachher stand Russisch-Polen in Flammen.

Mit steigender Teilnahme folgten die Völker Europas der Entwickelung des blutigen Trauerspiels. In England gab sich in beiden Parlamentshäusern, unter allen Parteien, in der Regierung selbst, eine tiefe Erregung kund. Während einiger Monate schien ein europäischer Krieg das mögliche Ergebnis des Aufstandes zu sein.

Aber obwohl Minister, Gesandte und Konsuln auf's schlechteste über die kommenden Dinge berichtet gewesen waren, gab es in London einen kleinen Kreis jener Männer, welche nach den Stürmen von 1848—49 Zuflucht auf englischem Boden gefunden hatten und in dieser Sache auf's beste unterrichtet waren. Drei Wochen vor dem Ausbruch in Warschau hatten sie genaue Kunde sogar über den Tag, an welchem er erfolgen werde. Es seien hier vor allem Mazzini und Ledru-Rollin genannt. Mir selbst machte in den ersten Tagen des Januar 1863 der Bevollmächtigte des geheimen Ausschusses (der späteren National-Regierung) zu Warschau die vertrauliche, ganz bestimmt gefaßte Mitteilung:

„Zwischen dem 21. und 22. dieses Monats wird die bewaffnete Erhebung in Russisch-Polen stattfinden."

Über die inneren Vorgänge, über die häufigen Veränderungen in der Zusammensetzung der geheimen Nationalregierung und die sich daraus ergebenden gelegentlichen Wandlungen im Verfahren erhielt der erwähnte Kreis während der ganzen Dauer des Aufstandes häufig verläßliche Nachricht. Manchmal ging eine Mitteilung auch an Louis Blanc. Er stand zwar außerhalb des Kreises von Mazzini und Ledru-Rollin, war jedoch durch mich mit dem Bevollmächtigten der Warschauer Aufstandsbehörde[1]) nach Eintritt der Ereignisse in Beziehung gebracht worden. Persönliche Bekanntschaft mit General Langiewicz machte ich bei seinem späteren zweimaligen Aufenthalt in London, wo er öfter in meinem Hause verkehrte.

Wer hat den Aufstand in Russisch-Polen angeregt?

Lord John Russell, der polnischen Sache im ganzen, und namentlich zu anfang äußerst günstig, drehte eines Tages in höchst aufgeregtem Tone plötzlich um und behauptete, die Erhebung sei von der kosmopolitischen Umwälzungspartei, insbesondere von Mazzini und dessen Freunden, angelegt worden, und das Ziel des Aufstandes sei die Einführung des Kommunismus!

Es wäre unmöglich, mehr Irrtümer und Widersprüche in einen einzigen Satz zusammenzudrängen. Mazzini und seine Freunde hatten den Aufstand nicht angelegt, obwohl sie frühe Nachricht erhielten und ab und zu Rat erteilten. Der von Mazzini erteilte Rat lautete sogar dahin: „er halte eine bewaffnete Erhebung für verfrüht und vermöge sie gegenwärtig nicht zu empfehlen." Daß Mazzini vielmehr den Grundsatz der Nationalität, als den des Weltbürgertums, verfocht, hätte dem greisen Whig-Staatsmanne wohl bekannt sein können. Ebenso

[1]) Ich unterlasse es, seinen Namen zu nennen, da mir sein jetziger Aufenthalt nicht bekannt ist.

Digitized by Google

daß es keinen entschiedneren Gegner der Lehre von der Gütergemeinschaft gab als gerade den Vorkämpfer der italienischen Einheit und Freiheit.

Im übrigen liegt es mir gewiß ferne, dem berühmten und mannigfach verdienstvollen Whig-Führer zu nahe treten zu wollen. Seine plötzlichen Schwankungen sind mir freilich durch persönliches Erlebnis nur zu bekannt. Im Namen der zwei Hauptführer der Schleswig'schen Ständeversammlung übermittelte ich vor 1863 öfters Denkschriften an das Auswärtige Amt in London und bezeugte sie bei Lord John Russell als echt, da die Verfasser unter der dänischen Tyrannei ihre Namen nicht beizusetzen wagten. Auch vertrat ich mit meiner Unterschrift die deutsche Sache Schleswig-Holsteins, wie in vielen anderen englischen Zeitungen, so auch in Russells eigenem Blatt, dem damals liberalen „Globe". Die von der dänischen Gesandtschaft beeinflußte „Times" fragte daher eines Tages: „ob Russells deutschfreundliche Depeschen etwa vom Herzog von Koburg oder von mir verfaßt seien?" Alle Verdienste dieser Depeschen müssen Lord John Russell billigerweise verbleiben. Als es zum Kampfe für Schleswig-Holsteins Recht kam, drehte er indessen leider auch da um.

Wir wissen jetzt, daß die Behauptung, Mazzini sei der Urheber des polnischen Aufstandes gewesen, von dem Fürsten Gortschakoff dem englischen Gesandten Lord Napier eingeflüstert worden war, als dieser eine Denkschrift zu Gunsten der Polen überreichte. Der russische Minister ließ dabei einige Worte über die „gesellschafts-feindliche" Richtung des Aufstandes fallen; was der englische Minister des Auswärtigen dann mit dem Ausdrucke „Kommunismus" wiedergab.

Im übrigen hatte Russell um jene Zeit wohl von gewissen Napoleonischen Ränken gehört, welche auf Benutzung der polnischen Bewegung zu einem Angriffe am Rhein gerichtet waren. Es spricht zu Russell's Ehren, daß er derlei Pläne nicht fördern wollte. Allein berechtigt war er dadurch nicht, Urheberschaft und Ziel des Aufstandes so falsch darzustellen, anstatt gegen den Franzosen-Kaiser mit der Sprache herauszurücken.

Der Ursprung des Aufstandes war ein echt und ausschließlich polnischer. Der wirkliche Verlauf der Dinge war in Kürze dieser. Eine Zeitlang hatte den Mittelpunkt einer gemäßigt nationalen Bewegung die „Ackerbau-Gesellschaft" in Warschau gebildet, in welcher Graf Andreas Zamoyski hauptsächlich thätig war, den man seiner Richtung halber den „englischen Grafen" nannte. Die Versuche des Marquis Wielopolski, die polnische Jugend mittelst einer vorgezauberten panslawistischen Fata Morgana zu mißleiten, kann man füglich übergehen. Er suchte Anhänger herbeizulocken, indem er behauptete: „es solle ein großes Slawen-Reich geschaffen werden, in welchem der russische Kaiser wohl die Krone tragen, die polnische Nation aber thatsächlich die Führerschaft haben würde." Weder die aristokratische noch die demokratische Partei wollte davon etwas wissen.

Daß diese Parteibezeichnungen in Polen nicht genau denselben Sinn haben wie im übrigen Europa, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ein Bürgerstand ist und war namentlich damals in Polen nicht so ausgebildet wie anderwärts.

Digitized by Google

Die Bauernschaft stand abseits der nationalen Bestrebungen und konnte höchstens durch sichere Aussicht auf Besserung ihres Loses für dieselben gewonnen werden. Die Führung auch der „demokratischen Partei" entstammte überdies zum nicht geringen Teile dem kleinen Adel. „Demokratisch" bedeutete daher wesentlich die Richtung auf Hebung der Bauernschaft.

Zwei Haupt-Ausschüsse — beide, der Notwendigkeit der Lage nach, geheimer Natur — bestanden vor 1863 in Warschau; der aristokratische Ausschuß der „Schlachta" (Adel) und ein demokratischer. Es gab außerdem im Lande noch mehrere kleinere geheime Vereinigungen. Unter diesen letzteren hatten einige mit den Ausgewanderten in Paris Fühlung; und diese waren wiederum in Berührung mit dem Sohne Jerome Napoleons, dem sogenannten „roten Prinzen", wie man den ränkeschmiedenden Lebemann und „César déclassé" etwas lächerlicherweise nannte.

„Plon-Plon" handelte gewissermaßen als der Wielopolski des Bonapartismus, als dessen einzig echten Vertreter er übrigens sich betrachtete. Über Jerome's Versuche, Männer der Volksparteien anderer Länder an den Napoleonischen Wagen zu spannen, hatte ich 1849, als einer der diplomatischen Bevollmächtigten von Baden-Pfalz in Paris, Gelegenheit, nähere Beobachtungen anzustellen. Sendlinge aus seinem Kreise bemühten sich damals, obwohl ganz vergebens, in die zur Stützung der Deutschen Nationalversammlung erfolgte Erhebung in Südwest-Deutschland ihre Kukukseier zu legen. Als dies mißlang und mittlerweile Ledru-Rollins Versuch, der von den französischen Truppen umringten römischen Republik durch einen Aufstand in Paris zu Hilfe zu kommen, fehlgeschlagen war, hatte ich völkerrechtswidrigerweise mehrmonatliche Gefängnishaft in Paris zu bestehen.

Damals scheute selbst Herr von Tocqueville, Frankreichs Minister des Auswärtigen, sich nicht, während der darüber entstandenen Verhandlungen in der Gesetzgebenden Versammlung zu Paris die Verhaftung mit der Erklärung zu rechtfertigen: „Die in Baden und Rhein-Pfalz an der Spitze befindliche Partei sei dieselbe, welche von jeher dem Streben Frankreichs, sich an den Rhein hin auszudehnen (cette tendance du peuple français à s'étendre vers le Rhin) aufs heftigste und bitterste entgegengetreten sei!" „Das, meine Herren!" fügte Tocqueville bei, „ist die Partei, welche den Kern der Erhebung in Baden und Rhein-Bayern bildet!"

In jenen Tagen lernte ich auch Mieroslawski kennen, der später wieder im polnischen Aufstande von 1863 eine Rolle gespielt hat. Durch unsere Vermittelung wurde er, nebst einigen anderen polnischen Offizieren, 1849 nach Baden befördert, um dort einen Befehl zu übernehmen. Er galt damals als entschiedener Volksmann. Gleich anderen Polen und Ungarn, trat er in späteren Jahren in Beziehung zu dem „roten Prinzen." Bei seiner Ankunft in Russisch-Polen muß Mieroslawski indessen erfahren haben, daß der leitende Ausschuß in Warschau aller Napoleonischen und französischen Einmischung ebenso feind war, wie es die deutschen Demokraten 1849 gewesen.

Digitized by Google

Der geheime Schlachta- oder Adels-Ausschuß in Warschau hatte längere Zeit die friedlichen Kundgebungen geleitet. Als sich mehr und mehr die Überzeugung Bahn brach, daß der Demokratische Ausschuß, um die Bauernschaft für die nationale Sache zu gewinnen, weitgehende Grundeigentums-Veränderungen in Aussicht nehme, zog sich der Adels-Ausschuß allmählich zurück. Dann trat die „Partei der That" in den Vordergrund.

Meist ganz junge Männer waren es, zwölf an Zahl, welche den geheimen Demokratischen Ausschuß bildeten. So viel mir bekannt, waren Ende 1864 nur noch einige von ihnen am Leben. Mehrere fielen schon anfangs 1863 und wurden dann durch andere von derselben Richtung ersetzt.

Als diese Partei ihre Vorbereitungen zu dem auf den 21/22. Januar angesetzten Aufstand traf, rechnete sie auf Hilfe in drei Richtungen. Im eigenen Lande erwartete sie eine wärmere Beteiligung seitens der Landbevölkerung. In bezug auf Rußland hoffte sie auf das Übergehen von russischen Truppen, zumal von Offizieren, und auf den Ausbruch mehr oder weniger bedeutsamer Bewegungen in Moskau und Petersburg. Endlich glaubten sie, der in Preußen spielende Verfassungskampf werde zu einem Siege der Fortschrittssache führen und dadurch auch die Macht des Zarentums zurückgedrängt werden.

Als sichere Thatsache ist mir bekannt, daß Versprechungen in bezug auf das zu erwartende Übergehen russischer Offiziere und Truppen und den Ausbruch freiheitlicher Bewegungen in einigen Städten Rußlands den Mitgliedern des Warschauer Ausschusses kurz vor 1863 in anscheinend bindendster Weise erteilt worden waren. Alexander Herzen war ein Hauptmittelsmann dabei. Ich meinerseits drückte dem Bevollmächtigten des Warschauer Ausschusses wie auch Mazzini und Ledru-Rollin wiederholt meine Zweifel an der Verläßlichkeit dieser Zusagen aus.

Schon der Umstand, daß Herzen einst geschrieben hatte: „Polen habe gefehlt, indem es sich staatlich, und dem Glaubensbekenntnisse nach, von dem großen Slawen-Stamme trennte," ließ mich an seinen Angaben stutzig werden. Daß er Warschau, gleich wie Wien, als mögliche Hauptstadt des großen Slawen-Reiches in Aussicht nahm, ist schon früher erwähnt worden. Bei Gründung des „Nordsterns" hatte er gesagt: „es sei notwendig, die Gebietszusammengehörigkeit des Landes (des Zaren-Reiches) zu retten," eine ziemlich deutliche Erklärung in bezug auf Polen, Finnland und andere nicht-russische Länder.

Die geäußerten Zweifel wurden durch den Verlauf der Dinge nur zu sehr bestätigt. Die pomphaften Aufrufe, welche von russischen Offizieren ausgegangen sein sollten, erwiesen sich als eitel Worte oder absichtliche Erfindungen.

Die von dem Warschauer Ausschusse bei Übernahme der Aufstandsleitung erlassenen Verordnungen trugen den Stempel des Freisinns in staatlicher, wirtschaftlicher und religiöser Beziehung. Gleichheit vor dem Gesetz; Freiheit für alle Glaubensbekenntnisse; Abschaffung aller Frohnden; Übertragung von freiem Eigentum an einen Bauernstand, der früher in harter Hörigkeit gehalten war; und Entschädigung der Gutsbesitzer aus dem Staatsschatze: das alles stellte nur

Digitized by Google

die einfachen Forderungen der aufgeklärten Neuzeit dar. Kommunismus war es sicherlich nicht.

In England vereinigten sich denn auch Männer aller Parteien, Konservative, Liberale und Radikale, Lord Ellenborough, Lord Stratford de Redcliffe, Herr Disraeli (der spätere Lord Beaconsfield), Herr (jetzt Sir) John Pope Henneffy, Sir Henry Hoare, Herr Forster (der spätere Kabinetsminister) u. a., um in mehr oder minder scharfer Weise für die Wiederherstellung polnischer Rechte zu wirken. Lord John Russell richtete, trotz seiner irrigen Ansichten über Ursprung und Ziel der Erhebung, seine bekannten „Sechs Punkte" an die russische Regierung.

Die ganze Stärke der damaligen russenfeindlichen Stimmung hatte ich persönlich zu erkennen Gelegenheit, da mir die Aufforderung geworden war, im Rathause zu Glasgow, in Stirling und Hawick über die Lage Deutschlands und den Aufstand in Russisch-Polen Ansprachen an Massenversammlungen zu halten. „Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Rußland; Anerkennung der kämpfenden Polen als eines kriegführenden Volkes; und Bildung eines Hilfsausschusses zur Beförderung von Geldmitteln an die Aufständischen": das waren die auf Polen bezüglichen, von mir angegebenen Punkte einer zur Überreichung ans Unterhaus dem ehrenwerten Arthur Kinnaird (später Lord Kinnaird) übersandten Bittschrift[1]). Im Unterhause selbst erklärte Herr Forster: „England sei von nun an seiner Vertragspflichten, durch welche es die Oberhoheit Rußlands über Polen anerkannte, los und ledig."

Angriffe wurden öfter gegen die geheime National-Regierung zu Warschau gerichtet, weil sie nicht Posen und Galizien in ihren Wirkungskreis hereinzog. Einige beschuldigten sie des „Österreichertums". Nur unpraktische Ultras oder verkappte russische Sendlinge konnten jedoch eine solche Anklage erheben. Für jeden Verständigen lag es auf der Hand, daß drei Feinde mit einemmale sich auf den Hals zu ziehen, das beste Mittel zur Niederlage gewesen wäre.

Mit dem Bevollmächtigten der Warschauer Regierung erörterte ich auch diese Frage. Er selbst neigte eher zur Ausdehnung des Aufstandes nach Posen und Galizien hin; doch fügte er sofort hinzu: „seine Regierung sei unbedingt dagegen." Dies Verfahren erschien mir aus mehr als einem Grunde das richtige und allein wünschenswerte. In Posen ist die Germanisierung schon so weit gediehen, daß einer der dorthin abgegangenen Förderer der polnischen Sache in einem (behördlich aufgefangenen) Briefe bekannte: „er fühle sich dort wie in einem fremden Lande". Daß es für die Aufständischen auch viel nützlicher war, Galizien als nicht unmittelbar am Kampfe beteiligtes, aber freundlich gesinntes Zufuhr- und Zufluchtsland zu benutzen, bedarf keiner näheren Ausführung. Mit Entschiedenheit bemerkte ich daher dem polnischen Bevollmächtigten wiederholt: „eine Hereinbeziehung Posens und Galiziens in den bewaffneten Aufstand könne nur die verderblichste Wirkung haben."

[1]) S. Louis Blancs: „Lettres sur l'Angleterre".

Digitized by Google

Russische Sendlinge waren es, die in Lemberg eine Empörung anzuzetteln suchten, um die Wiener Regierung zur Teilnahme an der Niederwerfung des Aufstandes in Russisch-Polen zu zwingen. Zuletzt brandmarkten daher die Führer in Warschau derlei Zettelungen durch förmliche Kundmachung als eine „Handlung des Verrates".

Mehrmals ist, wie mir bekannt, ein Versuch durch Mittelsmänner von Paris aus gemacht worden, die Warschauer National-Regierung zu einem Hilfegesuch an Napoleon III. zu veranlassen, um diesem Gelegenheit zur Entwicklung seiner ehrgeizigen Pläne zu bieten. Die Jeromistischen Beziehungen einzelner ausgewanderter Polen wurden dafür benutzt. Prinz Napoleon sollte den Aufständischen als künftiger König angetragen, der Franzosen-Kaiser selbst zu einem Vorstoße am Rhein gegen das durch geheimen Vertrag mit Rußland verbundene Preußen berechtigt werden.

Damals fühlte sich Napoleon bereits durch den schlechten Fortgang seiner Unternehmung in Mexiko sehr bedrängt. Das französische Heer befand sich in seinen höheren Graden — wie Ledru-Rollin durch einen Verwandten, einen Offizier von hervorragender Stellung, erfuhr — in ziemlich meuterischer Stimmung. Schon darum wäre es für den Dezember-Mann von Nutzen gewesen, die Franzosen nach einer ihrem alten Geschmacke besser zusagenden Richtung zu führen. Die englische Regierung, welche er zu Bündniszwecken anging, wollte ihm jedoch nicht als Katzenpfote dienen. Auch in Warschau hatte er keinen Erfolg. Ein Personenwechsel ging damals in der geheimen National-Regierung vor, und ein vorübergehender Zwist entstand über die Frage auswärtiger Einmischung. Eine Zeitlang wurde die Kraft des Aufstandes dadurch gelähmt. Schließlich wurde die napoleonistische Gruppe gänzlich herausgedrängt und die alte Losung beibehalten; das heißt: „Befreiungskampf ohne fremde Einmischung."

Als General Langiewicz am 10. März 1863 plötzlich die Diktatur übernahm, erließ er einen Aufruf, worin er Rußland als den „Moskowitischen Eindringling, den ewigen Gegner der Freiheit und der Sittigung", den „asiatischen Feind", bezeichnete. Die Verordnung des Warschauer Ausschusses vom 22. Januar, welche die bürgerliche und politische Gleichheit vor dem Gesetz, ohne Ansehen des Glaubensbekenntnisses, des Ranges und der Geburt, und die Übertragung von Grundeigentum an eine freie Bauernschaft unter Entschädigung der Gutsbesitzer aus dem Staatsschatze, feststellte, wurde von Langiewicz förmlich bestätigt. Dies ist wohl der beste Beweis, daß es sich von Anfang an nicht um Kommunismus handelte; denn Langiewicz machte sich durch eine Art Staatsstreich zum Diktator im Einverständnisse mit der gemäßigten Partei der sogenannten „Weißen". Auch der andere Beweis liegt in dieser Bestätigung der Verordnung vom 22. Januar: daß die Adelspartei selbst zuletzt von der Notwendigkeit überzeugt worden war, der Bauernschaft weitgehende Zugeständnisse zu machen.

Der Aufruf des Generals Langiewicz war „an die Bevölkerung des Königreichs Polen (wie dasselbe 1815 hergestellt worden war), von Lithauen und

Digitized by Google

Ruthenien gerichtet." Posen und Galizien waren damit abermals aus dem Wirkungskreise des Aufstandes weggelassen.

Die National-Regierung zu Warschau war durch Langiewicz's That überrascht worden. Außer stande, ihm Trotz zu bieten, billigte sie seine Übernahme der Diktatur, warnte ihn aber gegen „politische Ränkeschmiede, welche in der schmachvollsten Weise seinen guten Glauben getäuscht haben." In dem betreffenden Schreiben hieß es: „Ein für allemal erklären wir offen und für immer, aus Rücksicht auf die Wohlfahrt des Landes und die Aussichten der Erhebung, aus Achtung für uns selbst und für Sie, daß wir nun und nimmermehr die Männer, welche jetzt Ihre Umgebung bilden, unterstützen können oder wollen . . . Dieser Männer bedurften Sie nicht! Nichts vereinigt sie mit Ihnen. Trennen Sie sich von denselben! Das allein kann Sie, und mit Ihnen unsere Sache retten." Der Schluß des Schreibens lautete: „Hurrah für die Diktatur! Nieder mit der Reaktion!"

Bald darauf brachen im Lager des Diktators selbst Zwistigkeiten aus. Über Nacht hatte er sich eilig und insgeheim entfernt, um jenseits der galizischen Grenze Schutz zu suchen. In seinem Abschiedsaufrufe, in welchem er gleichwohl die Fortsetzung des Kampfes in Aussicht stellte, schrieb er: „Russische Sendlinge, welche sich in euren eigenen Reihen bergen, machen es für mich notwendig, ohne Lebewohl und geheim abzureisen."

Nach seiner Freilassung aus der leichten Haft in Österreich lernte ich Langiewicz in London genau kennen. Mit Mazzini und Ledru-Rollin stand er ebenfalls in Verkehr. Beide betrachteten ihn indessen, wie aus ihren vor mir gemachten Bemerkungen hervorging, als den Vertreter der „weißen" Partei, wie sie zuerst von dem Grafen Andreas Zamoyiski und dem Fürsten Czartoryski geleitet worden war.

Auf die Vorfälle während des Aufstandes ging Langiewicz aus naheliegenden Gründen nicht gern ein. Über die Tagesereignisse und die Grundsätze in auswärtiger Politik hatte ich mit ihm in meinem Hause und beim Zusammentreffen mit Freunden eingehende Unterhaltungen. Anfänglich von Mazzini in der orientalischen Frage im Sinne der sofortigen Anregung von Nationalitäts-Bewegungen gegen die Türkei beeinflußt — ein Standpunkt, den bekanntlich die meisten Polen nicht teilten — fand Langiewicz bei einer Reise durch den Orient, daß dieser Standpunkt nicht aufrecht zu halten sei.

„Ja", sagte er mir bei seiner zeitweiligen Rückkehr nach London, „Sie haben doch Recht gehabt, daß vor allem erst die Macht Rußlands gebrochen werden müsse, ehe man ohne Gefahr für Europa an diese Dinge rühren kann!" — Die seitherigen Ereignisse haben dieser Auffassung gewiß Recht gegeben.

Bräche ein großer, von dem Ehrgeiz des Zarentums und von einer französischen Rache-Partei angeregter Krieg aus, so wird es nur von den dabei beteiligten Mächten Mittel-Europas abhängen, den polnischen Haß gegen Rußland zu verwerten. Das weiß man auch in Petersburg; und hierin liegt ohne Zweifel

Digitized by Google

einer der Gründe, warum das nordische Gewaltherrschertum die panslawistischen Kriegshunde noch immer in der Koppel hält.

Brief Kosciuszko's an den Grafen Ségur.

Herr Graf!

Unter Bezugnahme auf das Ihnen gestern übermittelte, die Angelegenheit des Herrn Poninski berührende, seine Haltung in dem Feldzuge von 1794 betreffende Schreiben ist noch einer anderen Thatsache zu erwähnen, welche mit der unglücklichen Schlacht von Macieowice in Verbindung steht, und zu deren Aufklärung ich mich gedrängt fühle.

Die Unwissenheit oder die Böswilligkeit (mauvaise foi) sind wütend darauf versessen, mir das Wort: „Finis Poloniae" in den Mund zu legen, welches ich an jenem unheilvollen Tage ausgesprochen haben soll. Nun war ich, um vor allem dies zu bemerken, schon ehe der Ausgang der Schlacht entschieden war, beinahe tödlich verwundet gewesen, und erst zwei Tage nachher kam ich wieder zur Besinnung, wo ich mich in den Händen meiner Feinde befand. Sodann ist zu sagen: wenn ein solches Wort leichtfertig sinnlos und verbrecherisch (inconséquent et criminal) in dem Munde jedes Polen ist, es noch viel mehr so in meinem Munde wäre.

Indem die polnische Nation mich zur Verteidigung der Gebietseinheit, der Unabhängigkeit, der Würde, des Ruhmes und der Freiheit des Vaterlandes berief, wußte sie wohl, daß ich nicht der letzte Pole war, und daß mit meinem auf dem Schlachtfelde oder anderweitig erfolgenden Tode Polen nicht enden kann, nicht enden soll. Alles, was die Polen seitdem in den ruhmbedeckten polnischen Legionen gethan haben, und alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wiederherzustellen, beweist zur Genüge, daß, wenn wir, die ergebenen Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich bleibt, und daß es niemandem gestattet ist, das gröblich beschimpfende Wort: „Finis Poloniae" zu wiederholen.

Was würden die Franzosen sagen, wenn in der unglücklichen Schlacht bei Roßbach, im Jahre 1757, der Marschall Karl von Rohan, Fürst von Soubise, ausgerufen hätte: „Finis Galliae"? Oder wenn man ihm diese grausame Äußerung in seinen Lebensbeschreibungen beigelegt hätte?

Ich wäre Ihnen daher verbunden, wenn Sie in der neuen Ausgabe Ihres Werkes nicht mehr von diesem „Finis Poloniae" sprechen wollten; und ich hoffe, daß der große Einfluß Ihres Namens bei allen denen gebieterischen Eindruck machen wird, welche in Zukunft diese Worte wiederholen und mir eine schnöde Lästerung zuschreiben möchten, gegen die ich von Grund meiner Seele Einspruch erhebe.

Mein Vetter und Zögling, der junge Georg Zenowicz, wird die Ehre haben, Ihnen diesen Brief einzuhändigen. Obwohl es seine Absicht ist, sich der kriegerischen Laufbahn zu widmen, wird er gleichwohl glücklich sein, Ihres wohl-

Digitized by Google

wollenden Schutzes zu genießen, falls die Umstände ihn je veranlassen sollten desselben mit Nutzen teilhaftig zu werden.

Genehmigen Sie, Herr Graf, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung. T. Kosciuszko.

Paris, den 20. Brumaire des Jahres XII (= 31. Oktober 1803.)

(Die Urschrift dieses Briefes befindet sich in der Urkunden-Sammlung der Familie Ségur.)

Gift und Arznei in geselligen Freuden.

Von

A. Lammers.

Fast alle wirksamen Arzneien sind zugleich Gifte, das eine in kleinen Abmessungen und das andere in großen; viele Gifte spielen demgemäß eine bedeutende Rolle in unserer Heilkunst. Um verändernd einzugreifen in die wesentlichen inneren Vorgänge des menschlichen Leibes, muß ein Stoff eben von der Art sein, daß er, in zu starker Gabe genommen, schaden kann, und was zerstörend auf den Körper wirkt, das kann, angemessen verdünnt, leicht einen förderlichen Einfluß auf seine Bewegungen ausüben. Wir nehmen unter Umständen Opium als ein gutes Stopf- oder Linderungsmittel; stärker und häufiger genommen, berauscht es und wirkt zuletzt vergiftend. Blausäure tötet schon tropfenweise und ist deshalb eines der beliebtesten Gifte zum Selbstmord, aber unter dem Namen Kirschlorbeerwasser kommt es verdünnt zugleich auf den ärztlichen Rezepten nicht ganz selten vor. Chinin gilt nicht gerade für ein Gift, sondern nur für das beste Mittel gegen Wechselfieber, die Folge eingeatmeter fäulnisreicher Luft, und doch entspringen aus seinem übermäßigen Gebrauch auch allerhand üble Zustände. Ja wir selbst bringen in unserem Körper Säfte hervor, welche von beidem etwas an sich haben, — von nützlicher und von nachteiliger Kraft. Es ist neuerdings erkannt worden, daß das Schlangengift und ich glaube selbst das Wutgift der Hunde nahe verwandt ist dem für die Verdauung so unentbehrlichen Speichel in unserem Munde.

Ähnlich verhält es sich mit geistig-sittlichen Kräften oder Mitteln. Die geselligen Genüsse, denen sich in unserem Volke eine täglich steigende kritische und praktische Aufmerksamkeit zuwendet, sind nicht so indifferent, wie ein anderswohin gekehrter nationaler Blick sie bisher ansah, sondern enthalten Arznei und Gift in sich nebeneinander. Den einen stärken sie, den anderen bringen sie herunter. Sowohl ihrer Art als ihrer Menge nach fordern sie Beachtung; sie gehören durchaus hinein in die Gesundheitspflege des einzelnen wie in diejenige des Ganzen, welche man die öffentliche Gesundheitspflege zu nennen gewohnt ist. Jeder einzelne sollte deshalb die Geselligkeit, welche er sucht und genießt, unter den Gesichtspunkt seiner persönlichen Gesunderhaltung stellen, mit wachsamem Auge und willens-

Digitized by Google

kräftiger Wahl. Als Nation aber müssen wir, um auf unserer Höhe zu bleiben, die eine Art von geselligen Freuden zurückzudrängen suchen und die andere pflegen, fördern, weiter entwickeln. Entbehren können wir ihrer ja nicht; eher brauchen wir solcher wirklichen Freuden noch mehr, schon um unserer physischen und moralischen Kraft willen als Volk. Wohl aber lassen schlechte, schwächende, gesellige Genüsse sich durch bessere ersetzen, und dazu kann die öffentliche Meinung unendlich viel beitragen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst durch ein paar Stichproben, um was es sich in unserem gesellschaftlichen Leben hierbei handelt!

Gustav Freytag sagt in seinen vor nicht langer Zeit erschienen Lebens-Erinnerungen, da, wo er sein einstiges geselliges Leben in Leipzig schildert:

„Es ist ein übler Brauch, wenn der Mann den Abend im Klub oder in Restaurationen verlebt, und wer einen neuen Haushalt einrichtet, sei er reichlich oder bescheiden, der möge sich vor dem schweren Unrecht wahren, das er dadurch seinen Liebsten zufügt. Da ein Mann aber auch den frohen Verkehr mit anderen und den Austausch kluger Worte nicht entbehren kann, so war unter uns nach dem Schlusse des Arbeitstages eine Stunde festgesetzt, in der wir uns in einer Tafelrunde zusammenfanden. Es war nur eine Stunde, aber sie bot zur Genüge die Anregung und Erfrischung, welche wohlthaten. Und wenn wir einander des abends gegenseitig in unseren Haushalt luden mit den Frauen oder auch für Männergespräch, so war ausgemacht, daß nicht mehr als ein, höchstens zwei Gerichte aufgesetzt werden durften und kein teurer Wein. Bei solcher Ordnung schwirrten wir vergnügt wie die Heimchen. Seitdem ist der gesellschaftliche Verkehr viel anspruchsvoller, umständlicher und üppiger geworden, auch in den Kreisen, welchen vor allen obliegt, das Leben der Deutschen gesund zu erhalten. Sogar unsere Gelehrten ergeben sich verschwenderischen Mahlzeiten zu später Abendstunde; wohl jeder empfindet, wie ihm am anderen Morgen das Haupt beschwert, die Nerven abgespannt sind. Viele beklagen die Unsitte, aber sie fügen sich dem unholden Brauch und laden wohl auch ihre Studenten dazu, damit diese für ihr späteres Leben Sehnsucht und Bedürfnis nach ähnlicher Erschwerung des Daseins erhalten. Dies abgeschmackte Auftischen soll man doch solchen überlassen, welche kein besseres Selbstgefühl haben, als ihren Wohlstand durch Bärenschinken und eingeführte Kostbarkeiten zu zeigen. Gegenüber der Verschlemmung, welche in unser Tagesleben eindringt, ist es Zeit daran zu mahnen, daß alle diese reichlichen Zuthaten zu dem äußeren Leben nicht allein bei der Tafel, auch in der gesamten Einrichtung des Hauses ein unnützer Ballast sind, der da, wo er zur Herrschaft kommt, den Menschen nicht hinaufhebt, sondern herabdrückt, der unserer Jugend die Gründung eines eigenen Haushaltes erschwert und uns am meisten da schädigt, wo wir anderen überlegen waren, in der Zucht und Ordnung des Familienlebens."

Diese Stimme spricht aus einer noch nicht sehr weit zurückliegenden, kräftig-edlen Wirklichkeit zu uns. Es wird aber auch nicht bloße Phantasie, sondern

Digitized by Google

Wiederspiegelung von Erlebnissen sein, was Max Vorberg in seiner Erzählung „Heimwärts“ schildert:

„Es war schon seit langer Zeit hier Sitte — und es war eine gute, deutsche Sitte in diesem feingebildeten und doch so schlichten, altbürgerlichen Hause — daß zum Sonntag mittag eine Anzahl von Verwandten und Hausfreunden meist auf eigene Ansage erschien. Nach einem respektablen Diner und einem kurzen Plauderstündchen beim Kaffe wurde etwa eine Stunde lang vorgelesen. Die jüngeren Herren, soweit sie dem Gelehrtenstande angehörten, hatten die Verpflichtung, stets etwas dazu in Bereitschaft zu halten aus dem Gebiet der älteren und der neuen Litteratur. Es war in der That eine vielfach fruchtbare und wirklich nachahmenswerte Einrichtung, die ihres guten Einflusses auf den Ton der Gesellschaft nicht verfehlte.“

In einem Kreise von Herren und Damen, die sich oft sehen und mehr oder weniger genau kennen — fährt hier der Erzähler zeitbetrachtend fort, — seien zwei Übel fast unvermeidlich, wenn das Interesse nicht um einen höheren Mittelpunkt gesammelt werde. Um der gähnenden Scylla der Langeweile und des Überdrusses zu entfliehen, biete sich nur die Charybdis der Klätscherei und Lästerung über den lieben Nächsten. Die Tagesneuigkeiten seien gar zu bald erschöpft; also woher immer neue Nahrung nehmen, ohne zu stehlen und zu rauben — nämlich guten Namen und Leumund?

„Seht euch doch um in unseren Gesellschaften. Ich meine nicht jährliche, Quartals- und Monats-Fütterungen, auch nicht offizielle und gemütliche Zauberfeste für die tanzende Jugend, bei denen die braven Alten beiderlei Geschlechtes an den Spieltischen aufbewahrt werden, während die treuere Ballmutter reihenweis und periodisch an der Wand sitzt, beglückt, erdrückt und erstickt von Staub, Eitelkeit, Hoffnung und Enttäuschung. Ich meine auch nicht die beiden horrenden Auswüchse der Geselligkeit, nämlich den Damenkaffee, wo zuweilen die Mysterien moralischer Giftmischerei gefeiert werden, und das Herren-Diner, wo mit halb lächerlichem, halb widrigem Ernst junge und alte Gourmands einen empörenden Kultus der Feinschmeckerei treiben. Das sind Ausartungen, welche dem innersten Wesen der Geselligkeit zuwiderlaufen, denn sie zerstören das häusliche Leben und Treiben, während die rechte Geselligkeit eine Erhöhung häuslicher Freudigkeit und Gemütlichkeit sein soll. Ich rede von jenen eigentlichen „Gesellschaften,“ um mich des deutschen Ausdrucks zu bedienen, die nach dem herrschenden Begriff darin bestehen, daß Personen verschiedenen Geschlechts und Alters in kleinerer oder größerer Anzahl bei mehr oder weniger guter Verpflegung und vielleicht mit guter oder schlechter Musik auf einige Stunden zusammengeführt werden mit der Verpflichtung, sich selbst, einander und die freundlichen Wirte glauben zu machen, man verlebe wahre Freudenstunden. Und es können in Wahrheit Stunden der Erholung und Erfrischung sein, wenn Menschen sich versammeln, die nach Lebensanschauung und Bildungsstand zusammenstimmen, wenn nur gegenseitiges Wohlgefallen die Ladung bedingt, wenn der Besuch auch der Hausfrau wirkliche Freude bringt, anstatt den Tag zu einem Tage der Angst und Sorge zu machen. Aber

Digitized by Google

wo erfüllen sich diese „Wenns!“ Ist es nicht in den meisten Fällen so, daß man der „Gesellschaft“ mit Besorgnis, ja oft mit Seufzen entgegensieht, daß man sie mit Unruhe übersteht und erst, wenn der letzte gegangen ist, frei und freudig aufatmet — ganz zu geschweigen der unangenehmen Nachspiele von Mühe, Erschöpfung und Ärger hinter den Kulissen der Häuslichkeit?“

„So war es hier nicht,“ kehrt der Erzähler nun in das geschilderte Haus zurück. „Wenn auch nicht alle Glieder wohl zu einander paßten, so wurde doch Langeweile und Geklätsch ziemlich vermieden, da man nicht allein auf eigene Unterhaltung angewiesen war, und selbst die sehr passiven Teilnehmer der Unterhaltung nicht leer ausgingen, sobald sie sich einmal an die etwas ungewohnte, geistige Atmosphäre gewöhnt hatten, in der eine eigentümlich anziehende Kraft liegt.“

Gewiß! und wozu haben wir denn auch unsere noch so wenig ausgebeuteten Geistesschätze? Würde der Hunger nach einem guten Buche oder einer gediegenen Zeitschrift nicht weit lebendiger in vielen werden, wenn der Inhalt zuerst unwiderstehlich durch das Ohr den Weg in stumpfere Seelen fände? Freude an Büchern und Heften, welche nicht ein oder zwei Jahre hindurch bis zur Verdauungsstörung und zur Gehirnschwächung gierig verschlungen werden, sondern welche lebenslang die immer zu habenden, immer willkommenen treuesten Gesellschafter bleiben, hält ein gesundes Gegengewicht jener inneren Abhängigkeit von endlosen geselligen Unterhaltungen, die kaum noch wahre Genüsse sind, wenigstens nicht mehr stärkende Freuden.

Allzuviel Geselligkeit ohne rechten Gehalt, wenn sie sich nach den Geschlechtern sondert, führt bei dem einen zum Klatsch, bei dem anderen zur leeren Anekdote oder dem, was darauf sich reimt. Das eine wie das andere stellt den Sumpf des geselligen Lebens dar. Betreten wir seine Region, so wird der Boden unter unseren Füßen schwankend, den wir bei ernster Verhandlung, bei Gesprächen im trauten Familienkreise oder in gemischter, aus Männern und Frauen bestehender Gesellschaft fest genug unter uns fühlen. Giftige Dünste steigen auf, die, anhaltend eingeatmet, das Fieber bringen. Soweit der Sumpf sich ausdehnt, wächst nichts als dürres Haidekraut oder saures Gras, aber nichts, womit der Mensch sich nähren, kleiden, stärken und erfrischen könnte.

Die Moräste unserer platteren Gegenden trachten wir nach Möglichkeit verschwinden zu machen. Wir trocknen sie aus, führen fahrbare Wege, nasse oder trockene, hinan und hindurch, besiedeln sie und wandeln sie allmählich in Äcker, Wiesen und Felder um, — die Öde, wie im nachbarlichen Holland, in einen einzigen Park und Garten, wenn alles nach Wunsch geht. Sollte dieselbe bessernde Hand nicht auch an die Sümpfe des geselligen Lebens gelegt werden?

Kaffee-Klatsch und Bierbank-Geschwätz seien doch aber, mögen manche meinen, am Ende ziemlich harmlos! Immer könne der Mensch, Mann wie Weib, seine Stirn nicht in strenge Falten legen, wenn er nicht vor der Zeit altern und grämlich zu Grabe schleichen wolle; sei es auch unnütz, was man da plaudre, so doch nicht schädlich und gefährlich! — Das Haidekraut scheint

Digitized by Google

auch bloß unnütz zu sein, und wenn es im Sommer blüht, kann es sogar Loblieder auf die Haide hervorrufen, sei es von Poeten, die ihre weitgedehnte Einförmigkeit stilvoller finden als grünes, angebautes Hügelland, sei es von ihren eigenen Eingeborenen, die auf den meist verachteten Heimatfleck nichts kommen lassen wollen. Aber der Kulturpolitiker und Patriot sieht sie mit anderen Augen an. Er weiß, daß sie einst den Wald gemordet hat, und verlangt den usurpierten Boden zurück für die mancherlei Zweige eines dichtgescharten, auf sein ganzes Land angewiesenen Volkes. Mögen Maler und Dichter die Erhabenheit suchen, wo sie den gebieterischen näheren Ansprüchen der Menschheit nicht im Wege steht! Die Haidschnucken werden sich schon an saftigerer Weide trösten.

Mit Bierbank-Geschwätz und Kaffee-Klatsch verhält es sich ziemlich gleich. Sie sind als tägliche Speise sowohl wie auch in einzelnen besonderen Fällen nicht ganz so harmlos, wie die gern glauben möchten, denen sie zum Bedürfnis geworden sind. Auf sie bezieht sich das bedenkliche Volkssprüchwort, nach welchem die Abwesenden immer unrecht haben. Sie machen Ruf; aber auf keine solche Art, daß dabei der Verteidigung das gleiche unparteiliche Gehör gesichert wäre wie dem Angriff und der Anklage. Der Angegriffene wird nicht geladen und vernommen, ein Verteidiger ihm nicht bestellt, und wer etwa aus freien Stücken diesen abgeben möchte, ist doch eben nicht im voraus benachrichtigt und gerüstet. Wenn nicht gerade die Verleumdung, so findet doch die Verdächtigung und Bemängelung auf vagen Grund hin in diesen Zusammenkünften einen breiten Spielraum. Die höherstehenden und tiefergründenden Geister, welche zu der Gesellschaft gehören, müssen sich zu ihren flachsten Genossen herabbequemen, denn alle freie gemütliche Geselligkeit schließt Vorrechte aus, und sie thun es insofern auch nicht ungern, als in der Abschirrung erholende Wirkung liegt; aber auf die Dauer verflachen sie so mit, ohne für das Ganze den Nachteil dadurch auszugleichen, daß sie die Niedrigstehenden zu sich heraufzögen.

Männer allein, Frauen allein, — das taugt in der Geselligkeit als Regel wenig. Sind die beiden Geschlechter unter sich, so häufen sich gewissermaßen ihre Naturfehler oder Kultur-Unarten. Mischen sie sich, so läßt die sittigende Gegenwart der Frau manche Derbheit nicht aufkommen, der die männliche Kraft zu ihrer Erhaltung und Erhöhung keineswegs bedarf, die Anwesenheit von Männern aber erhebt die Frauen aus der engen Sphäre des Nasenrümpfens über den Aufwand oder die Haltung anderer Frauen und des Scheltens über ihre Dienstboten zu würdigeren Beschäftigungen des Gefühls und Gedankens.

Es ist deshalb erfreulich zu sehen, daß die gemeinsame Geselligkeit beider Geschlechter in unseren Tagen immer mehr Raum gewinnt, — daß bei Vorträgen, Festmahlen, dazu geeigneten Vereins-Versammlungen immer seltener das weibliche Geschlecht ferngehalten bleibt. Die Geselligkeit der gebildeteren und bemittelteren Kreise sei in ihrer Mischung möglichst vielseitig: dann strebt jeder Bestandteil zu Gunsten aller übrigen sein Bestes zu thun, anstatt sich schlaff einseitigen Gelüsten zu überlassen, und alle Antriebe rufen sein ganzes geselliges Vermögen hervor; die Geselligkeit ist dann eine Art verjüngten augenblicklichen Abbildes des natio-

Digitized by Google

nalen Zusammenlebens, auf dessen mannigfache Pflichten sie nur so recht einschulen helfen kann.

Die Bremer Familien-Tage stehen nicht in besonders feinem Geruch bei den übrigen Deutschen, weil solche, wenn sie nach Bremen verschlagen werden, namentlich früher, als dies noch seltener geschah und sie selbst nicht eine gewisse Menge ausmachten, an die Pforten derselben vergebens klopften und kaum irgendwo für ihr Unterhaltungsbedürfnis Zutritt fanden. Aber auf ihre eigenen Angehörigen haben sie doch überwiegend sicher gut gewirkt, insoweit sie vor den Übeln einseitiger Zusammenkünfte bewahrten. Nur Langeweile zu erzeugen müssen sie sich hüten. Gottes Ebenbild zu langweilen, erklärt Börne, sei sündlich. Ein Mittel, das zu verhüten, hat Max Vorberg in der vorhin angeführten Erzählungsstelle genannt. Die Alten dürfen der Jugend ihre Gesellschaft nicht wie ein sonntägliches Joch auferlegen, sondern sollen sich auch in ihre Stimmungen und Bedürfnisse zu versetzen suchen. Auf der anderen Seite muß freilich die unersättliche Genußkraft der Jugend, besonders wenn sie tanzt, auf die schwächere Nervenstärke des Alters gleichfalls eine billige Rücksicht nehmen. Fast alle unsere Bälle und Tanzvergnügungen dauern zu lange. Sie verschlingen auf einmal mehrerer Tage Kraft. Legt man sie dafür auf den Sonnabend Abend, so geht die Empfänglichkeit des Sonntags nicht allein der Kirche oder der Religion verloren, sondern seinem gesamten Auffrischungszweck, und die nächste Woche kommt um ihre rechte stärkende Einleitung. Also kürzere Bälle, von denen dafür desto mehr wahrhaft Erquickendes übrigbleiben wird!

Die Neuherstellung von Familienabenden hat jüngst ein mitten in Deutschland erscheinendes kirchliches Blatt von gemäßigt freisinniger Richtung empfohlen. Damit der Familiensinn gehoben werde, der am besten erziehe und bewahre, empfahl es, die Zerstreuten durch solche Verwandtschaftsgeselligkeit zu heben, welche möglichst vielseitig ausgestattet sei durch kleine Vorträge aus dem Gebiet der Geschichte, der Geographie, der Mission u. s. f., durch Deklamationen ernster und heiterer Gedichte, durch allerlei Mitteilungen aus dem Leben und Treiben in näherer und weiterer Welt, ohne den ganz freien Austausch der einzelnen allzu sehr zu beschränken. „Die sonst beliebte Weise der Erholung aber auf das rechte Maß zurückgeführt und zugleich in eine zu besserem und edlerem leitende Bahn geleitet — was sollte auch das stumpfeste Gemüt schließlich mehr anregen und erquicken als grade dies?“

Dasselbe Kirchenblatt verschmäht nicht, neben Bibelsprüchen auch Schiller's hohes Lied an die Freude herbeizuziehen, wie es deren sozialen Wert erkennen lasse:

„Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt.
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.“

In der Freude liegt ja verjüngende Kraft. Ihrer bedarf deshalb in der Abnutzung des alltäglichen Lebens jedermann: der abgetriebene Arbeiter, der angespannte Beamte, der eifrige Kaufmann, der oft unter harten Entbehrungen

Digitized by Google

thätige Handwerker, — und nicht minder jedes bemühte weibliche Wesen, die Hausfrau wie ihr Dienstmädchen, Lehrerin, Näherin, Plätterin und Waschfrau. Es ist eine Versündigung am Nächsten, sagt jene liberale religiöse Stimme mit Recht, wenn die Herrschaft ihren Dienstboten, der Meister seinen Lehrlingen, der Fabrikleiter seinen Arbeitern, sei es um der eigenen Bequemlichkeit oder um reicheren Gewinnes willen, die frohen Stunden raubt: „Das heißt nichts anderes, als ihnen ein Stück ihres Lebens rauben!"

Aber damit ist es für uns als Gesamtheit, ich meine für die Bessergestellten im Lande oder in der Stadt, noch nicht gethan. Es genügt nicht, Zeit zur Erholung zu lassen; es muß auch danach gesehen werden, wie solche, die noch unmündigen Alters oder Geistes, oder deren Mittel und Gelegenheiten beschränkt sind, diese Zeit verwenden, ob wahrhaft zur Erholung oder wohl gar am Ende für das Gegenteil. Dies ist eine soziale Pflicht, welcher wir Deutsche uns neuerdings immer lebendiger bewußt werden. Sie reicht weiter, als bis jetzt noch viele sich träumen lassen, selbst wenn sie sonst glauben mögen, nichts Gebotenes so leicht zu verabsäumen.

Sie erstreckt sich vor allem auf den Sonntag der familienlos lebenden arbeitenden und dienenden Jugend. Unbekannt mit dem Doppelcharakter der Geselligkeit, wie diese ist, saugt sie ebenso leicht das Gift aus ihr wie die Heilkraft. In dem Rausche und Taumel des Vergnügens, welches sich ihr bietet, ist alles das enthalten, was die Leidenschaften weckt und nährt; und wohin diese führen, sieht kein lachendes Auge vorher. Es kann eine gute, befriedigte, glückliche Häuslichkeit, — es kann aber auch der Abgrund elenden und schmachvollen Unterganges im Schmutze des Lasters sein. In den öffentlichen Wirtschaften bieten sich Gelegenheiten genug dar, der Versuchung und Verführung anheimzufallen. Gewaltsam entreißen können wir ihnen diese ärmere Jugend nicht; aber was wir zu thun vermögen, das ist, ihr für ihre leeren Sonntag-Abende andere Unterhaltungen zu bieten.

Das ist für das weibliche Geschlecht, wie mancher Orten sonst, so beispielsweise auch in Bremen seit Jahren geschehen. Im Marthasheim und im Stephani-Gemeindehause, neuerdings auch in den Räumen des Knabenhorts der Theresen-Straße für Dienstmädchen und ihresgleichen; für eine etwas höher stehende Schicht von Frauen und Mädchen im Kaisersaale des Dom-Anbaus durch Vorstandsmitglieder des Frauen-Erwerbs-Vereins. Von sechs Uhr bis gegen neun wechseln da mit einander ab ein Vortrag, meist von einem der beredteren Prediger der Stadt gehalten, die eine oder andere humoristische Vorlesung aus dem unerschöpflichen Fritz Reuter oder anderen meist plattdeutschen Erzählern, Gesang und andere musikalische Vorträge, und wenn es hoch kommt, einmal eine kleine dramatische Aufführung. Die ungemeine Anziehungskraft dieser Sonntagabende steht lange fest. Sie hat sich auf ihrer vollen Höhe erhalten. Man könnte nur wünschen, sie ließen sich in ihrer Zahl noch vermehren, womöglich bis dahin, daß niemals eine der hier in Betracht kommenden einfach lebenden Frauen oder Mädchen in Verlegenheit um die Verwendung eines Sonntags-Abends käme.

Digitized by Google

Den jetzigen Unternehmerinnen und Leiterinnen, die schon ein so großes Opfer an ihrer Kraft und Zeit bringen, und das letztere grade von dem den Familien heiligen Sonntag, läßt sich noch mehr nicht zumuten. Aber man braucht wohl nicht zu bezweifeln, daß nach so lange gegebenem, glücklichem Vorbild noch andere opferbereite Damen sich finden ließen und mit ihnen auch die Vortragskräfte unterschiedlicher Art, auf welche es dabei gleichzeitig ankommt. Der Begriff „geschätzter Dilettanten“ und „Dilettantinnen“ dehnt sich in unsern Großstädten heutzutage ja weit aus. Dann steige man indessen wohl auch allgemein in der Absicht auf die Zuhörerschaft noch eine Stufe hinunter. Es soll zwar vorgekommen sein, ich weiß nicht ob hier oder anderswo, daß ein Herr Portier sich beschwerte, man wolle seine Frau und Töchter in die herabwürdigende Gesellschaft von Dienstmädchen bringen, als der Gedanke laut wurde, diese ebenfalls noch mit heranzuziehen. Allein wer den Zweck der Veranstaltung überlegt, der wird sich doch sagen, daß die Bedürftigsten zuerst und hauptsächlich bedacht werden müssen, und wer auf die Opfer der Veranstalterinnen und ihrer Gehilfen blickt, der wird den Hörerinnen für ihre 30 oder 50 Pfennig Eintrittsgeld noch kein Recht auf eine ihnen grade zusagende auserlesene Nachbarschaft einräumen. Die aber, welche dahin gehen aus der sogenannten guten Gesellschaft, werden klug und edel genug denken, um es anzusehen wie einen Gang in die Kirche, wo auch keine ein Arg daraus hat, vielmehr sich im Herzen freut, je mehr Frauen und Töchter aus dem Volke neben ihr Platz nehmen und gemeinsam mit ihr Gott dienen.

Das also bliebe hier auf Grund einer langjährigen, wohlgelungenen Thätigkeit für die Zukunft zu wünschen: Ausdehnung auf die ganze Masse der Frauen und Mädchen des Volkes, deren Sonntag-Abend leer oder von Gefahren bedroht ist, — gleichviel ob in den bisherigen oder in neuen Gefäßen; und Ausdehnung auf alle Sonntage, denn die Versuchung schlägt keinen über!

Wie wird es dann aber, mag man einwenden, mit den Sonntag-Abenden derer, die etwas leisten oder die Unterhaltungen anordnen und leiten sollen? Kommt doch eben jetzt noch ein neues Massenbedürfnis hinzu, dasjenige der jungen und alleinstehenden Arbeiter. Aus dem Vorstande des Volksbildungsvereins heraus ist dieser Gedanke auch in Bremen, wie schon in Dresden und in Bremerhaven, vollends in englischen Städten, allmählich reif geworden, und eine Verbindung vielfach einflußreicher Männer hat ihn auf sich genommen.

Verzagen wir daran nicht! Wenn ein Volksverlangen dieser Art nicht allein laut wird, sondern auch vernommen und gewürdigt, so bleiben die Kräfte nicht aus, welche es zufriedenstellen. Weit verbreitet ist nachgrade die Sympathie mit denen, welche durch ihre beengte Lage bisher ausgeschlossen geblieben sind von solcher wahren, hohen Kunst, deren Genüsse sich ihrem Bildungsstande keineswegs entziehen, und von den Aufschlüssen derjenigen wissenschaftlichen Einsicht, die für das tägliche Leben eines jeden unmittelbaren praktischen Wert hat. Man braucht daher bei den Inhabern der hier in Frage kommenden Kunst, sei es der Rede, sei es der menschlichen oder der metallenen und anderer Töne, nur anzuklopfen, so

Digitized by Google

kommen sie gerade mit uns heraus zum Darbringen in den lauschend gefüllten Saal. Das ist eine Art von Gaben an den darbenden Bruder, die diesen nicht kränkt und den Geber gleichwohl über ihre Darbietung stolz und glücklich stimmt.

Aber es wird auch nicht immer bei dem Geben der Einen und dem Nehmen der Anderen bleiben. Die Talente sind kein Vorrecht der höheren Stände, sondern keimen und regen sich in allen. Anfangen muß die Sache wohl mit dem Dazuthun der günstiger gestellten Menschenfreunde, welche wissen, wie man ein Konzert zustandebringt, was Musik und Poesie an allverständlichen, unwiderstehlich ergreifenden Sängen besitzen, und wessen beredter Mund etwa über einen gemeinwichtigen Gegenstand sich bis zu dem letzten Volksschüler hinab verständlich und eindrucksvoll auszulassen vermag. Aber unter den Hörern wird mit der Zeit ein berechtigter Ehrgeiz gähren, ebenfalls einmal dorthin auf den erhöhten Platz zu treten und das Ohr der versammelten Menge für so und soviel Minuten gefangen zu nehmen. Bei den Hörerinnen eines Frauen-Erwerbs- oder Bildungs-Vereins fehlen solche Regungen vielleicht schon gegenwärtig nicht, obwohl weibliche Wesen diesen Mut ja langsamer schöpfen. Kurz: was heut noch einseitige Darbietung von oben nach unten hin ist und im Anfang auch notwendig sein muß, das mag allmählich mehr und mehr ein gegenseitiges, abwechselndes Empfangen und Darbieten werden, wie beispielsweise in einer litterarischen Gesellschaft oder in einem Lese-Abend für dramatische Werke. Inzwischen aber haben sich die Berührungen und Vermischungen der verschiedenen, noch allzu schroff gespaltenen Teile der Gesellschaft unter einander heilsam vervielfältigt. Abgegeben worden ist nach unten, was den Oberen nichts kostet: die Kenntnis des Genusses, welchen Kunst und Wissen zu bringen vermögen, und die Zugänge zu ihren Schätzen, auf denen man sich in den Besitz derselben setzt. Eine inhaltvolle, wahrhaft bildende und stärkende Geselligkeit tritt für unsere darbenden Volksgenossen und Stadtnachbarn, soviele ihrer überhaupt wollen — und wer es nicht will, das kann einstweilen niemand abschätzen — an die Stelle leer, wüst und wild verbrachter Abende ihres allwöchentlichen Ruhetages.

Die Sorge reicht indessen noch viel höher auf der gesellschaftlichen Leiter hinauf. Unsere Töchter bleiben ja der Regel nach in der Obhut des Elternhauses oder eines leidlichen Ersatzes für dieses — unsere Söhne werden ebenso regelmäßig hinausgeschickt, als Kaufmannslehrlinge verhältnismäßig früh, als Studenten zwar später, aber dann in eine plötzlich sich aufthuende völlige Freiheit ohne Anhaltung zur Arbeit und Zucht. Das bekommt lange nicht allen gut. Zwar bilden viele es sich noch ein, die es aus eigener Erfahrung besser wissen könnten: aber ihre kleinen Demütigungen liegen bald in dem verschönernden Dufte einer Jugendzeit, welche so hingebracht ward, daß sie den Folgejahren schon einen Teil der richtiger für sie aufzusparenden Kraft und Frische kostete, und dann gehört auch die sogenannte akademische Freiheit überhaupt zu dem unantastbaren Heiligtum höherer Knabenbildung, das man bis jetzt noch meist für einen Vorzug deutschen Wesens erachtet. Immerhin regt sich schon vielfach ein ketzerischer Zweifel; ja selbst die Professoren fangen an, gegen das

Digitized by Google

Studenten-Kneipen ihre Stimmen zu erheben. Es ist doch auch einer der ärgsten Mißbräuche geistiger Getränke, welche in Deutschland heute noch vorkommen. Zwar ist nur vereinzelt der rasch berauschende Brantwein ein Kneipgetränk, wie früher zu meiner Zeit — ich weiß es nicht ob heute noch — bei der Landsmannschaft der Friesen in Göttingen, die aus der ostfriesischen Heimat diese leidige Gewohnheit mitbrachten. Aber Bier in Massen wirkt ebenfalls nicht milde; und wo einen ganzen Abend hindurch beständig „Ganze", d. h. volle Gläser vor- und nachgetrunken werden, wo, von den Füchsen wenigstens, sogar große Hörner gelehrt werden müssen, damit sie sich frühzeitig üben, viel Alkohol auf einmal zu vertragen, da treten die Wirkungen ein, welche neuerdings besonders in München mit zunehmender Besorgnis von beobachtenden ärztlichen Universitäts-Lehrern ins Licht gestellt werden, vor allem mörderische Krankheiten des Herzens. Senden dazu liebevolle Eltern ihren Sohn aus sorgsamster Hut in eine frühe Selbstbestimmung, daß er sie inmitten solcher Versuchungen unvorbereitet auf einmal erlerne?

Es wird nicht leicht sein, die seit Alters überlieferte studentische Freiheit aus ihren Mißbräuchen zurückzuführen auf ein vernünftiges Maß. Aber es kann sicherlich, nachdem unser Blick als Nation sich einmal auf früher kaum beachtete Schwächen und Gefahren gelenkt hat, zumal diejenigen der chronischen Vergiftung mit Alkohol, nicht lange mehr dauern, bis auch die seltsame Gleichgiltigkeit aufhört, mit welcher bisher Eltern, Lehrer und Behörden im allgemeinen auf die mutwillige Nervenzerrüttung eines so großen Teiles der bestunterrichteten, bestausgestatteten und vielleicht auch bestbegabten männlichen Jugend sahen. Will diese Schicht sich in Zukunft oben auf behaupten, als Leiter und Vertreter der Gesamtheit, so kann sie nicht im Schlemmen und in üppigem, genußsüchtigem Müßiggange verharren, während die unter ihr stehenden Massen sich in wachsamerer Gesundheitspflege und in allerlei stählender Übung immer mannhafter ausbilden; — geschweige der inhaltsschweren Frage, ob unser sicherer Bestand als Volk inmitten sovieler unversöhnlicher Feinde gewährleistet ist, wenn die Heeresstärke fort und fort geschwächt wird durch nutzloses Zechen sovieler junger Leute im Range der Reserve-Offiziere.

Der kaufmännischen Jugend sind längst weisere Schranken gezogen, und in jüngster Zeit auch gesunde Bahnen für ihr Geselligkeitsbedürfnis in den gleichnamigen Vereinen eröffnet worden. Eine geraume Zeit befand sie sich ebenfalls in einem unbehüteten gefahrvollen Übergang. Das war damals, wo die Prinzipale schon aufgehört hatten, ihre Lehrlinge väterlich zu sich ins Haus zu nehmen, und die kaufmännischen Vereine ihre Säle noch nicht aufgethan. Wo blieb da der eben konfirmierte junge Mensch in der fremden Stadt mit seinen Abenden? Schwerlich meist auf der Stube, um die Handelssprachen zu erlernen oder sich in Heimweh zu versenfzen. Aber was bot sich dann, das kräftigend auf seinen Geist und Willen gewirkt hätte? Heute, wo Dank der Einsicht und Hingebung sinniger Männer der kaufmännische Verein besteht, denken Väter und Mütter,

Digitized by Google

möchte man annehmen, wohl nicht ohne einen gewissen Schauder an die schreckliche, die vereinslose Zeit zurück, in welcher ihr jugendlicher Sohn nur die Wahl hatte zwischen seiner einsamen, kahlen Stube und dem mehr oder minder fragwürdigen Wirtshaus. Sie werden gewiß wünschen, es geschähe einmal etwas ähnlich Durchgreifendes und Umfassendes für jede zuhauf lebende, sich selbst überlassene Jugend an Hochschulen oder wo sonst, bis zu Handwerkslehrlingen und angehenden Fabrikarbeitern hinunter.

Was ein unreifer Sinn nur allzu leicht als Gift zu sich nehmen kann, das muß durch eine passende, geregelte Fürsorge womöglich als Arznei, als stärkendes Heil- und Erholungs-Mittel allein über seine Lippen fließen. Es ist ja völlig ebenso mit dem hier so vielfach mitspielenden Gifte Alkohol. In dem Übermaße genossen, zu welchem es sich bei dem Leichtsinn oder der Leidenschaftlichkeit bald einschmeichelt, verdirbt es fast unaufhaltsam Leib wie Seele.

Mäßig angewandt, erheitert es und regt unschädlich an, wirkt auch wohl geradezu als Arznei. Der Arzt muß es dann aber doch stets unter wachsamer Aufsicht halten und dem oder der Genesenden nicht allein zur Stärkung empfehlen in immer abnehmenden Dosen, sondern zur rechten Zeit auch wieder entziehen, damit das Glas Portwein nicht auch bei der oder dem Gesunden Bedürfnis bleibe, und dann mit der in dem Gifte liegenden dämonischen, tyrannischen Gewalt allmählich statt Glases zur Flasche werde.

Vergessen wir also niemals, daß in einer kräftig wirkenden Arznei fast immer nur verdünntes oder abgeteiltes Gift vor uns steht. Wählen wir die der Menschenseele wahrhaft zusagende Geselligkeit, daß sie ihre edle Heilkraft bethätige, nicht ihre Fähigkeit zu schaden und zu verderben. Hüten wir uns auch hier vor dem Übermaß! Aufhören, wenn es am besten schmeckt, ist eine hochbewährte Eßregel für alle, die genug besitzen. Ihre Sinne reizen sich zum zuviel: nur Vernunft, die hierauf gerichtet ist, und welcher der Wille vollerwachsen und ungeschwächt durch häufige kleine Niederlagen zur Seite steht, hält in den täglichen Versuchungen der drei oder mehr Mahlzeiten davon zurück. Auch die Geselligkeit will, so oder anders, tagtäglich genossen sein, um ihre Aufgabe zu erfüllen, der Arbeit und der Einsamkeit das nötige Gleichgewicht zu halten, sodaß es auch für ihren wirklich heilsamen Gebrauch beständiger Selbstbeobachtung bedarf, welche kein Arzt ersetzen kann, oder doch erst, wenn man ihn in seinem eigenen Krankenhause elend aufsucht, — daß sie ein Mittel der Stärkung bleibe und nicht vergiftend wirke, wie langsam und unmerklich immer!

Digitized by Google

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Fortsetzung.)

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Der Beginn der Siebziger-Jahre hatte übrigens Botho von Hülsen, neben so vielem des Schönen und Guten, auch manche erneute Kämpfe und große Ärgernisse gebracht. — Einige der letzteren hatten sogar schon bald nach dem Kriege ihr Vorspiel gefunden, woselbst die Parteinahme für und gegen die beiden ersten Sängerinnen, „Lucca und Mallinger", zu mehrfachen, unliebsamen Konflikten geführt und in der vielbesprochenen Aufführung des Figaro zu einem öffentlichen Skandal Anlaß gegeben hatten. Ob sich Frau Lucca dazumal schon, durch jenes ominöse Pfeifen aus unbekanntem Munde auf das höchste beleidigt, ihre Entweichung nach Amerika vorgenommen, oder ob sie, der Gewalt der Umstände und der Unerquicklichkeit ihrer damaligen Privatverhältnisse erliegend, den so tief bedauerlichen Kontraktbruch vollzog; — wie vermöchte ich das zu entscheiden!

So viel sie in den ersten Jahren ihres Berliner Engagements in unserem Hause verkehrt, so selten hatte ich die berühmte Diva nach ihrer Verheiratung mit Herrn von Rhaden gesehen, und so sehr war ich ihr allmählich entfremdet worden. — Nur das kann und will ich sagen, daß Frau Lucca mir noch im Sommer des ihren Kontraktbruch vollziehenden Herbstes bei einem Besuche sagte: „Ich habe die glänzendsten Anerbieten für Amerika und schenke den Berlinern jährlich hunderttausend Thaler, wenn ich hier bleibe. Aber, — so lange mein teurer Chef Intendant ist, gehe ich nicht, denn er ist mir der beste Freund, den ich auf Erden besitze." —

Das erstere hat sie damals vielleicht ernstlich gemeint, aber leider nicht ausgeführt. In dem letzteren aber hat sie Recht gehabt! — Schon in Ragatz, wo wir im Jahre 1873 unsere gemeinschaftliche Sommererholung suchten, hatte man Hülsen vielfach gewarnt und ihm dringlich geraten, sich auf die Versprechungen der Frau Lucca, hinsichtlich ihres Verbleibens in Berlin, nicht zu verlassen. Aber — es lag nicht in der Arglosigkeit seiner Natur, sich durch solche, anscheinend nur auf Vermutungen gegründete Hindeutungen beunruhigen zu lassen. Frau Lucca hatte ihm ihr Wort gegeben, — und fest glaubte er daran! — So traf ihn denn ein Brief derselben, der zwar viele Segenswünsche und Bitten um Verzeihung für ihren Kontraktbruch, aber dennoch dessen zweifellose Bestätigung enthielt, völlig unvorbereitet. Der Chef und Bühnenleiter sowohl als auch der stets bewährte wohlwollende Ratgeber und Freund war dadurch getroffen, und Hülsen ärgerte sich schwer, daß er sich hatte düpieren lassen. — Daß natürlich dieser Vorfall auch eine Menge von Repertoire-Unannehmlichkeiten nach sich zog, ist selbstverständlich, und einige Zeit hindurch loderte meines Mannes gerechter

Digitized by Google

Zorn über diesen Vertrauensbruch in hellen Flammen auf. Aber, — als zum folgenden Jahreswechsel ein sprechend ähnliches Bild der ungetreuen Diva aus Newyork eintraf und mit der Unterschrift: „Gott segne Sie und die Ihrigen!“ — unter den Gratulationskarten lag, — war der erzürnte Chef doch wieder milder gestimmt. Lächelnd reichte er mir das Bild mit den Worten hin: „An mich hat sie doch trotz alledem eine gewisse Anhänglichkeit!“ —

Es war aber ein großes Glück, daß gerade in jener Zeit nicht nur Frau Mallinger und die Herren Niemann, Betz und Wachtel ihre höchsten künstlerischen Triumphe feierten, sondern auch Fräulein Minnie Hauk, aus Amerika kommend, als Stern ersten Ranges die Berliner Opernbühne zu zieren begann. Auch diese enthusiasmierte nunmehr das Publikum und wird auch mir in Rollen wie „Die Regimentstochter“, „der schwarze Domino“ und diesen Genres mehr, unvergeßlich sein. Im Schauspiel aber glänzte Frau Niemann-Raabe in Ifflands „Hagestolzen“ — „Sie hat ihr Herz entdeckt“ — „Dorf und Stadt“ u. s. w. neben Luise Erhardt (Gräfin Goltz), deren „Adelheid“ im „Götz von Berlichingen“, — „Thusnelda“ in der „Hermannsschlacht“, — „Orsina“ in „Emilia Galotti“, — „Maria Stuart“, „Milford“ und andere dieser unsterblichen Gestalten zu dem Vollendetsten gehören, was ich überhaupt in Darstellung gesehen habe. — Die Herren Kahle und Klein reihten sich im Schauspiele gleichfalls würdig den Herren Berndal, Liedtke und Döring an, denen Publikum und Kritik längst die ihnen gebührenden Plätze in dem Tempel der Kunst zuerkannt hatte. — So war denn diese dem Verschwinden der Lucca folgende nächste Zeit auch reich an hervorragenden Künstlern und Künstlerinnen, unter deren letzteren ich nur noch meiner lieben Freundin, der Frau Frieb-Blumauer, Erwähnung thun und sie in Rollen wie die „Mutter“ in Goethes „Hermann und Dorothea“, — die „Alte“ in Ifflands „Jägern“, „die alte Schachtel“ in Putlitzens kleinem, besonders für sie geschriebenem Einakter, — den Lesern zurückrufen möchte. — Wie Frau Lucca in der Oper, war auch sie in gewissen Rollen des Schauspiels ein „Unikum“ und ist verdienternaßen als ein solches von ihrem Chef und der Kritik behandelt und geehrt worden. Ich für meine Person habe nicht nur die liebenswerte, gemütvolle Frau, sondern auch die in ihrer Art einzige Künstlerin hoch geschätzt und aufrichtig bewundert.

Das Jahr 1875 brachte übrigens noch mehrfache, für Hülsen und mich sehr wertvolle Erinnerungen. Besonders habe ich unter denselben ein Maskenfest bei Ihren Kaiserlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin hervorzuheben, das an Pracht, Geschmack der Ausführung und Poesie des leitenden Gedankens schwer seinesgleichen finden dürfte. — Dieser letztere war auf das glücklichste gewählt. Es sollte hierbei nämlich aus dem Grabe vergangener Jahrhunderte das glorreiche Zeitalter der Italienischen Renaissance, in voller Formenschönheit und Farbenpracht, wieder in das Leben treten und der Hof der Medicäer sich in seinem vollen Glanze vor den Augen der Zuschauenden entfalten. Zu diesem Zweck waren an jenem Festabende, auf einer mit prächtigen Teppichen belegten Estrade des eigentlichen Ballokales, die Sessel für die Kaiserlichen Majestäten und den Prinzen und die Frau Prinzessin Carl von Preußen aufgestellt. Kaiser

Digitized by Google

Wilhelm, im schwarzen Domino über gleicher Gesellschaftstracht, schritt mit der Kaiserin Augusta, die in purpurroter Atlasrobe, mit Hermelin um die Schultern, strahlte, zuerst die Estrade hinan und ließ sich mit ihr auf den beiden oberen Sesseln nieder. Ihm folgte das Prinzlich Carl'sche Paar, Prinz Alexander und Prinz August von Württemberg. Die Damen der Gesellschaft, unter denen meine Wenigkeit, hatten auf einer Estrade zweiter Gallerie Platz genommen, und Hülsen befand sich, vorläufig im Domino, ebenfalls unter den zuschauenden Gästen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Beschreibung dieses glanzvollen Festes, des prachtvollen, sich vor uns entfaltenden Zuges, der Quadrillen u. s. w. einzugehen. Nur des Mediciischen Fürstenpaares, der Frau Kronprinzessin und des Haupt-Fest-Arrangeurs, des sie geleitenden Grafen Harrach, möchte ich gedenken, und ebenso auch Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen und der Frau Prinzessin Friedrich Carl. Beide bildeten das erste, geehrteste Paar unter den Gästen des Mediciischen Hofes und waren wohl geeignet, einen Ausruf des Staunens und allgemeinen Entzückens hervorzurufen. Der Kronprinz trug die getreulich nachgebildete Tracht König Heinrich VIII. auf Holbeins Bilde, und keine andere war wohl geeigneter, diese hervorragende Mannes- und Fürstengestalt in ihrer ganzen Herrlichkeit zur Erscheinung zu bringen. Aber auch seine Partnerin, Frau Prinzessin Friedrich Carl, war blendend schön in ihrer mittelalterlichen, von Edelsteinen funkelnden Zackenkrone und der langen Schlepprobe von Purpursamt über dem weißen Seidenkleide, das sie mit seltener Anmut zu tragen wußte. —

Beide Paare ließen sich zur Rechten und Linken der kaiserlichen Majestäten nieder, und nun nahm das eigentliche Fest seinen Anfang. — Hinter sechs Herolden nahten, von zweien ihrer Offiziere geführt, (unser ältester Sohn Dietrich und Graf Lynar), die Hellebarden auf den Schultern, zwanzig Landsknechte, der Zug der Künstler und die Quadrillen. Mit gerechter Genugthuung blickte Hülsen auf den Sohn und freute sich an allem, was auch er zu diesem in der Geschichte einzig dastehenden Feste beigetragen hatte. Unfraglich war dasselbe sowohl durch seinen idealen Gehalt und seine offen bekundete Tendenz zu denjenigen zu zählen, welche sich einen unvergänglichen Platz in der Erinnerung gesichert haben. War es doch zugleich auch eine freie, schöne Huldigung der Kunst, welche der dereinstige Erbe des deutschen und preußischen Herrscherthrones damit dem Genius derselben dargebracht hatte! —

Aber auch noch eine andere hervorzuhebende Festlichkeit brachte der Winter von 1875 meinem geliebten Gatten. Es war der Opernball des 24. Januar dieses Jahres, über welchen ich einen Zeitungsbericht um so lieber folgen lasse, als ich dieses einzig und allein in Hülsens Kopf entsprungenen, nunmehr schon weltberühmt gewordenen Festes nur einmal, und zwar ganz flüchtig, unter der Regierung König Friedrich Wilhelm IV. Erwähnung gethan habe. War auch der Raum dieses alljährlich unzählige Fremde nach Berlin lockenden Balles derselbe, so war doch in dem Arrangement des Festlokales und der Inszenierung des Ganzen vieles jetzt noch bedeutend verschönt und geändert worden. Obgleich immer den gesellschaftlichen Lustbarkeiten wohlgeneigt und denselben häufig durch

Digitized by Google

seine huldvolle Herzensliebenswürdigkeit erst die eigentliche Weihe gebend, hatte Se. Majestät der Kaiser Wilhelm doch gerade diesen Opernbällen von jeher noch eine besondere Vorliebe zugewendet. — Von Schlag neun Uhr an, wo der Hof daselbst erschien, bis gegen die pünktlich um zwölf Uhr stattfindende Pause pflegte der Kaiser denselben beizuwohnen, und es bildete einen Hauptreiz der Besucher, ihn unter das fröhliche Menschengewühl sich mischen und Höchstdenselben an der Lust der Tanzenden sich ergötzen zu sehen. — Gewöhnlich folgte Hülsen alsdann seinem hohen Gebieter wie dessen Schatten und wußte oft nicht genug von dessen huldvoller Herablassung zu berichten. So hatte der Kaiser einmal bei einem Rundgange durch das Foyer des Opernhauses einer alten Dame, die ihr Taschentuch fallen ließ, dasselbe, bevor sich nur jemand besinnen konnte, aufgehoben und der vor Schreck Fassungslosen dasselbe mit der demselben stets eigenen Ritterlichkeit überreicht. — Wie viele enthusiastische Herzen mehr mag dem Beherrscher Deutschlands wohl dieses gefallene Taschentuch erobert haben!

Doch zu einem meinen Memoiren damals einverleibten Zeitungsberichte über den Opernball von 1875. Es heißt darin:

„Kaum hatten wir im Königsschlosse die Schwelle des Beginnes der Festlichkeiten dieses Winters überschritten, so öffnete sich uns auch schon, viel früher als wir es erwarteten, jener Tempel Apollos und der Musen, in dessen Räumen wir es gewohnt sind, die Zauberreiche aller Weltgegenden und Jahreszeiten zu durchwandeln."

„Kommt es doch hier nur darauf an, daß der Hohepriester desselben, der Generalintendant von Hülsen, seinen mächtigen Stab schwingt und das Wort: „Es werde!" — ausspricht, um wie auf Windesflügeln die dienenden Geister herbei zu rufen, sei es, um Berge zu versetzen, — sei es, um einen ganzen Frühling herbei zu tragen. Welche Macht ruht in dessen Händen, und gestehen wir es nur sogleich von vorne herein, mit welcher Meisterschaft weiß er dieselbe auszuüben!" —

„Gehorsam beugen sich ihm die ordnenden, schaffenden Hände, wohl wissend, daß Herr von Hülsen im Reiche der Kunst und des Geschmackes heimisch und stets erneut das Richtige findet, um hier ein reizvolles Gebilde hervorzuzaubern." —

„Gleich der Eintritt blendet und überrascht uns. — Von den unteren Foyers an schlingen sich die grünen Blätterranken über die Treppengeländer empor und weben oben einen duftigen Baldachin, unter dem man in erregter Stimmung fortschreitet, bis man die große königliche Loge erreicht, die den Eingang zum Opernball bildet. — Die Brüstung derselben ist fortgenommen, und so breit dieselbe war, geht eine Treppe in das Fußlokal herab. — Teppiche und Blumenboskets zu beiden Seiten machen diese Loge zu einem Brennpunkte, von welchem herab man in den herrlichen Raum blickt. — Parket und Bühne sind nämlich zu einer Fläche geeint und der Hintergrund der letzteren zeigt eine sonnige, von Rebengewinden umrahmte Landschaft, während riesige, neben derselben angebrachte Spiegel die zahllosen Lichter, die Muschelgrotten mit ihren plätschernden Fontainen und das glänzende, sich immer mehrende Menschengewoge wiederstrahlen. — Noch nicht

Digitized by Google

lange hatte ich denn in teils stiller, teils lauter Bewunderung meine Blicke über dieses feenhafte Schauspiel schweifen lassen, als ein gesteigertes Menschengewühl mir den Eintritt der Majestäten und höchsten Herrschaften in ihre Logen verkündete. — Gleichzeitig erbrausten die Klänge eines Marsches durch den Saal. Das diplomatische Korps und das Gefolge des Hofes füllte die dem ersteren angewiesenen Logen und Sitze. — Von dem Glanze und Reichtum der die Ränge des Opernhauses füllenden Damentoiletten, von der Pracht und Mannigfaltigkeit des ganzen Arrangements würde ich mich vergeblich bemühen, dem nicht Anwesenden eine Vorstellung zu machen, ich scheitere schon bei dem entferntesten Versuche."

„Einige Minuten weideten sich die höchsten Herrschaften ersichtlich daran. Dann erschien der Generalintendant in der Loge der Majestäten, um höchstdero Befehle für den Beginn der von denselben eröffneten Polonaise entgegen zu nehmen. Hierauf erhob Herr von Hülsen seinen Marschallsstab und gab ein Zeichen. Die Majestäten verließen ihre Sitze, erschienen in der großen Mittelloge und schritten im festlichen Zuge, geführt von dem ihnen Bahn brechenden Intendanten, die Treppe hinunter. Zugleich durchbrausten die Klänge der Polonaise von Bial die weite Halle, und die Gesangbegleitung des königlichen Opern-Chores übte eine wahrhaft erhebende Wirkung auf diese glänzende, aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen bestehende Versammlung. — Es war ein Eindruck und ein Anblick, wie er in der ganzen Welt nicht seinesgleichen findet. — Ich fühlte mich völlig unter dem Banne desselben!" — Soweit der Berichterstatter, aber in ähnlicher Weise urteilte auch die Mehrzahl der Beteiligten über diese Opernbälle, als deren Erfinder und Schöpfer ich mit stolzer und berechtigter Freude meinen Gatten nennen durfte. Und somit sollte ein solcher Ball auch in diesen Erinnerungen noch einmal Erwähnung finden! —

Achtundzweißigster Abschnitt.

Es ist mir eine besondere Genugthuung, diesen Blättern noch eine der schönsten Erinnerungen an Hülsen und zugleich an einen der hervorragendsten Künstler dieses Jahrhunderts beifügen zu können; — ich meine Theodor Döring. — Dieser feierte nämlich in diesem Winter von 1875 sein 50jähriges Künstler-Jubiläum, dessen überaus festliches Begehen zugleich ein Triumph für Döring und für meinen Gatten wurde. — Wie oft hatte sich dieser einstmals recht schwer über die Angriffe geärgert, die in den ersten Jahren seiner Intendanz gerade von Döring gegen ihn gerichtet und ihm zugetragen worden waren. Und nun gehörte dieser zu seinen glühendsten Verehrern, was er schon seit mehr denn einem Dezennium wiederholt bethätigt hatte. Und Döring war auch seinem Chef durch seine gottbegnadete Genialität und immer frische Gestaltungskraft ein besonders sympathischer Künstler geworden, der ihn noch außerdem in Gestalten wie: Attinghausen in „Wilhelm Tell", oder Struensee, der alte Pfarrer, lebhaft an seinen lieben alten Vater erinnerte. Wie oft hat sich Hülsen, — sahen wir Döring in diesen Rollen, — darüber in warmer Ergriffenheit ausgesprochen. Doch zurück zu diesem Jubiläum, das ich in voller Lebendigkeit der Erinnerung

Digitized by Google

heute noch einmal zu erleben glaube. — Die offizielle Feier fand am Morgen des 25. Januar, auf dem reich mit Topfgewächsen gezierten Bühnenraum des königlichen Schauspielhauses statt, das eigens dazu hergerichtet war.

Halb neugierig, halb beifällig schienen die Büsten Goethes, Schillers, Lessings und Shakespeares aus dem dunklen Grün der hohen Bäume auf den Jubilar zu blicken, für den sich hier bereits eine hochelegante Gesellschaft zusammen gefunden hatte. Hülsen hatte sowohl den Mitgliedern der Berliner Presse sowie dem ganzen Künstlerpersonale, nebst Angehörigen und einzelnen Freunden Dörings den unteren Zuschauerraum zur Disposition gestellt. Ich selbst wohnte der schönen Feier aus unserer Loge bei.

Als der Jubilar auf dem Bühnenraum erschien, begrüßte ihn der Opernchor mit einem prächtig komponierten: „Gott grüße dich!" — Tief bewegt trat derselbe nun in die Mitte des ihn festlich umgebenden Halbkreises von mehr als zweihundert Herren und Damen und nahm, sich nach allen Seiten verneigend, die Huldigungen der Versammlung entgegen, die sich nach Schluß des Gesanges in einem nicht enden wollenden Jubel offenbarte. — Dann trat Hülsen auf den Altmeister dramatischer Darstellung zu und begrüßte ihn mit tief empfundener, weit durch den Raum schallender Ansprache. Er betonte besonders neben Dörings Künstlerschaft von „Gottes Gnaden" sein edles und unermüdliches Streben und das dadurch zu solcher Meisterschaft gediehene Gelingen der hohen Aufgabe seines Lebens. Er hob hervor, daß nur einer außer Döring bisher auf den deutschen Bühnen begnadet gewesen sei, ein so schönes Fest in einer so seltenen Rüstigkeit und Jugendfrische zu begehen. Als er aber dann inmitten des Flusses seiner von Rührung getragenen Rede plötzlich mit heiterer Hindeutung auf Dörings beliebte Frühstücksstunden bei „Lutter und Wegner" nach kurzer Pause ernent begann: „Lutter, ich meine nicht den Reformator!" da unterbrach ein brausender Jubel den Intendanten. Das Publikum erhob sich von seinen Sitzen und winkte seinem heute gefeierten Lieblinge zu, dessen reicher Humor und geistige Elastizität sich bekanntlich in jener oben erwähnten, berühmten Weinstube häufig neu belebten. — Erst nach und nach fand Hülsen die ernste Stimmung wieder, die ihren höchsten Ausdruck im Schlusse der Rede und in der herzgewinnenden Weise erhielt, mit welcher der Generalintendant Meister Döring den Kronenorden überreichte. — Se. Majestät der Kaiser hatte auf dessen Antrag die Gnade gehabt, dem noch aktiven Künstler diese Auszeichnung zu verleihen; ein seltener Ausnahmsfall. —

Gleichzeitig erhöhte ein kaiserliches Handschreiben den Wert dieser Gnade noch dadurch): „daß Theodor Döring darinnen des bleibenden Genusses seiner augenblicklichen Kompetenzen versichert und ihm also ein völlig sorgenfreier Lebensabend bereitet wurde!"

Als Hülsen dem von Dank und Rührung überwältigten Jubilar alsdann noch selbst diese Dekoration an der Brust befestigte und ihn dabei herzhaft küßte, wollte der freudig bewegte Zuruf der Versammlung kein Ende nehmen! — Herr Direktor Hein, der auf den leider früh gestorbenen Direktor Düringer in der Regie der

Digitized by Google

königlichen Schauspiele gefolgt war, fügte nun noch einige begeisterte Worte hinzu. Er pries die Vielseitigkeit des großen Menschendarstellers, durch die Döring sich als derselbe Meister als „Nathan", „Falstaff", „Shylock", wie im „Verschwiegenen wider Willen", „Kutscher Buschmann" in den „Dienstboten", „Bankier Müller" in „Rosenmüller und Finke" u. s. w. dokumentierte.

Zugleich knüpfte er daran einige schöne, für den Jubilar gleich bedeutungsvolle Goethe'sche Verse, wonach Fräulein Clara Meyer, unsere anmutige, neben dem bildschönen Fräulein Keßler damals das Publikum entzückende talentvolle Liebhaberin einen Lorbeerkranz überreichte, den die Mitglieder der königlichen Bühnen gestiftet hatten.

Es würde zu weit führen, auf die zahllosen Ovationen detaillierter einzugehen, an denen sich der Meister bei dieser wunderbaren Feier erfreuen und erholen durfte.

Wer zählt sie alle, wer nennt die Namen? — fühlte man sich fast versucht zu fragen, als eine Deputation nach der anderen, der Bühnen-Genossenschaft, der Berliner, Schweriner, Gothaer-Hoftheater, der Autoren u. s. w. dem Gefeierten nahten und Herr Direktor Hein unabläßig einen Kranz, eine Adresse, ein Geschenk, ein Andenken nach dem anderen auf die immer erneut herbeigeschafften Tische legte. Die Bühne, dieser Schauplatz des Scheines, war zu einer Stätte redlichsten Wohlwollens und treuer Wahrhaftigkeit, zu einem Daheim eines sich herzlich und bewegt gratulierenden Freundes- und Familienkreises geworden. Ein seltener, ein wohlthuender Eindruck für alle, die denselben empfangen haben!

Zum Schlusse dieser herzbewegenden Feier trat nun Hülsen noch einmal an den von Ehre, Freundschaftsbeweisen, Rührung und Dankbarkeit völlig überwältigten Jubilar heran und überreichte denselben im Namen Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen einen Brief und eine Medaille. Auch Se. Majestät König Ludwig II. von Bayern sandte ihm noch die Medaille für Kunst und Wissenschaft. Lauter Beifall folgte erneut diesen hohen Auszeichnungen, aber Döring selbst konnte für sein Empfinden nur wenige Worte finden. Er bat mit vor Bewegung halb gebrochener Stimme, seinen Dank anzunehmen, und die geehrte Versammlung, ihm ihr Wohlwollen zu erhalten. „Denn man wird," wie er mir in mein Künstler-Album schrieb, „erst recht eigentlich lebendig, wenn man sich des Beifalls anderer erfreut."

Daß der Jubilar auch noch als Bankier Müller einen Abend später das Publikum enthusiasmierte und in der Vorstellung von „Rosenmüller und Finke" erneute Lorbeeren erntete, möge hier nur flüchtige Erwähnung finden.

Der Herbst des Jahres 1875 brachte, wie schon oben angedeutet worden ist, übrigens noch mannigfache Kunstgenüsse, die der Winter von 1876 in den Engagements der Granzow und Niemann-Rabe, sowie durch das Gastspiel Minnie Hauks steigerte. Adele Granzow, die Hülsen damals für das Berliner Ballet gewonnen, war allerdings eine in ihrer Art auch einzig dastehende Erscheinung. Schönheit, vollendete Grazie, wunderbare Mimik und eine Plastik der Bewegung, daß sie fast in jeder Stellung das Modell für einen Künstler abgeben konnte, verlieh dieser Prima Ballerina einen außerordentlichen Reiz. Es war nicht nur

Digitized by Google

die technische Schulung und noch weniger die Equilibristik und moderne Virtuosität, welche diese Tänzerin zu einer solchen Koryphäe in ihrem Genre werden ließ, und sie auch solchen, die sich dem Ballet sonst abzuwenden pflegten, zu einem großen Anziehungspunkte machte. Wer Adele Granzow in den „Willis“ sterben oder sie in jenem expreß für sie gesetzten „Taubenpas“ mit den Schultern lachen sah, der wird, wie ich überzeugt bin, niemals solche zu Thränen rührende und zugleich zur Heiterkeit hinreißende dramatische Gewalt bei einem Lieblinge Terpsichores bewundert haben. Selbst Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz sagte mir einmal, nachdem er Fräulein Granzow in „Esmeralda“ gesehen hatte:

„Ich mache mir im ganzen wenig aus dem Ballet, aber die Granzow zu sehen, ist wirklich charmant!“

Ich gedenke hierbei auch zugleich der Gelegenheit, bei der mir dieses seitens des hohen Herrn ausgesprochen und die Hülsen und mir noch um einer anderen Künstlerin willen zu einer interessanten Episode wurde. Minnie Hauk, die soeben erst in Deutschland auftauchende, in Amerika aber schon berühmt gewordene Sängerin, hatte nämlich die Ehre, zu einem kleinen Hofkonzerte von etwa 50 Personen zu den kronprinzlichen Herrschaften befohlen zu werden, zu dem auch wir geladen waren. Es war außer derselben nur noch eine Pianistin, Miß Gawl, hierin mitwirkend, und das ganze Arrangement sehr hübsch und behaglich zu nennen. Von dem blauen Empfangssaale des kronprinzlichen Palais führte man uns in ein Gemach, das mit einem größeren Schlachtenbilde und den Angeli'schen Bildern des Kronprinzen und der Kronprinzessin geziert war. An der gegenüberliegenden Wand prasselte lustig ein Kaminfeuer. Der Flügel stand im Hintergrunde, und die Gesellschaft gruppierte sich um und vor demselben. Die Frau Kronprinzessin, in einer korinthfarbenen Sammetrobe mit Goldspitzenbesatz, trug eine blaßblaue Schleife im Haar und eine Schnur Perlen, ein Geschenk Viktor Emanuels, um den Hals, was sie vortrefflich kleidete. Die hohe Frau war sehr gnädig und sprach sich besonders huldvoll über unsere zweite Tochter Dora und deren Vorliebe für dieselbe aus. Auch ihres verstorbenen Vaters, des Prinzen Albert, gedachte sie mit Wehmut und kindlicher Begeisterung.

Unter den Anwesenden hebe ich nur noch Lord und Lady Russel (Botschafter), den Hausminister von Schleinitz, den damaligen Gouverneur von Berlin, General von Boyen, den früheren Intendanten Grafen von Redern und den Professor Curtius hervor, der ein Lehrer des Kronprinzen und mir von jeher sehr sympathisch war. Se. Kaiserliche Hoheit war, wie gewöhnlich, die Huld und Gnade selbst und sprach Hülsen noch seine Anerkennung der vortrefflichen und brillanten Szenierung von Lindaus soeben erschienener „Tante Therese“ sowie sein Entzücken an der letzten Aufführung von „Goethes Geschwistern“ in der Besetzung von Berndal, Ludwig und Frau Niemann-Raabe aus.

Minnie Hauk sang bezaubernd und ist wohl dieser Abend für ihre Stellung in Berlin von außerordentlicher Wichtigkeit und für Hülsen und mich eine der angenehmsten Erlebnisse dieser Art geworden.

Digitized by Google

Das folgende Jahr 1876 ward übrigens eines der inhaltsvollsten für Hülsen, da er in demselben nicht nur sein eigenes 25jähriges Intendantenjubiläum, sondern auch mehrere andere, ihm wichtige Vorkommnisse zu verzeichnen hatte.

Gleich der Beginn des Monats Februar lenkte die Aufmerksamkeit nach Wien, dessen Burgtheater nun mehr unter Herrn von Dingelstedts Leitung stand und in dessen Mauern sich seit dem Kriege 1866 auch manche Änderung vollzogen hatte.

Herr von Dingelstedt, mir nur näher durch ein Zusammentreffen in Marienbad bekannt, war nach meines Mannes Ausspruch einer der begabtesten Intendanten, welche jemals einer Bühne vorgestanden hatten. — Damals, am 1. Februar 1876, hatte derselbe sein 25jähriges Intendantenjubiläum in glänzender Weise in Wien gefeiert und war dabei mit Ovationen der verschiedensten Art überschüttet worden. Hülsen konnte sich indessen nicht persönlich dabei beteiligen, da er, inmitten des Berliner Karnevals, absolut nicht abkömmlich war. Er brachte mir indessen einen, Dingelstedts und sein eigenes, den 1. Juni dieses Jahres, bevorstehendes Jubiläum betreffenden Zeitungsartikel, der eine so interessante Parallele zwischen beiden zieht, daß ich einiges aus demselben folgen lasse. Es heißt darin unter anderem:

„Am 1. Februar 1876 werden es 25 Jahre, daß Dingelstedt die Intendanz in München, am 1. Juni dieses Jahres ebensowohl 25 Jahre, daß Herr von Hülsen die Generalintendanz zu Berlin antrat. Beide haben in dem gleichen Zeitabschnitt sehr ungleiche Laufbahnen durchschritten. Dingelstedt hat in diesen fünf Lustren nicht weniger als vier verschiedene Hoftheater geleitet und zwar München, Weimar, die kaiserliche Oper in Wien und nunmehr das Burgtheater daselbst, während Hülsen immer fest auf demselben Posten gestanden. Dingelstedt hat sich an diesen vier Stationen seiner Wirksamkeit als Fremder einbürgern, emporarbeiten und durchkämpfen müssen. — Hülsen besaß den Vorteil, im heimischen Boden zu wurzeln und als ein geborener Kavalier diese Stellung einzunehmen, die für ein adeliges Vorrecht zu gelten pflegt."

„Er brachte für seinen schwierigen Beruf, außer einer gewinnenden und imponierenden Persönlichkeit, ein großes Talent für das Arrangement von Vorstellungen, das er bei Liebhabertheatern bewährt, sowie für eigene Darstellung mit. — Dingelstedt hingegen besaß die umfassende Bildung eines Gelehrten, das Temperament eines Dichters und die Gewandtheit eines durch Reisen und an Höfen geschulten Weltmannes. So war es denn auch begreiflich, daß letzterer seine Aufgabe zunächst von der poetisch-artistischen, — Hülsen dieselbe mehr vom praktisch-administrativen Standpunkte aus auffaßte. — Verschieden, wie diese Ausgangspunkte, wurden denn auch die zunächst erzielten Resultate derselben. Dingelstedt hat, wo er waltet, die künstlerische Initiative zumeist mit glücklicher Hand ergriffen, Hülsen sein Regiment, im Gegensatze zu seinen Amtsvorgängern, durch strenge Ordnung, musterhafte Disziplin und einen unermüdlichen Fleiß charakterisiert. — Er hat, — unterstützt von den Ereignissen auf der Weltbühne, eine so glänzende Machtstellung errungen, daß er gegenwärtig vier große Hof-

Digitized by Google

theater, Berlin, Kassel, Hannover und Wiesbaden, unter seiner Oberleitung hat. So stehen sich denn gegenwärtig in den zwei deutschen Kaiserstädten auch zwei in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten teils nahe verwandte, teils auch wieder wesentlich verschiedene Intendanten gegenüber. Beide wurden oft scharf getadelt und unberechtigt angegriffen. Man machte sie oft für Verhältnisse und Anforderungen der Hoftheater verantwortlich, welche zu ändern nicht in ihrer Macht stand. Einzelne Mißgriffe sind, — bei einer so langen Wirksamkeit, — gewiß unvermeidlich und vermögen nicht den glänzenden Gesamteindruck ihrer Leistungen zu trüben. — Da dieselben bei beiden noch nicht abgeschlossen sind, kann auch ein abschließendes Urteil noch nicht an der Zeit sein."

Es war mir eine Genugthuung, diesen aus mir gänzlich fremder Feder geflossenen Artikel hier mitzuteilen. Denn nicht nur, daß mir vieles darinnen vollkommen richtig und wahr erscheint, sondern er ist auch so objektiv und unparteiisch als möglich gehalten. Auch ein kleines, noch nachträglich auf meinen Mann bei dieser Gelegenheit eingesandtes Gedicht, dessen Verfasser sich, wie dazumal bei der Silberhochzeit, niemals genannt hat, schließt sich dem obigen Artikel höchst charakteristisch an. Dasselbe lautet:

An Botho von Hülsen.

„Wohl ziemen Ehr' und frische Lorbeerblätter
Dem Herrscher, der mit ehrenfestem Walten
Im Dienst Apollo's treue Wacht gehalten,
Und der wie du, gelenkt die Welt der Bretter.

Die schwanke Welt, von der wir alle wissen,
Wie schwer sie gleich der großen ist zu lenken,
Wie voll von Neid und Haß und bösen Ränken
Und Kämpfen, vor — wie hinter den Kulissen.

Ja, einst verkünden wird man dir zum Ruhme:
War er Despot, beglückwünscht den Despoten,
Denn Ordnung weilte, wo sein Stab geboten,
Und Friede in der Musen Heiligtume. —

Das Frühjahr des Jahres 1876 brachte auch für die Berliner Hofbühne ein Gastspiel, das hochinteressant und von glänzendem Erfolge war, — nämlich das Klara Zieglers aus München. — Es hat wohl selten eine Schauspielerin gegeben, die sich, neben einem hervorragenden Darstellungstalente, einer Begabung zu rühmen hatte wie diese damals berühmte deutsche Tragödin. — Äußere Schönheit, eine prachtvolle, weit über Mittelgröße ragende Gestalt und ein Organ, von einer Macht, einem Umfange und einem Wohllaute, daß man dasselbe oft geradezu musikalisch nennen konnte, waren ihr als Mitgift für ihre Künstlerlaufbahn verliehen worden. Es versteht sich also, daß Rollen wie: „Medea" von Grillparzer, „Penthesilea" von Kleist, „Phädra" von Conrad (Prinz Georg von Preußen), sich ganz besonders eigneten, um diese herrlichen Mittel zur höchsten Wirkung zu bringen. — So spielte denn Klara Ziegler nicht nur vor immer gefüllten Häusern, sondern auch vor einem berechtigterweise lebhaft

Digitized by Google

huldigenden Publikum. Wie aber außergewöhnliche Vorzüge auch leicht besondere Gefahren mit sich führen, so war dieses, hinsichtlich Fräulein Zieglers, in betreff ihres Organes der Fall. Ihre Betonungen der Endsilben schienen mir mitunter mehr dem musikalischen Wohllaut als den Intentionen des Dichters zu dienen, wobei ich z. B. den Monolog in Schillers „Jungfrau", (eine übrigens vortreffliche Leistung), besonders im Auge habe. Aber Klara Ziegler bleibt immerhin eine eminent begabte, hervorragende Künstlerin, und sie bethätigte dieses nicht nur in den oben erwähnten tragischen Rollen, sondern auch in hochergreifenden, deklamatorischen Vorträgen. Ich gedenke hierbei noch besonders einer in unserem Hause stattfindenden Gesellschaft, bei der uns auch Se. Königliche Hoheit, der Prinz Georg von Preußen, die Ehre seiner Gegenwart erzeigte. Fräulein Klara Ziegler trug bei dieser Gelegenheit auch Höchstdessen wirklich ganz wundervollen Prolog zu seinem Alexanderzuge vor und erntete, sowohl der Dichtung als auch deren begeisterter Interpretierung halber, außerordentlichen Beifall. Es war übrigens auch außerdem einer jener zahllosen, wirklich in ihrer Art einzigen Abende, die Hülsens Stellung und meine enthusiastische Vorliebe für echtes Künstlertum uns und unseren Freunden und Bekannten bereitet haben. Fräulein Marianne Brandt, unsere damalige vortreffliche Altistin, und Fräulein Charlotte Grossi, eine blendend hübsche, der Berliner Oper damals angehörende Sopranistin, wetteiferten in beliebten Liedervorträgen, die der Kapellmeister Eckert natürlich brillant begleitete. Auch unser, der Kunst leider nur allzufrüh entrissener Berndal, der in Rollen wie „Faust", „Götz von Berlichingen", „Buttler" ꝛc. nahezu unvergleichlich war, trug bei dieser Gelegenheit eine schöne Ballade von Fontane, und die goldlockige Frau Hedwig Niemann-Raabe „das Lob der Kleinen" so hinreißend vor, daß die Versammlung in eine wahre Extase geriet und der gespendete Beifall kein Ende fand. —

„Glichen alle Berliner Gesellschaften an Reiz und Kunstgenüssen der heutigen," raunte mir bei seiner Verabschiedung ein Kunstmäcen zu, — so fühlte ich mich daselbst wie im Paradiese und würde gar nicht mehr nachhause gehen!"

Ich lachte herzlich und darf wohl behaupten, daß ungezählte Abende, wo Frau Artot und Frau Etelka Gerster, Fräulein Orgéni und Herr Wachtel, Frau Lucca und Minnie Hauk ꝛc. ihr Bestes in unserem Hause zum Vortrage brachten, diesem hierselbst nur flüchtig geschilderten geglichen, ja ihn vielleicht in anderer Weise noch übertroffen haben.

Neununddreißigster Abschnitt.

In diese Zeit fiel auch für Hülsen eine Einladung, die ihm große Freude und Anregung brachte und von der er nicht genug zu erzählen wußte. Der sich hier von den höfischen Kreisen möglichst fern haltende und sich daselbst meist sehr wortkarg bewegende Prinz Friedrich Karl hatte ihn nämlich in sein kleines Eldorado, „die drei Linden" gebeten, wohin sich der Prinz möglichst zurückzuziehen liebte. Er hatte sich diese ländliche, idyllisch zwischen Berlin und Potsdam belegene Villa ganz nach seinem Geschmack und auf das komfortabelste eingerichtet und sie schon vor der Eingangsthür mit der Inschrift:

Digitized by Google

„Klein, aber mein"

versehen. Hier lebte der Prinz völlig seinen Neigungen und schuf sich ein Heim, das, nach Hülsens Schilderungen, wirklich beneidenswert gewesen sein muß.

„Ich kann dir nicht beschreiben, wie liebenswürdig und mitteilsam Prinz Friedrich Karl sich gab," berichtete mein Gatte „und welche hochinteressante Unterhaltung zwischen mir und ihm, wie den wenigen noch anwesenden Personen gepflogen wurde. Auf die theatralischen Interessen ging er allerdings wenig ein und betonte, daß er das Theater gar nicht, oder wenigstens nur ganz ausnahmsweise besuche. Aber der Krieg von 1870 und 71 (der den Prinzen zum Feldmarschall gemacht), und einzelne persönliche Erlebnisse desselben, sowie auch manches, was einen tiefen Einblick in die wissenschaftlichen und ernsten Studien des hohen Herrn gestattete, bildete das Hauptgesprächsthema.

„Und dennoch," rief er unter anderem Hülsen zu, „beklage ich nichts mehr, als daß ich nicht die Marinecarriere ergreifen und mich völlig den seemännischen Interessen widmen durfte. Denn erst, wenn ich die Planke unter den Füßen habe, fühle ich mich völlig auf dem richtigen, meinen innersten Neigungen entsprechenden Platz gestellt, und empfinde, was ich auf diesem zu leisten vermöchte." Hülsen staunte, denn, so viel er auch von des Prinzen Sommeraufenthalten in Sassnitz, von seinen Seefahrten und derartigen Liebhabereien gehört und gelesen hatte, eine solche Passion dafür hatte er doch nicht entfernt bei ihm vermutet. Jedenfalls war ihm Prinz Friedrich Karl von jenem Tage in den „drei Linden" an in einem völlig anderen Lichte, in einer ganz anderen Bedeutung erschienen, und er zählte jene kleine, seine Büreaugeschäfte so anmutig unterbrechende Episode zu seinen anregendsten und frohsten Erinnerungen.

Aber welche mächtig einwirkenden, welche gleichsam mit ehernem Griffel in die Geschichte seines Lebens und Wirkens gezeichneten Erlebnisse hatte Hülsen das unvergeßliche Jahr 1876 noch in der Feier seines 25 jährigen Dienst-Jubiläums vorbehalten! Die offizielle Feier desselben fand am 1. Juni dieses Jahres im Konzertsaale des königlichen Opernhauses statt, wohin mein Mann, ich selbst und unsere anwesenden Kinder feierlich geladen und abgeholt wurden. Mich holte die gute Frau Frieb-Blumauer, die nun leider auch schon seit dem 30. Juli 1886 unter dem grünen Rasen schlummert, in festlicher Equipage nach dem prachtvoll geschmückten Raum, woselbst sich bereits das ganze Solopersonal beider königlichen Bühnen zusammen gefunden hatte.

In der ihm eigenen vornehmen Haltung, das Haupt fast demütig geneigt, Erhebung und Rührung zugleich auf seinem Angesicht, stand dort nun Hülsen in der Mitte des sich festlich um ihn schließenden Kreises, indem er die Fülle der sich über ihn ergießenden Ehren und Auszeichnungen mit bescheidener Würde entgegen nahm.

Herr Direktor Hein hielt die erste Begrüßungsrede, nachdem der Gefeierte durch einen Tusch und festlichen Gesang empfangen worden war. Die Worte desselben waren schön und sinnig von Julius Rodenberg verfaßt, wie dieser liebenswerte und hervorragende Journalist alles zu gestalten pflegt, und von

Digitized by Google

Herrn Kapellmeister Radecke prächtig in Musik gesetzt worden. Direktor Hein hob nun vor allem treffend hervor, daß eine Jubelfeier, wie sie der Generalintendant von Hülsen heute begehe, in der Geschichte der königlich-preußischen Hoftheater noch nicht dagewesen sei. Dieselbe liefere daher an sich schon den Beweis, daß die Verdienste des Jubilars ganz ungewöhnlicher Art sein müßten, da nichts dauerhaft sei, was nicht die Bedingungen der Dauer in sich trüge. Dann betonte der Direktor mit sichtlicher Ergriffenheit, wie diese Veranlassung erneut den Beweis für die unbegrenzte Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit liefere, mit der alle, die den königlichen Theatern angehörten, ihrem Chef und Leiter ergeben seien.

Er überreichte nun Hülsen zugleich ein gemeinsames Festgeschenk, ein prachtvolles Album mit den Bildnissen der Mehrzahl der Bühnenmitglieder, worauf die Gratulationen ihren Anfang nahmen. Die Deputationen der königlichen Theater zu Hannover, Kassel und Wiesbaden, des Vereins der deutschen Bühnenangehörigen, der Genossenschaft dramatischer Schriftsteller, die Wiener Hofbühne mit brillanter Ansprache Dingelstedts, der Stadttheater von Hamburg, Leipzig, Straßburg, vieler Berliner Bühnen, sowie auch des Vereines der Berliner Presse folgten darauf. Sämtliche Vertreter sprachen in freier Rede, oder leiteten durch Vorlesung einer Adresse die dem Jubilare gewidmeten Geschenke ein, unter denen sich Sachen von außerordentlichem Geschmack und Wert befanden. Ich hebe unter letzteren nur eine Bowle hervor, Geschenk sämtlicher deutscher Intendanten, in Form eines goldenen, reich mit Blättergewinden von grüner Emaille und Perlen verzierten Schiffes, auf dessen Kiel eine allegorische Frauengestalt, die Intelligenz darstellend, das Steuer des Fahrzeuges lenkend, steht. Durch silberne Wellen, deren Vertiefungen grüne Rheinweingläser füllen, streicht das wahrhaft kunstvoll gearbeitete Schiff scheinbar dahin. Auch ein goldener Pokal von der Stadt Nürnberg, sowie ein Tafelaufsatz in Gold und Silber mit dem den Herkules tragenden Obelisken, ein Geschenk des Theaters zu Kassel, verdienen hierselbst noch besonders hervorgehoben und als wahre Kunstwerke genannt zu werden.

Hülsen sprach nun, nachdem dieses alles vorüber und die einzig gelungene Feier in diesem Raume beschlossen war, selbstverständlich allen, die sich dabei beteiligt hatten, in kurzen aber kräftigen und tiefbewegten Worten seinen Dank aus.

„Es ist nicht jeder Tag ein Jubiläum, und ich durchmesse in flüchtigem Rückblick, was dazu gehört hat, damit ich diesen heutigen so erleben durfte," sagte er unter anderem. Schließlich intonierte, mächtig und wirkungsvoll, ein vom Kapellmeister Eckert ihm zu Ehren komponierter Festmarsch, unter dessen Klängen die Menge sich allmählich verteilte und nach dessen Beendigung der Gefeierte selbst sich entfernte, um sich, mit den Seinen vereint, nachhause zu begeben. Aber welche Überraschungen waren Hülsen hier noch vorbehalten!

Gleich bei seinem Eintritt empfing ihn nicht nur eine mit einer Fülle von Blumen, Gaben, Mappen und sinnreichen Ovationen bedeckte Tafel, sondern das herrlich gemalte, lebensgroße Brustbild Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm und zwar in einem des Gegenstandes würdigen Rahmen. Das diesem kaiserlichen

Digitized by Google

Geschenk beigefügte gnädige Handschreiben des hohen Herrn aber lautete wie folgt.

Berlin, 1. Juni 1876.

„Sie werden sich erinnern, daß ich den 20. Jahrestag Ihres Wirkens in dem Ihrer Leitung anvertrauten Kunstinstitute benutzte, um Ihnen eine öffentliche Anerkennung für die ausgezeichnete Art Ihrer Leistungen in dieser Stellung zugehen zu lassen. — Zugleich bemerkte ich, daß es Herkommen sei seitens der preußischen Monarchen, von dergleichen Zeitabschnitten der Dienstleistungen nicht vor dem 50. Jahre Kenntnis zu nehmen, daß es aber deshalb nicht ausgeschlossen sei, wahres Verdienst zu jeder Zeit zu belohnen. — Heute stehe ich nun wieder vor einem Abschnitte Ihres Wirkens, der einer sehr allgemeinen Teilnahme sich erfreuen wird, nämlich der 25jährigen Feier Ihrer so erfolgreichen Thätigkeit. Unbeachtet darf ich solche Feier doch nicht lassen, um nicht ungerecht zu erscheinen. Aber jenes Herkommen darf ich auch nicht verletzen. Ich werfe daher meinen Blick auf Ihre gesamte Dienstzeit von 43 Jahren, in welcher Sie in der Armee, im Frieden wie im Kriege Rühmliches leisteten und ebenso in Ihrer nunmehrigen Lebensaufgabe. Und da wähle ich gern den heutigen Tag, um gerecht zu erscheinen, um Ihnen ein Andenken an Ihre gesamten Dienste zu widmen. Darum sende ich Ihnen hierbei mein Bild. Es möge Ihnen die Anerkennung und die aufrichtige Dankbarkeit aussprechen für alles, was Sie in der langen Zeit in Ihren Berufsstellungen Hervorragendes schafften, vor allem in der Stellung, zu der Sie Mein in Gott ruhender Bruder und König berief. Der heutige Tag wird offenkundig beweisen, wie richtig diese Berufung war, denn die Resultate Ihres Wirkens und Schaffens liegen vor uns. Nicht nur die kunstgerechte und sittliche Leitung haben Sie dem königlichen Institute zu erhalten gewußt, sondern auch auf die Wohlfahrt der darstellenden Künstler während und nach deren Thätigkeit haben Sie ein wohlwollendes Augenmerk gleich erfolgreich gerichtet und dieses zu verallgemeinern verstanden. Somit wird Ihnen der heutige Tag einen befriedigenden Rückblick auf Ihre Thätigkeit gönnen, wozu Ihnen von Herzen Glück wünscht

Ihr erkenntlicher

König Wilhelm."

Welchen Eindruck des von ihm so hochverehrten Monarchen Worte auf meinen Gatten machten, und wie er das sie begleitende Bild empfing — ich denke jetzt noch bewegt daran zurück.

Auch Ihre Majestät die Kaiserin, welche zu jener Zeit in Baden-Baden weilte, hatte bereits am Tage vorher dem durch die Beweise Ihrer Huld und Gnade schon mehrfach beglückten Jubilar folgende Depesche zugehen lassen:

Dem Generalintendanten Ex. von Hülsen.

„Ich wünsche durch diese Zeilen der morgenden Feier schon im voraus teilnehmend zu gedenken. Ihr Beruf, an der Spitze deutscher Kunststätten, wie die unserige, ist für Sie selbst ebenso ehrenvoll, als für die Bühnen erfolgreich gewesen. Sie müssen daher mit Genugthuung auf die langjährige Arbeit zurück-

Digitized by Google

blicken und mit neuem Eifer das schöne Werk fortsetzen. Als Zeichen meiner Teilnahme sende ich Ihnen beifolgendes Andenken.

Augusta, Kaiserin-Königin.

Das letztere bestand aus einem kunstvoll und massiv in Silber gearbeiteten Doppelrahmen mit den Bildnissen des Kaiserpaares. Eine ebenso sinnige als wertvolle Erinnerung!

Von der Frau Prinzessin Friedrich Karl lief gleichfalls ein höchst liebenswürdiges Handschreiben mit einem Rosenstrauße ein, der an Pracht und Umfang seinesgleichen suchte. Prinz Karl von Preußen aber telegraphierte einen längeren Glückwunsch aus Wiesbaden, und ihm reihten sich die teilnehmendsten Huldbeweise fast sämtlicher Mitglieder der Königlichen Familie an. Unser hochverehrter, mir von erster Jugendzeit besonders gnädig gesinnter und auch Hülsen stets seines hohen Wohlwollens würdigender Kronprinz fuhr persönlich vor und gab dadurch dem unvergeßlich schönen Tage noch eine besondere Weihe. „Ich komme, um selbst zu gratulieren!“ rief er mir schon gleich am Treppeneingange entgegen, indem er stammend auf die mit Blumen, Lorbeerkränzen und kostbaren Geschenken bedeckte Tafel des unteren Saales blickte. „Bin ich gleich in bezug auf manche künstlerischen Auffassungen nicht immer mit Hülsen gleicher Meinung gewesen, so wünsche ich doch nichtsdestoweniger, daß er noch 25 Jahre Intendant bleiben möge!“ Mein im Augenblick nicht im Sale anwesender Gatte eilte auf die Nachricht von dem hohen Besuche hocherfreut herbei und konnte nun die weiteren, ebenso herzlich als eingehend ausgesprochenen Wünsche des gnädigen Prinzen gerührten Herzens entgegen nehmen. Dann blieb aber eben nur noch Zeit, sich für das dem Jubilar und dessen nächsten Angehörigen veranstaltete Festmahl vorzubereiten.

Dasselbe fand im Kaiserhofe statt, und wurden Hülsen, ich und unsere Kinder bereits am Eingange festlich begrüßt und in den in einen Lorbeer- und Blumenhain verwandelten Riesensal geleitet, wo uns die Versammlung stehend empfing. Dann nahmen die Festgebenden und daran Teilnehmenden, weit über 250 Personen, an sechs großen Tafeln Platz, an deren erster Hülsen, meine Wenigkeit und verschiedene, uns näher befreundete Intendanten, wie Putlitz, Perfall und Dingelstedt saßen. Der erste Toast galt Se. Majestät dem Kaiser und unserem hohen Königshause, von Hülsen in kurzer, markiger Rede, mit dankerfüllten Worten ausgebracht, während das Orchester „Heil Dir im Siegerkranz“ spielte. Dann folgten die Trinksprüche des Direktor Hein und Herrn von Dingelstedt auf den Jubilar und dessen Familie, worauf unser ältester Sohn, Leutnant Dieterich von Hülsen, antwortete und durch seinen humorvollen Toast alle Anwesenden in die heiterste Stimmung versetzte. Auch Hülsen selbst ergriff noch mehrfach das Wort, um, teils in großer Bewegung, teils mit der ihm eigenen humoristischen Schlagfertigkeit, seinen Dank und seine tief empfundene Genugthuung dieser von Bühnenleitern, Künstlern, Beamten u. s. w. zusammengesetzten, wahrhaft hervorragenden Versammlung auszusprechen. So verlief denn der schöne, in seiner Art einzig dastehende Tag bis zu seinem letzten Glockenschlage in seltenster Harmonie

Digitized by Google

und Heiterkeit. Hülsen durfte sich desselben in jeder Hinsicht dankbar erfreuen und daran erheben und that dieses auch, besonders bezüglich der Gesamthaltung der Berliner Presse, der er einst vielfach so feindlich gegenüber gestanden hatte. Ganz besonders bewegte ihn ein Aufsatz Dr. Karl Frenzels von der Nationalzeitung, der mit Recht einer der objektivsten und vornehmsten Kritiker der Gegenwart genannt und deshalb besonders hochgehalten wird.

Ich kann mir also auch nicht versagen, einige Auszüge dieses Hülsens 25jähriger Theaterverwaltung gewidmeten Aufsatzes hierselbst folgen, und somit meine Leser dem Urteile desselben nachgehen zu lassen.

Dr. Karl Frenzel sagt unter anderem:

„Schon eine Weile vorher hat der heutige Tag seine Schatten geworfen. Wie eifrig man sich auch bemüht, dem 25jährigen Jubelfeste des Generalintendanten von Hülsen einen durchaus häuslichen Schimmer und Ton zu bewahren. — daß die Draußen-Stehenden alle Nachrichten darüber mit herzlichem Wohlwollen und teilnahmvoller Neugier verfolgt — hat man nicht verhindern können, und ebensowenig, daß die Zeitungen die Geschichte dieser langen und rühmlichen Theater-Leitung in Umriß und Auszug noch einmal an uns vorübergehen lassen. Freilich! — Wie farblos nehmen sich diese Zahlen und viele dieser Namen aus! Zuweilen ist es mir sogar vorgekommen, als ginge ich durch das Thal der Schatten! Und wenn schon mir, der ich allein diesen Gestalten und Dingen nur als Zuschauer gegenüber gestanden, solches seltsame, aus Freude und Wehmut gemischte Gefühl das Herz bewegt, wie muß erst heute dem Jubilar zu Mute sein, der sie einst alle geleitet, geführt, an das Licht der Lampen gerufen hat! Ihm, der sie erblühen und glänzen, welken und verlöschen sah! — Der auch etwas wie Prosperos Zauberstab in Händen hielt, fröhliche Spiele und holde Wunder in das Leben zu rufen!"

„In einem so langen Zeitraume ein Theater zu leiten, immer auf dem Posten, nie zu ermüden, heute einen Triumph, morgen eine Niederlage gelassen zu erleben, gerechten wie ungerechten Angriffen gegenüber sich zu behaupten, und wenn man die Bilanz des Gewonnenen und Verlorenen endlich zieht, sich sagen zu dürfen: daß man redlich seine Pflicht gethan und der ernsten Muse, wie der strengen Grazie ihren Platz im Schauspielhause unverbrüchlich gesichert hat, — es wird dieses die Anerkennung, die freie Huldigung jedes billig Denkenden sicher verdienen und hervorrufen müssen."

„Wie scharf oft im einzelnen deshalb auch die Kritik und die Leitung des königlichen Hoftheaters zusammen geraten sind, heute fühlt sie sich getrieben, zu so viel anderen Lorbeerkränzen auch ihren Kranz dem Herrn von Hülsen darzubringen."

„In vollstem Maße erkennt sie seine Loyalität, seine künstlerischen Bestrebungen an! Sie weiß es ihm Dank, daß er das Schauspielhaus zur Heimat klassischer Dramen gemacht und dessen Pforten der Muse des zweiten Kaiserreiches verschlossen hat, daß er die Schöpfungen unserer modernen Dichter in den Grenzen, die ihm und seinem Institute gezogen sind, ausgiebig berücksichtigt und in der Oper beinahe alle hervorragenden Werke der alten und neuen Schule zur Dar-

Digitized by Google

stellung gebracht hat. — Denn wenn man aufmerksam die Liste der Stücke durchgeht, die während der Leitung Hülsens in unseren Hoftheatern zur Aufführung gekommen sind, so wird man kaum einen bedeutenden Namen darin vermissen. Daß manche gerühmte Dichtungen nicht hielten, was sie versprachen, liegt außerhalb jeder Berechnung und fernab von jedem Vorwurf."

„Die Stellung, die Botho von Hülsen einnimmt, ist bis jetzt eine einzige in der Theatergeschichte aller Völker. Nie ist eine solche Arbeit von einem Manne verlangt, nie eine solche Verantwortlichkeit auf ein Haupt geladen worden! Seit 25 Jahren steht er an der Spitze der beiden ersten Theater einer täglich an Einwohnerzahl und ihren Ansprüchen wachsenden Stadt! An jedem Abend erscheint hier eine Oper oder ein Ballet, dort ein Schauspiel oder eine Komödie. Seit zehn Jahren haben ihm zudem die politischen Ereignisse die Oberaufsicht über zwei der größten und allberühmtesten norddeutschen Theater zu Kassel und Hannover und über eine mittlere Bühne, die zu Wiesbaden, gegeben. Und dennoch! bei allen Versammlungen und Handlungen der Bühnen-Direktoren und der Schauspieler-Genossenschaft sehen wir Hülsen in nie rastender Thätigkeit beschäftigt, diese erste Stellung, die ihm das Glück verliehen, auch zu verdienen! Eine so schwere Last der Arbeit, so viel des kleinen und großen Ärgernisses, so manche Enttäuschung nach hochfliegender Erwartung — fünfundzwanzig Jahre zwischen Sorge und Hoffnung, Furcht und Zorn verbracht — und das alles mit der Würde eines vollendeten Kavaliers, mit dem Gleichmute und der gemessenen Ruhe eines verständigen und wohlwollenden Mannes ertragen, das giebt Herrn von Hülsen gerechten Anspruch über die Anerkennung der Mitwelt hinaus, auf ein Blatt der Geschichte des deutschen Theaters. Es wäre unbillig, von einem Manne in solcher Stellung besondere künstlerische Thaten zu fordern! Etwas Anderes ist es, als Direktor oder Regisseur des Schauspiels, die Oper in gesonderter Sphäre zu leiten, sich einem Lieblingsgedanken ganz und voll hinzugeben, oder ein vielverschlungenes, vielverworrenes, unruhiges Ganze zu überschauen, und immer in gleichem Schritt und Gang zu halten. Die organisatorische umfassende Thätigkeit wird hier mit Notwendigkeit jede andere verdrängen müssen! Die glücklichen Zeiten, welche die Vorgänger des Herrn von Hülsen sahen, wo heute eine Vorstellung im Opern-, morgen im Schauspiel-Hause stattfand, wo der Krönungszug in der Jungfrau von Orléans und das Gefecht im Seeräuber, wie ich sie als Knabe zu Anfang der vierziger Jahre noch geschaut, das Höchste und Vollendetste in der Ausstattung waren, wohin sind sie geflossen! — Wie leicht war es damals, unverwöhnten Augen Wunderherrliches zu bieten! Herr von Hülsen hat so wenig wie Heinrich Laube Dichter aus dem Boden stampfen können. In dieser ganzen fünfundzwanzigjährigen Bühnenleitung haben nur drei Stücke — die Gesellschaft Berlins mächtig und tief angeregt, und die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen; Brachvogels Narziß, Hebbels Nibelungen und Lindaus „Maria und Magdalena". Widerholte Versuche mit Otto Ludwigs und Grillparzers Dramen haben nicht vermocht, diese Dichter bei uns einzubürgern. Andere Stücke, wie Lindners Bluthochzeit und Willbrands Arria und Messalina gehören auch meinem Gefühle nach nicht auf die Hofbühne,

Digitized by Google

die doppelte Rücksichten zu nehmen hat. Denn einmal ist sie das Haus des Kaisers und zugleich soll sie ein Vorbild in Kunst und Sitte für die anderen deutschen Bühnen sein. So war es denn natürlich, daß Herr von Hülsen sein Augenmerk besonders auf zwei Punkte lenkte: die administrative Verwaltung des ihm anvertrauten Institutes und auf die Ausbildung des klassischen Repertoires. Mit strenger Hand und der glücklichen Gabe, verwickelte Verhältnisse rasch zu übersehen und auf neuer einfacherer Grundlage zu gestalten, hat er die mannigfachsten Mißbräuche, „den alten Zopf", zu beseitigen verstanden, welche die Leitung und den Geschäftsgang der Bühne entstellten. Eine schnellere Bewegung kam in das halbverrostete Getriebe. Es war wieder einer da, der mit Entschlossenheit, ohne Launenhaftigkeit und mit Unparteilichkeit die Zügel führte! Es liegt im Wesen wie im Bildungsgange des Herrn von Hülsen, daß er diese Seite seines Amtes, in der er als verantwortlicher Minister einer kostspieligen und vielumfassenden Verwaltung erscheint, stärker betonte als die andere: künstlerische Thaten zu vollenden. Seinem Berufe nach konnte der Generalintendant, der von der Lektüre eines Schauspiels zu einer Opernprobe eilte, und von dort nach seinem Arbeitszimmer zurückkehrte, um Rechnungen zu überfliegen, oder Audienzen zu erteilen, sich nicht liebevoll in Einzelheiten versenken und darin aufgehen. Das Ganze im Kopfe, als Feldherr für den Ausgang des Feldzuges verantwortlich, verzichtete er auf diesen Ruhm. Er suchte den seinigen in der Herstellung eines vollendeten Organismus, in dem alle Kräfte einem großen Zwecke unterthan, ohne Reibung und Spannung arbeiteten. Herr von Hülsen hat der klassischen Dichtung, der poetischen wie der musikalischen, die beiden Hoftheater Berlins wieder erobert. Die erstaunliche Anzahl von Aufführungen klassischer Werke während seiner Leitung verdient uneingeschränktes Lob, denn diese beleben immer wieder den Sinn für die hohe Kunst, entzücken die Phantasie und erheben das Gemüt."

„Indem der Intendant nun hierin den künstlerischen Schwerpunkt seiner Thätigkeit setzte, hat er im besten Sinne das Richtige getroffen. Dem Neuen nicht abhold, gab er dem Alten die Palme!"

„Aber — wenn die klassischen Dichter von ihrer sicheren Höhe herab dem Jubilar an diesem, seinem Ehrentage, freundlich zulächeln, — die Lebenden brauchen nicht fern zu bleiben."

„Beinahe ein jeder ist berücksichtigt worden. — Zugegeben, daß man manchem Talente hätte freundlicher entgegen kommen, hier nicht so leicht den Mut verlieren, dort zurückhaltender sein können, wer beginge in 25 Jahren keinen Irrtum, keinen Fehlgriff?" —

„Im großen und ganzen jedoch kann sich die moderne Produktion nicht über Zurücksetzung beklagen. Es ist den Lebenden gegenüber ein undankbares Geschäft, Generalintendant zu sein! Um einen zu erfreuen, müssen zehn verletzt, und von tausend Stücken, die einlaufen, können nur zwei Dutzend vor die Lampen geführt werden. Darum, wie gerecht auch in dem besonderen Falle die Klage des einzelnen sein mag, im Zusammenhang des Ganzen verliert sie an Gewicht und an Bedeutung."

Digitized by Google

„Der Dichter, dessen Stück zurückgewiesen, der Schauspieler, der nicht genügend beschäftigt wird — sie bilden, — mag der Leiter des Theaters einen Namen führen, welchen er wolle, den Chor der ewig Unzufriedenen."

„Noch einstimmiger als auf diesem Gebiete sind daher die Mühen und Verdienste des Herrn von Hülsen um die „Deutsche Bühnen-Gesellschaft" anerkannt worden. Hier bot sich ihm ein günstiges Feld für sein organisatorisches Talent. Hoffentlich wird aus diesen Anfängen, dem Vereine der Direktoren und Schauspieler, im Zusammenwirken der Kräfte eine harmonische Einigung hervorgehen. Wenn dadurch dem Unwesen der Theater-Agenturen gesteuert, eine innigere Beziehung zwischen Direktoren und Künstlern hergestellt, und das Verhältnis zwischen beiden auf festeren und ehrenvolleren Grundlagen als bisher begründet wird, so wird der Name des Herrn von Hülsen auch mit einer entscheidenden Reform des deutschen Theaters verbunden bleiben."

„Und so sollte denn gerade die Kritik nicht willig und gern die rastlose Thätigkeit, die unbeugsame Pflichttreue, die edlen und nach dem Ideale gerichteten Bestrebungen des Herrn von Hülsen anerkennen? Von allen Stimmen, die sich heute zu seinem Lobe erheben, ist sie die freieste! — Nicht der leiseste Zwang, nicht die kleinste Rücksicht binden dieselbe. Sie betrachtet sein Wirken im Zusammenhange unserer ganzen Entwickelung und erkennt darin das unablässige Bemühen, inmitten einer veränderten Welt dem Theater seinen alten Glanz zu erhalten und es zum Spiegel der Zeit zu machen. Sie ehrt in ihm den Mann, der seine künstlerischen Überzeugungen nicht der Mode unterwirft, und mit dem Wunsche, daß der Jubilar ihr noch lange in ungebrochener Kraft und Fülle des Schaffens gegenüber stehen möge, reicht sie ihm, — und sie glaubt, in diesem Falle nur der Herold des Publikums zu sein, — den Kranz!"

(Schluß folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Ein Expeditionsprojekt Rußlands und Frankreichs nach Indien zu Beginn unsers Jahrhunderts.

Zwei wichtige Fragen gehen ihrer Entscheidung entgegen: die Balkanfrage und die afghanisch-indische. Es ist nicht schwer, zwischen beiden Fragen einen gewissen Zusammenhang zu erkennen. Das Streben der Russen nach der Weltherrschaft, nach der Erfüllung jener traditionellen Mission, die die Schaffung eines neubyzantinischen Reiches als höchstes Ziel des russischen Volkes hinstellt, tritt daraus deutlich hervor. Die russische Angriffspolitik läßt sich weniger von Zeitströmungen fortreißen, sondern sie folgt dem tief im Russentum sitzenden treibenden Kern,

Digitized by Google

der identisch ist mit der lebendigen Idee des Cäsaro-Papismus, der russisch-byzantinischen Orthodoxie. Ein Neu-Byzanz ist das Ideal der Russen: aus Byzanz empfing das heidnische Rußland in Form religiösen Lebens seine erste Kultur, jene Stadt ist auch heute noch der Mittelpunkt, um den sich die russische Orientpolitik dreht. Dort suchen die Russen ihre Kulturmission. Ihr Vorgehen in Asien hängt damit innig zusammen. Hier bahnen sie den Weg zur Weltherrschaft, und wehe dem übrigen Europa, wenn es dem Russentum gelingt, sein erstes Ziel, worunter zunächst nur die Herrschaft über ganz Asien verstanden sein soll, zu erreichen.

Das Bestreben der Russen, nach Asien, vor allen Dingen über Mittelasien nach Indien gerichtet, datiert schon manches Jahrzehnt, um nicht zu sagen, Jahrhundert zurück, und es lag lange Zeit im Interesse des kontinentalen Europa, zumal Frankreichs, daß Rußland die Engländer im äußersten Orient in Schach hielt. Man wünschte die materiellen Kräfte Rußlands nicht unbeschäftigt zu sehen, weil man fürchtete, daß es, wenn aus Zentral-Asien zurückgewiesen, mit seinem ganzen Gewicht auf den Occident zurückfallen möchte, eine Furcht, die keinesfalls grundlos ist, da eine traditionelle Politik den Russen ein Gesetz daraus macht, sich in alle europäischen Streitigkeiten einzumischen.

Heute liegt die Sache wesentlich anders. Eine Ausdehnung der Briten in Asien ist nicht mehr zu fürchten, wohl aber beginnen die Russen in ihrer asiatischen Politik gefahrdrohend zu werden. Sie stehen hart an der afghanischen Grenze und rüsten sich — man mag dagegen sagen, was man wolle — zum Einrücken in indisches Gebiet. Das Feld steht ihnen bei gegenwärtigem Zustande der britisch-indischen Herrschaft offen, und — hierin liegt das Bedenkliche — wo ist der Damm, der sich dem Weiterfließen des russischen Stromes entgegenstellen wird, wenn dieser einmal über Afghanistan in hindostanisches Gebiet eingebrochen ist?

Wir wollen nicht an dieser Stelle, so interessant dieser Gegenstand auch sein mag, des näheren darauf eingehen, sondern wir wollen nur sagen, daß der Plan der Russen, ihre Herrschaft nach Indien vorzuschieben, ein solcher ist, der bereits ein gutes Alter auf dem Nacken hat und mit echt russischer Zähigkeit festgehalten wird bis zu dem günstigen Augenblick, da sich seine Ausführung ermöglicht.

Die Wahrscheinlichkeit einer Invasion Britisch-Indiens durch Rußland ist neuerdings mehrfach besprochen worden. Die einen sahen dieses gigantische Vorhaben als undurchführbar an, die anderen als unvermeidlich und als ein solches, das auf gleiche Weise zustande kommt wie jene Expeditionen, die Alexander zu den Sutledge-Ufern und die muselmännischen Eroberer in das Herz Hindostans geführt haben. Aber vielen wird der nachfolgende Plan interessant sein, den wir durch Zufall und aus zuverlässiger Quelle in die Hände bekamen und der im Jahre 1800 zwischen Kaiser Paul I. von Rußland und dem ersten Konsul von Frankreich, Napoleon Bonaparte, besprochen und entworfen wurde. Wir geben ihn im nachfolgenden möglichst wortgetreu wieder.

Digitized by Google

Projekt einer Überlandexpedition nach Indien.

Zweck der Expedition:

Die Engländer für immer aus Hindostan zu vertreiben; diese schönen und reichen Gegenden vom britischen Joch zu befreien; neue Wege der Industrie und dem Handel der zivilisierten Nationen Europas und für Frankreich insbesondere zu erschließen. Solches ist das Ziel einer Expedition, die würdig ist, das erste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts und die Leiter der Regierungen, welche dieses nützliche und rühmliche Unternehmen ausgedacht haben, unsterblich zu machen.

Mächte, die daran mitzuwirken haben:

Die französische Republik und der Kaiser von Rußland, um an die Ufer des Indus eine vereinigte Armee von 70000 Mann zu entsenden; die deutsche Regierung, die den französischen Truppen Durchzug zu gewähren und ihnen behilflich zu sein hat, die Donau hinab bis zu deren Mündung ins Schwarze Meer zu gelangen.

Vereinigung einer russischen Armee von 35000 Mann zu Astrachan und deren Beförderung bis Astrabad.

In dem Augenblick, da das Projekt der Expedition definitiv festgesetzt ist, wird Paul I. Befehle erlassen, daß sich zu Astrachan eine Armee von 35000 Mann, davon 25000 Mann regulärer Truppen aller Waffen und 10000 Kosaken — versammele. Dieses Armeekorps wird sich alsdann auf dem Kaspischen Meere einschiffen, um nach Astrabad geführt zu werden, wo es die Ankunft der französischen Armee abzuwarten hat.

Astrabad wird das Hauptquartier der vereinigten Armeen sein: man wird dort alle Kriegs- und Proviantmagazine einrichten, und der Ort wird der Mittelpunkt der Kommunikationen zwischen Hindostan, Frankreich und Rußland sein.

Route, welche die französische Armee einschlagen wird, um sich von den Ufern der Donau an jene des Indus zu begeben.

Von der Rhein-Armee wird ein Korps von 35000 Mann aller Waffen abgetrennt werden.

Diese Truppen werden in Flußbarken auf der Donau eingeschifft und diesen Fluß bis zu seiner Mündung in das Schwarze Meer hinabbefördert werden. Am Pontus Euxinus angekommen, werden die Truppen, auf Transportschiffe, die Rußland zu liefern hat, überführt, das Schwarze und Asowsche Meer durchfahren und bei Tagaurog landen.

Danach hat dieses Armeekorps am rechten Ufer des Don entlang zu fahren, bis es eine Kosakenstadt, namens Piati-Izbianka erreicht. An diesem Punkte angelangt, wird die Armee über den Don setzen und zu Lande bis in die Nähe der Stadt Zarizyn reisen, die am rechten Ufer der Wolga erbaut ist.

Sie wird sich auf diesem Fluß einschiffen und denselben bis Astrachan hinabfahren.

Dort werden die Truppen, auf Kauffahrteischiffe überführt, das Kaspische Meer in seiner ganzen Länge durchschneiden und in der persischen Hafenstadt Astrabad anladen.

Digitized by Google

Nachdem sich nun die Franzosen mit den Russen verbunden, wird sich die vereinigte Armee in Marsch setzen, die Städte Herat, Ferah und Kandahar passieren und bald das rechte Ufer des Indus erreichen.

Dauer der Reise der französischen Armee.

Um die Donau bis zu deren Mündung in das Schwarze Meer hinabzufahren	20	Tage
Von der Mündung der Donau bis Taganrog	16	„
„ Taganrog nach Piati-Izbianka	20	„
„ Piati-Izbianka nach Zarizyn	4	„
„ Zarizyn nach Astrachan	5	„
„ Astrachan nach Astrabad	10	„
„ Astrabad zu den Ufern des Indus	45	„
	120	Tage

Also würde die französische Armee vier Monate brauchen, um von den Ufern der Donau zu jenen des Indus zu gelangen, aber, um nichts zu übereilen, nimmt man an, daß die Reise fünf volle Monate dauern würde. Wenn daher die Armee zu Anfang Mai 1801 abrückt, müßte sie gegen das Ende des September ihr Ziel erreicht haben. Man beachte, daß die Hälfte des Weges zu Wasser und die andere Hälfte zu Lande zurückgelegt werden wird.

Mittel der Ausführung.

Bei der Einschiffung auf der Donau hat die französische Armee ihre Feldstücke und Munitionswagen mit sich zu führen.

Sie bedarf keines Lagergegenstandes.

Die Kavallerie, die leichten Truppen und die Artillerie dürfen keineswegs ihre Pferde mitnehmen; man wird nur die Reitsättel, Geschirre, Packsättel, Stränge, Zügel ꝛc. ꝛc. einschiffen.

Dieses Armeekorps muß mit Schiffszwieback für einen Monat versorgt sein.

Kommissäre werden der Armee voranseilen, um überall, wo es nötig erscheint, die Etappen vorzubereiten und zu verteilen.

An der Donau-Mündung angekommen, wird die Armee auf Transportschiffe übergehen, die von Rußland geliefert und mit Lebensmitteln für 15 bis 20 Tage versehen sind.

Während die Einschiffung vor sich geht, werden sich Kommissäre und Offiziere des Generalstabs zu Lande und mit der Post, die einen nach Taganrog und Zarizyn, die andern nach Astrachan begeben.

Die nach Taganrog entsendeten Kommissäre werden sich mit russischen Kommissären ins Einvernehmen setzen, um die Landreise der Armee von Taganrog bis Piati-Izbianka zu regeln, um die Etappe vorzubereiten und Quartier zu machen, endlich um die zum Transport der Artillerie und Bagagen der Armee nötigen Pferde und Wagen zusammenzubringen.

Diese selben Kommissäre werden sich mit den nach Zarizyn entsendeten verständigen, um die Anzahl Fahrzeuge zu sammeln, welche die Passage des Don erfordert, der an dieser Stelle etwas breiter als die Seine in Paris ist.

Digitized by Google

Die in Zarizyn angestellten Kommissäre werden im vorhinaus Sorge getragen haben:

1. an 3 oder 4 Punkten zwischen dem Don und der Wolga alle für die Armee während ihres Marsches nötigen Lagergegenstände und Lebensmittel anzusammeln.

2. Bei Zarizyn eine genügende Menge Fahrzeuge zur Einschiffung der französischen Armee auf der Wolga und zu deren Hinabbeförderung bis Astrachan zusammenzubringen.

Die nach Astrachan entsandten Kommissäre werden Schiffe zur Aufnahme der Armee bereit halten und dieselben mit Lebensmitteln für fünfzehn Tage versehen.

Sobald die französische Armee zu Astrabad anlangt, wird sie die nachfolgend verzeichneten Gegenstände, die durch die Kommissäre der beiden Regierungen zusammengebracht und bereit gehalten sein werden, antreffen:

1. Kriegsmunition aller Art, auch solche für schweres Geschütz.

Diese Munition kann aus den Arsenalen von Astrachan, Kasan und Saratow bezogen werden, die damit reichlich versorgt sind.

2. Zugpferde für den Transport der Artillerie und der Munition der vereinigten Armee.

3. Wagen und Pferde für den Transport der Bagagen, Pontons ꝛc.

4. Reitpferde, um die französische Kavallerie und die leichten Truppen beritten zu machen.

Diese Pferde können zwischen dem Don und der Wolga bei den Kosaken und Kalmücken angekauft werden. Sie finden sich hier in ungezählten Mengen und sind für den Dienst in den Ländern, die der Schauplatz der militärischen Operationen sein werden, die am besten geeigneten. Übrigens wird ihr Preis mäßiger als anderswo sein.

5. Alle für die französische Armee während ihres Marsches zu den Ufern des Indus und darüber hinaus nötigen Lagergegenstände.

6. Magazine mit Tuch, Leinwand, Kleidern, Hüten, Helmen, Handschuhen, Strümpfen, Stiefeln, Schuhen ꝛc.

Alle diese Dinge trifft man in Rußland in großem Überfluß und zu billigeren Preisen als in allen übrigen europäischen Staaten. Die französische Verwaltung kann wegen dieser Lieferungen mit den Leitern der Kolonie Sarepta, die am rechten Ufer der Wolga 6 Stunden von Zarizyn entfernt liegt, unterhandeln; diese Evangelisten-Kolonie, die als die reichste, gewerbfleißigste und zuverlässigste in der Ausführung ihrer Verpflichtungen gilt, hat ihren Hauptsitz in Sachsen; von dort müssen die Anweisungen eintreffen, daß die Kolonie Sarepta sich mit den Lieferungen zu beschäftigen habe.

7. Eine mit allerhand Medikamenten versehene Apotheke.

Diese kann von der Kolonie Sarepta bezogen werden, wo seit langem eine Apotheke existiert, die an Reichhaltigkeit und Güte der Droguen mit der kaiserlichen Apotheke zu Moskau rivalisiert.

Digitized by Google

8. Magazine mit Reis, Erbsen, Mehl, Gries, gesalzenem Fleisch, Butter, Wein, Branntwein ꝛc. ꝛc.

9. Rinder und Hammelherden.

Die Erbsen, das Mehl, der Gries, das Salzfleisch und die Butter können aus Rußland bezogen werden; alle übrigen Gegenstände finden sich im Überfluß in Persien.

10. Magazine mit Heu, Stroh, Gerste und Hafer.

Der Hafer kann aus Astrachan bezogen werden. Heu, Stroh und Gerste findet man im Lande.

Marsch der vereinigten Armee von Astrabad bis zu den Ufern des Indus; Maßnahmen zur Sicherung des Gelingens der Expedition.

Vor der Landung der Russen in Astrabad werden Kommissäre der beiden Regierungen entsendet werden, um die Khans und die kleinen Befehlshaber der von der vereinigten Armee zu passierenden Gegenden wissen zu lassen:

„Daß eine Armee der beiden mächtigsten Nationen des Erdballs ihre Gebiete durchschreiten müsse, um sich nach Indien zu begeben; daß der alleinige Zweck dieser Expedition der ist, die Engländer aus Hindostan zu verjagen, welche die Unterjocher dieser schönen Gegenden sind, die einst so berühmt, so mächtig, so reich in Produktion und Industrie waren, daß sie alle Völker der Welt anzogen, an den Gaben und Vergünstigungen, mit denen der Himmel diese Lande überhäuft, teilzunehmen; daß der schreckliche Zustand der Unterdrückung, des Unglücks und der Knechtschaft, unter dem heute die Völker dieser Gegenden leiden, Frankreich und Rußland das lebhafteste Interesse eingeflößt hat; daß infolgedessen diese beiden Regierungen sich entschlossen haben, ihre Kräfte zu vereinigen, um Indien von dem tyrannischen und barbarischen Joch der Engländer frei zu machen; daß die Fürsten und Völker aller Staaten, welche die vereinigte Armee passieren muß, nichts von dieser zu fürchten haben; daß sie im Gegenteil eingeladen werden, mit allen Mitteln zum Gelingen dieses nützlichen und ruhmvollen Unternehmens mitzuwirken; daß diese Expedition ebenso gerecht in ihrer Ursache ist, wie jene ungerecht war, die Alexander unternahm, um die ganze Welt zu erobern; daß die vereinigte Armee keinerlei Kontributionen erheben und daß sie nur bei gegenseitiger Übereinstimmung und mit barer Münze alles das kaufen wird, was sie zu ihrem Unterhalt gebraucht; daß die strengste Disziplin sie bei ihrer Pflicht erhalten wird; daß der Glaube, die Gesetze, Gebräuche und Sitten, das Eigentum, die Frauen überall respektiert werden ꝛc."

Nach einer derartigen Proklamation und bei entgegenkommendem, freimütigem und loyalem Auftreten ist es nicht zweifelhaft, daß die Khans und anderen kleinen Fürsten den freien Durchzug durch ihre respektiven Staaten gestatten werden; übrigens würden sie, uneinig, wie sie alle unter einander sind, zu schwach sein, um einen ernstlichen Widerstand zu leisten.

Die französischen und russischen Kommissäre werden von geschickten Ingenieuren begleitet sein, die die topographische Karte der Länder, welche die vereinigte Armee zu durchschreiten hat, aufnehmen werden. Auf ihren Karten werden sie die Lager-

Digitized by Google

Orte bezeichnen, die Flüsse, welche zu überschreiten sind, die Städte, an denen die Armee vorbeipassiert, die Punkte, an denen der Transport der Bagagen, der Artillerie und Munitionen einige Schwierigkeiten haben könnte, zugleich mit der Angabe der Mittel, wie diese Schwierigkeiten zu überwinden sind.

Diese Kommissäre werden mit den Khans, den Fürsten und Privaten wegen der Lieferung der Lebensmittel, Wagen ꝛc. ꝛc. unterhandeln, die Verträge unterzeichnen und Unterpfand verlangen und erhalten.

Sobald die erste französische Division in Astrabad eintreffen wird, hat sich die erste russische Division in Marsch zu setzen; die anderen Divisionen der vereinigten Armee werden nach und nach in der Distanz von 5 bis 6 Stunden die eine der anderen folgen; diese Divisionen werden untereinander durch kleine Kosakendetachements in Verbindung erhalten.

Ein Korps von 4 bis 5 tausend Kosaken, das mit leichter regulärer Kavallerie untermischt ist, wird die Avantgarde bilden; die Pontons haben ihr unmittelbar zu folgen; diese Avantgarde hat Brücken über die Flüsse zu werfen, die Approchen zu verteidigen und im Falle von Verrat oder bei einem anderen Unfall über die Sicherheit der Armee zu wachen.

Die französische Regierung wird dem Befehlshaber der Expedition Waffen aus der Manufaktur von Versailles übergeben, so Flinten, Karabiner, Pistolen, Säbel ꝛc. ꝛc.; Vasen und andere Porzellangegenstände aus der Manufaktur von Sèvres; Uhren und Pendulen, die aus den Händen der geschicktesten Pariser Kunsthandwerker hervorgegangen sind; schöne Spiegel, prachtvolle Stoffe verschiedener Farben, so in Scharlach, Karmoisin, Grün und Blau, welches die Lieblingsfarben der Asiaten und zumal der Perser sind; Samte; goldene und silberne Gewebe; Tressen und Seidenwaren aus Lyon, Gobelintapeten ꝛc. ꝛc.

Alle diese Gegenstände, bei Gelegenheit an die Fürsten dieser Gegenden verteilt und mit jener Liebenswürdigkeit und Huld angeboten, die so natürliche Eigenschaften der Franzosen sind, werden dazu dienen, diesen Völkern die höchste Idee von der Munifizenz, Industrie und Macht der französischen Nation zu geben und weiter dazu, in der Folge ein wichtiges Handelsgebiet zu eröffnen.

Ein ausgewähltes Korps von Gelehrten und Künstlern jeder Richtung muß an dieser ruhmreichen Expedition teilnehmen. Die Regierung wird ihnen die Karten und Pläne anvertrauen, die über die Länder, welche die vereinigte Armee zu durcheilen hat, existieren könnten, und ebenso die geschätztesten Abhandlungen und Werke, welche diese Gegenden behandeln.

Luftschiffer und Feuerwerker werden sehr nützlich sein.

Um diesen Völkern die höchste Meinung von Frankreich und Rußland einzuflößen, wird es am Platze sein, vor der Abreise der Armee und des Generalstabes aus Astrabad in dieser Stadt etliche glänzende Feste zu geben, verbunden mit militärischen Evolutionen, wie in den Festen, durch welche man zu Paris große Ereignisse und denkwürdige Epochen feiert.

Wenn alles derart eingerichtet wird, ist kein Zweifel möglich über das Gelingen des Unternehmens; aber sein weiterer glücklicher Ausgang hängt von der

Digitized by Google

Intelligenz, dem Eifer, dem Heldenmut und der Treue der Führer ab, denen die beiden Regierungen die Ausführung des Projektes anvertrauen.

Sobald die vereinigte Armee an den Ufern des Indus angelangt sein wird, müssen die militärischen Operationen beginnen.

Es ist zu bemerken, daß jene europäischen Münzen, die in Persien und Indien am gängigsten und gesuchtesten sind, die venetianischen Zechinen, die holländischen und ungarischen Dukaten und die russischen Imperials und Rubel sind.

Diesem Plane stellte der erste Konsul folgende Bedenken entgegen:

Einwände.

1. Sind genug Fahrzeuge vorhanden, um eine Armee von 35000 Mann die Donau hinab bis zu deren Mündung zu transportieren?

2. Der Großherr wird nicht zugeben, daß eine französische Armee die Donau hinabfahre, und er wird sich deren Einschiffung in Häfen, die im Abhängigkeitsverhältnis zum ottomanischen Reiche stehen, widersetzen;

3. Befinden sich im Schwarzen Meere genug Schiffe und Fahrzeuge für den Transport der Armee, und hat Paul I. davon genug zu seiner Verfügung?

4. Läuft der von der Donau ausgegangene Konvoi nicht Gefahr, durch die englische Flotte des Admirals Keith beunruhigt oder zerstreut zu werden, die auf das Gerücht von dieser Expedition hin die Dardanellen durchfahren und in das Schwarze Meer einlaufen wird, um die französische Armee an der Abreise zu verhindern und zu vernichten?

5. Wie kann die vereinte Armee, nachdem sie zu Astrabad gesammelt worden, bis Indien gelangen auf einem Wege, der durch beinahe wilde und von Hilfsmitteln entblößte Länder führt und der in einer Länge von dreihundert Stunden von Astrabad bis zu den hindostanischen Grenzen zu durchlaufen ist?

Der Kaiser antwortete auf diese Einwände mit einer Sicherheit, die der Erfolg vielleicht gerechtfertigt hätte zu einer Zeit, da England in Indien außergewöhnlich schwache Kräfte zu entfalten vermochte.

Seine Antworten lassen sich folgendermaßen wiedergeben:

1. Ich halte es für leicht, eine genügende Menge Fahrzeuge zusammenzubringen. Im entgegengesetzten Falle würde die Armee zu Lande bis Ibrahilof, einem Donauhafen, der im Fürstentum der Wallachei liegt, und bis Galatz, einem anderen Hafen, der im Fürstentum der Moldau am gleichen Flusse sich befindet, hinabgehen; alsdann würde sich die französische Armee auf die russischerseits bestellten und geschickten Schiffe begeben und mit ihnen ihren Weg fortsetzen.

2. Paul I. wird die Pforte zwingen, seinen Absichten willfährig zu sein; seine imposanten Kräfte werden den Divan veranlassen, seinen Willen zu respektieren.

3. Der Kaiser von Rußland kann in seinen Häfen am Schwarzen Meere bequem mehr als 300 Schiffe und Fahrzeuge aller Größen zusammenbringen; alle

Digitized by Google

Welt weiß, wie bedeutend sich die russische Handelsmarine im Schwarzen Meere vergrößert hat.

4. Wenn Mr. Keith die Meerenge durchfahren will und die Türken sich dem nicht widersetzen, wird Paul I. sich dagegen widersetzen; um dies zu thun, hat er wirksamere Mittel, als man wohl denkt.

5. Diese Länder sind keineswegs wild und unfruchtbar; die Route ist seit langem gangbar und offen gemacht; die Karawanen gelangen gewöhnlich in 35 oder 40 Tagen von den Ufern des Indus nach Astrabad. Der Boden ist keineswegs wie jener Arabiens und Libyens mit Flugsand bedeckt; er ist fast überall durch Flüsse bewässert; die Fourage fehlt dort nicht; Reis ist im Überfluß vorhanden und bildet die Hauptnahrung der Bewohner. Rinder, Hammel und Wildbret sind dort etwas Gewöhnliches, und die Früchte sind verschiedenartig und von köstlichem Geschmack.

Die einzige berechtigte Einwendung, die man machen kann, ist die Länge des Marsches, aber das darf den Plan nicht umstürzen. Die französische und russische Armee sind begierig nach Ruhm; sie sind tapfer, ausdauernd und unermüdlich; ihr Mut, ihre Standhaftigkeit und die Klugheit ihrer Führer werden alle Hindernisse, welcher Art diese auch sein mögen, besiegen.

Eine geschichtliche Thatsache kommt dieser Behauptung zu Hilfe.

Im Jahre 1739 und 40 verließ Nadir-Schah, auch Thamas-Culibhan benannt, Delhi an der Spitze einer zahlreichen Armee, um eine Expedition in Persien und zu den Ufern des Kaspischen Meeres zu unternehmen. Er nahm den Weg über Kandahar, Fehra, Herat und Mechehed und gelangte nach Astrabad; alle diese Städte waren bedeutend; obschon sie von ihrem alten Ruf viel verloren haben, besitzen sie doch immer noch genug Glanz.

Das, was eine echt asiatische Armee — und das sagt alles — 1739 und 1740 leisten konnte, wird unstreitig heutigen Tages von einer aus Franzosen und Russen gebildeten Armee ausgeführt werden können. Die eben genannten Städte bilden die hauptsächlichsten Verbindungspunkte zwischen Hindostan einerseits und Rußland und Frankreich andrerseits. Es wird dieserhalb nötig sein, eine militärische Post zu organisieren und dabei Kosaken zu verwenden, die zu dieser Art von Dienst die geeignetsten Leute sind.

Die Russen haben diesen Plan heute wieder aufleben lassen, jedoch ohne daß sie hierbei an die französische Mithilfe appellieren, die sie auch diesmal nicht nötig haben. Sie stehen vor den Thoren Hindostans.

Welches wird der Ausgang dieser unvermeidlichen Rivalität zwischen Russen und Briten sein?

Das scheint uns ein Problem, dessen Lösung noch in den Bereich dieses Jahrhunderts gehört.

Halberstadt. E. Paul.

Digitized by Google

Staats- und Rechtswissenschaft.

Verantwortlichkeit und Hypnotismus.

Ein Mensch ist verantwortlich für seine Handlungen, wenn er das Bewußtsein seiner Persönlichkeit hat, auf die wirklichen Eindrücke der Außenwelt in normaler Weise reagiert und von einer fixen, alles beherrschenden Idee frei ist. Der Hypnotisierte wird in den allermeisten Fällen diesen drei Bedingungen entweder völlig oder teilweise nicht genügen können, da er seine Individualität zu verlieren und Halluzinationen zugänglich zu werden pflegt, besonders aber deshalb, weil er in den letzten Stadien der Entwicklung suggestibel ist. Eine jede durch Worte oder durch Vermittelung anderer sinnlicher Eindrücke ausgeübte Einwirkung wird willig aufgenommen, in Handlungen umgesetzt und mit einer solchen Hartnäckigkeit festgehalten, daß nur eine Gegen-Suggestion den Bann zu brechen vermag. Der Hypnotisierte steht völlig unter der Herrschaft des Operators und ist gezwungen, den Eingebungen desselben Folge zu leisten, selbst wenn er — was selten vorkommt — einer widerstrebenden Empfindung sich bewußt wird. Die Bedeutung der Suggestion für die gerichtliche Frage der Verantwortlichkeit wird sich aus den folgenden Betrachtungen ergeben, in denen wir uns an die Untersuchungen neuerer französischer Forscher anschließen.

Nehmen wir an, daß eine für hypnotische Wirkungen empfängliche Person sich einem Experimente freiwillig hingiebt und dadurch die Selbstbestimmung über sich verliert, daß sie ferner so tief in den Zustand verfällt, daß keine Spur von Erinnerung an das im Schlafe Geschehene beim Erwachen zurückbleibt, so sehen wir, daß der Hypnotiseur, ohne irgendwie einer gesetzlichen Strafe zu verfallen, ihr mit Leichtigkeit Handlungen suggerieren kann, die mit ihren eigenen Wünschen durchaus nicht übereinstimmen. Auf diese Weise kann er Unterschriften, Schuldscheine und Urkunden jeder Art erlangen, welche genau den Wert von überlegungsmäßig hergestellten Dokumenten haben und deren Ungültigkeit sich nur mit den allergrößten Schwierigkeiten nachweisen lassen könnte. Denn da die Schriftzüge ganz die richtigen und die Satzwendungen durchaus verständig sind, so läßt nichts auf Fälschung oder Unzurechnungsfähigkeit schließen; der Umstand, daß das Subjekt hypnotisierbar ist, genügt nicht zur Anfechtung der Schriftstücke, besonders wenn jede Erinnerung an die Ereignisse während des Schlafes dem Betreffenden fehlt. Vorausgesetzt aber, die bloße Unterschrift genüge nicht und es sei vielmehr die Gegenwart von Zeugen bei dem Akte notwendig, so läßt sich noch nicht aus den äußerlichen Anzeichen der Ruhe und Besonnenheit die Zurechnungsfähigkeit und damit die Verantwortlichkeit der betreffenden Person feststellen. Denn auch Leute, die mit offenen Augen umhergehen und scheinbar ganz bei Bewußtsein sind, können sich in einem larvierten Somnambulismus befinden, der nur dem geübten Auge an einer gewissen Starrheit und automatischen Abgemessenheit der Bewegungen erkennbar wird, obwohl selbst diese Kennzeichen bei dem rein psychischen Charakter der Hypnose nicht notwendig aufzutreten brauchen.[1]) Aber

[1]) Die Litteraturbelege für diese Thatsachen sind sehr zahlreich. Ich verweise dieserhalb auf mein ausführliches systematisches Verzeichnis, das soeben im Verlage von Carl Duncker erschienen ist.

Digitized by Google

viel leichter und sicherer lassen sich solche Pläne mit Hülfe der sogenannten post-hypnotischen Suggestion ausführen, die während des Schlafes gegeben wird, sich jedoch erst nach demselben und zwar genau zur festgesetzten Zeit erfüllt. Es ist auf diese Weise sehr leicht möglich, einem Hypnotisierten aufzugeben, er solle nach so und so viel Tagen zu einer bestimmten Stunde zum Rechtsanwalt gehen und dort in gesetzmäßiger Form einen Akt vollziehen, der gegen die eigensten Interessen des Betreffenden geht. Ich kann mich hierbei auf zahlreiche persönliche Erfahrungen berufen, möchte jedoch einen von Prof. Dr. Liégeois[1]) berichteten besonders charakteristischen Fall als Beispiel erwähnen.

Liégeois erzählte einer im Schlaf sich befindenden Dame, sie hätte von einem ihr fremden Menschen sechs gestohlene Zinsscheine erhalten und würde nach einigen Stunden dieselben zur Polizei bringen und dort den Vorfall berichten. Als sie zu dem Polizei-Leutnant kam, der vorher von allem unterrichtet worden war, konnte man an ihr „kein äußeres Zeichen der Art entdecken, daß man sich hätte gegen die Aufrichtigkeit ihres Zeugnisses mißtrauisch verhalten müssen," und mit vollkommener Überzeugung erzählte sie Thatsachen, die nur in ihrer Einbildungskraft bestanden, ja, erklärte sich sogar bereit, dieselben vor Gericht zu beschwören.

Im Anschluß an diese Thatsachen habe ich einen Versuch gemacht, der, soviel ich weiß, bisher noch nicht unternommen worden ist und ein gewisses juristisches Interesse bietet. Als gegen Ende des Jahres 1886 in Berlin ein Mord verübt wurde, dessen Thäter nicht sogleich entdeckt werden konnte, suchte ich mir aus persönlicher Besichtigung des Schauplatzes und genauem Studium der diesbezüglichen Zeitungsberichte ein klares Bild des Vorganges herzustellen und schilderte denselben dann möglichst anschaulich und mit fast gleichen Worten dreien meiner hypnotischen Versuchspersonen. An die Stelle des noch unentdeckten Verbrechers setzte ich nun die Figur eines meiner Freunde, der den Dreien nicht bekannt war, den ich aber möglichst ähnlich zu beschreiben mich bemühte. Alle drei waren nach dem Erwachen davon überzeugt, daß sie durch eigentümliche Zufälle Zeugen des Mordes gewesen waren und auch die Person des Thäters kannten; alle drei erklärten sich bereit, als ich eine Begegnung derselben mit meinem Freunde herbeigeführt hatte, denselben als den Mörder zu denunzieren. Eine Gegen-Suggestion allein vermochte es, sie von diesem Vorhaben abzuhalten. Man denke sich die Verzweiflung eines Mannes, gegen den derartige Anklagen von drei ehrenhaften und unbescholtenen Mitbürgern erhoben würden, und der nicht im stande wäre, sein Alibi zu beweisen!

Eine sehr bedeutsame Frage muß an dieser Stelle erhoben werden: ist eine verheiratete Frau in jedem Falle des Ehebruchs schuldig, wenn sie des sträflichen Umganges mit einem anderen Manne überführt wird? Ist nicht der Fall in den Gesetzbüchern zu berücksichtigen, daß die Frau im hypnotischen Schlafe geschändet worden sein kann oder daß die verbrecherische Zuneigung und die Hingabe an einen Fremden durch nachwirkende Eingebungen erreicht worden ist? Wenn man

[1]) Liégeois, De la suggestion hypnotique dans ses rapports avec le droit civil et le droit criminel. Paris, 1884. pag. 25. Vergl. Dessoir, Zur Psychologie der Rechtspraxis. Sphinx, Bd. V, 5. 267. Gera 1888.

Digitized by Google

bedenkt, daß nach statistischen Berechnungen etwa 90% der Frauen hypnotisierbar und meistens solchen Experimenten sehr zugeneigt sind, so wird man solche Möglichkeiten durchaus nicht in das Gebiet der Fabeln zu verweisen gesonnen sein, sondern eher annehmen, daß dieselben bisher dem wachsamen Auge des Gesetzes entgangen sind. Überdies sind ähnliche Fälle vereinzelt schon vor längerer Zeit bekannt geworden [1]).

Bemerkenswert ist auch die Gefahr, welche den Staatsgeheimnissen aus der hypnotischen Praxis erwächst. Nichts leichter, als den treusten Beamten des Staates, sobald er sich einmal unter den Einfluß des Hypnotisten begeben hat, zum Treubruch zu veranlassen und auf diese Weise in den Besitz der wichtigsten militärischen und diplomatischen Geheimnisse zu gelangen. Dazu kommt, daß viele Menschen im hypnotischen Schlaf schon an und für sich zur Schwatzhaftigkeit neigen; Demarquay und Giraud-Teulon erzählen von einer hypnotisierten Dame, daß sie ihnen aus eigenem Antriebe Enthüllungen machte, die für sie selbst so kompromittierend waren, daß die Experimentatoren sich beeilten, die Dame wieder aufzuwecken.

Aus diesen und ähnlichen Erwägungen scheint die Notwendigkeit gesetzlicher Bestimmungen über den Hypnotismus sich zu ergeben, damit eine Lücke in unserer Gesetzgebung ausgefüllt werde. Es müßte in gewissen Fällen die Möglichkeit berücksichtigt werden, daß der Angeklagte unter dem unwiderstehlichen Impuls einer hypnotischen Suggestion gehandelt hat, und es müßte auf Verlangen des Verteidigers, der auf diese Weise die Freisprechung seines Klienten erwirken könnte, festgestellt werden, ob 1. das Subjekt hypnotisierbar ist; ob es 2. hypnotisiert wurde und ob es 3. der entsprechenden Suggestion zum Opfer gefallen ist.

Berlin. Max Dessoir.

Kulturgeschichte.

Anfänge religiöser Entwickelung.

Der heutige Fortschritt der Wissenschaft beruht im wesentlichen auf einer glücklichen Kombination der Kritik mit den Thatsachen; weder die Spekulation allein kann, wie die Geschichte der deutschen Philosophie gezeigt hat, die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins, selbst mit dem Zugeständnis gewisser unableitbarer Voraussetzungen, irgend ausreichend erklären, noch die sogenannte positivistische, sich angeblich bloß an die reine Wirklichkeit als solche haltende Methode der französischen und englischen Empiristen. Es dürfte genügend bekannt sein, wie diese Umwälzung in der Forschung einer der größten Triumphe gewesen ist, welche die moderne Naturwissenschaft über ihre solange übermächtige Gegnerin, die Philosophie, davon getragen hat, aber gerade diejenige Disziplin, welcher unseres Erachtens die Zukunft gehört, die Ethnologie, hat bislang die verdiente Würdigung in vielen Kreisen noch nicht erfahren. Gestützt auf ein täglich anwachsendes, über alle Völker des Erdkreises sich erstreckendes Material, unternimmt

[1]) Vergl. Casper, Handbuch der gerichtlichen Medizin I, S. 160.

Digitized by Google

sie es, ein Bild von der Entfaltung des menschlichen Geschlechtes nach körperlicher und geistiger Beziehung hin zu entwerfen, wie es umfassender und zugleich gründlicher nicht gedacht werden kann. Indem sie ausgeht von den sogenannten Naturvölkern, den Vertretern der niedrigsten Gesittung, wie sie uns die Gegenwart noch hier und da zeigt, ist es ihr möglich, durch die komparative Methode für alle weiteren Differenzierungen des Prozesses jedesmal die einzelnen relevanten Stadien zu verzeichnen und somit eine empirisch begründete Zergliederung der Kultur und ihrer Entwickelung zu liefern. Welche Resultate, allgemein philosophisch und auch in den einzelnen Fachwissenschaften, durch diese ungeahnte Perspektive schon gewonnen sind, weiß jeder, der einigermaßen mit den Schriften von Bastian, Peschel, Lubbock, Tylor, Fr. Müller u. a. vertraut ist. Wir möchten es nun versuchen, die Aufmerksamkeit an dieser Stelle auf die Aufschlüsse zu lenken, welche die Anthropologie in bezug auf die Anfänge des religiösen Bewußtseins in Aussicht stellt.

Es giebt wohl kaum eine allgemeinere und energischere Veranlassung, die den Wilden aus dem gewohnten Geleise seiner Vorstellungen drängt und die ersten Keime der religiösen Entwickelung in sein Gemüt senkt, als den Tod. Treffend hat Bastian dies Moment erläutert: nur dem Menschen gegenüber wird der Mensch nichts von jener Scheu des wunderbar Unbekannten fühlen, das ihm sonst aus jedem Naturgegenstand entgegenstarrt. Ein Fremder, ein ferner Zugereister mag auch hier durch seine außergewöhnliche Erscheinung schrecken, und wenn er dem Giftpfeil entgeht, vielleicht Verehrung empfangen, aber im Kreise der Bekannten fällt das in diesem Ausnahmefall mitwirkende Item des Fremdartigen fort. Nur mit seinem Mitmenschen verkehrt der Mensch, solange kein Rangunterschiede gegliedert sind, unzeremoniell. Seine eigene Persönlichkeit ist ja das einzige in der ganzen Weite der überall unbekannten und unverständlichen Natur, das ihm vertraut ist, — bekannt und verständlich, wie er meint, — und so lange der Mitmensch in derselben Weise handelt, spricht und denkt wie er selbst, so identifiziert er die Natur seiner Persönlichkeit mit der eigenen und hält sie für bekannt, wie es ihm unbewußt seine eigene zu sein schien. Wenn nun aber der Nebenmensch dem Tode anheimfällt, wenn er kalt und starr daliegt, ein regungsloser Leichnam, dann ist diese Identität gebrochen, dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines bisherigen Mitmenschen ein ihm fremdes Naturobjekt, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige und schützende Heroen verwandelt. (Beiträge zur vergleich Psychologie f. 11.) Wenn also hier der Kreis gewohnter Erfahrungen und Vorstellungen mit einem Schlage durchbrochen wird und in dem Wilden das bedeutsame, freilich mit Angst und Zittern vermischte Gefühl des philosophischen θαυμάζειν sich regt, dann ergiebt sich von selbst, daß ihm der Begriff des natürlichen Todes noch absolut unverständlich ist, wie ihm überhaupt noch jede Naturgesetzlichkeit fremd bleibt. Ist demnach diese Erscheinung aus den anderweitigen biologischen Beobachtungen nicht erklärbar, so fällt sie eo

Digitized by Google

ipso in jene Region des Wunderbaren und Geheimnisvollen, dem nur schwache Analogien mit dem gewöhnlichen Leben zu entlocken sind.

Schon die sprachvergleichende Forschung hat mit unzweifelhafter Sicherheit erwiesen, daß in den meisten Beispielen der erste Ausgangspunkt für die Schöpfung des Begriffs Seele die Wahrnehmung des Atems gewesen ist. (πνεῦμα, anima, animus, Sanskrit atman ꝛc.) Dieser war der Träger und die substantielle Grundlage aller anderen Fähigkeiten, daher mußte mit seinem Entweichen aus dem Leibe der ganze Mechanismus des Lebens zusammenbrechen, nicht bloß anhalten wie im tiefen Schlaf, wo die Seele nur zeitweilig sich entfernt. Sie ist, sagt Lippert, etwas, das im Körper als dessen Leben und außer dem Körper als besonderes Wesen existieren kann. Die Seele im Körper fällt zusammen mit dessen Atem: sie ist dem Urmenschen der Atem. Ihre Wesenheit ist Feuchte, insbesondere aber Wärme: sie ist sonach auf einer anderen Vorstellungsstufe ein Feuerstoff im Leibe, aber . . . auch gleichzeitig beides, Feuer und Atem. Der eigentliche Sitz der Seele ist das warme, feuchte Blut; nach seinem Ausströmen verläßt nach der gemeinen Erfahrung die Seele den Menschen: Seele und Blut sind unzertrennlich, so lange es sich um ein Leben der Seele im Fleische handelt. (Die Religionen der europäischen Kulturvölker. Berlin 1881, S. 5.) Endlich bestärkten Traumerscheinungen, die einen Verstorbenen dem Gemüte als reale Existenz vorführten, diesen uralten Dualismus der Weltanschauung.

Aus dieser Perspektive ergeben sich die seltsamsten und weitreichendsten Konsequenzen. Ist das Blut jener ganz besondere Saft, der die Seele nährt, so darf es nicht mehr überraschen, wenn bei Totenopfern und anderen feierlichen Gelegenheiten die wie Schatten und Schemen umherschwirrenden Seelen der Abgeschiedenen durch das in die Grube rinnende Blut, wenn auch nur vorübergehend, Kraft und Leben wieder erhalten. Selbst Homer hat noch viele derartige Schilderungen, die einem jeden geläufig sind. Daher denn auch die sehr verbreitete und in schwachen Rudimenten noch fortlebende Sitte der Blutsbrüderschaft und des Blutbundes, dem zufolge sich zwei Männer zur Blutrache für das ganze Leben verbinden, indem sie ihr Blut gegenseitig trinken oder transfusionieren. Herodot (4,70) erzählt dasselbe von den Scythen. Ebenso folgerichtig ist es, wenn nach der ältesten Anschauung die Blutsverwandtschaft sich nur auf die Mutter erstreckt, ein Faktum, das um so beachtenswerter ist, als im allgemeinen die Stellung der Frau in jenen primitiven Zeiten aus begreiflichen Gründen keine sehr angesehene war. Trotzdem das Kind (wie seine Mutter) Eigentum des Vaters ist, rangiert es verwandtschaftlich lediglich nach der mütterlichen Seite; es gehört demnach zu den Geschwistern von derselben Mutter, zu den Geschwistern seiner Mutter von derselben Mutter und deren Kindern, während es zum Vater in keinem natürlichen Verhältnis steht. Ist endlich das Herz Quelle des Blutes, so lokalisiert sich für eine weitere Folgerung hier die Seele; daher die enorme Wichtigkeit, welche die meisten Sprachen gerade diesem Organ bezüglich aller Gefühlsregungen zugeschrieben haben, aber daher auch eine uns allerdings empörende Konsequenz,

Digitized by Google

die jedoch völlig logisch aus dem bisherigen Zusammenhange sich ergiebt, daher der Kannibalismus, der auch in seinen letzten frazzenhaften Verzerrungen (so bei den Mexikanern) gerade die inneren Teile und das Herz bevorzugte. Obwohl es gänzlich verfehlt ist, dem Naturmenschen nach rousseauschem Vorbilde allerlei liebenswürdige und gutmütige Züge anzudichten und die Kultur für die Zerstörung dieser unschuldsvollen Idylle verantwortlich zu machen, ist es nicht minder verkehrt, in der Anthropophagie nur bestiale Motive sehen zu wollen; vielmehr hat es sich durch eine genaue Prüfung der bezüglichen Thatsachen herausgestellt, daß hierbei sehr intensive psychische Vorstellungen thätig sind und zwar wesentlich die, durch die Vernichtung des Feindes auch dessen Tapferkeit und Mut sich zu assimilieren. Nährung und Stärkung der eigenen Seele ist der eigentliche und ursprüngliche Grund dieser scheußlichen Verirrung.

Falls unsere frühere Behauptung von der Unnatur des gewöhnlichen Sterbens für die barbarische Anschauung sich bewahrheiten soll, so müssen sich auch sonst Stützpunkte dieser Annahme auffinden lassen, und in der That ist es eine bei den meisten Naturvölkern verbreitete Erscheinung, daß sie ein beginnendes Siechtum oder eine plötzliche Krankheit dem Einfluß eines verderbenbringenden Geistes zuschreiben. Wie wir vor dem Toten, so empfand der Wilde vor dem Sterbenden ein um so stärkeres Grauen, als er fürchten mußte, dadurch mit in den Bereich des schädigenden Dämons hineingezogen zu werden. Wiederum liegt die brutale, aber unerbittliche Konsequenz für den rohen Naturmenschen nahe; um der Wirksamkeit dieser bösen Mächte zu entgehen, kommt er dem langsamen Verlauf der Krankheit mit gewaltsamer Hand zuvor. Ja nicht selten erwarten die Alten ihr fürchterliches Ende nicht nur mit stoischer Geduld, sondern mit vollständiger Befriedigung, und auch dies hat seinen sehr verständlichen Grund. Denn nach allgemeiner Vorstellung, die wiederum in sich vollständig logisch ist, lebt die Seele in demjenigen Zustande fort, in dem sie sich beim Verlassen des Leibes befand; deshalb die so weit verbreitete Scheu bei tapferen Völkern, statt des Siechtodes im Bette, den Heldentod auf der Wahlstatt zu sterben, deshalb die rohe, aber durchaus folgerichtige Vorstellung des Wilden, dem bösen Geist, welcher die Seele des Kranken in Besitz nehmen will, die Beute zu entreißen. Obgleich nun der Glaube an die vom Leibe isolierte Existenz der Seele, (wenn auch in gewisse räumliche Schranken eingeschlossen) unbedingt feststand, so wäre es doch eine moderne Zuthat, hierin die spekulative Idee der Unsterblichkeit der Seele finden zu wollen; solche rein metaphysischen Axiome und Gedanken bewegten die Brust des sehr realistischen Wilden noch nicht. Nur insofern das weitere Fortbestehen dieser abgeschiedenen Seele ihm Vorteil oder Nachteil bringen konnte, waren Phantasie und nüchternes Denken gleich geschäftigt, sich aller dieser Beziehungen auf das genaueste zu versichern; mit anderen Worten, aus jenem ursprünglichen, von selbst gegebenen Ansatz des religiösen Lebens entwickelte sich mit immanenter Notwendigkeit ein reiches System von Kultushandlungen, die wir hier freilich nicht weiter erörtern können.

Digitized by Google

Wir gingen bei dieser Rekonstruktion des religiösen Bewußtseins aus von den ganz unvermeidlichen und doch nichts destoweniger sehr energischen Impulsen, welche die gewöhnliche Erfahrung der Wahrnehmung und dem Gefühl des Wilden mitteilte. Die unheimliche Thatsache des Todes im Zusammenhang mit all' den unverstandenen und deshalb eben so beängstigenden Begleiterscheinungen, mit Krankheit, Verzuckung, visionären Extasen, Epilepsien ꝛc. war das unaufhörliche Reizmittel für die kombinierende Thätigkeit einer nach ihrem Maßstab beurteilten, ebenso folgerichtigen Logik wie einer ausschweifenden Phantasie. Hier ist die eigentliche Quelle aller spiritualistischen Schöpfungen, die trotz aller anfänglichen Seltsamkeit und Inkommensurabilität mit unseren Vorstellungen doch den fruchtbaren Untergrund bilden, auf dem unsere gesamte psychische Entwickelung erwachsen ist. Dieses in sich zusammenhängende System des Animismus, wie es der große Tylor zuerst treffend benannte, liefert auf empirischer Basis einen vollständig lückenlosen Katalog der verschiedensten religiösen Gebilde, von der dürftigsten und grobsinnlichsten an durch die ganze Stufenfolge der Dämonen und dii minorum gentium bis zu der erhabensten und ehrfurchtgebietenden Gestalt einer allmächtigen Gottheit. Denn wie der Mensch, so sein Gott, und auch hier wiederholt sich der oft verspottete Spruch des Protagoras: πάντων χρημάτων μέτρον ὁ ἄνθρωπος; nur in der entwicklungsgeschichtlichen Notwendigkeit läßt sich das Ideal der menschlichen Natur begreifen, nicht in einer an sich gegebenen und unverrückbar vor allem Ablauf und jeder individuellen Bethätigung feststehenden aprioriſchen Norm. Nicht minder wie die vergleichende Sprachforschung, bestätigt die komparative Religionsphilosophie den auf die platonische Ideenlehre angewandten Satz des Aristoteles: Das Unsinnliche ist das Sinnliche noch einmal. Aus der täglichen Umgebung, die seiner Beobachtung zugänglich war, entlehnte der primitive Mensch das Material für die Formung und Ausgestaltung seiner psychischen Welt; woher sonst hätte er die Anleihe machen sollen? Aber die besonderen Züge dieser bunten und phantastischen Schöpfung verdankt er freilich nur sich selbst, weil er selbst nur der Schöpfer seiner Ideen sein konnte, und in diesem Sinne kann man mit Bastian sagen, daß sich in den Religionsideen der Zeitgeist projiziert, der Abglanz des natürlichen Menschen, der in der Gegenwart lebt und webt. Die theogonischen Schöpfer hegen und pflegen das Gebiet ihres eigenen Geistes, sie freuen sich in ihm, als einem Spiegel, selbst sich wiederzusehen. (Mensch in d. Gesch. II, 67). Insofern ist die Religionsgeschichte die Geschichte der höchsten und erhabensten Ideale, wie sie die Menschheit ersonnen, oder besser gesagt, aus sich selbst gestaltet hat. Wer diese Entwickelung vergleichend in ihren verschiedenen Phasen zu überschauen im stande ist, wird zunächst den bornierten Haß gegen fremde Überzeugungen fahren lassen und zu der Bescheidenheit gelangen, sie nicht nach seinem Gutdünken allein zu beurteilen. Ebenso ist es ihm vergönnt, statt unsicherer Spekulationen, ob mehr das Gefühl der Furcht oder das einer unbestimmten Abhängigkeit von einer höheren, unendlichen Macht, oder der treibende Gedanke des Kausalitätsgesetzes die ersten Ingredienzien der Religion

Digitized by Google

geschaffen hat, an der Hand unleugbarer, durch die übereinstimmenden Zeugnisse bei den verschiedensten Völkern der Erde bewiesener Thatsachen die Grundzüge des religiösen Bewußtseins zu erkennen.

Bremen. Th. Achelis.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Die Englische Bank von G. Glaß.

Das Verdienst, den Grundstein zu dem jetzigen ausgedehnten Bankwesen in England gelegt und damit das unbedingt notwendige Fundament für den kolossalen Handel geschaffen zu haben, der in unserer Zeit seinen Mittelpunkt in London hat, gebührt unstreitig der Bank von England.

Vor ihrer im Jahre 1694 erfolgten Gründung waren alle Finanzgeschäfte in Großbritannien lediglich in Händen von sogenannten Wechslern in Lombard Street, die, meistens von italienischen Handelsplätzen eingewandert, ein blühendes Geschäft machten. Sie liehen Geld an Grundbesitzer und Kaufleute, oft zu unmäßig hohen Zinsen, aus, so daß die Regierung häufig Veranlassung nahm, gesetzliche Vorschriften gegen ihr Treiben zu erlassen. Bankier und Wucherer war in jenen Zeiten gleichbedeutend, und wie groß der Nutzen dieses Geldhandels gewesen sein muß, beweist der ungeheuere Reichtum, den die Bewohner der Leih- oder Lombard-Straße schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert besaßen.

Um dem schädlichen Gewerbe dieser Wucherer ein Ende zu bereiten, kam man auf die Idee eine Gesellschaft zu errichten, die Geldleihen zu normalen Zinsen als ihr regelmäßiges Geschäft betreiben sollte. Dazu war eine Konzession nötig, welche mit Leichtigkeit erlangt wurde, und so entstand das erste Geldinstitut der Welt, die Bank von England.

In der Absicht, ihr nach außenhin auch die nötige Solidität und Sicherheit für anzuvertrauende Gelder zu verleihen, gewährte man ihr besondere Privilegien, wogegen sie ihrerseits der Regierung ihr ganzes ursprüngliches Kapital von 1 200 000 Pfd. (vierundzwanzig Millionen Mark) zu leisten hatte.

Da die Zahl der Gesellschafter von Anfang an sich auf nahezu tausend belief, welche die vornehmlichsten Kaufherren, reiche Adelige, Kommunalbehörden und Grundbesitzer einschloß, und jeder individuelle Gesellschafter, gleichviel ob er nur eine Aktie oder eine größere Zahl besaß, mit seinem ganzen Vermögen für die Verbindlichkeiten der Bank verantwortlich war — wie es noch jetzt der Fall ist, — so haftete der beste Teil der besitzenden Klasse des Landes für die Engagements des neuen Institutes.

Welche Bedeutung diese Garantie für das Publikum heutzutage hat, ist in Zahlen nicht auszudrücken, da außer den Mitgliedern der königlichen Familie die ungeheuer reiche Aristokratie, die größten Grundbesitzer Englands, und Bankiers, die einen Weltruf genießen wie Rothschild, Baring, Glyn, Lubbock, Coutts, Cox ꝛc. Aktionäre sind. Das Gouvernement sah gleich bei der Entstehung ein, welche beispiellose Sicherheit die Bank gewährte, und bediente sich derselben deshalb sofort zur Verwaltung ihrer Geschäfte, für welche umfangreiche Dienstleistungen ihr nur die bescheidene Summe von jährlich 4000 Pfd. (achtzigtausend Mark) vergütet wurde, während sie aber gleichzeitig das Privilegium erhielt, Bank-Billete in Höhe der der Regierung vorgeschossenen Summen auszugeben. Diese Noten kamen schnell in Zirkulation und gingen wie Gold von Hand zu Hand. Trotzdem während der beinahe 200 Jahre des Bestehens der Bank mit der enormen Zunahme der Bevölkerung und des Handels die Regierungsgeschäfte sowie der Betrag der Staatsschulden sich in einer nie geahnten Höhe vermehrt haben, so hat die Bank

Digitized by Google

von England mit ihrem Schwesterinstitute, der Bank von Irland, auch heute noch die ganze Verwaltung in Händen. Diese ist sogar in mancher Beziehung hier umständlicher als in Deutschland, wo der überwiegend größte Teil der Staatsschuldscheine „au porteur“ lautet, eine Form, die im Inselreiche gänzlich unbeliebt ist, weil sie nicht dieselbe Garantie gegen Diebstahl, Brand und Verlust bietet, als eine, auf Namen ausgeschriebene, in der Bank als Schuld der Regierung registrierte Urkunde. Von ganz besonderem Vorteile ist der letztere Modus für Erbberechtigte, weil er die Entwendung von Konsols seitens Unberechtigter bei Sterbefällen unmöglich macht.

Aus diesen Gründen sind auch alle einheimischen, kolonialen und indischen Fonds ebenfalls auf Namen lautend ausgestellt.

Der Staat hat aber nicht allein die Verwaltung seiner Schuld, sondern gleichzeitig die des ganzen jährlichen Budgets von 90 bis 100 Millionen Pfund — d. h. die Behandlung der doppelten Summe — an die Bank übertragen, wofür gegenwärtig eine jährliche Zahlung von 199 180 Pfd. (3983 600 Mark) an die Bank von England und weitere 13 225 Pfd. (264 500 Mark) an das irische Institut geleistet wird.

Die Handhabung dieser ungeheuren Summe kostet demnach dem Staate nur ca. 1 per mille, für welche Zahlung alle nötigen Beamten, Verwaltungsräume, feuerfeste Keller u. s. w. von der Bank beschafft werden.

Das Institut hat für alle von ihr verwalteten Anleihen besondere Bücher, in welchen die Namen jedes Eigentümers, seine Adresse, der Betrag seines Kapitalbesitzes und der darauf entfallende Zinsgenuß vorgemerkt sind.

Wie umfangreich diese Buchführung sein muß, ist aus der Höhe der verwalteten Summe zu entnehmen. Am 31. März belief sich der Betrag der noch ungetilgten dreiprozentigen Consols allein auf 640 631 095 Pfd. (12 812 621 900 Mark); daneben besteht auch eine schwebende Schuld von ungefähr 14 Millionen, eine kleine 2½% Schuld, wozu noch die Verwaltung von etwa 8 Millionen außergewöhnlicher Einkünfte per Jahr tritt.

Der Staatsgläubiger besitzt eine schriftliche Erklärung, daß in den Büchern der englischen Bank eine Summe von so und so viel Pfund zu seinen Gunsten eingeschrieben und er darauf halbjährig die entstehende Summe als Zinsen zu empfangen hat. Es steht ihm frei, solche an der Bankkasse persönlich zu erheben, oder den jeweiligen Betrag als „dividend warrant“ per Post an irgend welche Adresse des In- und Auslandes eingeschickt zu erhalten, die er der Bank vorher — falls er solche seit der letzten Zahlung geändert haben sollte — mitzuteilen hat. Das Institut besitzt ein besonderes „transfer“-Büreau, lediglich zum Zwecke, An- und Verkäufe zu regitrieren, die entsprechenden Dokumente zu empfangen und sofort gegen neue — für den Käufer bestimmte — umzutauschen. Der Börsenmakler, der den Umsatz besorgt, hat diese Formalität zu erfüllen, die deshalb dem Besitzer keinerlei Unbequemlichkeit verursacht. Die kleine Übertragsgebühr ist eine Stempelsteuer, die unverkürzt dem Staate selbst zugute kommt. Die Bank übernimmt die Verantwortlichkeit für die ordnungsmäßige Übertragung, die Überweisung an gesetzliche Erben und ist verpflichtet, alle die Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, die das Interesse des Gläubigers erfordert, ohne ihn im mindesten in der freien Verfügung seines Besitztums zu hindern.

Da englische Konsols keine Schuldverschreibungen im deutschen Sinne, sondern Eintragungen auf der Kreditseite in den Büchern der Bank sind, so ist die Einteilung des Kapitalbetrages derselben auch unbeschränkt, nur ein Minimum ist gesetzlich bestimmt. Übertäge können jeden größeren Betrag, ob abgerundet oder nicht, umfassen, und das Konto eines Staatsgläubigers wird bei der Bank in der einfachsten kaufmännischen Weise geführt. Der Makler besorgt mit gleicher Leichtigkeit den Ankauf von z. B. 57 Pfd. 3 Sh. und 2 Pence in Staatsanleihe als den von rund 10 000 Pfd., und die Bank kalkuliert die Zinsen mit derselben Genauigkeit auf die ungerade als auf die runde Summe.

In ihrem Transfer-Büreau besorgt das Institut nach gleichen Prinzipien die Schuldenverwaltung des indischen Reiches im Betrage von mehr als 160 Millionen Pfd., der indischen Staatseisenbahnen, der Staatsschulden aller englischen Kolonien, die sich ebenfalls auf viele

Digitized by Google

hundert Millionen Pfd. St. belaufen, sowie der Kommunalanleihen der City of London und der meisten englischen Korporationen.

Um die Ausrechnung und Ausfertigung der Millionen Zins warrants zu ermöglichen, wird das transfer office zweimal jährlich auf etwa zehn Tage geschlossen, und alle Geschäfte, die während dieser Zeit in registrierten Anleihen stattfinden, verbleiben in den Händen der Makler bis zum Wiedereröffnen des Büreaus, doch ist dies kein Hindernis für den Austausch der entsprechenden Geldbeträge.

Da ein warrant der englischen Bank thatsächlich ein Solawechsel derselben ist, so hat der Empfänger keine Schwierigkeit, gleichviel ob er ihm im Auslande oder im Inlande zugegangen sei, dessen vollen Wert zu erhalten, indem er ihn einfach unterschreibt und seine Signatur von der nächsten offiziellen Person, einem öffentlichen Beamten, Doktor, Geistlichen oder englischen Konsul beglaubigen läßt.

Das System, die Bank in so ausgedehntem und billigem Maßstabe für Staatsgeschäfte zu benutzen, hat noch weitere große Vorteile. Dieselbe erhebt z. B. unentgeltlich die Einkommensteuer auf alle von ihr gezahlte Dividenden und Zinsen, indem sie deren Betrag abzieht und dem Staate gutschreibt; sie empfängt alle dem Staate eingehenden Gelder und zahlt alle Gehälter, da die Regierung stets in Cheques auf die Bank ihre Verpflichtungen erfüllt. Es wird dadurch die Umständlichkeit der Geldauszahlung vermieden, und da ein Regierungs-Cheque überall wie Gold zirkuliert, so hat deren Empfänger nicht nötig, sich das Geld an der Bankkasse zu holen, sondern kann es von jedem Handelsmanne ohne Abzug erhalten, wenn er es nicht an eine andere Bank zur Einziehung indossieren will. Der Staat läuft in dieser Weise nicht die geringste Gefahr, durch Unehrlichkeit seiner Beamten betrogen zu werden. Da alle Gelder sofort an die Bank einzuzahlen sind, ist die Verführung, womit die Verwahrung großer Beträge oft verbunden, nicht vorhanden, und eine Empfangsanzeige der Bank ist der einzige Beleg, den die betreffende Kasse aufzuweisen hat. Königliche Haupt- und andere Kassen sind dadurch gänzlich vermieden und eine Einfachheit und Gleichförmigkeit in der Behandlung großer und kleiner Summen geschaffen, die in jeder Beziehung vorteilhaft ist. Der Staat spart Arbeitskraft und Zeitaufwand, und das Publikum, das Geldgeschäfte mit ihm hat, wird nicht durch Beamte hingehalten, denen in England wie anderswo die rasche und einfach geschäftliche Behandlung n Geldsachen abgeht.

Die Zahl der Angestellten der Bank betrug bei der Gründung nur 54, welche ein Gesamtgehalt von 4340 Pfd. (86 800 Mark), also durchschnittlich 80 Pfd. (1600 Mark) pro Person bezogen. Obgleich das Institut sein Geschäftslokal seit seinem Entstehen geändert, so ist es doch in unmittelbarer Nähe des ersten eigenen Gebäudes — Gresham Hall — das es etwa 40 Jahre nach seiner Einrichtung, 1734 bezog, verblieben. Das große Quadrat, welches die Bank jetzt besitzt, mit einem einheitlichen Gebäude, das den Bedürfnissen angemessen erschien, zu bebauen, stieß auf viele Schwierigkeiten, weil sich mit dem nötigen Terrain Rechte verknüpften, die an sich zu bringen selbst dem einflußreichen Regierungsinstitute nicht möglich war. So gehörte z. B. ein Teil des Bodens zum Besitzstande der ehemaligen Kirche St. Christopher-le-Stocks, und nachdem viele Versuche, ein entsprechendes Kapital für dessen Übertragung zu zahlen, fruchtlos geblieben, sah sich die Direktion genötigt, die ihr gemachte Offerte anzunehmen, dem jemaligen Rektor dieser Kirche für alle Zeiten eine jährliche Revenue von 400 Pfd. (8000 Mark) zu zahlen. Kirche und Rektoren sind zwar lange den Weg alles Fleisches gegangen, und obgleich keine Spur ihrer Existenz mehr vorhanden, so entrichtet die Bank dennoch jährlich die vereinbarte Summe, d. h. dieselbe wird irgend jemandem überwiesen, der weder mit der kirchlichen Pflichterfüllung noch mit der nicht existierenden Kirche etwas zu thun hat.

Eine ergiebige Quelle für besondere Einkünfte der Regierung lieferte die jeweilige Erneuerung des ursprünglichen königlichen Bankprivileiums. Dieselbe wurde stets nur auf einige Jahre bewilligt, und wenn diese abgelaufen, versuchte der Staat immer neue Vorteile aus der Wiedergewährung zu ziehen. So verlangte er im Jahre 1800 ein festes unverzinsliches Anlehn von 3 Millionen Pfd. (60 000 000 Mark), obgleich die Bank nur drei Jahre zuvor genötigt

Digitized by Google

gewesen war, wegen des enormen Betrages der „laufenden Schuld" der Regierung ihre Barzahlungen einzustellen. Je mehr das Institut an Bedeutung gewonnen, desto notwendiger erschien ihm die Verlängerung und Erweiterung seiner Charters, und viele Jahre hindurch war es die größte Sorge der Verwaltung, Mittel ausfindig zu machen, um den dafür zu zahlenden Preis herabzudrücken. Während der bewegten politischen Periode in den ersten 15 Jahren dieses Jahrhunderts erhöhte sich die Regierungsschuld an die Bank bis zu 14½ Millionen Pfd. (290 Millionen Mark) von der indes im Jahre 1833 3½ Million zurückgezahlt wurden, so daß eine Schuld von 11 Millionen verblieb. In dieser Höhe besteht sie noch heute.

Der dem Sturze des ersten Napoleon folgende große Handelsaufschwung einerseits und die kommerzielle Krisis von 1825 andererseits veranlaßten die Bank von England im Jahr 1826, in einigen großen Provinzialstädten Filialen zu errichten, welche zur Erweiterung des Geschäftsumfanges erheblich beitrugen. Bisher sind jedoch Zweigetablissements nur in Manchester, Liverpool, Birmingham, Bristol, Leeds, Plymouth, Newcastle on Tyne, Hull und Portsmouth gegründet worden, während es die Verwaltung stets abgelehnt hat, anderen gleichwichtigen Plätzen dieselbe Vergünstigung zu gewähren.

Durch die bekannte, im Jahre 1844 von Sir Robert Peel der Bank erteilte neue Charter wurde der fortwährenden Ungewißheit endlich ein Ende gemacht, da dieselbe solange giltig bleibt, bis die ganze Staatsschuld des Reiches zurückgezahlt ist. Nach menschlichen Begriffen ist dies für immer, denn wenn auch die auf ungefähr 640 Millionen Pfd. (12800 Millionen Mark) berechnete Schuld dem Gladstoneschen Rückzahlungssystem gemäß in ermeßbarer Zeit zu tilgen wäre, so liegen dieser Kalkulation Voraussetzungen zu Grunde, die sich, wie z. B. die ununterbrochene Prosperität des Landes und steter Friede, schwerlich auf lange Zeit bewahrheiten dürften. Immerhin ist es erwähnenswert, daß die englische Staatsschuld, welche sich im Jahre 1817 auf 841 Millionen Pfd. bezifferte, am 31. März 1887 nur etwas mehr als 637 Millionen betrug, sodaß während 67 Jahren über 200 Millionen (4000 Millionen Mark) getilgt worden sind.

Bis 1834, also während 140 Jahren, war das Institut die einzige „**Joint Stock Bank**" der vereinigten Königreiche; in dem genannten Jahre wurde die London- und Westminster-Bank gegründet und zwar mit so günstigem Erfolge, daß ihr ähnliche Etablissements schnell folgten. Das bar eingezahlte Gesamtkapital der Londoner Banken allein, einschließlich des Reservefonds, übersteigt gegenwärtig 150 Millionen Pfd. (3000 Millionen Mark), während der Kassenumsatz, repräsentiert in Cheques, die enorme jährliche Summe von über 7000 Millionen Pfd. (280000 Millionen Mark) erreicht.

Die englische Bank hat eine sehr große Privatkundschaft, obgleich sie dem Publikum weniger günstige Bedingungen in der Zinsbewilligung für Depositen, im Wechseldiskonto und in dem vorschriftsmäßigem Minimum Saldoguthaben als andere Institute gewährt. Dagegen wird es aber in Handels- und Privatkreisen als ein Zeichen besonderer Respektabilität betrachtet, mit „der" Bank in Verbindung zu stehen, und da sich ihre Cheques in Druck und Farbe von denen aller anderen Banken und Bankiers unterscheiden — sie haben wie die Noten deutlichen schwarzen Druck auf weißem Grunde — so ist es die Mode für reiche Privat- und Geschäftsleute, sowie besonders für solche, die in dem Rufe des Reichtums zu stehen wünschen, nur in Cheques auf die Bank von England zu zahlen.

Die zu bewältigende Arbeit der Bank ist enorm, wie ein Blick auf die verschiedenen Abteilungen zeigt. Zur Zeit der Fälligkeit des Staatsschuldenzinskupons sind warrants an etwa 500000 Personen zu übermitteln. Die Anzahl der in täglichem Gebrauch befindlichen Bücher ist mehr als 2000, welche sich über zehn bis zwölf große Räume verteilen. Besonderes Interesse erregt die Notenemission und Einlösung. Die Bank ist berechtigt, 15750000 Pfd. Papiergeld ohne Barhinterlage in Zirkulation zu setzen. Die Deckung für diese Summe besteht in der bereits angeführten Regierungsschuld in Höhe von 11 Millionen, dem eingezahlten Aktienkapital von 14553000 Pfd., dem Reservefond — Rest genannt — der nie weniger als 3000000 Pfd. betragen darf, und in sogenannten „anderen Sicherheiten", wozu Immobilien gehören. Für alle weiteren Noten, die die Bank emittiert, hat sie den gleichen Betrag in edlen

Digitized by Google

Metallen, nicht weniger als $^3/_4$ Gold und nicht mehr als $^1/_4$ Silber in ihren Tresors zu halten. Sie setzt nur neue Noten in Zirkulation und vernichtet alle an sie zurückkommenden. Die tägliche Durchschnittszahl der zurückfließenden Noten im Werte von je 5 Pfund aufwärts ist mehr als 40 000. Jeder der zahlreichen Bankkassierer führt ein Tagebuch über die Summen aller von ihm empfangenen und verausgabten Noten, wodurch das Publikum gegen Verlust oder Diebstahl vollständig geschützt ist, vorausgesetzt, daß jeder sich die Nummern jeder empfangenen Note merkt, was gewöhnlich der Fall ist.

Da der Staat keine Noten ausgiebt und das Notenemissions-Privileg in London auf die Bank von England beschränkt ist, sieht man kein anderes Papiergeld als englische Banknoten, die — in Fällen, in denen Zahlung nicht in Cheques erfolgt — für Beträge von 5 Pfund und mehr benutzt werden. Der Versuch, das Parlament zu bewegen, das Bankprivileg auf die Ausgabe von Noten niederen Wertes, besonders im Betrage von einem Pfund (zwanzig Mark) auszudehnen, hat weder Unterstützung im Publikum noch bei der Direktion gefunden, obgleich eine erhebliche Zahl von National-Ökonomen der Ansicht sind, daß Ein-Pfund Noten in gehöriger Zahl zur Erleichterung den Verkehrs und zur Hebung des Handels beitragen würden.

Für ihre Notenanfertigung beschäftigt die Bank eine große Papiermühle, die unter der minutiösesten Aufsicht aller Arbeiter und Beamten betrieben wird. Das Papier bereitet man aus einer eigentümlichen Masse, und es darf zu keinem anderen Zweck als für Banknoten benutzt werden. Der schwarze Druck auf weißem Grunde ist sehr klar und deutlich, der Wortlaut einfach und präzis. Eine Note ist ein Solawechsel des Hauptkassierers, der im Auftrage des Verwaltungsrates unterzeichnet. Wenn eine Nummer als verloren oder gestohlen angemeldet ist, so verweigert die Bank deren Auszahlung, hält die betreffende Note zurück, ermittelt, von wem sie deren Vorzeiger empfing, und erscheint ihr derselbe verdächtig, so überliefert sie ihn der Polizei.

Im ganzen beschäftigt das Weltinstitut ungefähr 1100 Angestellte, die einen Gesamtgehalt von 300 000 Pfd. (einschließlich Pensionen) also ca. 273 Pfd. (5460 Mark) im Durchschnitt beziehen. Die Verwaltung besteht aus einem Gouverneur, einem Vize-Gouverneur (mit je 1000 Pfd.) und 24 Aufsichtsräten, von denen jeder jährlich 500 Pfd. erhält, sodaß dieselben in allem nur 14 000 Pfd. (280 000 Mark) kostet, ein sehr mäßiger Betrag in anbetracht der großen Verantwortlichkeit und der bedeutenden Fachkenntnisse, die von jedem Mitgliede verlangt werden.

Die Bank ist verpflichtet, jede Woche einen Status zu veröffentlichen. Derselbe erscheint Donnerstags und ist in zwei Abteilungen getrennt. Die erste — Issue department — enthält die genaue Summe der veröffentlichten Noten und die dafür vorhandene Deckung. Der Ausweis vom 12. April 1888 stellte sich z. B. folgendermaßen:

1. Noten in Zirkulation Pfd. St. 36 002 100.

Deckung.

Staatsschuld	Pfd. St.		11 015 100
Andere Sicherheiten	„	„	5 185 000
Geprägtes Gold und Goldstangen	„	„	19 802 000
	Pfd. St.		36 002 100

2. **Banking department:**

Passiva.

Aktien-Kapital	Pfd. St.		14 553 000.
Rest	„	„	3 081 000.
Öffentliche Depositen			
Seitens der Regierung	„	„	8 863 000.
Andere Depositen			
(vom Publikum)	„	„	25 023 000.
Ausgegebene Sola-Wechsel,			
7 Tage Sicht u. länger	„	„	189 000.
	Pfd. St.		51 709 000.

Aktiva.

Staatsschuldverschreibungen			
(Consols)	Pfd. St.		17 750 000
Andere Sicherheiten (Diskonten ꝛc.)	„	„	20 759 000
Noten	„	„	11 732 000
Gold- u. Silbermünzen	„	„	1468 000
	Pfd. St.		51 709 000

Digitized by Google

Eine Prüfung dieser Zahlen zeigt, daß für die gesetzmäßig zu verausgebenden 15¾ Millionen Noten die Staatsschuld und andere Sicherheiten in gleicher Höhe haften, während der Mehrbetrag von 20250100 Pfd. durch wirkliches Gold gedeckt ist. Eine größere Sicherheit für Notenbesitzer ist wohl undenkbar.

Das Banking department weist auf der Debetseite das eingezahlte Aktienkapital und den Reservefonds mit zusammen 17634000 Pfd. auf, die Depositen-Verbindlichkeiten an den Staat, Private und eine kleine Summe von Bank-Sola-Wechseln erreichen den Gesamtbetrag von 34075000 Pfd. — Die dafür vorhandene Deckung besteht zu 11¾ Millionen in eigenen Noten, und für die verbleibenden ca. 22 Millionen sind 17¾ Millionen in Consols und 22¾ Millionen in Diskonten ꝛc. vorhanden.

Für die Beschützung der Bank gegen Einbruch und Feuersgefahr sorgt eine Kompagnie der in London garnisonierenden Garde-Regimenter, die jeden abend um sechs Uhr unter Musik ihren Einzug durch das Hauptportal des Gebäudes hält und die Nacht hindurch im innern Hofe bivouakiert.

Keine Bank der Welt, selbst nicht die von Frankreich, hat, ganz abgesehen von der Garantie-Sicherheit, eine so starke finanzielle Position als die englische Bank. Sie ist der Goldbewahrer aller anderen Banken und Bankiers in Großbritannien, die stets große Summen bei ihr gut haben, gleichzeitig auch das Medium der ganzen enormen Geldzirkulation des Landes, da sie direkt von der Münze alle neu geprägten Stücke empfängt.

Die Bank reguliert den Zinsfuß für Wechsel und Depositen, und in kritischen Zeiten, wenn andere Institute sich vom Markte zurückziehen, bleibt sie ihrer Kundschaft wie immer zugänglich. Sie belehnt auch Effekten und macht in dieser Branche ein großes Geschäft.

Der Reingewinn, welcher halbjährig verteilt wird, hat sich seit etwa 5 Jahren zwischen 9½ und 10% pro anno bewegt; gewöhnlich wird eine halbjährige Dividende zu 4¾ und die andere zu 5% erklärt. Der Kurs der Aktien war 315% vor den russischen Kriegsgerüchten, fiel dann zeitweise auf 295 und hat in letzterer Zeit den höchsten Punkt von 332 erreicht, sodaß eine Kapitalanlage in denselben kaum 3% einbringt: es bedarf keines anderen Beweises für das enorme Vertrauen, dessen sich die Bank erfreut.

Daß andere Londoner und Provinzial-Banken viel höhere Dividenden zahlen und eine enorme Kundschaft an sich gezogen haben, liegt lediglich in dem Umstande, daß deren Statuten viel elastischer sind, jedoch keineswegs in der Natur ihrer Geschäfte, die von der des leitenden Institutes nicht abweichen. Etablissements, die sich mit Börsenspekulationen, Konsortialgeschäften und dergleichen befassen, werden in England nicht als Banken betrachtet. Wie nutzbringend das Bankgeschäft an sich selbst sein muß, geht aus folgenden Zahlen klar hervor.

Für Jahre 1887 verteilte z. B. die London & Westminster Bank 20, London & County 22, Union of London 15, London Joint Stock 15½, National Provincial 22, National 11, London & Provincial 12½, Lloyd & Barnetts 20% an ihre Aktionäre und viele andere Banken im Verhältnis, während irländische, schottische und Kolonial-Institute denen der Hauptstadt nicht nachstanden, da die ältere zwischen 10 und die jüngeren von 5 bis 10% zahlten.

Die kolossalen Privatdepositen, die sich bei den vorerwähnten 8 Etablissements allein auf zusammen über 150 Millionen Pfd. (3000 Millionen Mark) belaufen, ermöglichen es vornehmlich, so große Gewinne zu erzielen.

Rundschau auf kolonialpolitischem und handelsgeographischem Gebiete.

I. Afrika.

Von Wilhelm Krebs.

Deutsche Arbeit in Afrika ist der Titel eines Buches von Herman Soyaux, welches die Resultate der Erfahrungen eines Kulturpioniers in Afrika enthält. Es behandelt in sieben Essays unsere geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse von Deutsch-Afrika, das Klima unserer Kolonien, Pflanzung, Versuchsplantagen, Erziehung afrikanischer Eingeborener, Produkte der Gegenwart und Zukunft, koloniale Erziehung unseres Volkes. Verfasser war 1873—1875 Mitglied der Loango- und

Digitized by Google

Kassandjeerpedition. In den sieben Jahren 1878—1885 leitete er die von einer Hamburger Firma bei Gabun angelegte Pflanzung Sibange. Daß er zu den geistvolleren der kolonialpolitischen Schriftsteller gehört, dafür zeugt jeder Abschnitt des Werkes. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise möchte besonders durch die Schilderungen aus seinem Pflanzerleben im zweiten und dritten Kapitel gefesselt werden. Doch sind sie Resultate mühevoll erworbener Erfahrung. Soyaux gehört zu den odysseischen Naturen, die sich durch das Leben widerlegen lassen. Den ihm lieb gewordenen Gedanken an eine Massenbesiedelung der gesegneten Hochebene von Angola gab er auf, durch heftige eigene Erkrankung vom dortigen Klima heimgesucht. Überhaupt hält er, entgegen früherer Ansicht, nicht mehr Kolonisation, sondern allein Kultivation des tropischen Afrika Deutschen für möglich. Den Zweck unserer Kolonien erkennt er darin, „uns in unserem Bedarf von fremdländischer Lieferung zu emanzipieren, so daß wir eben unsern deutschen Kaffee trinken, unseren deutschen Tabak rauchen, unsere deutsche Baumwolle verspinnen." Doch möchte diese bescheidene Anforderung vom Verfasser nur als eine vorläufige gemeint sein. Von dem Gelde, welches nach ihrer Erfüllung im Lande bleibt, vermag zuletzt doch niemand zu leben. Fremdländische Lieferung an Verzehrungsgegenständen, welche dafür eingetauscht werden könnten, würde allmählich teurer werden und in nicht allzulanger Zeit ihr naturgemäßes Ende erreichen. Durch beiläufige Bemerkungen (c. VI.) eröffnet Soyaux selbst Ausblicke auf koloniale Einfuhr wichtigerer Konsumptionsartikel. Außer Kopra, welche in Europa allerdings vorderhand der Seifenfabrikation dient, nennt er Mais als ein Produkt, dessen Ausfuhr aus Westafrika durch die Schwierigkeiten hintangehalten wird, welche aus der außerordentlich großen Feuchtigkeit des Klimas erwachsen. Die Liste solcher Erzeugnisse ließe sich leicht vergrößern. Um sie für Deutschland in eine Liste der Einfuhr zu verwandeln, bedarf es allein einer geeigneten Methode des Trocknens, deren Auffindung eine lösbare Frage der Technik ist. Sind demnach die Ausführungen des Verfassers vielleicht in dieser Hinsicht zu vertiefen, ist ferner die Unmöglichkeit der Akklimatisation Deutscher im tropischen Afrika und damit der Kolonisation weder durch die bisher gemachten vereinzelten Erfahrungen noch durch den Nachweis, daß auch die Petits Blancs auf Reunion nicht akklimatisierte Europäer, sondern Mischlinge sind, erwiesen, so fordern Soyaux's Vorschläge für Verbreitung (c. I—II) und für Ausführung der Kultivation (c. III—VI) volle Würdigung auch seitens gegnerischer Kreise. Soyaux verlangt Beihilfe des Staates durch Begründung eines naturwissenschaftlichen Zentralinstituts und eines Gesundheitsamtes für die Kolonien, sowie Anlage staatlicher Versuchsplantagen in denselben und entwirft die Umrisse eines neuen Kultursystems für die Erziehung der Neger. Ihre Bildungsfähigkeit beurteilt er sehr günstig. Seine Prognose stützt er vorzugsweise auf eigene Erfahrungen an Kabinda- und Baileuten und bedauert sie ausdrücklich über die sehr wilden Fan aus. Über die Erziehung giebt er u. a. S. 121 bündigen Aufschluß: „Die Aufgabe, den freien Neger zur Plantagenarbeit zu erziehen, deckt sich zum großen Teil mit derjenigen überhaupt, dem Neger Kultur fruchtbringend zuzuführen." Der Handel, auch wenn er im besten Sinne wirkt, vermag höchstens zur Arbeit anzuregen. Der Mission fällt ein Teil der geistigen Weiterbildung zu. Das in diesen seinen Grundprinzipien angedeutete Kultursystem des Verfassers verlangt, abgesehen von den vereinzelten Neigungen gewisser Stämme (Kru u. a.), eine wichtige Ergänzung in bezug auf die durch Naturell und Natur auf die Viehzucht hingewiesenen Nigritier (Damra, Massai u. a.). Beschäftigung mit Viehzucht vermag nicht in dem Grade zivilisatorisch zu wirken wie Ackerbau. Die demgemäß bedingte fundamentale Differenzierung eines neuen Kultursystems berücksichtigend, vermag Referent sich nicht für Verfasser gegen Graf Pfeil zu entscheiden. (S. 125). Im Gegensatz zu letzterem hält Soyaux die Ausübung direkten Zwanges auf die Neger für verwerflich. Mit der brutalen Vergewaltigung, wie sie in amerikanischen und islamitischen Sklavenwirtschaften ausgeübt wurde, ist Zwang an sich nicht zu identifizieren. Sklavenwirtschaft dient der Erreichung materieller Vorteile auch um den Preis fremden Glückes und Lebens. Bei zwangsweiser Erziehung treten die materiellen Ziele zurück. Sie werden durch ideelle Motive überwogen, welche demjenigen der Pflicht, fremde Wohlfahrt nicht zu stören, gleichgestellt sind und sogar gleichsinnig mit demselben wirken. Durch diese

Digitized by Google

Motive wird zwangsweise Volkserziehung gegenüber der Sklaverei in noch höherem Grade geadelt wie Duell oder ehrlicher Krieg gegenüber dem Raubmord. Darauf näher einzugehen, hatte Referent den besonderen Grund, daß Sklavenwirtschaft einer gegenwärtig nicht unbedeutenden geistigen Strömung nicht ganz antipathisch sein mag. Die trotz dieser Zeitrechnung unleugbare Fähigkeit deutschen Volkstums zu zivilisatorischem Wirken wird (S. 127) nur durch ein Zitat angedeutet, in welchem von dem günstigen Einfluß der brandenburgischen Schutzherrschaft auf afrikanische Mohrenstämme die Rede ist. Referent vermochte sich die angegebene Quelle nicht zugänglich zu machen. Nur vermutungsweise spricht er sich deshalb dahin aus, daß nicht Negerstämme von Groß-Friedrichsburg, sondern Berberstämme von Arguin gemeint sind. Doch ist es nicht Zweck dieser Berichte, ein Verzeichnis kleiner Versehen zu liefern. Lediglich zu Nutz und Frommen sich nicht ganz stark fühlender Gemüter sei noch Roccella in der gebräuchlicheren Schreibweise und das Bild der Quincunxform :·: angegeben. —[1]

Das ungünstige Urteil Soyaux's über den zivilisatorischen Wert des Handels wurde aus dem eigenen Lager der Handelspolitiker schon 1879 von A. Wörmann vertreten. Auch neuerdings erhielt es von ähnlicher Seite Bestätigung.

Dr. R. Jannasch, Vorsitzender des berliner Vereins für Handelsgeographie, führt in seinem Werke über die deutsche Handelsexpedition von 1886 (Berlin, E. Heymanns Verlag 1887) aus, daß Handelspolitik, einseitig bethätigt, nur verderben, Kulturpolitik allein fruchtbringend wirken kann. Es handelt sich dabei um die Gewinnung der marokkanischen Bevölkerung für die europäische Zivilisation. Bei der hohen Bildungsstufe, welche dieselbe bereits einnimmt, ist das Mittel der Jannasch'schen Kulturpolitik nicht sowohl Ackerbau als Industrie. Die Zugänglichkeit des berberischen Teils des Maurenvolkes folgert auch er aus eigenen Erfahrungen, welche er an maurischen Handwerkern machte, und welche dies Bildungsbedürfnis und die Geschicklichkeit derselben außer Zweifel stellten. Jannasch rät zur Errichtung größerer maschineller Betriebe, Reparaturwerkstätten und Werkzeuglager an. Den gegenwärtigen Stand der marokkanischen Gewerbe schildert eingehend Kapitel III. Wie mancherlei der Verbesserung bedarf, demonstriert u. a. eine abgebildete Säge ad oculos. Das Sägeblatt ist in einem horizontalen Rahmen eingespannt, es ist deshalb unmöglich, mit einem solchen Werkzeug größere Holzstücke zu zerschneiden. Das vorhergehende Kapitel (II) enthält eine Darstellung des Handels und der handelspolitischen Verhältnisse Marokkos, so wie einen statistischen Anhang über Ein- und Ausfuhr 1883—1885, Zoll- und Münzwesen, Frachten u. dergl. Eine direkte deutsche Dampferlinie wird befürwortet, von welcher günstige Rückwirkung zuerst auf den Import von Zucker und Tuchen aus Deutschland zu erwarten seien. Aussicht auf Steigerung verheißt ferner die Einfuhr von Filzen, Filztuchen, Eisenwaren, Gläsern, Spiegeln, Lampen, Seifen u. a. Von 1883—1885 hat sich die Einfuhr deutscher Tuche um das doppelte, deutscher Kerzen um das zweieinhalbfache vermehrt, auch die von Baumwolle und die von seidenen Waren ist gestiegen, diejenige von Eisenwaren, Papier und Spirituosen ist dagegen zurückgegangen. Der deutsche Schiffsverkehr stieg in derselben Zeit von 3 auf 3,7 Proz. des gesamten Hafenverkehrs. Im Jahre 1878 existierten 4, im Jahre 1886 8 deutsche Firmen in Marokko. Eine bedeutende Vermehrung derselben steht zu erwarten. Der Handelsexpedition selbst ist einiges Verdienst um diese Steigerung des deutschen Handels zuzuschreiben. Auf ihrem Dampfer Gottorp veranstaltete sie wie in mehreren Hafenstädten der Mittelmeerländer so auch in den wichtigsten marokkanischen Einfuhrhäfen eine Ausstellung von Mustern deutscher Industrieerzeugnisse. Dem ersten Teil dieser Rundfahrt ist Kapitel I. gewidmet.

Außer derselben bezweckte die Expedition, an der atlantischen Küste im Süden Marokkos eine Station zu gründen und von dieser aus direkte Handelsbeziehungen zu den kaufkräftigen Stämmen des westlichen Sudan zu erlangen. Dieser Versuch mißglückte. Die Schwikamündung (28° 20′ n. Br.), an welcher gelandet wurde, erwies sich durch die Brandung als unpraktikabel. Zwei Expeditionsmitglieder ertranken. Die übrigen sieben, vom Schiffe abgeschnitten, waren genötigt, den Landweg nach Mogador einzuschlagen. Sie gerieten in die Gewalt einer Araberkabyle am Draa und in äußerste Lebensgefahr, wurden aber durch den marokkanischen Gower-

Digitized by Google

neur zu Glimim am Wadi Nun 29° N. 10° O.) Kaïd Dapmân gerettet, dem gerade auf einem Heereszug nach jenen südlichen Gegenden begriffenenen Sultan Muley Hassan entgegen gesandt und von dem Sultan nach Mogador in Sicherheit gebracht. Das deutsche Publikum verdankt diesem Zwischenfalle eine wertvolle Schilderung der Verhältnisse in Südmarokko, besonders derjenigen der Draa-Araber. Diese Schilderung ist in den Kapiteln IV. bis VI. enthalten. Sie ist zwar nicht so wirksam und plastisch wie die bekannte von Conrings [1]), aber um so überzeugender. Anerkennung verdient die Objektivität, mit welcher der Verfasser dem Naturell der Araber, die ihn und seine Gefährten mit ziemlich großer Rücksichtslosigkeit ausraubten, auch bessere Seiten abzugewinnen vermag. In der sehr sympathischen Schilderung des Kaïd Dachmân und des Sultan Muley Hassan trägt er dem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit gegen diese seine Retter Rechnung. Vielleicht spricht sich in ihr auch eine gewisse Gegensätzlichkeit gegen von Conring aus, welche auch an anderen Stellen hervortritt, so im Vergleich zwischen Atlas und Alpen (Jannasch l, c. S. 226—228, v. Conring l, c. S. 288—289). Von den in Kapitel II und IV. enthaltenen gelegentlichen Betrachtungen und Vorschlägen politischer Art sind folgende die wichtigsten: Die Okkupation Marokkos durch eine europäische Macht ist in Anbetracht der Natur des Landes und seiner Bewohner ein aussichtsloses Unternehmen. Besser ist es, durch vorsichtiges, gemeinsames Vorgehen handelspolitische Konzessionen zu erstreben, das Öffnen einer größeren Anzahl von Häfen, Aufhebung der Ausfuhrverbote u. dergl. Gegenleistung würde europäischerseits durch Beseitigung des entarteten Protektionswesens geboten werden können. Die Unterstützung der einzigen die Sicherheit des Handels garantierenden Macht, der Sultansgewalt, ist besonders für Deutschland empfehlenswert, welchem der heutige Träger derselben wohl gewogen ist. Gegen die Beseitigung des Protektionswesens glaubt Referent dem Bedenken Ausdruck geben zu müssen, daß mit jenem ein keineswegs unnötig gewordenes Korrektiv der Rechtsunsicherheit in Marokko beseitigt wird. —

Das Exportgeschäft.

An den vorstehenden Bericht glauben wir noch einige Mitteilungen und Betrachtungen über den „deutschen Ausfuhrhandel im Jahre 1887" anreihen zu sollen, welche Beachtung in weiten Kreisen verdienen. Die in den Monaten Februar und März über Deutschlands Handelsverkehr mit dem Ausland abgeschlossenen und veröffentlichten statistischen Nachweise aus dem Jahre 1887 geben zu unserer Genugthuung ein erfreuliches Bild, indem sie bei fast allen Hauptgewerbszweigen eine teils sehr erhebliche Steigerung der Ausfuhr zeigen. Am stärksten an dieser Steigerung beteiligt erweist sich die wichtige deutsche Eisenindustrie, welche in fast allen Artikeln, wie Stabeisen, Blechen, Draht, Drahtstiften, groben und feinen Eisenwaren, Schienen u. s. w. eine Mehrausfuhr gegen 1886 aufweist und zwar insgesamt 9894656 Kilo-Zentner gegen 9071787 Kilo-Zentner im Vorjahr ausgeführt hat. Eine Minderausfuhr findet sich nur bei Lokomotiven und Lokomobilen, während sich die Ausfuhr im Maschinengewerbe mit 638841 Kilo-Zentnern gegen 558287 wesentlich gehoben hat. Des weiteren finden sich mehr oder weniger beträchtliche Steigerungen bei fast allen wichtigen Erzeugnissen, wie z. B. bei Glas und Glaswaren, bei Drogueu, Chemikalien und Zucker, bei Papier und Pappwaren u. s. w. und endlich bei den verschiedenen Arten von Manufaktur-Waren. Bei letzteren stehen Baumwollwaren mit einer Ausfuhr von 302795 Kilo-Zentner gegen 265088 Kilo-Zentner per 1886 obenan; wollene Waren erzielten 291243 Kilo-Zentner gegen 278458 und Seidenwaren 57886 Kilo-Zentner gegen 57767 im Vorjahr. Dies sind gewiß günstige Resultate, die wir mit Freuden zusammenstellten, und die zu der Hoffnung berechtigen, daß bei unabläßiger, zielbewußter Arbeit auf allen Gebieten des Handels und der Industrie das deutsche Reich bei friedlicher Weiterentwickelung im Wettkampf mit anderen Nationen mehr und mehr Erfolge erringen und einer erhöhten Blüte des Volkswohlstandes entgegengehen wird. — Vergleichen wir die heutige Bedeutung des deutschen Ausfuhrhandels — auf welche obige Ziffern in etwas

[1]) v. Conring, Marokko, das Land und die Leute. Berlin 1880.

Digitized by Google

schließen lassen — mit dessen geringer Ausdehnung vor etwa 30 Jahren, so können wir zweifellos stolz auf diese Entwickelung sein und aus derselben Berechtigung zu kühnen Hoffnungen für die Zukunft schöpfen. —

Interessante Streiflichter wirft auf diese Entwickelung auch der in den Ruhestand getretene Contre-Admiral Werner in einem Vortrag über den deutschen Seehandel, gehalten in der Abteilung der deutschen Kolonial-Gesellschaft in Wiesbaden, aus welchem Vortrag wir verschiedene Ausführungen, die manche allgemein interessierende Mitteilungen und Winke enthalten, nach inzwischen erfolgten Veröffentlichungen in der Tagespresse weiter bekannt machen möchten. Der Vortragende kennzeichnete zunächst durch eine charakteristische Erzählung den Unterschied zwischen einst und jetzt. Er berichtete, wie 1852 die preußische Regierung drei Schiffe, den damaligen ganzen Bestand der deutschen Marine, ausschickte. Auf einem dieser Schiffe befand sich der Vortragende, spätere Contre-Admiral Werner, selbst. Beim Anlaufen in Rio de Janeiro wurde die Schiffsbesatzung freundlichst empfangen und von den Behörden zu einem Festmahl eingeladen, bei welcher Gelegenheit sich Werner, erfreut über den ehrenden Empfang, vortrefflich mit seinem Tischnachbar, einem mit vielen Orden geschmückten Herrn unterhielt, bis sein gehobenes Nationalgefühl plötzlich durch die Frage seines freundlichen Gastgebers: „Sagen Sie doch mal, geehrter Herr, liegt Preußen eigentlich in Hamburg?“ einen empfindlichen Stoß erhielt. Diese Frage, auf welche die Antwort „nicht gerade drin, aber doch nahe dabei“ erfolgte, war, so bemerkte Redner, für die damalige Zeit kennzeichnend. Man kannte Hamburg in Brasilien, wußte hier und da auch, daß es ein Bremen gab, aber Preußen und Deutschland waren selbst den Gebildeten in Südamerika wie in anderen transatlantischen Ländern wenig bekannt. Wie habe sich dies heute, wo die Schiffe der deutschen Handelsflotte in allen Meeren kreuzen, der deutsche Name in den entlegensten Winkeln der Erde geachtet und gefürchtet sei, anders gestaltet! — Gerade in volkswirtschaftlicher Beziehung sei Deutschland in den letzten Jahrzehnten fortgeschritten und habe alle Nationen, mit Ausnahme von England, überflügelt. Der Vortrag ergeht sich dann in einem interessanten Rückblick über Blütezeit und Verfall der Hansa, durch welche Deutschland vor vier Jahrhunderten zur ersten Seemacht der Welt wurde, und knüpft dann an die Umwandlungen an, welche die Zeit des Übergangs der Segel- in die Dampfschiffahrt mit sich brachte. Diese rief, vor 30 Jahren beginnend, eine neue, wichtige Entwickelung des deutschen Seehandels ins Leben. Die Entstehung und das Aufblühen der „Hamburgisch-Amerikanischen Packetfahrt-Gesellschaft“ zu Hamburg und des „Norddeutschen Lloyd“ zu Bremen fielen in diese Zeit, aus kleinen Anfängen zu gewaltiger Größe emporwachsend, so daß erstere Gesellschaft jetzt 28, letztere 71 große Seedampfer besitze, welche in bezug auf Einrichtung, Verpflegung ihrer Passagiere, Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit der Beförderung das Möglichste leisteten. Des weiteren verbreitete sich der Vortrag darüber, daß von Deutschland die Hochseefischerei, wenn auch in letzter Zeit ein Anfang zu einer Besserung gemacht sei, noch unverantwortlich vernachlässigt werde. Diese würde, in richtiger Weise betrieben, erheblich zur Lösung der sozialen Frage mit beitragen und dem Handel wichtige, neue Gebiete eröffnen können, da sie nicht allein Tausende mit Arbeit versorge, sondern auch dem armen Mann eine billige und vorzügliche Nahrung verschaffe. In England werde als Folge der entwickelten Hochseefischerei dem Arbeiter das Pfund gewöhnlichen Fischfleisches für 10 bis 15 Pfennige geboten und liege hier für Deutschland noch ein großes Feld brach, das zum Segen der Volkswohlfahrt bebaut werden müsse. Der Kriegsmarine eine kurze Besprechung widmend, meinte Redner, daß solche vorläufig bestimmt sei, dem deutschen Seehandel Schutz zu gewähren und die Aufgabe zu erfüllen, die Landarmee zu entlasten, so daß es dieser möglich werde, sich mit ihrer gesamten Macht nach Osten und Westen zu verteidigen. Ein Entscheidungskampf könne heute nur zu Lande ausgefochten werden, weshalb es für uns erforderlich sei, als Landmacht die erste zu sein, nicht aber gleichzeitig zur See. Unsere Marine mit 13 großen und 14 kleinen Panzerschiffen, nebst 80—90 Tropedobooten erfülle diese beschränkte Aufgabe vollkommen, so daß wir ruhig der Zukunft entgegensehen könnten. Auch unsere neuerworbenen Kolonien änderten einstweilen hieran nichts; würden wir in einem Kampf zu Lande unterliegen, so seien auch die Kolonien da-

Digitized by Google

hin, siegten wir jedoch, so würden wir unseren Feinden die besten Kolonien wegnehmen, und dann sei es Zeit, unsere Marine zu einer Seemacht ersten Ranges zu erheben. Inzwischen gelte es, die so erfreulich gestiegenen Handelsbeziehungen in der ganzen Welt auszudehnen und zu festigen, und möge der deutsche Handelsstand vor allem beherzigen, daß auch im Ausfuhrhandel nach weniger kultivierten Erdteilen strengste Reellität erforderlich sei. Dem Asiaten gegenüber sei sie eben so unerläßlich wie im Binnenverkehr im eigenen Vaterlande. Der Chinese lasse sich nur einmal durch schlechte Ware betrügen und sei dann für immer als Abnehmer verloren.

Möchten diese Rückblicke vielseitig zu einem eingehenden Studium der Ursachen des erfreulichen Aufschwungs unseres Seehandels und unseres gesamten Ausfuhrhandels anregen; möchten die hier und da erteilten Winke Beachtung finden und zu immer neuen, beharrlichen Anstrengungen führen, die begonnene Entwickelung weiter zu fördern und zu heben, damit sich vorstehend ausgesprochene Hoffnungen erfüllen zum Nutzen und Segen des Wohlstandes unseres Volkes! —

Litterarische Berichte.

Deutsche Worte von Otto von Leixner. Berlin 1888. Verlag von Otto Janke.

Ueber eine ganze Reihe, zumeist unpolitischer, deswegen aber nicht leichter wiegender Zeitfragen verbreitet sich der Verfasser in diesem Buche. Jede einzelne von ihnen ist es wert, die Aufmerksamkeit aller gebildeten, selbstdenkenden Menschen in Anspruch zu nehmen. Gegen weltbürgerliche Verflachung und nationale Ueberhebung, gegen Kunstschulen und moderne Kunstausstellungen, gegen Naturalismus und ähnliche Tagesgötzen ziehen die einzelnen Abhandlungen zu Felde; — der sittliche Ernst, das unverkennbare Streben nach Unparteilichkeit, die sachliche Begründung der Urteile — das alles sind Tugenden, die dem Buche zur Zierde und dem Verfasser zur Ehre gereichen. Wir können hinzufügen, daß überall ein selbständiges Urteil zutage tritt, daß weder mit Schlagwörtern noch mit Phrasen operiert wird. Sicherlich sind die Fragen, die Leixner zu beantworten strebt, nicht erst neuerlich aufgeworfen worden; wir haben oft über alle diese Dinge verhandeln hören. Auch blenden uns keine überraschenden Reflexe; und als „pikant" könnte man mit einigem Rechte weder das „Was" noch das „Wie" dieser Aufsätze bezeichnen. In unseren Tagen weit seltneres aber wird uns geboten: die ehrliche Meinung eines ernsten Denkers, der seine Urteilskraft noch nicht niedergelegt hat auf der Parteiungen Opfertisch, weder des Baals noch des Molochs. Und darum wird das anspruchslose Büchelchen niemand ohne wirklichen Gewinn aus der Hand legen, auch wenn er in mancher Beziehung mit dem Verfasser nicht übereinstimmen sollte, wie auch uns das zu öfteren Malen ergangen ist. — Was thut das? — Wir glauben z. B. dem Verfasser überhaupt nicht, daß ausländische Roman-, Novellen- u. s. w. Dichter von dem großen deutschen Lesepublikum bevorzugt werden; wenn das aber in einigen Klassen des ästhetisch genußfähigen Publikums dennoch geschieht, so ist der Grund wohl schwerlich darin zu suchen, daß diese Dichter Schweden, Norweger, Russen (warum nicht Engländer, Italiener?) sind. — Weiter: die Sprachreiniger ernten Spott, soweit wir unterrichtet sind, nur ihrer Uebertreibungen wegen. — Wenn Hermann Kaulbach in seinem Bilde von der vorjährigen Berliner Ausstellung den „Weihnachtsengel", welcher im Schnee vor einer Bude mit Spielsachen steht und Kinder beschenkt, nur die Kinder, nicht aber die brummige Verkäuferin sehen läßt, so hat er wenigstens in dieser Beziehung einen sehr korrekten Gedanken wiedergegeben: die Herzen der Kinder hat die Poesie der Weihnachtszeit so voll und ganz erfüllt, daß sie alles, was sie sehen und erfahren, ein Wunder dünkt. Diese Empfindung soll der Engel versinnbildlichen. Die Verkäuferin hegt solche Empfindungen keineswegs; ihr ist die Weihnachtszeit, der Weihnachtsmarkt nichts als „Geschäft"; darum ahnt sie von dem Wunder, das sich vollzieht, nichts und nichts von der Gegenwart des Engels u. s. w. u. s. w. Bei solchen Ansichtsabweichungen wird sich auch der denkende Leser hin und wieder ertappen; — wir hoffen das sogar, denn das regt zum Nachdenken an. Um so mehr Freude wird ihm all' das Gute und Wahre machen, in dem er sich mit dem Verfasser in Uebereinstimmung findet. — Leixner ist eine kritische Natur nicht nur, sondern auch in der That Kritiker. Hoffen wir daher, daß sein Buch überall so guten Boden finden wird wie in der hübschen, wenngleich allzu salopp stilisierten kleinen Fabel, die es erzählt, die Pfingschar: „Verzeih", sprach

Digitized by Google

die Pflugschar zum Acker, „daß ich dir Schmerz bereite, aber ich muß dem Willen eines Höheren gehorchen." – „Verwunde mich nur," erwiderte jener, „gern ertrage ich das Leid, denn ich weiß, daß ich dann Früchte tragen werde." — Allerdings — und hier stimmen wir mit dem Verfasser sicherlich voll und ganz überein — ehe wir von der Erdkrume eine solche Schmerzensfreudigkeit erwarten können, müssen wir sorgen, daß die Hände, die die Pflugschar führen, geschicktere, reinere und bessere werden."

—t.

Politische Federzeichnungen von F. H. Geffken. 2. Auflage. Berlin 1888. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Unter den politischen Schriftstellern der Gegenwart nimmt der Verfasser des vorliegenden Buches eine hervorragende Stellung ein. Es steht ihm nicht nur ein reiches Wissen, sondern auch eine reiche Erfahrung im mehrjährigen diplomatischen Dienst und ein sehr wertvolles Material zur Verfügung. Geffken hat als persönlicher Freund der Fürsten sich stets seine vollste Unabhängigkeit bewahrt, ihm liegt jeder Servilismus fern, er sucht nur dem Vaterlande und der Wissenschaft zu dienen. Deshalb haben auch seine wissenschaftlichen Werke und seine politischen Schriften immer die allgemeinste Anerkennung und Teilnahme sowohl im In- wie im Auslande gefunden. Wir haben eine hohe Achtung vor einem solchen charaktervollen und patriotischen Gelehrten und Politiker und freuen uns über jedes neue Werk desselben. — Das vorliegende Buch enthält als erstes Kapitel die interessantesten Schilderungen über das britische Weltreich. Wir stimmen dem Verfasser ganz bei, wenn er Salisburys Politik einen engeren Anschluß an die alliierten Friedensmächte empfiehlt, durch welchen die orientalischen Interessen Englands am besten geschützt werden könnten. Der weitere Inhalt des Buches enthält interessante biographische Schilderungen über Prinz Albert, Lord Palmerston, Beaconsfield und Gladstone und über den belgischen Gesandten Baron Nothomb, mit welchen der Verfasser in persönlichen und freundschaftlichen Beziehungen stand. Niemand wird diese politischen Federzeichnungen aus der Hand legen, ohne daraus gelernt zu haben. R.

Handbuch der Nationalökonomie. Von Dr. Karl Walker, Dozent der Staatswissensch. an der Univ. Leipzig. Vierter Band. Finanzwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Reichs-, Staats- und Gemeindesteuerfragen. Fünfter Band. Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1888. Verlag der Roßbergschen Buchhandlung.

Die „Finanzwissenschaft" ist dazu bestimmt, Studierenden und Prüfungskandidaten als Repetitorium, Staats- und Kommunalbeamten, und anderen Interessenten der Finanzwissenschaft als Nachschlagswerk zu dienen. Für beide Zwecke scheint das Buch vermöge seiner zweckmäßigen Anordnung und klaren Darstellung sehr geeignet. Die Selbständigkeit und wissenschaftliche Unabhängigkeit des Verfassers tritt überall hervor. Der fünfte Band, welcher die „Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" enthält, könnte durch diesen Titel Anstoß erregen, der in der That nicht glücklich gewählt ist. Die Geschichte des Sozialismus gehört doch in dies Werk nur so weit hinein und wird in Wahrheit auch nur so weit behandelt, als der nationalökonomische Charakter derselben reicht. Doch das ist nebensächlich. Die Anordnung ist in den beiden ersten Büchern wesentlich die chronologische. Die geschichtliche Darstellung hat den Vorzug, daß der Verfasser keineswegs bloß die berufsmäßigen Nationalökonomen und die ihnen zunächststehenden Politiker und Philosophen berücksichtigt, sondern, mit einer seltenen Litteraturkenntnis, auch die Meinungen und Urteile solcher Schriftsteller würdigt, welche nur gelegentlich, aber nicht ohne inneren Beruf, sich mit nationalökonomischen Fragen beschäftigt haben. So finden wir eine Würdigung der „staatswissenschaftlichen Verdienste H. Heine's." Das Buch ist mit dem entschiedensten Streben zur Objektivität geschrieben und zerstört manche zum Teil von Parteiinteresse mehr oder minder bewußt festgehaltene Irrtümer. Gewissen Parteien ist Adam Smith der reine Manchestermann, er, welcher vollen Ernst gemacht hat mit dem Satze, die gesetzgebende Gewalt müsse sich leiten lassen, „by an extensive view of the general good." Ebenso unrichtig ist es, wenn von schutzzöllnerischer Seite bei der Berufung auf Friedrich List verschwiegen wird, daß dieser „die Deutschen Schutzzölle nur als einen ziemlich kurzen Uebergang zum Freihandel wollte." Die Geschichte ist eine kritische. Das dritte Buch, dessen Inhalt als Schlußbetrachtungen „über die Möglichkeit wesentlicher ethischer und volkswirtschaftlicher Fortschritte der zivilisierten Welt" bezeichnet wird, konnte ohne Schaden fortbleiben. Auf 4 oder 5 Seiten läßt sich der Stoff nicht abmachen. Zudem erscheinen einzelne Forderungen des Verfassers unausführbar, ja phantastisch. So will er den deutsch-feindlichen Feudalkultramontanismus Cis- und Transleithaniens durch Beseitigung der österreichischen und ungarischen Fidei-Kommisse und Latifundien matt setzen. Das ist ebenso unausführbar wie der Vorschlag, den mörderischen Tigern Hindostans Maulkörbe anzulegen. A. B.

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Graz 1888. Verlag von Leuschner und Lubensky.

Bei dem großen Mißbrauch, welcher unleugbar von vielen und mit Beziehung auf

Digitized by Google

viele mit den Bezeichnungen: Bildung, gebildeter oder ungebildeter Mensch u. a. getrieben wird, ist es gewiß allgemein wünschenswert, zur Klarheit darüber zu gelangen, was wir eigentlich unter der unseren heutigen Verhältnissen entsprechenden Bildung zu verstehen haben. Um hierüber ein richtiges Urteil zu fällen, giebt der Verfasser des vorliegenden Buches zunächst an, wodurch die wahre (von ihm noch nicht definierte) Bildung nicht erworben werden könne, und zwar führt er hier Gymnasial- und Universitätsunterricht, Lebenserfahrung, Verkehr, Reisen und Zeitung als Mittel an, welche allein zur Erreichung des Zieles nicht genügen. Weiterhin wird nun als die vollkommenste Bildung diejenige bezeichnet, welche „das Beste aufnimmt, das unter den Menschen gedacht und von ihnen den Nachlebenden überliefert ist." Dieses Beste aber seien die klassischen Werke eines Volkes, und was als klassisch gelten müsse, darüber habe sich durch ein „unsichtbares Richterkollegium eine bestimmte Autorität gebildet. Ebenso anfechtbar jedoch wie dieser Zusatz ist auch der erste Gedanke, da nämlich der Verfasser unter diesen klassischen Bildungselementen ausschließlich die dichterisch-klassischen Werke zu verstehen scheint, eine Annahme, von deren Richtigkeit uns auch der in der That meisterhaft geschriebene Exkurs über Poesie und Phantasie nicht zu überzeugen vermag; die historischen, geographischen, naturwissenschaftliche u. a. Werke dürfen, selbst wenn man der Definition von Bildung im Sinne des Verfassers zustimmen wollte, nicht vergessen werden. Daß es ferner eine bestimmte Autorität darüber, was als klassisch gelten und gelesen werden soll, nicht giebt, zeigt uns die im Anhange gegebene Auswahl der Werke, welche zur Lektüre vorgeschlagen werden. Denn erstens: wer wird alle diese Sachen lesen, d. h. mit Muße, Sammlung und Nutzen (wie der Verfasser verlangt)? Zweitens wer wird nicht viele derselben gern, aber andere, die nicht angeführt sind, schwer vermissen, z. B. unter den letzteren die Werke von Baumbach, Gerok und Geibel u. a.? Hiermit scheint das unseres Erachtens ganz falsche Urteil des Verfassers zusammenzuhängen, daß Epos und Lyrik bei uns verkümmert seien, wie sich überhaupt auf das litterarische Urteil, wie es hier vorliegt, sehr viele Angriffe machen ließen, deren Begründung hier nur zu weit führen würde. Es geht eben daraus hervor, daß bestimmte Vorschläge über die Auswahl der Bücher, von deren Lektüre die Gewinnung einer vollkommenen Bildung abhängt, überhaupt niemand machen kann und darf; hierüber wird stets das Urteil des Einzelnen und, wenn es falsch ist, die Belehrung durch andere im Gespräch mit anderen entscheidend sein. Wir gehen aber noch weiter und sagen: Bei dem Standpunkt unserer heutigen Kultur giebt es überhaupt keinen allgemein gebildeten Menschen mehr; es giebt philosophisch, naturwissenschaftlich, litterarisch ꝛc. gebildete Männer, aber um in allen Zweigen der modernen Kultur und Wissenschaft auch nur annähernd allgemeine Bildung sich zu erwerben, dazu würde nicht bloß ein Universalgenie, sondern auch ein Methusalems-Alter gehören, bei dessen Erreichung aber schon wieder unzählige neue Objekte der Bildung sich zeigen würden. — Einen weiteren, wenn auch nebensächlichen Vorwurf machen wir dem Verfasser in Beziehung auf die Orthographie; man wähle die alte oder neue, aber keine Vermischung beider, wie sie sich in folgenden zeigt: selbständig (neu), Gedächtniß (alt). Studierstube (u.), sämmtlich (a.), nichts Tüchtiges (n.), viel Vortreffliches (n.) u. a. zeigt; tun, Tat, tätig ohne h ist weder alte noch neue Orthographie. — Im ganzen aber bietet das vorliegende Buch des Interessanten und Belehrenden recht viel. In meisterhaft schöner Sprache und geistvoller Darstellung giebt es uns dankbar aufzunehmende Winke und Hinweisungen auf die Schäden der modernen Kultur und auf die Methode des Lesens und Sichbildens. Es zeugt von gereiftem Urteil und umfassendem Wissen, und wenn wir auch nicht mit allem einverstanden sein können, was wir hier hören, wollen wir doch das kleine, auch hübsch ausgestattete Buch dem „gebildeten" Leser gern und aufrichtig empfehlen. C. S.

Das heutige Rußland und die ständische Frage. Von A. Pasuchin.

Ein Zug tiefer, resignierter Unzufriedenheit und Sehnsucht nach einem unbestimmten besseren Etwas erfüllt die Seele des russischen Volkes in all' seinen Schichten. Rußland ist einem Kranken zu vergleichen, der von einem ziehenden Schmerze durch den ganzen Körper gequält wird, ohne daß bei oberflächlicher Untersuchung im Organismus ein Herd akuter Erkrankung zu entdecken wäre. In zahllosen Artikeln und Diskussionen ist versucht worden, die Ursachen dieses pathologischen Zustandes aufzudecken, ohne jedoch auf die immer von neuem sich aufdrängenden Fragen eine befriedigende Antwort zu geben. Ein neuer und, sagen wir es gleich, seine Vorgänger, welche doch zumeist an der Oberfläche der Erscheinungen haften blieben, bei weitem überragender Versuch dieser Art liegt uns in A. Pasuchins Abhandlung: „Das heutige Rußland und die ständische Frage" vor. In richtigem Verständnis der Natur seines Problems stellt sich Pasuchin auf den Boden der Geschichte und unternimmt von diesem aus eine Lösung desselben. Zurückgehend bis zum XVI. Jahrhundert sucht der Verfasser zu erweisen, daß die ständische Gliederung für das moskowitische Rußland notwendig war und daß ohne dieselbe das russische Reich nicht hätte entstehen können. Sich zu der sogenannten „historischen Schule," welche den Ursprung alles Uebels in den Reformen Peters des Großen erblickt, in Gegensatz stellend, erklärt Pasuchin die wichtigsten

Digitized by Google

Reformen des großen Zaren für nichts weiter als eine Neubelebung altrussischer Einrichtungen und sieht seinerseits in den Reformen Alexanders II. den Ursprung des heutigen Zustandes. Indem diese die ständische Organisation des Staates durchbrachen und die Schranken beseitigten, welche die einzelnen Stämme von einander trennten und jedem Bürger seine besonderen Funktionen im Staate zuwiesen, entfesselten sie, nach Ansicht des Verfassers, jene Elemente der Selbstsucht, welche heute in der lokalen Verwaltung Rußlands die Oberhand haben, und legten den Grund zu dem „chaotischen" Zustande Rußlands, der sich uns heute darbietet. Wenn, so schließt Pasuchin, die Auflösung der Stände die heutigen Zustände verursacht hat, so ist eine Gesundung des sozialen Lebens des russischen Volkes nur durch Wiederherstellung der ständischen Organisation des Staates denkbar. Dies ist der Grundgedanke, den Pasuchin in seiner Abhandlung durchführt. Wenn dieser Grundgedanke auch ein Grundirrtum ist, da er von der Voraussetzung ausgeht, daß man Rußland gegen die Einflüsse der in Westeuropa herrschenden moderneu Anschauungen absperren kann und im Absterben begriffenen oder bereits abgestorbenen Institutionen künstlich neues Leben einzuflößen vermag, so hat die Arbeit doch das Verdienst, das Uebel rücksichtslos aufgedeckt und somit seine Heilung wesentlich erleichtert zu haben.

R.

Stille Stunden. Aphorismen aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß. Zweite durch eine „Neue Folge" vermehrte Auflage. Bremen 1888. Verlag von A. Heinsius.

„Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen," das ist eine Wahrheit, die sich auch hier bestätigt. Wer aus dem reichen Schatze seiner wissenschaftlichen Forschungen und mannigfachen Lebenserfahrungen in der Form lose zusammenhängender Aphorismen der Mit- oder Nachwelt zusagen den Niederschlag seines inneriten Wesens und Lebens bietet, der wird ohne Zweifel jedem Leser fruchtbringende Lehren überliefern und es außerdem auch dem fernerstehenden Nichtfachgenossen ermöglichen, sich ein Bild von dem Charakter und dem ganzen Wesen des Schreibenden zu gestalten. So sind auch die „Stillen Stunden" ein weihevolles Denkmal für die edle Gesinnung und die wissenschaftliche Bedeutung des als Mensch und als Theologe hervorragenden Richard Rothe, der in mehr als einer Beziehung anregend und bedeutungsvoll für Theologen und Laien geworden ist und dessen Schriften immer von neuem berechtigte Würdigung erfahren und den entsprechenden Nutzen bieten. Freilich ist dabei zu bedenken: Jeder über das Niveau der Mittelmäßigkeit hervorragende, oder sagen wir große Mann, ist nicht immer und nicht in allem groß, und derjenige, welcher nicht bloß ein Lebensbild eines solchen Mannes in großen Zügen, sondern auch sein eigentümliches Wesen so, wie es sich in einzelnen kurzen Aphorismen darstellt, uns vor Augen führen will, muß wissen, daß manches, was er dem Leser bietet, nicht nur nicht großartig, sondern oft recht einfach, ja vielleicht auch unbedeutend, anfechtbar, sogar falsch zu nennen sein wird. So wird auch hier nicht bloß der Gelehrte, sondern auch der Laie, der dieses Buch liest, manches auszusetzen haben. Er wird es nicht verstehen, wie ein Theologe an der Bezeichnung Christi als eines „Religionsstifters" Anstoß nehmen, wie derselbe sagen kann, in der Republik sei die „Vereideltheit" der Revolution geschiert, Gott könne nicht leiden, aber mitleiden (was auch ein Leiden ist), der Teufel sei eine Macht, die Gott nicht ignorieren könne, der Zorn Gottes brauche nicht versöhnt zu werden, denn es sei der Zorn der Liebe (als ob diese keiner Versöhnung bedürfe!) Man wird sich wundern, daß ein Theologe im Ernst die Frage aufwirft, ob im Himmel Ehen geschieden werden können, und daß er das Buch Daniel die Apokalypse des alten Testamentes und umgekehrt nennt. Der Leser, der Rothe nicht genauer kennt, wird ferner eine klare Antwort auf die Frage vermissen, welcher theologischen Richtung derselbe angehöre, da hier Christus ein „Mann", ein ganzer „Mensch", ein „Israelit" genannt und dort von seiner übernatürlichen Geburt gesprochen wird; man wird, um noch eins anzuführen, sich nicht erklären können, warum der sonst so unparteiische Verfasser den Vorwurf, den er den katholischen Theologen macht, nicht auch, wie es in diesem Punkte billig wäre, ebenso gegen die protestantischen erhebt u. a. Aber alle diese Einwürfe sind streng genommen keine Vorwürfe; denn in Aphorismen soll uns nicht ein kunstvolles, unbedentende Sachen ausschließendes Lebensbild, sondern eine allgemeine, auch nebensächliche Dinge, selbst falsche Anschauungen umfassende Darstellung gegeben werden. Nun aber allen vorhergegangenen Einwürfen gegenüber welche Fülle anregende Gedanken und goldener Worte! Welch' edlen Charakter, welche wahrhaft wohlthuende, milde Gesinnung des Theologen und des Menschen, welch' reicher Schatz von Lebensregeln und Lebenserfahrungen bietet sich hier dar! Ja, es sind Perlen menschlicher Weisheit, Ausflüsse wahrer, innigster Frömmigkeit und frei von jeder Sentimentalität; es sind Samenkörner, die in den Herzen aufmerksamer und sich selbst prüfender Leser gute Früchte zeitigen müssen, und schon deswegen ist dieses Buch aufs wärmste zu empfehlen. Mögen wirklich einige Kapitel uns inhaltlich dürftig erscheinen, der Totaleindruck wird für jeden nachhaltig und fruchtbringend sein. Wir würden die letzten Kapitel, welche uns den Briefwechsel Rothes, seine Dichtungen und die römischen Tagebuchblätter bringen, gern vermissen, weil sie kaum

Digitized by Google

etwas Interessantes bieten, sind aber um so dankbarer wieder für die Aphorismen aus seinen Briefen. Und es ist vielleicht das beste Zeugnis für einen Verfasser und sein Werk, wenn das, was er als besonderen Wunsch ausspricht, bei seinen Lesern sich als entschieden erfüllt zeigt. Wenn nämlich Rothe S. 117 sagt: „Ich möchte von den Gläubigen für ein Weltkind, von diesen aber für einen Gläubigen angesehen werden," so wird dies entschieden bei jedem Leser Entgegenkommen finden. Wir wünschen daher dieser zweiten Auflage der „Stillen Stunden" eine allgemeine Würdigung und Verbreitung. C. S.

Voltaire und die französische Strafrechtspflege im achtzehnten Jahrhundert von Eduard Hertz. Ein Beitrag zur Geschichte des Aufklärungszeitalters. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke.

Es ist schwer, dieser ausgezeichneten und fleißigen Arbeit in kurzen Worten gerecht zu werden. Wenn sonst von Voltaires Beziehungen zur Strafrechtspflege die Rede war, ist immer nur seine außerordentliche Humanität, sein Kampf gegen Grausamkeit und Barbarei, seine natürliche Unbefangenheit, sein Abscheu vor der Todesstrafe und Tortur und dergleichen der Gegenstand der Beweisführung gewesen. Seine deistische Toleranz allein, hat man gemeint, habe ihn angetrieben sich mit dem Strafrecht in gewissen Fällen zu befassen, und wenn es hoch kam, dann wurde wohl der Zusammenhang seiner Ideen in diesem Bereich mit den Grundgedanken der Wolf'schen Schrift in Rücksicht des Strafrechts herbeigezogen. In dieser letzteren Hinsicht möchte man sogar eine Lücke in dem Werke, das uns vorliegt, annehmen müssen. Wenn auch die Abhängigkeit Voltaires von dem Locke'schen Sensualismus öfters betont worden ist als seine Anlehnung an die Philosophie des deutschen Gelehrten, so ist es doch unbestritten, daß die letztere, wenn auch nicht unmittelbar, einen mächtigen Einfluß auf den französischen Reformator ausgeübt hat. Aber unserem Autor lag mehr daran, Voltaires Bemühungen um die Verbesserung der Strafrechtspflege „erschöpfend und zusammenfassend" als ein besonderes Glied der allgemeinen aufklärerischen Tendenzen der geistigen Bewegung im 18. Jahrhundert darzustellen. Der ganze Gesichtspunkt des Verfassers unterscheidet sich von seinen Vorgängern. Nicht litterar- oder kulturhistorisch ist der Ausgangspunkt seiner Betrachtung, sondern juristisch. Er geht von der Darlegung des altfranzösischen Strafrechts aus, er zeigt die Umwälzung, die die Aufklärung überhaupt und Voltaire insbesondere theoretisch und praktisch angebahnt haben, er verfolgt die Prozesse, an denen Voltaire seine bahnbrechenden Grundgedanken zum Ausdruck und zu thatsächlicher Geltung zu bringen suchte, bis in die kleinsten Details, den Prozeß Calas, den Prozeß Sirven, den Prozeß La Barre, den Prozeß Morangies, Beaumarchais, Lally, d'Etallonde, er legt sie klar zunächst ohne Rücksicht auf die Einmischung Voltaires, die auf solcher objektiven Grundlage nur um so eindrucksvoller erscheint, er zeigt die unmittelbare Wirkung derselben in der Erschütterung des alten Systems und in dem Wanken seiner Faktoren, und er beleuchtet schließlich die aus dem ganzen Anstoß hervorgegangene Umwandlung des Strafrechts zur Zeit der Revolution, wobei insbesondere ins Licht gestellt ist, daß diese Reform nicht bloß aus der Fülle des allgemeinen Eifers der Veränderung, sondern mit der ausdrücklichen Anerkennung des Einflusses, den Voltaire auf dieselbe gehabt, sich vollzog. Der Verfasser findet sich nirgends mit bloßen Formeln und Redewendungen ab, die bei der Darstellung der Elemente der Aufklärung so zahlreich zu sein pflegen, er wirft überhaupt nicht mit den üblichen Humanitätsphrasen um sich. Seine Erzählung bleibt innerhalb der Sachen, zu deren Erklärungen er nicht scheut, in die staubigen Aktenbündel hineinzusteigen, und was aus ihnen für die Erläuterung und Aufhellung des allgemeinen Kulturgeistes dringt, weiß er um so überzeugender und fortreißender alsdann zusammenzufassen. Auf solche Weise sagt man gewiß dem Buche nicht zuviel nach, wenn man es als einen der glänzendsten, besten und praktischsten Beiträge zur Geschichte der Aufklärung bezeichnet. C

Kunsthistorische Studien von Dr. Paul Salvisberg. Heft I–IV. Stuttgart 1884—87. Druck von A. Bonz' Erben.

Diese Studien, deren Herausgabe ihrer Zeit bestimmt war, in Paris die Gründung eines deutsch-schweizerischen Ateliers zur Ausbildung von Architekten und Technikern, d. h. Künstlern der anderen Kunstsphären, materiell zu unterstützen, haben nunmehr mit dem 3. und 4 Hefte ihren ersten Band abgeschlossen. Paris und die französische Kunst (Allgemeine Charakteristik); — Courbet und der moderne Impressionismus in der französischen Malerei; — Die französische Wandmalerei, ihre Entwickelung seit den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtigen Malereien im Pantheon zu Paris; — die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance, — so lauten die Ueberschriften der vier Studien. Erschöpfendes zu geben, beabsichtigt der Verfasser natürlich nicht, stellenweise begnügt er sich mit ganz kurzen Hinweisen, an anderen Orten hebt er nur das hervor, was ihm charakteristisch erscheint. Dennoch enthalten diese Aufsätze manches lehrreiche und manches beherzigenswerte Urteil. Am erschöpfendsten, aber auch sie nur rhapsodisch, ist die Studie über die deutsche Kriegsarchitektur behandelt, die eigentlich etwas aus dem Rahmen gefallen ist. Unseren Neigungen nach verweilt der Verfasser nicht lange genug bei den älteren Phasen, z. B. der Kriegsarchitektur oder der französischen

Digitized by Google

Wandmalerei; viele Leser — daran zweifeln wir nicht — werden ihm gerade dafür Dank wissen.
—t.

Lehrbuch der Weltgeschichte von Georg Weber, Doktor der Philosophie und der Theologie, Kommandeur des Zähringer Löwenordens. Zwanzigste Auflage, durchgängig revidiert, verbessert und fortgeführt. I. Lieferung (I. Band, 1.—4. Bogen), Leipzig 1888. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Der durch seine Weltgeschichte weltbekannt und weltberühmt gewordene Verfasser ist unseren Lesern durch seine Arbeiten für die „deutsche Revue" aufs beste bekannt und wird deren Interesse jüngst wieder durch seinen Rückblick auf die Zeit „vor 200 Jahren" lebhaft erregt haben, sodaß wir es nicht für nötig erachten, hier noch besonders auf die Vorzüge seiner Darstellungsweise aufmerksam zu machen. Ein Lehrbuch, welches die zwanzigste Auflage erlebt hat, bedarf kaum einer weiteren Empfehlung. Verfehlen aber wollen wir nicht, alle, welche sich für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage interessieren, darauf aufmerksam zu machen, daß sie ihren Wissensdurst durch Anschaffung von „Webers Weltgeschichte" bestens stillen können. Der Preis der einzelnen Lieferung ist so niedrig, daß auch der wenig Bemittelte ohne Schwierigkeit denselben erübrigen kann. L.

Luther und Hutten. Eine historische Studie über das Verhältnis Luthers zum Humanismus in den Jahren 1518 bis 1520 von E. Werckshagen, Hilfsprediger an St. Martini zu Bremen. Mit einem Vorwort von Prof. W. Bender in Bonn. Wittenberg 1888. Verlag von Herrosé.

Das vor fünf Jahren gefeierte Jubelfest der Reformation hat mit Recht in vielen evangelischen Kreisen, besonders in denen der wissenschaftlichen Theologie, das Streben hervorgerufen, die Quellen, die Entwicklung und die Folgen jener größten deutschen That bis in alle Einzelheiten zu verfolgen und kennen zu lehren. Demgemäß richtet sich ein lebendiges Interesse auch auf die Frage, ob und wie Luther von anderen Männern und Ereignissen jener Zeit beeinflußt worden, was also als sein eigenes Werk und was als Fortbau auf dem Wirken anderer zu bezeichnen ist. Mit Unrecht bereitet diese Forschung manchem Protestanten stillen Verdruß, weil er fürchtet, die Resultate derselben könnten den schönen Ruhm des Reformators schmälern, als ob es nicht selbstverständlich wäre, daß derselbe nicht alles aus sich heraus, sondern vieles auch durch Anregung und mit Hilfe anderer geschaffen hat. So sucht nun der Verfasser der vorliegenden Schrift nachzuweisen, daß Luther im Anfange seines reformatorischen Wirkens nicht unbedeutend von Hutten beeinflußt worden sei. Daß ein solcher Einfluß vorhanden gewesen, ist wohl denkbar; daß derselbe, wenn er bewiesen wird, nicht dazu dienen kann, Luthers Bedeutung zu verkümmern, ist gewiß; wir meinen nur, es ist dem Verfasser trotz aller hoch anzuerkennenden Belesenheit und aller mühsamen Forschung doch nicht gelungen, diesen Einfluß wirklich zu beweisen. Wir würden doch erwarten, zu hören, daß eine solche Einwirkung bestimmte neue Ideen oder bestimmte, für den weiteren Verlauf des Werkes verhängnisvolle Thaten veranlaßt habe, erfahren jedoch nur, daß Hutten lange gewünscht hat, mit Luther in Verbindung zu treten, daß sie darauf brieflichen Verkehr gepflegt haben und daß der Mönch in seinen Ansichten über den Papst und in seiner nationalen Gesinnung von dem Ritter nur bestärkt, nicht aber zu neuen Gedanken und Thaten geführt worden ist. Die Vergleichung der Hutten'schen **Trias romana** mit Luthers Schrift „an den christlichen Adel ꝛc." ist nicht beweiskräftig, da sie wohl eine, übrigens ganz naturgemäße (cf. Strauß, Urteil S. 45), Ähnlichkeit, nicht aber eine Abhängigkeit zeigt. Auch der S. 89 angeführte Brief Luthers vom 11. Sept. 1520 und die S. 85 f. mitgeteilten zeitgenössischen Urteile ergeben nur ein gemeinsames Wirken, ein Gleichgesinntsein beider Männer, aber nicht eine folgenschwere Beeinflussung. Wir geben dem Verfasser die Möglichkeit einer solchen zu, halten aber ihre Wirklichkeit durch die angestellte Erörterung nicht für bewiesen. Jedenfalls aber muß das auf eingehenden Studien beruhende Werk schon wegen der damit gegebenen Anregung zu einer wichtigen Frage und wegen des darin enthaltenen reichen Materials als ein dankenswerter Beitrag zur Kenntnis der Reformationsgeschichte bezeichnet werden. C. S.

Annuaire de l'Enseignement primaire, publié sous la direction de M. Jost, Inspecteur général de l'Instruction publique. [Quatrième année, 1888, Paris, Librairie classique Armand Collin et Cie. —

Das hier genannte Jahrbuch des französischen Elementarschulwesens bildet einen stattlichen Band von 630 Seiten in Kleinoktav. Es zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste enthält außer einem Kalender eine sehr detaillierte Uebersicht über die Organisation des gesamten Elementarschulwesens, die im Laufe des Jahres 1887 erlassenen darauf bezüglichen Gesetzes- Verordnungen, Reglements, Programme, Prüfungsordnungen und statistische Nachweisungen der verschiedensten Art, mit einem Worte das offizielle Material, wie es z. B. von dem Zentralblatt der preußischen Unterrichtsverwaltung gebracht wird, nur systematisch geordnet, mit Beschränkung auf die Primärschulen und deren

Digitized by Google

Oberbehörden und mit einem sehr detaillierten Personal-Schematismus. Dieser Teil gewährt sehr belehrende Einblicke in die Organisation des französischen Volksschulwesens, wenn er auch selbstverständlich nicht ausreicht, um dieselbe systematisch kennen zu lernen. Den zweiten Teil bilden zwanzig vortrefflich abgefaßte inhaltreiche Aufsätze über verschiedene pädagogische Gegenstände und Tagesfragen (z. B. über die Ueberbürdungsfrage, die Ferienkolonien, die Fortschritte der Wissenschaft, eine geographische Jahresrundschau, Berichte über Lehrer-Versammlungen u. drgl.) Diese Beiträge werden dem deutschen Lehrer kaum weniger Vergnügen und Nutzen gewähren als dem französischen, zumal von nationaler Engherzigkeit kaum eine Spur zu finden ist. Wenn in der kurzen biographischen Notiz über den Elsässer Kablé von den manoeuvres du gouvernement allemand gesprochen wird, so kann man andrerseits von einem Franzosen ein objektiveres Urteil nicht verlangen als das, mit welchem diese Notiz beginnt: Quoique depuis 1871 Kablé ait cessé d'être Français, le nom du député protestaire, qui depuis l'annexion représentait la ville de Strasbourg au Reichstag, doit trouver place dans cette nécrologie. Aus der Feder des Herausgebers des Annuaire stammt der erste Aufsatz des zweiten Teiles: La Situation de l'instituteur à l'étranger, worin das Schulwesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und der drei Hansestädte recht eingehend, mit vollster Unparteilichkeit, und, wie es scheint, auch mit ausreichender Sachkenntnis besprochen wird. Herr Jost ist wahrscheinlich Elsässer, wenigstens ist er des Deutschen kundig, wie er bei Gelegenheit einer der letzten allgemeinen deutschen Lehrer-Versammlungen bewiesen hat, welcher er als offizieller Vertreter der französischen Regierung beiwohnte. Sein Annuaire verdient die Beachtung der deutschen Lehrerschaft in hohem Grade. Eine eingehendere Besprechung den pädagogischen Fachzeitschriften überlassend, sprechen wir das Bedauern aus, auf eine solche an dieser Stelle verzichten zu müssen. Bo

Palme und Krone. Lieder zur Erbauung von Julius Sturm. Bremen 1888. Verlag von M. Heinsius.

Nicht weniger als 500 lyrische Lieder religiösen Inhalts! Daß hierbei eine starke Wiederholung des Inhalts unvermeidlich ist, wird von vornherein selbstverständlich erscheinen, und dies zeigt sich auch in dieser Sammlung. Wahrlich, die Summe der religiösen Gefühle eines aufrichtig frommen Mannes, als welcher uns der Verfasser entgegentritt, ist eine sehr große; aber ihr Ausdruck muß sich, wenn er den Leser nicht bloß interessieren, sondern erheben und erbauen soll, auf ein geringeres Maß beschränken, als es hier geschieht. Vor allem ist demnach dem Verfasser der Vorwurf zu machen, daß er die Zahl seiner Gedichte nicht gekürzt hat; denn wer wird im stande sein, dieses halbtausend mit Aufmerksamkeit und — was doch die Hauptsache ist — mit Nutzen für sein religiöses Gefühl aufzunehmen! Der Eindruck des Zuvielerhaltens wird aber noch durch die befremdende Wahrnehmung erhöht, daß drei Lieder zweimal abgedruckt sind, nämlich S. 60 und 283 das Lied: „Bitte;" S. 237 „Dankgebet" und S 315 „Ihr gläubigen Seelen, lobt und preist;" S. 251 „Nacht und Tag" und S. 329 „Nacht und Licht." Was die Form anbetrifft, so finden sich neben den schönsten Proben rhythmischer Kunst auch starke Härten, z. B. S. 194: um willen unserer Sünde, S. 195: daß ich dir abiterbe (Trochäen). S. 368: und will bei dir einkehren (Jamben) u. a. Auch inhaltlich findet man manche Schwächen, so z. B. in dem Abendmahlsliede S. 235: „hier speist der Wirt „mit sich" den Gast." Im Gegensatz zu allen diesen Aussetzungen ist es billig und erfreulich, auch die zahlreichen Schönheiten dieser Liedersammlung hervorzuheben, besonders in den Abteilungen: die Schöpfung, das Heil, Rosensprüche, in denen wir Perlen der religiösen Lyrik finden, Lieder, die ebenso poetisch schön wie religiös erhaben und erhebend sind. Unabweisbar aber wird sich dem aufmerksamen Leser der Vergleich dieser Liedersammlung mit Karl Gerok's „Palmblättern" aufdrängen, und welcher Unterschied ergiebt sich da! Wir können nicht umhin, bei aller Anerkennung der Sturm'schen Poesie, die letztere dem mächtig flutenden und fortreißenden Strome der Gerok'schen religiösen Lyrik weit hintanzustellen, und wenn wir diesen fragen: Warum nicht mehr? sagt der Leser der Sturm'schen Lieder wohl öfter: Immer noch mehr? Das ist der große Unterschied beider Poesien. Wer aber Eifer und Muße besitzt, aus der Fülle dieser Sammlung die zahlreich vorhandenen und fruchtbar wirkenden Perlen auszulesen, der möge „Palme und Krone" mit Andacht — denn diese ist erforderlich — lesen und als fruchtbringend für sein inneres Leben in sich aufnehmen!

C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Gegen den Krieg und für den Frieden.

Von

M. Vallady.

Das nachstehende Schreiben an den Herausgeber der Deutschen Revue ist ein schönes Zeichen für die Friedensliebe und für den Gerechtigkeitssinn eines edlen französischen Patrioten. Es kann niemand freier und mutiger die Wahrheit über die Ursachen der Zwietracht schildern, welche seit Jahrhunderten zwei großen Nationen so großes Unheil gebracht haben, als es der Verfasser des hier mitgeteilten Briefes gethan hat, der hoffentlich auch in Frankreich nicht ohne Eindruck bleiben wird.

Wenn die Mehrheit des französischen Volkes von gleicher Friedensliebe und von gleichem Gerechtigkeitsgefühl wie dieser französische Schriftsteller beseelt wäre, so könnten wir die Waffen niederlegen und gemeinsam für die edelsten Werke der Humanität und der Freiheit wirken. Wie viel Elend, wie viel Blut und wie viel Millionen, ja Milliarden könnten dadurch erspart bleiben, wenn Frankreich, welches seine Großmachtstellung bewahrt und von uns keinen Angriff zu befürchten hat, seine unheilvolle Kriegslust, seinen blinden Haß begraben und dem Frieden, dem Wohle seiner Landeskinder seine ganze und aufrichtige Teilnahme zuwenden möchte. Leider ist aber Frankreich oft durch abenteuerliche und selbstsüchtige Streber und Machthaber geblendet und von denselben bis an den Rand des Verderbens geführt worden. Auf der Fahne dieser französischen Kriegshetzer steht die Phrase, die Selbstsucht und die Gewissenlosigkeit geschrieben, während wir Deutsche immer nur unser nationales Recht und unser Vaterland gegen tyrannische und raubsüchtige Feinde verteidigt und niemals an Eroberungen gedacht haben. Wir Deutsche fürchten keinen Krieg und keine Macht der Erde, aber wir werden fortfahren für den Frieden zu wirken, denn das deutsche Reich hat die Aufgabe, in Europa eine Friedensbeschützerin zu sein und die Völker in ihren edlen Bestrebungen und in ihrer Arbeit vor ihren Feinden, den gewissenlosen Agitatoren des Krieges, zu bewahren.

Redaktion der deutschen Revue.

Verehrter Herr Herausgeber.

Gestatten Sie mir, Ihnen meine Ansichten für den Frieden und gegen den Krieg mitzuteilen. — Mit allen redlichen, vernünftigen Franzosen bin ich der Meinung, daß für unser altes, von der Konkurrenz der neuen Welt zu Grunde gerichtetes

Digitized by Google

Europa der Frieden ganz unentbehrlich ist. Bei unserer heutigen Kultur kommt mir ein Krieg wie ein barbarischer Unsinn, wie ein abscheulicher Anachronismus vor. Bei dem jetzigen Alter der Menschheit scheinen mir jene Völker, die nach blutigen Schlachten sich sehnen, so toll und so dumm zu sein wie gesetzte Männer, die ihre Familienangelegenheiten nicht vor Gericht schlichten wollten, sondern mit rohen Fäusten, wie sie's als Knaben thaten.

Und doch, seit 1870 gähnt zwischen Frankreich und Deutschland ein unergründlicher, von menschlicher Blutflut aufgewühlter Abgrund.

Die europäische Zivilisation, welche, wie Herbert Spencer sagt, durch Industrialismus, durch friedliche Eroberung der Erde durch Handel- und Wissenschaft fortschreiten sollte, bleibt gegenwärtig stehen: wie Blei liegt auf allen Völkern eine peinliche, unheimliche Unruhe, des fürchterlichsten Ausbruchs der Barbarei unheilvolles Vorzeichen.

Unter solchen bedenklichen Umständen, liegt es da nicht jedem gutgesinnten Manne ob, einem blutigen Kampfe zwischen beiden Nachbarvölkern womöglich vorzubeugen? Wie? Durch gegenseitige aufrichtige Erklärungen. Und die thun wahrlich not. Zwei Nationen, welche sich ehemals liebten, hochschätzten und alles bereitwillig bewunderten, was die andere nur merkwürdiges erzeugte, verkehren heut beinahe nur durch drohende Zeitungsartikel. Die Journalisten aber, ihrem eigenen Fachinteresse folgend, bemühen sich eher, Haß anzuschüren, sensationelle Ereignisse hervorzurufen, überall psychologische Momente aufzufinden, als Mißverständnisse auszugleichen, oder die Geister allmählich zu einer ruhigen, nüchternen Auffassung der Dinge und der Menschen zurückzuführen.

Wenn jemand über Politik spricht, so geht er von dem aus, „was er eben in der Zeitung gelesen hat"; daher kommt es, daß die unbestreitlichsten Wahrheiten unwahr werden und daß beide im Grunde friedlich gesinnten Völker den gefährlichsten Haß in sich auflodern lassen.

Wollen Sie, mein Herr, einem Franzosen erlauben, sein französisches Herz vor Ihren deutschen Lesern, so zu sagen, auszuschütten, und alles frei auszudrücken, was die gebildeten, vernünftigen Leute von der deutsch-französischen Frage bei uns denken? Wenn wir auch, wie die Journalisten sagen, Ihre Erbfeinde sind und (was Gott verhüte!) bleiben müssen, — vom Feinde kann man lernen.

Erstens muß ich einen Irrtum bestreiten, welcher in Deutschland gar zu viel verbreitet ist. Glauben Sie nur, daß wir uns mit Deutschland viel weniger beschäftigen, als man's in Deutschland glaubt. Nur zu wenig! . . . wenn man die deutschen Zeitungen liest, in welchen unsere innersten Angelegenheiten aufs ausführlichste besprochen werden. Aus Erfahrung weiß ich, daß die Zeitungs-Redakteure sich immer darüber beklagen, daß dem großen Publikum die äußere Politik äußerst gleichgültig bleibt.

Heute besonders ist Frankreich in einem ausschließlich inneren Streite befangen, der demselben für äußere Ereignisse weder Ohr noch Auge läßt. Lassen Sie sich durch das wilde Geschrei im Nord-Departement nicht irre machen:

Digitized by Google

„Boulanger, c'est la guerre!“ heulten die einen, — „Boulanger, c'est la paix!“ brüllten diesen die anderen entgegen. Lauter Wahllügen und Kandidatenschwindel! In der That handelt es sich bisher nur um unsere häuslichen Angelegenheiten, und jener innere Zwist würde nur dann äußere Folgen haben, wenn Deutschland sich darein mischte. So unbesonnen wird aber wohl die deutsche Regierung nicht sein: drum ist augenblicklich „kein Krieg in Sicht.“

Wenn aber Boulanger am Ruder säße . . . dann würde vielleicht die Temperatur zu heiß, als daß wir noch kaltblütig, gutmütig unsere Gedanken über Krieg und Frieden austauschten. Benützen wir deshalb die Gunst des Augenblickes, um die verdrießliche Politik in Ruhe zu lassen, während sie uns noch in Ruhe läßt, und schwingen wir uns zu höheren, edleren Begriffen empor.

Über die Gefühle des Volkes bitte ich schweigen zu dürfen. In allen Ländern fühlt das Volk, was man ihm von oben eingiebt; — und was das unsrige binnen sechs Wochen fühlen wird, weiß weder das Volk selbst, noch Boulanger, der heutige Volksheld. Diejenigen aber, welche bei uns gedankenfähig sind, was denken die vom deutschen Volke?

Seien Sie zuerst versichert, daß die meisten unter uns die Deutschen für jetzt und alle Zukunft nicht hassen, oder besser gesagt, gerne nicht hassen möchten und froh wären, wenn die Umstände sich so gestalteten, daß sie sie nicht mehr zu hassen brauchten.

Zwar ist die alte Liebe weg . . . Vor dem Kriege liebten wir ein unwirkliches, in unserer Einbildung geschaffenes Deutschland, das wir um so lieber hatten, als es unser Geschöpf war, das gehaltlose Erzeugnis unwissender Phantasie. Deutschland war damals, wie wir glaubten, ein gemütliches, ruhiges Land, das friedliche Vaterland tiefer Denker, schwärmender Philosophen, geduldiger Gelehrten. Als Michelet sagte: „L'Allemagne est l'Inde de l'Europe“ drückte er die Meinung aller seiner Landsleute aus. Ja, wie das alte Indien, stellte sich damals Deutschland vor oder in unseren Augen dar als ein weites, uneiniges Land, in politischer Hinsicht vielleicht seiner Zerstückelung wegen ohnmächtig, aber menschlich groß und edel, friedlich von Gesinnung, infolge seiner pantheistischen Natur olympisch ruhig und vielseitig, der Idee und der Wissenschaft, allen höheren Geistesmächten treu und gänzlich hingegeben. So stellten wir uns den deutschen Michel vor; und als wir ihn so sahen, meinten viele bei uns, ihm wäre doch der bessere Teil beschieden. „Glückliche Deutschen!“ dachten wir, die Welschen lassen sie gern gewähren mit ihrer leeren politischen Gaukelei, mit ihrem falschen Rausch der weltlichen Leidenschaften. Im menschlichen Chor bleibt das Denken des Deutschtums bestes, echtes Wirken; einfache, urnaive, tiefsinnige Gefühle sind des Deutschtums eigenster, kostbarster Reichtum. Was ist folglich daran gelegen, ob dies große Volk in kleinen Staaten lebt? Brauchte etwa ein Goethe oder ein Hegel, um ein großer Mensch zu sein, Bürger eines großen Reichs zu werden? Nein, des Deutschen eigentümliche Größe bestand darin, daß er unter die Schablone unserer zentralisierten Gesellschaften nimmermehr gebracht werden konnte. Da war er im Reiche der Seele Herr, und vom Gipfel seiner Geisteshöhe konnte

Digitized by Google

er ruhig, der menschlichste der Menschen, auf unser weltlich-politisches Gewimmel herabschauen. War er nicht um so größer, als er sich nicht nach außen eitel zerstreute, sondern nach innen ernst und tief entwickelte?

Neben dem welschen Salon, wo witzig oder frivol geplaudert wird, neben dem welschen Café, wo ernste Ideen eher gesprochen als bedacht werden, neben dem welschen Klub, wo man um der Politik willen auf einander schimpft und sich rauft; — ach! warum ist Goethe's Heimat nicht, wie ehemals, das heimliche Haus geblieben, wo sich die einfachen, urmenschlichen Gefühle frisch erhalten, die Studierstube, wo neue Gedanken aufblühen, die Bierstube endlich, wo sanfte Philosophen im Pfeifenrauch und im Gedankenrausch schwelgen und schweben! . .

Weit von unseren romanischen Gesellschaften geboren, unserer künstlichen Kultur unfremd, bleibe er nur stolz, was er ist. Unsere Schein- und Flimmerwelt kann er leicht entbehren. Ein anderer ist sein Beruf: im innigsten Familienleben Naturkinder erzeugen, oder in sinnender Einsamkeit, in kleinen, heimlichen Kreisen die Zukunftsphilosophie und Kunst vorbereiten: das war weiland sein Loos; — war nicht sein Loos das beste?

Ja, so stellten sich damals die Franzosen Deutschland vor: als aber, im Jahre 1870, das wirkliche Deutschland vor uns plötzlich aufstand, da war gewiß unser Erstaunen groß.[1]) Ein einiges Volk, ein starkes, ordnungsvolles Heer! . . . Keine verworrenen Träume, keine süßelnde Mondscheingedichte mehr, sondern eine praktische Lebensauffassung, und trotz einer gewissen Langsamkeit des Verstandes eine in jeder That gründliche Tüchtigkeit. Dieser wirkliche Deutsche, den wir nun zu sehen bekamen, war von unserem fingierten so verschieden, daß wir kaum daran glauben konnten. Nein, der Deutsche ist weder ein idyllischer, wehmütiger Naturdichter, noch ein metaphysischer Grillenfänger und Wolkensammler. Ein Mann ist er geworden im vollen Sinne des Wortes, schwerfälliger denn wir, weniger brillant, aber gründlich und besonnen, und während wir unsere reichen Gaben in galanten oder politischen Abenteuern zur Zeit unserer Volksjugend verschwendeten, blieb er dagegen still und bescheiden, in seinem armen Lande verborgen, und mit hartnäckigem Fleiß vollendete er die vortrefflichsten Studien. Und als er sich wohlgerüstet und mit all' seinen Volkskräften versehen fühlte, da ist er kühn ins praktische Leben eingetreten, und auf einmal hat er sich uns und Europa als ein neues, für den struggle of life furchtbar gewaffnetes Volk vorgestellt. Aber auch jetzt haben wir Deutschland, obgleich es durch unser Unglück glücklich wurde, dennoch nicht beneidet. Was auch andere sein oder werden können, der Franzose gefällt sich selbst zu sehr, um auf andere lange neidisch zu sein. Die ernsten Franzosen aber (und es giebt deren viele), anstatt daß sie euch Deutsche blind verabscheuten, haben das Gute an euch bewundert. Höchstens haben wir bedauert, daß euer so starker Nationalgeist, eure so wahre Vaterlandsliebe sich mit anderer Völkerliebe bisher nur schwer verträgt. Gewiß giebt's noch manche Deutsche, für die „Deutschland lieben" nichts Anderes

[1]) Trotz Roßbach, Leipzig, Waterloo, Königgrätz? Die Redaktion.

Digitized by Google

bedeutet als „den Erbfeind mit einander hassen." Solches aber begreifen wir ganz gut: es ist ein Gesetz der Weltgeschichte, daß sich alle Völker durch gemeinsamen Haß fremder Unterdrücker zur Heimatsliebe emporheben. Etwas noch haben wir bedauert, daß ihr nämlich mit eurer Volkseinheit nicht zufrieden sein wollt, sondern nach unserer Zentralisation zu streben scheint. Wir wissen nur zu gut, was uns diese übermäßige Zentralisation, Ludwigs XIV. und Napoleons I. unheilvolle Tochter, in diesem Jahrhundert gekostet. Gewiß hat sie uns geschadet, etliche behaupten sogar, daß wir daran sterben könnten, und ihr wollt davon leben! . . . Das ist aber eure Sache und geht uns gar nichts an: möge jedes Volk für sich selbst allein sorgen!

Wenn viele unter uns der Meinung sind, daß die deutsche Einheit auf bessere Art errungen werden konnte, so daß sich kein deutscher Stamm über die anderen erhoben, und sämtliche deutsche Staaten, von selbst, ohne Zwang und mit völliger Gleichheit vereinigt, eine große, freie Schweiz gebildet hätten, — wenn viele bei uns in solcher Meinung noch beharren, so denkt doch niemand daran, die deutsche Einheit anzugreifen; — unter der Bedingung jedoch, daß diese Einheit Frankreichs Zerstückelung und Erniedrigung nicht zur Folge habe.

Solches denken wir von Deutschland: Sie sehen also ein, verehrter Herr, daß ein Erbfeind, den wir so hoch schätzen, leicht unser Erbfreund werden kann, wenn er's auch wünscht und uns auch Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Ob viele Deutschen dazu geneigt sind, wissen Sie besser als ich.

Wie dem auch sei, nichts wäre wünschenswerter, als wenn beiderseits die rechtschaffenen Männer, alles Gekreisch und Geklirr von Abenteurern, Ehrgeizigen und Kriegshähnen überhörend, in beiden Völkern die gegenseitige Hochachtung wieder erwecken wollten, ohne welche die Versöhnung erheuchelt, wenn nicht rein unmöglich ist.

Um dazu für meinen bescheidenen Teil beizutragen, werde ich diesen schon zu langen Brief mit einigen Worten über mein geliebtes Vaterland beschließen. Gut! denken Sie bei sich, da stimmt unser Welsche das übliche dithyrambische Lob „der großen Nation" an. Nein, den Deutschen will ich nicht beweisen, daß „la France est toujours la France!" das heißt, die einzig große Nation. Nicht einmal werde ich betonen, daß Frankreich auch eigentümliche Verdienste eigen sind, daß Frankreich auch seinen persönlichen, ansehnlichen Teil an der Kulturentwickelung hat.

Nein, Selbstlob ist unnütz, und wir Franzosen wollen uns nicht mehr täuschen lassen.

Weit entfernt an unserem Volke zu verzweifeln, haben wir dennoch unsere Fehler und Schwachheiten erkannt, — und das ist eine große Stärke.

Um Ihnen zu zeigen, wie weit wir's in dieser Selbsterkenntnis gebracht haben, hören Sie denn, wie viele unter uns, ohne unseren ehemaligen Kriegsruhm zu verschmähen, die dabei begangenen Missethaten unserer Väter frei und frank sich gestehen.

Nicht, daß ich dadurch Frankreich vor euch demütigen wollte. Gott sei Dank! Frankreich kann mit Deutschland wie mit seinesgleichen sprechen; unsere Volks-

Digitized by Google

ehre wurde im letzten Kriege gerettet, und die Ungerechtigkeiten, die wir vor Jahren gegen euch begingen, haben wir völlig gebüßt.

Nur indem ich im Namen meines Volkes ein aufrichtiges mea culpa hersagen will, hoffe ich, daß ihr Deutsche zum Ersatz euch entschließen werdet, auch euer Gewissen zu prüfen.

Ja, mein Herr, Frankreich ist heute wieder stark genug geworden, um mit sich selbst aufrichtig zu sein. Wir bekennen jetzt, daß vor dem letzten Kriege euer Haß, ihr Deutschen, wohl berechtigt war. Wir büßten damals zu hart vielleicht, aber gerecht dennoch alle die ungerechten Eroberungen, die unsere Väter im ganzen Europa und besonders in Deutschland von 1793 bis 1812 gemacht hatten.[1]) In jenen Zeiten, vom falschen Schlachtruhm verblendet, hat Frankreich Bevölkerungen annektiert oder geknechtet, welche nicht französisch werden wollten.

Vergebens konnte unser Land als Vorwand angeben, daß es jenen Völkern Freiheit, Gleichheit und allerlei Vorteile mit sich brachte. Sobald es auch den kleinsten Bezirk ohne die Bewilligung der Bewohner sich einverleibte, verletzte es nicht nur das in gewissen Ländern bestrittene Prinzip der nationalen Oberherrlichkeit, sondern auch das von allen gebildeten Menschen anerkannte Prinzip der individuellen Freiheit.

Auf ein einziges Beispiel werde ich mich berufen: hatte nicht Frankreich schon im Basler Vertrage (1795) aus dem deutschen Reiche das deutsche Rheinland gerissen. Und doch schienen viele Rheinländer der neuen Regierung gewogen: daran liegt nichts! Da nach Recht und Sitte das ganze Volk zur Beistimmung nicht einberufen worden, blieb jene Einverleibung, obgleich ohne Gewalt geschehen, ja, sie blieb eine Gewaltthat, eine brutale Eroberung.

Andererseits fehlte es nicht an historischen Gründen, die jene Besitznahme wohl rechtfertigen konnten. Erstreckte sich nicht, nach allen Historikern, das alte Gallien bis an den Rhein? Frankreich, Galliens Erbe (? D. Red.), konnte folgerecht behaupten, daß es, indem es das Rheinland nahm, sein eignes Gut wieder einnahm, und man muß wohl zugeben, daß, wenn der Wert eines historischen Grundes nach dessen Alter abgemessen werden soll, dieser wenigstens so schwerwiegend war als jene, die man aus dem Mittelalter herleitet.

Bei uns aber sind die historischen Gründe seit 1789 außer Kurs. Fest überzeugt, daß jedem solchen Grunde ein anderer, ebenso guter, wenn nicht noch besserer leicht entgegengesetzt wird, haben wir über die historischen Gründe dieselbe Meinung wie im sechszehnten Jahrhundert die spanische Diplomatie. Da nämlich die französische Regierung von der spanischen ein Landstück kraft historischer Gründe beanspruchte, antworteten die Spanier, sie beanspruchten ihrerseits das Land Frankreich, weil der Kaiser Trajanus, dem natürlich Gallien angehörte, in Sevilla geboren war.

---

[1]) Und die Eroberungen Ludwig XIV? Die Annexionen in Folge der Beschlüsse der Reunionskammern? Geschah die Besetzung Straßburgs mitten im Frieden 1681 unter Zustimmung der Bevölkerung dieser damals protestantischen Stadt? Die Redaktion.

Digitized by Google

Historische Gründe sind ohne Zweifel ehrwürdig; heiliger aber und ehrwürdiger sind des Menschen und des Bürgers ewige, unverjährbare Rechte. Das ist der Grund, warum für uns Franzosen alle historischen Gründe der Welt nie dazu genügen werden, unsere ungerechten Eroberungen der Napoleonischen Zeit gerecht und rechtskräftig zu machen.

Jede Schuld rächt sich auf Erden, wie euer Goethe gesagt. Wir haben für unsere Eroberungen ungeheure Niederlagen leiden müssen. Glauben Sie deshalb, daß niemand bei uns nach so harter Strafe von einem Eroberungskrieg noch träumt.

Sein Gewissen gewissenhaft zu prüfen, das ist für ein Volk das schwerste. Unser Volk hat es dennoch durch meinen Mund gethan; möget ihr Deutsche das eurige auch thun!

Wohl weiß ich, daß einige Schreihälse unter uns anders denken; glaubt aber, ihr Deutschen, daß die große Mehrheit der Franzosen mit Freude den Tag begrüßen würde, wo Deutsche und Franzosen, Hand in Hand, den alten Groll und das beiderseitige Unrecht ganz vergessend, sich endlich entschlössen, zur Schiedsrichterin die ewige Gerechtigkeit zu nehmen.

Paris, Ende April 1888.

Durch eine Stunde.

Novelle

von

Jenny Zink.

(Schluß.)

Heinrich war zufrieden, daß es ihm gelungen, seine Frau zu entfernen; immer mehr griff die Krankheit um sich, eine wahre Panique hervorrufend und alle seine Zeit mit Beschlag belegend. Kaum zwei Mal in der Woche kam er dazu, Elise aufsuchen zu können — der Schwiegermutter immer noch zwei Mal zu viel! Nicht einmal über Nacht blieb er draußen, und während seiner kurzen Abendbesuche weilten seine Gedanken bei dem, was er wohl bei seiner Rückkehr vorfinden würde. Die Lage war so ernst, daß ihn Elisens ewige Klagen und Vorwürfe verstimmten und er eines Abends mit überschäumender Ungeduld sie wegen ihrer „albernen Hirngespinste" in schroffen Worten zurechtwies, sich bis zu einer gesunden Grobheit hinreißen lassend. Empört darüber schmollte die verwöhnte Frau, der nie ein unfreundliches Wort gesagt worden, ganz ernsthaft und ließ sich auch durch seinen herzlichen Abschied nicht versöhnen. Ihm war sofort leid, daß er so heftig geworden, aber indem er offen aussprach: „er bereue seine Barschheit," erweckte er nun in ihr erst recht das Gefühl, daß ihr ein großes Unrecht zugefügt worden, und sie weigerte ihm sogar die Lippen zum Abschiedskuß.

Digitized by Google

Als er sie verlassen, ging sie langsamen Schrittes in den parkartigen Garten, zitternd vor Erregung über das Vorgefallene. Die Mutter hatte sich bereits längst in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wie stets, wenn der Schwiegersohn herauskam. Jedes Leben im Haus war erstorben. Die milde Mainacht breitete ihren Zaubermantel über die Landschaft und löste alles Laute, alles Heftige in weiche, linde Akkorde auf. Elisens Unwillen gegen den Gatten machte einer tiefschmerzlichen Trauer um ihr dahingeschwundenes Liebesglück Platz. Aus den blühenden Linden klagte die Nachtigall, in dem weichen Mondlicht webte und säuselte geheimnisvolles Werden und Entstehen. Aus dem leisen Rauschen der Blätter, aus dem Duften der Blüten — alles war erfüllt, alles unterthan dem einen welterhaltenden Machtgebot — nur sie war allein, zurückgewiesen von dem, dem sie diese urewige Melodie, die die Luft erfüllte, so gern ins Ohr geflüstert.

Sie warf sich schluchzend auf eine Moosbank, die dicht neben dem Hauptweg eine geschlossene Gruppe von Gaisblatt und Rosen zu einem wunderheimlichen Versteck machten, und weinte so heftig, so bitterlich, daß dieser Thränenguß sie exaltierte und ihr klares Denken wie mit einem Schleier umhüllte. Plötzlich legte sich ein Arm um ihre Taille, zwei brennende Lippen berührten ihre Hände, und eine bebende Stimme flüsterte ihren Namen — Richard! der kniete neben ihr, das Gesicht mit einem solchen Ausdruck von Verzweiflung und Liebe zu ihr emporgewendet, daß sie ihm nicht zürnen konnte über den Schreck, den er ihr verursacht. Er hatte Heinrich wegfahren hören, Elisens Gestalt im Garten gesehen und war hinabgeeilt, einen Gute-Nacht-Gruß zu erhaschen. Und er ward Zeuge ihrer Thränen, nachdem er sie lange vergebens gesucht, bis ihr lautes Schluchzen ihm endlich verraten, wo sie war. Da wallte seine ganze schwärmerische Liebe empor und raubte ihm Besinnung und Überlegung. Sie, für die er mit Freuden tausend Tode gestorben, unter deren Füße er sich hätte breiten mögen, damit sie an keinen Stein stieße — sie weinen zu hören, sie unglücklich zu wissen, das war mehr als jedes Elend, das ihn selbst getroffen hätte. Seiner nicht mehr mächtig, warf er sich neben ihr nieder und stammelte in abgerissenen Worten, was sein Herz erfüllte. Sie wollte ihm wehren, seinen Arm von ihrem Leibe lösen, aber er umschlang sie, als sei er an sie geschmiedet. Was die Sprache an zärtlichen Worten, was die Kehle an schmelzenden Lauten um inniges Empfinden schlingen kann, das flüsterten ihr seine bebenden Lippen ins Ohr. Es war ein hohes Lied der Liebe, wie sie es selbst von Heinrich nicht gehört. Wie ein Sturm brach es aus dem jungen heißen Herzen hervor, alle Dämme überflutend, sie selbst mit fortreißend, so gewaltig war der Schwall, der endlich fesselos dahinströmte. Er ließ sie nicht von sich, aber er veränderte auch die Lage seines umschlingenden Armes nicht. Der Vasall kniete vor seiner Königin, so demütig, so ehrerbietig, daß plötzlich ein Gefühl der unbedingtesten Sicherheit in sie zurückkehrte. Sie ließ die gespannten Muskeln, die das Aufspringen von der Bank, auf der sie ruhte, erzwingen wollten, ihre Anstrengungen aufgeben und lag still, ohne sich zu rühren. Als ob sie einem Schauspiel zusähe, betrachtete sie Richards erregtes Gesicht, seine leuchtenden, verklärten Augen, in die seine Seele gestiegen,

Digitized by Google

seine Seele, die ihr gehörte, die ihrer Schönheit Lobeshymnen sang und sie liebestrunken anbetete. Ja, Richard war ein Dichter — war es wenigstens in dieser Stunde! Das Innigste, das Zärtlichste, Herzbewegendste bannte er in Worte, Rosen und Sterne schüttete seine sie vergötternde Leidenschaft über sie aus, und sie lauschte seinem Geflüster, das sie einwiegte, umschmeichelte wie das Meeresfingen den einsam am Ufer Ruhenden. Wie sich der Nachtigallensang in die Töne seiner Stimme hineinschmiegte, wie das leise Flüstern und Rauschen der Blätter diese Liebesklänge verschleierte, abdämpfte — ach, es war süß, geliebt zu werden! Warum war es nicht Heinrich, der so zu ihr sprach — oh, daß er es gewesen wäre! sie wollte träumen, daß er's sei — wie wäre das so selig!

Sie schloß die Augen und hörte nur noch. Es raste durch ihre Adern und glitt mit sehnendem Seufzer über ihre Lippen. Sie wußte nichts mehr davon, daß das Elise Schenk war, eine Frau, die ihrem Gatten Treue schuldete, die hier in den Armen eines andern ruhte, sie lauschte der Melodie, die die Mainacht sang, die der, der sie liebte, in Worte zusammenfaßte. Seine Lippen stiegen von ihren Händen zu ihrem Gesicht empor, und sie wehrte seinen schüchternen Küssen nicht, die sich immer heißer, immer begehrender an sie fest saugten. Als er sich von den Knieen erhob und ihre Gestalt umschloß, öffnete sie die Arme, die sie über der Brust verschlungen hatte, sie umfaßte ihn nicht, aber sie preßte sich an ihn und ließ ihr lautklopfendes Herz an dem seinen schlagen, wie eine Ohnmacht kam es über sie — ihr vergingen die Sinne wie ihm — — —

Heinrich fuhr in einer sehr unbehaglichen Stimmung nach der Stadt zurück. Es war das erste Mal, daß sich ein Streit zwischen ihm und Elisen erhoben. Wenn sie geklagt und geschmollt, hatte er ihr stets mit ruhiger Milde geantwortet, sie beschwichtigt, sein Herz sprechen lassen — wie war es denn nur möglich, daß er sich heute so hatte hinreißen lassen? Er sah fortwährend den Blick vor sich, mit dem sie ihn angeschaut, als er so heftige Worte gesprochen, dieses schmerzliche Erstaunen, die tiefe Kränkung, das Zucken um Mund und Kinn, welches erzählte, wie mühsam sie die Thränen hinabdämpfte. Sie war ein Kind, sein liebes verwöhntes, thörichtes Herzenskind, an keine rauhe Berührung gewöhnt, und darum gewiß nun so schwerer unter einer solchen leidend. Und er, ihr Gatte, den sie so liebte, hatte ihr das angethan! Wie gern hätte er das ungeschehen machen mögen! Jetzt war sie allein und weinte sicherlich die Thränen, die sie vor ihm unterdrückt. Denn daß sie die Kränkung noch nicht überwunden, als er sie verlassen, das bezeugte ihr kalter, kußloser Abschied. Und nun vergingen Tage, bis er sie versöhnen konnte — drückte schon ihn so schwer, daß sie sich entzweit, wie mußte es erst auf die nur zu Empfindsame wirken!

So ruhig so schön war die Nacht. überall tiefer Friede, nur seinem Weibe hatte er ihn gestört. Die Mainacht wirkte auch auf ihn, drängte ihn in eine weiche Stimmung hinein, der er sich ganz überließ. Am liebsten wäre er umgekehrt und nicht von ihr gegangen, bis er den Schatten aus ihrem Gemüt geküßt. Aber die Pflicht rief — da hieß es seine Wünsche unterdrücken.

Digitized by Google

Der Wagen, den er gewählt, sauste dahin, als gelte es ein Wettrennen, weit vor der Zeit, in der er in Wien hatte zurück sein wollen, traf er daselbst ein.

„Du hast ein paar tüchtige Pferde," sagte er dem Kutscher, als dieser ihn am Spital abgesetzt, indem er ihn zahlte. „Nicht wahr, Euer Gnaden? sie sind auch ganz frisch, gestern erst aus dem Stall des Grafen Altheim gekauft worden, wo sie nichts zu thun gehabt, wenn Sie wollten, in einer Stunde wären wir wieder in der Brühl — denen machte es nichts, noch einmal hinaus zu laufen."

Durch Heinrichs Kopf fuhr ein Gedanke.

„Vielleicht — warte eine Weile, ich will dir sagen lassen, ob ich dich noch brauche." Eilig suchte er die Krankensäle auf.

„Heut geht es gut", rief ihm der interne Kollege entgegen, „heut hätten Sie sich gar nicht herzubemühen gebraucht, um so mehr als ich Hilfe habe — Doktor Lindheim aus Prag ist eingetroffen, er will unsere Einrichtungen während einer Epidemie kennen lernen, ich habe ihn hier in meiner Wohnung einquartiert, wo ihm jetzt Doktor Rainer Gesellschaft leistet, der seinetwegen heut Nacht ebenfalls hier geblieben."

Heinrich machte einen tiefen Atemzug — erwünschter hätte es sich nicht fügen können, das war wie ein Fingerzeig, den unten gefaßten Gedanken zur Ausführung zu bringen.

„Mein lieber Kollege, das ist mir sehr erwünscht, da könnten Sie mir einen großen Dienst erweisen —"

„Sehr gern —"

„Ich habe Nachricht erhalten, daß meine Schwiegermutter leidend, und ich bin nicht dazu gekommen, hinaus zu fahren. Wenn Sie jemand in meine Wohnung sendeten, damit man hierher schicke, wenn ich etwa gesucht werden sollte, und wenn in einem solchen Falle Sie oder Doktor Rainer mich vertreten würden, könnte ich jetzt leicht noch hinausfahren —"

„Aber mit Freuden, lieber Kollege, rechnen Sie ganz auf uns."

„So grüßen Sie in meinem Namen unsern Gast, bis ich's morgen selbst thue, jetzt will ich eilen, damit's nicht zu spät wird."

Und mit erleichtertem Herzen sagte er dem Dienstbereiten gute Nacht.

„Wenn du bis elf Uhr wieder draußen bist, giebt's ein gutes Trinkgeld," rief er dem Fiaker zu, sich in dem Wagen zurechtsetzend.

„Gehört schon mir, Euer Gnaden, jetzt sollen Sie erst sehen, wie die laufen können, beim Hereinfahren hab' ich sie noch zurückgehalten." Und fort flog das leichte Gefährt in die liebliche Nacht zurück. Heinrich war so zufrieden mit dem, was er unternommen, daß er am liebsten in die stille Landschaft hätte hineinjauchzen mögen.

„Wie wird sich Elise freuen, wenn ich komme, wenn sie sieht, daß es mir unmöglich, die Sonne über unsern Streit wieder aufgehen zu lassen! Heut wird sie nicht mehr sagen: „Du liebst mich nicht mehr." So monologisierte er, während die Pferde dahinstürmten, daß ihm der Luftzug beinahe den Hut entführte. Und doch eilte seine Ungeduld noch voraus. Vor der angegebenen Zeit erreichten sie ihr Ziel.

Digitized by Google

„Nicht bis zur Villa, halte hier."

Damit sprang er bei einem Seitenpförtchen, das am Ende des Gartens in das Gitter eingefügt, aus dem Wagen — es hätte noch jemand wach sein können, und er wollte kein Aufsehen machen.

„Na, gnä' Herr? Hab ich Recht gehabt?" schmunzelte der Kutscher.

„Ja, ja, sollst mich öfter fahren!" Er schob den Schlüssel in das Schloß und verschwand drinnen im Laubgang. Er hätte laufen mögen, um nur bald bei Elise zu sein, und mußte über diese Ungeduld lächeln, die sonst gar nicht seine Art. Er freute sich immer über die Größe des Gartens, der die Villa umschloß — heut hätte er ihn am liebsten kaum klafterlang gewünscht. Er schritt quer über die sorgfältig gepflegten Rasenplätze, um schneller zum Hause zu gelangen, unhörbar, wie über einen Teppich glitt er dahin. Da — horch! was war das? ein leises Flüstern, Küsse, halberstickte Seufzer? das war denn doch — welche von den Mädeln gab denn hier so ungeniert ein Stelldichein? Das mußte er wissen. Er hielt auf Ordnung in seinem Hause, auf alles, was in die Nähe seines Weibes kam, hatte er ein wachsames Auge. Vorsichtig bog er die Zweige des Busches auseinander, der die Moosbank versteckte — und taumelte, als habe ihn ein Blitzstrahl getroffen. Das — das war sein Weib — das war Elise, die hier in den Armen eines Andern lag — ein Schrei rang sich aus seiner Brust, ein so entsetzlicher Schrei, wie ihn wohl kaum die Henker des Mittelalters auf der Folter erpreßt. Die Beiden, die da Brust an Brust ruhten, fuhren in die Höhe — starrten sich an — kamen zur Besinnung dessen, wozu sie sich hatten hinreißen lassen, und sahen neben sich das Gesicht des Mannes, dessen Ehre sie vernichtet.

Alle drei standen regungslos. Elise kam zuerst zu sich — sie schleuderte den Arm Richards, der noch auf ihrem Nacken lag, von sich, als sei er ein giftiges Gewürm — schrie laut auf und stürzte bewußtlos zusammen.

Mit einem solchen Blick des Hasses, des Abscheues, der Verzweiflung hatte sie ihn von sich gestoßen, daß die Erkenntnis, er habe das Weib, das er anbetete, in das entsetzlichste Elend gestürzt, das Einzige war, was Richard denken konnte. Als sei die Hölle hinter ihm, stürzte er davon — er wußte nicht wohin — es jagte ihn vorwärts — vorwärts — nur fort von dem Ort, an dem sie ihm so eben ihren wortlosen Fluch in's Gesicht geschleudert.

Heinrich sah nicht, daß er verschwand, er hatte die Hände an seinen Kopf gepreßt und war nicht imstande, sich zu bewegen, nicht fähig zu begreifen, was ihm die Sinne verwirrte — es war, als habe ihm ein Schlag auf das Haupt die Besinnung geraubt. Waren es Sekunden, Minuten oder Stunden, die er in dieser Erstarrung zugebracht? Für eine solche Marter gab es kein Zeitmaß!

Endlich dämmerte es in ihm auf — das war ein entsetzlicher Traum! — nein, kein Traum! Wirklichkeit! Da lag sie vor ihm am Boden, das Gesicht vom Mond beleuchtet, das Gewand zerrissen, in Unordnung, ihr Mitschuldiger verschwunden.

Mit einem Sprunge war er aus dem Gebüsch — wo war jener, der ihm das angethan? Er schuldete ihm sein Leben und er sollte damit zahlen, nichts ihn aus

Digitized by Google

seinen Händen retten! Aber sein Spähen, sein Horchen war umsonst, vergebens durcheilte er den Park, der Gesuchte war entkommen! die weit geöffnete Ausgangspforte erzählte, wo hinaus er geflohen. Was jetzt? sollte er umkehren und das Weib erwürgen, das elende Weib, das sein Himmel gewesen, und das ihm jetzt alles genommen, was sein Leben geschmückt? Stöhnend lehnte er sich an die Mauer. Er sah seine freudenlose Jugend vor sich, in der er immer für andere gestrebt, nie an sich selbst gedacht — womit hatte er es denn verdient, daß, nun er auch einmal nach dem Glück gegriffen, dies Entsetzliche ihn treffen und vernichten mußte? — Nein, er wollte seine Hände nicht damit beflecken, daß er jene noch einmal berührte — er mußte sich erst fassen, ehe er ihr als Richter gegenüber träte.

Er schritt zum Thor hinaus, der Stadt zu, wie ein Betrunkener vorwärts taumelnd, ohne auf den Weg zu achten, ohne zu überlegen, wo er war. Das Mondlicht verblaßte, ein leichtes Morgengrau schimmerte am Horizont, erwachende Menschengeschäftigkeit regte sich um ihn. Der Zuruf eines zum Markt fahrenden Bauern weckte ihn aus seinem gedankenlosen Hinbrüten auf.

„Ich fahre mit Ihnen", rief er dem verwunderten Mann zu, warf ihm einige Geldscheine in den Schoß und stieg, ohne eine Antwort abzuwarten, auf den Wagen. Dort schloß er die Augen und lehnte sich zurück.

„Na, der hat gut geladen!" brummte der Mann, der so unerwartet einen Passagier bekommen, aber das reichliche Geschenk machte ihn sehr zufrieden mit der Anwesenheit des eigentümlichen Fahrgastes.

Bei dem ersten Standplatz von Lohnfuhrwerken verließ dieser das ländliche Gefährt. Er rief dem verschlafenen Kutscher seine Adresse zu und ließ sich nach seiner Wohnung fahren. Aber als er ausstieg, überkam ihn das Bewußtsein seines Verlustes. Nein — da hinauf konnte er nicht mehr, die Räume zu betreten, in denen er mit ihr glücklich gewesen — das ging über seine Kräfte. Er stieg in den Wagen zurück und fuhr nach dem nächsten Hotel, in dem er sich ein Zimmer geben ließ. Was er dort durchgekämpft, als er endlich mit seinem Elend allein war und ihm in's Auge blicken konnte — das hat sich mit unverwischbaren Schriftzügen in seinem Antlitz für seine ganze Lebensdauer eingegraben, dies versteinerte Herzeleid ist nie mehr daraus verschwunden.

Als es Zeit zu seinem Spitalbesuch, war er wieder so weit Herr seiner selbst, daß er an die Ausübung seines Berufes gehen konnte. Es war nichts vorgefallen, die gestrige Situation unverändert. Er schickte in seine Wohnung. Niemand hatte im Laufe der Nacht nach ihm gefragt. Er begrüßte den Prager Kollegen, zeigte ihm die Einrichtung, die er getroffen, und unternahm die alltägliche Tournee zu seinen Patienten. Gegen Mittag hatte er sie beendet. Jetzt mußte er doch in seine Wohnung, es ging nicht anders. Aber wie es ihm das Herz zusammenschnürte, als er sie betrat.

„Die gnädige Frau ist in der Stadt" meldete sein Diener, „sie hat den Herrn Doktor gesucht und ist gleich wieder fortgegangen, als ich sagte, daß der Herr nicht zuhause gekommen, und vom Spital aus in der Früh hergeschickt."

Digitized by Google

Elise war da, sie wagte es — kaum konnte er sich bezwingen. Nein, noch durfte er nicht mit ihr zusammentreffen, es gab ein Unglück, wenn sie ihm unter die Augen trat.

„Ich muß gleich wieder fort, ich kann heute meine Sprechstunde nicht abhalten, notieren Sie sich alles auf und bringen Sie es mir später ins Spital. Wenn mich jemand absolut sprechen muß, weisen Sie ihn dorthin."

Damit ging er in sein Arbeitskabinet, raffte einiges, dessen er bedurfte, zusammen und kehrte seinem Hause den Rücken. Wohin? Er warf sich in einen Wagen und ließ sich in den Prater führen, in die einsamsten Alleen — nur keine Menschen sehen!

Als die Zeit so ziemlich vorüber, die er sonst in seinem Sprechzimmer zubrachte, kehrte er zurück. Im ersten besten Gasthause versuchte er etwas zu essen — es ging nicht, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Als er in das Spital kam, trat ihm der Portier eilend entgegen.

„Ihre Frau Gemahlin wartet oben auf Sie, Herr Doktor, ich habe sie in Ihr Ordinationszimmer geführt."

Das war zu viel! Bis hierher verfolgte sie ihn!

Er schritt über die Stiege hinauf, ohne zu wissen, was er beginnen sollte — er konnte ihr hier nicht begegnen, hier unter seinen Kollegen und dem Dienstpersonal. Er wendete sich zurück und ging zur Portierloge.

„Ich bin außer mir über die Unvorsichtigkeit meiner Frau, und will sie jetzt nicht sprechen, da ich soeben von einem Blatternkranken komme — thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie hinauf und sagen Sie ihr, ich käme heute nicht ins Spital, ich hätte Sie soeben davon verständigen lassen, und Ihnen den Auftrag geschickt, alle, die nach mir fragen, um sechs Uhr in meine Wohnung zu bestellen." Er schritt vor dem Mann in die Höhe und in den Saal, in dem die Blatterkranken lagen. Bei den meisten hatte sie schon das schlimmste Stadium erreicht. „Oh, warum liege ich nicht statt seiner hier!" klang es in ihm, als er an das Bett eines mit dem Tode Kämpfenden trat. Er befühlte ihm den Puls, beugte sich horchend an seine Brust — da durchzuckte es ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Eine weiche, zitternde Hand hatte die seine mitsamt jener des Kranken umschlossen — Elise stand an seiner Seite.

„Der Portier hat mir deine Botschaft gebracht, ich wußte, daß sie eine Lüge — ich hatte dich durch die geöffnete Thüre gesehen, als du in dieses Zimmer tratest. Ich weiß, du willst mich nicht sprechen, aber ich muß mit dir reden. Wenn du mir nicht dein Wort giebst, dein Wort, das du nie gebrochen, daß ich dich später zuhause finde, sage ich dir hier vor allen Leuten, was ich dir sagen muß."

Heinrich war zurückgefahren, er sah die erstaunten Gesichter der Wärter, die desperaten Zeichen des Portiers: er sei nicht schuld daran, daß dies geschehen, und erkannte aus der entschlossenen Haltung Elisens, wie sie zu thun gesonnen, was sie ihm soeben angekündigt.

„Ich gebe dir mein Wort, daß du mich heute Abend zuhause findest, wenn du sofort gehst."

Digitized by Google

Ohne ein Wort zu erwidern, verließ sie den Krankensaal. In den ersten Augenblicken war er fast unfähig, klar zu sehen, was um ihn vorging, doch gewann er durch Aufbietung aller seiner Willenskraft seine Selbstbeherrschung zurück und beendete den Rundgang durch die Säle.

„Um Gotteswillen, lieber Kollege, der Diener erzählt mir, Ihre Frau sei im Saal der Blatternkranken gewesen — wie hat denn nur das geschehen können? Welche Unvorsichtigkeit!“ rief ihm ganz entsetzt Doktor Rainer zu, als er in sein Ordinationszimmer zurückkehrte.

„Ja — so sind die Frauen, lieber Freund!“ zwang er sich lächelnd zu erwidern, „ich fürchtete schon, sie hier zu sprechen, ließ ihr sagen, ich sei nicht da, aber sie hatte mich dort eintreten sehen, und kam mir nach — ohne Rücksicht auf unsere Reglements!“

„Aber fürchten Sie denn nicht, daß das Folgen haben kann? Ich bitte Sie, fahren Sie nachhause, und treffen Sie Vorbereitungen — wäre ich doch nur hier gewesen — ich hätte verhütet, daß sie sich einer solchen Gefahr aussetze!“ Heinrich starrte den Kollegen wie geistesabwesend an.

„Richtig — daran habe ich gar nicht gedacht —“

„Bester Kollege — heut verstehe ich Sie nicht — sogar unsere Wärter dezimiert die abscheuliche Krankheit, ich bitte Sie, eilen Sie, daß Sie nachhause kommen!“

Er ruhte nicht, bis Heinrich das Spital verlassen. Zögernd wandelte dieser seiner Wohnung zu. Was wollte Elise von ihm? Er bebte vor Zorn, daß sie diese Zusammenkunft erzwungen — hätte er gewußt, was sie durchlitten, seit ihr das Bewußtsein zurückgekehrt, vielleicht hätte sich sein Groll in Mitleid verwandelt.

Elise war aus ihrer Ohnmacht erwacht, nachdem Heinrich der Villa den Rücken gekehrt. Ein leises Frösteln — das war die erste Empfindung, die ihr wieder deutlich ward. Dann ein verworrenes Angst- und Schreckgefühl: „Schlafe! denn erwachend, lauert das Unglück auf dich!“ Sie wehrte sich gegen das Licht, das ihr Denken erhellen wollte, suchte instinktiv die Unklarheit festzuhalten, die in ihrem Kopf herrschte. Umsonst! die unbarmherzige Wirklichkeit ließ sich nicht verjagen — plötzlich stand es vor ihr, was geschehen, was sie gethan unter dem Einfluß einer unseligen Stunde, in der sie sich und den, den sie doch über alles liebte, elend gemacht, in der sie ihn sich geraubt für alle Zeit. Denn daß sie Heinrich verloren — das war eigentlich das einzige, was sie ganz klar wußte, über allem Anderen lag es noch wie ein Schleier. Sie blieb am Boden liegen, ohne sich zu rühren, ohne die Augen zu öffnen. War es denn möglich, daß solches hatte geschehen können? Und wie eine Hoffnung flog es durch sie, vielleicht sei alles doch nur ein böser Traum. Aber obwohl sie sich fürchtete, durch einen Blick, eine Bewegung, diese letzte Hoffnung zu zerstören, wußte sie genau, daß diese nur eine Lüge und ihr Glück, ihre Zukunft, unwiederbringlich verloren. Wenn sie auch ihrem Elend nicht ins Auge blicken *wollte* — es ließ sich endlich nicht mehr abweisen, ihre Verzweiflung reckte sich empor — riesengroß, und

Digitized by Google

brachte Leben und Bewegung in ihren Körper zurück. Sie faßte mit den Händen in ihre Haare und riß und wühlte in den gelockten Goldwellen, bis blutige Strähne zwischen ihnen erschienen. Sie schlug ihr Haupt auf den Boden, und zerriß sich mit den Nägeln die Brust, so daß sich in das leuchtende Weiß blutrote Streifen gruben. Aber sie fühlte nicht einmal das körperliche Weh, das sie sich zufügte — was war dies gegen das eine: Heinrich ihr verloren, verloren durch ihre Schuld, durch die Sünde einer unseligen Stunde! An Richard streifte sie nicht einmal mit einem Gedanken, er war nur das Werkzeug gewesen, mit dem sie gesündigt, die Sünde selbst lag ganz allein ihr zur Last. Sie raste in einem dunklen Drang nach Selbstvernichtung so lange gegen sich, bis ihre körperliche Kraft erschöpft war, und nun kam zum erstenmal die Überzeugung: was wird jetzt geschehen? Wo war Heinrich? Warum hatte er sie nicht getötet, wie es sein Recht gewesen, wie sie es verdient — die Ehebrecherin? Daß er es thäte! Ach! Ruhe finden durch seine Hand, da sie nicht mehr für ihn leben konnte — das ward jetzt ihr inbrünstigstes Verlangen. Sie richtete sich auf, schwer, mühsam — wie gebrochen war ihr zerschlagener Leib.

Der Tag nahte, ein rosiger Schimmer leuchtete über den Himmel — konnte denn die Sonne noch aufgehen, die Vögel so jubelnd in den Morgen hineinschmettern? Es war ihr, als hätte die Welt ihren Lauf unterbrechen müssen, so ungeheuerlich erschien ihr, was geschehen. Die Thörin mit ihrem Herzeleid — unberührt, erbarmungslos schritt die Natur, die sie zu ihrem Thun verlockt, in gleichmäßigem Wandel dahin — einige Gräser hatte der Fall des unseligen Weibes zerdrückt — in wenigen Stunden ließ sie frische Halme an dem dadurch frei gewordenen Platze aufsprossen — das war das einzige, zu dem sie das Geschehene veranlaßte! Aber wenn die Verführerin sich damit begnügte, Bedingungen aufzustellen, ohne sich darum zu kümmern, was deren Erfüllung für Konsequenzen nach sich zöge — Elise war einem anderen Richter unterthan, und dieser sollte Urteil sprechen. Sie mußte Heinrich sehen; was dann kommen würde, was sie ihm sagen wollte, darüber dachte sie nicht nach. Nur bei ihm sein und sich vor ihm anklagen, auch von ihm hören, wie groß ihre Schuld — es war noch zu wenig Marter, dies von ihrem sie verdammenden Gewissen allein zu vernehmen. Er würde, er mußte sie vernichten, und wenn es nur durch seine Verachtung war — und Vernichtung war die einzige Erlösung, die ihr werden konnte. Wo aber fand sie ihn? Langsam schritt sie der Villa zu — ob er dort war? Schwerlich, denn weit geöffnet stand das Eingangsthor, das nur von innen geöffnet werden konnte, er war also fort. Sie schloß die Thür und wankte in das Haus, in dem noch alles in tiefem Schlummer lag. Als sie bei dem Zimmer ihrer Mutter vorüber ging, stockte ihr Fuß — nein, für sie war nirgends mehr Trost zu finden! Aber ein tiefes Mitleid mit der alten Frau überkam sie, sie mußte versuchen, dieser zu Schweres zu ersparen. In ihr Zimmer tretend, erblickte sie ihre Gestalt im Spiegel und schauderte vor dem zurück, was er ihr entgegenhielt. Beschmutzt, zerrissen, von Blut befleckt, vom Thau durchnäßt, hing das weiße Gewand an ihr, das rein und schneeig ihre unentweihte Schönheit ein-

Digitized by Google

gerahmt, als sie gestern diesen Raum verlassen. Sie riß es von sich, in Stücke, wie es ihr in die Hand kam — das hatte ja jener berührt — oh, daß sie auch die Schmach, die sie bedeckte, so hätte von sich reißen können!

Einzelne Blutstropfen rieselten von der Brust, in die sie ihre Nägel gegraben, über den weißen Leib, mit ihrem Blick verfolgte sie die Spur, die sie hinterließen. Wie gern hätte sie das Prachtgebilde, das aus dem Glas leuchtete, zerstört, wäre dadurch ihre Sünde ungeschehen zu machen gewesen! Der Ekel vor sich selbst schüttelte sie, sie wandte dem Glas den Rücken, um sich nicht mehr sehen zu müssen. Aber die Mutter — ganz recht, die Mutter! Sie badete die blutenden Wunden, bis sie sich schlossen, warf ein leichtes Gewand über, verbarg die Fetzen, zu denen sie ihren gestrigen Anzug zerstückelt, ordnete ihr Haar. Hände voll von dem blonden Reichtum, auf den sie sonst so stolz gewesen, fielen herab. Sie ballte ihn zusammen, mechanisch, ohne sich recht klar zu sein, was sie thue, und schob das blutbefleckte Gelock in ein Papier. „Für meinen Heinrich" schrieb sie auf die Umhüllung und barg das Päckchen im Schreibtisch; alles ohne zu weinen. Dann streckte sie sich auf ihr Bett — die Mutter!

So ruhte sie, beinahe betäubt, bis die Hausbewohner sich draußen regten. Wie jeden Morgen kam die Mama, um die Tochter zu wecken und dann mit ihr nach dem Bade zu fahren, das sie täglich vor dem Frühstück besuchten. Heute war sie ängstlich besorgt.

„Ist Richard gestern mit deinem Mann in die Stadt gefahren? Der Diener hat sein Bett unberührt gefunden."

Elise zuckte zusammen.

„Er ist schon vorher fort, er hatte es einigen Freunden versprochen."

Wie schwer die Worte aus der Kehle kamen.

„So? Ich erschrak, weil er nichts gesagt. Stehst du nicht auf?"

„Mama, thu' mir einen Gefallen — ich habe Heinrich versprochen, heut früh in die Stadt zu kommen, er will etwas kaufen, fahre allein ins Bad. Schick' mir den Wagen zurück; bis er kommt, kleide ich mich an."

Nach einigen kurzen Hin- und Herreden hatte sie's durchgesetzt, daß die Mutter weder etwas an ihrem alltäglichen Programm änderte, noch ihren sofort ausgesprochenen Vorsatz, Elise zu begleiten, ausführte. Als der Wagen fortrollte, erhob sich diese, kleidete sich an und fuhr, sobald die Pferde wieder vor der Villa hielten, nach der Stadt.

In ihrer Wohnung hörte sie, daß Heinrich nicht nachhause gekommen, sondern in der Frühe vom Spital aus habe fragen lassen, ob etwas vorgefallen.

Sie brachte es nicht über sich, hier seine Rückkehr zu erwarten. Den dichtesten Schleier, den sie besaß, zog sie über ihr Gesicht und eilte auf die Straße. Ziellos und planlos wanderte sie durch dieselben, die Plätze aufsuchend, wo sie mit ihm gegangen, wo sie ihn gesehen. Draußen in einer entlegenen Vorstadt war sie ihm einmal begegnet, bald nachdem sie ihn kennen gelernt. Sie hatte dort einen Handwerker aufgesucht, der ihr für eine gewisse Arbeit empfohlen worden; als sie aus dem Hause trat, in dem der Mann wohnte, wäre sie beinahe mit

Digitized by Google

Heinrich zusammengestoßen. Sie sah noch sein freundlich-harmloses Lächeln, mit dem er sie begrüßt, hörte sein verwundertes: „Was führt Sie denn in diese Gegend, Fräulein Precht?“ Auch den Platz suchte sie heut auf, ihr war, als müsse er dort wieder vor ihr auftauchen, wie's damals geschehen. Als sie angelangt, starrte sie auf die Steine des Weges, als ob sie seine Fußspuren herausfinden könne, ach, niederknieen und den Platz küssen, wo er gewandelt! Und das war vor Jahren geschehen, längst von ihr vergessen worden, heute erstand die ganze Vergangenheit. Sie kehrte um und suchte einen anderen Ort auf. Hier wohnte eine Freundin, von ihr aus hatte er sie das erste Mal heimbegleitet. Sie verfolgte den Weg, den sie neben einander gewandelt. Als sei das erst gestern gewesen, erinnerte sie sich an jedes Wort, das er zu ihr gesprochen, fühlte sie den Druck seines Armes. Als sie in die Straße kam, in der sich das elterliche Haus befand, wendete sie sich und floh, um es nicht zu erblicken. So trieb sie's, fieberhaft umhereilend, bis die Stunde gekommen, in der er ordinierte. Mit zitternden Knieen stieg sie zu ihrer Wohnung empor. Der Diener öffnete. „Der Herr Doktor hat gleich wieder fort müssen, ich soll ihm dann die bestellten Besuche im Spital anmelden.“

Er wich ihr aus, wollte sie nicht sehen, sie aber mußte ihn haben, sie mußte! Vielleicht war's doch nur dringender Besuch, der ihn fortgerufen, von dem er bald zurückkehrte. Wo auch jetzt ihn finden? Und die Füße trugen sie nicht mehr. Sie ging in sein Arbeitskabinet, die Thür hinter sich verschließend — da auf dem glänzenden Fußboden war die Spur zu sehen, die seine Schritte hinterlassen. Sie warf sich nieder und lehnte das Gesicht an das kühle Holz, küßte den Staub, der von seinen Füßen gefallen. Endlich konnte sie weinen — endlich! Oh! daß er käme, daß er ihre Verzweiflung sähe! Vielleicht — er war ja so gut, so großmütig — verstieß er sie doch nicht, vielleicht erlaubte er ihr, daß sie beim ihm bleiben dürfe, nicht als sein Weib, oh nein, das war sie nicht wert, aber als der niedrigste seiner Dienstboten, aber nur ihn sehen dürfen, nur nicht aus seiner Nähe verbannt werden! Gespannt lauschte sie auf jedes Geräusch, ob er nicht käme, vergebens! Endlich schlug die Stunde, in der er im Spital sein mußte. Sie stieg in einen Wagen und fuhr dorthin, zu gehen war sie nicht mehr fähig.

„Er sei noch nicht da, müsse aber gleich kommen“ beschied sie der Portier, als sie nach Heinrich frug.

„Ich muß meinen Mann sprechen und werde ihn in seinem Ordinationszimmer erwarten, geben Sie mir den Schlüssel.“

Zum Glück war keiner der anderen Ärzte anwesend, sie ließ die Thüre ein wenig offen, sein Kommen erspähend. Jetzt — das war sein Schritt! Ihr Herzklopfen hätte verraten, daß er es sei, wenn sie auch seinen Gang nicht erkannt. Aber er kam nicht durch den langen Korridor auf sein Zimmer zu, gleich im Anfang desselben verschwand er durch eine Thür. Geschäftig nahte sich der Portier.

„Bitte, gnädige Frau, eben hat der Herr Doktor sagen lassen, daß er heute nicht herkäme, um sechs Uhr würde er zuhause zu finden sein.“

Digitized by Google

„Es ist gut, gehen Sie nur voran.“ Absichtlich zögernd ließ sie einen Raum zwischen sich und dem Mann. Ihr Entschluß war gefaßt. Als sie an der Thür ankam, durch die Heinrich geschritten, öffnete sie dieselbe und betrat den dahinter liegenden Raum. Obwohl alle Fenster geöffnet, schlug ihr die Luft darin mit anwiderndem Hauch entgegen.

Dort, in der Mitte des Saales stand Heinrich. Ohne einen Blick auf die erstaunten Wärter zu werfen, ging sie auf ihn zu und ergriff seine Hand, wie in Furcht, daß er ihr entfliehen könne, ehe sie gesprochen, wenn sie ihn nicht halte. Alles an ihr zitterte, bebte. Als er ihr sein Wort gegeben, daß er sie zuhause anhören wolle, kam eine tiefe Ruhe über sie. Sie fuhr in ihre Wohnung zurück und erwartete ihren Richter. Ohne jede Furcht, sie dachte nur das eine: jetzt werde er bald bei ihr sein — es kam ihr vor, als seien sie schon seit einer Ewigkeit getrennt. Sie warf sich auf einen Divan, matt, matt zum Sterben. Ihr Rückgrat schmerzte, als wollte es abbrechen, im Kopf hämmerte es, und ein quälender, peinigender Durst war durch nichts zu stillen.

Stimmen draußen — die seine! er war da. Sie erhob sich, sie wollte ihm entgegen, sie konnte nicht, wie festgewurzelt blieb sie an ihrem Platz. Die Thür öffnete sich, und Heinrich trat langsam in das Zimmer. Keines sprach ein Wort. Zwischen ihnen lagen in einem Abgrund zwei zertrümmerte Menschenexistenzen, und beide fühlten, daß nichts denselben überbrücken könne, daß sie für ewig geschieden. Aber so entsetzlich war der Schmerz, den diese Erkenntnis Heinrich verursachte, daß er sich entschloß, diese unerträgliche Situation um jeden Preis zu beenden.

„Was willst du von mir — sprich!“

Mit einem lauten Aufschrei sank sie vor ihm nieder, umfaßte seine Füße, sie küssend, ließ ihn nicht los, als er sie von sich schleudern wollte. Sprechen konnte sie noch nicht, aber ihr Schluchzen, durch das sie ihre Verzweiflung in unartikulierten Lauten schrie, erschütterte ihn bis ins Innerste. Er wehrte dies Fühlen ab und sprach mit so eisiger Ruhe, als sei es ein anderer, der aus ihm rede.

„Wenn du nicht aufhörst, Komödie zu spielen, verlasse ich dich sofort, was willst du?“

Die Angst, er könne seine Drohung wahr machen, gab ihr Worte. Und nun sprudelte sie heraus, was in ihr am mächtigsten war, nicht Bitten, nicht Entschuldigungen, nein, wahnsinnige Liebesbeteuerungen.

Das von der Frau zu hören, die er vor wenig Stunden in den Armen eines anderen gefunden, erweckte eine unbezähmbare Wut in Heinrich. Er lachte grell und höhnend auf, hob sie wie eine Feder in die Höhe und schleuderte sie durch die Luft auf den Divan, von dem sie sich bei seinem Kommen erhoben.

„Du irrst dich in der Person, es ist dein Mann, der vor dir steht, nicht dein Liebhaber!„

Sie lag wieder zu seinen Füßen. „Höre mich, Heinrich, dann mache mit mir, was du willst!“ und sie beichtete, wie die Sünde ihrer Herr geworden.

Digitized by Google

Eintönig, eilig, flüsterte sie die Geschichte der unseligen Nacht. Sie hätte so gerne überzeugende Töne gefunden, Worte, denen er glauben gemußt — sie konnte es nicht. Aus der durstlechzenden Kehle wollte nichts mehr heraus, und der Kopf schmerzte so stark, daß es ihr Denken verwirrte. Er glaubte ihr auch nicht, das fühlte sie, ohne daß er es ihr sagte. Er suchte, während er ihr zuhörte, nach einem Mittel, um sie nur bald von sich zu entfernen, das Zusammensein mit ihr war ihm unerträglich. Ohne Unterbrechung ließ er sie zu Ende reden, dann erfaßte er sie und stellte sie auf die Füße.

„Ich will mich nicht wieder zu einer Gewaltthätigkeit hinreißen lassen wie vorhin. Ich muß erst ruhiger werden, ehe ich mit dir sprechen kann, unklug und unvorsichtig war es von dir, daß du dies heute erzwingen wolltest. Heute können wir uns nicht verständigen, du wirst also das einzig Kluge thun, was für unsere Situation angezeigt ist, jetzt ruhig hinausfahren und einige Tage vorübergehen lassen. In dieser Zeit werde ich einen Entschluß gefaßt haben, und den wollen wir dann in Ruhe überlegen. Heute *kann* ich nichts mehr über das Geschehene hören — ich *bitte* dich, laß' mich allein!"

Er bat sie um etwas — hätte er gesagt: „ich bitte dich, stürze dich aus dem Fenster" — sie wäre ebenso ruhig darauf zugegangen und hätte nach seinem Willen gethan, wie sie jetzt nach Hut und Schleier griff, und sich zum Gehen wendete.

„Ich danke dir, daß du vernünftig bist, ich begleite dich zu einem Wagen, und sobald ich es kann, werde ich dir mitteilen, was zu geschehen hat."

Sie hob ihre Augen zu ihm auf — jetzt war ihr Blick rein von flimmerndem Begehren, bis in die Tiefe ihres Herzens sah man durch den ungetrübten Spiegel.

„Ich habe dir die Wahrheit gesagt Heinrich, und ich liebe dich! Bedenke das, und wenn es geht, sei barmherzig!"

Dann ging sie ruhig neben ihm her, immer den großen, offenen Blick auf ihn geheftet, als wolle sie sich sein Bild unauslöschlich einprägen. Er fühlte ihn, aber er sah sie nicht an, er mußte ja seine ganze Kraft aufbieten, um sich zu beherrschen. So entgingen ihm die Anzeichen von Fieber, die ihr Gesicht bald rot, bald blaß färbten, sah nicht, wie ihre Zähne aneinanderschlugen und ihr Körper bebte. Er öffnete ihr die Thür eines Fiakers und gab dem Kutscher die Weisung, wohin er zu fahren habe, während sie einstieg.

„Adieu, Elise!"

„Ich liebe dich, Heinrich!" sie sprach es ruhig, laut, unbekümmert darum, ob noch jemand anderer es hören könne oder nicht. Er sah dem Wagen nach — plötzlich fiel ihm ein, daß sie im Saal der Blatternkranken gewesen, darauf hatte er vergessen unter der Erschütterung der durchlebten Szene. Sollte er dem Kutscher nachrufen, nachfahren? nein — er konnte es nicht. Noch einmal in ihrer Nähe sein, und er mußte unterliegen, irgend etwas Entsetzliches thun. Er war ja auch täglich um die Kranken, ohne daß er krank ward, es würde ihr auch nichts anhaben — morgen in aller Frühe wolle er aber einen Kollegen hinaussenden, um darüber ganz beruhigt zu sein.

Digitized by Google

Ob es wahr, was sie ihm erzählt? Und wenn auch, er konnte seinen Charakter nicht ändern, getrennt wären sie auf ewig. Nie konnte er das Weib wieder achten, das sich so entwürdigt, und getötete Achtung vernichtete bei ihm auch die Liebe. Ohne Aufsehen wollte er sich von ihr trennen, Gott sei Dank, daß sich sein heißester Herzenswunsch nicht erfüllt hatte, daß keine Kinder da waren, auf die er hätte Rücksicht nehmen müssen.

Er war unfähig, heute noch etwas zu thun, und ersuchte durch einige Zeilen seinen Kollegen Rainer, ihn auch heute zu vertreten. Mannhaft rang er um Ruhe in der endlos erscheinenden schlaflosen Nacht, in der er sein Glück begrub, und ging aus dem Kampf hervor, was er bleiben sollte, so lange er lebte — ein einsamer, im Innersten vernichteter Mensch.

Elise lag in dem Wagen wie eine lebendige Leiche. Heinrich hatte sie verstoßen für immer, sie wußte es nur zu gut. Wozu also noch denken — damit endete ihr Leben. Sie hätte es auch gar nicht gekonnt, denn der Kopf schmerzte sie jetzt so sehr, daß sie meinte, er müsse zerspringen. Dazu der Durst — wäre sie nur schon daheim! Als sie das herbeigesehnte Ziel erreicht, konnte der Wagen nicht weiter, eine dichtgedrängte Menschenmenge stand vor ihrer Villa auf der Straße. Sie kümmerte sich nicht darum, fragte nicht, was es gäbe, hörte nicht, was man sagte, obwohl laut genug um sie gesprochen ward, was aber nur als ein unbegriffener, unbeachteter Wortschwall an ihr Ohr schlug. Geduldig wartete sie, bis man dem Wagen Platz gemacht, und sie in das Haus treten konnte. Laut weinend, wehklagend stürzte ihr die Mutter entgegen — sie wußte es also schon, die alte Frau, daß ihr Kind das elendeste Geschöpf geworden? Es ließ sie gleichgiltig; das Mitleid, das sie heute Nacht empfunden, als sie bedacht, was jene leiden würde über ihren Fall, war erstorben, sie hörte nicht einmal darauf, was sie ihr zujammerte. Heinrich hatte sie verstoßen — darüber hinaus gab es nichts mehr! Willenlos folgte sie der sie leitenden Hand, trat in das erste Zimmer — und erwachte durch den Anblick, der ihr hier wurde, jetzt erst zum Bewußtsein dessen, was sie umgab. Da, vor ihr lag Richards Leiche, das Gesicht blutüberströmt, eine klaffende Wunde in der Stirn.

„Du hast doch auch gesagt, daß er in die Stadt gegangen sei, und jetzt bringen sie ihn tot! Was hat er denn nur in der Nacht auf der Ruine zu thun gehabt, von der er herabgestürzt? Hätte man ihn nur früher gefunden — wer weiß, wie lange er dort hilflos gelegen, ehe er gestorben — sein armer, armer Vater!"

Richard war tot! Der Glückliche! Er hatte seine Schuld gebüßt, ob er sie nun freiwillig gezahlt, oder ob er in seiner Verzweiflung dahineilend, achtlos dem Tod in die Arme gelaufen war — der Glückliche!

Aber sie konnte seinen Anblick nicht ertragen, es war ihre Sünde, die dies junge Leben vernichtet.

Ächzend schlug sie die Hände vor das Gesicht und verließ das Zimmer, die Mutter mit sich fortziehend.

„Ich bitte dich, Mama, fahre hinein zum Vater, Heinrich laß erst morgen früh sagen, was geschehen, hörst du? Helfen kann er nicht und er ist leidend,

Digitized by Google

ſtöret ihn alſo heute nicht mehr. Ich kann nicht mehr mit dir zurück und werde mich niederlegen."

Auch der Arzt und die Haushälterin, die durch lange Dienſtzeit im Precht'ſchen Hauſe großen Einfluß auf die alte Dame errungen, unterſtützten Eliſens Vorſchlag, und im Herzen der weinenden Frau regte ſich ſelber das Bedürfnis, ihren Kummer von ihrem Lebensgefährten geteilt zu ſehen.

„Macht es dir aber auch nichts, Eliſe, hier allein zu bleiben?"

„Nein, Mutter, das iſt das Beſte für mich. Frau Bertha wird alles mit dem Herrn Doktor beſorgen, was zu thun, ich bleibe in meinem Zimmer. Du nimmſt mein Mädchen mit, ich habe ja hier Leute genug, ſollte ich etwas brauchen."

Wie immer that Frau Precht, was ihre Tochter wollte, und fuhr bald der Stadt zu, ihrem Manne die Schreckensbotſchaft mitzuteilen. Sobald ſie fort war, wendete ſich der Arzt zu Eliſe. „Frau Doktorin, Sie haben ein ſtarkes Fieber, was bei dem Schreck nur zu natürlich, wollte es nur vor der Mama nicht ſagen, für die es das Beſte war, daß Sie ſie fortgeſchickt, ich werde Ihnen etwas verſchreiben, und gleich ins Bett."

„Das iſt meine Abſicht, denn ich fühle, daß ich nicht wohl bin, gute Nacht, Herr Doktor."

Bald erſchien Frau Bertha mit der Medizin.

Eliſe hatte ſich ſchon niedergelegt. „Geben Sie nur her und dann laſſen Sie mich ſchlafen, mir thut jeder Schritt weh, den ich nun mich höre."

Sobald ſie allein war, ging ſie zur Thür und ſchob den Riegel vor, dann ſchüttete ſie die Medizin zum Fenſter hinaus. Mit all' ihrer Kraft hatte ſie ſich bezwungen, damit niemand ſah, *wie ſehr* ſie litt. Denn daß ſie ernſthaft krank, fühlte ſie klar und deutlich. Oh, wenn hiedurch Rettung käme — die Hilfe, die Richard geworden!

Vielleicht gewährte Heinrich der Sterbenden, der Toten, was er der Lebenden verſagen würde — Verzeihung! Was konnte ihr wohl fehlen? Ja — vielleicht! Ja, ja — jetzt ſah ſie die Geſichter der Kranken vor ſich, die ſie heute nicht beachtet, als ſie auf Heinrich zugeſchritten, aber geſehen hatte ſie ſie doch, wenn auch achtloſen Auges. Die geſchwürbedeckte Hand, deren Puls Heinrich befühlt, die ſie mit der ſeinen zuſammen erfaßt, aus Angſt, er könne verſchwinden wie ein Phantom, wenn ſie ihn nicht halte — — ſie war im Saal der Blatternkranken geweſen! Sie fühlte, als ihr das klar ward, eine Art Erleichterung, ſo ſehr ſehnte ſie den Tod herbei, den ſie ihrer Eltern wegen nicht gewaltſam herbeiführen wollte. Sie dachte nach — nur keine Erkältung, gleichmäßige Temperatur, das war ja eine Hauptbedingung, die bei dieſer Krankheit beobachtet werden mußte. Gut. Nur der Durſt — alles andere ließe ſich leicht ertragen, aber der war entſetzlich. Und Waſſer hätte heilend gewirkt — das alſo nicht. Sie ſah ſich um, richtig — da in dem Schränkchen hatte ſie einige Flaſchen Wein, Madeira, Burgunder, ehe Heinrich abends nach der Stadt zurückfuhr, zwang ſie ihm immer noch ein kleines en car auf — das war ihr jetzt Gift — um ſo beſſer! Und in vollen Zügen trank ſie die ſchweren Weine.

Digitized by Google

Die Dunkelheit war eingebrochen, aber keine milde Nacht wie gestern, wetterdrohend heulte der Sturm ums Haus. Warum nicht gestern so? Dann wäre all' dies Elend vermieden gewesen!

Sie warf einen leichten, dunklen Schlafrock über, schlüpfte ohne Strümpfe in ihre Pantoffeln, öffnete leise die Glasthür, die auf die Veranda führte, und schritt in den Garten hinab.

Ach wie der kalte Wind wohl that, bis dann wieder der Frost kam und sie schüttelte wie Espenlaub. Sie bestieg ein kleines ungedecktes Aussichtstürmchen, das im Sturm hin und her schwankte, und kauerte sich droben nieder. Das mußte sie vernichten, und dieser Gedanke that wohl! Der herbeigesehnte Tod kam, sie fühlte, wie er nach ihr griff mit seiner knöchernen Hand — ihr Bewußtsein verließ sie. Als sie wieder zu sich kam, kämpfte das Morgenlicht vergebens gegen die Gewitternacht, die den Horizont verhüllte. Der Regen strömte gewiß schon lange, denn sie und alles um sie her war total durchnäßt. Sie wollte zurück, aber ihre erstarrten Glieder gehorchten ihr nicht mehr. Und doch mußte es sein. Sie erzwang es mit der ungeheuersten Willensanstrengung. Kriechend, auf den Knieen rutschend, mit den Händen nachhelfend, gelangte sie unbemerkt in ihr Schlafzimmer zurück. Wenn es ihr nur gelänge, so lange allein zu bleiben, bis jede Hilfe zu spät käme! Sie kannte des Vaters Gewohnheiten. Nicht, und wenn das Haus gebrannt hätte, wäre er aus dem Geschäft gegangen, ehe seine Bücher in sicherer Hand waren. Bis er nicht dem Kassierer selber diese übergeben, brachte ihn Mama nicht fort. Vor zehn Uhr kamen die Eltern also nicht. Sie hielt sich, so lange es ging, gegen neun Uhr fühlte sie, daß sie nicht länger gegen das zurückkehrende Delirium kämpfen könne, daß es sie wieder überwältigen würde. Sie zog den Riegel zurück und läutete. Frau Bertha kam selber eilig, um zu sehen, wie sich ihr Augapfel befinde.

„Liebe Bertha, ich habe die ganze Nacht geweint und nicht schlafen können, aber jetzt kommt der Sandmann, und ich bin recht, recht müde. Ich fühle mich ganz wohl — wenn ich jetzt ein paar Stunden Ruhe hätte, das würde mich ganz wiederherstellen. Bitte, sagen Sie Mama, wenn sie kommt, daß sie mich nicht weckt, ich werde den Riegel vorschieben. Sie wissen, wie sie ist, sie würde doch hereinkommen, „nur ganz leise" und mich aufwecken. Bitte, thun Sie, was Sie können, damit sie mich ruhig läßt."

„Schlafen Sie nur, Lieschen, und das mit dem Riegel ist gut — ja, ja, darin kann sich Mama nicht zurückhalten." Vollkommen beruhigt trippelte die Frau aus dem Zimmer. So viel Kraft hatte Elise noch, um bis zur Thüre zu schwanken und den Riegel vorzuschieben, aber bis an's Bett zurück gelangte sie nicht, sie sank vor demselben zusammen und überließ sich der Krankheit, die sich ihres Raubes bemächtigte.

Heinrich hatte in aller Frühe Doktor Rainer gebeten, zu seiner Frau zu fahren. Kaum ein Viertelstündchen, nachdem Frau Bertha Elisens Weisung empfangen, langte er in der Villa an, entsetzt die Trauerkunde vernehmend, wie Richard auf einem Abendspaziergang von einem Felsen gestürzt, erst am Nachmittag

Digitized by Google

tot aufgefunden und ins Haus getragen worden war. Er erkundigte sich nach Elise. Über diese erteilte Frau Bertha die beruhigendste Auskunft, die sie vor kurzem von jener selber erhalten. Als der Arzt jedoch darauf drang, sich von ihrem Befinden durch den Augenschein zu überzeugen, ward sein Begehren auf das entschiedenste zurückgewiesen. Im Precht'schen Hause gab es nur ein Gesetz: Elisens Willen. Nun — erzwingen konnte er sich den Eintritt nicht, jetzt mußte ja auch der Gatte der schönen Frau selber herausfahren, da man ihn gewiß mittlerweile von dem Unglücksfalle verständigt. Er kehrte also nach der Stadt zurück, leider das Precht'sche Ehepaar verfehlend, auf deren Begegnen er eigentlich gehofft.

Es war in der Stadt so gewesen, wie Elise vorausgesehen. Der ganz konsternierte Mann, den seine Frau mit ihrer Schreckenskunde aus dem ersten Schlaf aufgejagt, hatte sofort dem Vater Richards telegraphiert und die Nacht hindurch mehr seiner Frau Trost zugesprochen als geschlafen. Erst gegen Morgen war über beide ein bleischweres Vergessen gesunken. Dadurch konnte Precht nicht, wie er gewollt, dem Schwiegersohn selber die Nachricht von dem Geschehenen bringen, ehe dieser noch seine Wohnung verlassen. Seine Frau drängte ungeduldig hinaus, so daß er Heinrich in einigen Zeilen mitteilte, was sich ereignet. Sobald der Kassierer erschienen, übergab er ihm die Schlüssel und fuhr nach seinem Landsitz.

Wohl hatte sich der Diener mit dem Briefe sofort auf den Weg gemacht, gerade heute aber Heinrich früher als sonst das Haus verlassen, um sich vor seinen Gedanken in seine Beschäftigung zu retten. So kam es, daß überall, wo der Hiobsbote vorsprach, der Herr Doktor „gerade" weggefahren war. Erst Mittag gelangte er in den Besitz des Briefes, während ihm Doktor Rainer, der Heinrich auch in seiner Wohnung aufsuchte, gleichzeitig mündlich berichtete, was der Schwiegervater schrieb.

„Seit zwei Tagen plage ich Sie sehr, lieber Kollege, aber auch heute müssen Sie schon noch einmal für mich einstehen."

„Das ist selbstverständlich, verfügen Sie nur über mich. Ich wollte, Sie wären schon draußen, denn was mir die Haushälterin über den Zustand Ihrer Frau am gestrigen Abend mitteilte, hat mir gar nicht gefallen."

Während Doktor Rainer an Heinrichs Stelle die Ordinationszeit einhielt, flog dieser der Brühl zu. Es war also Wahrheit gewesen, was ihm Elise gestanden, und der Unglückliche hatte das, was er gegen Heinrich verbrochen, mit seinem Tode gebüßt. Eine Stunde der Verirrung, des Vergessens hatte die Beiden den Verlockungen der Kupplerin Natur unterliegen lassen, ein menschliches Irren lag hier vor, nicht ein heimtückischer, lange geübter Verrat. Jetzt konnte er vielleicht verzeihen — wenn auch nicht vergessen! Nie hatte er gegen die Heiligkeit der Ehe gesündigt, so oft auch Verlockungen dazu an den jungen Arzt herantraten, sein Mannesstolz duldete nur eine Genossin gleicher Art an seiner Seite. Aber wie ein Bruder wollte er Elisen die Hand bieten, sie nicht zu schwer deshalb leiden lassen, daß sie nur ein schwaches Weib gewesen.

Digitized by Google

Als Frau Precht den Schwiegersohn erblickte, flossen ihre Thränen aufs neue. Wenn er ihr doch nur hätte Schweigen gebieten können! Mit dem Aufzählen der Vorzüge des Toten riß sie seine Wunde wieder auf.

„Wo ist Elise?“ lenkte er sie endlich ab.

„Die schläft noch, und es ist schon halb zwei Uhr, ich bitte, jetzt wecken Sie sie aber.“

Heinrich schritt nach Elisens Zimmer — verschlossen.

Er klopfte leise, dann stärker — keine Antwort. Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn, er legte das Ohr an die Thür und horchte. Gottlob, sie sprach drinnen — aber warum öffnete sie nicht? Jetzt lachte sie laut auf, mit einem Stoß hatte er auch schon die Thür gesprengt — er wußte, was dieses irre Gelächter zu bedeuten hatte! Sie lag neben dem Bett am Boden, fast unbekleidet, und im stärksten Delirium. Die letzten Worte, die er von ihr gehört, waren die ersten, die er jetzt wieder vernahm: „Ich liebe dich, Heinrich!“ Und dann streute sie in ihrem Fiebertraum die Erinnerungen an ihr glückliches Zusammenleben aus, ließ den vernichteten Liebesfrühling aufs neue vor ihm erblühen. Er hob sie in ihr Bett, untersuchte sie — er kam zu spät! Da, neben dem Goldreif, den er ihr am Altar an den Finger geschoben, da waren sie schon erschienen, die ersten Zeugen der schrecklichen Krankheit. Was waren das für Wunden auf ihrer Brust? Ja — davon hatte sie ihm ja auch gesprochen — unglückliches Weib! Die Gefahr war groß, das konnte er sich nicht verhehlen, wie hatte sie nur mit solcher Schnelligkeit diesen Höhepunkt erreichen können?

Er schellte und rief Hilfe herbei — die armen, armen Eltern!

Als nach einer fürchterlichen Nacht am andern Morgen die alte Frau erschöpft zusammenbrach und in ihr Bett getragen werden mußte, dankte er Gott, daß er ihren Jammer nicht mehr vor Augen hatte. Und der von Richard's Vater — er verschloß Auge und Ohr und flüchtete an das Bett seines Weibes, an das er seine geachtetsten Kollegen berufen, die von dort durch ihr Machtgebot alle lauten Schmerzensausbrüche verwiesen. Ach! er wußte so gut wie jene, was ihre mitleidigen Händedrücke sagten — hier gab es keine Rettung mehr! Daß die Krankheit aber so schnell vorgeschritten, begriffen sie alle nicht — bis Frau Bertha das durchnäßte, zerrissene Kleid entdeckte und die daran fehlenden Stücke an Gebüschzweigen und an einem Nagel des Aussichtsturmes gefunden hatte, auf dem die zerweichten Pantoffeln der Kranken bekundeten, daß diese in dem Sturmwetter dort gewesen sein müsse. „Im Delirium,“ sagten die Ärzte. — Heinrich wußte es besser, ihm war klar, daß sie den Tod gesucht.

Ihr Wunsch ward erfüllt, nach kurzem Leiden fand sie die Erlösung, die sie herbeigesehnt. Wenige Stunden vor ihrem Tode kehrte sie zur Besinnung zurück. Als sie Heinrich an ihrer Seite sah, die alte Liebe aus seinen Augen leuchtend, da flog ein seliges Lächeln um ihren Mund.

„Ich liebe dich, Heinrich!“ und sie preßte seine Hand inbrünstig an die, Lippen, ihr ganzes Lieben in diesen Kuß einschließend. „Du hast mir vergeben

Digitized by Google

ich sehe es, oh Heinrich, wie glücklich bin ich, daß ich so scheiden kann, statt, von dir getrennt, weiter leben zu müssen!"

Ihr Blick irrte durch das Zimmer —

„Öffne dort meinen Schreibtisch — gleich oben —"

Ein Päckchen, „für meinen Heinrich" überschrieben — er wußte aus ihrer Beichte, was darin war.

„Rufe niemand! laß mich allein mit dir!"

Er mußte thun, was sie wollte, denn sie ließ seine Hand nicht los, und er konnte auch keinen ihrer Blicke mit anderen teilen. Ihre Seelen flossen in einander, wie sie es nicht gethan, als sie sich im Glück gefunden. Er sah das Ende kommen, sie fühlte es nahen und wehrte sich dagegen mit aller Macht. Ihre Blicke hingen an ihm, als könne sie aus seinem Anblick neues Leben saugen. Auch er flüsterte kaum hier und da ein leises Liebeswort, Auge in Auge ließen sie die Vernichtung heranschleichen. Einmal noch raffte sie sich auf: „Ich liebe dich, Heinrich!" — ein Seufzer, ein letztes Aufleuchten der blauen Sterne — — — dann ewige Nacht! —

Heinrich hat nicht wieder geheiratet. Einsam und verschlossen ist er durchs Leben gegangen, und Freude hat er nur noch in der Ausübung seines Berufes gefunden, ohne Rast hat er sich im Dienste der leidenden Menschheit gemüht. Bei der Erfüllung dieser Priesterpflicht hat er seinen Tod gefunden. Im kräftigsten Mannesalter, nachdem er kurz vorher seine Mutter begraben, bereute er nicht, daß er schon scheide — es zog ihn seinen blauen Sternen nach; die treue Marianne ist auf seinen Ruf zu ihm geeilt, die Hand, die ihn bei seinem Eintritt ins Leben empfangen, hat auch die teure Leiche in sein letztes Bett gelegt.

Meine Kindheit.

Erinnerungen

von

W. Wereschagin.

Mein Gedächtnis reicht bis in mein fünftes, ja selbst bis in mein viertes Jahr zurück; doch sind die Erinnerungen aus jener Zeit mehr oder weniger verschwommen, während ich mich meines sechsten Lebensjahres ziemlich genau entsinne.

So erinnere ich mich deutlich eines Tages, wo ich vor meiner Mutter erscheinen mußte, um eine Aufgabe herzusagen, die ich aus irgend einem geographischen Buche auswendig gelernt hatte. Meine Mutter saß auf dem Sofa im Wohnzimmer, während mein Vater im anstoßenden Gemach die Zeitung las.

Digitized by Google

Auf eine Frage antworte ich: „Die Luft ist ein ehelicher[1]) Körper, der Schwerkraft besitzt und zum Bestehen der Tiere und Pflanzen gleich notwendig ist.“ „Was sagst du? Fange noch einmal von vorn an.“ „Die Luft ist ein ehelicher Körper“ — meine Mutter lacht. „Wassili Wassiliewitsch,“ ruft sie meinem Vater zu, „bitte, sei so gut und komm her.“ „Was willst du, Mutter?“ „Komm und höre, wie Wassia seine Aufgabe hersagt.“ Mein Vater erscheint, die Zeitung in der Hand und wirft sich neben meine Mutter auf den Divan. Ich bemerke, wie beide Blicke mit einander wechseln, und beginne zu begreifen, daß die Sache nicht in Richtigkeit ist. „Fange von vorne an.“ „Die Luft ist ein ehelicher Körper“ Ha, ha, ha! Meine Eltern lachen, mir aber kommen die Thränen in die Augen. „Elastischer Körper“, verbesserte mein Vater, ohne mir jedoch zu erklären, weshalb man ihn so nennt, und ohne mich auf die Verschiedenheit der beiden Ausdrücke aufmerksam zu machen.

Mit sechs Jahren konnte ich ganz erträglich lesen und schreiben und kam auch mit dem Addieren so ziemlich zu Rande. In dieser Zeit gab's ein Interregnum bei uns — wir hatten nämlich keinen Lehrer. Unser erster Präceptor, Fedor Iwanowitsch Wittmack, ein guter, aber heftiger Mensch, überwarf sich mit meiner Mutter und gab das Unterrichten auf, um statt dessen in Petersburg Staatskurier zu werden.

Ich erinnere mich seiner kaum und spreche nur nach, was mir unsere Niania[2]) von ihm erzählt hat. Mit dieser lebte er beständig im Kriege wegen der Kinder und besonders meinetwegen, der ich damals zart und schwächlich war. Noch sehe ich mich, als wäre es erst heute geschehen, aus dem Eßzimmer einen Blick in den Salon werfen, um unsern neuen Lehrer, Andreas Andrejewitsch Sturm, zu erspähen, der eben eingetreten ist und mit dem meine Eltern sich unterhalten. Ich sah einen großen Mann mit sehr ernstem Gesichtsausdruck und schlichtem, sorgfältig gekämmtem Haar. Später wurden wir inne, daß er nicht der strenge Mann sei, für den ich ihn damals hielt. Er war im Gegenteil äußerst gutmütig, aber — ein Deutscher, d. h. sehr pünktlich und pedantisch. Seine Kenntnisse beschränkten sich übrigens auf die Elemente des Rechnens und die deutsche Sprache, und nur in diesen beiden Fächern war er unser Lehrer. In Religion, Geschichte und Geographie unterrichtete uns Joseph Stephanowitsch, oder, besser gesagt, er trichterte sie uns Zeile für Zeile ein. Joseph Stephanowitsch, der Sohn unseres Geistlichen, des Vater Stephan, hatte das Seminar besucht und wartete auf die Ordination. Er war ein guter Junge, der sich hauptsächlich mit meinem Bruder Nikolaus und mit dem Sohn der Frau Krafkowa, einer Freundin meiner Mutter, beschäftigte, sowie mit meiner Cousine Natascha Komarowskaja. Ich war noch sehr klein, drei Jahre jünger als Nikolaus, und erschien immer nur einen Augenblick im Schulzimmer, in Begleitung des zweiten Sohnes der Frau Krafkowa, um die auswendig gelernten Aufgaben herzusagen und neue zu erhalten. Aber ich fühlte die größte Ehrfurcht vor den Wissenschaften, in welche

[1]) Elastischer — die beiden Wörter sind im Russischen von sehr ähnlichem Klang.

[2]) Niania — Kinderfrau.

Digitized by Google

der Lehrer seine älteren Zöglinge einweihte, und trat stets zitternd ins Zimmer, wo weder Joseph noch seine Schüler sich das Vergnügen versagten, sich in jeder Weise auf unsere Kosten lustig zu machen. Wir armen Kleinen!

Noch jetzt ist mir nichts mehr zuwider als die Spöttereien und Mystifikationen älterer Personen kleineren Kindern gegenüber. Damals machten mir diese Neckereien viel zu schaffen; ich konnte lange nicht darüber hinwegkommen, und je angestrengter ich darüber nachsann, desto mehr kam ich zu dem Schluß, mein lächerliches Benehmen müsse an dieser Behandlung schuld sein. Meine Verschlossenheit und Schüchternheit wurden dadurch jedenfalls sehr genährt.

Der Sohn unseres Gärtners, der, wie ich, Wassia hieß und in meinem Alter war, äußerte den Wunsch, an unserem Unterricht teilzunehmen. Joseph Stephanowitsch erfuhr es und ließ ihn rufen. „Du willst lernen?" fragte er. „J-a-a," antwortete der Kleine. „Gut, sage: ich bin gelehrt." Das Kind wiederholte: „Ich bin gelehrt." „Wie der Pope Semen." „Wie der Pope Semen." „Mache das Zeichen des Kreuzes." Wassia gehorchte. „Und nun mach', daß du fortkommst." Völlig verblüfft verließ uns das Kind. Wir lachten zwar über den Auftritt, aber ich weiß, daß er mir einen peinlichen Eindruck hinterließ, und ich mich in Wassias Seele verletzt fühlte.

* * *

Meine lebhafteste Erinnerung aus jener Zeit knüpft sich an die Person unserer alten Niania Anna, zu der ich eine unbegrenzte Zuneigung hatte. Ich liebte sie mehr als Vater, Mutter und Brüder, ja ich hing mit schwärmerischer Zärtlichkeit an der alten Frau, trotzdem ihre Nase stets von Schnupftabak geschwärzt war. Nicht als ob sie uns allen Willen gelassen und niemas gescholten hätte! Im Gegenteil, sie fand immer etwas an uns zu tadeln und gab fortwährend gute Lehren; aber ihr Zorn war nie von langer Dauer und verrauchte stets, ohne Spuren zu hinterlassen. Im allerschlimmsten Fall, wenn wir ungehorsam gewesen waren, drohte sie, von uns fortzugehen und für immer ins Dorf zurückzukehren. Mehrmals machte sie Ernst aus dieser Drohung, aber nur zum Schein. Sie ging auf ein oder zwei Stunden zu ihrem Bruder Yoli, welcher, wenn ich mich recht entsinne, in der von uns am weitesten entfernten Hütte des Dorfes wohnte. Bei diesen Gelegenheiten kannte meine Verzweiflung keine Grenzen. In dem Gefühl, ohne sie verloren zu sein, lief ich ihr schreiend nach, hielt sie am Kleide fest und beschwor sie zurückzukehren. Ich beruhigte mich erst, wenn sie sagte: „Laß gut sein, mein Liebling, du weißt ja, ich komme wieder! Aber das nächste Mal . . ."

Und wenn sie dann von einem solchen Besuch bei ihrer Familie zurückkehrte, brachte sie uns sogar zur Entschädigung für die vergossenen Thränen etwas mit.

Unsere Niania liebte uns alle ohne Ausnahme, mich aber ganz besonders, vielleicht weil ich damals schwächlich war. Ich war ihr erklärter Liebling, vergalt ihre Liebe aber auch mit der größten Zärtlichkeit und glaube nicht, daß ein Kind mehr an seiner Wärterin hängen kann als ich an meiner Niania Anna.

Digitized by Google

Die Niania gab zu, es sei nützlich, etwas zu lernen und ermahnte uns unaufhörlich, recht fleißig zu sein. Aber alles nur in der Theorie. Sollte mit dem Lernen Ernst gemacht werden, dann änderte sich ihre Ansicht plötzlich, und sie fand Mittel und Wege, uns der Macht unseres Lehrers und Aufsehers zu entziehen. Handelte es sich gar um das „kränkliche Kind", so beschränkte sich der Kriegszustand nicht auf den Lehrer, sie wagte dann selbst meiner Mutter Widerstand entgegenzusetzen.

Unsere freie Zeit brachten wir in ihrer Gesellschaft zu. Die Niania ging mit uns spazieren und führte uns oft in den Wald, Pilze und Maulbeeren zu suchen, was mir eine außerordentlich anziehende Beschäftigung zu sein schien. Bis auf den heutigen Tag bleibt der Gedanke an diese Freistunden eine meiner liebsten und teuersten Erinnerungen.

Die Niania hieß Anna Larionowna; erst viel später erfuhr ich ihren Zunamen Potaikina, der mir stets fremd vorkam; für uns war sie die Niania Anna, das genügte uns vollkommen.

Nach Jahren erst hörte ich, daß meine Großmutter, Natalia Alexiowna, Anna ins Haus genommen hatte, als diese Witwe geworden war. In ihrer Jugend entging Anna nur mit Mühe den Nachstellungen des damaligen Besitzers der Güter, des Bruders meiner Großmutter, Peter Alexiewitsch Baschmakoff. Seine Besitzungen waren sehr ausgedehnt, und sobald ein junges Mädchen ihm gefiel, beauftragte er den Starosta, dieselbe zu ihm zu schicken, da er ihr in seinem Haushalte eine Stelle anweisen wolle. Einst, als Anna vor seinen Augen Gnade gefunden hatte, befahl er, sie mit einem Auftrag in ein anderes Dorf zu senden. Unterwegs wartete er auf sie — aber vergebens. Der Amtmann nahm Anteil an dem Mädchen und riet ihr, einen andern Weg einzuschlagen. Peter Alexiewitsch hatte nicht einmal Grund zum Zorn; sein Befehl war ausgeführt worden und alles ein Zufall gewesen. Er machte noch einen Versuch, aber mit eben so wenig Glück, denn Anna lief ihm davon. Da that er ihr die Ehre an, sie einfach „toll" zu nennen, ließ sie aber von nun an in Ruhe.

Infolge derartiger Liebeshändel wurde er später von Bauern erschlagen.

Aus seinem Besitz gingen die Güter an meine Großmutter über, die Anna mit sich nach Petersburg nahm. Manches herbe Wort, ja selbst manche Ohrfeige mußte unsere arme Niania da ertragen, besonders wenn meine Großmutter im Kartenspiel verloren hatte; war sie aber glücklich gewesen, so bemerkte die Dienerin es sofort. Dann erhielt sie wohl gar die Hand zum Kusse und öfters einen Grivennik mit den Worten: „Da nimm, Anna, einfältiges Ding, dir schenkt ja doch sonst niemand etwas."

Außer der Niania Anna hatten wir noch eine zweite Niania, die aber schon sehr alt war und bloß im Kinderzimmer saß und sich ausruhte. Unser erster Diener, Ignatius, war ein kleiner Greis mit mehreren Auswüchsen am Kopf. Er war zugleich unser Schneider und arbeitete auf einem Tisch im Dienerzimmer, wartete auch bei Tafel auf und hatte in seiner Jugend die Stelle eines Kammerdieners versehen. Früher soll er munter und lustig gewesen sein, damals aber

Digitized by Google

war er stets ernst und mürrisch und nur höchst selten guter Laune, aber trotz dem noch ein gewandter, ergebener und gegen Papa und Mama sehr unterwürfiger Diener. Uns Kinder dagegen sah er sehr von oben herab an und duldete uns nur. War Gesellschaft bei uns, und aßen wir Kinder allein, so brachte er uns nur ungern die Gerichte vom Tisch der Erwachsenen und gab uns stets möglichst wenig Geschirr, dabei altes, angeschlagenes, ja mit Vorliebe gesprungene Stücke, die dann wir oder die Niania zerschlagen haben sollten. Da ging es denn nie ohne Streit und Zank zwischen ihm und der Niania ab, und öfters kam es bis zum Handgemenge. Ich erinnere mich einer Schlacht in der kleinen, kalten Stube, zwischen dem Hausflur und Kinderzimmer. Er war mit einer Bohnerbürste, sie mit einem Schüreisen bewaffnet. Leider blieb Ignatius Sieger, da die Niania zu meinem großen Kummer ausglitschte und hinfiel.

„Dieser Teufel hat mich nicht etwa besiegt," sagte sie, als ich ihr aufhalf, „ich bin gefallen." Und ich glaubte es, in meinem Herzen den unglücklichen Ausgang beklagend.

Ignatius war Witwer und betrank sich von Zeit zu Zeit gründlich. Dann trug man ihn in eine Kammer auf dem Trockenboden, wo er seinen Rausch verschlief. Er starb aus Kummer über den Tod seines einzigen Sohnes Micha, den er zwar viel gescholten, sogar manchmal geschlagen hatte, aber doch von ganzem Herzen liebte. Dieser Micha war ein sehr nettes Kind, etwas älter als ich; er erzählte vorzüglich Geschichten, denen er sogar mehr Abwechselung und Reiz zu verleihen wußte, als die Niania selbst es vermochte. Die Schlange Gorinitsch so wie die zwölf Prinzessinnen hinter den sieben heiligen Schlössern haben mich stets mächtig angezogen. Die schönsten Märchen erzählte er mir aber vor unserer Abreise nach Piter[1]), wohin ich ging, um ins Kadettenkorps einzutreten, er aber, um ein Handwerk zu erlernen. Mit vollkommener Deutlichkeit sehe ich noch jetzt seine kleine Gestalt vor mir, wie er im Vorzimmer des Hauses der Straße Kolokolniga stand, in der wir abgestiegen waren. Ich sehe ihn im Zuge stehen und die Thür öffnen und schließen. Neben dieser Thür schlief er auf einer Feldbettstelle und erkältete sich. Schon krank, stand er auch noch auf, um mir an jenem denkwürdigen Tage, wo ich zuerst im Kadettenkorps vorgestellt wurde, die Thür zu öffnen. Als ich nach meiner offiziellen Aufnahme noch einige Festtage im elterlichen Hause verlebte, war er schon sehr krank, und man hatte ihn ins Hospital bringen müssen. Seinen Tod erfuhr ich erst nach längerer Zeit, als ich zum ersten Mal zu den Ferien ins Dorf zurückkehrte. Noch jetzt kann ich es mir nicht verzeihen, mit welcher Gleichgültigkeit ich damals diese Nachricht aufnahm, wie wenig ich das Verschwinden des schmächtigen, doch so sympathischen Gesichtchens meines kleinen Märchenerzählers beklagte, sowie den Tod seines Vaters, des alten, treuen Ignatius, der den Schmerz über diesen Verlust nicht hatte überwinden können. Nun brauchte er seine müden Glieder, seine von Arbeit und Anstrengung gebeugte Gestalt nicht mehr durch die Gänge des Hauses zu schleppen! Mir

[1]) Piter, Diminutiv von Petersburg.

Digitized by Google

kommen die Thränen in die Augen, wenn ich darüber nachdenke, wie scheinbar teilnamlos uns der Verlust von Personen läßt, die unserer frühesten Kindheit ihre Sorgfalt und Pflege widmeten, wie wenig wir ihre Treue, ihre aufopfernden Dienste durch Dankbarkeit und Anhänglichkeit lohnen und ehren.

Als viele Jahre später die Niania Anna starb, ließ sie mein Bruder Sergius (er blieb vor Plewna) in Lubertz ganz dicht neben unserem Erbbegräbnis beerdigen und ihr ein schönes Kreuz setzen. Meine freundliche, liebevolle Mutter aber sagte damals zu ihm: „Was, ein Kreuz für eine Niania?" So gering achtete man die Dienste und die Ergebenheit der Leibeigenen.

* * *

Unser naher Verwandter und Nachbar, Onkel Alexius Wassilievitsch Wereschagin, wohnte fünf Werst von uns entfernt im Selo[1]) Lubertz, am Ufer des Flusses Scheksna, an dem auch unser Dorf, Pertowo, liegt. Er war in seiner Jugend der Liebling seiner Mutter, unserer Großmutter, Natalia Alexiewna, gewesen, die ihn sehr verwöhnt hatte, als er noch bei den Husaren der Kaiserlichen Garde stand. Später erzählte mir einmal der bekannte Lebemann, General Z., das Andenken an die tollen Streiche des jungen Wereschagin und seiner Genossen habe sich lange in Petersburg erhalten. Mein Onkel bildete vor fünfzig Jahren, mit dem Prinzen P. Poniatowski, dem Grafen L. Lamberh und anderen Vertretern bekannter Familien die jeunesse dorée der damaligen Zeit und unterhielt bis zu seinem Lebensende die freundschaftlichsten Beziehungen zu diesen Gefährten seiner Jugend.

Als die Großmutter gestorben war, nahmen beide Brüder den Abschied — mein Vater stand im Zivildienst — und teilten sich freundschaftlich in die Güter. Mein Vater verheiratete sich, der Onkel blieb Hagestolz. Er wollte meinem Vater das beste Gut, Lubertz, abtreten, dieser aber meinte, es gebühre dem Ältesten, und bat nur um einen Flügel des Lubertzer Hauses, den er nach Pertowo verpflanzen wollte. Und dies geschah. Zwar gingen meine Eltern stets mit dem Plan um, ein großes Haus zu bauen, schoben es aber von Jahr zu Jahr auf; so wurden wir denn alle in diesem „Flügel" geboren und wuchsen in dem kleinen Hause heran, das uns in der Erinnerung sehr teuer geblieben ist.

In Lubertz nun lebte mein Onkel vollständig als Grandseigneur. Der ganze Distrikt schmauste und trank bei ihm. Ohne besonders große Kenntnisse zu besitzen, war er doch ein sehr kluger Mann und spielte eine bedeutende Rolle bei den Wahlen. In seinem großen Hause, das von Zigarren, Wein und Branntwein duftete, standen Flaschen und Gläser stets auf dem Tisch. Für uns Kinder gab es Backwerk und Süßigkeiten, die in großen Massen gekauft wurden, so daß nur Kindermagen damit fertig werden konnten. Natürlich waren wir stets glücklich, wenn es nach Lubertz ging, und freuten uns auch sehr, wenn der Onkel bei uns erschien. Er fuhr gewöhnlich in einem zweirädrigen Wagen, den er selbst kutschierte, in Begleitung eines seiner Getreuen, der schon angeheitert ankam und vollständig

[1]) Selo — Dorf mit einer Kirche.

Digitized by Google

betrunken wieder abreiste. Mein Onkel hatte, wenn er nüchtern war, ein sehr klares und richtiges Urteil. Er las mit Vorliebe den „Russischen Boten“ und die „Moskauer Zeitung“, hielt auch die „Glocke“ und das „Nordlicht,“ sowie andere verbotene Zeitschriften, weshalb er, wie ich später erfuhr, in der dritten Abteilung [1]) nicht besonders gut angeschrieben war.

Alles war bei ihm anders als bei uns. Mein Vater schonte seinen Hochwald und ließ so wenig wie möglich schlagen; auch dies wenige nur, wenn er notwendig Geld brauchte. Beim Onkel dagegen fielen die Bäume bald hier, bald dort unter den Schlägen der Axt, die mit großen Waldesstrecken aufräumte. Brauchte er Geld, um nach Piter [2]) zu gehen, so wurde für 5000 Rubel Holz verkauft, und man schlug dann natürlich für 10000. Was kümmerte es ihn — er hatte zeitlebens genug. Alles wurde bei ihm in Massen zubereitet und angeschafft, besonders der Branntwein; bei uns dagegen herrschte Sparsamkeit im Haushalt.

Im Anfang stand er sich nicht besonders gut mit meiner Mutter: er liebte nicht das „Weibergeschwätz“, ihr war seine Rücksichtslosigkeit zuwider, die hervortrat, wenn er sich gehen ließ.

Weder mein Vater noch er waren hart gegen ihre Bauern; beide aber züchtigten zu Zeiten in „echt väterlicher Weise.“ Auch wurden die jungen Burschen schon früher, als unbedingt notwendig war, zur Aushebung geschickt, und den jungen Mädchen gab man Männer, die sie nicht liebten, nach dem Sprüchwort: „Geduld ist ein bitteres Kraut, aber seine Frucht ist süß.“ Übrigens waren diese Heiraten bei uns am häufigsten, da Mama sich das Glück der jungen Leute angelegen sein ließ, und mein Vater der Ausführung ihrer Pläne kein Hindernis in den Weg legte.

Wie groß zu jener Zeit der Einfluß eines reichen Pomeschtschik [3]) war, mag ein Fall zeigen, bei dem es sich um Ausführung gemeinnütziger Anordnungen handelte. Die große Poststraße nach Petersburg führte damals über Lubertz; man ging aber schon lange mit dem Plane um, den Weg abzukürzen, wodurch Lubertz zur Seite liegen geblieben wäre. Es wurde jedoch nie ein Anfang damit gemacht, da mein Onkel der Sache Widerstand entgegensetzte. Vergebens waren zu verschiedenen Malen Tschinowniks [4]) abgesandt worden. Endlich erschien der Gouverneur in eigener Person, reiste aber ab, ohne einen Erfolg erzielt zu haben. Mein Onkel fuhr mit ihm bis zu dem streitigen Terrain, über welches der Weg geführt werden sollte, und steckte vor den Augen Sr. Exellenz einen Stock tief in den sumpfigen Boden. Mehr oder weniger überzeugt, aber auf alle Fälle sehr gut gespeist und getränkt, schlug der Gouverneur wieder den Weg nach Nowgorod ein. Erst den bestimmten Befehlen der neuen Provinzialstände gelang es, den Widerstand zu besiegen und trotz allem den Weg durch die sumpfige Strecke bauen zu lassen.

[1]) Das Polizeiministerium.
[2]) Piter, Diminutiv von Petersburg.
[3]) Pomeschtschik = Großgrundbesitzer.
[4]) Tschinownik, Sekretär.

Digitized by Google

Der Onkel übte unbeschränkte Gastfreundschaft und bewirtete jedermann ohne Ansehen der Person: Minister und ihre Tschinowniks, Beamte jeder Art und jeden Grades, Geistliche, die ihm gratulierten oder ihn um Almosen angingen, Mönche des Klosters, in dem er alljährlich seine Andacht verrichtete — oftmals zu Fuß hinpilgernd — ja selbst fremde Reisende wurden, wenn er gut gelaunt war, von ihm gebeten, einen Bissen bei ihm zu essen und einen Schluck zu trinken.

Lange, lange Jahre nach dieser Zeit, als ich in Turkestan war, lernte ich dort den Tschinownik des Generalgouverneurs Dlotowski kennen. Sobald er meinen Namen hörte, fragte er, ob ich mit Alexius Wassiliewitsch verwandt sei. Als ich ihm sagte, er sei mein Onkel, umarmte er mich stürmisch und rief:

„Sie wissen doch, mit mir ist die Sache passiert, mit mir!"

„Aber was denn?" fragte ich.

„Was man sich bald darauf überall erzählte und auf die verschiedensten Arten ausschmückte. Sehen Sie, ich wurde damals als Tschinownik mit einem besonderen Auftrag zum Gouverneur von Nowgorod geschickt. Im Vorbeifahren wollte ich einen Tag bei Alexius Wassiliewitsch bleiben. Aber ich blieb länger; er ließ mich nicht fort. Endlich sagte ich in entschiedenem Tone: „Der Dienst gebietet es, Alexius Wassiliewitsch, ich muß fort." — „Nun wohl, so reise", erwiderte er zu meinem Erstaunen; „der Dienst! dagegen läßt sich nichts sagen." (Sie wissen, er duzte jedermann). In meiner Gegenwart gab er Befehl, die Pferde am nächsten Morgen in Bereitschaft zu halten. „Gott sei Dank, dachte ich, endlich!" Früh am nächsten Tage geht er selbst mit mir vors Haus, mich abreisen zu sehen — doch was erblicke ich? mein Tarantaß ist mit drei Pferden bespannt, aber die Räder sind fort. Sie wissen, ich blieb dann noch eine Woche bei ihm und kann noch jetzt nicht ohne Schaudern daran denken, wie viel wir in der Zeit getrunken haben."

* * *

Übrigens gaben meine Eltern auch Feste, bei denen es hoch herging. Drei Mal hinter einander wurde mein Vater, jedes Mal für den Zeitraum von drei Jahren, zum Adelsmarschall des Distrikts gewählt. Da kam denn an seinem und der Mutter Geburtstage der ganze Distrikt, d. h. der Adel, zur feierlichen Gratulation. Während eines solchen Festes, am 15. Oktober 1842, wurde ich geboren, als die Gäste gerade an den Spieltischen saßen. Es war der Geburtstag meines Vaters, und in schäumendem Sekt wurde sofort die Gesundheit Wassili Wassiliewitsch des Zweiten getrunken und dem Marschall Glück gewünscht. Dieses für mich denkwürdige Ereignis begab sich in der Stadt Tscheregowetz; da wir den Ort aber nach zwei oder drei Jahren verließen, um fortan auf dem Dorfe zu wohnen, so habe ich von meiner dortigen Existenz keine Erinnerung bewahrt.

In Pertowo, wo wir uns nun dauernd niederließen, erwachte ich zuerst zum Bewußtsein. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört die Ankunft von Gästen. Ich sehe sie Karten spielen; — die Männer haben stets die Pfeife im Munde

Digitized by Google

und singen oft im Chor — auch entsinne ich mich deutlich der wollenen Blousen und weißen Höschen, die man uns anzog, wenn wir vor den Fremden erscheinen sollten, sowie der verschiedenartigen Gefährte, in denen diese bei uns anlangten: Terantasse, Schlitten und Wagen auf Schlittenkufen; dann sehe ich Bauern und Bäuerinnen kommen, die oft beim Gruß fast die Erde berühren und um Holz, Mehl oder Stroh bitten; endlich höre ich die Wölfe an unserem Gartenzaun heulen, die Wölfe, die ich anfänglich für Hunde hielt und die lange meine Phantasie in hohem Grade beschäftigten.

Man hatte wahrscheinlich sehr viel bei uns gekocht und gebraten; denn an diesem Neujahrstag waren eine Menge Gäste erschienen. Da zeigt sich im Hofe ein Thier, das sich bald entschließt, auch einen Blick in die Küche zu werfen. Ich beobachtete gerade aus einem Fenster im Zimmer der Dienstmädchen den Hof, wo ich einen Hund bemerkte, der sich langsam und schnuppernd nähert. Wie glich er doch zum Verwundern unserem Jutschka,[1]) nur ein wenig dunkler war er! Jetzt erreicht er die erste Stufe des Perrons, schnuppert wieder, die Nase in der Luft, — dann die zweite Stufe — erneutes Schnuppern — nun tritt er in den Hausflur und nimmt seinen Weg nach der Küche. Aber bald muß er den Rückzug antreten, denn der Koch verjagt das Tier, das in großen Sätzen dem Flusse zueilt. „Ein Wolf! ein Wolf!" schreien unsere Leute, und ich bin voller Verwunderung, einen Wolf gesehen zu haben und doch in voller Sicherheit zu sein.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß ich von Natur nicht allzu furchtsam war, sondern ein gut Teil Kaltblütigkeit besaß. In der Kindheit schon, wie im späteren Leben, fühlte ich manchmal Furcht im Gedanken an eine mögliche Gefahr, was ich nachher auch ruhig eingestand. Im kritischen Augenblick selbst kam ich dagegen nicht aus der Fassung, handelte ruhig und vergaß vollständig, daß überhaupt Gefahr vorhanden sei.

Vor finsteren Stuben, Toten und Gespenstern fürchtete ich mich allerdings wie die meisten Kinder, was durch die Geschichten der Niania und der anderen leibeigenen Dienstboten leicht zu erklären war. Meine Mutter erzählte uns nie dergleichen, erlaubte aber, daß man uns mit dem „Bubu" schreckte, wenn wir unartig waren oder nicht einschlafen wollten.

Übrigens stand der Aberglaube damals noch in vollster Blüte, selbst die Gutsbesitzer waren nicht frei davon. Ein umgeschüttetes Salzfaß, drei brennende Lichter auf einem Tisch, dreizehn Personen an einer Tafel galten für sichere Vorzeichen eines kommenden Unglücks. Bei den Bauern und Dienstboten war es natürlich noch weit ärger. Da glaubte man fest an „besessene Frauen", den bösen Blick und allerhand anderes Teufelswerk. Wer beim Überschreiten der Schwelle stolperte, wem ein Hase über den Weg lief, der mußte auf alles gefaßt sein.

* * *

[1]) Hundename — Väterchen.

Digitized by Google

Lesen und Schreiben sowie die Kenntnis der französischen Sprache, die sie vollkommen beherrschte, hatte uns meine Mutter beigebracht; ich kam damit recht gut zurecht, als ich sechs oder sieben Jahre alt war. Estewi Stephanowitsch, der zweite Sohn unseres alten Popen, unterrichtete uns in Religion und Geschichte, nachdem sein Bruder, unser früherer Lehrer, nach dem Tode des Vater Stephan demselben im Amt gefolgt war und nun „Vater Wassili" hieß. Er lebt noch, und es geht ihm vortrefflich. Andreas Andrejewitsch Sturm war noch immer unser Lehrer im Rechnen und in der deutschen Sprache.

Wir waren geduldige Lämmer damals und ließen uns ruhig die Neckereien gefallen, mit denen Stephanowitsch uns während des Unterrichts quälte. Er brachte diese Gewohnheit aus dem Seminar mit, wo er eben seine Studien beendet hatte, weshalb wir ihn für die Weisheit selbst hielten. Ich konnte aber seine Art und Weise nicht gut vertragen und wußte mich, wenn irgend möglich, dem Unterricht zu entziehen. So gern ich las, so ungern lernte ich meine Aufgaben auswendig. Trotzdem ich immer damit zustande kam, konnte ich doch nie die Notwendigkeit des Lernens begreifen, und leider gab sich niemand die Mühe, mich darüber aufzuklären.

Nicht daß wir besonders streng gehalten wurden; aber wir hatten doch Furcht vor Strafe, und ich erinnere mich noch deutlich der Seelenqualen, die mir eine zerschlagene Scheibe im Kinderzimmer verursachte. Meine Eltern waren verreist, und die Niania machte mir Angst wegen meiner Missethat, über welche die Mama dann leicht hinwegging. Doch immer wurde es uns nicht so gut. Ich entsinne mich einer gehörigen Züchtigung, als Nikolaus und ich uns eines Tages geprügelt hatten, während die Eltern Mittagsruhe hielten, was das Verbrechen vergrößerte. Nikolaus hatte mir dabei mit seinem Taschentuch, an welchem ein Schlüssel hing, einen Schlag auf den Kopf versetzt, und mein Geschrei brachte den Vater auf unsere Spur.

Der spätere Erfinder „der sparsamsten Art Milchwirtschaft zu treiben" wurde beordert einen gewissen Teil seiner Kleidung herunterzulassen und erhielt verschiedene Streiche mit der Birkenruthe. Ich, der ich ganz willig in meines Vaters Stube gefolgt war, während Nikolaus schon wußte, was seiner wartete, wurde fast rasend vor Angst und Verzweiflung, als ich sah, was mir bevorstand. Als sich das Verhängnis auch an mir erfüllt hatte, glaubte ich, es sei nun für immer aus mit aller Lebensfreude. Meine Mutter aber, die wir unserer Unart wegen um Verzeihung bitten mußten, und von der wir natürlich noch eine Strafpredigt erwarteten, sah mit Schrecken, daß meine Haare und Hände voller Blut waren. Da wurde ich denn verbunden, geliebkost und getröstet, mein armer Bruder aber von neuem gescholten.

Während mein Onkel und mein Vater sich einst mit einem Gast auf dem Perron unseres Hauses unterhielten, suchte ich voller Eitelkeit meine Künste im Springen zu zeigen, fiel dabei aber so unglücklich, daß ich mir den Arm brach.

Ganz blaß ging ich zu meinem Vater und sagte: „Papa, ich glaube, ich habe den Arm gebrochen."

Digitized by Google

Sofort wurde nach der alten Quacksalberin des Dorfes geschickt, die den Samowar anzünden ließ und mit Hülfe warmer Dämpfe den Arm wieder einrichtete. Mir war aufs strengste anbefohlen, nicht zu schreien, um die Mama nicht zu erschrecken. Meine Mutter erwartete ihre Niederkunft und hatte nichts von dem Unfall erfahren. So furchtbar ich nun auch ausstand, gab ich doch keinen Laut von mir, obgleich mir grün und gelb vor den Augen wurde. Man schiente den Arm, der nach wenigen Wochen wieder heil war. Meine Mutter aber erzählte mir später, Onkel Alexius Wassiliewitsch habe sie rücksichtsvoll auf die Sache vorbereiten wollen und nach einigem Zögern gesagt: „Wassia hat sich nur ein bischen den Arm gebrochen."

Wir aßen und tranken im allgemeinen sehr gut; manchmal aber hatte die Mama Anwandlungen von Sparsamkeit, und dann bekamen wir Graupen- und Hafergrützsuppen. Für gewöhnlich erhielten wir von allem die weniger guten Stücke, da das Beste den Gästen vorgesetzt wurde. Zucker sahen wir selten; zum Thee und zum Gebäck erhielten wir Scheibenhonig. Als ich nun eines Tages sah, wie die alte Frau X. sich eine große Masse Zucker auf ihre Waffel streute, rief ich zum allgemeinen Ergötzen: „Nimmt die aber viel Zucker!" Ich hörte nachher meine Mama sagen: „Wassia hat das Rechte getroffen; zuhause nimmt sie weit weniger." Doch war ich nach jener unbesonnenen Äußerung sehr rot geworden.

Unsere Hauptnahrung war Milch, die aber abgefahnt wurde, um den Rahm für die Erwachsenen und Gäste zu verwenden. Nur im Dorfe, bei den Verwandten unserer Niania, erhielten wir manchmal Sahnenmilch. Auch erinnere ich mich, einst mit Velodia in der Vorratskammer mittelst Brotkrusten die Sahne von der Milch genascht zu haben; zur Strafe dafür mußten wir mit Brotkrusten im Munde eine Zeitlang knieen. (Schluß folgt.)

Rußland und Preußen während der Restauration.

Von

F. von Martens.

Das Verhältnis der Freundschaft und Bundesgenossenschaft zwischen Preußen und Rußland wurde durch die Kriege der Jahre 1813 bis 1815 auf sehr feste Grundlagen gestellt. Noch enger wurde es aber gekittet durch die persönliche Freundschaft zwischen dem Kaiser Alexander I. und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Der letztere glaubte, an den Frieden von Tilsit im Jahre 1807, in welchem er, seiner festen Überzeugung nach, der unersättlichen Gier Napoleons I. aufgeopfert worden war, nicht mehr zurückdenken zu dürfen, und im übrigen war er dem Kaiser Alexander dafür dankbar, daß er die Forderungen

Digitized by Google

der preußischen Regierung energisch unterstützt hatte, als im Wiener Kongreß über die Ansprüche Preußens an Sachsen verhandelt wurde.

So spiegelten nach Beendigung des großen europäischen Krieges die gegenseitigen Beziehungen der preußischen und russischen Regierung das Gefühl der Freundschaft wieder, welches die beiden Monarchen persönlich für einander empfanden. Gegenüber allen Fragen von hoher politischer Bedeutung, welche in dieser Zeit auftauchten, finden wir die beiden Regierungen in vollständiger Übereinstimmung. Diese Übereinstimmung wurzelt nicht in Intrigen der beiderseitigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern in der Richtung, welche der Kaiser von Rußland ebenso wie der König von Preußen ihrer auswärtigen Politik selbst mit Beharrlichkeit und Überlegung gegeben haben.

Die Irrigkeit der Meinung, nach welcher die Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. in ihrer äußeren Politik unter dem Einflusse ihrer Minister der auswärtigen Angelegenheiten gestanden hätten, ist garnicht zu verkennen. Diese Meinung widerspricht vor allem den Hauptgrundsätzen der Verfassung des russischen Kaiserreiches, nach welcher die ganze Leitung der äußeren und inneren Politik ausschließlich und unmittelbar von der höchsten Staatsgewalt ausgeht. Diese Meinung steht auch im vollständigen Widerspruche zu allen den Aktenstücken, welche wir in den russischen Archiven vorfinden. Diese positiven Quellen setzen ganz außer Zweifel, daß nicht nur alle einigermaßen wichtigen diplomatischen Depeschen durch die Unterschrift des Kaisers bestätigt zu werden pflegten, sondern daß alle entscheidenden diplomatischen Schritte immer in Folge persönlicher Initiative des regierenden Kaisers und auf Grund einer von ihm eigenhändig niedergeschriebenen Instruktion gethan worden sind.

So pflegte zum Beispiel Kaiser Alexander I. alle für die internationale Politik wichtigen Briefe an den König von Preußen nicht nur mit eigner Hand zu schreiben, sondern auch selbst abzufassen. Alle wichtigeren Aktenstücke, welche sich auf die in Wien 1814 gepflogenen Verhandlungen und auf den Aachener Kongreß von 1818 beziehen, sind von der ersten bis zur letzten Zeile von Alexander I. selbst redigiert worden, und es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß der Kaiser sich die Schriftstücke von seinem Minister hätte in die Feder diktieren lassen.

In dieser Richtung war die Arbeitskraft Nikolaus I. wahrhaft wunderbar. Auf alle Berichte der Vertreter Rußlands im Auslande, welche mit mehr oder weniger wichtigen politischen Fragen Berührung hatten, setzte der Kaiser selbst seine Verfügung und gab zu gleicher Zeit an, in welchem Sinne die Antwort zu schreiben sei. Das ist aber noch nicht alles: Wir werden weiter unten sehen, daß der Kaiser Nikolaus die allerdetailliertesten Denkschriften über die wichtigsten internationalen Vorkommnisse selbst verfaßte und daß er die Maßregeln, welche er zur Vertretung der russischen Interessen ergriffen sehen wollte, in der eingehendsten Weise vorschrieb. Solche Denkschriften hat er geschrieben über die polnische, die orientalische, die belgische und über andere Fragen, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auftauchten.

Digitized by Google

Deswegen ist es eine sehr natürliche Erscheinung, daß die am russischen Hofe beglaubigten fremden Diplomaten die Minister der auswärtigen Angelegenheiten dieses Reiches immer als Beamte angesehen haben, welche keinen wirklich entscheidenden Einfluß auf die äußere Politik Rußlands hatten. Weder Graf N. Panin noch Graf Rumianzow oder Capodistria waren im stande, Kaiserin Katharina II. und Kaiser Alexander I. zur Aufgabe der politischen Ideen zu vermögen, welche sie einmal gefaßt hatten. Im Gegenteil hatten alle diese Minister nur das eine Bestreben, die Gedanken ihrer Herrscher richtig zu verstehen und genau niederzuschreiben. Von allen Ministern hatte Graf Nesselrode den geringsten selbständigen Einfluß auf die russische Politik, schon unter Alexander I. und ganz besonders, als Kaiser Nikolaus I. den Tron bestieg. Dieser letztgenannte konnte schon wegen seines unabhängigen Charakters und wegen der von ihm öffentlich ausgesprochenen Anschauungen nicht dulden, daß sein Minister eine unabhängige Rolle spielte. Alle Aktenstücke aus den kaiserlichen Archiven wie die Berichte der fremden Diplomaten an dem Petersburger Kabinet stellen fest, daß der Graf Nesselrode vor seinem Herrscher „zitterte" und nur selten wagte, ihm offen seine Meinung auszusprechen. Alle seine Bemühungen beschränkten sich darauf, die Gedanken des Kaisers zu erraten und sie in einer eleganten diplomatischen Form darzustellen.[1]) Hieraus können wir also schließen, daß die äußere Politik Rußlands während dieser ganzen Zeit nicht den Stempel des jedesmaligen Premier-Ministers, sondern den des regierenden Kaisers trägt, welcher stets die äußeren oder diplomatischen Angelegenheiten als einen Gegenstand von hoher Bedeutsamkeit betrachtete und sich aus dem Betreiben derselben eine Lieblingsbeschäftigung machte.

So wird es auch verständlich, daß die persönlichen Beziehungen zwischen den Monarchen immer einen entscheidenden Einfluß auf die politischen Angelegenheiten und die internationalen Beziehungen ausgeübt haben. Es ist nicht möglich, die intimen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen während der ganzen Dauer dieses Jahrhunderts zu würdigen, ohne das Gefühl der aufrichtigen Freundschaft und verwandtschaftlichen Anhänglichkeit in Erwägung zu ziehen, welches die Kaiser von Rußland an die preußischen Könige band.

Die Freundschaft zwischen Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. beruhte auf der gegenseitigen Achtung und Liebe, welche durch den gemeinsamen Kampf gegen Napoleon I. noch verstärkt war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen die beiden Monarchen ihre Freundschaft zu einander durch ein vollkommen gleichmäßiges Vorgehen in den wichtigsten politischen Angelegenheiten.

So schrieb am 22. Dezember 1815 Friedrich Wilhelm III. an Alexander I: „Während eines innigen täglichen Verkehres von drei Jahren hatte ich es mir zur lieben Gewohnheit gemacht, mit Ew. Majestät zusammenzuleben und Ihnen mein Herz auszuschütten. Wir haben alles mit einander geteilt: Arbeiten, Ge-

[1]) Vitzthum von Eckstädt, St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. Stuttgart 1886. Bd. 1. S. 4 ff.

Digitized by Google

danken, Niederlagen und Erfolge. In den gefahrvollsten Augenblicken, welche wir zusammen erlebt haben, hat Ihre Gegenwart mich beruhigt. In den glücklichen Stunden, welche der Himmel uns hat zusammen genießen lassen, hat sie meine Freude lebhafter und reiner gemacht. . . .

Meine Freundschaft für Ew. Majestät ist für mich zu einer wahren Religion geworden. Ich werde die Dienste, welche Sie mir erwiesen haben, und die von Herzen kommende Gefälligkeit, mit der Sie sie immer begleitet haben, nie vergessen; und meine Unterthanen ebensowenig wie ich."

Ein andermal sagte der König. „Nächst Gott, welcher das allgemeine Streben, das er in mein Volk pflanzte, gesegnet hat, schulde ich den meisten Dank Ew. Majestät, Ihrer und Ihrer wackeren Truppen Ausdauer und Heldenkühnheit."

Endlich schrieb Friedrich Wilhelm III. nach der Verlobung seiner Lieblingstochter mit dem Großfürsten Nikolaus Paulowitsch am 3. (16.) April 1816 an Alexander I., daß ihre Freundschaft „immer allen politischen Berechnungen fremd geblieben" sei und sich jetzt noch mehr durch die Familienverbindung befestigen werde.

„Der Himmel wollte uns noch ein Glück bewilligen," schrieb der König, „und niemals ist eine Ehe unter glücklicheren Auspizien geschlossen worden. Der Schmerz, welchen ich über das Fernsein eines geliebten Kindes empfinden werde, wird weniger bitter sein, weil ich mir sagen kann, daß sie einen zweiten Vater findet, eine Familie, die sie mit Liebesbezeugungen überhäufen wird, und einen Gatten, den ihr Herz selber gewählt hat."

Diese Gefühle des Königs von Preußen fanden im Herzen des Kaisers Alexander von Rußland einen vollkommenen Wiederhall. Er schrieb selbst das Konzept eines Briefes, den er dann mit eigener Hand ins Reine schrieb und am 16. (27.) Januar 1816 an den König absandte. Der Ausdruck der aufrichtigsten Liebe ist in diesem Briefe nicht zu verkennen. Der Kaiser schrieb. „Die Freundschaft, welche uns verbindet, hat ihre Quelle im Herzen. Sie ist befestigt durch Prüfungen, durch Hoffnungen und Erinnerungen, welche von unserem Leben nicht zu trennen sind. Sie wird uns bis ins Grab begleiten. . . . Diese heilige Freundschaft, deren Segnungen ich im Felde Angesichts des Feindes, wie inmitten Ihres Volkes und Ihrer Heere ganz durchgekostet habe, hat mich in den stürmischen Stunden gestärkt und hat den Mut meines Volkes und meiner Truppen verdoppelt [1])."

Freilich müssen wir hinzufügen, daß das Gefühl der Freundschaft bei Alexander I. und Nikolaus I. niemals das Bewußtsein ihrer eigenen Würde als russische Kaiser und die berechtigte Sorge für die nationalen Interessen ihrer Länder unterdrückt hat. Der Einfluß der russischen Regierung auf die innere und äußere Politik Preußens ist während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ohne Zweifel unvergleichlich viel größer gewesen als umgekehrt der Einfluß des Berliner Kabinets auf das Petersburger. Auf dem Wiener, dem Aachener und den anderen

[1]) Martens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie, Bd. 7, S. 218 ff.

Digitized by Google

späteren großen Kongressen hatten die preußischen Diplomaten zur Grundlage ihrer Verhandlungen meistens Instruktionen, welche unmittelbar unter dem Einfluß der russischen Regierung aufgesetzt waren. Dieser Einfluß, den die kaiserliche Regierung auf die inneren und äußeren Angelegenheiten Preußens hatte, war ihr leicht in Folge der anerkannten großen Freundschaft des Königs für Rußland. Dies ist aber auch der Grund für die Feindschaft, welche alle fortgeschrittenen und liberalen Parteien Preußens und ganz Deutschlands dem russischen Staat entgegenbrachten, welchen sie für den Vorkämpfer verralteter, auf der Willkür und der Schwäche der Büreaukratie beruhender Regierungsgrundsätze hielten.

So schrieb Graf Alopëus, der russische Gesandte in Berlin, am 5. (17.) Januar 1816 an den Vizekanzler Grafen Nesselrode: „Sie kennen den König. Er hängt mit Leib und Seele an unserem Herrn, er liebt ganz besonders das russische Volk und gerade diese Vorliebe macht ihn noch ängstlicher. Die deutschen Demagogen werfen ihm seine Vorliebe für die Russen vor, und das hindert ihn daran, sich um die Einzelheiten der politischen Beziehungen zwischen den beiden Höfen zu bekümmern. Er überläßt sie dem Staatskanzler (Fürst Hardenberg), welcher uns zwar sehr günstig gesonnen ist, aber trotz der Festigkeit seines Charakters doch mehr oder weniger unter dem Einflusse einiger subalterner Geister steht, Christen und Juden, unter denen sich nicht ein einziger anständiger Mensch befindet. „Diese Leute", fügt Alopëus hinzu, „fürchten uns mit Recht, denn sie fühlen, daß die engen Beziehungen zwischen dem Kaiser und König sie daran hindern, eine hervorragende Rolle zu spielen und ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen."

Diese Beamten suchten systematisch alle Geschäfte zu verschleppen oder zu hintertreiben, so daß dieselben oft nur durch das persönliche Eingreifen des Königs zum Abschluß gebracht werden konnten.

So billigte der König von Preußen, als der griechische Aufstand ausbrach und der Kaiser Alexander I., durch die öffentliche Meinung seines Volkes gezwungen, die Partei seiner Glaubensgenossen, der Griechen, zu der seinigen machte, aus vollem Herzen die energischen Maßregeln, welche Rußland gegen die Hohe Pforte ergriff. Aber die Geheimräte des Königs spalteten sich in zwei feindliche Lager, welche sich gegenseitig bekriegten. Die einen, Fürst Wittgenstein, Schuckmann und Ancillon, sprachen sich offen für die Politik des Fürsten Metternich aus und verlangten, die Griechen sollten als Aufständische behandelt werden, sie verdienten keine Sympathie, sondern exemplarische Strafe. Die andern, General Witzleben, Graf Bernstorff, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzminister Motz und Eichhorn rieten vielmehr, die russische Politik gegen die Türkei zu unterstützen, aber nur aus Haß gegen Österreich und nicht aus Liebe zu Rußland[1]).

„Graf Bernstorff", schrieb am 4. (16.) Oktober 1821 der russische Gesandte am Berliner Hofe an seine Regierung, „scheint sehr gut begriffen zu haben, daß es lediglich unsere Sache ist, uns mit der Türkei über das zu benehmen, was uns und den Griechen dienlich ist. Preußen wird niemals auf unseren Einfluß

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1885. Bd. 3, S. 734 ff.

Digitized by Google

und unsere Erfolge im Orient eifersüchtig sein, und es fürchtet nichts als den Krieg; denn dieser würde nach der preußischen Auffassung den segensreichen Fünfstaatenbund, das Pfand für die Ruhe nach außen und innen, in seinen Grundlagen erschüttern. Die preußischen Staatsmänner sind überzeugt, daß die Revolutionäre ganz Europas die Wirren in Griechenland ausbeuten würden, um ihre verderblichen Lehren auszubreiten."

In Wahrheit begann die preußische Regierung, sobald sie die Überzeugung gewonnen hatte, daß Rußland von ihr weder in Geld noch an Truppen eine Unterstützung gegen die Türkei verlangen würde, die russische Politik in Konstantinopel zu unterstützen. Und als endlich Kaiser Nikolaus I. zum Kriege gegen die Türkei gezwungen wurde, konnte der für Rußland so opferreiche Feldzug nur infolge der Mitwirkung des preußischen Generals Müffling durch einen ehrenvollen und vorteilhaften Friedensschluß, den Vertrag von Adrianopel im Jahre 1829, beendet werden.

Wenn aber in politischen Fragen die preußischen Minister nicht immer einig über die zu wählende Stellung gegen Rußland waren, so herrschte immer vollständige Übereinstimmung in den Fragen der Handelspolitik, sobald sie das große Nachbarreich betrafen.

König Friedrich Wilhelm III., seine Minister und überhaupt die öffentliche Meinung in Preußen waren fest davon überzeugt, daß Rußland als Hauptabsatzmarkt für alle preußischen Manufakturwaren dienen müßte. Deshalb wurde der geringste Versuch der russischen Regierung, die einheimische Industrie zu schützen und die Überschwemmung der russischen Märkte mit den preußischen Industrieerzeugnissen, welche meist billig und von geringer Güte waren, etwas einzuschränken, von der preußischen Regierung jedesmal als ein Akt der Feindseligkeit betrachtet.

Im Jahre 1815 hatte die preußische Regierung es mit großem Geschick verstanden, die Umstände auszunutzen und dem preußischen Handel ausschließliche Rechte und Vorteile im russischen Reich überhaupt und besonders im Königreich Polen zu sichern. Fürst Hardenberg legte im Wiener Kongresse dar, daß die Einverleibung des Herzogtums Warschau in Rußland für Preußen nicht die Wirkung haben dürfe, daß die Rechte und Vorteile, welche der preußische Handel „seit unvordenklicher Zeit" in den polnischen Provinzen gehabt hätte, einfach aufgehoben würden. Da Kaiser Alexander den Polen eine besondere Verfassung und eine eigene Regierung in Warschau bewilligt habe, so habe er seinem Freunde und Verbündeten, dem Könige von Preußen, gegenüber die Pflicht, die Unverletzlichkeit der Rechte und Ansprüche Preußens im Königreiche Polen zu sichern.

Diese Darlegungen hatten Kaiser Alexander gegenüber den gewünschten Erfolg. Er unterzeichnete im Laufe der Verhandlungen des Wiener Kongresses einen Vertrag mit Preußen, kraft dessen die Schiffahrt auf allen Flüssen und Kanälen des Königreichs Polen als völlig frei anerkannt wurde. Im übrigen waren „die hohen vertragschließenden Parteien, um über ihre wohlwollenden und väterlichen Absichten in dieser Hinsicht keinen Zweifel aufkommen zu lassen, übereingekommen, von jetzt an für alle Zukunft in allen ihren polnischen Provinzen

Digitized by Google

(im Umfange von 1772) den ungehindertsten Verkehr mit allen Erzeugnissen und Produkten, welche aus diesen Provinzen stammen, zuzulassen." (Art. 28.)

Eigens zu diesem Zweck ernannte Kommissarien bekamen den Auftrag, nicht nur die Bedingungen für die Schiffahrt festzustellen, sondern auch den Tarif, „nach welchem der Ein- und Ausfuhrzoll für alle Erzeugnisse der Natur, des Bodens, der Gewerbe und der Fabriken in den genannten Provinzen erhoben werden sollte." Aber diese Einfuhrzölle sollten in keinem Falle „zehn von hundert des Wertes überschreiten, welchen die Waare am Orte der Absendung hat." Die Einfuhrzölle auf Getreide sollten auch „von denselben Komnissarien, gemäß den ihnen erteilten Instruktionen, nach dem wenigst drückenden Tarif angesetzt werden."

Aber um die Fremden vom Genusse dieser Vorteile auszuschließen, wurde festgesetzt, daß alle Erzeugnisse dieser Provinzen, welche aus dem einen Lande in das andere eingeführt würden, mit einem Ursprungszeugnis versehen sein sollten. Diese Zeugnisse sollten von den Konsuln ausgegeben werden, aber in dem Falle, wo der Sitz derselben zu weit von dem Herstellungsort entfernt wäre, sollte eine Bescheinigung der Ortsbehörden genügen.

Endlich wurde der ganze Durchgangsverkehr „in allen Teilen des ehemaligen Polens" für frei erklärt und „dem niedrigsten Abgabensatze unterworfen." Den Zollbehörden wurde durchaus verboten, die Durchgangs- und anderen Sendungen unnütz und mutwillig aufzuhalten.

Es zeigte sich nun, daß diese Bestimmungen des Wiener Vertrages von 1815 praktisch unausführbar und für Rußland höchst nachteilig waren. Die Lage, in welche dieser Vertrag den preußischen Handel in Polen versetzte, wurde unerträglich, und die Regierung in Warschau fing selbst bald darauf an, in Petersburg Vorstellungen zu machen, und führte die unbedingte Notwendigkeit aus, diese Bestimmungen des Vertrages von 1815 aufzuheben. Die preußischen Erzeugnisse, welche unter ganz außerordentlich günstigen Bedingungen in Russisch-Polen eingeführt waren, wurden von da in das eigentliche Rußland wieder ausgeführt, und das gab den Anlaß dazu, daß ein Jahr später neue Verhandlungen mit dem Berliner Hofe eingeleitet wurden, welche die Bestimmungen des Wiener Vertrages „genauer festsetzen" sollten.

Am Ende des Jahres 1816 kamen die von den beiden Regierungen eingesetzten Kommissarien zu einer Einigung über die Hauptpunkte und unterzeichneten einen Handelsvertrag. Aber Kaiser Alexander I. lehnte die Ratifikation desselben ab, weil seine Wirksamkeit sich auf die beiden Westprovinzen miterstrecken sollte, welche 1772 noch zu Polen, jetzt aber zu Rußland gehörten. Außerdem verlangte der Handel Rußlands einen weiteren Schutz und konnte sich bei der freien Einfuhr ausländischer Erzeugnisse nicht beruhigen.

Die preußische Regierung war über diese Ablehnung sehr entrüstet; nach ihrer Ansicht konnte sich der Zolltarif prohibitiven Charakters, welchen die russische Regierung eingeführt hatte, nicht auf Polen erstrecken, für welches besondere Zolltarife in Geltung und verbürgt waren. Dennoch mußte Preußen es sich gefallen

Digitized by Google

lassen, daß der Ort der Verhandlungen von Warschau nach Petersburg verlegt und daß der bereits unterzeichnete Handelsvertrag wesentlichen Änderungen seines Inhalts unterworfen wurde.

Am 7. (19.) Dezember 1818 erfolgte die Unterzeichnung des Vertrages zwischen Rußland und Preußen, welchem immerhin die Bestimmungen des Vertrages von 1815 zu Grunde lagen[1]).

Die Mängel dieses Handelsvertrages zeigten sich bald, und schon kurze Zeit nachher gewann die russische Regierung die Überzeugung, daß es unmöglich sei, nach den Grundsätzen des Wiener Vertrages von 1815 die gegenseitigen Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Preußen zu regeln.

Im folgenden wollen wir nun versuchen, gestützt auf Urkunden und Aktenstücke, welche ausschließlich den kaiserlich russischen Archiven entnommen sind und bisher weder veröffentlicht noch von irgendwem eingesehen worden sind, die diplomatischen Verhandlungen in ihren Umrissen zu schildern, welche zwischen Rußland und Preußen während der letzten Regierungsjahre Kaiser Alexanders I. stattgefunden haben, und deren Hauptgegenstand die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Reichen bildeten. Diese Verhandlungen fanden im Jahre 1825 ihr Ziel in dem Abschluß eines neuen Handels- und Schiffahrtsvertrages. Aber wir werden sehen, daß die handelspolitischen Fragen, über welche damals zwischen den beiden Nachbarstaaten verhandelt wurden, noch immer dieselben geblieben sind und heute wie damals unendliche Schwierigkeiten verursachen.

Durch eine Depesche vom 10. Dezember 1821 bekam Graf Alopëus den Auftrag, die Abänderung und selbst die Aufhebung des Zusatzvertrages vom 7. (19.) Dezember 1818 durchzusetzen; der Abschluß desselben hatte zwar viel Mühe gekostet, aber alles in allem hatte er weder Rußland noch Polen genützt, sondern beiden nur geschadet. „Unsere Landwirtschaft," so schrieb Graf Nesselrode, „liegt in mehreren Provinzen darnieder, denn sie findet ihre Erzeugnisse von allen ihren alten Absatzgebieten in Europa durch Prohibitivzölle ausgeschlossen; unsere Industrie, welche noch im Werden begriffen ist, droht in der Wiege erstickt zu werden, denn infolge der Handelsfreiheit des Jahres 1818 machen ihr alle fremden Industrien, ihre Nebenbuhlerinnen, eine Konkurrenz, welche sie noch nicht ertragen kann; unser Seehandel endlich ist machtlos und findet keine Thätigkeit, unsere Zollhäuser liegen voll von Waren aller Art, ohne daß unsere Kaufleute im stande wären, auch nur die Zollgebühren für dieselben zu bezahlen."

Diese Sachlage findet sich in noch eingehenderer Ausführung dargestellt in dem Bericht des Finanzministers Guriew an den Kaiser, welche der Depesche beigelegt war. Dort heißt es, der Zusatzvertrag von 1818 sei sehr bald nach dem Vertrage von 1815 entstanden, zu einer Zeit, wo die Umstände, welche auf die Entwickelung von beiderseits vorteilhaften Handelsbeziehungen Einfluß haben konnten, noch nicht klar zu Tage getreten seien. Preußen selbst habe diese Sach-

[1]) Martens, Recueil des traités et conventions Bd. 7, Nr. 297.

Digitized by Google

lage dadurch anerkannt, daß es so eben einen neuen Zolltarif eingeführt habe, welcher in der Festsetzung von Einfuhrzöllen für einige Waren dem Vertrage von 1818 zuwiderlaufe. Noch ungünstiger als der Handel im Reiche seien Industrie und Handel im Königreich Polen gestellt.

„Wir bezweifeln nicht" sagt der Finanzminister „die großen gegenseitigen Vorteile, welche eine vollständige Handelsfreiheit herbeiführen würde, wenn sie gegenseitig und für alle Staaten Europas gültig wäre. Aber England hängt, obgleich seine Industrie auf dem höchstmöglichen Grad der Thätigkeit und des Erfolges angelangt zu sein scheint, treu an seinem Schutzzollsystem, Frankreich und Österreich haben dieselben Grundsätze für ihre Handelspolitik angenommen, und angesichts dieser Thatsachen bleibt für Rußland nichts übrig, als auch zu seinem alten Schutzzollsystem zurückzukehren."

„Natürlich" fügte Graf Nesselrode in seiner Depesche hinzu, „wird es Preußen nicht leicht werden, auf die Vorrechte zu verzichten, deren einige Zweige seiner Industrie, (wie z. B. die Tuch- und Leinenweberei), sich in Rußland erfreuen. Aber kann die Berliner Regierung verlangen, daß Rußland für alle Zeiten derartige Opfer bringe? Kann sie überhaupt wünschen, daß solche Umstände, welche fortwährenden Anlaß zu Unzufriedenheiten geben, in alle Ewigkeit fortdauern? Die russische Regierung ist durch die Lage der Dinge gezwungen, die Beseitigung eines unmöglichen Zustandes zu verlangen, und wenn Preußen sich bestimmt weigern sollte, ihren gerechten Wünschen Gehör zu geben, so würde sie sich zur Ergreifung von Repressalien gezwungen sehen."

Graf Alopëus bekam den Auftrag, bis auf weiteren Befehl, durch vertrauliche Vorstellungen eine Einwirkung zu versuchen und seine Ansicht darüber mitzuteilen, wie man am schnellsten das gegebene Ziel erreichen könnte.

In seiner Depesche vom 17. (29.) Januar 1822 sprach Alopëus seine vollständige Hoffnungslosigkeit gegenüber dem ihm erteilten Auftrage aus. Er wisse nicht, wie er bei dem kopflosen Zustande, in welchem sich zur Zeit das preußische Ministerium befinde, die Revision des Zusatzvertrages von 1818 erreichen solle. Mit dem Grafen Bernstorff sei nichts zu machen; derselbe habe keinen Einfluß auf die anderen Minister und werde von ihnen wie ein Fremder betrachtet. Er selbst trage Scheu, sich in die inneren Angelegenheiten des Staates zu mengen oder dieselben nach seinen Grundsätzen zu entscheiden. Wenn Fürst Hardenberg da wäre, dann hätte man noch an die Möglichkeit glauben können, die schwierige Aufgabe zu einem guten Ende zu bringen, aber so lange man auf Graf Bernstorff angewiesen sei, könne man nicht daran denken. Dieser befinde sich vollständig in den Händen von untergeordneten Beamten, welche keine Freunde Rußlands seien. Somit bleibe nichts übrig, als die Rückkehr Hardenbergs nach Berlin abzuwarten und zu hoffen, daß durch dessen Einfluß die Verhandlungen über die Angelegenheit eingeleitet werden könnten, mit deren Durchführung der Gesandte beauftragt sei.

In einem privaten Schreiben an Nesselrode drückt unser Vertreter sich mit noch größerem Freimut über die inneren Zustände Preußens aus. „Die Ge-

Digitized by Google

schäfte sind hier so sehr ins Stocken geraten, daß es nicht einmal möglich ist, von dem preußischen Kabinet Erklärungen über solche Angelegenheiten zu erlangen, welche dasselbe so ausschließlich berühren, wie zum Beispiel die in Polen angelegten Bankkapitalien. Wie sollte man es dazu bringen, gar den Zusatzvertrag aufzuheben, welcher dem Lande so großen Vorteil bringt?" Man werde die preußische Regierung nur durch Drohungen von der Notwendigkeit, die Bitte Rußlands zu gewähren, überzeugen können. Infolgedessen schlägt Alopëus vor, mit der Erklärung zu drohen, man werde die russische Post, von welcher Preußen großen Vorteil hatte, über Krakau und Österreich leiten. Diese Maßregel werde vielleicht zum Ziele führen.

Endlich gelang es Alopëus, Anfang Februar 1822 eine Unterhandlung mit Fürst Hardenberg über den Zusatzvertrag von 1818 zu bewirken. Der Gesandte setzte alle die Nachteile, welche Rußland durch diesen Vertrag erlitt, auseinander und erklärte entschieden, die russische Regierung sei nicht in der Lage, die weitere Anwendung desselben zuzugeben, wenn in den wesentlichsten Bestimmungen desselben nicht grundlegende Änderungen getroffen würden.

Indessen gab sich Alopëus über das Ergebnis dieser langen Unterredung mit dem preußischen Ministerpräsidenten keinen vergeblichen Hoffnungen hin. Hardenberg hatte zwar unseren Gesandten gebeten, ihm alle seine Bedenken gegen den Vertrag von 1818 schriftlich auszusprechen, aber er hatte ihm nichts Bestimmtes über die Schritte zugesagt, welche er in dieser wichtigen Angelenheit ergreifen wollte. Überhaupt hatte der preußische Kanzler keine eigene Ansicht ausgesprochen, und Alopëus wußte nicht einmal, mit welchen Augen die preußische Regierung den ihr gemachten Vorschlag betrachtete und unter welchen Bedingungen sie ihn annehmen würde. Nach dieser Schilderung seiner Zweifel fährt Alopëus fort: „Der verehrungswürdige Mann nimmt seit einiger Zeit auffallend ab." Trotzdem habe er jederzeit Zugang bei der Person des Königs und genieße einen unbestrittenen Einfluß. „Man fragt sich, wie es werden wird, wenn Fürst Hardenberg einmal nicht mehr sein wird. Keiner der gegenwärtigen im Amte befindlichen Minister scheint sich eines besonderen Vertrauens vonseiten des Königs zu erfreuen, und die Art und Weise, in der die Geschäfte jetzt behandelt werden, erregt Entmutigung und Mißstimmung bei Vorgesetzten und Untergebenen."[1])

Unter diesen Umständen fand Kaiser Alexander sich genötigt, zu dem letzten Mittel seine Zuflucht zu nehmen und selbst einen Brief an den König von Preußen zu schreiben. In diesem Briefe, vom 15. Februar 1822, heißt es:

„Es ist mir zur Gewohnheit geworden, in allen Angelegenheiten, welche auf das Wohl unserer Staaten und auf die Beständigkeit der zwischen unseren Regierungen bestehenden Beziehungen einwirken können, mich Ew. Majestät zu offenbaren. Eine solche bedeutsame Angelegenheit liegt jetzt vor. Ich kann nur mit großem Kummer zu Eurer Majestät davon sprechen, aber ich gebe Ihnen ein neues Zeugnis meines völligen Vertrauens, und ich wiege mich in der Sicher-

[1]) Depesche des Grafen Alopëus vom 12. (24.) Februar 1822.

Digitized by Google

heit, daß Sie bereit sind, mir einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft zu geben." Die Festsetzung des Wiener Kongresses und die Bestimmungen des Zusatzvertrages vom 7. (19.) Dezember 1818 hätten von dem Augenblick des Inkrafttretens an die größten Nachteile über Rußland und Polen gebracht. Lange Zeit habe der Kaiser den Klagen hierüber keine Beachtung geschenkt und die Mißstände, welche ihnen zu Grunde lagen, nur für zeitweilige gehalten. Aber alle seine Erwartungen seien durch die Thatsachen betrogen worden. „Je länger der Vertrag von 7. (19.) Dezember in Geltung bleibt, je weiter die in ihm aufgestellten Grundsätze ihre Wirksamkeit erstrecken, desto mehr wird in Rußland wie in Polen die ländliche und gewerbliche Thätigkeit nicht nur in ihrem Fortschritt gehemmt, sondern geradezu ihrem Ruin zugeführt." Der Dezembervertrag habe die Anwendung der vom Wiener Kongreß aufgestellten Grundsätze bewirken sollen; und diese Grundsätze seien ja auch vernünftig und nützlich, vorausgesetzt, daß alle Staaten bereit wären, dieselben anzunehmen. Außerdem habe man es 1815 für nötig befunden, dem Handelsverkehr eine größere Freiheit zu bewilligen, nachdem er fast zehn Jahre unter dem Druck fortwährender Beschränkungen gelitten habe. „Damals suchten alle Regierungen ein Heilmittel für die Leiden, welche sie erduldet hatten, in der Freiheit des Verkehrs und in der Leichtigkeit des gegenseitigen Güteraustausches." Aber die Erfahrung und die Berechnung hätten sie gezwungen, dem Schutzzollsystem nicht zu entsagen, und dieses bestehe in England, Österreich, Frankreich, ja in Preußen selbst. Und je mehr dieses System wieder an Ausbreitung gewinne, um so größer seien die Opfer, welche die Länder zu bringen haben, welche den in Wien ausgesprochenen Grundsätzen treu geblieben seien. Daher seien Rußland und Polen zu bloßen Niederlagen für fremde Industrieerzeugnisse geworden, und die russische Regierung sei gezwungen, an der Herabdrückung der eigenen Industrie mitzuwirken und müsse dabei zusehen, wie alle fremden Häfen für russische Erzeugnisse versperrt seien.

Dieser Stand der Dinge rufe die größten Besorgnisse hervor, denn der Ackerbau, welcher keinen Absatz für seine Erzeugnisse finde, und die Industrie, welche nicht den geringsten Schutz genieße, eilen ihrem völligen Untergange entgegen. Es sei einfach natürlich, daß die solidesten Handlungshäuser dabei ins Schwanken gekommen seien, und daß das Elend im Volke von Tag zu Tag größer werde. Dieses Elend in Rußland und Polen sei hauptsächlich durch den Handelsvertrag von 1818 hervorgerufen worden, denn infolge desselben seien Rußland und Polen mit preußischen Industrieerzeugnissen überschwemmt worden, denen keins der beiden Länder eine Konkurrenz entgegensetzen könne. Trotz aller dieser Umstände habe der Kaiser die verbindliche Kraft des Dezembervertrages aufrecht erhalten, weil er die Wiener Kongreßakte nicht habe verletzen wollen. Aber jetzt sei die Lage unerträglich geworden, und auch der König würde, wenn er sich an der Stelle des Kaisers befände, den vielfachen, durch die Ausführung des Zusatzvertrages hervorgerufenen Klagen gegenüber nicht taub sein. Infolgedessen seien die russische und die polnische Regierung zur Abfassung eines neuen Tarifs im schutzzöllnerischen Sinne geschritten, und derselbe könne bis zur Wiedereröffnung der

Digitized by Google

Schiffahrt fertig sein. „Ich wiederhole“ schließt Kaiser Alexander I. diesen langen Brief, „daß es mir unsagbar schwer geworden ist, die Mühe Ew. Majestät noch einmal für eine Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, welche wir schon zu unserer Freude geregelt zu haben glaubten. Aber das ist nun einmal das Geschick der irdischen Dinge, und besonders zu einer Zeit, in welcher die Vergangenheit der Gegenwart nichts feststehendes hinterlassen hat, und alles neu begründet oder befestigt werden muß.“

Die Antwort, welche Friedrich Wilhelm am 22. März 1822 schrieb, zeichnete sich durch eine sichtliche Zurückhaltung aus und verbarg kaum eine ernstliche Unzufriedenheit. Der König wisse zur Genüge, wie gewissenhaft der Kaiser in der Erfüllung der von ihm übernommenen Verpflichtungen sei, um zu verstehen, daß nur die äußerste Not ihn zur Abänderung der völkerrechtlichen Fortsetzungen vermögen könne, durch welche die Handelsbeziehungen zwischen Preußen auf der einen Seite und Rußland und Polen andererseits geregelt würden. In die Würdigung der einzelnen Gründe, welche der Kaiser zu Gunsten der Veränderung des Zusatzvertrages von 1818 vorgebracht habe, wolle der König nicht eingehen, aber er könne es sich doch nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß schon die Annahme dieses Vertrages für den preußischen Staat nicht leicht gewesen sei und denselben zu vielerlei Zugeständnissen genötigt habe. Andrerseits sei es nicht möglich, einen Teil der Bestimmungen des Vertrages aufzuheben, ohne die Grundlagen des Ganzen zu zerstören, weil alle Einzelbestimmungen eng in einander greifen. Immerhin erklärte der König sich zuletzt bereit, in Vorbesprechungen behufs Abänderung einzelner Paragraphen des Handelsvertrages einzugehen und alle Zugeständnisse zu machen, welche mit den berechtigten Interessen seines Volkes in Einklang zu bringen seien.

* * *

Nach einigen weiteren Schritten erhielt Alopeus endlich den Auftrag, Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Vertrages einzuleiten, dessen Grundlage „die gegenseitige Übereinkunft“ sein solle.[1]) Doch konnten die Verhandlungen noch nicht gleich beginnen, weil die preußische Regierung sich nicht darein finden konnte, die Aufhebung des Vertrages von 1818 als vollendete Thatsache anzunehmen. Diese Empfindung zeigt sich mit ganz besonderer Schärfe in dem Briefe König Friedrich Wilhelms III. an Alexander I. vom 13. Juli 1822. In diesem Briefe erinnert der König in sehr kühlem Tone daran, daß der Kaiser von Schwierigkeiten gesprochen habe, welche die Durchführung des Handelsvertrages von 1818 mache, und daß er selbst versprochen habe, Verhandlungen zwecks Abschlusses eines neuen Vertrages anzuknüpfen. Statt dessen habe der russische Gesandte in Berlin der preußischen Regierung ohne weiteres eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen vorgelegt, durch welche in Rußland eine neue Zollpolitik eingeführt werde. Den preußischen Unterthanen gegenüber habe man sich darauf beschränkt, ihnen die Unterwerfung unter die neuen Verhältnisse anzuraten, da der

[1]) Depesche des Grafen Nesselrode vom 23. Juli 1822.

Digitized by Google

Vertrag von 1818 aufgehoben sei, und habe ihnen als besondere ausnahmsweise Vergünstigung einige Vorrechte bewilligt, welche nur einen unbedeutenden Teil der Befugnisse ausmachten, welche ihnen kraft des Vertrages von 1818 rechtlich zuständen. Der König, hieß es in dem Briefe, könne dieser einseitigen Aufhebung des Zusatzvertrages von 1818 nicht beistimmen, und er bitte den Kaiser, sich wieder an die abgeschlossenen und verbindlichen Verträge zu halten."

Dieser Brief machte Kaiser Alexander I. sehr traurig. Er antwortete am 30. Juli 1822: „Es ist mir niemals eingefallen, den Unterthanen Eurer Majestät auf ein Mal, ohne Grund und ohne die vorherige Benachrichtigung die Vorzugsrechte zu nehmen, welche ihnen die Heiligkeit der Verträge sicherte. Nur ein für mich sehr bedauernswertes Mißverständnis konnte den Maßregeln, zu deren Ergreifung ich gezwungen war, einen solchen Anschein geben." Graf Alopëus werde dem König die Sachlage in eingehenderer Weise auseinandersetzen, und der Kaiser hege die Hoffnung, seine Absichten werden in Zukunft immer mit denen des Königs übereinstimmen.

* * *

Aber alles energische Drängen und selbst die Drohungen des russischen Gesandten erzielten lange Zeit der preußischen Regierung gegenüber keine Wirkung. Graf Alopëus begann an seiner eigenen diplomatischen Befähigung zu zweifeln und fürchtete ernstlich, die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht verwirklichen zu können.

In seiner Depesche vom 28. April (10. Mai) 1823 gestand Alopëus, er habe im ersten Augenblick nicht für denkbar gehalten, daß die Schwierigkeiten, welche sich einem neuen Handelsvertrage entgegenstellten, unübersteiglich seien, — aber er sehe, er habe sich getäuscht. — Als Alopëus, um die Verhandlungen zu vereinfachen, den preußischen Ministern vorschlug, sich zuerst über den Durchgangsverkehr zu vereinbaren, da dieser Verkehr für Preußen der wichtigste sei, bekam er die Antwort, Preußen müsse zuerst eine Entschädigung für die Aufhebung des Vertrages von 1818 erhalten. Ja, Bernstorff versicherte, der Kaiser selbst und Nesselrode hätten in Verona eine derartige Entschädigung für Preußen versprochen. Außerdem ließ Preußen nicht davon ab, für die nach China bestimmten preußischen Tuche freien Durchgang durch Rußland zu verlangen.

Der russische Gesandte glaubte, die preußische Regierung habe grandiose Pläne vor, daß sie die Handelsverbindungen der Preußen über die ganze neue Welt und selbst über Indien und Ostasien ausdehnen wollte. Nur so konnte er sich die Beharrlichkeit erklären, weshalb Preußen so fest auf dem Durchzugsrecht durch Rußland bestand.

Die Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Vertrages blieben bis Ende 1823 ohne Erfolg.

Im Herbst des genannten Jahres wurden sie vollständig unterbrochen, da die hauptsächlichsten Bevollmächtigten Preußens, Graf Bernstorff und Lottum,

Digitized by Google

ernstlich krank waren. „Alles stockt hier“ schrieb Alopëus am 27. Oktober (8 November), „aber mit Geduld kommt in Preußen alles zum Ziel.“

Kaiser Alexander entschloß sich endlich zu einer Maßregel, welche bei anderen Gelegenheiten durchschlagenden Erfolg hatte: er ernannte einen besonderen Bevollmächtigten zur Verhandlung bei der preußischen Regierung. Freiherr von Mohrenheim bekam den Auftrag, sich als außerordentlicher und spezieller Bevollmächtigter nach Berlin zu begeben und Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Handelsvertrages anzuknüpfen. Die ihm mitgegebenen Instruktionen waren denen ähnlich, welche seiner Zeit Alopëus erhalten hatte.

Mohrenheim und Alopëus hatten folgende Aufgaben zu lösen:

1. Den durch den Wiener Vertrag bezüglich der polnischen Provinzen von 1772 und des freien Handelsverkehrs mit diesen Provinzen gemachten Unterschied aufzuheben.

2. Eine erhebliche Herabsetzung der in den Seestädten Danzig, Elbing, Königsberg und Memel von dem Durchgangsverkehr erhobenen Zölle zu erreichen.

3. In dem Falle, daß das letztere ohne Gegenleistung nicht erreicht werden könnte, der preußischen Regierung die Einfuhr einer bestimmten Menge von Leder, Flachs und Leinen nach der dem Vertrage vom Dezember 1818 angehängten Taxe anzubieten.

4. Im Falle dies aber nicht erreicht werden könnte, sollten die russischen Bevollmächtigten beiden Mächten volle Handlungsfreiheit und das Recht sichern, jede beliebige Maßregel in bezug auf den gegenseitigen Handelsverkehr zu treffen.

Für das Königreich Polen sei nichts so wichtig als die freie und unbeschränkte Durchfuhr; um diese zu erreichen, könnte man Preußen versprechen, in einem besonderen Vertrage das Abzugsrecht aufzuheben.[1])

In den ersten Tagen des Januars 1824 traf Mohrenheim in Berlin ein und wurde bald darauf vom Könige in einer Audienz empfangen. Der König bestätigte ihm, er habe den aufrichtigen Wunsch, die Verhandlungen über die Handelsbeziehungen zu einem Abschluß gebracht zu sehen. Bernstorff sprach ihm gegenüber vor dem Beginn der persönlichen Verhandlungen denselben Wunsch aus. Aber der Bevollmächtigte gewann seinerseits bald die Überzeugung, daß die preußische Regierung nicht gewillt sei, von ihren ursprünglichen Forderungen abzugehen. Infolge dessen bat er den Grafen Alopëus, dem Vizekanzler mitzuteilen, daß er es nicht für möglich halte, die Instruktionen auszuführen, wie sie in der obenerwähnten Depesche an Alopëus vom 11. (23.) Januar ausgeführt waren.

Alopëus sah in dem Verlauf der Verhandlungen zwischen dem Freiherrn von Mohrenheim und den preußischen Ministern nur eine neue Bestätigung seiner Auffassung über die inneren Verhältnisse Preußens und schrieb in diesem Sinne am 1. (13.) März 1824 eine neue, lange Depesche. In derselben wiederholte er seine Klagen über die Altersschwäche der meisten preußischen Minister, welche alle ihnen gemachten Mitteilungen wieder vergäßen und alle Entscheidungen ihren Unterbeamten überließen. Im einzelnen sprach er über die Stellung des Grafen Bern-

[1]) Beilage zu der Depesche des Grafen Nesselrode an Alopëus vom 11. (23.) Januar 1823.

Digitized by Google

storff, welcher noch immer ein Fremder in Preußen sei und ganz allein stehe. Er müsse von seinen Kollegen oft genug und zwar im versammelten Ministerrat den Vorwurf hören, er trage den Interessen des Königreichs Preußen nicht genügend Rechnung. Seitdem der König ihn letzten Sommer einmal in einem Anfall von schlechter Laune nicht empfangen habe, fühle Bernstorff sich gekränkt und gehe gar nicht mehr nach Potsdam zum Vortrag.

Dessen ungeachtet wollte Bernstorff alles selbst machen, aber weil er immer krank sei und außerdem nicht die geringste Ahnung von der inneren Verwaltung und dem Handel habe, so störe er nur den regelmäßigen Lauf der Geschäfte. In den Ruhestand könne er aus pekuniären Gründen nicht treten: er habe von der preußischen Regierung auf seine mecklenburgischen Besitzungen achtzigtausend Thaler bekommen und sei nicht im stande, sie zurückzuzahlen. Sein Rücktritt würde übrigens nur für Rußland ein Verlust sein, denn er liebe dieses Land, weil es in Europa die konservativen Interessen vertrete. Es sei übrigens anzuerkennen, daß er dem Lande doch Dienste geleistet habe. Ihm sei es zu verdanken, daß in den Dienst des auswärtigen Ministeriums Mitglieder der einheimischen ersten Adelsfamilien eingetreten seien; vorher seien diese Stellen mit Nachkommen der französischen Emigranten besetzt gewesen, welche von Ancillon noch immer protegiert werden.[1]) Alle diese Umstände waren für das Fortschreiten der Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Handelsvertrages mehr als ungünstig. Trotzdem „gewann Mohrenheim das Treffen", wie sich Alopeus in seiner Depesche vom 7. (19.) Oktober 1824 ausdrückt; er überzeugte die preußischen Bevollmächtigten von der Notwendigkeit, den hauptsächlichsten Forderungen Rußlands und Polens nachzugeben. Das war noch nicht alles. Er gewann sogar die preußischen Minister soweit, daß sie zugaben, der Zusatzvertrag von 1818 sei für Rußland unausführbar.

Sogar König Friedrich Wilhelm III. sprach sich in einem Briefe vom 31. Oktober 1824 an Kaiser Alexander I. äußerst lobend über Mohrenheim aus. Er rühmte seinen besonnenen Eifer, seinen klaren Verstand und seine gewinnenden Formen. Zugleich bedauerte der König, daß der erste Entwurf eines neuen Handelsvertrages in Petersburg nicht gebilligt worden sei. Aber man habe schon einen neuen Entwurf abgesandt, nach welchem der preußische Handel auf die unentbehrlichsten Rechte zu verzichten habe. Der König stellte die ausdrückliche Bitte, daß in Polangen und Jurburg Hauptzollämter errichtet werden mögen, und daß für alle Waren, für welche der Zoll an der russischen Grenze bezahlt wäre, der freie Vertrieb in ganz Rußland zu gestatten sei. Wenn die russische Regierung dies nicht annehmen wolle, so sei für Königsberg und Memel das Gedeihen und sogar die Eigenschaft als Handelsstädte in Frage gestellt. Endlich bat der König, die preußischen Tuche möchten nach wie vor zum Zweck der Wiederausfuhr nach Asien ohne Erhebung einer Zollgebühr in Rußland eingelassen werden.

[1]) Depesche des Grafen Alopeus vom 8. (20.) Juli 1824.

Digitized by Google

Der Wunsch des Königs wurde mit einigen Einschränkungen zugestanden, und so konnte man endlich am 27. Februar (11. März) zur Unterzeichnung eines neuen Handelsvertrages schreiten.

* * *

Wir dürfen nicht unterlassen zu erwähnen, daß, wenn die obenerwähnten Verhandlungen über den Abschluß des Handelsvertrages in dem Berliner Kabinet auch zeitweilig das Gefühl der Unzufriedenheit hervorgerufen hatten, die persönlichen Beziehungen zwischen Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. und zwischen ihren hohen Familien doch immer freundschaftliche blieben. Der beste Beweis ist die warme Aufnahme, welche Prinz Wilhelm von Preußen, der verstorbene Kaiser von Deutschland, bei Kaiser Alexander und seiner ganzen Familie fand, als er sich im Jahre 1823 zum zweiten Male nach Rußland begab um auf Einladung des Kaisers den russischen Truppenmanövern beizuwohnen.

Prinz Wilhelm überreichte dem Kaiser Alexander I. einen Brief des Königs, seines Vaters, vom 11. (23.) September 1823, welcher wiederum die enge Freundschaft zwischen den beiden Monarchen bezeugt. Der Prinz verbrachte in Rußland den ganzen Sommer 1823 und einen Teil des Winters. Nach seiner Rückkehr schrieb er am 5. Dezember 1823 einen Brief an den Kaiser, in welchem er ihm seinen aufrichtigen Dank für die herzliche Aufnahme aussprach, welche er bei Sr. Majestät und bei allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie gefunden habe.

„Ich werde die kurze, aber glückliche Zeit, die ich bei Eurer Majestät habe zubringen dürfen, mein Lebenlang nicht vergessen. Ew. Majestät können sich nicht vorstellen, mit welchem Trost Sie mein Herz erfüllt und welche Hoffnungen Sie in meiner Seele erweckt haben, und diese Empfindungen erfüllen mich um so mehr, weil ein Monarch sie mir eingeflößt hat, welcher sich beeifert, der beste der Herrscher zu sein und zugleich der beste der Menschen."

Die Antwort des Kaisers Alexander I. vom 12. Januar 1824 ist voll von aufrichtigem Wohlwollen für den jungen preußischen Prinzen. „Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß er (der Aufenthalt in Rußland) einen Beweis für das Wohlwollen und das Interesse erbringen möge, auf welches Sie vermöge Ihres Charakters und der nahen Beziehungen zwischen unseren beiderseitigen Familien schon im Voraus Anspruch hatten, und welche Ihnen von meiner Seite nie versagt werden sollen. Ew. Königliche Hoheit können überzeugt sein, daß ich die Freundschaft (der Kaiser hatte das Wort affection ausgestrichen und darüber geschrieben amitié), die Sie mir bezeugen, vollauf zu schätzen weiß, und daß Sie auch meine aufrichtige Freundschaft erworben haben."

In den letzten Jahren seiner Regierung gewann Kaiser Alexander I. mehr und mehr die Überzeugung, daß es notwendig sei, in den Kampf der aufständischen Griechen gegen ihre jahrhundertelangen Unterdrücker einzugreifen und durch energische Maßregeln dem Blutvergießen in Griechenland ein Ende zu machen. Trotzdem er den aufrichtigen Wunsch hatte, einen Bruch zwischen Rußland und der Türkei zu vermeiden, machte die Hartnäckigkeit der letzteren den Krieg sehr wahrscheinlich.

* * *

Digitized by Google

Aber das Geschick wollte nicht, daß Alexander die entscheidenden Maßregeln, welche er im Auge hatte, ausführen sollte. Sein plötzlicher Tod führte Rußland zu dem Ziel, welches er dem Lande vorgezeichnet hatte.

Die Nachricht von Kaiser Alexanders Tod rief in Berlin eine niederschlagende Wirkung hervor. Nach dem Berichte des russischen Gesandten weinte König Friedrich Wilhelm III. „wie ein Kind", er setzte eigenhändig den Armeebefehl auf, in welchem er Anlegung von Trauer für die Zeit von vier Wochen befahl. Dieser Befehl begann mit den Worten: „Um das Andenken Sr. Majestät des entschlafenen Kaisers Alexander zu ehren, welcher mir so viele Beweise seiner aufrichtigen Freundschaft gegeben, der während der ewig unvergeßlichen Zeit der Kriegsjahre meiner Armee ein so wohlwollendes Interesse geschenkt hat, der uns in so wirksamer Weise seinen mächtigen Beistand geleistet hat, der durch die persönliche weisheitsvolle Leitung aller Angelegenheiten der Verwaltung nur einen Zweck verfolgt hat, die Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung, deren Verwirklichung unmöglich erschien. . . ." Als Graf Alopëus in den ersten Tagen des Januar 1826 dem König sein neues Beglaubigungsschreiben überreichte, konnte Friedrich Wilhelm seine Thränen nicht zurückhalten, als er sich der verschiedenen Ereignisse erinnerte, die ihn dem Kaiser Alexander immer näher gebracht hatten[1]).

Man hätte glauben sollen, daß die Thronbesteigung des Großfürsten Nikolaus Paulowitsch für den König von Preußen eine große Freude gewesen wäre, denn der Großfürst war der Gatte seiner Lieblingstochter. Der König hatte allen Grund, auf die Freundschaft und die Verschwägerung, welche zwischen ihm und dem jungen Kaiser bestand, zu rechnen, denn diese Beziehungen erschienen nur geeignet, den Bund zwischen Preußen und Rußland zu festigen und der Regierung des Schwiegervaters einen großen Einfluß auf die russische Politik zu gestatten. Aber die Berechnung Friedrich Wilhelms III. traf nicht in allen Punkten ein.

Kaiser Nikolaus zeigt dem König durch eine Depesche vom 20. Dezember 1825 seine Thronbesteigung an. In einem Briefe vom 18. Dezember hatte er dem preußischen Ersten Gardegrenadier-Regiment, dessen Chef der Verewigte war, die Uniform geschenkt, welche Kaiser Alexander getragen hatte. Diese Uniform, so schrieb der junge Kaiser, sollte „der russischen und der preußischen Armee als Wahrzeichen dienen, daß sie immer vereint sein, stets zusammen marschieren werden, wenn es gilt, die Sache ihrer Staaten zu vertreten, die Sache der Legitimität und der Gerechtigkeit."

Der König war durch dieses Zeichen freundschaftlicher Gesinnung seitens des jungen Kaisers sichtlich gerührt. In dem Antwortschreiben vom 20. Januar 1826 drückte er den großen Schmerz aus, welchen ihm der Tod Alexander I. verursacht habe, der eine Lücke in sein Herz gerissen habe, welche keine andere Person je ausfüllen könne. Gleichzeitig sprach der König die Hoffnung aus, der Kaiser werde geneigt sein, das alte Freundschafts- und Bundesverhältnis aufrecht zu erhalten.

[1]) Depeschen des Grafen Alopëus vom 6. (18.) Dezember 1825 und vom 3. (15.) Januar 1826.

Digitized by Google

Kaiser Nikolaus I. war sich über den Nutzen, welchen ihm die Freundschaft mit Preußen bringen konnte, völlig klar, und er persönlich empfand für den König von Preußen die größte Achtung. Aber für ihn standen alle anderen Dinge dem Wohle Rußlands nach, dessen Schutz unerwarteter Weise sein Lebenszweck geworden war. Es ist bezeichnend, daß er kaum drei Tage nach seiner Thronbesteigung schon eine Veranlassung fand, dem König von Preußen in der schonendsten Weise zu erklären, daß die Verschwägerung, welche ihn mit dem preußischen Königshause verbinde, ihn niemals von der Pflicht abhalten könnte, die er als Kaiser dem russischen Staate gegenüber habe.

Von diesem Gesichtspunkte ist der „private" Brief des Grafen Nesselrode an den Grafen Alopëus vom 16. Dezember 1828 von besonderem Interesse. Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, so hieß es, müsse in Berlin einen ganz besonders lebhaften Eindruck gemacht haben, „weil die Herrscher der beiden benachbarten und befreundeten Staaten durch geheiligte Bande an einander geknüpft sind, welchen Kaiser Nikolaus sein Lebensglück verdankt. Aber man würde sich gewaltig täuschen, wenn man auf diese nahen verwandtschaftlichen Beziehungen Hoffnungen über die Art und Weise bauen würde, wie in Zukunft die schwebenden Fragen der Politik, des Handels, der Finanzen u. s. w. zwischen den beiden Regierungen werden entschieden werden. Das System Sr. Kaiserl. Majestät wird kein anderes Ziel haben, als das Wohl seines Staates, keine anderen Normen, als es das wohlverstandene Interesse der Völker erfordert, welche die Vorsehung ihm anvertraut hat." Der Kaiser werde sich bemühen, gegenüber den streitigen Angelegenheiten zwischen den beiden Staaten die vollständigste Unparteilichkeit zu zeigen, „er wird mit der größten Sorgfalt, bis auf den bloßen Schein, vermeiden, um seiner persönlichen Empfindungen willen Zugeständnisse zu machen. Besonders werden Se. Majestät in den Angelegenheiten des Zartums Polen an diesen Grundsätzen unverbrüchlich festzuhalten."

In diesem Sinne habe sich der Kaiser unmittelbar nach seiner Thronbesteigung dem Vize-Kanzler gegenüber ausgesprochen, und er habe ihn beauftragt, Alopëus darüber zu unterrichten. „Versuchen Sie daher," schloß Nesselrode diesen interessanten Brief, „von vorn herein jede trügerische Hoffnung zu zerstören, der man sich in Berlin in dieser Beziehung hingeben könnte, und benutzen Sie zu diesem Zwecke alle Gelegenheiten, welche Ihre vertraulichen Beredungen mit den einflußreichen Personen am Hofe und im Ministerium Ihnen gewähren können."

Alopäus machte die preußischen Minister mit dem festen Entschlusse des Kaiser Nikolaus, seinen verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem preußischen Königshause kein Staatsinteresse zu opfern, in freimütiger Weise bekannt. Und es ist natürlich, daß diese Erklärungen die Begeisterung darüber, daß der Gemahl einer preußischen Prinzessin unerwarteter Weise den Thron bestiegen hatte, sehr abkühlten. Davon konnte man sich bald durch die Haltung überzeugen, welche das Berliner Kabinet gegenüber der Politik Rußlands in der griechischen Frage einnahm.

Als Alopëus dem Grafen Bernstorff das am 23. März (4. April) in Petersburg von den Bevollmächtigten Englands und Rußlands unterzeichnete Protokoll

Digitized by Google

mitteilte, sprach der preußische Minister sein völliges Einverständnis mit den Bestimmungen desselben aus, doch fügte er hinzu, daß Österreich und Frankreich sich diesem Vertrage wahrscheinlich nicht anschließen würden. Preußen habe sehr wenig Interesse an der Entwickelung im Orient und in Rücksicht auf seine geographische Lage würde es sich niemals dazu verstehen können, als Garant des März-Protokolles aufzutreten.

* * *

Indessen wurde die Lage im Orient immer verwickelter, so daß die Beziehungen zwischen Rußland und der Hohen Pforte einen drohenden Charakter annahmen und ein Bruch zwischen den beiden Mächten unmittelbar bevorzustehen schien. Je drohender nun dieser Bruch wurde, desto mehr fürchtete man in Preußen, durch die engen Beziehungen, in welchen der Staat zu Rußland stand, aus der innegehaltenen Neutralität herausgerissen zu werden. Der ehrwürdige Preußenkönig faßte zu gleicher Zeit den festen Entschluß, sich in keinen Krieg hineinziehen zu lassen und der Erhaltung des Friedens alle Opfer zu bringen, welche mit der Ehre und Würde seines Landes vereinbar wären. Diese Richtung hatte die preußische Politik auf Anraten des Fürsten Metternich, des österreichischen Kanzlers, eingeschlagen, welchem es gelungen war, dem Berliner Kabinet den Entschluß, in keiner Weise an der in London zur Unterzeichnung eines Bündnisses gegen die Türkei zusammenberufenen Konferenz teilzunehmen, zur Überzeugung zu machen.

Graf Zichy, der österreichische Gesandte am Berliner Hofe, suchte den Grafen Alopëus, als er ihn bei dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten traf, davon zu überzeugen, daß die Hohe Pforte die Forderungen Rußlands nicht erfüllen könne, weil sie unmöglich zugeben dürfe, daß fremde Mächte sich in ihre Beziehungen zu ihren aufständischen Unterthanen einmischten. Alopëus bekämpfte diese Auffassungsweise, indem er sich dahin aussprach, daß den Nachbarmächten das Interventionsrecht wenigstens für den Fall unmöglich versagt bleiben könne, wenn sie sich durch den Zwist des Landesherrn mit seinen Unterthanen gefährdet fühlten.[1]).

Bernstorff stellte sich nicht auf die Seite des russischen Gesandten, sondern bestätigte viel mehr den Entschluß des Berliner Kabinets, dem Beispiel Österreichs zu folgen und der Londoner Konvention nicht beizutreten. Denn selbst wenn Österreich mit seinem Vorgehen allein stehen würde, so sei die Spaltung zwischen den fünf Großmächten doch vorhanden, und die Beteiligung Preußens an der Londoner Konferenz würde die Sachlage nicht geändert haben. Übrigens nehme auch Frankreich an der geplanten Konvention nur zu dem Zwecke teil, um der Türkei ihre Unverletzlichkeit zu sichern; Rußland wolle das Protokoll nur deshalb in eine Konvention umändern, um England desto leichter zu binden; und dieser Staat bemühe sich mit allen Kräften, den Abschluß der Konvention zu hemmen, da er hoffe, daß man in Konstantinopel, auch ohne daß es nötig sei, zu intervenieren, nachgeben werde.

[1]) Depesche des Grafen Alopëus vom 8. (20). April 1827.

Digitized by Google

„Wie können Sie verlangen," fragte Bernstorff den Grafen Alopëus, „daß wir einer Verhandlung Vertrauen schenken sollen, welche ihre Einleitung nur dem gegenseitigen Mißtrauen verdankt?" Dieser Vertrag werde niemals ehrlich ausgeführt werden, und jede Macht werde nach wie vor ihre eigenen Ziele verfolgen. „Das ist offen und ehrlich unser Glaubensbekenntnis betreffs der Beratung in London. Aber glauben Sie nicht, daß wir der vom Kaiser Nikolaus vertretenen Sache darum weniger lebhafte Gefühle entgegenbringen, oder daß das Wiener Kabinet uns für seine Anschauungen gewonnen habe. . . . Der Kaiser wird trotzdem in dem König seinen eifrigsten und aufrichtigsten Verbündeten finden. Ich bin befugt, Ihnen zu erklären, daß der König tief davon überzeugt ist, daß der Kaiser nicht mehr zurücktreten kann und daß er seinen hochherzigen Entschluß, dem Orient den Frieden wiederzugeben, zur Ausführung bringen muß. Alle Wünsche des Königs sind für den Erfolg dieses Unternehmens, und wenn dasselbe zum Kriege führen sollte, so kann der Kaiser auf die Unterstützung des Königs zählen, soweit es nötig ist, um zu verhindern, daß der Krieg sich auf die Verbündeten ausdehnt, und um den Elementen entgegenzutreten, welche versuchen sollten, Rußland auf dem festen, weisen und heilbringenden Wege, welchen es eingeschlagen hat, aufzuhalten.[1])"

Bei dieser Stimmung der preußischen Regierung konnte man also nicht erwarten, daß sie der Londoner Konvention beitreten werde. Außerdem antwortete Graf Bernstorff, als Graf Alopëus ihm Ende Mai 1827 im Einvernehmen mit dem französischen Gesandten den Wortlaut der abgeschlossenen Konvention mitteilte und den Beitritt zu derselben vorschlug, sofort mit einer Weigerung, „weil Preußen nur gemeinsam mit Österreich daran teilnehmen könne. In diesem Falle hätte die Konvention dem Bunde der fünf Großmächte eine neue Bekräftigung gegeben." Gleichzeitig sprach Bernstorff sich rückhaltslos über das verletzende Benehmen des englischen Gesandten in Berlin aus, dessen Aufgabe es gewesen wäre, ihm den Text der Konvention mitzuteilen, da dieselbe auf britischem Boden unterzeichnet sei.[2])

Kaiser Nikolaus I. schrieb dieser Weigerung Preußens, dem Vertrage beizutreten, eine ganz besondere Wichtigkeit zu, und dieser Schritt war auch ein so ernster, daß der König von Preußen es für nötig hielt, in einem Briefe an den Kaiser vom 19. Juni 1827 die Gründe auseinanderzusetzen, welche ihn zu diesem Entschlusse gedrängt hatten.

Die so wünschenswerte Einigkeit der fünf verbündeten Mächte sei bei der Unterzeichnung der Londoner Konvention nicht erreicht worden, und es „liegt mir deswegen," so schreibt der König „sehr am Herzen, Ew. Kaiserliche Majestät zu überzeugen, daß die Bedenken, welche sich zu meinem lebhaften Bedauern dem förmlichen Beitritt meinerseits entgegengestellt haben, durchaus nicht die Bedeutung haben, einen Widerspruch in Eurer Majestät und meinen Absichten und Auffassungen in sich zu schließen." Zugleich versicherte der König, daß er stets auf der Seite des

[1]) Depesche des Grafen Alopëus vom 12. (24.) Mai 1827.

[2]) Depesche des Grafen Alopëus vom 26. Mai (7. Juni) 1827.

Digitized by Google

Kaisers stehen und sein treuer Verbündeter bleiben würde, „denn", so hieß es am Schluß „Ew. Majestät können keinen treueren Verbündeten und besseren Freund haben, als mich, der ich in Ihrem Glücke einen wesentlichen Teil des meinen suche."

In seiner Antwort vom 26. Juni 1827 drückte Kaiser Nikolaus begreiflicher Weise das Bedauern aus, welches er darüber empfinde, daß Se. Majestät es nicht für möglich gehalten habe, sich dem Londoner Vertrage anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Veroneser Malerschule.

Von

Joseph Kohler.

(Schluß.)

VI.

Cavazzola[1]), der Veroneser Raffael! Hat auch das Schicksal nicht alle seine Meisterwerke erhalten, so reicht das Vorhandene hin, uns zu überzeugen, daß dieser Meister das Höchste erreicht hat, was der Veroneser Schule zu leisten vergönnt war. Nicht als ob er irgend mit Raffael zu vergleichen wäre. In dem milden Ernste der oberitalischen Stadt, am Ufer jener Etsch, die mit unruhevollem Brausen Jahrhunderte über Jahrhunderte hindurch das ewige Werden und Vergehen, den Wechsel aller Erscheinung verkündet, in der Sphäre jener kräftigen, betriebsamen Bürgerstadt konnte sich ein tüchtiges, pflichtgetreues geistiges Schöpfertum entwickeln, in dessen Erzeugnissen ein wehmutsvoller Ernst, eine traute Hingabe an die Kunst unendlich wohlthuend berührt — aber es fehlt der geniale Weltblick, es fehlt die momentane Befreiung von allen geistigen Banden, welche den reifsten Raffael'schen Schöpfungen den unverkennbaren Stempel des Göttlichen aufdrückt. Raffael konnte nur in der Stadt des päpstlichen Humanismus gedeihen, er konnte nur in einer Weltstadt zur Vollendung gelangen, wo die Kultur von Jahrtausenden sich dem geistigen Auge täglich herandrängt, er konnte nur im ewigen Rom seine herrlichsten Werke schaffen[2]) Wie dort dem Beschauer, wenn er von Pietro in Montorio herniederblickt, der Schleier von den Augen fällt und ihm die Weltgeschichte selbst voll unendlichen Wehes, voll unerschöpflicher Resignation in das Auge sieht, wie hier die Cestiuspyramide, Testaccio, das Grab der Cäcilia Metella, die Constantinsbasilika, der Lateran in tausend Zungen zu uns sprechen, während neben uns die Aloe in strotzender Jugend prangt und

[1]) Sein eigentlicher Name ist bekanntlich Paolo Morando.

[2]) Man könnte hiergegen an Correggio erinnern, der wenig über Parmas Gegend hinausgekommen ist. Aber Correggios Eigenheit ist auch nicht der historische Weltblick, seine Größe liegt in der Schilderung des momentanen zeitlosen Gefühles höchster Erregung.

Digitized by Google

die Pinie sich neigt — so konnte der Genius der Menschheit nur hier der künstlerischen Offenbarung die letzten und tiefsten Kräfte verleihen, nur hier konnte er die künstlerische Gestaltung zu den letzten Grenzen der menschlichen Darstellungskraft geleiten. Raffael ist nicht mehr ein spezifisch christlicher Maler, seine geniale Intuition hat ihn weit über die Grenzen einer bestimmten Weltanschauung hinaus geführt; in der Schule von Athen hat er in die mittelalterliche Welt die Brandfackel geschleudert, die jetzt noch glüht; in der Farnesina hat er die feinsten Züge eines durchgeistigten Genußlebens geschildert, in der Sistinischen Madonna hat er die Gewalt des Unendlichen selbst auf uns herabbeschworen. Das konnte nur eine Schöpferkraft, welche, wie er, in die Tiefen der Dinge zu reichen und ihre innerste Natur zu entschleiern versteht, eine Schöpferkraft, deren Darstellungsvermögen noch dem Geistigsten eine adäquate Sinnlichkeit, dem Sinnlichsten eine unendliche Verklärung zu geben weiß [1]). In keiner dieser Beziehungen kann sich natürlich Cavazzola mit einem Raffael messen. Es ist die spezifische Weltanschauung seines Veroneserkreises, die er mit Liebe und zarter Huldigung wiedergiebt, es sind die Kirchengesänge Veronas, es ist das Kirchengeläute seiner Vaterstadt, welches aus seinen poetischen Darstellungen wiederklingt. Und wo auf seinen Bildern im Hintergrunde S. Pietro erscheint, da muten uns die Tage, in welchen der Meister gelebt, in liebenswürdiger, anspruchsloser Weise an; wir fühlen uns nicht aus der Zeit herausgehoben, es ist die geistige Atmosphäre seines Zeitalters, welche uns umgiebt. Und während bei Raffael eine geniale Leichtigkeit des Schaffens in das Auge fällt, eines Schaffens, in welchem sich Idee um Idee drängte und ohne Schmerz und Mühe sich gestaltete, fällt bei Cavazzola sofort eine gewisse Mühsamkeit und Schwere der Gestaltung auf, man sieht, daß der Meister bis zur Erschöpfung, mit Hingabe seiner letzten Kraft an dem Bilde gerungen hat; nicht als ob dadurch die Idee der Bilder verwischt wäre — sie ist es ebensowenig als bei Domenichino, bei welchem gleichfalls die Langsamkeit des Schaffens und die Übersorgfalt der Details sofort ersichtlich ist: den Künstler hat die Idee begeisternd begleitet bis zur Vollendung; wohl aber benimmt diese Art des Schaffens dem Bilde den Reiz des unmittelbar Gewordenen, den Lichtglanz, welcher dasjenige umstrahlt, welchem die irdische Mühe fremd, die Angst des irdischen Daseins erspart bleibt.

Mit diesen Vorbehalten aber müssen die Schöpfungen des großen Veroneſers geradezu als herrlich erklärt werden. So die Pietà Nr. 319 des Veroneſer Museums [2]): eine stille Trauer schwebt über den Personen, sie klagen und schluchzen nicht, sie scheuen sich, die heilige Situation durch einen Laut zu unterbrechen;

[1]) Trefflich bemerkt Muntz: Raffael, sa vie, son oeuvre et son temps p. 641: Raffael qui s'est montré en cela le digne disciple des Grecs, plane audessus des intérêts et des passions du jour, domine la tempête, et bâtit, sur le rocher dont parle Lucrèce cette demeure libre que les flots ne pourront atteindre et dans laquelle l'humanité trouve un refuge éternel. Und mit Recht sagt er (p. 347) von der Schule von Athen, daß sie „parait peinte, non par un homme de génie, mais par un dieu."

[2]) Von 1517.

Digitized by Google

umso tiefer nagt der innere Schmerz, zur stillen Resignation erklärt; der Leib des Erlösers bekundet die Totenstarre, er ist natürlich, aber nicht unedel, ein Hauch göttlicher Milde verläßt auch im Tode die Hülle dessen nicht, der ein solches Herz, ein solches Gemüt getragen hat. Die Madonna bewährt im tiefsten Schmerze ihre große Seele: es ist die Gottesmutter, welche in dem Leiden des Heilandes die Leiden der ganzen Menschheit fühlt. In dem einen der Zuschauer, mit blondem Barte, klarem, festem Auge, edler Stirne und spärlichen, abgearbeiteten Wangen erblicken wir den Künstler selbst[1]). Dieses Bild gehört zu den vollendetsten des Meisters. Am nächsten steht ihm die Kreuztragung ebenda Nr. 320[2]). Auch hier ist der Heiland großartig gedacht; sein Antlitz hat einen Zug, welcher dem in unermüdlicher Hingabe schaffenden Veroneser besonders sympathisch sein mußte: es ist der Zug eines unwandelbaren, unerschütterlichen Pflichtbewußtseins. Mich stört dieser Zug; ich kann mir den Heiland nur denken in verklärter Liebe, welche keinem Soll, keinem äußerlichen Gebot unterworfen ist, weil die Liebe, ohne den Imperativ der Pflicht, ihre schönsten Blumen entfaltet. Viel anziehender in dieser Hinsicht ist die Auffassung Luini's[3]), bei welcher der Schmerz, das Leiden in der freudigen Liebe, in der unendlichen Tiefe einer nie zu erbitternden Sanftmut verklingt.[4]) Auch die Geißelung Christi in derselben Veroneser Sammlung Nr. 299 ist vortrefflich behandelt; die Peiniger bekunden nicht, wie in so vielen Passionsbildern, eine offene Bosheit, sondern eine erschreckende, unheimliche Tücke. Weniger gelungen ist die Dornenkrönung Nr. 302, wo es an Freiheit und Sicherheit der Handlung fehlt. Wie gewaltig dagegen, Nr. 298, der heilige Michael, der eine Seele wiegt! Nicht das Sujet selbst zieht uns an, aber dieser heilige Michael, diese großartige, naiv unschuldige Kriegerseele, diese Hoheit in dem Kampfe gegen das Böse, Niedrige, Gemeine! Allerdings fehlt ihm der selbstbewußte Stolz der übermenschlichen Kraft, die Verachtung des Niedrigen und Häßlichen, die nur einmal in ganzer Vollendung geschaffen worden ist, im Apoll von Belvedere; aber dafür zeigt sich in seinem Antlitze wieder jene unwandelbare Pflichttreue, welche den Veroneser Meister charakterisiert. Noch wunderbarer ist Christus und Thomas ebenda Nr. 296: reiches Leben und liebenswürdige Sanftmut spiegelt sich im Antlitz des Erlösers; kein Groll über den Unglauben des Apostels läßt sich verspüren, nur die freudige Gewißheit, daß nun auch dieser Jünger unter der Zahl der Gläubigen weilt.

---

[1]) Vergl. Vasari III. b. S. 240.

[2]) Vergl. auch Crowe und Cavalcaselle V. S. 533, 534. Wenn dieselben in den Körpern Cavazzolas etwas Modellartiges finden, so möchte ich eher annehmen, daß die Bewegungen seiner Figuren deshalb nicht den festen Schritt der Wirklichkeit zeigen, weil eine solche reale Kraft der Personen dem lyrischen Wesen des Meisters widersprach.

[3]) Mailand in S. Giorgio.

[4]) Die Grablegung des Luini in derselben Kirche gehört zu den großartigsten Darstellungen dieser Szene, ebenso wie sein Sposalizio in Saronno die bedeutendste Darstellung dieses Gegenstandes ist. Es ist bei der Grablegung dieselbe Gottesmutter wie im Sposalizio, die Gottesmutter, die, nachdem sie den Kelch des Leidens genossen, dem sterbenden Erlöser in das erbleichte Antlitz schaut.

Digitized by Google

Hat der Meister auf diese Weise im dramatischen Tafelbild die letzte Vollendung der Veroneser Schule geboten, so auch im beschaulichen Repräsentationsgemälde. Jene Altartafel im Museum Nr. 277 mit sechs Heiligen und der Stifterin [1]) gehört, was diese sieben Personen betrifft, zum Größten, was an Ernst, Macht, Idealität und Charakteristik der Persönlichkeit geschaffen worden ist. Die Gesichter vortrefflich, der Faltenwurf großartig, die Haltung von unbeschreiblicher Hoheit: es sind Personen, die gewürdigt sind, durch den Schleier des Irdischen nach dem Höchsten zu blicken. Vortrefflich sagt der Dichter Aleardo Aleardi (bei Bernasconi S. 440): In questa parte è tutto una bellezza; nulla v'ha di meglio disegnato e dipinto nè di più mirabile per la verità delle teste, delle estremità, delle drapperie e la benignità delle espressioni. Es ist das letzte Bild Cavazzola's, es ist seine Transfiguration Raffaels; und wie bei der letzteren der untere Teil des Bildes von Giulio Romano in einer Derbheit und Härte ausgeführt ist, welche uns verletzt, so ist hier der obere Teil des Bildes, die himmlische Erscheinung, sicher von späteren Händen ausgeführt, wenn auch in der Anlage noch der Geist des Meisters zu erblicken ist. Es fehlt die Feinheit, Grazie und Kraft des Meisters, der, wie Raffael im siebenunddreißigsten, so im sechsunddreißigsten Lebensjahre, im Jahre 1522, also zwei Jahre nach dem großen Urbinaten dem unerbittlichen Schicksale unterlag [2]). Die furchtbaren Anstrengungen, das unabläßige Ringen nach Vollendung hatten wohl seine Gesundheit unterwühlt, seine Kräfte verzehrt [3]).

Es ist ein ungeheurer Fortschritt, den wir wahrnehmen, wenn wir von seinen ersten Werken bis zu seinen Meisterthaten aufsteigen. Welche Gebundenheit in der Handlung und welche Inferiorität der dramatischen Kraft bekundet noch die Fußwaschung in dem Museum Nr. 300 und noch Christus am Ölberg ebenda Nr. 318. Erst in den späteren Bildern erlangt er jene durchgeistigte Freiheit der Aktion, jenen tiefen Seelenadel der Personen, jene Kraft der Modellierung, jenen geschmackvollen Faltenwurf und jene kühne Pracht der Farbenkombination, welche wir an seinen vollendeten Meisterbildern bewundern. Bekanntlich hat die Veroneser Schule eine wunderbare Farbenfülle, welche aber bei den älteren Meistern der Glut und Wärme entbehrt, ebenso wie der feinen Vermittlung und Abstufung. In dieser Beziehung hat nun Cavazzola das Äußerste geleistet; die Kraft seiner Farben ragt weit hinaus über seine bedeutendsten Vorgänger, über die Morone, wie über Girolamo dai libri, die vermittelnden Töne sind mit wunderbarer Kunst durchgeführt, die Wahl derselben von außerordentlichem Geschmack: hier vor allem ist der Meister auf seinem Felde, hier vor allem hat seine Kunst etwas Raffaelisches.

---

[1]) Catharina de' Sacchi. Vergl. Vasari III b. S. 241.

[2]) Vergl. auch Vasari III b S. 241. Begraben wurde er in S. Paolo.

[3]) Ein anderes vortreffliches Bild, in S. Anastasia, stellt den Heidenapostel dar mit der Größe, Würde und Einfachheit des Meisters. Das Bild, früher in der Sakristei, hängt jetzt in der Kirche selbst.

Digitized by Google

Auch im Fresko hat derselbe eine erstaunliche Kraft entwickelt; auch hier tritt der Künstler uns mit seinem edeln, liebenswürdigen Wesen entgegen, mit seiner tiefen Begeisterung und mit der Macht seines Könnens. Zwar die Verkündigung in der Blasiuskapelle in Nazaro e Celso zeigt noch große Befangenheit und konventionelles Wesen und reicht nicht an die seelische Tiefe Pisanos. Aber der heilige Michael mit der Wage in Maria in Organo, welche Feinheit im Gesichte des Wägenden! Und jener Raffael mit Tobias ebenda — welches ahnungsvolle Gesicht des Knaben und welche Weisheit im Antlitze seines himmlischen Geleiters! Im Chiostro zu Bernardino links vom Eingang zur Kirche ist ein heiliger Bernhard, welcher unserem Meister zugeschrieben wird; ich stehe nicht an, diese herrliche individuelle Gestaltung mit mächtiger Vertiefung des Seelenlebens als Bild des Künstlers zu betrachten; und Vasaris Bericht (IIIb S. 239) stimmt damit überein. Sein Meisterwerk aber ist die Taufe Christi, welche man nunmehr von Nazaro e Celso in das Museo civico übertragen hat: Oben Gott Vater mit Engeln, großartig gedacht, darunter der heilige Geist in Gestalt der Taube; der Heiland erfüllt von dem heiligen Lebenszwecke; alle Personen individuell und charakteristisch, durchdrungen von der Kraft und Mächtigkeit des Moments, der an ihnen vorüberzieht, der nur einmal in der Weltgeschichte auftaucht, um für immer zu verschwinden. Ein Zug heiliger Weihe weht durch das dramatische Bild — aber es ist ein geistiges, von weltlichem Interesse abgezogenes Drama, welches sich unserem erstaunten Blicke bietet.

Daneben sind nunmehr auch jene 4 Evangelisten Cavazzolas aufbewahrt. Die großartigste Schöpfung unter diesen vier ist sicher der heilige Marcus, individuell, kräftig und lebenswahr, während der heilige Johannes etwas geziert erscheint. Doch daß überhaupt Cavazzola derartige Gestalten bis zu solcher Vollendung schaffen konnte, zeugt für die Macht und den Umfang seines Könnens. Einer dämonischen Natur, wie Michelangelo, der alle menschlichen Schranken zu eng sind, ihr waren derartige typische Gestalten am meisten angemessen; schon Raffael ist daran gescheitert, und wo der lebenswarme Meister wie in S. Agostino und in S. Maria della Pace in Rom sich zu Sybillen und Propheten versteigt, wird man des Gefühls einer gewissen Leere nicht frei, des Gefühls, daß, wie die einzelne menschliche Gestalt nicht ausreicht, solche Typen auszufüllen, so auch nur Meistern wie Michelangelo, oder etwa Mantegna, die Schöpfung derartiger typischer Gestalten gelingen kann, Meistern, welche wiederum, wo sie das individuelle Menschliche darstellen wollen, häufig über das menschliche Maß hinausstürmen und die Individualität überbieten.

VII.

Noch einige weitere Veroneser Maler ziehen an unserem Blicke vorüber, und ihre Bilder verklären die Erinnerung an die liebenswürdige Etschstadt. Zunächst einer der eigenartigsten, der große Architekturmaler Falconetto, welcher die wunderbare Blasiuskapelle in Nazaro e Celso zu einem Heiligtum der Kunst ge-

Digitized by Google

schaffen hat[1]), in welcher uns die Architekturmalerei über die Beschränktheit des Raumes hinwegtäuscht, während der kleine Raum doch seine Zutraulichkeit und seine heimisch wohlthuende Anziehungskraft bewahrt; das ist der hohe ästhetische Zweck der Architekturmalerei: den Eindruck des Großen und Tiefen zu gewähren, ohne daß der wirkliche Raumumfang durch seine Weite und Ausdehnung in uns das Gefühl der Verödung und Vereinsamung hinterläßt — beides geschieht durch die Kunst des plastischen oder malerischen Raumbildners, der durch seine Raumausfüllung auch in den kleinen Raum die Idee der räumlichen Vertiefung, die Gewalt und Fülle des Raumes zu legen versteht, ohne daß dadurch die heimische Vertrautheit verschwindet, welche eine unsere Verhältnisse nicht zu sehr überschreitende Raumentwickelung in uns hervorruft. Aber natürlich bedarf es einer kräftigen, richtigen Raumbehandlung, und die bloße Reduzierung großer Raumfiguren auf kleine, welche den Eindruck des Spielwerkes oder des Modelles machen, wie z. B. das überladene gothische Miniaturkirchlein am Arno in Pisa, sind nicht geeignet, in beschränkter Raumentwickelung die Größe und Mächtigkeit des Raumes zum Bewußtsein zu bringen. Gewaltiger noch entwickelt Falconetto seine wunderbare Gabe der Architekturmalerei in den aufgedeckten Fresken des Veroneser Domes, welche eine Renaissance-Architekturzeichnung von einem Reichtum der Ornamentik bekunden, welche selbst von Montagna nicht überboten werden konnte.[2]) Verlassen wir den Architekturmaler, der auch sehr bedeutende Freskendarstellungen[3]) und außerdem ein sehr getadeltes Tafelbild geschaffen hat, im Museo civico Nr. 322[4]) — seltsame Auffassung, aber voll Kraft und Tiefe des Ausdrucks; und wenden wir uns zu einem anderen Maler, der, an sich eine reich begabte Natur, durch seinen steten Stilwechsel die heimische Tradition zertrümmerte und durch seine Nachahmung der humanitärmenschlichen Richtung das Heiligenbild in Zerfall brachte — jeder weiß, daß ich Caroto meine. Am größten und kräftigsten zeigt er sich in den wunderbaren Freskendarstellungen seiner Tobiasbilder von S. Eufemia. Hier entwickelt er eine dramatische Kraft und eine Größe der Auffassung, welche lebhaft an Ghirlandajo gemahnt: ein tiefes Leben gottverklärter Menschen ist vor unsere Blicke gezaubert, die Blindenheilung ist der Gipfel des Ganzen, das große Wunder, das der Natur abgelauscht ist — wie lebendig, wie wahr, wie wonnig und selig! Auch eine Reihe von Tafelbildern giebt es, wo die Muse Carotos noch keusch und rein erscheint (im Museo zu Verona) und eines seiner schönsten Tafelbilder — ich halte wenigstens Caroto für den Meister, obgleich weder Inschrift noch Monogramm ersichtlich ist — ein Bild von wunderbarer Größe ist die Madonna mit zwei Heiligen (Franciskus und Hieronymus)

[1]) Mit anderen Meistern, denn es finden sich hier Werke von Cavazzola, Montagna, Bonsignori, Girolamo. Überhaupt ist diese Kapelle ein Juwel, wie es deren selbst Italien wenige aufweist.

[2]) Vergl. darüber Lübke II., S. 572 f.

[3]) Z. B. in S. Fermo über dem ersten Altare rechts. Nicht gesehen habe ich die Fresken im Liceo Maffei.

[4]) Vergl. darüber und über andere Tafelbilder Falconettos Crowe und Cavalcaselle V, S. 500.

Digitized by Google

im Besitze des Herrn Geheimrat von Held in Würzburg. Das Kind ist schön modelliert; in der Madonna klingt der Einfluß des großen Palma nach, der heilige Hieronymus erinnert an Giambellini, der heilige Franciskus zeigt die Art Liberales. Farbe, Gruppierung, Landschaft verraten den Veroneser — kein anderer als Caroto kann der Urheber sein. Anders erweist sich der Künstler in seinem berühmten Bilde zu S. Tommaso in Verona (Sebastian, Rochus und Hiob)[1]), welches, großartig aufgefaßt, bereits eine bedeutende Neigung zur leeren Repräsentation, zu dem sich selbstgefällig Vordrängenden verrät; und ganz in der Bahn der Verirrung ist bereits sein virtuos gemaltes Bild in S. Fermo, Capella S. Sacramento[2]), wo namentlich die Madonna höchst verweltlicht ist, ohne daß in diese Verweltlichung die Gemütstiefe und Großartigkeit Raffaelischer Schöpfungen einkehren würde — jenes Bild, wo alles in Gefälligkeit, äußerlichem Liebreiz, theatralischer Repräsentation oder gar in der Entfaltung virtuoser Modellierungskünste aufgeht. Hiermit ist der Stil gebrochen, das Gesetz des Heiligenbildes mit Füßen getreten — und die Veroneser Malerschule hat ausgelebt. Kaum daß ihr noch Torbido angehören kann, der im Chor des Domes von Verona kühne, belebte, aber bereits im höchsten Grade verweltlichte und inhaltslose Gestalten nach Giulio Romanos Entwürfen geschaffen hat[3]) — Gestalten, die so lebhaft abstechen von den dortigen ernstfeierlichen Fresken eines Falconettos oder Bonsignoris; — Bonifazio aber und Paolo Veronese sind zwar der Geburt nach Veroneser, ihrer Richtung nach aber gehören sie der farbenprächtigen, lebensmutigen Inselstadt an.

Noch eine kräftige Nachblüte hat die Schule getrieben in Domenico Brusaforci[4]), dessen lebenskräftige Fresken in S. Maria in Organo leider durch die letzte Überschwemmung gelitten haben[5]). Seine Cavalcata in der Casa Ridolfi zu Verona (Zusammenkunft von Karl V. und Clemens VII. in Bologna[6]) ist tüchtig und kühn gemalt, reich an Leben, an Figuren, an Kostümen; es fehlt nur das Konzentrationsvermögen, es fehlt die Kraft, um die Aufmerksamkeit und das Interesse auf die Hauptpersonen zu lenken und dadurch den Aufzug aus der

[1]) Lermolieff, S. 437 schreibt das Bild dem Girolamo dai Libri zu, Crowe und Cavalcaselle, V., S. 511 Note 127 erwähnen es als von ihnen nicht gesehen. Dem Caroto wird ferner zugeschrieben ein Bild in der Sakristei von S. Maria della Scala (S. Blasius, Paulus und Joseph); es ist noch in der strengen Art der älteren Veroneser.

[2]) Vom Jahre 1528. Es war das Geburtsjahr des Paolo Veronese. Vergl. über dieses Bild auch Vasari III. b, S. 207.

[3]) Nach diesen Entwürfen sollte sie zuerst Caroto malen, welcher aber nicht vermocht werden konnte, nach fremdem Entwurf zu arbeiten; so bekam Torbido die Arbeit übertragen. Vasari III. b, S. 210. 215.

[4]) Eigentlich Domenico Riccio. Zu nennen wäre etwa noch Antonio Badile, von welchem in Bernardino eine wenig gelungene Auferweckung des Lazarus zu sehen ist. Vergl. über ihn Bernasconi, S. 308 f.

[5]) Ueber seine Auferweckung des Lazarus ebenda vergl. meine Schrift: Aus dem Lande der Kunst S. 14. Von ihm stammen auch die zwei Eremiten, welche sich das von dem Raben gebrachte Brot teilen, in der Brera zu Mailand Nr. 240.

[6]) Ueber eine Skizze zu diesem Gemälde in Dresden vergl. Lermolieff, S. 262.

Digitized by Google

Tiefe des bloß Repräsentativen zur Höhe des wirklich historisch Bedeutenden zu erheben. Gewaltig, massig und kühn sind auch seine Fresken an der Casa Murari, dort wo der von dem Unwetter einst weggerissene Ponte nuovo die Halbinsel zwischen Etsch und der Aqua morta berührt: ein Übermut des Lebens spielt in den Figuren; es ist der Übermut der Renaissancezeit, welcher die Fesseln sprengt und, nachdem er die alten Traditionen in Trümmer schlug, auf diesen Trümmern sein loses, jubelndes Bacchanal feiert. Girolamo, Morone und Morando sind vergessen — die Perle ist im Strudel des Meeres begraben; doch sie ist der Bewunderung und Liebe der Nachwelt sicher.

Aus den Aufzeichnungen eines alten preußischen Staatsmannes.

I.

Unter den vielen namhaften Persönlichkeiten, mit denen ich während eines langen Lebens und einer vielseitigen öffentlichen Thätigkeit in mehr oder weniger nahe Beziehungen gekommen bin, habe ich doch, alles in allem, nur wenige gefunden, die sich so weit über das gewöhnliche Niveau erhoben, um einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen oder ihren Äußerungen und Thaten einen einigermaßen originellen Anstrich zu geben. Die Mehrzahl strahlte im erborgten Lichte, und selbst barocke Charaktere, welche — in dem Berliner Jargon zu sprechen — einen kleineren oder größeren Vogel hatten, waren im ganzen doch nur selten. Ich rechne hierher jenen ziemlich unbekannt gebliebenen Politiker, der stets Recht behielt, einen alten preußischen Major, der bei jedem Ereignisse, das seine Aufmerksamkeit erregte, seine Kritik in die Worte zusammenfaßte: „Das kommt alles noch ganz anders.“ In ähnlicher Weise wußte sich ein preußischer Graf in den konfusen und unsicheren Zeiten mit den Worten zu trösten: „Es muß doch irgendwie werden.“ Ich finde dies nicht gerade sehr geistreich, aber es ist doch wenigstens apart.

Sicherlich ist eine der populärsten und vielgenanntesten Persönlichkeiten aus der neueren Geschichte Preußens der Feldmarschall Graf Wrangel, der unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. eine hervorragende Rolle spielte und sich in den vierziger Jahren das unleugbare Verdienst erworben hat, der damaligen — revolutionären Bewegung in Berlin ohne Blutvergießen und mit einer auf den spezifischen Charakter des Berliner Publikums berechneten Jovialität eine Ende gemacht zu haben. Obgleich man bei seinem öffentlichen Auftreten niemals genau wußte, wo das Original aufhörte und der Mime anfing, war doch jeder, der wie Schreiber dieses mit dem alten Herrn in nähere persönliche Berührung kam, darüber im klaren, es mit einem Mann von nicht gewöhnlichem psychologischen Scharfblick und von sehr gesundem Menschenverstande zu thun zu haben, mit

Digitized by Google

einem Manne, der jedermann gegenüber stets den rechten Ton zu treffen wußte und sich auf dem Parket des Hofes fürstlichen Personen gegenüber mit derselben Sicherheit bewegte wie in den Straßen Berlins und im Kreise seiner Offiziere und Soldaten.

Man irrt sich nämlich, wenn man meint, daß „Papa Wrangel" seine Bonhomie auch auf den Dienst übertragen habe. Im Dienst war derselbe ernst und streng, und ein langjähriger Adjutant von ihm hat uns versichert, daß er ihn niemals im Dienst habe lachen oder auch nur lächeln sehen. Diese dienstliche Strenge kannte auch keine Ausnahmen, und man erzählte seinerzeit von ihm, daß er während der großen Reiter-Manöver einem Prinzen, der als Oberst ein Regiment führte und bei der Schlußkritik mitsprechen wollte, den Verweis erteilt habe: „Ich habe es sehr gern, wenn auch jüngere Offiziere ihre Meinung sagen — sobald sie gefragt werden."

Ebenso wurde damals hier die Anekdote erzählt, daß er nach Übernahme der militärischen Gewalt in Berlin zu Ihrer Majestät der Königin Elisabeth die Äußerung gethan: „Halten Ihro Majestät nur Papachen in Ordnung, das übrige werde ich schon besorgen," doch sind wir nicht geneigt, dieser Erzählung Glauben zu schenken, da er ein guter Hofmann war und ganz genau die Grenze kannte, welche die Königin Elisabeth niemals überschreiten ließ. Verbürgt dagegen ist es, daß, als er nach seiner Rückkehr von seiner Reise nach Konstantinopel zum erstenmale wieder bei dem Könige speiste, und dieser ihm scherzweise die Frage vorlegte: „Nun, Wrangel, haben Sie denn auch den Harem gesehen?" er mit sehr ernster Miene die Antwort erteilte: „Nein, Majestät, man überschätzte mir," ein Scherz, über den selbst die Hofdamen das Lachen nur schwer unterdrücken konnten.

Als Wrangel kommandierender General in Stettin war, hatte er als Generalstabschef einen General v. Höpfner, einen sehr christlich und kirchlich gesinnten Mann, der mit allen christlichen und kirchlichen Bestrebungen Fühlung hatte und von den Missionaren und sonstigen christlichen Sendboten häufig aufgesucht wurde. Dieser wohnte in dem Palais des kommandierenden Generals zwei Treppen hoch, während Wrangel die Beletage inne hatte. Als dieser nun eines Tages das Haus verlassen wollte, begegnete ihm auf seiner Treppe ein Missionar, der ihn mit „christlicher Bruder" anredete. Wrangel erwiderte nichts, sondern hob nur den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe und sagte: „Eine Treppe höher."

Zahlreich sind auch die militärischen Anekdoten, die dem alten Herrn nacherzählt werden, von denen wir wenigstens die nachfolgenden zwei persönlich verbürgen können. Die eine spielt bei der Besichtigung eines Landwehr-Bataillons, dessen Leistungen ihn nur mäßig befriedigt hatten. Nachdem die Offiziere zur Kritik zusammengerufen waren, sagte Wrangel: „Meine Herren, ich habe mich sehr gefreut, Sie alle so wohl zu sehen; leider ist dies aber auch das einzige, worüber ich mich habe freuen können." Und nun folgte eine Standrede, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Digitized by Google

Die zweite ereignete sich bei der Inspizierung eines Linien-Bataillons, dessen Major sowohl als Führer sowie als Reiter gleich mangelhaft war. Wrangel kam mit Extrapost, und als der Major zu Pferde ihn begrüßen wollte, rief er dem Postillon zu: „Schwager, nimm dir in Acht, fahre ihm nicht über," eine Äußerung, die den betroffenen Major zur Einreichung seines Abschiedes veranlaßte und wohl auch veranlassen sollte.

Als sich eines Tages ein höherer Offizier bei ihm meldete, empfing er ihn sehr freundlich, entließ ihn aber mit dem Bemerken: „Ich habe mir sehr gefreut Sie wieder zu sehen; noch lieber aber wäre es mir an Ihrem Rasiertage gewesen." Als sich der Offizier hierüber beschwerte, sagte er: „Ein sonderbarer Herr! Beschwert sich über mir, weil er sich nicht barbiert hat."

Besonders charakteristisch für ihn ist eine Episode aus einem Kavallerie-Manöver zu der Zeit, wo er — wenn wir uns recht entsinnen — Divisionär in Münster war. Dort hatte eine Schwadron nicht besonders abgeschnitten, und der Rittmeister, der dies wohl bemerkte, suchte sich möglichst schnell in Sicherheit zu bringen. Wrangel, dem dies nicht entging, ließ ihn sofort durch einen Adjutanten zurückholen, und die beiden Herren kamen plein chasse auf den General zu, der in der Mitte auf einer zu beiden Seiten mit Graben und Knicks begrenzten Chaussee hielt. Der Rittmeister nahm Knicks und Graben sehr elegant und parierte dann sein Pferd dicht vor Wrangel. Dieser hatte das Reiterstückchen mit besonderem Wohlgefallen betrachtet, sagte aber dann, indem er mit dem Finger drohte: „Rittmeister, Sie bestechen mir nicht."

In seinen späteren Lebensjahren hatte der alte Herr die Gewohnheit angenommen, jedermann zu duzen, und wir erinnern uns noch mit Vergnügen eines Diners bei dem Minister Grafen Fritz Eulenburg, bei dem er auch den Minister v. d. Heydt mit dem traulichen du anredete. Heydt, der bekanntlich ein sehr stolzer Herr war, wußte gar nicht recht, was für ein Gesicht er dazu machen sollte. Wieder zu duzen, wagte er nicht, und grob zu werden, war ihm auch bedenklich, da Wrangel wegen seines charakteristischen Witzes in den oberen Regionen einigermaßen gefürchtet war, was sich selbst auf Alexander von Humboldt erstreckte, den er gewöhnlich als „unser alter demokratischer Weltweise" anredete, weshalb ihm auch dieser vorsichtig aus dem Wege ging.

Auf Politik ließ er sich öffentlich nicht ein, obgleich er die Entwickelung mit großer Aufmerksamkeit und nicht ohne Verständnis verfolgte und namentlich in Personenfragen einen sehr richtigen Blick hatte. „Mir ist das alles egal," pflegte er hinzuzufügen, „ich thue, was mir mein König befiehlt."

Selbstverständlich stand für die politische Entwickelung eine Zeitlang der Ministerpräsident Freiherr von Manteuffel im Vordergrunde. Wir sagen absichtlich eine Zeitlang, da sein ganzes Wesen und die trockene bureaukratische Art seines Geschäftsbetriebs dem Könige nur wenig sympathisch war und es dadurch anderen möglich ward, je länger desto mehr einen vorherrschenden Einfluß zu gewinnen und die Politik in Bahnen zu leiten, die mehr den weiteren Gesichtskreisen des Königs entsprachen. Nichtsdestoweniger war gerade die nüchterne

Digitized by Google

geschäftsmäßige Regierungsweise des Herrn von Manteuffel ein sehr nützliches Korrektiv für gewisse weitausschauende, damals noch nicht realisierbare Pläne. Als Diplomat hatte er gewisse kleine praktische Hausmittel, welche auf die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm IV. zugeschnitten waren. Er pflegte zu sagen: „Wenn mir für eine gewisse Stelle ein Kandidat aufgenötigt werden soll, so erwehre ich mich dessen am besten dadurch, daß ich ihn ganz besonders lobe, jedoch hinzusetze: „Aber gerade für diese Stelle eignet er sich weniger.“ Überhaupt darf man bei Beurteilung des Herrn von Manteuffel die Schwierigkeiten seiner Stellung nicht unterschätzen. Derselbe war nicht allein nicht der einzige, sondern nicht einmal der erste auswärtige Minister Preußens, und die Gesandten Preußens waren nicht selten in der Lage, an einem Tage drei mit einander nur wenig harmonierende Depeschen zu erhalten, und zwar eine von dem Generaladjutanten, eine von dem auswärtigen Minister und die letzte von Sr. Majestät dem Könige selbst, so daß man dem Herrn von Manteuffel nicht einmal einen besonderen Vorwurf daraus machen kann, wenn er sich, wie dies bei dem sogenannten Depeschen-Diebstahl zu Tage trat, durch gewisse Hinterthüren in den Besitz des vollständigen Materials zu setzen suchte.

Überhaupt wußte er sich in der Praxis zu helfen und er erteilte uns selbst einmal den Rat: „Wenn Sie etwas sehr schnell ins Publikum bringen wollen, ohne dabei als Quelle genannt zu werden, dann müssen Sie dasselbe jemandem, der eine etwas lose Zunge hat, unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählen und sich sein Wort geben lassen, nicht weiter davon zu sprechen. Schweigen thut er doch nicht und das gegebene Wort verhindert ihn, seine Quelle zu nennen.“ Probatum est.

Es ist bekannt, daß Herr von Manteuffel im Verlaufe seiner Ministerlaufbahn schließlich immer mehr in den bureaukratischen und polizeilichen Weg einlenkte, — wie dies heute auch von anderer Seite geschieht, doch suchte er sich damit zu entschuldigen, daß unsere Büreaukratie leider auf nichts Anderes zugeschnitten sei und daß man vergeblich versuche, „Trauben von den Disteln zu lesen.“ „Was wollen Sie mit einem Geheimen Rat groß anfangen, der jedesmal erschrickt, wenn er einen eigenen Gedanken hat und sogar selbständige Gedanken seines Ministers als eine Art von Insubordination behandelt.“

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik war Herr von Manteuffel, der bis dahin stets in der inneren Verwaltung gearbeitet hatte, „ohne Schule,“ und er machte deshalb den Fehler, den man heute in umgekehrter Weise dem leitenden Staatsmann zum Vorwurf macht (ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir hier dahingestellt) nämlich die Regeln der inneren Politik auf das Gebiet der auswärtigen zu übertragen. Seine Erfolge als Minister des Auswärtigen waren deshalb auch sehr problematisch, doch entschuldigte er dies damit, daß die Persönlichkeit des Kaisers Nicolaus alles in den Schatten stelle und daß, so lange dessen dominierender Einfluß andauere, ein preußischer Minister des Auswärtigen kaum mehr als eine Marionette sei. Wir glauben aus verschiedenen gelegentlichen Äußerungen die Schlußfolgerung ziehen zu dürfen, daß der Wunsch, diesen

Digitized by Google

dominierenden Einfluß zu brechen, ein wesentliches Motiv seiner Haltung während des Krimkrieges war, nur daß er dabei aus der Scylla in die Charybdis, d. h. aus dem russischen unter den englischen Einfluß geriet und anstatt dem Kaiser Nicolaus dem Herrn von Bunsen Gefolgschaft leistete. „Was soll ich machen," sagte er, „mit Kaiser Nicolaus will man nicht brechen, und Bunsen will man nicht fallen lassen; da darf man sich nicht wundern, wenn unsere Politik etwas nach Konfusion schmeckt."

Glücklicher Weise fanden sich damals Leute, die weniger konfuse waren und mit weiter ausschauendem Blicke schon zu jener Zeit erkannten, daß es gelte, das bisherige Abhängigkeits-Verhältnis in ein Allianzverhältnis zu verwandeln und die russischen Staatsmänner zu zwingen, mit Preußen als mit einem selbstständigen Faktor zu rechnen. Die Ausschlag gebenden Personen nach dieser Richtung waren damals der General von Gerlach, der langjährige und einflußreichste Generaladjutant des Königs, und der spätere Oberpräsident von Pommern, der Freiherr Senfft von Pilsach auf Gramenz.

Von diesen war Herr von Gerlach der entschiedenste und nachhaltigste Gegner des Kaisers Napoleon, den er nicht allein als den gefährlichsten Feind Preußens und Deutschlands betrachtete, sondern aus moralischen Gründen auch als einen „Meineidigen" verwarf und fürchtete. Während er Napoleon I. halb im Scherz, halb im Ernst als „einen gutmütigen, etwas dummen Kerl" bezeichnete, charakterisierte er den dritten Napoleon als einen halbphantastischen, halb gaunerhaften Politiker, für den Recht und Ehre leere Begriffe seien und dessen Karriere deshalb auch damit abschließen werde, die letzten Reste der alten europäischen Staatsordnung als Trümmer hinter sich zu lassen. Man weiß heute, in wieweit diese Prognose in Erfüllung gegangen ist; aber freilich dachte damals wohl noch niemand daran, daß das Schwert Deutschlands dazu berufen sein wurde, diese Trümmer beiseite zu schaffen.

Etwas anders stand der Präsident von Gerlach, den man mit einer gewissen Berechtigung als den Kato der damaligen konservativen Partei bezeichnen darf, einer Partei, welche eben heute nicht mehr existiert und von der Rodbertus mit Recht behauptet, daß sie eine historische Kategorie gewesen und mit dem Gegensatze gegen den Liberalismus des Jahres 1848 erloschen sei. Der Präsident von Gerlach war kein Hofmann und kein Diplomat, stand auch nicht in dem persönlichen Verhältnis zu dem Könige Friedrich Wilhelm IV. wie sein Bruder, der General, der es zu betonen liebte, daß er den Umgang des Königs suchen würde, auch wenn derselbe nur Sekonde-Leutnant wäre, und der auf der anderen Seite es wagen durfte, in den kleinen Abendgesellschaften in Sanssouci zu schlafen, ohne daß der König ihm etwas Anderes sagte als: „Gerlach, schnarchen Sie nicht so."

Der Präsident von Gerlach trug deshalb auch kein Bedenken, sich über die Fürsten etwas offener auszusprechen, und er pflegte zu sagen: „Sie täuschen sich, wenn Sie meinen, daß in jenen Kreisen der Glaube an Halbgötter verloren gegangen ist." Auf unsere Frage, wie er dies meine, erwiderte er: „Für was halten

Digitized by Google

Sie die Etikette? Ludwig XIV. wußte wohl, was er that, als er selbst diesen Kultus für sich etablierte. Es war eben der politische Kultus des großen Monarchen, welcher für sich selbst die Parole ausgab: L'Etat c'est moi. Man täuscht sich deshalb auch, wenn man, wie dies gewöhnlich der Fall ist, die Nachwirkungen eines Krieges auf das persönliche Verhältnis der Fürsten zu einander überschätzt. Es gilt hier das Wort: „Weshalb sollen wir uns erzürnen, wenn sich unsere Bedienten prügeln?"

Wie ernst es dem Präsidenten von Gerlach mit seinen Prinzipien war und wie entschieden er dieselben ohne Rücksicht und ohne Menschenfurcht nach allen Seiten hin vertrat, das hat sein Ausgang erhärtet, da er sich nicht scheute, die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck offen zu bekämpfen und unbekümmert um die Spannung zu der katholischen Kirche seine längere Zeit unterbrochene parlamentarische Thätigkeit als Hospitant des Centrums wieder aufzunehmen. Freilich kannte er die Geschichte und das Wesen der katholischen Kirche zur Genüge, um schon damals nicht darüber zweifelhaft zu sein, daß die römische Kurie in keinem Falle nach Varzin gehen werde.

„Was bedeutet ein Eintags-Minister wie Falk," sagte er, „gegenüber einer tausendjährigen Tradition, und zwar gegenüber einer Tradition, welche den Völkern Europas zum großen Teil noch immer in Fleisch und Blut steckt und für welche ein Krieg mit kleinen diplomatischen und polizeilichen Mitteln kaum als ein Guerillakrieg erscheint."

Unter der großen Zahl von Ministern, die bis zur Thronbesteigung König Wilhelms an uns vorübergegangen, gab es nur wenige, welche als selbständige Persönlichkeiten hervorgetreten sind und deren persönliche Äußerungen es wert wären, im Gedächtnis behalten zu werden. Die interessanteste dieser Persönlichkeiten war jedenfalls Herr Hansemann, dessen politischer Choral nach der Melodie gesungen wurde: „Mein erst Gefühl sei preuß'sch Kourant" und der gleich beim Besteigen des Ministersessels einen ernsten Anlauf nahm, die gesellschaftlichen Formen des Rheinlandes auch in die Verhandlungen der höchsten Staatskörperschaft einzuführen und bei warmem Wetter nicht blos den Frack, sondern den Rock überhaupt als ein überflüssiges Möbel zu behandeln. Seine Finanzpolitik ist manchen gut bekommen, wenngleich sein bekannter Ausspruch, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhöre, seitdem Nationaleigentum geworden ist.

Neben ihm hatte nur noch der Graf Schwerin-Putzar einen Anflug von Originalität, eine Mischung aus Schleiermacher und Rotteck und Welcker, die sich im Munde des derben pommerschen Edelmannes zuweilen recht spaßig ausnahm. Der Freiherr von Vincke nannte ihn deshalb auch einmal unter großer Heiterkeit der Landboten den Apotheker des deutschen Landtages, wenngleich der Profit, mit dem er arbeitete, nicht neunundneunzig Prozent betrug. Sein Gegenfüßler war der Herr von Thadden-Trigla, der für Preßfreiheit schwärmte, doch „mit einem hohen Galgen daneben," und der kein Bedenken trug, es offen auszusprechen: „Ich bin mir in dieser Sache nicht ganz klar, doch da der Graf Schwerin dafür

Digitized by Google

gestimmt hat, werde ich dagegen stimmen." Man sagte damals von dem Grafen Schwerin nicht ganz mit Unrecht, er spreche verwirrend und regiere auflösend.

Der einzige, der von den schnell wechselnden Ministern jener Zeit eine staatsmännische Ader hatte, war Camphausen der ältere und dieser hat auch der Krone Preußen in Frankfurt a. M. anerkennenswerte Dienste geleistet. Derselbe hatte das Schaumspritzen der Revolution, wie der damalige Assessor Jung die kleinen Vergnügungen des Berliner Pöbels nannte, sowie die Bassermannschen Gestalten etwas in der Nähe gesehen, und wenn er sich auch nicht so sehr entsetzt hatte wie Bassermann selbst, der darüber bekanntlich den Verstand verlor, so bot er doch gern dazu die Hand, geordnete Zustände wieder herzustellen. Wir haben mit ihm zu jener Zeit nur aus der Ferne verkehrt, stellen ihn als Staatsmann jedoch höher als den späteren Finanzminister Camphausen.

Unter dem Personal, das damals die sogenannte konservative Partei bildete, fanden sich auch nur wenige, die man als Persönlichkeiten ansprechen konnte, und wir rechnen dahin außer dem Präsidenten von Gerlach eigentlich nur noch die Herren Stahl, von Bismarck-Schönhausen, von Kleist-Retzow und im weiteren Verlaufe den Redakteur der Kreuzzeitung Assessor Wagener und den Herrn von Blankenburg. Von diesen übte Stahl damals parlamentarisch weitaus den größten Einfluß aus, und wir haben vor kurzem zu unserer Überraschung gelesen, wie selbst Rodbertus es offen ausspricht, daß die Rechtsphilosophie von Stahl dasjenige Buch sei, aus welchem er am meisten gelernt habe. Bekanntlich rühren von ihm die geflügelten Worte her: „Autorität — nicht Majorität," und „die Wissenschaft muß umkehren," von denen wenigstens das erstere bis auf einen gewissen Punkt bereits in Erfüllung gegangen ist, da bei uns die Majorität allerdings sehr wenig zu bedeuten hat, während es mit der Umkehr der Wissenschaft noch gute Wege zu haben scheint.

Von dem Herrn von Bismarck, der damals noch als „Aristokratenraupe" figurierte, hat man aus jener Zeit die beiden bemerkenswerten Aussprüche, daß eine Kammer leichter mobil zu machen sei als eine Armee und daß er den Vorschlag mache, sechs Tambours an den Ministertisch zu setzen, welche jede Interpellation — die damals sehr an der Tagesordnung waren — mit einem Wirbel beantworteten. Herr von Kleist war wesentlich derselbe wie heute, und wir wissen sein Auftreten nicht besser zu charakterisieren, als dies seitens eines nahen Verwandten geschah, der da sagte: „Kleist hat heute wieder mit jugendlichem Ungestüm eine Nachmittagspredigt gehalten."

Der Assessor Wagener hat lange Zeit mit Recht als der Führer der konservativen Partei gegolten, und man ist heute noch vielfach im Unklaren darüber, wie man sich seinen schnellen Sturz zurechtlegen soll. Daß die Pommersche Zentralbahn nicht der Grund, sondern nur der Vorwand war, darüber ist man heute nicht mehr im Zweifel. Sehr plausibel klingt die Version, die das Berliner Tageblatt vor einiger Zeit über die fragliche Angelegenheit brachte. Es heißt in dem fraglichen Blatte:

Digitized by Google

„In dem soeben von dem früheren Geheimen Rat Wagener herausgegebenen Nachtrage zu seinen Memoiren muß eine von dem verstorbenen Abgeordneten Lasker verfaßte und an einen jetzt verstorbenen Prinzen des königlichen Hauses gerichtete Denkschrift auffallen. Woher, so wird man gewiß fragen, kommt die Veröffentlichung dieser bisher unbekannten Lasker'schen Arbeit gerade in eine Schrift des Mannes, der das notgedrungene Aufgeben seiner hohen amtlichen Stellung doch gerade dem Lasker verdankte? Die Beantwortung dieser Frage bietet zu pikanteren politischen Reminiszenzen Veranlassung, als die Meisten vielleicht voraussetzen dürften. In Wahrheit stand Lasker Jahre lang trotz seiner politischen Gegnerschaft mit dem Geheimrat Wagener auf einem durchaus freundschaftlich-gesellschaftlichen Fuße. Lasker selbst teilte seine Denkschrift Wagener mit. Es wäre ihm persönlich auch wohl nie beigefallen, grade Wagener in der bekannten Weise durch seine berühmte Rede über das Gründertum bloßzustellen.

Wagener hatte kurz vor der ihn ereilenden Katastrophe ein längeres, sehr wenig schmeichelhaftes Schreiben über die politische Thätigkeit des Ministers des Innern, Grafen Eulenburg I., an Bismarck gerichtet. Bismarck hatte nicht gezögert, dem Grafen Eulenburg davon Kenntnis zukommen zu lassen. Die Folge davon war, daß der genannte Minister durch Mittelleute der konservativen Fraktion dem Abgeordneten Lasker das Material über die Pommersche Zentralbahn zukommen ließ. Man wird sich noch der Angabe Laskers, es seien ihm die belastenden Thatsachen von Gesinnungsgenossen des Herrn Wagener und nicht von der liberalen Partei her zugegangen, sehr wohl zu erinnern wissen. Diese Äußerung barg also ganz andere Geheimnisse, als das Publikum und vielleicht Lasker selbst ahnte.

Wir sind geneigt, diese Erzählung in ihrem Kern für richtig zu halten, zumal dieselbe auch, was die konservative Partei anlangt, von Rodbertus bestätigt wird. Dieser schreibt unter dem 17. Mai 1872: „Aber täuschen Sie sich nicht. Ich höre hier von den konservativsten Gutsbesitzern auf Wagener schimpfen und hörte das auch noch in Berlin. Auch hier, glaube ich, sind nur Risse verkleistert. Es mischt sich in diese Abneigung gegen Wagener ein widriger Zug ein. Man ist ihm nicht bloß gram wegen seines Schulaufsichtsgesetzes — an welchem er bekanntlich ganz unschuldig war — das Zwerggeschlecht wird mißgünstig auf seinen Ruhm. Man hört „er ist zu groß geworden" und würde schadenfroh sein, wenn er stürzte." So weit Rodbertus.

Bekanntlich galt dieser hervorragende Mann im Jahre 1848 als der Roteste aller Roten, doch nur weil man ihn nicht verstand und weil er damals seinen Zeitgenossen in der Erkenntnis der politischen und sozialen Konstellation um mehr als ein Menschenalter voraus war. „Ich habe mich einmal auslachen lassen," sagte er später, „und werde dies nicht zum zweiten Male thun. Man feiert mich heute als politischen Seher und sozialen Propheten, weil ich die gegenwärtige Entwickelung schon im Jahre 1830 vorausgesagt, aber diese kleinen Staatsmänner, die auf der Keule des Herkules herumkrabbeln, glauben doch nicht eher, als bis sie mit der Nase darauf gestoßen werden. Man hat mir damals nicht geglaubt,

Digitized by Google

man glaubt mir auch heute nicht, und man wird überhaupt nicht eher glauben, als bis die Gewässer der Sündflut die polizeilichen Dämme durchbrechen."

Da ich nach meiner persönlichen Stellung mit Leuten aller Parteien verkehrt und allen so gründlich in den Magen gesehen habe, um von aller einseitigen Voreingenommenheit für eine bestimmte Nüance völlig frei zu sein, so bin ich vielfach in der Lage gewesen, die intimeren Gedanken von Freund und Feind kennen zu lernen und aus dem Gegensatze der verschiedenen Parteien die mittlere Diagonale ziehen zu können.

Zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der damaligen Linken zählte unzweifelhaft der Geheime Obertribunalsrat Dr. Waldeck, der durch einen bedauerlichen Mißgriff des Polizeipräsidenten von Hinckeldey demnächst zum politischen Märtyrer gemacht wurde. Seine Persönlichkeit und sein Auftreten war vielen insofern ein Rätsel, als man dasselbe mit seiner Eigenschaft als eifriger und strenger Katholik nicht wohl in Einklang zu bringen wußte und viele deshalb auf die Auskunft verfielen, ihn in der Weise des Onkel Bräsig zu einem Jesuiter zu stempeln. Wir sind niemals dieser Ansicht gewesen, haben vielmehr aus seinen gelegentlichen Äußerungen die Überzeugung gewonnen, daß er es mit seiner politischen und kirchlichen Überzeugung gleich aufrichtig meinte und daß er insbesondere ein aufrichtiger Freund Deutschlands war, wie sich dies demnächst auch in dem entscheidenden Augenblicke bewährte. Derselbe hatte in seiner politischen Auffassung eine gewisse Verwandtschaft mit dem Kaiser Nikolaus, welcher das, was er wollte, auch ganz wollte, und er war deshalb ein entschiedener Feind des Pseudo-Konstitutionalismus, der weder Fisch noch Vogel sei und nach seiner Auffassung Parlament und Krone gleichmäßig ruiniere. Man war eben damals noch in den Illusionen des englischen Parlamentarismus befangen und betrachtete die zeitweilige Insolvenz der Krone als deren Bankrott nach dem drastischen Ausspruche von Schulze-Delitzsch, „daß das Königtum von Gottesgnaden bankrott gemacht habe."

Dazu trat, daß den Vertretern der parlamentarischen Regierung die Erkenntnis des eigentlichen Charakters der revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 noch verschlossen war und daß man insbesondere absolut kein Verständnis dafür hatte, daß die Weltgeschichte damit die soziale Frage auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Selbst Männer wie Waldeck waren verwundert, wenn man eine Rechtfertigung von ihnen dafür verlangte, daß sie bei ihrem Pochen auf Majoritäts-Herrschaft doch die Massen der Bevölkerung durch das Zensussystem so stiefmütterlich behandelten und, unter feierlicher Proklamation der Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetz, die Mehrzahl derselben gerade in ihrem wichtigsten Rechte, dem Wahlrechte, in so unlogischer Weise beschnitten.

Man half sich einfach damit aus der Verlegenheit, daß man die Massen für noch nicht vollständig reif erklärte und auch den Besitz berücksichtigt wissen wollte, wobei man in vertrauteren Kreisen hinzuzufügen pflegte, daß die Massen erst „durch die Freiheit für die Freiheit" erzogen werden müßten. Der tiefer liegende Grund war natürlich der, daß man damals kein besseres Vorbild kannte als die belgische

Digitized by Google

Verfassung, an welcher Waldeck auch als Katholik sein besonderes Wohlgefallen hatte, und daß es sich in jenen Kreisen vor allen Dingen darum handelte, die Herrschaft des tiers-état auch in Deutschland zu vollenden. Bei Waldeck, welcher sich in seiner früheren Stellung in Westfalen den Namen des Bauernkönigs erworben, hatte diese Politik noch den Beigeschmack eines Gegensatzes gegen den großen Grundbesitz, den er als den geborenen Feind des Bauernstandes ansah, wobei er den Bauernstand in etwas parteiischer Weise lediglich mit dem Maße des westfälischen Bauernstandes zu messen pflegte. „Wenn Sie eine wirkliche Aristokratie sehen wollen, dann besuchen Sie „die Altgesessenen der westfälischen Bauern," pflegte er zu sagen. „Unsere Edelleute sind in der Mehrzahl Dienstleute (ministeriales) gewesen und geblieben."

Ihm am nächsten unter den Parteigenossen stand der Oberbürgermeister Ziegler von Brandenburg, eine durchaus aristokratisch angelegte Natur, von dem es niemand verstand, daß er sich in völligem Widerspruche mit seiner früheren Haltung alsbald auf die äußerste Linke setzte. Auf unsere verwunderte Frage nach der Deutung dieses Zwiespalts erwiderte er: „Ich habe im Landtage Aristokraten gesucht, aber nicht gefunden, und was ich auf den Bänken der eigentlichen Linken angetroffen, das sind Helden in der Theorie und alte Weiber in der Praxis. Was ich erstrebe, das liegt nach einer ganz anderen Richtung, und ich würde mich noch am leichtesten mit dem Kaplan Berg verständigen." Der Kaplan Berg war jener katholische Geistliche, der mit Rodbertus und dem späteren Geheimen Rat Bucher eine Art von Triumvirat zur Einführung der sozialen Frage bildete, eine Stellung, welcher die betreffenden Herren auch später treu geblieben sind.

Überhaupt darf man bei Beurteilung der Männer von damals niemals vergessen, daß die neugebackenen Parlamentarier und Staatsmänner alle mehr oder weniger an den parlamentarischen Kinderkrankheiten litten und daß viele von ihnen sehr bald gründlich kuriert worden sind, ohne daß man ihnen einen Gesinnungswechsel zum Vorwurf machen kann. Es gilt dies insbesondere auch von dem Geheimen Rat Bucher, den der englische Parlamentarismus in der Praxis sehr schnell von allen seinen Illusionen geheilt hat.

Mit dem Herrn von Unruh, mit dem wir schon vor dem Jahre 1848 in nähere geschäftliche Berührung gekommen waren und der damals nicht allein als ein geschickter, sondern auch als ein sehr loyaler Regierungsrat galt, verhält es sich etwas anders. Derselbe hatte sich so allmählich in das oppositionelle Fahrwasser hineingerudert, daß er selbst überrascht war, das renitente Parlament in dem entscheidenden Konflikt bei dem Beschluß der Steuerverweigerung nach seinem Namen als „Klub Unruh" bezeichnet zu sehen. Seine Enttäuschung hat er demnächst in einer besonderen kleinen Schrift niedergelegt und seinen Lebenslauf nach dem Rate des Herrn Dubois-Reymond abgeschlossen. Dieser „berühmte Professor" macht bekanntlich Goethe einen Vorwurf daraus, daß Faust nicht Gretchen geheiratet und ein anständiges Geschäft begründet habe.

Von seinen Kollegen wissen wir nicht viel mehr zu sagen, als daß der eine ein mißverstandener Freimaurer und der andere ein etwas verbohrter Philosoph,

Digitized by Google

jedoch einer von den wenigen war, welche überhaupt Interesse und Verständnis für die sozialen Fragen besaß, sodaß selbst Rodbertus kein Bedenken trug, mehrere der einschneidendsten Fragen in einem offenen Briefwechsel mit ihm zu diskutieren. Derselbe verfiel demnächst einer Disziplinaruntersuchung, da er es gewagt hatte, sich zu der in der Praxis sonst ziemlich beliebten Malthus'schen Theorie zu bekennen.

Zu den Personen, die diesen auf Seiten der Rechten gegenüberstanden und von sich reden machten, gehörte außer den bereits genannten der Herr von Meusebach, der sich, wenn auch nicht durch eine große Staatsklugheit, so doch durch eine gewisse Keckheit hervorthat und die allgemeine Entrüstung dadurch erregte, daß er sagte: „Ich rieche Leichen in diesem Hause." Er war Aristokrat nach französischem Zuschnitt und einigermaßen Zauberkünstler, insofern es ihm gelang, die berühmte Bibliothek seines Vaters in kurzer Zeit in Rheinwein zu verwandeln. Man hatte ihn eine Zeitlang im Verdacht, daß er damit umginge, sich mit einer bulgarischen Prinzessin zu vermählen und so die Rolle des Fürsten Alexander gewissermaßen zu antizipieren.

Daß die neugemachte Verfassung Preußens bei den Vertretern der alten preußischen Traditionen auf den entschiedensten Widerspruch stieß, ist selbstverständlich. Man betrachtete die sogenannte „Charte Waldeck" dort von Hause aus als ein totgebornes Kind, sodaß der Herr von Bismarck-Schönhausen damals sagte: „Die gewissenhafte Beobachtung dieser Verfassung kann doch unmöglich etwas Anderes bedeuten als genau aufzupassen, was daraus wird."

(Schluß folgt.)

Der Elementarorganismus.

Von

H. Griesbach.

Die moderne Morphologie ist in ihren wissenschaftlichen Anschauungen zu dem unumstößlichen Resultate gelangt, daß der pflanzliche und tierische Gesamtorganismus sich aus einfachen Formenbestandteilen aufbaut. Dieselben wurden für den Pflanzenkörper zuerst von Schleiden im Jahre 1838, für den Tierkörper ein Jahr später von Schwann erkannt. Beide kamen überein sie Zellen zu nennen. Beide waren sich der Wichtigkeit ihrer Entdeckung wohl bewußt; daß dieselbe aber der Ausgangspunkt einer neuen Aera der Forschung werden, daß sie den sicheren Grundpfeiler einer neuen Wissenschaft, der Biologie, bilden würde — das konnte man damals kaum ahnen. Aber je eingehender man sich dem Studium der Zelle zuwandte, desto mehr lernte man ihre Bedeutung kennen. Forschern der letzten Dezennien war es vorbehalten, mit Erfolg auf diesem Gebiete zu arbeiten. Das ist erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß man es darin mit Formenbestandteilen zu thun hat, welche sich der Beobachtung des unbewaffneten Auges entziehen.

Digitized by Google

Erst die physikalische Technik von heute, welche es versteht die optischen Instrumente mit wunderbarer Kraft auszurüsten, hat es der organischen Forschung möglich gemacht, eine Zellenlehre zu begründen. Als Formenbestandteil zusammengesetzter Organismen muß die Zelle schon solange, als es diese giebt, existieren. Da jedoch die Entwickelungsgeschichte der organischen Individuen uns lehrt, daß die Natur prima vice keinen fertigen Organismus hervorzubringen vermag, so muß jener Formenbestandteil älter sein als die älteste Pflanze und das älteste Tier. Und in der That, seine Existenz reicht bis in die Zeitperioden zurück, vor denen unsere rein menschlichen Urkunden zu absoluter Unbedeutendheit herabsinken, in denen durch Selbstzeugung in einem unorganischen Bildungssubstrat mit Hilfe chemisch-physikalischer Kräfte Kohlenstoffatome die lebendige Materie konstituierten. Das so entstandene organische „Erstgebildete", welches noch heute durch jene formenlosen Protoplasmaleiber repräsentiert wird, die, weder Pflanze noch Tier, zusammengefaßt unter dem Namen: Protisten, die Gewässer und das feuchte Erdreich bevölkern, lieferte den vitalen Impuls zur Bildung einer Zelle.

Wenn man diesen Gedanken über das Werden einer Zelle durchdenkt und folgerichtig ausbaut, dann ist Hoffnung vorhanden, daß man im stande ist, die elementaren Kräfte, welche in ihr monarchisch und aristokratisch das ganze organische Leben beherrschen, ausnahmslos richtig zu würdigen. Das Gegenmanöver besteht darin, daß man die wahrscheinlichste Prämisse deswegen nicht zugeben will, weil man die Konsequenzen, welche dieselbe nach sich zieht, verdammt. Aber man kann weder wissenschaftlich wahr noch logisch sein, wenn man ängstlich vor den eigenen Schlüssen zurückschreckt, oder wenn die Befürchtung der Einschränkung eines eitlen Egoismus Vorurteile und Wünsche zwingender gestaltet als Voraussetzungen, welche vielleicht zum wahren Verständnis führen könnten.

Ist es denn eine erwiesene Thatsache, daß die tote Materie Leben zu bilden vermag? Die Antwort auf diese Frage tangiert jene berühmte Streitfrage, zu deren Schlichtung hunderte von Männern der Wissenschaft: der Naturforschung, der Philosophie und der Theologie mit angestrengtem Denken, mit subtilsten Experiment, kurz mit heißem Bemühen, in die Schranken getreten sind — ich meine die Frage nach der Urzeugung (Generatio spontanea oder Archigonie.) Angeregt durch die Arbeiten Pouchets und Pasteurs ist die Litteratur über diesen Gegenstand im Laufe der Zeit auf etwa achthundert Schriften angewachsen, sie alle haben eine endgültige Entscheidung nicht zu geben vermocht. Ein helles Streiflicht in diese dunkle Angelegenheit haben die Forschungen Darwins und Häckels gebracht, und mit Hilfe von diesen hat sich die von dem Gros der heutigen Vertreter aller Zweige der Naturwissenschaften acceptierte Annahme gebildet, daß erstens: eine zur Stunde vorkommende Generatio spontanea zwar möglich, daß aber genügendes Beweismaterial für die Thatsache nicht vorliege; daß zweitens: die Entwickelungsgeschichte der Individuen und Stämme zu ihrer Stütze einer heutigen Archigonie nicht bedürfe, daß es dagegen höchst wahrscheinlich sei, daß eine solche zu Olims Zeiten stattgefunden haben müsse. —

Digitized by Google

Mit der Bildung der ersten Zelle aus einem Protoplasma-Klümpchen hatte die Natur einen mächtigen Schritt vorwärts gethan und einen Ausgangspunkt zur successiven Weiterentwickelung der Organismen geliefert. — Die Zelle besitzt alle Eigenschaften und Kräfte, an deren Zusammenwirken das, was wir Leben nennen, gebunden ist. Mit Recht kann man sie daher als ein Individuum erster Ordnung, als einen Elementarorganismus betrachten. Mit welchem Grade von Selbständigkeit Zellen ausgerüstet sind, läßt sich verstehen, wenn man an das Okulieren von Zierpflanzen und Fruchtbäumen denkt, wenn man einer Transfusion beiwohnt, bei welcher das an Zellen reiche Blut eines Gesunden einem durch Kohlenoxyd- oder Schwefelwasserstoffgas Vergifteten oder einem dem Hitzschlag Verfallenen in eine Ader oder in die Bauchhöhle übergeführt wird, um drohende Todesgefahr abzuwenden — wenn man findet, daß eine einzige krankhaft veränderte Zelle, beispielsweise die eines Krebsgeschwulstes, welche in gesunde Gebiete desselben Individuums (oder eines anderen) verpflanzt wird, durch Weiterentwickelung oft einen beklagenswerten Beweis von der Selbständigkeit und Dauerhaftigkeit der individualisierten lebendigen Materie zu geben vermag — endlich, wenn die vergleichende Entwickelungsgeschichte lehrt, daß jeder Organismus, und sollte er selbst auf der Menschheit Höhen wandeln, einer einzigen Zelle seine Existenz verdankt. —

Man dürfte für diesen letzten elementaren Formenbestandteil zunächst auf einfache Zusammensetzung schließen. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wir sehen mit unseren verbesserten Mikroskopen heute mehr als die trefflichen „Zellenmänner" vergangener Zeiten und finden, daß sein Bau ein äußerst komplizierter ist. In ihrer ursprünglichen Form und Gestalt kann man sich die Zelle als ein mikroskopisches, kugeliges, mehr oder weniger transparentes, elastisches Bläschen vorstellen, dessen Größe der mannigfaltigsten Abänderung fähig ist und zwischen Extremen von 230 μ (1 μ = 0,001 mm) für die Eizelle, bis 7 μ für die Blutzelle des Menschen schwankt. Hervorgegangen aus dem Protoplasma, welches mancherlei Inhaltskörper führen kann, unterscheiden wir daran dieses selbst; ferner besitzt die Zelle einen Kern oder Nukleus, die Kernkörperchen oder Nukleoli und die Zellmembran oder Membrana pellucida genannt. Der Zellenleib — wir wollen uns von dem Ausdruck „Protoplasma" gänzlich emanzipieren, denn dieser ist eine Art Omnibus, in dem alles Mögliche fährt — ist morphologisch keine homogene Masse, sondern er besteht aus einem deutlichen Fadenwerk, dem Mitom, welches an der Peripherie wie die Oberfläche eines Badeschwammes porös erscheint und einer mehr hyalinen Zwischensubstanz, dem Paramitom. Überdies sind als Inhaltskörper des Zellenleibes oftmals Fetttröpfchen, krystallinische Konkremente und Farbstoffe vorhanden, welche in den meisten Fällen wohl als Produkte der in demselben sich abspielenden physikalisch chemischen Prozesse zu betrachten sind. Das Mikroskop hat noch andere Differenzierungen: Hohlräume und Spalten im Zellenleibe nachgewiesen, doch ist die Existenz derselben neuerdings angezweifelt. Ganz neuerdings hat man im Zellenleibe kleine, eigentümliche, selbständige Granula gefunden, welche als letzte morphologische Einheit aller organisierten Materie, als Träger des Lebens in Anspruch genommen werden und welche man daher die Bioblasten oder Bionten nannte. Was

Digitized by Google

den Zellenkern anbelangt so ist seine Form mannigfaltig. Seine Hauptmasse bildet ein verästeltes Strangwerk, das sogenannte Kerngerüst, die Maschenräume desselben werden von einer zähflüssigen, wolkigen Masse, dem Kernsaft ausgefüllt. In den Knotenpunkten der Gerüstsubstanz befinden sich in wechselnder Zahl, Größe und Struktur stark lichtbrechende, kugelige Substanzportionen, Kernkörperchen mit den sogenannten Schrön'schen Körnchen in ihrem Innern. Der ganze Kern wird von einer strukturlosen Hülle, der Kernmembran, umgeben. Den ganzen Zellenleib findet man von einer seine Form bedingenden Membran (Zona pellucida) eingeschlossen, welche früher für strukturlos gehalten wurde, während man heute weiß, daß sie oftmals sogenannte Porenkanäle führt, durch welche das Mitom Fortsätze nach außen zu strecken vermag. Die Wimper- oder Flimmerzellen besitzen solche Ausstattung, welche ihnen dazu dient durch fortwährende Schwingungen Flüssigkeiten in Bewegung zu halten. Auch wird die Luft, welche wir einatmen, von dem Wimperbesatz solcher Zellen auf der Schleimhaut eines Teiles unsrer Respirationswege gesiebt, denn es ist für den Atmungsprozeß nicht gleichgültig, ob die Lungen reine oder mit Fremdkörpern untermischte Luft in sich aufnehmen. Und was alles von den Wimperzellen zurück gehalten wird, darüber berichtet nach einer durchtanzten Nacht oder einer längeren Eisenbahnfahrt das Taschentuch. — Ebenso kompliziert wie die anatomische Struktur erweist sich die chemische Zusammensetzung der Zelle. Hinsichtlich dieser existiert zunächst ein charakteristischer Unterschied zwischen der Membran der Pflanzen- und Tierzelle. Bei ersterer besteht dieselbe aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, einem Kohlenhydrat, welches der Chemiker Cellulose nennt. Das Holz, aus dem ein Tisch verfertigt, ist weiter nichts als verdickte Pflanzenzellenmembran. Die Membran der Tierzelle dagegen besteht zum großen Teil aus Stickstoff. Dennoch giebt es einige niedere Meerestiere, die sogenannten Tunikaten, in deren Mantel Cellulose vorkommt. Im Zellenleib findet die Chemie eine Anzahl verschiedener Eiweißkörper, sogenannte Proteinstoffe, deren Konstitution trotz wiederholter Untersuchungen leider noch sehr unbekannt ist. Das aber darf man als Thatsache betrachten, daß alle Eiweißkörper aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff und etwas Schwefel und Phosphor bestehen.

Es würde mich zu weit führen, alle die chemischen Reaktionen, durch welche man tierische und pflanzliche Zellsubstanz erkennt, hier vorzuführen, und ich betrachte daher gleich die chemische Natur des Kernes, mit welcher die Frage nach seiner Herkunft in innigem Zusammenhange steht. Hinsichtlich der letzteren stehen sich zwei Parteien von Forschern schroff gegenüber. Die einen sagen: Der Kern ist aus dem Paraplasma der Zelle hervorgegangen und als ein umgewandeltes Stück des Zellenleibes zu betrachten; die anderen behaupten: Ein direkter Zusammenhang zwischen Kern und Zellsubstanz besteht nicht, sondern der Kern ist ein morphologisch und chemisch durchaus selbständiges Gebilde. Er besteht wesentlich aus Nuklein mit relativ hohem Phosphorgehalt. Doch muß das Nuklein in verschiedener Form vorhanden sein, denn das Kerngerüst zeigt gegen Reagentien und namentlich Farbstofflösungen ein ganz anderes chemisches

Digitized by Google

Verhalten als der Zellsaft. Weil das Kerngerüst gewisse Farbstoffe mit großer Begierde an sich reißt, um sich damit chemisch zu verbinden, hat man der Substanz des Kerngerüstes den Namen Chromatin gegeben, ihm gegenüber steht das Achromatin des Kernsaftes und der Kernmembran, welches ein derartiges tinktorielles Verhalten nicht besitzt. Die Nukleolen sollen nach Flemming Reproduktions- und Ansammlungsstellen des Chromatin sein.

So ist das mikroskopische Baumaterial beschaffen, welches durch erstaunlich künstlerische Anordnung den fertigen Organismus liefert. Aber man könnte vielleicht glauben, daß die Zellen überall dieselbe, nämlich die Gestalt einer Kugel, und überall dieselbe chemische Zusammensetzung besitzen. Dieses ist nun doch nicht der Fall. Mit Rücksicht auf die Ausnutzung des Raumes und anderer mechanischer Einrichtungen in der Architektonik des Leibes und mit Rücksicht auf die Arbeitsteilung in der physiologischen Funktion der verschiedenen Organe, die um so ausgeprägter erscheint, je höher wir auf der Stufenleiter der Organismen emporsteigen, mußte die Zelle einer mannigfaltigen Abänderung ihrer Gestalt und chemischen Zusammensetzung fähig sein. Denn es besteht zwischen Bau und Funktion eine Beziehung, und mehr: Die Folgen einer Strukturveränderung und die dadurch bedingte Änderung in der Funktion sind von der Wichtigkeit des ganzen Organes oder einer Stelle desselben, wo die Änderung vor sich geht, abhängig. — Ein kleiner Bluterguß unter die Haut ist ohne Bedeutung für den Menschen und sein Wohlergehen, derselbe Erguß in die Netzhaut des Auges macht ihn blind, derselbe Erguß in die linke dritte Stirnwindung des Gehirns macht ihn stumm, derselbe Erguß in das verlängerte Mark tötet ihn. Eine Zelle aus der Haut sieht anders aus und ist anders beschaffen als eine Leberzelle und ein Blutkörperchen und dieses wieder anders als eine Netzhautzelle oder eine Zelle des Nervensystems, und doch sind sie alle Zellen κατ' ἐξοχήν!

Die Beziehungen, welche zwischen Bau und Funktion bestehen, führen mich nun zur Physiologie der Zelle. Da diese als Elementarorganismus der Ausgangspunkt alles Lebens ist, so muß sie auch mit allen jenen Vorrichtungen ausgerüstet sein, an deren Existenz wir das Leben zu ketten pflegen. Diese sind: Empfindung, Bewegung, Ernährung und Fortpflanzung. Wir sind gewohnt, die beiden ersten als rein animalische, die beiden letzteren als vegetative Erscheinungen aufzufassen, welche dem tierischen und pflanzlichen Organismus gemeinsam zukommen. Wenn wir aber die Sache im Lichte der Biologie genauer betrachten, so finden wir, daß eine derartige Zersplitterung der Lebensfunktionen nicht zulässig ist. Man darf nicht vergessen, daß die eben genannten Namen nur klassifikatorische Bedeutung haben, daß sie eben nur Namen sind, welche der Mensch sich zurecht machte. Die ewigen Gesetze der organischen Natur kennen diese kurzsichtige Einteilung nicht, sondern bei ihnen giebt es nur eine Kardinalfunktion, für welche wir den Kollektivbegriff Leben eingeführt haben. Und wenn wir zu ergründen versuchen, wodurch diese Kardinalfunktion der organisierten Materie bedingt wird, so müssen wir zugestehen, daß physikalisch-chemische Prozesse zwischen den Molekulen und Atomen — aus denen alle Materie besteht — die Ursache sind und daß

Digitized by Google

die verschiedenen funktionellen Erscheinungen, welche sich unseren Sinnen offenbaren, nur verschiedene Äußerungen dieser Prozesse sein können. Empfindung und Bewegung sind untrennbar mit einander verknüpft, Bewegung erzeugt Empfindung, Empfindung Bewegung, Empfindung ist selbst nur Bewegung. Die Formveränderungen, welche der nackte Leib eines Protisten uns darbietet, beruhen höchst wahrscheinlich auf Adhäsions- und Ausbreitungserscheinungen zwischen der organischen Substanz und dem umgebenden Medium, ähnlich wie solche zwischen Flüssigkeiten und der Unterlage, auf welche man dieselben gießt, sich abspielen. Die verschiedenen Formen der Innenbewegungen des Zellenleibes, die Zirkulation, Rotation, die Glitsch- und Hüpfbewegung sind nach Art von Emulsionsbewegungen in leblosen Flüssigkeitsgemischen auf wechselnde Molekularanziehungen und verschieden sich geltendmachende Spannungen zurückzuführen. Selbst das Ausstrecken sogenannter Pseudopodien soll durch Spannungserscheinungen, welche infolge des fortwährend sich ändernden Chemismus im Zellenleibe an der Grenze von Mitom und Paramitom auftreten, zustande kommen. —

Von einer an psychische Fähigkeiten gebundenen Empfindung sehen wir für die Zellen ab, ja selbst für den aus diesen zusammengesetzten Organismus dürfte die sogenannte Psyche sich als mechanisch-chemischer Prozeß entpuppen.

Ich komme jetzt auf die Ernährung der Zelle zu sprechen. Sie beruht auf der bekannten physikalischen Erscheinung der Diosmose, wodurch der Austausch von Flüssigkeiten und Gasen durch eine dünne, poröse Membran verstanden wird. Flüssiges, beziehungsweise gasförmiges Nahrungsmaterial wird durch Endosmose aufgenommen, und mit Hilfe des chemischen Stoffwechsels wird Unbrauchbares durch Exosmose wieder ausgeschieden.

Aber nicht alle Zellen ernähren sich so. Durch die genannten Porenkanäle der Wand vermag der Zellenleib Fortsätze hindurchzustrecken, welche aktiv das Nahrungsmaterial aufnehmen. Die Epithelzellen unserer Magen- und Darmschleimhaut machen es so. Ja manchmal frißt der ganze Zellenleib. Es giebt Zellen in unserem eigenen Körper, welche wie die schleimige Amöbe nackt sind. Ich meine die weißen Blutkörperchen oder Leukocyten. Man sieht daran dieselben Bewegungen wie an der Amöbe. Wie lebhaft dieselben sein können, beweist die pathologische Erscheinung der Entzündung, welche weiter nichts ist als ein massenhaftes Auswandern der Leukocyten durch die feinen Stomata der Gefäßendothelzellen in das benachbarte Gewebe. Die Amöbe frißt, indem sie mit ihrer Körpersubstanz, welche sich zu eigentümlichen Pseudopodien auszustrecken vermag, das Nahrungsmaterial umfließt, an Ort und Stelle verdaut und unverdauliches auf dem Rückwege abscheidet. Nicht anders die weißen Blutkörperchen! Sie fressen auf diese Weise die berüchtigten Pilze, welche, auf dem Rücken der Blutwelle von Ort zu Ort geführt, die bösartigsten Infektionskrankheiten hervorbringen können. Ja, sie fressen sogar bei Anomalien der Blutmischung ihre roten Kameraden auf, und wenn man das Blut eines mit gewissen Formen der Bleichsucht behafteten Menschen mikroskopiert, so begegnet man manchmal einer weißen Blutzelle, in deren bloßem Leib ein oder mehrere rote darin stecken.

Digitized by Google

Als Folge des Stoffwechsels in der Zelle findet ihr Wachstum statt. Aber sie wächst nicht wie der tote Krystall durch Anlagerung neuer Teile von außen, sondern sie wächst von innen heraus, durch Bildung und Einlagerung neuer Substanzmolekule. Nachdem die Zelle auf diese Weise eine gewisse Größe erlangt hat, hört sie auf größer zu werden, zerfällt aber in zwei Teile.

Das Aufgeben ihrer Einzelexistenz ist ihre Fortpflanzung. Dieser einfache, aber unbeschreiblich wichtige Prozeß gewährt uns einen tiefen Einblick in das Wesen der Fortpflanzung überhaupt, und man kann sagen: Fortpflanzung ist nichts anderes als Wachstum eines Organismus über sein individuelles Maaß hinaus, wodurch Teile desselben zum Ganzen erhoben werden.

Diese Definition trifft den Nagel auf den Kopf — sie paßt für den zusammengesetzten wie für den elementaren Organismus. Alle Zellenvermehrung beruht, wie wir gegenwärtig wissen, auf Zellteilung, und der Virchow'sche Satz: Omnis cellula e cellula steht felsenfest! Die wichtigste Rolle bei der Zellteilung fällt jenem Gebilde zu, welches als Kern beschrieben wurde. In seiner chromatischen Gerüstsubstanz erfolgt eine Bildung regelmäßiger Fadenfiguren, welche sich in mannigfaltiger Art um eine achromatische Spindelfigur, die vom Kernsaft geliefert wird, herumgruppieren. Zuletzt zerfällt der Kern auf diese Weise in zwei Tochterkerne, die, ihrerseits von Zellsubstanz umgeben, jeder eine neue Zelle formieren. Man faßt diese Vorgänge im Kern unter dem Namen der Karyomitosis oder Karyokinesis zusammen. Nach Ablauf derselben legt sich entweder direkt eine Zellwand um jede Tochterzelle, oder die Bildung derselben erfolgt erst nachträglich (Riesenzellen.)

Das ist das Wesen der Zellfortpflanzung. Zahlreiche Beobachtungen haben zu dem Resultat geführt, daß der Prozeß der Kernteilung zwar mancher Modifikation fähig ist, ja daß er sogar, wie bei den weißen Blutkörperchen, außerordentlich abgekürzt erscheinen kann, daß er aber in seinem innersten Wesen überall derselbe bleibt.

Wohin auch der Blick schweift, vom Menschen herab bis zum niedrigsten Tiere, vom Eichbaum bis zur Alge, überall findet sich dasselbe unverändert.

Dieses physiologische Ereignis zieht wie ein monarchisches Prinzip durch die ganze organische Natur, und dabei ist diese Alleinherrschaft uralt. Vor Aeonen entstanden, hat sie in der ganzen palaeoaristokratischen Vorzeit alles Werden geleitet!

Das ist ein erhabener Gedanke, der einheitliche Weltanschauung zu kräftigen vermag!

Es muß aller organisierten Materie ein mechanisches Reproduktionsvermögen nach Art einer Funktion inne wohnen, welches bewirkt, daß jede Zelle, in welcher sich zur Stunde der alte phylogenetisch ererbte Teilungsprozeß vollzieht, diese physiologische Leistung nach ein und demselben Plane verrichtet. Nur so lassen sich gewisse Thatsachen begreifen, welche sonst dem Verständnis verschlossen bleiben. Ich erinnere an die alten Experimente von Trembley, welcher den Süßwasserpolypen Hydra in beliebig viele Stücke zerlegte und jedes derselben ein

Digitized by Google

neues Individuum bilden sah. Aber mehr! Nimmt man die Weinbergschnecke, ein der Hydra gegenüber hochstehendes Thier mit komplizierten Organen, trennt mit einem Scheerenschnitt einen der großen Fühler ab, welcher auf seinem distalen Ende ein gutentwickeltes Auge mit Netzhaut und Linse trägt, und beobachtet, was geschieht, so findet man, daß das Auge, das ganze Auge durch eine unermeßliche Reihe von Kernmitosen neu sich bildet und, wenn es fertig ist, von dem normalen Auge nicht mehr unterschieden werden kann.

Aber noch mehr! Auch die Erscheinungen des kranken Lebens beruhen auf denselben nach unabänderlichen Gesetzen wirkenden Kräften, die im gesunden Leben walten. Der karyokinetische Prozeß spielt auch hier seine Rolle. Jede Wundheilung geht mit seiner Hilfe von statten, und in jeder krankhaften Geschwulst, in jeder Ernährungsanomalie repetieren die Zellen mit eiserner Konsequenz seine einzelnen Phasen. Diese Thatsachen sind aber von viel größerer Bedeutung, als man gewöhnlich denkt, denn sie weisen die bis heute vielfach irrende, im Dunkeln herumtappende Krankenheilung in eine sichere, festvorgeschriebene Bahn, sie sind berufen, alle leichtfertige und schädliche Symptomatik zu bannen und sie zu einer biologisch-medizinischen Therapie zu stempeln.

An der Hand der experimentellen Pharmakolgie und Pathologie wird man die Wirkungen der Arzeneistoffe auf die Zellen, von denen alles gesunde und kranke Leben ausgeht, studieren; denn die Arzeneien sind chemische Stoffe, und ihre Wirkung ist eine chemische und der Lebensprozeß der Zelle ist auch ein chemischer, und wer in diesem chemischen Laboratorium mit Erfolg arbeiten will, der muß die Wechselbeziehung zwischen Medikamenten und Zellsubstanz am gesunden und kranken Organismus belauschen. Angebahnt sind solche Versuche schon, und der Erfolg, den sie erzielten, wird zur Ehre der Wissenschaft und zum Wohle der Menschheit neue Forschungen nach sich ziehen.

Ich komme zum Schluß meiner Betrachtungen: dem Untergang der Zelle. Es sind verschiedene Geschicke, welche ihn zu bedingen vermögen. Ihre Existenz kann auf rein mechanischem Wege enden, indem sie durch Abschürfen von ihrer Unterlage getrennt wird, wie es sich täglich und stündlich auf der äußeren Körperhaut und auf Schleimhäuten ereignet, oder indem die Zellmembran platzt und der Zellenleib samt Kern sich verflüssigt. — Oftmals beeinträchtigt die Anwesenheit fremder Substanzen die Beständigkeit der wesentlichen Teile der Zelle nicht: Drüsenzellen enthalten, ohne daß ihre histologische Beschaffenheit dadurch verändert wird, Umsetzungsprodukte des Stoffwechsels in ihrem Innern, die als Sekrete früher oder später wieder ausgeschieden werden. In anderen Fällen aber findet in Zellen eine Ablagerung von Fremdkörpern statt. Farbstoffpartikelchen können in großer Menge den Zellenleib erfüllen, ja dieser kann verschleimen, verfetten, verkalken oder verkäsen. Das sind Ereignisse, welche einen normalen Stoffwechsel unmöglich machen und dadurch die Selbständigkeit des Zellenleibes, die Existenz des Kernes und somit das Leben der ganzen Zelle vernichten.

Neben dieser Zerstörung der Struktur vermag auch eine völlige Veränderung der chemischen Konstitution Platz zu greifen. Die Proteinstoffe wandeln sich oft

Digitized by Google

in Substanzen von anderer chemischer Zusammensetzung um (Lardaceein, Hyalin, Colloid) welche der Zelle ein fremdartiges diaphanes Aussehen verleihen und schließlich ebenfalls ihren Tod bedingen.

Von diesen Erscheinungen des Absterbens, der thatsächlichen Vernichtung müssen wir jenen Fall trennen, in welchem die Zelle zwar zu existieren aufhört, aber ohne daß sie stirbt oder hinfällig wird. Gewisse Zellen des embryonalen Körpers finden sich nicht mehr beim Erwachsenen und doch sind sie weder geschwunden noch gestorben, sondern sie leben immer in einer andern Gestalt fort.

Ein Beispiel wird das klar machen: Wir haben unter der Haut ein Fettpolster, welches aus einzelnen Zellen zusammengesetzt ist. Vor der Geburt aber waren diese Zellen mit ganz anderen Eigenschaften ausgerüstet und bildeten die Bestandteile einer wesentlich embryonalen Substanz, des Gallertgewebes. In ähnlicher Weise hört die Zelle des vergänglichen Knorpels als solche auf zu existieren, besteht aber als Knochenkörperchen fort. Derartige Umwandlungen nennt der Anatom Metaplasie.

Wir haben das Leben der Zelle als die Wirkung von Kräften kennen gelernt; je tiefer wir in diese eindringen, um so mehr leuchtet uns ein, daß sich dieselben von den allgemeinen Elementarkräften in nichts unterscheiden, sondern daß ihre Wirkungen in der organischen Materie sich infolge einer besonderen Form und Anordnung nur in anderen Erscheinungen äußern als in der unorganischen.

Mit dem Aufhören des Lebens, gleichgiltig wodurch bedingt, bleiben die allgemeinen Elementarkräfte nicht mehr die Diener des Zellorganismus, wie es im Leben desselben der Fall war, sondern werden dessen Meister. Schritt für Schritt zerstückeln sie seine zusammengesetzten Teilchen in einfachere und lösen ihn schließlich vollständig in solche auf.

Und wo bleiben diese?

Ob sie fest, ob sie flüssig oder gasförmig, sie alle kehren dorthin zurück, woher sie stammen, in das Reich der unorganischen Materie, um aufs neue den hier vorhandenen Elementarkräften zu gehorchen.

Jede Form ist sichtbar gewordene Kraft, jede beharrende Form Kraftgleichgewicht, in jeder sich verändernden Form dominiert eine Kraft über die andere.

Und so ist es Kraft, welche als Einheit aller Erscheinungsform zu Grunde liegt. Das ist ein aprioristisches Postulat unserer Vernunft, und die Aufgabe vernünftiger Forschung besteht einzig darin, diese Einheit überall zu erkennen, Dissonanzen zu lösen, Mannigfaltigkeit auf Einfachheit, einzelnes auf allgemeines zurückzuführen. —

Es ist unmöglich, mit irgend einem Grade von Gewißheit den Wanderungen der vielen Moleküle und Atome zu folgen, welche der Tod der Zelle in Freiheit setzt, aber es besteht Wahrscheinlichkeit, daß sie alle früher oder später zu neuen Lebensformen sich vereinigen.

Sonnenstrahlen und Regentropfen, welche die Pflanzenzellen auflösen, helfen dabei, die wandernden Moleküle von Kohlensäure, Ammoniak und Salzen zur Bildung neuer Pflanzen zu vereinigen.

Digitized by Google

Die Pflanzen werden von den Tieren verschlungen, die Tiere verschlingen sich gegenseitig, der Mensch verschlingt alles. — Es ist daher nicht unmöglich, daß Phosphoratome, welche einen weltererschütternden Gedanken Julius Cäsars bilden halfen, heute in der Ganglienzelle vom geschäftigen Gehirne Bismarcks arbeiten, und daß Eisenatome, welche die rote Blutzelle jetzt durch die Schläfe des berühmten Staatsmannes trägt, sich einst in dem Augenpunkte eines Infusors oder in der Rose, welche das Haar einer späteren Kaiserin schmückt, wiederfinden. —

Das nennt man Erhaltung der Kraft und Erhaltung der Quantität der Materie, Wahrheit, welche selbst ein Mephisto anerkennt, wenn er sagt:

„Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur."

Eine Reise von Triest nach Bombay.

Von

Richard Garbe.

Wer heutzutage nach Indien reist, hat die Wahl zwischen einer ganzen Reihe vortrefflicher Dampferlinien. Unter denselben nehmen den ersten Rang ein der Norddeutsche Lloyd (von Bremen oder Triest), die englische Postlinie der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company (von Venedig oder Brindisi) und die französische der Messageries Maritimes (von Marseilles). Sehr gute Linien zweiten Ranges sind außer den fünf von England laufenden die des österreichisch-ungarischen Lloyd (von Triest) und die italienische Florio Rubattino (von Marseilles, Genua oder Neapel). Wem es nicht darauf ankommt, eine Woche länger unterwegs zu sein oder gar daran liegt, das ganze Behagen einer bequemen, stärkenden Seefahrt gründlich auszukosten, wer etwa die Vorschrift der englischen Postdampfer, täglich beim Diner in Balltoilette zu erscheinen, als lästig empfindet, wird gut thun, eine der letztgenannten Linien zu wählen. Auf den Dampfern derselben findet man freilich im allgemeinen nicht die gute Gesellschaft, deren man auf den deutschen, englischen und französischen Postdampfern nahezu gewiß sein kann, dafür aber gewöhnlich mehr Raum für sich selbst und sein Gepäck und hat fast nie seine Kabine mit anderen Reisegefährten zu teilen. Zudem ist der Fahrpreis auf den Linien zweiten Ranges ein wesentlich geringerer; er beträgt nach Bombay, die Verköstigung einbegriffen, tausend Mark. Diese Erwägungen bestimmten mich, als ich im September 1885 vor der Erfüllung meines langjährigen Wunsches stand, eine Studienreise nach Indien zu unternehmen, einen Platz auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer Amphitrite zu bestellen, der

Digitized by Google

am 1. Oktober Triest verlassen sollte. Ich hatte besonderes Glück gehabt: die Amphitrite gehört zu den neusten, schönsten und größten Schiffen des Lloyd und dürfte an Komfort hinter wenigen Dampfern zurückstehen.

Wenn ich abergläubisch wäre, hätte ich meine Ankunft in Triest als ein böses Omen betrachten können; doch war ich von zu frischem Jugendmut beseelt, um auch nur an die Gefahren und Beschwerden zu denken, welche mir in den kommenden anderthalb Jahren bevorstanden. Als mein Bahnzug in einer der letzten Septembernächte des genannten Jahres auf der Höhe über Triest, der prächtigen, in einem Lichtmeer strahlenden Stadt, anlangte, sah ich die Adria in furchtbarer Bewegung: Blitz auf Blitz zuckte aus dunkelschwarzen Wolken, das unablässige Gebrüll des Donners mischte sich mit dem Tosen des Meeres. In jener Sturmnacht scheiterte ein amerikanisches Schiff an den Molen, dessen aus dem Wasser ragende Masten am folgenden Tage fast zu greifen waren. Bei der Einfahrt in die Stadt hörte ich von allen Seiten Klagerufe erschallen, italienisch und deutsch: „Ach der Scirocco, der Scirocco! . . . das Meer kommt in die Straßen!"; der Hotelwagen mußte vor den heranrollenden Wasserfluten umwenden. Und schon am nächsten Morgen lag das adriatische Meer spiegelglatt bei dem herrlichsten Sonnenschein, der mir drei Wochen lang geleuchtet hat bis nach Bombay.

Das imposante Leben im Hafen war zu jener Zeit ungewöhnlich rege; wegen der in den italienischen Häfen damals herrschenden Cholera drängte der ganze Verkehr nach dem Orient über Triest. Auf unserer Amphitrite war nicht nur die erste Klasse mit über siebzig Reisenden, sondern auch die zweite vollständig besetzt; hauptsächlich durch Passagiere nach Alexandria. Die Indienfahrer des Lloyd gehen fahrplanmäßig direkt nach Port Said; wegen der großen Nachfrage nach Billets für Alexandria, die durch einen gleichzeitig dorthin abgehenden Dampfer nicht gedeckt werden konnte, sollte ausnahmsweise auch die Amphitrite in dem ägyptischen Welthafen anlaufen. Die Amphitrite ist ein Schiff von 5000 Tonnen, d. h. sie trägt in ihren Laderäumen 100000 Zentner Waaren und legt gewöhnlich 12 Knoten (gleich 3 deutschen Meilen) in der Stunde zurück, obwohl die Lloyddampfer durch die Regulationen nur zu 10 Knoten verpflichtet sind. Jene Geschwindigkeit von 12 Knoten wird durch eine Dampfkraft erzeugt, welche 1700 Pferdekräften gleichkommt. Dieselbe kann bei der Amphitrite auf 3300 Pferdekräfte gesteigert werden, doch geschieht das nur in Zeiten der Gefahr; dadurch wird die Geschwindigkeit aber nicht etwa verdoppelt, sondern nur von 12 auf 15 Knoten stündlich erhöht, dagegen der Kohlenkonsum ungefähr verdreifacht. Da eine Fahrzeit von 15 bis 16 Knoten in der Stunde bei den deutschen, englischen und französischen Postdampfern vorgeschrieben ist, kann man leicht ermessen, mit wie viel geringeren Kosten die österreichischen Dampfer arbeiten. Der dem Passagierverkehr dienende Teil der Amphitrite macht durchaus den Eindruck eines großen eleganten Hotels; jede der beiden Klassen hat ihre eigenen Speisesalons, Musik-, Rauch-, Spiel-, Badezimmer ꝛc. Alles ist mit elektrischem Licht erhellt: der Speisesaal erster Klasse, an dessen Tafeln wir zu

Digitized by Google

etwa 80 Personen bequem Platz hatten, durch 36 Flammen, jede Kabine durch deren 2.

Man ist auf alle Eventualitäten eingerichtet und zur Genüge mit Kanonen und Gewehren versehen, welche den Seeräubern im chinesischen Meer das Verlangen nach den reichen Ladungen (wir führten damals nach der Angabe des zweiten Kapitäns Waren im Werte von mehreren Millionen Gulden mit uns, darunter viel bares Geld) gründlich benehmen dürften. Zwischen Singapore und Hongkong, dem Endziel der Linie, sind gewöhnlich 3—500 Chinesen als Deckpassagiere an Bord; Reisende von solcher Verdächtigkeit wie die Söhne des himmlischen Reiches werden beständig von Matrosen bewacht, welche mit scharf geladenen Büchsen auf und ab patrouillieren; auch werden ihnen beim Besteigen des Schiffes die Waffen, welche sie etwa bei sich tragen, abgenommen und erst beim Landen wieder ausgehändigt. Die Sicherheit der Lloyddampfer ist eine sehr große: die Statistik, welche die Gesellschaft vor einigen Jahren bei Gelegenheit ihres 50jährigen Jubiläums veröffentlichte, zeigt, daß der Lloyd innerhalb jenes halben Jahrhunderts mehr als 10 Millionen Passagiere befördert und daß keiner derselben je durch ein Schiffsunglück an seinem Leibe oder Leben Schaden genommen hat. Die Gefahr, welche der Reisende auf solchen Dampfern läuft, ist also eine weit geringere als bei der Benutzung von Eisenbahnen, Tramways, Omnibussen und ähnlichen Beförderungsmitteln.

Das Leben auf großen Dampfern ist für denjenigen, der an kleinere bürgerliche Verhältnisse gewöhnt ist, ein wahrhaft fürstliches. Um 6 Uhr Morgens wird es auf dem Schiff lebendig; man erhebt sich in seinem bequemen Bett, schlägt die Vorhänge zurück, drückt auf den Knopf der elektrischen Klingel und bestellt bei dem dienstfertigen Kellner Kaffee oder Thee. Da die Damen ihre Kabinen nicht vor 8 Uhr verlassen, sieht man in den ersten Morgenstunden die wunderbarsten männlichen Kostüme aus leichter Wolle und höchst primitive, meist auf Strohpantoffeln sich beschränkende Fußbekleidungen. Von älteren Indienfahrern lernt man bald, wie wohl es thut, sich im Nachthabit in die bequemen Stühle zu legen und die nackten Füße auf den Schiffsrand in die Höhe gelehnt der schönen Morgenbrise entgegenzustrecken. Eine solche die Blutzirkulation fördernde Ruhelage, welche die unteren Extremitäten besonders begünstigt, wird dem Europäer im Orient immer mehr zum Bedürfnis.

Zwischen 6 und 8 Uhr morgens pflegen die Reisenden ihr Seebad zu nehmen, für das uns auf der Amphitrite fünf geräumige Badezimmer zur Verfügung standen: Marmorbassin und Douche. Darauf macht man Toilette und fängt bald an mit Ungeduld auf das Läuten der Glocke zu warten, welche um 9 Uhr das Zeichen zur ersten Mahlzeit giebt; denn der Appetit erreicht auf der See einen Grad, den man bei menschlichen Wesen zu Lande für unnatürlich erachten würde. Es wird ein vollständiges Diner von mehreren Gängen serviert; der Tisch ist dicht besetzt mit Delikatessen und Früchten. Um 1 Uhr folgt das indische Tiffin, ein déjeuner à la fourchette, und um 6 Uhr die große Hauptmahlzeit des Tages, die aus 5 bis 7 Gängen besteht; um 9 Uhr abends Thee. In die tägliche Ver-

Digitized by Google

köstigung einbegriffen sind zwei kleine Flaschen trefflichen niederösterreichischen Weines; wer daran nicht genug hat, kann zu mäßigen Preisen allerhand weitere Getränke an Bord bekommen. Das Fleisch ist stets schön und frisch: die Stallungen des Schiffes sind gefüllt mit Ochsen, Kälbern, Hammeln, hunderten von Puten, Hühnern, Enten und Tauben; nach Bedarf wird der Vorrat in den Haltepläßen ergänzt. — Auch die Schiffsleute haben es gut auf den österreichischen Dampfern; denn der geringste Matrose und Kellner erhält dasselbe Essen wie die Passagiere — wenn auch nicht in der gleichen Reichhaltigkeit — und täglich seinen Wein zu den beiden Hauptmahlzeiten.

Die Arbeit des Tages, welche sich bei fast allen Passagieren auf Musikmachen, Karten-, Schach- oder Domino-Spielen, etwas Briefschreiben u. dergl. beschränkt, wurde auf meiner Fahrt fast ausnahmslos durch einen Tanz auf Deck abgeschlossen, der öfter bis weit in die Nacht hinein sich ausdehnte; wir hatten dafür eine nach Indien reisende böhmische Kapelle von 17 Personen zu unserer Disposition. Mehrfach wurde das Deck des Abends durch bengalische Flammen erleuchtet. Darüber strahlte der Sternenhimmel in bisher ungekannter Klarheit; ringsum rauschte die schwarzblaue Adria mit ihren phosphoreszierenden, schäumenden Wellen, und gleich großen Leuchtkäfern umsprühten den Schiffskörper ihre funkelnden Tierchen — ich denke noch jetzt mit wahrem Entzücken an jene Nächte zurück. Mancherlei Nationalitäten waren durch die Passagiere vertreten: Deutsche, Engländer, Franzosen, Holländer, Italiener, Griechen, Ägypter — unter diesen ein Pascha — und drei Parsis aus Bombay. Die ganze südländische Gesellschaft, mit Ausnahme der Parsis, verließ uns in Alexandria, und wir waren nicht böse darüber; denn sie hatte sich an Bord laut und wenig gesittet betragen. Wir Deutschen bildeten eine Gesellschaft von zwölf Personen, unter denen sich zwei allein nach Indien reisende junge Damen befanden, die eine auf dem Wege zu ihrer Hochzeit, die andere um ihren Bruder zu besuchen; ferner drei als Missionare herausgehende Jesuiten, mit denen ich mich viel und gut, auch über unsere Gegensätze in Religion und Kirche, unterhalten habe, und von denen einer namentlich ein feiner, gründlich gebildeter Mann und deutscher Patriot war, der als Krankenpfleger den Feldzug 1870—71 mitgemacht und ohne einen Anflug von Bitterkeit davon sprach, daß das Staatsgesetz ihm verboten, sich auf deutschem Boden zu bewegen. Wir hatten uns schnell mit den Engländern zu einer Art geschlossenen Kreises zusammengefunden; und schon am ersten Tage konnte man den ruhig auftretenden Indienfahrer germanischer Herkunft mit tiefer Verachtung von den „Alexandria-Leuten“ reden hören, gegen welche er in der That wohlthuend abstach. Selbst beim abendlichen Tanze bildeten wir im allgemeinen eine getrennte Gruppe und sahen mit Würde, wenn auch etwas neidisch zu, wie auf der Alexandria-Seite das Schluß-Kommando der Quadrillen „Embrassez votre dame“ ausgeführt wurde. In Indien gewöhnt man sich, wie ich später erfuhr, eigentlich nur den Germanen als einen Vollblut-Europäer und den Romanen als ein Wesen niederer Gattung anzusehen.

Digitized by Google

Die Geschäftssprache ist auf den Lloyddampfern italienisch; doch pflegen sowohl einige Schiffsoffiziere als auch ein Teil des dienstthuenden Personals deutsch oder englisch wenigstens etwas zu sprechen. Auf der Amphitrite waren die Offiziere in der denkbar liebenswürdigsten Weise bemüht, uns Passagieren die Fahrt so angenehm wie möglich zu machen, namentlich der zweite Kapitän Casa und der treffliche Schiffsarzt Dr. Saunig, ein Deutsch-Österreicher, den ich das Glück hatte auf meiner Rückreise von Bombay anderthalb Jahre später wieder auf der Pandora anzutreffen. Dr. Saunig erklärte, er habe während seiner langen Dienstzeit nie eine Reise gemacht, auf der eine so ungetrübte herzliche Harmonie zwischen dem Personal und den Passagieren geherrscht wie im Oktober 1885. Man darf also die geselligen Freuden meiner Fahrt auf der Amphitrite ebensowenig wie den Komfort dieses Prachtschiffes als Regel für die österreichischen Lloyddampfer betrachten. Meine Rückreise auf der Pandora war langweilig und ungemütlich, die Offiziere reserviert bis zur Unhöflichkeit, vor allen Dingen der Kommandant, ein panslawistischer Dalmatier, dem schon die Sprache der maledetti Tedeschi — so nannte er uns, wie wir zufällig erfuhren — ein Greuel war.

Wenn man von Indien kommt, halten sich die Dampfer, um günstige Strömungen zu benutzen, auf der Seite der Balkanhalbinsel, und man erfreut sich des Anblickes der Schneeberge von Albanien und Montenegro, des dalmatischen Inselgewimmels, der ortschaften- und weinbaureichen Küste von Istrien. Auf der Herausfahrt dagegen wenden sich die Schiffe gleich hinter Triest mehr nach der italienischen Küste, daß man bis zu dem seeschlacht-berühmten Lissa fast zwei Tage lang kein Land sieht; von da an verliert man es aber lange Zeit nicht aus den Augen: Fano, die herrlichen ionischen Inseln Korfu, Kephalonia, Zante, die Küste von Morea, Kap Matapan, Cerigo, Cerigotto, die bergige West- und Südseite von Kreta — alles das erscheint in prächtiger südlicher Beleuchtung, rotbraun des Tages und silbergrau des Abends. Schon in diesen Gegenden fängt man an zu merken, was die südliche Sonne bedeutet, und setzt sein Haupt nicht mehr ihren stechenden Strahlen aus; das ganze Schiffsdeck ist sorgsam mit Schattendächern versehen. Tag und Nacht sind alle Fenster geöffnet; denn das Thermometer geht auch im Herbst nicht mehr unter 20° R. herunter.

Die fünfte Nacht, seitdem wir Triest verlassen, mußten wir auf Schlaf verzichten; denn die Alexandria-Leute packten ihre Koffer unter Gebrüll. Um 2 Uhr 40 Minuten früh wurde der Leuchtturm von Alexandria sichtbar, und um $^1/_2$6 Uhr morgens fuhren wir in den Hafen ein: vor uns die weiße, schimmernde Stadt, gleich zur Linken der Palast des Khedive, zur Rechten zahlreiche Windmühlen massiver Bauart. Eine Unmenge von Booten kam unter unverhältnismäßig großen weißen Segeln zur Amphitrite herangeflogen, und bald wimmelte es von braunen und schwarzen Gaunergesichtern an Bord; Träger, Bootsleute, Händler, welche Stöcke, Perlenschnüre, Straußenfedern u. dergl. anboten, Jongleure, die allerhand Taschenspieler-Kunststücke vormachten und außer jungen Krokodilen auch Skorpione herumlaufen ließen, belästigten uns in so aufdringlicher Weise, daß wir uns öfter nur mit Stößen retten konnten. Ich lernte zum erstenmal aus eigener Anschauung

Digitized by Google

die ungeheuere Kluft kennen, welche zwischen dem Sâhib und dem Nicht-Europäer gähnt; der erste betrachtet den letzteren nicht eigentlich als eine Spezies des Genus homo sapiens Linné. Nach dem Frühstück nahmen wir Deutschen ein Boot und fuhren zur Stadt; der Hallunke, dem wir uns anvertraut, beeilte sich uns zu erzählen, daß man ihn eben aus dem Gefängnis losgelassen, in das er ungerechter Weise bloß deshalb eingesperrt worden sei, weil er einen Kollegen vom Bord eines Dampfers heruntergeworfen; er nannte sich, wie die meisten Männer in ägyptischen Städten, Muhammed Ahmed, erklärte aber jeden Tag einen anderen Namen zu führen. Kapitän Casa begleitete uns und führte uns vom Landungsplatz durch die Eingeborenen-Viertel, deren schmale Straßen mit ihren unendlich schmutzigen Läden — mir fielen die zahlreichen griechischen Kapheneions auf —, mit ihrem Durcheinander von Ägyptern, Nubiern, Arabern, Türken, Armeniern, Negern, mit dem Farbengewimmel der Trachten mir den ersten Einblick in das bunte Leben und Treiben des Orients gewährten. Vorherrschend waren in der leider fast ausnahmslos besudelten und zerrissenen Kleidung gelb, blau und weiß. Ganz Alexandria ist jetzt mit großen, weißen Quadersteinen gepflastert; nicht nur die Pflasterung von Triest ist nachgeahmt, sondern auch das Material von dorther genommen. Die Spuren des Bombardements, jener englischen Großthat, waren noch sehr wahrnehmbar, namentlich in dem europäischen Viertel; ganze Straßen in der Nähe der Place des Consuls bildeten noch wüste Trümmerhaufen. Wir fuhren aus der eigentlichen Stadt heraus vorbei an hübschen europäischen Häusern und Gärten, für deren Vegetation am charakteristischsten die Banane und die fruchtschwere Dattelpalme war, an einem Beduinenlager vorüber, einen Nilkanal entlang, auf dessen anderem Ufer ein arabisches Dorf liegt. Nichts ist für die nächste Umgebung von Alexandria so bezeichnend als die trostlose Dürre; wohin nicht Süßwasser künstlich geleitet wird, wächst kein Grashalm. In dem Garten des Khedive, der als die erste tropische Parkanlage auf mich einen großartigen Eindruck machte, rafften meine Begleiter dicht unter den Augen der Hüter sofort Blumen zu großen Sträußen zusammen, um unseren Eßtisch auf der Amphitrite zu schmücken. Meine Frage, ob man denn hier etwas abpflücken dürfe, wurde mit einem Gelächter beantwortet: „Natürlich ist das nicht erlaubt, aber der Europäer darf im Orient alles thun."

Schon in Alexandria machten sich die ersten Vorboten der Schattenseiten einer Orientreise bemerklich, vor allen Dingen die wütende Hitze, welche alle meine Erwartungen überstieg und doch später in Indien so und so viele Monate hindurch von mir als eine namenlose Erquickung empfunden worden wäre; dann das blendende Licht, um dessentwillen fast alle Europäer graue Gläser tragen, und schließlich die Fliegenschwärme, die sich mit einer Schwere und in einer Fülle, daß man wild werden möchte, auf alles setzen, was Haut heißt. Dabei muß man noch beständig darauf achten, daß keine Fliege ins Auge gerät, weil dadurch hauptsächlich die bekannte ägyptische Augenkrankheit übertragen wird; man mag selten irgendwo so viele Blinde antreffen als in Alexandria.

Digitized by Google

Zum Tiffin waren wir wieder an Bord, um 2 Uhr setzte sich die Amphitrite in Bewegung, und die köstliche Seeluft erfrischte den durchglühten Körper. Ich hatte die erste Thorheit meiner Reise begangen, damit nämlich, daß ich nicht — wie ein englischer Oberst that — zu Lande über Kairo und die Pyramiden nach Suez gereist war, wo ich bequem nach einigen Tagen den Anschluß an unseren Dampfer hätte gewinnen können; der interessante Suez-Kanal war mir ja so wie so für die Rückreise sicher, dagegen die Tour über Land verschlossen, weil, wie schon zu Anfang gesagt, die Lloyddampfer nur ganz ausnahmsweise in Alexandria anlaufen. Die letzte Reise-Thorheit beging ich später in nächster Nähe, in Port Said, indem ich dort nicht einen Dampfer überschlug, wodurch ich die Zeit zu einem Abstecher nach dem nahen Jerusalem und dem toten Meere gewonnen haben würde. Ich erwähne dies, weil die Notiz unter Umständen dem einen oder anderen Leser dieser Blätter zu Gute kommen kann.

In Port Said empfing uns am 7. Oktober früh ein ähnliches Getümmel wie in Alexandria, aber das Auge fesselt dort gar nichts. Pelikane machen auf dem öden Lande ihre unförmlichen Sprünge, wie im Hafen die Delphine, deren Treiben uns übrigens schon vorher auf dem adriatischen Meere ergötzt hatte. Ein bis zwei Dutzend Schiffskolosse liegen zur Einfahrt in den Suez-Kanal bereit, langsam kommt der eine oder andere aus demselben angeschlichen. Ein arger schwarzer Staub erfüllt die Atmosphäre, denn in Port Said versehen sich die Dampfer mit neuen Kohlen. Der Reisende muß sich, wenn er nicht etwa eine für das Leben unter den Tropen gefertigte Ausrüstung mit sich bringt — und die Engländer, auch wenn sie zum erstenmale hinausgehen, thun es meist — in Port Said dünne leinene oder baumwollene Kleidung anschaffen und vor allen Dingen einen Sonnenhut aus Kork oder leichtem Holz; denn die Sonnenstrahlen sind die größte aller tropischen Gefahren: das Haupt in ungenügender europäischer Bedeckung oder gar entblößt denselben auch nur eine oder zwei Minuten aussetzen, kann raschen Tod oder lebenslanges Siechtum bedeuten. Port Said, in seiner Bauart etwas an den Schweizerhaus-Stil erinnernd, ist ein trostloses Nest, das ausschließlich von den passierenden Dampfern lebt; es besteht fast nur aus Läden, französischen, griechischen und italienischen, in denen man für sehr teueres Geld sehr schlechte Sachen kauft und auf seiner Hut sein muß, nicht betrogen zu werden. Man kann schon dort überall getrost die Hälfte des geforderten Preises bieten. Die Geldwechsler versuchen türkische, rumänische und dergleichen Münzen an den Mann zu bringen, auch blechene Stücke unterzuschmuggeln. Die Stadt erfreut sich einer Spielhölle und scheint besondere Anziehungskraft für den Abschaum Europas zu besitzen; die Weißen sehen arg verlebt aus und tragen vielfach den Stempel des Lasters auf ihrem Angesicht. An den Straßenecken kann man Einladungen zum Ball lesen mit einem Schlußpassus, in welchem die Herren dringend gebeten werden, keine Waffen mitzubringen! Ganz à la Texas! Zerlumpte Ägypter bieten Führerdienste an, indem sie in frecher Weise die Fremden je mit ein paar Brocken ihrer Muttersprache anreden: „Guten Tag, Landsmann!“ „Wie geht es Ihnen, meine Herren?“ „Auch ein Deutscher!“ u. s. w.

Digitized by Google

In wenigen Minuten erreicht man die Eingeborenen-Stadt, welche wesentlich aus schiefen, unproportionierten Holzbuden besteht und ein abschreckendes Bild von Schmutz und Verfall bietet; die auf der Straße spielenden, meist mit Schorf bedeckten Kinder machen den Eindruck nicht freundlicher. Und ringsum die vollkommenste Dürre. Nur ein Rondel befindet sich in dem europäischen Stadtteil, das ein paar verkümmerte, verstaubte Sträucher aufweist und deshalb der „Garten der Stadt" heißt. Hier spielt nachmittags eine ägyptische Bande, und in der Nähe kann man in einem deutschen Restaurant eine Flasche Bier für 1 1/2 Franks bekommen. In Port Said war es heißer als in Alexandria; beim Mittagessen an Bord wurde zum erstenmal auf der Reise der Pankha, der große, wagerecht an der Decke hängende Fächer, gezogen, dessen kühlende Schwingungen in Indien 7 bis 8 Monate des Jahres für den Europäer eine absolute Notwendigkeit sind, in der Nacht wie am Tage. Von Port Said an fuhren wir unter doppelten, durch einen handbreiten Zwischenraum getrennten Schattendächern.

Die 86 englischen Meilen des Suez-Kanals kann man günstigen Falles, d. h. wenn man nicht gar zu oft oder zu lange an den Ausweichestellen (Gares) auf entgegenkommende Dampfer zu warten hat, in anderthalb Tagen zurücklegen. Es darf nur langsam, mit einer Geschwindigkeit von 5 englischen Meilen in der Stunde, und bei Nacht gar nicht gefahren werden. Die Wüstenszenerie ist für den, der sie zum erstenmale sieht, höchst interessant, obwohl man stundenlang nach der Einfahrt in den Kanal auf der asiatischen Seite nichts als hügeligen graugelben Sand erblickt und auf der afrikanischen das seichte Wasser des Menzaleh-Sees, belebt durch Scharen von Pelikanen; bald hinter Port Said sahen wir mehrere tausend in einer langen Reihe zusammen stehen. In der Nähe der Stationen waren arabische Lager mit Pferden, Kamelen und Eseln. Händler fahren in Booten an den Dampfer heran und offerieren Datteln, Kürbisse, Fische u. dergl. Stellenweise laufen Kinder und halbwüchsige Burschen, in allen Tonarten „Johnny [1]), Bakhshish, Bakhshish" schreiend, das Ufer entlang, bis ihnen ein Zwieback oder ähnliches herübergeworfen wird. Die Stationen selbst, von denen aus schon von weitem den herankommenden Schiffen durch Aufziehen von Bällen und Fähnchen die Erlaubnis zum Weiterfahren gegeben oder verweigert wird, sind saubere, weiße Holzhäuser, in deren Nähe ganz vereinzelt ein paar Sträucher notdürftig fortkommen; an diesem bischen Vegetation arbeitet man offenbar viele Jahre lang mit der berühmten, den Kanal entlang laufenden Süßwasserleitung, von der so viel in den Kämpfen mit dem Mahdi die Rede war. Mit entgegenkommenden Schiffen werden Grüße und Fragen, zuweilen jubelnde Zurufe ausgetauscht. Eine freundliche Abwechselung der Szenerie bietet Ismailia mit seiner Waldung und dem Palast des Khedive, sowie die Bitterseen, an deren Ufern etwas Strauchwerk gedeiht. Durch den größeren See fahren die Dampfer mit voller Kraft und pflegen, wenn mehrere dicht hintereinander im Kanal sich bewegen, hier einen

[1]) So pflegt der Europäer den Asiaten der unteren Volksschichten zu nennen; jene Burschen geben in ihrer Einfalt diese Bezeichnung dem höheren Wesen zurück.

Digitized by Google

tollen Wettlauf anzustellen, weil es eines jeden Vorteil ist, auf der anderen Seite früher in den Kanal einzulaufen. Unerfreulich sind die Nächte im Kanal, welche das Heulen der Schakale und Hyänen belebt, und in nächster Nähe das ungleich fatalere Singen der Mosquitos, das dem Orientreisenden fast peinlicher ist als die durch dasselbe in Aussicht gestellten Stiche.

Die ununterbrochene Arbeit zur Erhaltung des Kanals, dessen Breite von 58 bis 100 Meter variiert und dessen Tiefe 8 Meter beträgt, das Baggern, die Sicherung des Uferdammes durch Faschinenwerk oder Steine, welche auf Kähnen herangeschafft werden, besonders aber die zur Zeit meiner Rückreise schon in Angriff genommene Verbreiterung erweckt eine Vorstellung von der fast übermenschlichen Arbeit, welche die Herstellung dieses Riesenwerkes erfordert haben muß. Entsprechend glänzend ist aber auch der äußere Erfolg; wenn nicht der Stand der Suez-Kanal-Aktien bekannt wäre, könnte man sich die enormen Einnahmen der Gesellschaft nach den Durchfuhrtaxen ausrechnen, welche dieselbe von den oft in dichter Folge hinter einander passierenden Dampfern erhebt: nach dem jetzt herabgesetzten Tarife noch 10 Franks für jede Tonne, auf welche das Schiff registriert ist, und ebenso viel für jeden Passagier. Da die Pandora, auf welcher ich die Rückreise machte, etwas über 30000 Franks für die Durchfahrt zu zahlen hatte, mußte die Summe, welche von der viel größeren und mit mehr Passagieren besetzten Amphitrite erhoben wurde, über 50000 Franks betragen haben. Der österreichische Lloyd deponiert 200000 Franks in einer Pariser Bank, und sobald ein Schiff desselben den Kanal passiert, telegraphiert der Agent in Suez, resp. Port Said, nach Paris die Summe, welche die Kanalgesellschaft für die Durchfahrt zu erheben hat.

Am 9. Oktober Nachmittags langten wir vor Suez an und haben dort 46 Stunden festgelegen, weil wir eine beträchtliche Ladung zu löschen hatten, namentlich große Massen Holz, die für Suakim bestimmt waren. Nach Suez ging keiner von uns herüber, da ein Segelboot von dem Halteplatz des Dampfers nach der Stadt, die zudem keine Sehenswürdigkeiten bietet, mehrere Stunden gebraucht; das Ausladen der Fracht wird dort wie in allen anderen Häfen durch große Holzbarken vermittelt. Unmittelbar vor uns lagen die ins Meer abfallenden und bis zu einer Höhe von 840 Metern sich erhebenden kahlen Felsmassen des Dschebel Atakah, die in der Morgensonne die eigentümlich-ägyptische rotgraue Beleuchtung zeigen, aber gegen Sonnenuntergang tiefblau erscheinen. Im Osten erkennt man auf der Küste der Sinai-Halbinsel mit dem Fernrohr die Vegetation, welche den Brunnen des Moses umgiebt. Die Farbe des Wassers ist dort das bekannte Grün, während das Mittelmeer ultramarin-blau aussieht und das rote Meer ganz hellblau.

Als am 11. Oktober während des Tiffins die Anker gelichtet wurden, konstatierten wir unter dem Pankha 26° R. Die Fahrt im roten Meer ist wegen der zahlreichen Klippen, an denen schon viele Schiffe gescheitert sind, gefährlich, und es wird deshalb bei der Leitung des Dampfers, namentlich nachts, die größte Vorsicht beobachtet. Die Enge des roten Meeres wird gewöhnlich überschätzt;

Digitized by Google

es ist so breit wie das Adriatische, und 4—5 Tage lang wird die Küste nicht sichtbar. Eine Tagereise hinter Suez steht ein Leuchtturm mitten im roten Meer auf einem gerade bis über den Wasserspiegel reichenden Felsen; dort führt ein Europäer in der Gesellschaft zweier Araber seine beneidenswerte Existenz! Nichts als Himmel und Wasser und hier und da ein Schiff am Horizont! Zum Glück wird der Bedauernswerte alle Vierteljahre abgelöst. — Die Hitze des roten Meeres ist berüchtigt; der von Europa kommende Reisende leidet arg unter ihr. Doch ist das, was ich im folgenden Sommer in der nordindischen Ebene, dem heißesten Landstrich des Erdballs, zu ertragen hatte, so unvergleichlich viel furchtbarer gewesen, daß ich nicht in die üblichen Verwünschungen des roten Meeres einstimmen will. Wir haben mehrfach beim Essen unter dem Pankha 30° R. gehabt, die Temperatur des Wassers stieg auf 28°. In der Kabine war es nicht mehr möglich zu atmen, und alles schlief deshalb in der Nacht auf Deck. Die Zurüstungen dazu sind rasch getroffen; eine Schiffsmatratze und ein Kopfkissen ist alles, dessen man bedarf, da die in jenen Gegenden übliche leichte Nachtkleidung den ganzen Körper verhüllt. Für die Damen pflegt ein Teil des Decks durch Segeltuch abgesperrt zu werden. Nirgends schläft es sich schöner ein als im Freien auf dem weiten, im Mondschein leuchtenden Meere, dessen Geplätscher am Schiffsrand die lieblichsten Schlafweisen aufspielt. Die Nächte, welche ich so in tropischen Gewässern, auf dem roten Meer, dem indischen Ozean und später auf dem bengalischen Meerbusen, von mildwarmer Luft umfächelt, zugebracht, gehören zu den wenigen Erinnerungen ganz ungetrübter Wonne, die ich aus dem Orient mitgebracht.

Die Inseln des roten Meeres, nackte Felsen, sind ausgebrannte Vulkane; die bemerkenswertesten sind die auf der Ostseite dicht bei einander stehenden, mehrere hundert Fuß aus dem Wasser emporragenden „zwölf Apostel", etwa vierzehn Stunden vor der Straße Bab el Mandeb; einige Stunden später die Insel Dschebel Zugur, welche schon für viele Schiffe verhängnisvoll geworden ist. Bald folgt das durch das Fernrohr erkennbare kaffeeberühmte weiße Mokka auf dem flachen Strande. Von da ab werden die Küsten immer deutlicher sichtbar, bis sie sich zu der schmalen Wasserstraße Bab el Mandeb verengern, durch die nichts passieren kann, ohne von den Befestigungen der in ihr liegenden Insel Perim mit bloßem Auge sichtbar zu sein und in der Schußlinie der britischen Kanonen sich zu befinden. Der Platz ist für die Engländer von der eminentesten militärischen Wichtigkeit, aber die Abordnung dorthin von den Offizieren, obwohl sie stets nach wenigen Monaten durch andere ersetzt werden, im höchsten Maße gefürchtet. Die Insel ist toter Stein, auf dem nicht ein Strauch wächst und kein lebendes Wesen freiwillig haust. Wüst und starr liegt sie da in der glühenden Tropensonne, daß man mit Schaudern an den Aufenthalt in den Befestigungen oder den paar unter denselben errichteten Eingeborenen-Hütten denkt.

Nachdem die Meerenge passiert ist, fährt man so nahe an der südarabischen Küste entlang, daß alle Linien des Ufergesteins deutlich sichtbar sind. Um 3 Uhr Nachmittags — es war der 16. Oktober — rasselte der Anker vor Aden herunter; wir hatten wiederum einen längeren Aufenthalt als üblich, bis zum nächsten

Digitized by Google

Mittag nämlich; denn es gab viel zu thun: die ganze Zeit über, auch die Nacht hindurch, wurde unausgesetzt ein- und ausgeladen. Der Tumult und die erstickende schwüle Glutluft Adens erhöhten natürlich nicht das Vergnügen des Nachtwachens; denn von Nachtruhe war keine Rede. Triefend von oben bis unten, den ganzen Körper mit juckenden Hitzpickeln übersäet, habe ich in jener Nacht siebenmal die Stätte meines Lagers gewechselt, bald auf einem Stuhl, bald auf einer Bank oder auf den Bohlen des Deckes gelegen, in dem Wahne, irgendwo ein Atom von Kühlung gewinnen zu können.

Die Lage von Aden bietet einen der wunderbarsten Blicke, namentlich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang oder wenn der Vollmond über den steilen, zerklüfteten Felsmassen aufgeht und auf die wilde Landschaft sein zauberhaftes Licht ausgießt. Über 500 Meter hoch erhebt sich aus dem Meere das Felsengebirge, kahl und grotesk, in grauer oder braunroter Färbung, und an dem Abhange desselben sind die weißen Häuser der Stadt und Feste Aden erbaut, wohl der unfruchtbarsten Stadt der Welt. Kein Baum, kein Strauch, kaum ein schüchterner Grashalm. Das Trinkwasser wird, wie andere Lebensmittel, auf Kamelen aus dem Innern von Arabien gebracht; vor einer Reihe von Jahren ist zwar eine Süßwasserleitung von den Engländern gebaut, doch ist sie lange nicht ergiebig genug. Außerdem sind etwa eine Stunde von Aden riesige Reservoirs (tanks) in die Felsen gehauen, um das Regenwasser aufzufangen für den Fall, daß es regnen sollte, was früher oft zwei Jahre lang nicht ein einziges Mal geschah. Jetzt regnet es etwas häufiger, nachdem durch den Bau des Suez-Kanals die klimatischen Verhältnisse jener Gegenden wesentlich verschoben sind. Aden gehört der Administration nach zu der Präsidentschaft Bombay; daher dort indische Soldaten stehen und indisches Geld sowie indische Briefmarken zirkulieren. Das Innere der Stadt selbst bietet nichts; die Läden sind dürftig und die Hotels so schmutzig, daß man sich scheut ein Glas an den Mund zu setzen. Lohnend dagegen ist es, über Aden hinaus ins Land zu fahren nach den eben erwähnten Reservoirs oder wenigstens nach dem etwa $^3/_4$ Stunden entfernten Felsenthor, durch welches man einen Blick auf die Eingeborenen-Stadt auf der anderen Seite gewinnt. Dasselbe ist mit ungeheuer starken Befestigungswerken versehen, unter denen eine Wache indischer Sepoys vor jedem Europäer salutiert. Die Landschaft ist tot und starr, aber großartig wild und romantisch. Abgesehen von den englischen Regierungsbeamten und Offizieren ist die kleine, aus Franzosen, Griechen, Türken u. s. w. bestehende europäische Bevölkerung ähnlichen Kalibers wie die von Port Said. Die Kaufleute sind der großen Mehrzahl nach Bombayer Parsis; einer derselben, ein vielfacher Millionär, der bald in Bombay, bald auf seiner Filiale in Aden lebt, hat die Agentur für sämtliche Dampfschiffgesellschaften. Auch einige Hindus treiben Handel in Aden. Somali-Knaben bringen hübsche Sachen zu billigen Preisen zum Verkauf: Deckelkörbe origineller Form aus starkem, buntem Strohgeflecht, Korallen, Seesterne, Muscheln und dergl. Zu vergessen sind auch nicht die jüdischen Händler mit ihren schmutzigen Locken auf beiden Seiten des Angesichts, deren Typus ganz der unsrer polnischen Juden ist: sie handeln

Digitized by Google

hauptsächlich mit Straußenfedern und fordern zuerst das Fünffache des Preises, den sie rechtmäßig erwarten. Nach der ersten Forderung pflegt der Reisende ihnen einen gelinden Stoß oder Schlag zu versetzen, worauf eine namhafte Preisermäßigung erfolgt. Ich bin zarter mit dem anstürmenden Pack umgegangen, habe aber doch nicht vermeiden können, sie mit meinem Schirm von mir abzuwehren. An Bord sah ich einen Schiffsjungen von etwa 10—12 Jahren ganz allein ca. acht solcher jüdischen Händler, als dieselben das Deck erster Klasse bestiegen hatten, die Treppe herunterwerfen: lächelnd erhoben sie sich auf dem unteren Deck — um sofort wieder den Aufstieg zu beginnen! Araber sieht man nicht viele in dem europäischen Aden. Die arbeitende Klasse besteht fast ausschließlich aus afrikanischen Negern, namentlich Somalis, weniger aus Nubiern. Sie sind kräftige, fleißige Männer mit glänzender Hautfarbe und zum Teil geradezu schönen, charakteristischen Gesichtern; mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch eines Aden Water Policeman, der mit seiner Amtstracht in ruhiger Würde dastand und nur hier und da seinen ankommenden Landsleuten gemessene Direktiven gab: offizielle Mütze mit den Buchstaben A. W. P., weiße Leinwandhosen und Jacke, Bambusstock und nackte Füße. Alle anderen Neger gehen nur mit einem Schurz bekleidet. Des Abends kann man an Bord ihre wilden und doch rhythmischen Nationaltänze sehen. Mehr Aufmerksamkeit jedoch als die erwachsenen Arbeiter nehmen die Somali-Knaben in Anspruch, welche in ausgehöhlten Baumstämmen das Schiff umgeben. Kaum naht ein Dampfer, als auch schon die Naturboote herangeeilt kommen; in jedem sitzt ein Negerknabe — höchstens einmal zwei —, das rohgeschnitzte, kurze Ruder bald nach rechts, bald nach links mit fabelhafter Gewandtheit handhabend. Diese Burschen scheinen ebenso sehr Fisch als Mensch zu sein; ihre Schwimmkunststücke sind im Anfang förmlich beängstigend. Sie tauchen auf der einen Seite des über zwanzig Fuß tief im Wasser liegenden Dampfers unter und kommen auf der anderen Seite wieder hervor. Am liebsten tauchen sie nach Silbermünzen, welche von den Reisenden ins Meer geworfen werden. Der Junge springt vom oberen Deck vielleicht dreißig, vierzig Fuß hoch kopfüber der Münze nach und erreicht sie nicht weit unter dem Wasserspiegel; dann steckt er sie in seine Tasche — die Backentasche nämlich —, in der oft eine ganze Handvoll Münzen, auch große Kupfermünzen, aufbewahrt werden, ohne im geringsten das Sprechen oder vielmehr das Brüllen zu beeinträchtigen; denn mit entsetzlichem Lärm geht einmal alles im Orient zu. Unausgesetzt schreit die ganze Gesellschaft unten, teils im Boot, teils im Wasser: „O hó, have a dive, have a dive, o hó, o ho, o hó, o ho! (Lassen Sie mich tauchen!) Yes, Sir, yes, Sir! Sixpence, Sir! Shilling, Sir! Bakhshish, Sir! O ho, O ho!“ Der Aufforderung eines Passagiers: You fight that boy, I give you a sixpence (Wenn du jenen Jungen durchprügelst, gebe ich dir einen Sixpence), entspricht jeder mit Vergnügen: er stürzt sich auf seinen Kameraden, ein Scheinkampf entspinnt sich, die Boote werden umgeworfen, und die Ringer verschwinden unter dem Wasser, um bald wieder zu erscheinen, ihre Boote umzudrehen und das Wasser in denselben kunstfertig mit Händen und Füßen auszuschöpfen. Zu An-

Digitized by Google

fang war ich in beständiger Sorge, daß die Haifische, deren es gerade im Meerbusen von Aden sehr viele giebt, und gewöhnlich mehrere in der Umgebung des Schiffes, dem lustigen Treiben ein jähes, schreckliches Ende bereiten würden; aber man beruhigte mich: die Haifische fressen nur Europäer, Natives fast nie; als eine außerordentliche Seltenheit wird ein Eingeborener in Aden gezeigt, dem ein ganz besonders hungriger Hai ein Bein abgebissen hat.

Die wilde, gebirgige Küste, welche man entlang fährt, nachdem man Aden verlassen, ist einstmals, wie diese ganzen Gegenden, vulkanisch gewesen und gewährt durch die Stimmung, rotbraun mit tiefschwarzen Schatten im grellen Sonnenlicht, einen so eigenartigen Anblick, daß ich sie mit früher gesehenen Gebirgen nicht vergleichen kann. Hinaus in den freien, herrlichen, indischen Ozean! Die unendliche Wasserfläche liegt spiegelglatt, und doch weht eine erfrischende Brise; die Hitze wird erträglich, denn die Schattentemperatur geht auf 24° R. herunter. Sechs Tage lang erblickt das Auge kein Land, keinen Mast, kein Segel, nichts, was von Menschenhand geschaffen ist. Die fliegenden Fische, die öfter zu hunderten erscheinen, gelegentlich die Wassersäule eines Wals, sind die einzige Unterbrechung der großartigen, beruhigenden und erhebenden Meeresstille.

Der 18. Oktober war ein großer Fest- und Freudentag für uns, der Geburtstag des damaligen deutschen Kronprinzen, unseres jetzigen Kaisers. Der Kommandant der Amphitrite hatte die Artigkeit besessen, schon vor Sonnenaufgang am Hauptmast die deutsche Flagge aufziehen zu lassen, welche stolz den ganzen Tag über wehte. Fern von der Heimat fühlt man sich doppelt als Patriot, wie ich auch keinen Anstand nehme, unsere Landsleute im Orient im allgemeinen für die besten Deutschen zu erklären: ich habe sehr viel glühende Vaterlandsliebe bei ihnen gefunden und nicht einen kleinlichen, regierungsfeindlichen Nörgeler. Die Schiffsoffiziere wurden von uns zum Dank für ihre Aufmerksamkeit beim Diner des 18. Oktobers nebst einigen anderen geladenen Gästen mit dem feinsten Champagner bewirtet, der an Bord zu bekommen war. Ich war aufgefordert, den Toast auf den Kaiser von Österreich auszubringen, den als ersten die Etikette erforderte, da wir an Bord eines österreichischen Schiffes so gut wie auf österreichischem Grund und Boden unter dessen Schutze standen. Kapitän Casa dankte und antwortete mit einem Toast auf den Kaiser von Deutschland. Dann folgte der Älteste unseres Kreises, ein deutscher Kaufmann aus Kalkutta, mit dem Haupttoast des Abends, einer Rede auf den Kronprinzen. Einer der Jesuiten, die bereitwillig unserer Einladung zur Teilnahme an der patriotischen Festlichkeit gefolgt waren, toastete auf die deutsche Gesellschaft des Schiffes. Als wir uns erhoben, um auf Deck zu gehen, erschallten über uns die rauschenden Klänge der Wacht am Rhein, eine neue Überraschung unserer liebenswürdigen Offiziere, der noch eine weitere folgen sollte. In unseren jubelnden Gesang stimmten auch die Engländer ein. Wie wir das Deck betraten, strahlte dasselbe in dem magischen Lichte vieler bengalischer Flammen; Dutzende von Raketen und Leuchtkugeln rauschten in die helle tropische Vollmondsnacht empor. Die Schiffsoffiziere hatten die Vorbereitungen zu der glänzenden Illumination in aller Stille getroffen. Unsere Kapelle ließ „Heil dir im Siegerkranz" und „Deutsch-

Digitized by Google

land, Deutschland über alles" folgen; daran schloß sich ein bis Mitternacht währender Tanz, welcher uns die Hitze völlig vergessen ließ, bei der man in einem europäischen Ballsaale jede Bewegung lächerlich finden würde.

Am Morgen des 23. Oktobers schwamm ein Bambusstock an uns vorüber und, so nichtig das Stück Holz war, lenkte es doch die allgemeine freudige Aufmerksamkeit auf sich; war es doch das erste Zeichen, daß wir uns dem Lande näherten. Um ½ 1 Uhr wurde uns ein blaugrauer Schatten am Horizont gezeigt; die indische Küste war in Sicht. Um ½ 3 Uhr konnten wir mit dem Glase deutlich die weißen Häuser von Bombay erkennen. Ein reges, ja unruhiges Treiben entstand unter den Passagieren; die Nonchalance der letzten Wochen war plötzlich wie in den Brunnen gefallen. Es wurde 5 Uhr, bis der Anker in dem prachtvollen Hafen von Bombay herabgelassen wurde. Vor uns lag die schöne, üppige, geschäftige Stadt, ringsum wimmelte es von Masten, und dahinter winkten halbkreisförmig die Berge in abwechselnd hellgrünem und tiefblauem Licht. Als mein Blick ernst auf dem Lande ruhte, dem glut- und gifthauchenden Lande der Cholera und der tödlichen Fieber, der Schlangen und Skorpione, und doch dem von mir so lange heiß ersehnten Lande der uralten Kultur und des tiefsinnigen Denkens, da legte mir der schon erwähnte englische Oberst, den ich später in Jeypur, im Herzen der Rājputāna wiedersah, freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie werden sehr viel glücklicher dreinschauen, wenn Sie wieder an dieser Stelle nach vollendeter Reise stehen werden." Er hatte Recht gehabt. Als ich nach anderthalbjähriger heißer Arbeit, nach schwerer Krankheit und mancherlei Leiden abgemagert, blaß und todmüde den Mastenwald von Bombay und die Hügelreihen der Küste hinter mir versinken sah, war mein Herz bei dem Gedanken: „Heimwärts, heimwärts! Zurück nach Europa!" freudiger bewegt als je auf dem Hinwege.

Erinnerungen an Botho von Hülsen.

Gesammelt
von
Helene von Hülsen.

(Schluß.)

Vierzigster Abschnitt. 1877.

Der Neujahrstag dieses Jahres begann mit einer ebenso schönen als seltenen Feier, nämlich mit dem 70jährigen Soldaten-Jubiläum Kaiser Wilhelms. Es erhöhte diese Festlichkeit für Hülsen natürlich die ohnehin schon große Unruhe des Neujahrstages, der bei dieser Gelegenheit mit einer Festvorstellung, Armida, seinen Abschluß erreichte. Diese Aufführung, die derselbe mit einem Tusch auf den Kaiser hatte einleiten lassen, hatte Höchstdenselben durch die jubelnden Ovationen des

Digitized by Google

Publikums wie auch durch den Glanz der Vorstellung tief bewegt. Niemann als Rinaldo und Frau von Voggenhuber in der Rolle der Armida leisteten aber auch in der That vorzügliches, so daß die Aufführung dieser Festoper an jenem 1. Januar 1877 kaum etwas zu wünschen übrig ließ. —

Selbstverständlich war Hülsen gleich früh zur Gratulation und Überreichung der Ehrengeschenke zum Kaiser gefahren, der sich ihm wieder ganz unbeschreiblich gnädig erwiesen hatte. So nahm Se. Majestät ihn z. B. zum allgemeinen Erstaunen unter den Arm und ging mit ihm in ein Nebengemach, um sich von ihm über das Komitee, das ihm das Schwert überreicht, noch genauer orientieren zu lassen. — Kaiser und Kaiserin fuhren dann vom Palais nach dem Schlosse, woselbst Se. Majestät in den Brandenburgischen Kammern zuerst die Glückwünsche der königlichen Familie und der fremden, zu diesem frohen Ereignis herbeigekommenen Fürstlichkeiten und gleich darauf die Gratulationen der königlichen Hofstaaten im Rittersaale des Schlosses empfing. Um 11 Uhr begann alsdann der Gottesdienst in der Schloßkapelle, wo sich eine glänzende Gesellschaft zusammengefunden und Hülsen natürlich auch seinen Platz eingenommen hatte. Ich hebe unter den Anwesenden den Generalfeldmarschall von Wrangel, Hülsens Gönner, und mir von unserer Hochzeit her besonders freundlich gesinnt, sowie den Oberstkämmerer Grafen von Redern, den Kriegsminister von Roon, die Feldmarschälle von Moltke, von Steinmetz, Herrn Freiherrn von Manteuffel, und den Minister des königlichen Hauses von Schleinitz hervor. Der Fürst Bismarck hatte sich — eines Unwohlseins halber — leider entschuldigen lassen. Der Oberhof- und Domprediger Dr. Kögel hielt die sehr schwungvolle Festrede über Hebr. 13, 8, die allgemein großen Eindruck machte. Dann verließ der Kaiser, sich nach allen Seiten verneigend und von der königlichen Familie gefolgt, die Kapelle, um die Gratulationskour, die zahllosen Ehrengeschenke, Adressen u. s. w. entgegenzunehmen. Als dann der deutsche Kriegerbund Sr. Majestät dem Kaiser eine Jubiläumsstiftung für die Krieger-Witwen überreichte, deren Adresse mit einem Rückblick auf die schweren Tage begann, in denen Höchstderselbe, heute vor 70 Jahren, in die Armee eintrat, ergriff der Kaiser das Wort:

„Ich danke Ihnen," — sagte er, — „für die schönen Worte, welche Sie mir entgegengebracht haben. Es ist allerdings ein seltener Tag, der mir heute beschieden ist, und es mag nicht oft einem Menschen durch die Vorsehung vergönnt gewesen sein, so lange an dem Platze zu stehen, an dem ich heute stehe. Sie haben eine Stiftung gegründet, die noch nachkommenden Generationen Segen bringen wird. Ich habe mich sehr darüber gefreut und danke Ihnen, die Sie persönlich hier erschienen sind, sowie denen, die Sie entsendet, für alles, was Sie gewirkt haben!" — Hülsen wie alle Anwesenden waren tief bewegt.

Auch der Kronprinz sprach der Deputation seine freudige Zustimmung zu dieser Festgabe aus, und die Kaiserin dankte derselben noch besonders huldreich. — Das Ganze war so erhebend und schön, daß Hülsen nicht genug davon zu sagen und mir zu erzählen wußte. Besonders war er aber auch über die Frische und Rüstigkeit entzückt, mit der unser, damals schon fast 80jähriger Kaiser diese stundenlangen

Digitized by Google

Empfänge, Adressen und sogar noch das darauf folgende Galadiner und das Theater ausgehalten hatte.

Aber — auf besonders lichte Lebensmomente und glückliche Zeiten pflegen nur allzuoft Schmerz und Trauer ihren Einzug zu halten.

So erfolgte auch schon am 18. Januar 1877 für die königliche Familie ein Ereignis, das mehrere Mitglieder derselben schwer betraf und auch dem Kaiser nahe ging. Es war dieses das Ableben Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Karl von Preußen, Schwester Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta, die ja auch von jeher Hülsen sehr gnädig gewesen war. Die Trauerfeierlichkeiten für die verewigte Prinzessin wurden mit äußerstem Zeremoniel im königlichen Schlosse veranstaltet, was für letzteren, der sich bereits seit einigen Wochen mit einem Ohrenkatarrh quälte, eine starke Erkältungsgefahr war. Leider bestand er dieselbe denn auch schlecht. — Die unvermeidlichen Anstrengungen und die Witterungseinflüsse zogen meinem armen Manne einen Husten zu, der sich, nachdem derselbe ihm schon die Nachtruhe geraubt, allmählich zu einem förmlichen Stickhusten steigerte. Dessenungeachtet beging Hülsen, trotz meiner Bitten und Einwendungen, die Unvorsichtigkeit, sich zu der Beerdigung eines armen, einsam dastehenden Maschinisten zu begeben, den er, wie er sagte, „nicht wie einen Hund verscharren lassen konnte." Das Wetter war fürchterlich, Regengüsse und Sturm wetteiferten mit einander, seine Erkältung noch zu vollenden. Sehr unwohl und niedergeschlagen kehrte er von diesem trübseligen Begräbnis heim, und nun begann für den Ärmsten eine Leidenszeit, die jeder Beschreibung spottet. Stundenlange Hustenanfälle, völlige Schlaflosigkeit, nervöse Überreizung und dadurch erzeugte hypochondrische Anwandlungen wechselten durch Tage und Wochen. — Selbst die am 7. Februar 1877 stattfindende Verlobung unserer jüngsten Tochter Dora mit meinem Vetter, Rittmeister Freiherrn von Geyr-Schweppenburg, und deren Brautglück vermochte den sonst so zärtlichen Vater nur vorübergehend abzuziehen. Dabei war Hülsen, — ungeachtet aller ärztlichen Ermahnungen, — weder von seinen Geschäften noch von dem täglichen Besuche der Theater zurückzuhalten, so daß selbst seine so eiserne, anscheinend auf das höchste menschliche Lebensalter angelegte Konstitution diesen sich täglich mehrenden Leiden nicht Stich hielt. Hülsen selbst glaubte nicht an seine Wiedergenesung und wanderte halbe Nächte hindurch in gesteigertem Leiden oder in Erstickungsanfällen umher. Mehr als ein Mal hat er mir in jenen unsagbar trüben Zeiten ausgesprochen, was zu geschehen hätte, falls er seinen Leiden erliegen und den nächsten Morgen nicht erleben sollte! Welche Rückerinnerung! — Doch, — Wenn die Not am größten, ist die Hülfe am nächsten! — wie das Sprichwort sagt, und so hat Gott uns denn auch damals in unserem vorzüglichen Arzte, Herrn Sanitätsrat Dr. Brinkmann, einen nicht nur tief verständnisvollen Freund, sondern auch einen Retter gesendet. — Anfang März, nachdem Hülsens Leiden keinem für andere noch so probaten Heilmittel weichen oder ein solches ihm nur Erleichterung gewähren wollte, bestimmte Dr. Brinkmann: Luftveränderung! — Und so wurde denn mein Mann, nur von mir und unseren treuen Dienstboten begleitet, auf unbestimmte

Digitized by Google

Zeit nach Wiesbaden geschickt, woselbst er eine ernste Sodener Kur gebrauchen und sich in dem wärmeren und veränderten Klima leichter herstellen sollte. Auch bot ihm das dortige, unter seiner Oberleitung stehende Theater hin und wieder eine abendliche Zerstreuung und wohlthuende Abziehung, was sich denn auch, unterstützt von dem kommenden Frühjahr, allmählich wohlthuend für Hülsen bemerkbar machte.

Hülsens Genesung ging sehr langsam und nach mehrfachen harten Rückfällen vor sich. Wie nagend und groß meine Sorge um das geliebte Leben, meine Mitleidenschaft für meines Mannes oft unsäglich große Qualen war — es bedarf keiner Versicherung. Jedenfalls bildeten die sich bis über Mitte April ausdehnenden Wochen in Wiesbaden eine der schwersten Prüfungszeiten meines Lebens, wenn sie mir auch durch die Güte und Teilnahme treuer, sich daselbst befindender Freunde möglichst erleichtert wurde. Auch die anhängliche Hingabe des Geheimsekretärs Hartmann sowie das nach bestandenem Examen erfolgende Eintreffen unseres jüngsten Sohnes Georg, der meinem Gatten stets eine erheiternde Gesellschaft und angenehme Anregung war, halfen mir durch diese noch oft so schweren Tage und qualvollen Nächte! Gelobt sei Gott dafür! —

Unter den wenigen bei dem damaligen Wiesbadener Aufenthalte zu verzeichnenden freundlichen Erlebnissen möchte ich nur noch einen Mittag bei der jüngsten, daselbst für den Winter etablierten Tochter des Prinzen Karl von Preußen, der Prinzessin Anna von Hessen, und einen gleichen bei Herrn Niemann verzeichnen. Die erstere freute sich ersichtlich aufrichtig, Hülsen, der ihre Hochzeitsfestvorstellung arrangiert hatte und zu ihren ältesten Berliner Bekannten zählte, einmal gemütlich bei sich zu sehen und sich gründlich mit ihm auszusprechen. — Herr Niemann aber, der auf seiner wunderhübschen, dicht bei Wiesbaden gelegenen ländlichen Besitzung anstatt der Sangeskunst die des Gartenbaues und der Hühnerzucht pflegte, hatte uns durch seine liebenswürdige zweite Frau dahin eingeladen. Das berühmte Künstlerpaar überbot sich nun in Beweisen der Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit für Hülsen, den verehrten Chef, und ich zähle jene Stunden in der Villa Niemann, deren Originalität durch die bezaubernde Genialität unserer Wirte noch gesteigert ward, zu meinen heitersten Erinnerungen. —

Erst gegen Ende April kehrten wir nach Berlin zurück, wo unsere Tochter Marie damals wohnhaft und unsere bräutliche Tochter Dora unter dem Schutze einer lieben Verwandten zurückgeblieben war. Die Freude des Wiedersehens war um so größer, als Hülsen wirklich erholt, wenn auch noch nicht völlig hergestellt und einer Nachkur in Reichenhall äußerst bedürftig war. Zu dieser letzteren nun begleitete ihn die geliebte, leider stets zart organisierte Tochter Dora, während ich beiden nur bis Wien folgte und mich dann in Gesellschaft einer lieben Kousine nach Seebad Heringsdorf begab. Denn auch ich bedurfte dringend einer Erholung. Die Leidenszeit meines Gatten hatte mich zu sehr mitgenommen.

Der Herbst dieses Jahres brachte aber auch noch ein für Botho von Hülsens zärtliches Vaterherz schwerwiegendes Ereignis. Es war dieses die Hochzeit unserer Dora, die am 11. Oktober 1877 in unserem Berliner Heim festlich begangen und durch einen vorhergehenden, äußerst glänzenden Polterabend gefeiert wurde.

Digitized by Google

Nicht wie einstmals bei unserer Marie im Momente des Ausbruches jenes gewaltigen Krieges von 1870, sondern im Sonnenlichte eines sich hoffentlich noch ungezählte Jahre erhaltenden Friedens legte unsere durch ihre Herzenswahl hochbeglückte Dora ihre Hand in die meines Vetters, Karl von Geyr-Schweppenburg. Und noch einmal gab sich Hülsen bei dieser ihn so nahe berührenden Veranlassung dem in seiner Jugend so häufig und erfolgreich geübten Arrangement des Polterabends hin, bei dem er, wenn auch der Direktor der königlichen Oper, Herr von Strantz, die Ausführung der Einzelheiten leitete, doch allen Beteiligten mehr oder minder mit Rat und That zur Seite stand. Der schon bei einem früher von Hülsen arrangierten Ballfeste benutzte obere Malersaal des Kulissenhauses bildete das Lokal des Festes, zu dem sich an hundert Personen, Verwandte, Freunde und Bekannte, zusammen gefunden hatten. Der Mendelssohn'sche Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum leitete die Feier ein, in der eine Reihe von Märchengestalten in lebenden Bildern den Mittelpunkt und eine Episode (unser Sohn Dietrich als Berliner Bär), ein frohes Intermezzo bildete.

Hülsen aber war trotz allen Gelingens und des ihn umwogenden heiteren Getümmels tief bewegt. Es wurde ihm namenlos schwer, nun auch die jüngste, so inniggeliebte Tochter, die ihm durch ihre unermüdliche Beteiligung an seiner Pflege noch besonders ans Herz gewachsen war, aus dem Elternhause ziehen und sich immerhin ferner gerückt zu sehen. — —

Aber — es ist dieses das Los der Mehrzahl zärtlicher Väter und liebender Mütter, und im Grunde doch auch das Natürlichste und Wünschenswerte! —

Einundvierzigster Abschnitt. 1878.

Je weiter ich in den Berichten des letzten Dezenniums der Theaterleitung Botho von Hülsens fortschreite, um so mehr häufen sich naturgemäß auch die Jubiläen und Abschiedsvorstellungen einzelner Mitglieder. Es würde mich zu weit führen, bei jedem einzelnen, dem ein ersteres zu Teil wurde, zu verweilen, aber das 25jährige Künstler-Jubiläum unserer Frieb-Blumauer darf ich doch nicht übergehen. — Es fiel auf den ersten April 1878, und ich fuhr gleich früh mit meinem Manne in deren Wohnung. Dieselbe glich einem Blumengarten und zeigte bereits, trotz der erst beginnenden Tagesfeier, eine beträchtliche Fülle schöner und sinniger Angedenken. Hofrat Bork, Neffe des Verstorbenen, hatte sich bereits eingefunden, um der tief bewegten Jubilarin eine Brosche im Namen Sr. Majestät des Kaisers zu überreichen und ihr Worte der ehrendsten Anerkennung seitens Allerhöchstdesselben auszusprechen. Ebenso erschien der Geheime Kabinetsrat Tempeltey und überbrachte Frau Frieb das goldene Verdienst-Kreuz, welches ihr der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha übersandte. — Die Hauptfestfeier aber war dem Abende dieses in den Annalen der Theatergeschichte als denkwürdig zu verzeichnenden Tages vorbehalten. Als die mit Recht als ein „Unikum ihres Genres" bezeichnete Künstlerin ihre Theatergarderobe betreten wollte, stand sie völlig sprachlos vor der Ausstattung, welche dieselbe erfahren hatte. Prangte schon der Gang zur Bühne und das Vorzimmer zu dieser im Festschmuck,

Digitized by Google

so war die Garderobe selbst zu einem wahren Blumen- und Ehrentempel umgewandelt worden. Schon vor Beginn des „Störenfried", der Jubiläumsvorstellung der gerade in dieser Rolle stets besonders gefeierten Künstlerin, empfing Frau Frieb zahlreiche Gratulationen der Mitwirkenden sowie auch der Regie und des Garderobe-Personals. Auch las ihr hierselbst der Statistenführer Röder eine sehr launige Adresse vor, die ihr indessen sowie auch dem warmherzigen, neben ihr sitzenden Döring trotz ihres Humors Thränen in die Augen lockte. — Nunmehr begann die Vorstellung, der Hülsen und ich natürlich aus unserer Loge beiwohnten, und bei der das Publikum die Künstlerin mit Beifall und Blumen überschüttete. Dergleichen zu schildern ist immer undankbar, weil das geschriebene Wort doch nicht entfernt den Eindruck des Miterlebten wiederzugeben, geschweige denselben zu ersetzen vermag. — Dennoch soll es versucht werden. Der Vorhang war also nach dem Schlußakte gefallen. Frau Frieb hatte mit Aufraffung ihrer letzten Kräfte dem Publikum gedankt, das sie so hoch geehrt und seine herzlichen Sympathien in immer neuen, nicht enden wollenden Beifallsbezeugungen dargethan hatte. Döring, ihr treuer Verehrer, holte, selbst noch im Kostüm, die Vielgefeierte aus der Garderobe auf die Bühne, woselbst Hülsen nun auch erschienen war. — In kurzer, warmer Ansprache begrüßte er die Jubilarin, um die sich bereits wiederum ein großer Kreis gebildet hatte. — Er hob hervor, daß er, — angesichts aller Auszeichnungen, die der geschätzten Künstlerin von allerhöchster Seite, vom Publikum und von ihren Kollegen heute zuteil geworden seien, nur der Befriedigung Ausdruck geben wolle, die ihn selbst beseele. Sei er es doch gewesen, der die jetzt so Gefeierte vor 25 Jahren der Berliner Bühne zugeführt und sie derselben erhalten habe. Auch betonte er, daß fast in dieser ganzen Zeit das Einvernehmen des Chefs und der Künstlerin ein ungetrübtes gewesen sei und hoffentlich noch lange bleiben werde. Dann überreichte er derselben die Medaille für Kunst vom Kaiser sowie ein wertvolles Medaillon in Perlen im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta und sagte scherzend:

„Er wolle nunmehr das Wort dem ältesten Kollegen und Courmacher der Frau Frieb, dem Altmeister Döring abtreten," der es denn auch sogleich ergriff und alles enthusiasmierte. — In schöner Harmonie und tiefer Bewegung der Zunächstbeteiligten endete somit diese Feier, deren wenn auch nur flüchtige Erwähnung doch in diesen Blättern nicht fehlen durfte. Daß Frau Frieb bis zu ihrem Tode, den 31. Juli 1886, dem königlichen Institute als eine von dessen größten Zierden und zuletzt noch, auf Beantragung Hülsens, als Ehrenmitglied angehörte, darf auch hierselbst nicht ungesagt bleiben. Die „alte Lotte," wie sie sich ihrem Chef und mir gegenüber in bezug auf eine ihrer Hauptrollen in Putlitzens „Alte Schachtel" mit Vorliebe nannte, kennzeichnet ihr Verhältnis zu Hülsen am besten. Auch wirft ein an mich über ihn gerichtetes Schreiben ein freundliches Licht darauf. Es ist aus Wiesbaden vom 7. Juli 1885 datiert, und dieselbe schreibt, nach Empfang der Mitteilung ihrer Ernennung zum Ehrenmitglied, unter anderem:

Digitized by Google

Teure Excellenz!

„Wie mich mein Chef, Ihr hochverehrter Herr Gemahl, hier überrascht, werden Sie wissen. Nur zu dankbar empfinde ich, daß ich diese neue Auszeichnung und liebevolle Fürsorge in jeder Beziehung nur seiner Vermittelung zu danken habe. — Ich kann nicht aussprechen, wie mich dieser letzte Abschnitt meines Künstlerlebens, so eng verbunden mit meinem Dasein überhaupt wie mit dem Einzigen, was noch darin Bedeutung hat, ergreift! — Die rührende Fürsorge meines teuren Chefs, — ich erkenne sie in tiefster Seele! Er, Excellenz von Hülsen, ist der beste Freund, den ich auf dieser Welt besitze, das weiß und fühle ich! Ihnen, Verehrte, geht es so Gott will gut, und ebenso meinem teuren Chef! — Des Himmels Segen über Sie beide und Gott gebe ein frohes, gesundes Wiedersehen! — In treuer Verehrung

Minona Frieb-Blumauer.

So viel über die letztere. — Aber dieser frohen Feier folgte schon Ende Mai eine andere, für das königliche Institut weniger erfreuliche. Es war dieses das letzte Auftreten von Frau Louise Erhartt, jetzigen Gräfin von der Goltz. Auf dringenden Wunsch ihrer neuen Familie zog sich diese in Berlin so beliebte Künstlerin definitiv in das Privatleben zurück, und ihr Scheiden von der so innig mit ihr verwachsenen Kunst, ihrem Chef und dem Publikum war für dieselbe ein bitter schwerer Augenblick. Auch Hülsen beklagte diesen Verlust lebhaft. Es war für das letzte Auftreten Louise Erhartts eine ihrer vollendetsten Rollen, „Maria Stuart," angesetzt und hiermit dem Publikum und uns allen noch ein Mal ganz vor das Auge geführt worden, welche schwer ausfüllbare Lücke der Rücktritt dieser hervorragenden Künstlerin dem königlichen Theater zurücklassen werde.

Selbstverständlich wohnten nicht nur Se. Maj. der Kaiser, sondern fast alle anwesenden Fürstlichkeiten dieser von Wehmut und Begeisterung getragenen Vorstellung bei, die auch ich zu meinen erhebendsten Erinnerungen rechnen möchte. In meinen Memoiren findet sich über diesen Abschiedsabend unter anderem auch folgende, teilweise der Zeitung entnommene Aufzeichnung. Es heißt daselbst unter dem Datum des 1. Juni 1878 wie folgt:

Gestern betrat vor ihrem definitiven Scheiden von der Kunst Frau Louise Erhartt zum letzten Male die königliche Bühne und zwar in einer ihrer besten, zur höchsten künstlerischen Vollendung herangereiften Rollen, der „Maria Stuart." Die ihr dargebrachten Ovationen waren so überreich und herzlich, daß wir daraus wohl zu schließen berechtigt sind, wie allgemein und schmerzlich dieser Verlust in den gebildeten Kreisen Berlins empfunden wird. —

Nach der Vorstellung sprach Se. Majestät der Kaiser der auch von ihm so hoch geschätzten Künstlerin noch besonders sein Bedauern über ihren Rücktritt in das Privatleben aus, und fügte diesem, als er Thränen in Frau Erhartts Augen sah, noch in seiner huldvollen, herzlichen Weise die Worte hinzu: „Ja, ja! Es ist heute ein schwerer Abend!" —

Je frischer der Kaiser Hülsen bei dieser Gelegenheit aber wieder erschien und uns allen in seiner huldvollen Art und Weise im Gedächtnis stand, um so furcht-

Digitized by Google

barer wirkte die schon vierundzwanzig Stunden später Berlin durcheilende Schreckenskunde, „daß ein zweites Attentat auf die geheiligte Person des allverehrten Kaisers stattgefunden und er sogar nicht unerheblich verwundet worden sei.“ Eine verruchte Hand hatte auf Kaiser Wilhelm geschossen, als derselbe, wie bei dem ersten Attentat, im offenen Wagen die Linden passierte. Blutend und von Schrotkörnern mehrfach verletzt hatte man Se. Majestät in das Palais gebracht, das nun tausende von früh bis spät umlagerten, um in zitternder Aufregung Kunde von dem allgeliebten Herrscher und dessen Ergehen zu erwarten.

Was Hülsen bei dieser Nachricht empfand und was er in der Sorge um seines Kaisers teures Leben durchlitt, ich will nicht eingehender dabei verweilen.

Das Notizbuch jener ersten der furchtbaren Katastrophe folgenden Tage zeigt indessen unter dem 3. Juni 1878 unter anderen auch folgende Stellen:

„Berlin ist wie umgewandelt. Die Mehrzahl der Bevölkerung vermag kaum einen anderen Gedanken zu fassen, als den an den geliebten, keineswegs gefahrlos verwundeten Kaiser. Das Volk benimmt sich im allgemeinen musterhaft. Halbe Tage sieht man die Leute um das Palais stehen und den Bülletins in stummer Trauer und Ehrerbietung lauschen. Die Kaiserin ist sogleich von Koblenz eingetroffen, begleitet von der Großherzogin von Baden, welche heftig weinte. Es stand der letzteren wohl bei dieser Gelegenheit wieder der erschütternde Augenblick mächtig vor der Seele, wo auf den geliebten Vater an ihrer Seite durch den abscheulichen Hödel geschossen ward.“ —

„Ein armer Verirrter,“ — sagte mir damals bei meiner Audienz der verehrte Kaiser, „hat auf mich geschossen, mich aber nicht getroffen!“ — Ich habe diese rührenden, unter bewandten Umständen wahrhaft erhebenden Worte des hohen Herrn niemals vergessen. — Heute wird auch der Kronprinz erwartet, welcher die Leitung der Regierungsgeschäfte einstweilen, vereint mit Bismarck, auf Befehl des Kaisers übernehmen wird.

Berlin, den 4. Juni 1878.

Der geliebte, zu den schönsten Erwartungen berechtigende Kronprinz ist eingetroffen und mit halb unterdrückten „Hurrahs“ empfangen worden. — Hülsen sprach ihn im Palais, woselbst er mit der Kronprinzessin und Prinzessin Charlotte von Meiningen war und ihn durch sein Wesen und Benehmen hingerissen hat. Es ist ihm daselbst auch die vorläufige Regentschaft feierlich und unter der Zeugenschaft mehrerer hochgestellten Personen auf Befehl des Kaisers übertragen worden. Der Kongreß tritt den 13. Juni hier in Berlin zusammen und soll auch der Reichstag geschärften Vorgehens gegen die Sozialdemokraten halber sofort einberufen werden. — Man erzählt sich nämlich von einem weitverzweigten, furchtbaren Komplot derselben, welches nicht nur gegen das Leben des Kaisers, sondern auch gegen die Person des Kronprinzen gerichtet sein und sich auf die „Internationale“ stützen soll! Gott, welche Vorstellung! —

Den 6. Juni 1878.

„Es geht dem Kaiser, gottlob, so gut, als sich nur erwarten läßt! — Seine vortreffliche Natur streift noch mit achtzig Jahren ab, woran die Mehrzahl der

Digitized by Google

Sterblichen schon zwei Dezennien früher zu Grunde gehen würde. — Hülsen ist alltäglich im Palais und in Bewunderung der Art und Weise, mit der Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz spricht und die Geschäfte erledigt. Dabei ist er von seiner gewöhnlichen heiteren Liebenswürdigkeit und erzählte heute meinem Manne selbst, daß der Kaiser ihn, als er früh in sein Zimmer getreten sei, mit den scherzenden Worten empfangen habe: „Na, Fritz, hast du schon regiert?" was natürlich viel Heiterkeit erregte. Die Frische des Kaisers ist wirklich bewundernswert! —

Den 13. Juni 1878.

Heute wohnte Hülsen der feierlichen Eröffnung des Kongresses, unter dem Präsidium des Fürsten Bismarck, im weißen Saale des Schlosses bei. — Österreich, Frankreich, Großbritannien, Italien und Rußland haben in Andrassy, Waddington, Beaconsfield, Corti und dem Fürsten Gortschakoff ihre Vertreter gesendet, und man darf wohl stolz sein, daß die Bevollmächtigten dieser größten europäischen Höfe sich jetzt in Berlin zusammen finden. Unser geliebter Kronprinz soll, wie mein Mann erzählte, ganz prachtvoll zu den Versammelten gesprochen und sich aller Herzen erworben haben. Die Frau Kronprinzessin, die an Stelle Ihrer Majestät der Kaiserin repräsentierte, hat auch mit größter Liebenswürdigkeit Cercle gemacht und denselben auf das höchstmögliche Maß ausgedehnt. Bei dem vier Wochen später folgenden glänzenden Diner brachte dann schließlich Se. Königliche Hoheit der Kronprinz noch einen Toast aus, der in Hülsens wie der Versammelten Herzen einen warmen, wahrhaft erhebenden Widerhall fand. Derselbe lautete, in deutscher Übersetzung, da der hohe Herr der verschiedenen Vertreter fremder Nationalitäten halber sich bei diesem denkwürdigen Toaste der französischen Sprache bediente, wie folgt:

„Die Hoffnungen, mit denen ich (bei Eröffnung des Kongresses) im Namen Sr. Majestät des Kaisers die erleuchteten, hier vereinigten Staatsmänner begrüßt habe, sind glücklicher Weise in Erfüllung gegangen. — Das von Europa so sehr ersehnte Friedenswerk krönt ihre Anstrengungen. Als Dolmetsch der Gefühle meines erhabenen Vaters bin ich glücklich, meine Huldigung dem Geiste der Weisheit und der Versöhnung darzubringen, welche dieses große Resultat herbeigeführt haben. — Das Einverständnis, welches erzielt worden ist, wird eine neue Bürgschaft für den Frieden und das allgemeine Wohl sein. Der Beistand Deutschlands ist im voraus allem gewiß, was darauf abzielt, diese großen Wohlthaten zu sichern und zu erhalten. — Im Namen Sr. Majestät des Kaisers trinke ich auf das Wohl der Souveraine und der Regierungen, deren Vertreter soeben an dem denkwürdigen Datum des heutigen Tages den Vertrag von Berlin unterzeichnet haben." —

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude und Begeisterung dieser Trinkspruch Sr. Kaiserlichen Hoheit entgegen genommen wurde. Mit Zuversicht erblickte man darin eine neue Garantie für die Sicherung des Friedens und die Ruhe der europäischen Großstaaten und war zugleich von stolzer Genugthuung erfüllt, daß die preußische Residenz dieses ersehnte Resultat gezeitigt hatte. —

Digitized by Google

Auch die Herstellung Sr. Majestät des Kaiser Wilhelm schien nun völlig gesichert, und so durfte denn auch Hülsens Sommererholung, die ihn vereint mit mir nochmals nach Reichenhall führte, freudig und hoffnungsfroh angetreten werden. — Es war aber ein durch anhaltendes Regenwetter in seiner Annehmlichkeit sehr beeinträchtigter, wenn auch schließlich für die Neubefestigung von Hülsens Gesundheit ersprießlicher Aufenthalt, an dem ich nur auszusetzen hatte, daß mein Mann sich (um über das ewige Regenwetter leichter hinfort zu kommen,) zu eingehend an der Szenierung einer theatralischen Liebhaber-Aufführung beteiligte. Diese fand nämlich, auf dringende Bitten der Badegäste — für eine Wohlthätigkeits-Unternehmung statt, und das übte einen magischen Zauber auf Hülsen aus. — Seiner freundlichen Protektion und opferbereiten Mühewaltung allein hatte man es zu danken, daß trotz der Mangelhaftigkeit der Hauptdarsteller und der noch größeren hinsichtlich der dekorativen Ausstattung der Zweck erreicht und diese Vorstellung ermöglicht ward. Eine wenig bekannte und dennoch höchlich anzuerkenende Liebenswürdigkeit! —

Zweiundvierzigster Abschnitt. 1879.

Aus dem Jahre 1879 möchte ich zuerst noch dreier, Hülsen sehr nahe berührender Todesfälle gedenken, und zwar des Dichters des „Narciß" Brachvogel, des langjährigen Regisseures meines Mannes, des sowohl als Schauspieler als auch als Schriftsteller hochschätzbaren Georg Hiltl, und endlich im Herbste des Jahres seines genialen Kapellmeisters Karl Eckert. Tief bewegt kehrte derselbe am 23. Februar von einer Gedächtnisfeier für die beiden ersteren zurück, welche der Verein „Berliner Presse" im Saale der Loge Royal York für Brachvogel und die beiden Anderen veranstaltet, und bei der Doktor Rodenberg die Reden für die Betreffenden gehalten hatte. Es war nun diesem gelungen, ein scharfes, lebenswahres Bild dieser drei Männer zu zeichnen, von denen die beiden ersteren zu Hülsen in besonders naher Beziehung gestanden hatten.

Auch über Gutzkow sprach Doktor Rodenberg hervorragend warm und prägnant. Da dieser indessen dem Intendanten fast gar nicht bekannt war und sich sogar mehrfach mit ihm in scharfen Konflikten befunden hatte, will ich seiner hier auch nicht weiter Erwähnung thun. — Der Tod des Kapellmeisters Eckert indessen, der an einem Schlagflusse, in einer Droschke fahrend, verschied, erschütterte Hülsen tief und setzte ihn zugleich auch bezüglich der musikalischen Leitung der königlichen Oper in eine momentane Verlegenheit. Hätte derselbe nicht an dem Kapellmeister Radecke, Eckerts Kompagnon, eine so vorzügliche Stütze und hochverständige musikalische Kraft besessen, so wäre die Durchführung von fünf bis sechs Opernabenden allwöchentlich jetzt noch schwieriger geworden. Als Beleg des über Herrn Kapellmeister Radecke Gesagten diene einfach die Notiz, daß derselbe, nachdem vormittags die Nachricht von Eckerts plötzlichem Tode eingegangen, noch an demselben Abend die Direktion der „Meistersänger" an Stelle des Dahingeschiedenen übernahm, ohne daß er nur zuvor eine Probe abgehalten oder sich um die Partitur der ihn bis dahin nichts angehenden Oper bekümmert hätte.

Digitized by Google

Wer aber Wagner'sche Musik und ihre teilweise so äußerst schwierige Instrumentierung kennt, wird die musikalische Durchbildung und Sicherheit, welche eine solche Leistung bedingt, aufrichtig schätzen und bewundern müssen.

Doch zurück von diesen für Hülsen schmerzlich in das Gewicht fallenden Trauerfällen zu einem der frohesten Ereignisse, das derselbe in seiner langjährigen Intendanturlaufbahn zu verzeichnen, und für das er gleichfalls in umfassender Weise mitzuwirken hatte. Es war dieses die Jubelfeier der goldenen Hochzeit unseres hochverehrten Kaiserpaares, des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta. Dieselbe fand den 11. Juni 1879 zu Berlin statt, und man darf wohl sagen, daß sie sich zu einem Volksfeste im eigentlichen Sinne des Wortes gestaltete. Schwer ist der Eindruck zu schildern, als ich an jenen Tagen neben meinem Gatten und unseren Söhnen im Saale des Opernhauses stand und beide kaiserliche Majestäten unter einem nicht enden wollenden Jubel vom Schlosse in das königliche Palais einfahren sah. Den prachtvollen Galazug eröffnete ein königlicher Piqueur, dem zwei Vorreiter und eine zweispännige Equipage mit dem königlichen Oberhofmeister Grafen Nesselrode sowie den dienstthuenden Kammerherren folgten. Gleich hinter derselben ritten die beiden, rot und weiß uniformierten königlichen Stallmeister, und dann kam der sechsspännige königliche Galawagen mit dem Kaiser und der Kaiserin, zu dessen Seiten der Gouverneur von Berlin, General von Boyen, und der Stadtkommandant, Generalmajor von Wartensleben, ritten. An der linken Seite aber erblickte man den Oberhofmarschall Grafen von Pückler, den Vice-Ober-Stallmeister von Rauch und den Polizeipräsidenten von Madai. Der Galaequipage der Kaiserlichen Majestäten folgten alsdann in drei zweispännigen die Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Kaiserin, Gräfin Perponcher, eine Palast- und Hofdame, der Generaladjudant, Graf von der Goltz, u. s. w. Sobald der Galazug das Palais erreicht, und die Majestäten daselbst empfangen worden waren, zeigten sich beide auf dem nach den Linden gehenden Balkon desselben. Kaiser Wilhelm stand entblößten Hauptes, den Helm mit Federbusch in der linken Hand, umgeben von den Kronprinzlichen und fremden Herrschaften, neben seiner sich mit ihm zugleich nach allen Seiten verneigenden Gemahlin. Die Kaiserin im goldenen Kranze über der Krone, vom weiß und goldstrahlenden Gewande umwallt, erschien mir so schön, wie ich sie nur bei der Krönung gesehen. Der freudig bewegte, stolzstrahlende Ausdruck, mit dem die hohe Frau, der huldvoll glückliche, mit dem der Kaiser zu dem beide in unabsehbaren Massen umjubelnden Volke hinunter grüßte, kann nur von den dieses alles Miterlebenden ganz gewürdigt werden. Dreimal erschienen die Majestäten auf dem Balkon, immer erneut von dem unaufhörlich ertönenden „Hurrah" zurückgerufen. Tausende von Schaulustigen und patriotisch Begeisterten hatten sich nicht nur auf den Straßen und um die vor dem Palais befindliche Reiterstatue Friedrich des Großen, sondern auch an den Fenstern und auf den Dächern der Häuser und Gebäude eingefunden, um mit Jubelrufen, Tücherwehen und Hüteschwenken dem geliebten Kaiserpaare zu huldigen. Vor der Rampe des königlichen Palais stand, mit der Front demselben zugekehrt, die 1. Kompagnie des 2. Garde-

Digitized by Google

Regiments mit der fliegenden Fahne und Regimentsmusik. — Dieselbe war hierselbst unter ihrem Kompagniechef Hauptmann von Berenhorst als Ehrenwache aufmarschiert. Hinter derselben aber befanden sich Hunderte von Offizieren aller Grade und Rangesstufen. — Wie Hülsen und auch wir anderen uns an diesem wahrhaft großartig imposanten Schauspiel weideten, wie auch unsere heißen Wünsche und Gebete für das verehrte Herrscherpaar an jenem denkwürdigen Junimorgen immer erneut zum Himmel stiegen, — es bedarf hoffentlich keiner Beteuerung. — Mit das Beste aber war dem ersteren noch für die Abendfeier im Opernhause vorbehalten. — Es war bei dieser Veranlassung die Spontini'sche Oper „Olympia" neu einstudiert und mit der größtmöglichen Pracht der Ausstattung in Szene gesetzt worden. Die Besetzung der Hauptrollen war durch die Herrn Niemann und Betz, die Damen Frau von Voggenhuber und Frl. Marianne Brandt, eine hervorragende und das eingelegte Ballet überaus glänzend zu nennen. Beide Majestäten waren entzückt und konnten sich während des die Galaoper in den Pausen unterbrechenden Cercles im Saale des Opernhauses in Anerkennung des Intendanten und des Künstlerpersonals nicht Genüge leisten. —

„Das Ballet ist mit das Schönste, was ich in meinem Leben gesehen habe!" äußerte unter anderem Se. Majestät der Kaiser. — „Spontini verstand es, wie wenige, vor oder nachher die Musik dazu zu schreiben", bestätigte Hülsen das Gesagte. — Er war selbstverständlich höchlich beglückt, daß er seinem Kaiserpaare den Schluß dieser nicht minder seltenen als schönen Feier so völlig nach Wunsch zu gestalten vermocht, und der bei dieser Gelegenheit empfangene Hohenzollernorden auf der Brust wurde ihm daher eine in zweifacher Weise werte Erinnerung. —

Der Herbst dieses Jahres brachte Hülsen noch mehrere hervorragende Gastspiele, unter denen ich das der Ristori zuerst hervorheben möchte. Gleich in den ersten Jahren seiner Bühnenleitung hatte diese damals nicht minder schöne als edle italienische Tragödin das Berliner Publikum in Rollen wie „Maria Stuart", — „Königin Elisabet" und andern mehr mit Bewunderung erfüllt und mehrfach sogar zu hellauflodernder Begeisterung hingerissen. Auch Hülsen und meine Wenigkeit waren von dem Adel dieser Erscheinung, der Macht ihrer Leidenschaft und der plastischen Schönheit ihrer Darstellung enthusiasmiert, was um so mehr ins Gewicht fallen mußte, als die Ristori nur in italienischer Sprache auftrat und wir beide derselben wenig oder garnicht mächtig waren. Jetzt nun trat diese weltberühmte, mit inneren und äußeren Mitteln in hervorragender Weise ausgestattete Künstlerin nach mehr denn 25 Jahren abermals vor uns hin, und mit welchen Gefühlen sah ich dieselbe nach mehr denn einem Vierteljahrhundert, als „Maria Stuart" wieder! — Welche damals noch nicht entfernt für möglich gehaltenen Wandelungen hatte nicht Kunst und Leben in diesem langen und doch im Rückblick so kurzen Zwischenraume, welche Umgestaltung unser engeres Vaterland, ja die Weltgeschichte nicht inzwischen zu verzeichnen gehabt! — Auch an der Ristori war dieselbe natürlich nicht völlig spurlos vorübergegangen. — Aber hatte sich auch der erste Jugendschmelz von dieser gottbegnadeten Künstlerin selbstverständlich abgestreift, hatte das Organ, in gewissen Affekten, etwas von seiner Fülle und Kraft verloren:

Digitized by Google

der Eindruck ihrer Darstellung blieb doch auch jetzt noch ein gewaltiger und Madame Ristori für Hülsen und uns alle eine eminente Künstlerin! —

Auch Adeline Pattis zweites Gastspiel an der königlichen Oper zu Berlin fiel noch in den Monat November des Jahres 1879. Auch hier lag ungefähr ein Dezennium dazwischen, seit die 17jährige junge Künstlerin aus Amerika nach Deutschland gekommen war und hier, unter Hülsens Intendanz, ihre Laufbahn begonnen hatte. —

Noch sehe ich das dazumal fast schüchterne Mädchen in der Rolle der Nachtwandlerin ihre ersten Triumphe an unserer Bühne feiern, die übrigens damals noch gar nicht so groß und vielversprechend waren. Zwar bewunderte man die liebliche Stimme und außergewöhnliche technische Fertigkeit ihrer Ausbildung bei der noch so jugendlich zarten Erscheinung der Künstlerin. Aber fern davon war das der kaum 17jährigen Patti in jener Zeit lauschende Publikum, in dieser neuauftauchenden Sangesnovize die schon in wenigen Jahren weltberühmte Sangesmeisterin zu ahnen, die selbst heute noch, nach abermals zehn Jahren, als unerreicht in ihrem Genre gefeiert wird. Und auch Hülsen, der zu Ende der sechziger Jahre mit Frl. Adeline Patti durchaus keine besonderen Erfolge erzielt, glaubte damals wohl nicht an ihre so glänzende Laufbahn. Ihr nunmehriges Gastspiel an der Berliner Oper, das sie in Rollen wie „Gounods Margarethe", „Verdis Traviata" u. s. w. absolvierte, war eins der epochemachendsten während Hülsens ganzer Theaterleitung. — Staunend lauschten wir dieser mit den größten technischen Schwierigkeiten anscheinend harmlos spielenden Sängerin, der ihre hübsche Erscheinung auch noch besonders zu statten kam. Diese von Adeline Patti damals empfangenen Eindrücke werden indessen wohl nicht nur mir, sondern allen, welche die weltberühmte Künstlerin gehört und bewundert, unvergeßlich geblieben sein.

Und so will ich denn zugleich mit diesen nur zu bald verrauschten Gastvorstellungen der beiden soeben erwähnten großen Kunstmeteore auch von diesen bisher in der deutschen Revue veröffentlichten „Erinnerungen an Botho von Hülsen" Abschied nehmen und mir deren letzten Abschluß für die bald erscheinende Buchausgabe vorbehalten. —

Ich will nur noch ein Mal auf den Geburtstag Hülsens, den wir am 10. Dezember 1879 im fröhlichen Kreise der Familie feierten, zurückkommen und eines Zeitungsartikels Erwähnung thun, der denselben in sympathischer Weise hervorhob. Es heißt in einigen Exzerpten desselben, wie folgt:

„In den Räumen der königlichen Generalintendanz wird heute eine feierliche Stimmung herrschen. Zahlreiche Gratulanten werden erscheinen, denn der Generalintendant, Herr von Hülsen, feiert seinen Geburtstag. Gleichwohl werden sich diese Gratulanten wohl hauptsächlich aus den intimsten Kreisen beider Theater rekrutieren. Denn — zur Ehre unseres Generalintendanten muß es gesagt und hervorgehoben werden, daß er — in seiner Bescheidenheit — sich ostentativ gegen jeden Kultus mit seiner Person, auch bei den wichtigsten Anlässen, zurückzuziehen gewohnt ist — eine Bescheidenheit, die ein anderer in einer gleich hervorragenden Stellung nicht leicht bethätigen würde. Die Stellung des Herrn von Hülsen

Digitized by Google

innerhalb seiner Machtsphäre von fünf Hoftheatern ist in der That eine ganz exzeptionelle. —

Kein Beamter im Staate, kein Minister kann sich — bezüglich der auszuübenden Machtvollkommenheit — mit ihm messen. Denn während letztere, auch den Parlamenten gegenüber, verantwortlich sind, so ist der Generalintendant, als hochgestellter Hofbeamter, ausschließlich nur dem Kaiser verantwortlich, aus dessen Privatmitteln die Subvention für die königlichen Theater bestritten wird. Deshalb ist er aber auch genötigt, in erster Linie die Wünsche zu respektieren, welche von Allerhöchster Seite in bezug auf die königlichen Theater geltend gemacht werden. —

Es mögen hieraus manche Übelstände resultieren. Sie werden aber sicher durch die großen Vorteile reichlich aufgewogen, welche das Verhältnis der Hoftheater zum Hofe mit sich bringt.

Nun wird man aber auch in Erwägung dessen begreifen, daß ein vornehmer Kavalier und vornehmer Mann, wie es Herr von Hülsen ist, an der Spitze dieser königlichen Kunstinstitute stehen muß. Diese Eigenschaften sind es aber auch, welche den Generalintendanten nicht nur zu einer der beliebtesten Persönlichkeiten an unserem Hofe machten, sondern die ihn auch davor bewahrten, dem ihm unterstehenden künstlerischen Personal gegenüber die Rolle eines despotischen Machthabers zu spielen.

So viele Klagen auch oft in betreff desselben laut geworden sind, so hat man doch bis jetzt von einer offenbaren Ungerechtigkeit, die dem einen oder dem andern seitens des Generalintendanten widerfahren ist, kaum jemals gehört. Die gekränkten Künstler und Schauspieler aber wären wohl jedenfalls die letzten gewesen, die über einen solchen Fall Stillschweigen beobachtet hätten.

Wir glauben dieser Gerechtigkeitsliebe Herrn von Hülsens heute an seinem Geburtstage um so mehr Erwähnung thun zu sollen, weil sie die Aufrichtigkeit der vielen Gratulationen, die ihm an diesem Tage von Künstlern und Künstlerinnen dargebracht werden, in hohem Grade bedingt und gewiß dazu beiträgt, unter dem Personale unserer königlichen Bühnen jene Eintracht und jenes harmonische Zusammenwirken aufrecht zu erhalten, unter dessen wohlthuendem Einfluße Leistungen zu Tage treten, welche selbst vor dem Richterstuhle des strengsten kritischen Gewissens zu bestehen vermögen.

So viel aus dem oben erwähnten, diesen unseren schönsten Familienfesttag schildernden Zeitungsartikel.

Derselbe scheint mir ein ebenso würdiger als zweckentsprechender Abschluß für diese in der Deutschen Revue bis zu demselben erscheinenden Erinnerungen zu sein, denen ich nur noch ein Hülsen und uns alle freudig bewegendes, zum 10. Dezember 1879 eingesandtes Verschen beifügen will. Dasselbe lautet:

An den Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Ritter höchster Orden ꝛc.

„Mögen Euer Exzellenzen
Lange noch als Sirius glänzen
Am dramat'schen Himmelszelt!

Digitized by Google

Daß erst nach viel tausend Proben
Unser großer Meister droben
Zögernd spricht:
Der Vorhang fällt.

H. S.

Litterarische Revue.

Romane und Novellen.

Wenn wir den gellenden Posaunenstößen der Reklame Glauben schenken wollen, mit welcher der in schaudernder Bewunderung erstarrenden Mit- und Nachwelt das Aufgehen eines neuen, unvergleichlich glanzvollen Gestirns am litterarischen Himmel angekündigt wird, so müssen wir wohl oder übel den anscheinend sehr fruchtbaren Schriftsteller Wilhelm Walloth für ein Genie ersten Ranges halten, wie es nur etwa alle hundert Jahre einmal zu uns armen Sterblichen niederzusteigen geruht. Sein Drama „Gräfin Pusterla“ wird mit stolzer Bescheidenheit unmittelbar neben die größten Werke Schillers gestellt, in seinen Romanen aus der antiken Welt schildert er das Leben derselben „mit einer realistisch-packenden Kraft, der gegenüber selbst die besten Schilderungen des modernen Lebens alltäglich, ja prosaisch erscheinen müssen,“ und in seinen modernen Romanen und Novellen „dringt er bis in die geheimsten Abgründe des Gemütslebens und legt mit Meisterhand die feinsten Regungen und zuckenden Fasern des Nervenlebens bloß.“ Doch das ist alles noch gar nichts gegen desselben gottbegnadeten Autors „Gedichte.“ Von diesen sagt ein „hoher Mitstrebender“ Walloths, Detlev von Liliencron, in einem angeblichen „Roman“ „Breide Hummelsbüttel,“ mit dem wir uns noch weiter unten zu beschäftigen haben werden, kurz und klar, sie seien „unglaublich schön!“ Wer wäre boshaft genug, nicht in dieses enthusiastische, im Stile begeisterter Backfische gehaltene Lob einstimmen zu wollen? Wir müssen es uns leider versagen, da wir die Gedichte Walloths nicht gelesen haben; aber seine Romane und Novellen haben wir pflichtschuldigst durchstudiert und werden sie pflichtschuldigst besprechen. Wir wissen, daß wir uns dabei beträchtlichen Gefahren aussetzen; denn wenn man eins der Mitglieder jener Aktiengesellschaft für gegenseitige Lobesversicherung, welche sich als jüngstes Deutschland bezeichnet (Spötter nennen es Gründeutschland), auch nur leise zu tadeln wagt, hat man alsbald die ganze kläffende Meute auf dem Halse, und ihr mit Ausschluß der Öffentlichkeit (selbstverständlich im gleichen Verlage wie alle ihre unsterblichen Werke) erscheinendes Leibjournal nimmt fürchterliche Rache an dem Frevler.

Doch das soll uns nicht abhalten, unsere kritische Aufgabe zunächst gegenüber den Schriften Walloths zu erfüllen. Es liegen uns drei derselben vor: ein Roman aus dem Altertum „Paris der Mime,“ der sich mit stolzer Bescheidenheit als „realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitians“ bezeichnet, ein Roman aus der Gegenwart „Seelenrätsel“ und eine gleichfalls moderne Novelle „Am Starnberger See.“

Wenn jemand einen realistisch-historischen Roman aus dem Altertum ankündigt, so müssen wir uns zunächst fragen, woher er denn wohl den kecken Mut nimmt, diesen Roman als „realistisch“ zu bezeichnen. Er behauptet damit, daß die Dinge, so wie er sie schildert, sich in dem betreffenden Abschnitt der Zeitgeschichte wenn nicht ereignet haben müßten, doch ereignet haben könnten; er beansprucht ein äußerlich getreues Kulturgemälde jenes Zeitabschnitts zu liefern und nimmt auch für seine Charaktere die innere Wahrscheinlichkeit bezw. Lebenswahrheit in Anspruch. Da wir den Autor nur soweit kontrollieren können, als uns die Schriftsteller der betreffenden Periode das Material dazu liefern, so müssen wir ihm wohl oder übel glauben, daß ihm alles, was er uns über das von diesen Schriftstellern gelieferte Material hinaus zu unterbreiten, resp. zu erzählen beliebt, durch die Intuition, durch eine Art unmittelbarer dich-

Digitized by Google

terischer Inspiration zugeströmt sei. Es ist freilich eine harte Zumutung, dergleichen Gesichte eines rückwärtsgekehrten Dichtergeistes für Realitäten zu nehmen, und gar bald wird in uns wiederum die ketzerische Überzeugung lebendig, daß alle diese schön kostümierten Cäsaren è tutti quanti das Licht der Welt eben nicht in Rom, sondern in Leipzig oder Berlin erblickt haben. Von Bulwers „Letzten Tagen von Pompeji" bis herab auf Walloths „Paris der Mime" giebt es kaum einen angeblich historischen Roman, wenigstens aus der Antike, der nicht diese Überzeugung bestätigte, und den tausend mißlungenen Arbeiten dieser Art steht vielleicht in Kingsley's „Hypatia" die einzige, bis zu einem gewissen Grade gelungene gegenüber.

„Paris der Mime" spielt in Rom zur Zeit des Kaisers Domitian. Dieser selbst, seine Frau Domitia, Paris, der von ganz Rom vergötterte Tänzer, und dessen einem Sklavenhändler abgekaufte Geliebte Livia stehen im Mittelpunkt der übrigens sehr gewandt geführten Handlung, der es an spannenden Momenten keineswegs fehlt. Dieselbe bewegt sich um die Liebe der Kaiserin zu dem Tänzer, welche dessen Ermordung durch die Scherzen des Domitian zur selbstverständlichen Folge hat.

Was nun die Charakterzeichnung betrifft, so erscheint uns zunächst Domitian allzusehr in modernem Sinne von des Gedankens Blässe angekränkelt. Daß er mit der Beiseiteschaffung des Paris zögern sollte, weil, „wie er sich sagte, noch nichts geschehen war, was ihn thatsächlich erbittern und zur Rache hinreißen durfte," vermögen wir angesichts seines so beliebten „abgekürzten" Verfahrens nicht wohl zu glauben. Weit wahrscheinlicher ist die üppig-sinnliche Gestalt der Kaiserin geschildert, und auch der Charakter des Paris erscheint uns nicht übel entwickelt, nachdem wir uns einmal mit den Bedingungen seiner Existenz vertraut gemacht haben. Ob das dem modernen, nicht durch klassische Vorbildung dazu vorbereiteten Leser möglich ist — eine weitere Achillesferse der ganzen Gattung — bleibe dahingestellt. Unwahrscheinlich ist es bereits, daß Paris, der weichliche Tänzer, vor dem gefürchteten Domitian in die Rolle des Marquis Posa fällt und kühn bemerkt: „Hoher Herr, was ist der Mensch, wenn du ihm alle Achtung vor sich selbst nimmst? Gleicht er alsdann nicht den Tieren?" Daß Domitian dieser philiströsen Argumentation ebensowenig zugänglich sein konnte wie sein Gesinnungsgenosse Philipp II., versteht sich am Rande. Wahrscheinlicher wird dagegen Walloths „realistisch-historische" Darstellung, wo er gewisse lüsterne Liebesszenen zwischen Domitian und der Kaiserin schildert, oder wo er uns in eine der berüchtigten Schenken der Suburra führt. Hier legitimiert er sich als vollberechtigtes Mitglied des jüngsten Deutschland durch behagliche Ausmalung jenes Schmutzes, den uns die großen römischen Satiriker nur mit verachtender Bitterkeit und höhnendem Schmerze schildern. Die natürlichen Folgen wüster Gelage werden hier allerdings mit einer Gründlichkeit ausgemalt, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Wenn Heinrich Heine in der berühmten Brockenszene seiner Harzreise dergleichen Dinge erzählt, so versöhnt uns sein übermütiger Humor; mit plattester Alltäglichkeit vorgetragen, erfüllen sie uns einfach mit Ekel. Jene Schilderungen von Kranken, denen zeitweilig „klebriger Schleim" auf die Lippe tritt, hat bereits ein anderer Jüngstdeutscher, Karl Bleibtreu, mit Erfolg in unsere Litteratur eingeführt; auch bei Walloth fehlen sie nicht. Daß „ein gesenktes Augenlid mit dem Entschluß kämpft, sich emporzuschlagen" mag historisch sein — realistisch ist es gewiß nicht, und wie jemand „trunken in seligem Weltvergessen den berauschenden Duft des eigentümlich schen zutraulichen Benehmens" (N. B. eines jungen Mädchens) einzusaugen vermag, entzieht sich für uns jeder Kontrolle. Es mag zu allen Zeiten vorgekommen sein, daß jemand den Gebrauch von Taschentüchern für schlechterdings überflüssig erklärte und sich in Schnupfenfällen u. s. w. anderweit zu behelfen versuchte; derartige Dinge, wiederum ohne jeglichen Schimmer von Humor, breitzutreten, blieb unsrer hochstrebenden schriftstellerischen Jugend vorbehalten. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, haben sie dem Zola allerdings ganz genau abgeguckt — weiter aber auch nichts, gar nichts. Es widersteht uns in der That, diese historisch-realistischen Studien weiter zu verfolgen, und wir überlassen es dem Paris, sich an dem „heißen Hauch von Lydias Atem zu berauschen, der rhythmisch aus ihrem köstlichen Stumpfnäschen weht."

Der zweite Roman Walloths „Seelenrätsel" behandelt einen ganz modernen Konflikt: die Liebe einer etwas exzentrischen jungen Gräfin zu einem bescheidenen bürgerlichen Maler,

Digitized by Google

dem Sohne des alten Försters auf ihrem Stammgute. Der Gräfin ist der aktive, dem Maler der passive Teil der Handlung zugefallen, und wir müssen anerkennend bemerken, daß namentlich der schwankende, energielose Charakter des Malers mit einer großen Sorgfalt und psychologischen Feinheit und Glaubwürdigkeit, wenn auch wenig sympathisch durchgeführt ist. Diesem Vorzuge im ganzen stehen indes ebensoviele und noch mehr Schwächen im einzelnen gegenüber, so daß das Gesamtergebnis wiederum ein unbefriedigendes ist. Die Hauptschuld daran trägt ein nirgends unterdrücktes Bedürfnis zu geistreicheln, das wiederum ein Charakteristikum der jüngstdeutschen Schule ist, leider aber zumeist gänzlich ungenießbare Früchte zeitigt. Daß ein Maler, der besonders landschaftliche und Tierstudien zu machen beabsichtigt, inmitten eines prächtigen Waldes, des Waldes seiner Jugendtage, nichts vor sich bringt, weil ihm „jede Anregung durch Gleichstrebende fehlt," ist eine böse Trivialität, wenn es nicht ein ebenso böses Armutszeugnis ist. Daß er das Herz hat, seiner alten, einfachen Mutter zu erklären: „Wenn ihn seine Kunst nicht hielte, liebe Mutter, glaube mir, dein Sohn wäre längst dem Leben davongelaufen . .“ ist eine Roheit, die dem angeblich sonst „feinfühlenden“ Mann doppelt schlecht zu Gesicht steht; daß er sich einbildet, der Künstenthusiasmus schlechthin verleihe eine höhere Bildung, ist eine Thorheit, die wir allenfalls dem Maler zugute halten wollen, zumal er mit dieser Anschauung in Künstlerkreisen — leider! — nicht allein steht. Daß eine Försterstochter die grünen Bäume für recht schön und nützlich erklären, zugleich aber behaupten sollte, daß es dieselben mit einer regelrechten Straße in der Stadt keineswegs aufnehmen könnten, soll ein Witz sein, ist aber ein Plagiat und noch dazu ein mißlungenes Plagiat an Heine („Mutter, was sehen Ihnen denn die frienen Beeme an!?“), und wenn es an anderer Stelle für ein besonderes Privilegium der „Gebildeten“ erklärt wird, für die Empfindung der Waldluft volkstümlich poetische Wendungen zu finden, so gehört der Verfasser offenbar nicht zu den Auserwählten, denn von der Poesie des Waldes hat er sehr wenig erlauscht und noch weniger von den Erlebnissen verraten. Daß Sommersprossen einem Mädchengesicht einen „eigentümlich kühlen, kränkelnden Reiz verleihen“ können, freut uns zu erfahren, dagegen glauben wir nicht, daß es bei Münchener Malern Sitte ist, jungen romantisch schwärmenden Damen ins Gesicht zu sagen, ihr Benehmen sei Ziererei und Unwahrheit. Daß eine Zofe, Emilia Galotti zitierend, deklamiert: „Eine Rose, gerochen, ehe sie der Sturm entblättert," mag die vierte Galerie des Zuschauerraumes für einen glänzenden Witz halten. Ein alter, schon von Griseldis, dem Käthchen von Heilbronn und anderen nicht ganz unbekannten jüngeren und älteren Damen bestätigter Erfahrungssatz ist es dagegen, daß gerade die schändliche Leichtfertigkeit, „mit der ein Weib behandelt und je nachdem verlassen oder verstoßen wird, dem schändlichen Manne eine neue Anziehungskraft verleiht.“ Um dies zu beweisen, bedurfte es der „Seelenrätsel“ Walloths wahrlich nicht, das hätte nach berühmten Mustern jeder Untergeordnetste der von Wallroth mit so stolzer Erhabenheit über die Achsel angesehenen „Kommisvoyageurs mit dem Pince-Nez auf der Nase“ zu stande gebracht, und jedenfalls hat es die hochmütig über die Achsel angesehene Marlitt in ihrem „Geheimnis der alten Mamsell“ sehr viel besser verstanden als ganz Gründeutschland zusammengenommen.

Die Novelle „Am Starnberger See“ setzt sich aus Briefen zusammen, die ein Dichter an seinen Freund schreibt. Wäre dieser Dichter nicht ein Muster von selbstgefällig aufgeblasener Eitelkeit, so ließe sich die Erzählung lesen — die beliebte Geistreichelei macht auch sie ungenießbar. Da heißt es von den Bewohnern Bernrieds (NB. am Südende des Starnberger See's): „Am jüngsten Tag wird Gott der Herr lange in seinem Adreßbuch zu suchen haben, bis er Name, Wohnort und Charakter dieses Völkchens festgestellt hat!“ Wie geistvoll! „Wer genau weiß, wie sich ein Mensch das Leben nach dem Tode denkt, der weiß, welches Leben dieser Mensch vor dem Tode führt.“ (Sollte letzteres nicht zuverlässiger auf andere Weise zu erfahren sein?) Ein Vergleich, dessen Tiefsinn zu erschöpfen wir dem Leser anheimstellen müssen, ist folgender: „Wer sich der Kunst einmal hingegeben, den absorbiert (NB. echtes Jüngstdeutsch!) sie vollständig; er geht durchs Leben, wie ein Blinder durch eine Schlacht.“ Nun, wir kennen glücklicherweise eine ganze Reihe von Künstlern, und nicht die schlechtesten, die das Leben mit sehr hellen Augen betrachten, nicht nur als Künstler, sondern auch als Menschen.

Digitized by Google

Die Heldin des Buches spricht die Ansicht aus, daß die vielgepriesene Liebe der Eltern zu ihren Töchtern darin besteht, möglichst bald die Sorgen um dieselben loszuwerden, und der Held zergliedert seinerseits die körperliche Schönheit seiner Geliebten mit anatomischer Korrektheit und vergißt dabei nicht gewisse natürliche Prozesse, die mit der Ernährung zusammenhängen, in echt jüngst-deutscher Weise zu betonen. Auch die junge Dame bewegt sich bei der Erwägung ihrer Pflichten als mögliche Mutter zukünftiger Kinder durchaus in dem bei den Naturalisten üblichen Vorstellungskreise. . .

Es ist an der Zeit, dies unerquickliche Thema zu verlassen und uns zu D. von Liliencrons „Breide Hummelsbüttel“ zu wenden. (Leipzig, W. Friedrich.) Dies ist freilich mehr ein Kompendium zur Geschichte der neusten deutschen sogenannten Litteratur als ein Roman, und erinnert einigermaßen an jene „Weihnachtswanderungen“ in Erzählungsform, welche um die Mitte des Dezembers als eine besondere Art der Reklame im Inseratenteile der „Vossischen Zeitung“ zu erscheinen pflegen. Die an den Haaren herbeigezogene Reklame für Walloth haben, wir schon oben erwähnt. An einer anderen Stelle ist von einem Schreiben an „Dr. Franz Hirsch, den Verfasser der Geschichte der deutschen Litteratur“, die Rede. Herr Hirsch hat allerdings eine Geschichte der deutschen Litteratur geschrieben, und zwar eine sehr mittelmäßige, welche namentlich durch ihre kindischen Anzapfungen unseres großen Schiller eine Art Aufsehen gemacht hat — ihn aber gewissermaßen als den Geschichtsschreiber der deutschen Litteratur κατ' ἐξοχήν hinzustellen, kann sich nur eine Marktschreierei erkühnen, die jener der Goldenen 110 in schnellfertiger Dreistigkeit noch bedeutend überlegen ist. Daß sich der Verfasser der ihm vielleicht unbequemen Pflicht, seine Personen auch äußerlich zu charakterisieren, kurzer Hand dadurch entledigt, daß er z. B. seinen Justizrat Röllwind mit der Bemerkung abfindet, er sei im Gesicht und in der Gestalt Herrn Windthorst außerordentlich ähnlich, erwähnen wir als eines nicht mehr ungewöhnlichen Kunstgriffes dilettantischer Schriftstellerei nebenher. Es ist nicht zu ergründen, ob das Lob, welches dieser Justizrat der „Ägyptischen Königstochter“ von Georg Ebers gelegentlich spendet, ironisch oder ernst gemeint sein soll. Auch der „letzten Reckenburgerin“ der François wird eine preisende Etikette angeklebt, was diesem auszezeichneten Buche gegenüber wirklich überflüssig war. Weitmehr der Beräucherung seitens seiner litterarischen Gesinnungsgenossen ist allerdings Karl Bleibtreu bedürftig, an dessen alles überstrahlende Genialität zu glauben eine ketzerisch-nüchterne Kritik sich immer noch nicht entschließen kann. Diesem Karl Bleibtreu wird dann auch von Liliencron nicht etwa mit dem Weihwedel zugefächelt, sondern, wie sich Rudolf Gottschall gelegentlich treffend ausdrückt, das volle Weihrauchfaß um die Ohren geschlagen, und man merkt nirgends, daß jemals einer dieser Auguren den andern heimlich anlächelte — sie betreiben ihr Reklamegeschäft mit würdig-priesterlichem Ernste.

Herr von Liliencron muß die Damen unserer adeligen Gesellschaftskreise besser kennen als wir — mit welchem Rechte er ihnen indessen Albernheiten wie die nachstehende anhängt, bleibt uns unklar. „Denken Sie,“ erzählt Freifrau von Morgenschnee der alten Gräfin Nachtthau, „was mir gestern begegnen muß. Ich gehe bei der X'schen Buchhandlung vorbei und erblicke im Ladenfenster: „Der zerbrochene Krug“, Lustspiel von Heinrich von Kleist. Ich gehe in die Handlung, um es meiner Tochter zu kaufen. Heute Morgen durchblättre ich das Drama und finde Abscheulichkeiten und Unanständigkeiten darin, daß ich das Buch schleunigst verschloß.“ Worauf die Gräfin Nachtthau erwidert: „Ach selbst der Adel also, liebe Baronin! Ist dieser Kleist aus dem Garziner Hause oder von der Schwiebusser Linie? . . . Wäre der junge Dichter nicht noch zu retten? Vielleicht hat die Familie auf ihn Einfluß.“ Diese kindische Anekdote soll offenbar zur Illustrierung der kurz vorher von einem Grafen Heesten gemachten geschmackvollen Bemerkung dienen, daß die „Bildung unserer höheren Gesellschaft viehisch oberflächlich sei.“ (Wörtlich!) Wenn man Herrn von Liliencron glauben möchte — was wir nicht thun, weil wir mehr Achtung vor seinen Standesgenossen haben, als er selbst zu haben sich den Anschein giebt — dann hätten allerdings die adligen Damen nichts Besseres zu thun, als sich wie seine Heldin Heilwig in der „Stellung der Venus Kallipygos“ vor dem Spiegel zu betrachten (S. 28).

Doch genug mit diesen Beispielen. Als Probe von des Verfassers Stil nur zwei Sätze: „Den Verfasser erinnerte er nicht.“ (d. h. nicht etwa an eine vergessene Schuld oder dergl., nein,

Digitized by Google

es soll heißen: des Verfassers konnte er sich nicht erinnern.) Das ist jüngstdeutsche Grammatik! Und nun jüngstdeutscher Schwulst (S. 164): „Die Sonne hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wie der Pascha stieg sie nieder, der durch sein Leben im Sichelwagen gestanden hat, dem hochentrollte Fahnen vorgetragen sind, den ewiges Triumphgeschrei und Siegeslieder bis zum Stumpfsinn umrauschen." Ein wahres Glück, daß Schiller das nicht geschrieben hat — Dr. Franz Hirsch, „der Geschichtsschreiber der deutschen Litteratur", würde ihm schön den Text lesen!

Wie frische Morgenluft umweht es uns, wenn wir nach all' diesem unerquicklichen Wust zur „Grenzbotensammlung" (Leipzig, F. W. Grunow) greifen. Wir haben heute nur den 28. Bd., eine Erzählung „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" von Margarethe von Bülow vor uns. Es ist dies das erste Werk der in so jugendlichem Alter verunglückten hochbegabten Schriftstellerin, das indessen schon auf jeder Seite die Spuren ihres frischen, gesunden und starken Talentes verrät. Dasselbe behandelt eine aristokratische Familiengeschichte, die in ihrer nichts beschönigenden, aber auch nichts karrikierenden Darstellungsweise einen wohlthuenden Gegensatz zu Arbeiten vom Charakter der zuletzt besprochenen Liliencrons bildet. Höchstens, daß die humoristischen Partien einen etwas kindlichen Zug verraten, vergl. z. B. die poetischen Versuche des Försters Dusele; die Verfasserin war indes, als sie das Werk schrieb, kaum achtzehn Jahr alt, und zu den freien Höhen des Humors vermag sich, wenn überhaupt, ein Weib in diesem Alter nicht zu schwingen. Deshalb wollen wir auch nicht mit ihr darüber hadern, wenn sie sich und uns vorreden will, daß ein paar liederliche Kumpane eine ganze solide Arbeiterbevölkerung zum Fluchen, Kartenspielen und Branntweintrinken verführen können. Von diesen kleinen Schwächen abgesehen, ist diese Chronik eine durchaus tüchtige Arbeit, die in der sicheren, planmäßigen Führung der Handlung und der scharf individualisierenden Charakteristik manchem fleißig schreibenden männlichen Kunstgenossen zum Muster dienen könnte. Wir können nur immer wieder bedauern, daß dies schöne Talent so frühzeitig seinem künstlerischen Berufe entrissen wurde.

Weniger sympathisch als die zum Teil durch wirklich hervorragende Arbeiten ausgezeichnete „Grenzbotensammlung" erscheint uns eine Serie von Romanen, die von F. A. Perthes in Gotha herausgegeben wird. Die sämtlichen dazu gehörenden Einzelwerke verraten eine starke Hinneigung zur protestantischen Orthodoxie, und wenn wir das Erzähltalent der einzelnen Autoren, wie A. von Rothenburg und Ludovika Hesekiel, nicht unterschätzen, so erscheint es doch durchaus überflüssig, diese gewiß ehrlich und gut gemeinten litterarischen Zeugnisse einer rückwärtsströmenden Richtung kritisch zu zergliedern. Vor uns liegen „Erlöst", Roman von Adelheid von Rothenburg und „Aus der Tiefe", Erzählung von derselben Verfasserin. Daran schließen sich: „Es werde Licht", historischer Roman von Anton Ohorn; „Thankmar", von Margarethe von Dieskau; „Reiche Leute", Erzählung von Ludovika Hesekiel; „Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildnis", von der Verfasserin der „Spanischen Brüder" (?), übersetzt von Elisabeth Klee, und „Krone und Kerker", Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von N. von Hof.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Zerkleinerungsmaschinen-Industrie. — Weitere Fortschritte im Dampfkesselbau. — Ventilations-Apparat und Temperatur-Regulator. — Bedeutung der Balkanstaaten für Deutschlands Industrie und Handelsinteressen.

Welche Anforderungen die erreichte Entwickelung in der Vervollkommnung unserer maschinellen Hülfsmittel heute an die Technik stellt, wie vielseitig und großartig infolge dieser Anforderungen z. B. im Maschinenbaufach die Fortschritte und Leistungen einzelner Spezial-

Digitized by Google

zweige geworden sind, welche, dem Nichtfachmann kaum dem Namen nach bekannt, große industrielle Anlagen beschäftigen, zeigt uns die Rundschau in einer „Spezialfabrik für Zerkleinerungsmaschinen". Der Laie wird im ersten Augenblick kaum wissen, was er sich unter diesem Sammelnamen zu denken hat, noch weniger übersehen können, welch' ein Summieren von langjährigen Erfahrungen, praktischen Versuchen und technischem Erfindungsgeist erforderlich war, ehe die die verschiedenartigsten Aufgaben lösenden, heutigen Zerkleinerungsmaschinen ihre jetzige Vollendung erreichten und die Herstellung dieser Maschinen, welche eine äußerst wichtige Rolle in mannigfachen Industriezweigen spielen, selbst zu dem Aufblühen eines bedeutenden Industriezweiges Veranlassung gab. Wir glauben daher mit einer kurzen Beschreibung der Leistungsfähigkeit einer Spezial-Anlage für Zerkleinerungsmaschinen dem doppelten Zweck zu dienen, diese Industrie allgemeiner bekannt zu machen und den Erzeugnissen hervorragender Etablissements auf diesem Gebiet gebührende Anerkennung zu zollen. —

Zerkleinerungsmaschinen sind je nach ihrer Bestimmung größer oder kleiner, stark oder zierlich gebaute, teils für Hand-, teils für Riemen-Betrieb, oder selbst mit eigener, kleiner Dampfmaschine zu ihrem Betrieb eingerichtete Apparate, welche die Aufgabe haben, die verschiedensten Materialien, wie mit Erz durchsetzte Steine, große Erzstücke, Zementmaterialien, Kalksteine, Quarz, Basalte, Chamotte, Schmirgelsteine ꝛc. je nach Bedarf für ihre weitere Bearbeitung zu zerkleinern oder, nach Art von Mühlen konstruiert, Leder, Knochen, Hörner, Hufe, Blut, Farbehölzer, Zichorien, Gußspähne, Kork, Dünger, Gerbstoffe und andere schwer zu zerkleinernde Gegenstände zu vermahlen. Zu ersteren gehören: Steinbrecher, Kollergänge, Walzwerke, Pochwerke, ober- und unterläufige Mahlgänge, Becherwerke ꝛc. mit Hülfsmaschinen wie Wäsche- und Aufbereitungs-Anlagen, Aufzüge, Transportschrauben, Trommel- und Klopfsiebe ꝛc., zu letzteren Mahlwerke verschiedener Art und als besonders empfohlen die Patent-Kaisermühle. Auch der nicht auf den in Betracht kommenden Gebieten Vertraute wird aus der summarischen Aufzählung der verschiedenen Maschinen und ihrer Hauptzwecke schon ersehen, daß es sich hier in der That um eine beachtenswerte, wichtige Industrie handelt, welche zahlreiche Schwierigkeiten zu überwältigen hatte und die große Ansprüche an genaue Sachkenntnis und peinliche Sorgfalt bei Herstellung und Auswahl der von ihr benötigten Maschinen stellt. Man bedenke nur, wie verschiedenartig die Natur der zu zerkleinernden Materialien, wie mannigfaltig infolgedessen deren Verhalten bei diesem Prozeß und wie mannigfaltig dadurch die verschiedenen bedingten Formen und die Arbeitsart der zu verwendenden Maschinen werden; man bedenke ferner, wie der verschiedene Feinheitsgrad, auf welchen zu zerkleinernde Materialien gebracht werden sollen, verschiedenartige Hülfsmittel und Maschinen-Konstruktionen verlangt, wie man z. B. grobe Mineralstücke, welche fein wie Mehl vermahlen werden sollen, nicht in einer Maschine direkt so vollkommen zerkleinern, sondern mehrere zweckmäßig gebaute Maschinen nacheinander wählen wird, deren jede das zu vermahlende Material in der für sie geeigneten Größe empfängt, um es weiter zu zerkleinern und an die nächste, die Bearbeitung fortsetzende Maschine abzugeben. Nach diesen Andeutungen wird es klar sein, warum der Bau von Zerkleinerungsmaschinen von uns als schwierig und wichtig für viele Industriezweige hingestellt wird, und es wird auch erklärlich, wie die Erkenntnis, daß sich auf diesem so viele, gründliche Sachkenntnis erfordernden Gebiet nur durch Spezialisierung durchschlagende Erfolge erreichen lassen, zur Anlage und zum Gedeihen großartiger Spezialfabriken für Zerkleinerungsmaschinen führte. Ein solches Etablissement lernten wir in der Maschinenfabrik und Eisengießerei von Siller & Dubois, Kalk-Cöln, kennen. Es macht in der That einen eigentümlichen Eindruck und regt zur Bewunderung der vielseitigen Hülfsmittel der heutigen Technik an, wenn man die von diesem Etablissement hergestellten, mannigfachen Maschinen bei einer Zerstörungsarbeit sieht, der die festesten Materialien keinen Widerstand leisten können. Hier zertrümmern Steinbrechmaschinen große Erzstücke, Kalksteine, Quarze, Basalte ꝛc. bis zur Nußgröße mit einer Leichtigkeit und einer Eigenart der Einzelbewegungen ihrer Mechanismen, als ob sie diese harten Materialien nur zu zerkauen brauchten; Walzwerke übernehmen dann die weitere Zerkleinerung der so bearbeiteten Massen, die endlich wieder durch Kollergänge und Mahlgänge

Digitized by Google

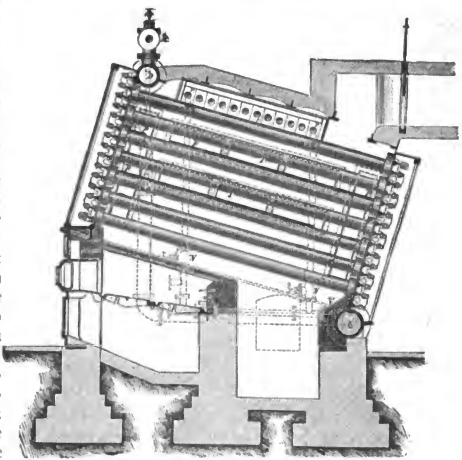
zur Feinheit von Mehlstaub gebracht werden. Dort fallen mächtige Stempel in Pochwerken nieder, Desintegratoren zerschlagen die verschiedenen Massen je nach dem Zweck zu gröberem Korn oder Staub oder vermengen verschiedenartige Materialien zu einem gleichartigen Gemisch; Kugelmühlen, denen sich Brechschnecken, Glocken- und Schraubenmühlen anschließen, vollenden die Vermahlung der Massen zu größtmöglicher Feinheit, welche Siebtrommeln dann nach dem Grad der letzteren sichten, während Becherwerke und Transportschnecken das Heben und Weiterführen der Materialien besorgen. Ähnlich vielseitig und interessant in ihrer Wirkungsweise sind ferner die Apparate, welche das in Bergwerken gewonnene Gut nicht nur nach der Korngröße allein, sondern auch nach seinem Gehalt, also nach seinem Wert trennen. Rundbuddel reichern die Erze an, die dann Setzmaschinen von taubem Gestein scheiden, während wieder Klassifikateurs und Rotier- & Stoß-Herde die Anreicherung der Erzniehle und Schlämme ausführen. Die Herstellung der erwähnten Apparate, die, wir verweisen nur auf den großen Umfang, in welchem solche in bergmännischen Anlagen nötig sind, einem ausgedehnten Etablissement schon vielseitige Beschäftigung sichert, erschöpft aber noch nicht die Thätigkeit der genannten Spezialfabrik. Dieselbe betrachtet es als zu ihrer Aufgabe gehörend, auch die zum Transport der zu sortierenden und zu zerkleinernden Massen nötigen Förderwalzen, Drehscheiben, Kipp- und Wipp-Vorrichtungen in geeigneten Konstruktionen zu liefern, Zentesimalwagen zum Verwägen derselben auf Wagen und Eisenbahnwaggons, Pumpen zum Entwässern der Bergwerke wie zur nassen Behandlung der erzführenden Gesteine ꝛc. zu bauen, und leistet endlich auch vorzügliches in dem Bau von Förder- und Betriebs-Dampfmaschinen. Sind letztere auch nicht zu den unserer heutigen Besprechung zum Vorwurf genommenen Zerkleinerungs-Maschinen zu rechnen, so sei doch im Zusammenhang mit dieser Schilderung erwähnt, daß die Firma für den Bau von Dampfmaschinen, sowohl solcher, die als Betriebsmaschinen für ihre Apparate verwendet werden oder die als Fördermaschinen in Bergwerken dienen, als auch solcher für jeden anderen Zweck ausgezeichnet eingerichtet und auch auf diesem Gebiet des Maschinenbaufaches ehrenvoller Erwähnung würdig ist. Wir geben schließlich gern unserer durch den Augenschein befestigten Überzeugung Ausdruck, daß deutsche Industrie auch auf dem Spezialgebiet der Herstellung von Zerkleinerungsmaschinen erfreuliche Fortschritte gemacht hat, die weithin Beachtung verdienen, und heben bei dieser Gelegenheit eben sogern die Leistungen eines Etablissements hervor, welches mit dazu beigetragen hat und weiter beitragen wird, deutscher Arbeit in dem beschriebenen, speziellen Industriezweig nah und fern immer mehr Vertrauen und Achtung zu sichern. —

Da unsere heutige industrielle Rundschau uns wieder auf das Maschinenbaufach geführt, möchten wir bei weiteren Rundblicken auf demselben noch eine im vorigen Quartal gebrachte Mitteilung über den jetzigen Stand der „Dampfkessel-Industrie" ergänzen und erweitern. Wir erwähnten schon in dem angezogenen Bericht, daß sich in der Neuzeit der alte Streit zwischen Großwasserraumkessel und Wasserröhrenkessel immer mehr zu Gunsten letzterer Konstruktion zu entscheiden scheine, und glauben diese Ansicht in dem vorliegenden Bericht, welcher der kurzen Beschreibung und Empfehlung vier verschiedener Arten von Wasserrohrkesseln gewidmet ist, bestätigt zu sehen. Die Hauptvorzüge, welche den Röhrenkesseln den Vorrang vor anderen Kesselsystemen sichern, sind den zu beschreibenden vier Arten gemeinsam: 1. Sicherheit gegen Explosionsgefahr, 2. Rasche und billige Dampferzeugung, 3. Raumersparnis, 4. Verwendbarkeit in allen Fällen und 5. Herstellung in kürzester Frist. —

Kessel I, ein „nichtexplodierender Wasserohrkessel, verbessertes System Root, besteht (siehe folgende Illustration) aus einer Anzahl nach hinten geneigter, schmiedeeiserner, übereinander geschweißter Röhren, welche in horizontalen Reihen, die einzelnen Röhren gegen einander versetzt, übereinander liegen. Jedes Rohr ist vorn und hinten in einen gußeisernen Kopf dampfdicht eingeschraubt. Die versetzt übereinander liegenden Rohrköpfe sind durch eine Verbindungskappe, welche als bogenförmiger Krümmer gestaltet ist, zu je zweien verbunden. Die vorderen Rohrköpfe der obersten Reihen stehen ebenfalls durch einen Krümmer mit dem Dampfsammler D, die hinteren Rohrköpfe der untersten Reihe mit dem Schlammsammler S, in

Digitized by Google

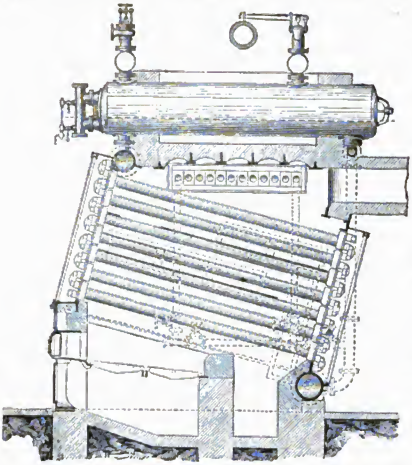
den das Speisewasser eingeführt wird, in Verbindung. Es werden so also in vertikaler Richtung im Zickzack laufende Kanäle gebildet, welche in der vorderen Wand sämtliche Röhre mit dem Dampfsammler, in der hinteren Wand mit dem Schlammsammler verbinden. Infolgedessen tritt das Speisewasser aus dem Schlammsammler hinten in die Röhre, und der Dampf, welcher sich in denselben entwickelt, geht durch die vorderen Kanäle in die Höhe und gelangt in den Dampfsammler. Sämtliche Röhre sind vom Feuer umspült. Der Normalwasserstand ist so tief gewählt, daß noch ein Teil der oberen Röhre frei von Wasser bleibt und das mitgerissene Wasser in denselben verdampft. Vielfach wird über dem Rohrsystem ein Speisewasservorwärmer angeordnet, den die abziehenden Feuergase umspülen. Die Heizgase werden durch die von gußeisernen Platten gebildeten Züge hin und hergehend um die Röhre geführt. Die Konstruktion der Feuerung ist abhängig vom Brennmaterial und wird als gewöhnliche Planrost-, Treppenrost- oder Halbgas-Feuerung ausgeführt, die Anbringung der Armatur ist aus der Zeichnung ersichtlich. Die Vorzüge, welche dieses Kesselsystem mit anderen Wasserrohrkesseln gemeinsam vor den Zylinderkesseln, Cornwallkesseln ꝛc. voraushat, sind eingangs schon in den Hauptzügen erwähnt und bei früherer Gelegenheit näher von uns erörtert worden, als besonderer Vorzug des heute beschriebenen Systems (*verbesserte* Rootkessel) gegenüber anderen Wasserrohrkesseln mag dagegen noch folgendes hervorgehoben werden. Die Verbindung durch Kappen am vorderen und hinteren Ende der Röhre in der Weise, daß der Dampf aus jedem einzelnen Rohr vorn nach oben steigt und das Speisewasser hinten, der Verdampfung entsprechend, nachtritt, gewährt eine ruhige Dampfentwickelung und Lieferung trockenen Dampfes, während bei anderen Systemen, wie Belleville, Schmidt ꝛc., wo die Röhren in mehrfacher Wiederholung von vorn nach hinten und wieder zurückgehend eine aufsteigende, fortlaufende Schlange bilden, die Dampfentwickelung häufig eine unruhige, stoßweise wird und den Übertritt nassen Dampfes verursacht. Auch wird der vielverbreiteten Meinung, Rootkessel seien nicht zum Betrieb in der Großindustrie geeignet, mit dem Hinweis auf die Thatsache widersprochen, daß solche sich in namhaften, großen Anlagen, in denen kombinierte Rootkessel 800 pferdige Dampfmaschinen treiben, glänzend bewährt haben. —

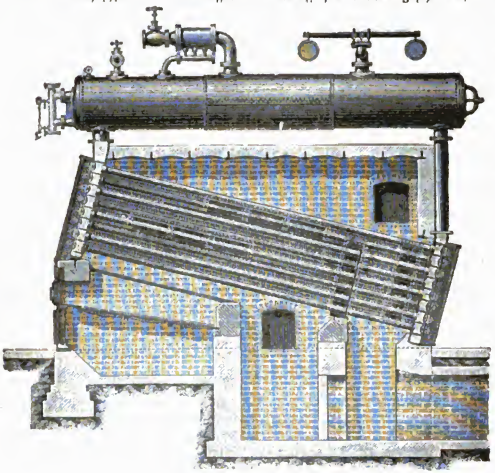


. Kessel II, ein „*nichtexplodierender Zirkulations-Wasserrohrkessel, verbessertes System Root*“ ist in folgender Illustration dargestellt. Das Dampf- und Wassergemisch steigt vorn auf und breitet sich in dem über dem Rohrsystem liegenden Oberkessel aus. Der Dampf trennt sich in diesem vom Wasser, und das Wasser sinkt am hinteren Ende des Kessels wieder unten in den Schlammsammler, aus dem es wieder unten in die Röhre gelangt, so in lebhaftem, fortdauerndem Kreislauf sich bewegend. Diese kräftige Wasserströmung erhöht die

Digitized by Google

Verdampfungsfähigkeit des Kessels wesentlich, befördert die Abscheidung der Kesselsteinbildner und bildet einen Hauptvorzug dieses Systems gegenüber dem reinen Root-Kessel. Zum leichteren Verständnis des Unterschiedes beider Systeme sei darauf hingewiesen, daß ruhige Dampfentwickelung im Kessel und damit die Erzeugung eines möglichst trockenen Dampfes, auch bei sehr wechselnder Dampfentnahme, von der Größe der Oberfläche des Kesselwassers abhängig ist. — Die Großwasserraumkessel besitzen den Vorzug einer sehr großen Wasseroberfläche und es mußte also der Wunsch entstehen, gleiches auch bei den Wasserrohrkesseln zu erreichen, wenn dieselben in Betrieben, bei denen eine sehr wechselnde Dampfentnahme stattfindet, wie in Zuckerfabriken, Papierfabriken, Zellulosefabriken, Färbereien, bei Fördermaschinen und ähnlichen verwendet werden sollen. Dieser Zweck wird durch die Anbringung eines oder mehrerer zylindrischer Oberkessel über dem Rohrsystem der verbesserten Rootkessel, wie eben geschildert, erreicht. Da der Oberkessel sich ganz außerhalb des Bereichs des Feuers befindet, wird die Explosionsgefahr durch denselben nicht vermehrt.

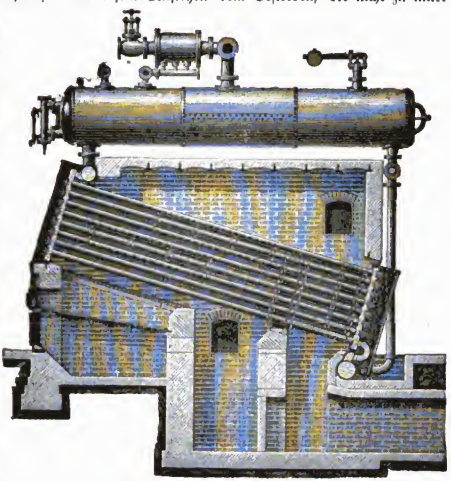




Kessel III, ein „Zirkulations-Wasserrohrkessel mit Wasserkammer“, den nebenstehende Illustration veranschaulicht, unterscheidet sich von den vorher beschriebenen im wesentlichen dadurch, daß statt der Kappen zur Verbindung der Röhre an jedem Ende eine schmiedeeiserne Wasserkammer mit flacher, durch Stehbolzen verankerter

Wand angebracht ist. — Nicht so gefährlich wie die Großwasserraumkessel, gefährlicher als die Zirkulations-Wasserrohrkessel System Root, stehen die Wasserkammerkessel hinsichtlich der Explosionsgefahr zwischen beiden. Ihr Vorzug vor den anderen Wasserrohrkesseln besteht in der freien, weniger gehemmten Zirkulation des Wassers in den Kammern. Bei dem Projekt einer bestimmten Anlage wird für die Wahl zwischen Rootkessel und Kessel mit Wasserkammern die Frage erwogen werden müssen, ob im gegebenen Falle der größeren Explosionssicherheit oder der freieren Wasserzirkulation der Vorrang einzuräumen ist, wenn selbst davon abgesehen wird, daß Reparaturen an den Wasserkammerkesseln kostspieliger und zeitraubender sind als das Auswechseln schadhafter Teile durch Reservestücke bei Rootkesseln. In den meisten anderen Punkten haben die Zirkulations-Wasserröhrenkessel mit Wasserkammern die Vorteile mit den Zirkulations-Wasserröhrenkesseln System Root gemein.

Kessel IV endlich, ein „Zirkulations-Wasserrohrkessel mit explosionssicheren Wasserkammern aus schmiedeeisernen Röhren“ (System Petry-Walther D. R. P.), den folgende Illustration darstellt, verdankt sein Entstehen dem Bestreben, die nicht zu unterschätzende Unsicherheit in bezug auf Explosionsgefahr bei Wasserkammerkesseln zu beseitigen, ebenso den Nachteil derselben aufzuheben, der dadurch entstanden, daß durch die Wasserkammern mit Stehbolzen das so nützliche Prinzip der auswechselbaren Elemente bei Röhrenkesseln wieder verlassen und damit die Möglichkeit, schadhaft gewordene Teile sofort durch Reservestücke zu ersetzen, durchbrochen war. Dies Bestreben war umso mächtiger, als eine möglichst freie Wasserströmung vielfach mit Recht sehr in den Vordergrund aller Anforderungen gestellt wird, und es sollte daher mit diesem System ein Kessel konstruiert werden, welcher jenen Anforderungen in vollem Maße genügt, aber von den Mängeln der Kessel mit ebenen Wasserkammern möglichst frei ist. Die Aufgabe wurde dadurch gelöst, daß die Wasserkammern vorn und hinten aus schmiedeeisernen, geneigt liegenden Röhren zusammengesetzt wurden. Je zwei Wasserkammerröhre mit den eingesetzten Kesselröhren bilden ein auswechselbares Element. Die geneigte Lage der Wasserkammerröhre ermöglicht es, die Kesselröhre versetzt übereinander zu legen, wie es die beste Ausnutzung der Heizgase erfordert. Mit dem Oberkessel und dem Schlammsammler sind die geneigten Röhre durch eiserne, konisch gedrehte Ringe verbunden. Alle Dichtungen des Kessels sind metallisch und daher dem Verschleiß und häufigen Ersatz nicht unterworfen. Jedes Rohr ist vorn und hinten durch einen konisch gedrehten, schmiedeeisernen Deckel verschlossen, welcher das Rohr beim Öffnen in seinem ganzen Querschnitt freilegt und daher bequemste Reinigung ermöglicht. Es ist also auf diese Weise ein Kessel konstruiert, welcher den Vorteil der freien Strömung in den Kesseln mit ebenen Wasserkammern mit der Sicherheit der reinen



Digitized by Google

Röhrenkessel verbindet. Die Auswechselbarkeit aller Teile des Röhrenkessels durch Reserveſtücke iſt wieder vollſtändig vorhanden und mit dieſem Keſſel alſo wohl allen Anſprüchen Genüge geleiſtet, welche an einen Waſſerröhrenkeſſel geſtellt werden können.

Die vier Keſſelſyſteme, die wir im vorſtehenden kurz beſchrieben und als beachtenswerte Reſultate der Fortſchritte auf dem für die Geſamtindustrie ſo wichtigen Gebiet des Keſſelbaues einer näheren Beſprechung in unſerer Rundſchau würdig erachteten, werden von der rühmlichſt bekannten, von uns auch auf anderen Gebieten des Maſchinenbaufaches ſchon erwähnten Maſchinenfabrik: Walther & Co., Aktien-Kommanditgeſellſchaft in Kalk-Köln" gebaut. Aus den uns vorliegenden, eingehenden Beſchreibungen möchten wir noch folgende, allgemein intereſſierende Mitteilungen anführen. — Da ſich die üblichen Dichtungen der Rohrköpfe und Verbindungskappen durch Gummiringe, Asbeſtringe u. ſ. w. bei höherem Druck, wie z. B. in Celluloſe-Fabriken, wo Rootkeſſel mit 10—15 Atmoſphären Überdruck arbeiten, hinter Schweißöfen, wo bedeutende Hitze entwickelt wird, und bei Anwendung von ſaurem Speiſewaſſer nicht bewährten, hat die Firma Walther & Co. eine Metalldichtung gewählt. Die Enden der Verbindungskappen und die entſprechenden Öffnungen in den Rohrköpfen ſind ſchwach koniſch ausgebohrt und eiſerne, nach beiden Seiten koniſche Ringe eingeſetzt, die ſich durch den Druck der Schrauben, welche das Verbindungsſtück halten, dampfdicht in die korreſpondierenden Öffnungen hineinpreſſen. Dieſe Metalldichtung hat ſich unter allen Verhältniſſen vorzüglich bewährt. Dieſelbe erlaubt auch das Öffnen der Verbindungsſtücke, ohne daß die Dichtung erneuert werden muß. Eine fernere wichtige Verbeſſerung an dem Syſtem Root hat die Firma durch Erſetzen der früher gebräuchlichen, eckigen Verbindungsſtücke, die ſich leicht verſtopften und nur ſchwer reinigen ließen, auch der freieren Dampf- und Waſſerſtrömung ſehr hinderlich waren, durch bogenförmige Verbindungskappen erreicht, welche von beiden Seiten eingeſehen und bequem gereinigt werden können, wie ſie auch die Verbindung der Rohrköpfe mit Schlamm- und Dampfſammler im Gegenſatz zu den Original-Root-Keſſeln weſentlich praktiſcher umgeſtaltet hat. Die Widerſtandsfähigkeit der ſchmiedeeiſernen Röhre beträgt mehr als 100 Atmoſphären, die der gußeiſernen Rohrköpfe und Verbindungskappen 115 Atmoſphären. Bei einem Druck von 10 Atmoſphären, mit welchem Keſſel gewöhnlich arbeiten, und bei einem Druck bis zu 20 Atmoſphären und mehr, wie er in einzelnen Induſtriezweigen verlangt wird, darf alſo die Sicherheit gegen Exploſion eine vollkommene genannt werden. Über Bedienung der Waſſerrohrkeſſel ſei noch bemerkt, daß es ſich empfiehlt, die Röhre möglichſt frei von dem ſich auf ihnen ablagernden Ruß zu halten. Ein Dampfſtrahl, der durch einen Gummiſchlauch mit Strahlrohr über die Röhre geführt wird, bewirkt dies auf eine leichte Weiſe. Endlich ſei noch als intereſſant erwähnt, daß die Firma Walther & Co. für Export, ſpeziell für Gebirgsgegenden mit ſchwierigen Transportgelegenheiten wie für Peru, Chile, Bolivien, Mexiko ꝛc. die Keſſel beſonders baut und ſo einrichtet, daß das ſchwerſte Stück 100 bis 150 Kilo nicht überſteigt. Wir glauben hiermit im Anſchluß an ſchon früher gebrachte Mitteilungen die Fortſchritte im Keſſelbau, entſprechend ihrer beſonderen Wichtigkeit für alle Induſtriezweige genügend beleuchtet zu haben und werden es freudig begrüßen, wenn dieſe Berichte mit dazu beitragen, daß bei Umänderungen und Neu-Anlagen ſeitens der Induſtriellen auf Beſchaffung von Dampfentwicklern geſehen wird, die allen Anforderungen möglichſt entſprechen, und ſo die allgemeine Leiſtungsfähigkeit unſerer Induſtrie erhöht wird, wie wir auch hoffen, daß unſere Ausführungen in weiteren Kreiſen dazu anregen, der auf der Höhe der Zeit ſtehenden Keſſelbauindustrie eine wachſende Ausdehnung ihrer Abſatzgebiete zu ſichern.

Für viele gewerbliche Anlagen iſt es ja nach ihrer Art von großer Wichtigkeit, wirkſame Hülfsmittel zu finden, um entweder einzelne Säle von feuchter Luft, Dampf, Hitze, verdorbener Luft u. ſ. w. zu befreien oder wieder andere Räume mit einer ſtets gleichmäßig feuchten Luft zu verſorgen. In Färbereien, Papierfabriken, Malzkeunen, Gärkellern, Mühlen, Lumpenſortierräumen, Kunſtwollfabriken, Wollſcheermaſchinen-Räumen z. B. iſt es unerläßlich, Einrichtungen zum Entfernen der feuchten Dämpfe, des Staubes, der Hitze, verdorbener Luft u. ſ. w. anzubringen; in Trockenräumen zum Trocknen von Leim, Seife, Stärke, Wolle, Tuchen, Leinwand,

Digitized by Google

Papier, Karton, Backsteinen, Ziegel, Holz, Malz, Wäsche u. s. w. wird man einen kräftigen Durchzug von mehr oder weniger warmer, trockner Luft erzeugen müssen, und in Woll-, Baumwoll-, Leinen-, Seide-, Jute-, und Schappe-Spinnereien und Webereien ist es sehr empfehlenswert, die Luft rein und in einem bestimmten Feuchtigkeitsgrade zu erhalten. Gegenüber so vielseitiger Verwendbarkeit halten wir es für nützlich, zwei Apparate, welche die Fabrik von E. Mertz & Co. in Basel baut, kurz zu beschreiben. Der erstere, ein „Ventilations- und Entlüftungsapparat", ist sinnreich so konstruiert, daß er das schwierige Ziel einer Entlüftung ohne Hervorrufen von Zug erreicht, indem durch die eigenartige Form der Schaufeln die Luft nicht einseitig, sondern auch von ringsherum angesogen wird und sich konstant, aber nur langsam bewegt bis in die nächste Nähe des Apparates. Derselbe bewegt die größtmöglichen Luftmengen bei kleinster Betriebskraft und daher möglichst geringe Unkosten. Der Apparat kann überall, in Fenstern, in einer Maueröffnung, an Giebeln, im Fußboden leicht angebracht werden und arbeitet, wie man uns versichert, gleichmäßig gut, gleichviel, welche Seite nach oben gekehrt, unter welchem Winkel er aufgestellt, ob zum Ansaugen oder Einblasen bestimmt.

Bewirkt also dieser Apparat die Entfernung von Dämpfen, Staub u. s. w. in oben aufgezählten Fällen, wie die Trocknung verschiedener Materialien in entsprechend eingerichten Trockenräumen, so bezweckt der von derselben Firma als Spezialität gebaute „Temperatur-Regulator und Luftbefeuchtungs-Apparat" die Verbesserung, Reinigung und Befeuchtung der Luft in den Räumen solcher Anlagen, welche in ihrer Produktion von atmosphärischen Einflüssen beeinträchtigt werden können. Der Apparat saugt, nach Art der Ventilatoren in einer Fenster- oder Mauer-Öffnung angebracht, frische Luft von außen ein. Die stark bewegte Luft durchströmt eine Art Zylinder, in welchem, durch einen Abschlußhahn regulierbar, ein stärkerer oder schwächerer Wasserstrahl zutritt und, mit der einströmenden Luft zu einem feuchten Luftgemenge vermischt, durch verschiedene Ausflußöffnungen in den zu versorgenden Raum gelangt, während ein kleines Abflußrohr unten am Apparat das von der Luft etwa nicht aufgenommene Wasser wieder abführt. Der Regulator kann mit oder ohne Wasserdruck arbeiten, gebraucht pro Stunde ca. 160 Liter Wasser und kann so reguliert werden, daß er 10 bis 50 Prozent an die durchströmende Luft abgiebt, je nach dem Feuchtigkeitsgrad, den man in dem betreffenden Raum erzielen will. Die Regulatoren werden je nach der Art der Bauten, der Höhe und des Rauminhaltes der Säle verschieden konstruiert. Um die feuchte Luft in den Sälen zur Geltung kommen zu lassen, muß aus den oberen Schichten die heiße Luft entfernt werden, und es empfiehlt sich, der Firma die genauen Anhaltspunkte für die zu ventilierenden und zu befeuchtenden Räume zu geben, wonach dann die zweckmäßigste Einrichtung vorgeschlagen werden wird. Nach vielfachen Beobachtungen und Studien ist es außer Frage, daß die Zuführung reiner Luft von außen in Spinn- und Webfälen von großer Einwirkung auf die Fabrikation selbst ist. Nicht mit Unrecht behauptet man, daß die englischen Spinnereien einen Teil ihrer Überlegenheit dem der Textilindustrie so günstigen, feuchten Klima verdanken, und es ist z. B. fraglos richtig, daß feuchte Luft in Wollspinnereien nicht nur die Abgänge bedeutend verringert, sondern daß auch der Wollfaden, der Feuchtigkeit gern aufnimmt, in seiner Umgestaltung begünstigt wird. Zudem erleichtert die Anwesenheit einer reinen, etwas angefeuchteten Luft in Spinn- und Webfälen entschieden die Arbeit und wirkt günstig auf die Gesundheit der in solchen Anlagen beschäftigten Arbeiter. Wir glauben daher berechtigt zu sein, den in Frage kommenden, mannigfachen Industrieen Versuche mit diesen Apparaten dringend zu empfehlen. —

Regt sich die Industrie, neues, besseres und mehr zu schaffen, so muß der Handel Hand in Hand mit dem erzeugenden Gewerbestand sich in gleichem Maße regen, vorteilhafte, neue Absatzgebiete zu erschließen, wenn eine gedeihliche Gesamtentwicklung erzielt werden soll. Patriotisch gesinnte Männer und interessierte Vereinigungen von Handeltreibenden und Industriellen richten denn auch immer mehr ihr Augenmerk auf das Auffinden günstiger Gelegenheiten zur Ausdehnung unserer Handelsbeziehungen, suchen die genaue Kenntnis der in Betracht kommenden Verhältnisse zu erweitern und zu verbreiten und für ein kühn vorwärts schauendes Eingreifen dort, wo sich günstige Aussichten zeigen, zu wirken. In diesem Sinne wurde eine von hervorragenden Industriellen und

Digitized by Google

Technikern im Herbst 1881 unternommene Informationsreise in die Levante ausgeführt, und wir möchten über den nach dieser nützlichen und in vieler Hinsicht interessanten Reise herausgegebenen Bericht,[1]) wie über eine eben veröffentlichte Statistik über die deutsche Ausfuhr nach den Balkanländern verschiedene, allgemein wichtige Mitteilungen zusammenstellen. In dem erwähnten Werk, dessen Studium wir allen Handel- und Gewerbetreibenden empfehlen, heißt es im Eingang, daß „es für die deutsche Industrie und den deutschen Handel von hervorragender Wichtigkeit ist, eine klare und vollständige Kenntnis über die wirtschaftlichen Zustände der Levante zu gewinnen, über welche in Deutschland noch immer teils vollkommene Unkenntnis, teils ein Gemisch von unklaren und falschen Vorstellungen besteht. Wer die Erwerbung eines größeren Absatzgebietes für die Erzeugnisse der deutschen Industrie als dringende Notwendigkeit erkennen zu müssen glaubt, wird sich auch mit den etwa vorgeschlagenen Mitteln zur Erreichung dieses Zieles eingehend beschäftigen wollen." In dem Absatz über die Balkanhalbinsel speziell heißt es u. a. „Am Balkan (sagte schon 1879 V. Kanitz in dem Vorwort der Reisestudien „Donau, Bulgarien und der Balkan 1860—1879") bereitet sich eine Regeneration aller geistigen und materiellen Verhältnisse vor, weil dort die Gründung von Bildungsanstalten jeder Art, die rationellere Bodenkultur, die Aufschließung von Minen und Wäldern, die Hebung von Hausindustrieen, der Bau von Eisenbahnen u. s. w. notwendig die Mitwirkung occidentaler Kräfte bedingt." — Nach eingehenden, auf genauen, persönlichen Studien der einzelnen Expeditionsmitglieder beruhenden Mitteilungen über die politischen, landwirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen u. s. w. Verhältnisse von Bulgarien, Rumelien, Bosnien ꝛc., heißt es wieder u. a: „Bosnien und die Herzegowina bieten ein dankbares Absatzgebiet für österreichische und deutsche Fabrikate, eine günstige Bezugsquelle für wichtige Rohprodukte und eine feste Grundlage für deutsche Machtstellung auf der Balkanhalbinsel. Getreide, Früchte, Vieh, Milchprodukte und Wolle werden als Rohprodukte nach Deutschland gehen, als Tuch und Eisenwaaren zurückkehren. Beträchtliche Wasserkräfte werden zu Sägen und Mahlmühlen benutzt werden. An Aufforderungen, hier Hand anzulegen, fehlt es nicht: In unmittelbarer Nähe von Stationen liegen die großen Wasserfälle von Krupa und der Pliva oberhalb Banjaluka und bei Taicze, mit den geringsten Kosten (Material an Ort und Stelle) lassen sich hier mächtige Motoren von hunderten von Pferdekräften für den Mühlenbetrieb schaffen; Bierbrauereien bei der guten Gerste des Landes und dem billigen Brennmaterial; ebenso Gerbereien, welche heute schon beträchtlich sind. Die Wiederaufschließung früher betriebener Blei-, Silber-, Zink-, Quecksilber-, und Kupfer-Gruben kann lukrativ werden, vor allem aber die Ausbeute der Steinsalzlager von Puzla und der besonders im Becken von Serajewo vorhandenen Steinkohlen, vorzüglich für die Zwecke des Eisenbahnbetriebes. Die alten, dem Staat gehörenden Wälder Ober- und Mittel-Bosniens bilden nach Herstellung der Kommunikationen eine reiche Quelle des Einkommens. Für Faßdauben ist während der letzten 20 Jahr Slavonien fast ausgebeutet: Frankreich wird sich bald nach Bosnien wenden. Ähnliche wie die hier in Bosnien geschilderten Zustände herrschen auf der ganzen Balkanhalbinsel. Was aber hier der wünschenswerten Entwicklung vor allem notthut, was wichtiger ist als alles andere für die deutsche Industrie, das ist der Ausbau der rumelischen Bahnen, damit auf dem kürzesten Landwege die Erreichung des schwarzen und ägäischen Meeres möglich werde. Für Gewinnung der Kohle selbst ist der Aufschluß des Landes durch Sekundärbahnen von der höchsten Wichtigkeit, denn, wenn auch hin und wieder gut erhaltene Straßen, wie z. B. in der Nähe von Widdin — wo in einer Entfernung von 40 km Kohlenlager und zwar 8 Flöze in einer Mächtigkeit von 0,90—2,45 m und einem berechneten Gehalt von über 570,000 Tonnen aufgeschlossen sind — bestehen, so reichen diese doch für einen gesteigerten Betrieb, wie ihn der Kohlenbetrieb mit sich bringen würde, nicht aus." — Diese beachtenswerten Urteile entwickelten und begründeten schon 1882 die von ihrer Reise zurückkehrenden Mitglieder der genannten Expedition. Seitdem haben sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Balkanstaaten mehr und mehr gebessert

[1]) „Die wichtigsten Ergebnisse einer Informationsreise in die Levante. Oktober bis November 1881 — zusammengestellt v. H. Löhnis. — Verlag von O. Wigand, Leipzig 1882.

Digitized by Google

und scheinen sich, wenn auch namentlich Bulgariens politische Gestaltung noch eine ungelöste Frage ist, allmählich zu konsolidieren. Trotz dem bisher überwiegenden englischen und französischen Einfluß zeigt die deutsche Statistik eine teils recht beträchtliche Steigerung der Einfuhr deutscher Erzeugnisse nach den Balkanstaaten. Der Wert der Einfuhr nach Rumänien z. B. betrug 1880 = 11,449,000 Mark, 1886 = 21,934,000 Mark, hierin sind enthalten baumwollene Gewebe 1880 = 873,000 Mark, 1886 = 1,489,000 Mark, baumwollene Strumpfwaren stiegen von 221,000 Mark auf 573,000 Mark, wollene Tuch- und Zeugwaren von 1,195,000 Mark auf 2,077,000 Mark, grobe Eisenwaren 574,000 Mark, auf 3,559,000 Mark, feine Eisenwaren von 73,000 Mark, auf 1,382,000 Mark, u. s. w. — Die deutsche Einfuhr nach Serbien stieg von 721,000 Mark 1880 auf 2,680,000 Mark 1886, darunter grobe Eisenwaren von 39,000 Mark auf 194,000 Mark, feine Eisenwaren von unbedeutenden Anfängen auf 184,000 Mark u. s. w. und selbst die Einfuhr in das politisch so unsichere Bulgarien stieg von 145,000 Mark im Jahre 1880 auf 2,244,000 Mark im Jahre 1886, in letzterer Summe ist deutsche Leinwand mit 411,000 Mark vertreten. Diese Ergebnisse zeigen, welche Wichtigkeit die Donauländer bereits für unseren Handel und unsere Industrie gewonnen haben, und wir teilen die Ansicht vieler hervorragender Vertreter unserer Großgewerbe-Kreise, daß die Erschließung der Balkanländer für den mitteleuropäischen Handelsverkehr eine der wichtigsten Fragen bildet und daß insbesondere der deutsche Handel berufen erscheint, hervorragend dort einzugreifen und englischen und französischen, bisher vorherrschenden Weltbewerb zu schlagen. Mögen diese Ausführungen über ein Thema, das sich noch vielseitig behandeln und näher erläutern ließe, mit dazu beitragen, daß unser Handel und unsere Industrie dieser wichtigen Frage alle Aufmerksamkeit schenken und thatkräftig eingreifen, damit sie den richtigen Zeitpunkt zur erfolgreichen Ausdehnung ihrer Absatzgebiete in dem eines wirtschaftlichen Aufschwunges fähigen und allen Anzeichen nach in einem solchen begriffenen Orient nicht verpassen; damit sie nicht, wie leider bei so vielen früheren Gelegenheiten, ähnlich dem Dichter bei der Teilung der Erdengüter, zu spät kommen und das Nachsehen haben.

Litterarische Berichte.

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Teil: 1820—1832. II. Teil: 1832—39. Gotha 1887 und 1888. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Ein Sohn des Obersten und Kommandanten von Kolberg, der als Adjutant im 1. Bataillon Leibgarde den siebenjährigen Krieg in der nächsten Umgebung Friedrichs des Großen mitgemacht und sich der besonderen Gunst dieses Monarchen zu erfreuen hatte, war Oldewig von Natzmer, geboren am 18. April 1782 zu Pellin in Pommern, 1795 zum Leibpagen des Königs Friedrich Wilhelm II. ernannt worden und hat diesem wie dessen Söhnen und Enkeln während seines ganzen Lebens nicht bloß nahe gestanden, sondern durch seine ungewöhnlichen Talente und höchst ersprießliche Thätigkeit sich auch deren Dank und Liebe erworben. Schätzte Friedrich Wilhelm III. seinen verdienten General außerordentlich hoch und war des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, ihm wie einem Bruder zugethan, so beweisen die Briefe der Söhne des Königs, vor allem die unseres hochseligen Kaisers Wilhelm, von welch' bestimmendem Einfluß Rat und Beispiel dieses edlen Mannes auf die Entwickelung Kaiser Wilhelms gewesen sind. In einer Unterredung, die Frau von Natzmer in einem vom 11. Februar 1871 datierten Briefe mitteilt, äußerte Kaiser Wilhelm, daß das, was er von militärischen Dingen verstehe, er Oldewig von Natzmer verdanke. Das allein könnte genügen, die außerordentliche Wichtigkeit und Bedeutung der Denkwürdigkeiten Natzmers, für deren Publikation sein kaiserlicher Freund sich aufs lebhafteste interessiert hat, zu bekunden, doch wollen wir nicht unterlassen noch besonders hervorzuheben, daß auch für die Beurteilung der Ereignisse der 20er und 30er Jahre militärischer wie religiöser und politischer Zustände, besonders auch der durch die Julirevolution in Deutschland hervorgerufenen Bewegungen, des polnischen Aufstandes und der Kölner

Digitized by Google

Wirren die „Denkwürdigkeiten“ unentbehrlich sind. Kaiser Wilhelms Lebensgang, sein von Jugend auf zielbewußtes, der Größe des Vaterlandes geweihtes Leben erhält durch dieses Werk erst die rechte Beleuchtung, ohne welche dasselbe klar zu erkennen gar nicht möglich ist. Dem Herausgeber, Geheimrat Ernst von Natzmer, gebührt die größte Anerkennung für die vortreffliche Gruppierung und geistvolle Verbindung der publizierten Briefe, sowie der beste Dank für die höchst schätzbaren Anmerkungen. Auch ein ausführliches Register ziert das allen Patrioten gewidmete und nicht genug zu empfehlende Werk, das zu den bedeutendsten in der Hohenzollern-Litteratur zu rechnen ist. Eine nicht unwichtige Ergänzung zu den in dem Natzmerschen Werke veröffentlichten Briefen Kaiser Wilhelms giebt eine auch bei Friedr. Andr. Perthes in Gotha in zweiter Auflage erschienene Briefsammlung, betitelt: „Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854—61,“ welche, Martins fünfbändigem „Leben des Prinzen Albert“ entnommen, Zeugnis ablegen von Kaiser Wilhelms ersten Anfängen seiner selbständigen Staatsleitung als Prinz-Regent und als König. Ein abgeschlossenes Bild von dem Leben und Thaten unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm findet man in dem ebenfalls bei Friedrich Andr. Perthes in Gotha 1888 erschienenen Buche: Kaiser Wilhelm. Von Archibald Forbes. Nach dem Englischen bearbeitet. Wenn auch zu wünschen gewesen wäre, daß in der Einleitung dieses Werkes mehr von den Vorzügen und Verdiensten und in geringerer Breite von den Fehlern der Vorgänger unseres Kaisers Wilhelm wäre gesprochen worden, so erscheint dies als Gegensatz gerade zu den Verdiensten unseres Heldenkaisers nicht ungerechtfertigt. Gar nicht zu rechtfertigen jedoch ist, daß die Zeit der Regierung des großen Kurfürsten von 1648—1688, statt von 1640 bis 1688 angegeben und daß S. 37 Pläswitz statt Poischwitz steht. Wenig Glauben dürfte auch der Satz finden, den Kaiser Alexander 1814 bei seiner Landung in Dover ausgesprochen haben soll: „Gott sei Dank, ich habe meinen Fuß auf das Land gesetzt, das uns alle rettete,“ gleich wie die Behauptung (S. 57): „Man darf als gewiß annehmen, daß die verbündeten Heere kaum den Rhein überschritten haben würden, wenn nicht das Inselland seinen Bundesgenossen auf dem Festlande reichliche Hilfsgelder hätte zufließen lassen.“ In bezug auf die Beurteilung der Schleswig-Holsteinschen Frage sind wir auch nicht einer Meinung mit dem Verfasser, der behauptet, daß sie so verwickelt gewesen sei, daß sie nur Lord Palmerston verstanden habe. Preußen „schroff und veränderlich“ (S. 169) zu nennen und Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Geneigtheit, den Frieden von 1866 aufrecht zu erhalten, auszusprechen (S. 170), gefällt uns auch nicht sehr. Doch macht der Verfasser uns wieder besser auf ihn zu sprechen. Der S. 176 ausgesprochene Satz: „Preußen verlangt nichts umsonst, es erkämpft sich redlich sein Friedensreich“ wird im folgenden Teil des Werkes an den Thaten Kaiser Wilhelms in überzeugendster Weise durchgeführt. Die Schilderung des Kaisers in den Feldzügen 1866 und 1870/71, gehört mit zu den schönsten, die wir gelesen haben. Man hat am Ende alle erwähnten, uns nicht zusagenden Stellen vergessen, und in lichter Klarheit steht des Kaisers Wilhelm Bild vor unsern bewundernden Augen. Dies und die äußerst geschmackvolle, würdige Ausstattung machen das Buch zu einer sehr empfehlenswerten Gabe für Jung und Alt. L.

Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oskar Teuber. Erster Teil. Prag 1883. Zweiter Teil ebenda 1885. Dritter Teil ebenda 1888. Verlag von A. Haase.

Der Verfasser des vorliegenden großen dreibändigen Werkes hat sich die Aufgabe gestellt, die Entwickelung der künstlerischen Verhältnisse in der böhmischen Landeshauptstadt im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte des Dramas, der Musik und der Schauspielkunst eingehend und umfassend von den frühsten Zeiten bis 1887 darzustellen und die zahlreichen, denkwürdigen Leistungen des Prager Theaters, das nach Rang, Bedeutung und glanzvoller Vergangenheit zu den hervorragendsten deutschen Bühnen gehört, auf Grund sorgfältiger Quellenstudien geschichtlich vor dem Leser vorüberzuführen. Herr O. Teuber hat seine Aufgabe in sehr erfreulicher Art gelöst und durch seine Geschichte des Prager Theaters nicht bloß eine glänzende Seite der alten interessanten Moldaustadt beleuchtet, sondern auch zur deutschen Theatergeschichte überhaupt einen sehr wertvollen Beitrag geliefert. Wie es auch heute stehen mag, die Prager Bühne hing bis in die neueste Zeit mit der deutschen Schauspielkunst und der deutschen Musik durch alle Fäden fest zusammen, und die Gründung des neuen deutschen Theaters in Prag durch den deutschen Theaterverein hat gezeigt, daß die deutsche Bevölkerung Böhmens und vor allem der Hauptstadt entschlossen ist, auch ferner dem deutschen Theater Prags seine alte geschichtliche Stellung zu wahren. Der erste Teil geht von den Anfängen, die auch für Prag in kirchlichen dramatischen Aufführungen (den Mysterien) liegen, bis zu den Reformversuchen Brunians um 1780. Die Jesuitendramen, die Gründung einer Oper durch Kaiser Rudolf II., die englischen und insbruckischen Komödianten, andere Wandertruppen des 17. Jahrh. ziehen an uns vorüber, bis im Grafen Fr. A. Spork der erste reiche und kunstsinnige böhmische Kavalier auftritt, der durch sein Opernhaus die lange Reihe böhmischer Herren einleitet, die Geld und Begeisterung für das Prager Theater geopfert

Digitized by Google

haben. Mit dem Tode des Grafen (1738) fällt die Gründung des ersten stehenden Theaters durch den Magistrat der Altstadt Prag zusammen, des sogenannten Kotzentheaters, in dem neben italienischen Opern-Impresarii auch deutsche Schauspieldirektoren als Pächter und Prinzipale auftraten. Im zweiten Teil wird zuerst die Glanzzeit des Kotzentheaters unter Brunian geschildert, welcher die extemporierte Komödie und die grobe Posse beseitigte. Jenes städtische Theater, das dann rasch verfiel, nahm sein Ende, als der kunstbegeisterte Graf Franz Anton v. Nostitz (1781) auf seine Kosten ein Theater auf dem Karolinplatze erbaute, in welchem zunächst die Wahrsche Gesellschaft spielte und der Graf der Unternehmer war. Schon 1784 übergab er aber das Nationaltheater, wie es hieß, an P. Bondini, der eine italienische Oper und eine deutsche Schauspielergesellschaft (unter Brandes und Reinicke) leitete und im gräflich Thunschen Hause gespielt hatte. Unter Bondini und Guardasoni fallen die Triumphe Mozarts in Prag. Das Duschekshe Haus auf dem Weinberg Bertramka in Smichow ist die eigentliche Geburtsstätte des Don Juan, dessen erste Aufführung am 99. Okt. 1787 zu Prag geschah. In Prag wurde auch Mozarts Titus zuerst aufgeführt, 6. Sept. 1791, als Festoper bei der Krönung K. Leopolds II. zum König von Böhmen. Mozart war zugegen; schwer schied er von Prag, wo er mehr noch als in Wien gefeiert und betrauert ward († 5. Dez. 1791). — Neben dem Nationaltheater, das 1798 von den böhmischen Ständen übernommen wurde, hatte eine Zeit lang auf der Kleinseite ein Theater bestanden, und war mit längerer Dauer im ehemaligen Hibernerkloster ein vaterländisches Theater gegründet worden. Die Vereinigung des letzteren und des ständischen unter Guardasoni führte unter Liebigs Leitung (1806 bis 16) zu der goldenen Zeit der Prager Bühne. Liebig leitete das Schauspiel, Wenzel Müller (1807—13) und nach ihm C. M. v. Weber (1813—16) die Oper, die nun eine deutsche wurde. — Der dritte Teil führt von Liebigs Tode durch die verschiedenen Direktionszeiträume (Frau Liebig, v. Holbein, Polawsky-Kainz-Stepancek, Stöger, J. Hoffmann, Thomé, Wirsing, Kreibing) bis zur Gegenwart unter Angelo Neumann. Eine Fülle von bedeutenden Künstlern und Künstlerinnen, ein reiches Streben, schwankendes Glück und auch vielfach große Erfolge ziehen an uns vorüber. Alles ist von Herrn O. Teuber gründlich, sachlich und daher zuverlässig behandelt worden. Besonders anziehend erscheint die Holbein'sche Periode, in der auch Henriette Sontag als Stern der Prager Oper strahlte. Auch die Geschichte der Anfänge und dann des Aufschwunges des czechischen Nationaltheaters ist von Interesse; sie wird möglichst parteilos vorgetragen. Aber der Verfasser betont auch hier, wie mächtig der deutsche Geist auf das ganze böhmische Leben seit Jahrhunderten gewirkt und wie die deutsche Litteratur und deutsche Schauspielkunst eine grundlegende Bedeutung für die czechische Litteratur und Bühne habe und behaupte. Die Geschichte des Prager Theaters von Oskar Teuber ist, wir wiederholen es am Schluß, ein höchst schätzbarer Beitrag zur allgemeinen deutschen Bühnengeschichte und eine vortreffliche Monographie über das Kunststreben in der alten Hauptstadt Böhmens. Q.

Die Mutter bei den Völkern des arischen Stammes. Eine anthropologisch-hiitorische Skizze als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage, mit 10 lith. Tafeln und einer geographischen Karte von Michael von Zmigradzki. München 1886. Verlag von Theodor Ackermann, Königlicher Hofbuchhändler.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist ein kluger, begabter Mann, der in Deutschland Vorträge gehört und auf Reisen vieles gelernt hat, auch mit einem klaren Blick für das Praktische ausgestattet ist; das Werk ist, obgleich an Bachofen und Lippert, weniger an Lubbock, anlehnend, doch in seinen Grundzügen selbstständig gearbeitet; aber dem Buche fehlt doch das etwas, was die Arbeit eines Fachmannes von der des gebildetsten Dilettanten sofort unterscheidet. Dilettantisch ist der Mut, sich sofort an die Lösung der letzten und schwersten Fragen zu wagen, dilettantisch ist das Hineinziehen mancher zwar nicht ganz außenvor, aber doch ziemlich abseits liegender Dinge; dilettantisch auch die Art, wie die Person des Verfassers in die Untersuchungen hineingezogen wird. An Resultaten enthält die Arbeit im wesentlichen nur eine beachtenswerte Hypothese, welche sich nach den Ausführungen auf S. 159, den vorangegangenen und folgenden Seiten etwa so formulieren läßt: Alle Volksgebräuche, welche ein Werkzeug oder ein Gerät erfordern, sind zu einer Zeit entstanden, wo dieser Apparat im täglichen Gebrauche des Volkes war. Wenn also mehrere stammverwandte Völker einen solchen Gebrauch gemeinsam haben, so ist anzunehmen, daß das Urvolk vor der Trennung die erforderlichen Werkzeuge schon gekannt und täglich gebraucht hat. Danach müßten die Volksgebräuche zu verwerten sein, um die vorgeschichtliche Kultur eines Volkes zu erkennen, also etwa in demselben Sinne wie die gemeinsamen Worte und Wortstämme von O. Schrader verwertet werden. (S. den Aufsatz von Spiegel im Aprilheft dieser Revue von 1887.) Höchst beachtenswert sind auch die praktischen, vernünftigen Betrachtungen zur Frauenfrage, welche in den §§ 243—273 den Schluß des eigentlichen Werkes machen. Im übrigen dürfte dem Verfasser der Rat zu erteilen sein, an der Behandlung einer kleineren Frage seine umfangreichen Kenntnisse zu vertiefen und seine Kräfte zu stählen. K. F.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Althaus, Friedr., Theodor Althaus. Ein Lebensbild. 8. (E. Strauß, Bonn.)

Bouchor, Maurice, Les Symboles. Poèmes. 8. (G. Charpentier & Co., Paris.)

Bruchmann, Dr. Kurt, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Carstensen, N. F., Das Leben nach dem Tode. Deutsch von Emil Jonas. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Eisenhart, Wolfgang, Der nächste Krieg mit Rußland und seine politischen Folgen. 8. (J. Fricke's Buchh., Halle.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 56. Lief., enthält Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lief. 23. — Zweite Abtheilung, 48. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 28. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Gaspary, Adolf, Die italienische Litteratur der Renaissancezeit. 8. (Robert Oppenheim, Berlin.)

Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, herausgegeben von Dr. Anton Reichenow. Lex. 8. V. Band. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Holtei, Karl von, Schlesische Gedichte. Neunzehnte Auflage. 16. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Keindl, Ottomar, Friedrich Theodor Vischer. Erinnerungsblätter. 8. (Gustav Neugebauer, Prag.)

Koeber, Dr. R., Die Philosophie Arthur Schopenhauers. 8. (Georg Weiss, Heidelberg.)

Laverrenz, Viktor, Im Banne der Disziplin. 8. (J. L. V. Laverrenz, Berlin.)

Mantegazza, Paul, Das nervöse Jahrhundert. 8. (F. W. Steffens, Leipzig.)

Melzer, Dr. Ernst, Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. 8. (J. Graveur, Neisse.)

Muncker, Franz, Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 8. (G. J. Göschen, Stuttgart.)

Nägele, Eugen, Aus Schnbarts Leben und Wirken. 8. (W. Kohlhammer, Stuttgart.)

Neuenaar, Ludwig von, Gräfin Isolde. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. (E. Mangelsdorf, München.)

Nußbaum, J. N. von, Neue Heilmittel für Nerven. Erste bis vierte Auflage. Gr. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Pinner, A., Die Gesetze der Naturerscheinungen. 8. (G. Freytag, Leipzig.)

Pokorny, Dr. Alois, Naturgeschichte des Pflanzenreichs. 15. Auflage. 8. (G. Freytag, Leipzig.)

Preuschen, Hermine von, Regina vitae. 8. (F. & P. Lehmann, Berlin.)

Rambaud, Alfred, Histoire de la civilisation contemporaine en France. 8. (Armand Collin & Co., Paris.)

Roth von Schreckenstein, Karl Heinrich Freiherr, Der Freiherrntitel einst und jetzt. 8. (R. von Deckers Verlag, Berlin.)

Rozan, Charles, Petites ignorances historiques et littéraires. 8. (Maison Quantin, Paris.)

Schmidt, Dr. Georg, Die Familie von Bismarck. 8. (Max Babenzien, Rathenow.)

Schmidt, Karl, Der Fürst von Eisen oder Armins Tod. Patriotische Tragödie. 8. (Karl Ritter, Wiesbaden.)

Schottky, Ernst, Hannibal. Ein Drama. 8. (Feller & Gecks, Wiesbaden.)

Schulpe, Georg von, Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergiltiger metrischer Uebersetzungen von modernen Autoren. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Schweitzer, Ph., Geschichte der skandinavischen Litteratur. II. Theil. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Spielhagen, Friedrich, Noblesse oblige. 8. (L. Staackmann, Leipzig.)

Stegemann, Hermann, Stratonike. Trauerspiel. 8. (Gebr. Pollmann, Karlsruhe.)

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst. Gr. 8. (N. G. Elwerts Verlag, Marburg.)

Viehoff, Heinrich, Drei Bücher erzählender Gedichte. 8. (Friedr. Brandstetter, Leipzig.)

Waldburg, S., Daheim und Unterwegs. Gedichte. 8. (L. Boshenmeyers Buchh., Cannstadt.)

Wedde, Johannes, Theodor Storm. 8. Herm. Grüning, Hamburg.)

Weisengrün, Paul, Entwickelungsgesetze der Menschheit. 8 (Otto Wigand, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

ADM BLDG
STORAGE
ANNEX

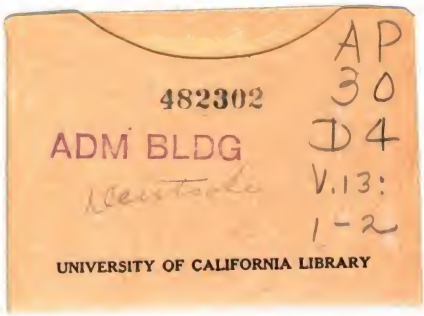
Dec
13Nov'52MR
DEC 18 1952 LU

10Mar'53MP
MAR 26 1953 LU

LD 21-100m-11,'49(B7146s16)476

Digitized by Google

YD 07261


482302
ADM BLDG
AP
30
D4
V.13:
1-2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google